Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Siebenundzwanzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1885.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

P. Germ. 193,4
KH154.
KPH 9001

Bennett Fund

Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Register.

Siebenundzwanzigster Band.

Seite

Academicus, Ueber die Berufungen der Universitätsprofessoren 178
Achelis, Th., Philosophische Fragen 262
Alberti, Conrad, Von der Ungarischen Landesausstellung . . 371
Alsberg, Moritz, Die Genossenschaft im Thier- und Pflanzenreiche 34
— Neuere Untersuchungen über Hypnotismus 258. 275
— Der gegenwärtige Stand der Cholerafrage 403
Austriacus, Ueber die Wahlbewegung in Oesterreich 321
Bartsch, Karl, Jakob Grimm im Frankfurter Parlament . 103. 120
Bauer, A. Ch., Die Lenkbarkeit des Luftballons 3
— Die deutschen Städte als Eisenbahnstationen 84
— Eine überraschende Himmelserscheinung und ihre Erklärung . 291
Berger, Wilhelm, Wie Daniel ein Philister wurde . . . 395. 412
Blind, Karl, Der Ausgleich und die Neuvertheilungs-Bill . . 17
— Der Dynamit-Krieg in England 113
— Der Feldzug im Sudan und das Gladstone'sche Cabinet . . 161
— Englands äußere und innere Lage 227
— Afghanistan, Rußland und England 273
— Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes 353
Boettcher, F., Sonntagsfeier und Sonntagsruhe 401
Boettticher, Ad., Die Gigantomachie des pergamenischen Altars 38
Bolin, Wilhelm, Anzengruber's „Schandfleck" in seiner Neugestaltung 171
— Zu Ludwig Feuerbach's Philosophie 360
Braun-Wiesbaden, Karl, Zur Philosophie des Rechts, der Moral und der Sitte 9
Breitinger, Heinrich, Classisch und Romantisch. Eine Wortstudie 70
— Der Journalismus im heutigen Rom 244
Brückner, A., Ein englisches Buch über Peter den Großen . . 233
Bulle, Oskar, Dramatische Aufführungen 30. 206. 221. 270. 286. 303. 319. 350. 366. 414
— Der letzte Hegelianer 74
— Schulze-Delitzsch als Romandichter 136
— Aus Fritz Reuter's Nachlaß 231
— Das literarische Berlin 1840—60 342
— Ernesto Rossi als Schriftsteller 409
Dehn, Paul, Deutschland und die Orientbahnen 177
— Eine neue europäische Conferenz 257
Dincklage, E. von, Die Armenhäusler 330
Dircks, H., Der Pariser „Salon" 328. 345
Duboc, Julius, Antike und moderne Tragik 309
Ebe, G., Goethe's Beziehungen zur bildenden Kunst 264
Ehrlich, H., Opern und Concerte 15. 45. 62. 190. 269. 333
— Zur Aesthetik der Tonkunst 86
— Das Christusideal in der Tonkunst 148
— Eine deutsche Opernschule. Betrachtungen und Vorschläge 215. 234
— Jean Jacques Rousseau als Musiker 389
Ellinger, Georg, Machiavelli als Komödiendichter 281
Etlar, Carit, Fam 28. 42
Expertus, Eine Correspondenz aus dem Leben 139
Ey, Adolph, Das französische Volkslied 52
Felsing, Otto, Erinnerungen an Franz Abt 247
Frankl, Ludw. Aug., Ungedruckte Liebesbriefe von Nicolaus Lenau 133

Seite

Fuld-Mainz, Ludwig, Die Criminalstatistik Deutschlands . . 322
Gebhardt, Bruno, Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte 326
— Karl V. 394
Goldbaum, Wilhelm, Georg Brandes 407
Gopčević, Spiridion, Die jüngsten überseeischen Eroberungen 49
— Die Orientfrage in Sicht 289
Göring, Hugo, Die Philosophin Sophie Germain 23
Greif, Martin, Dichterwunsch 5
Groth, Klaus, Ein deutscher Sprachforscher in Belgien . . . 89
— Dorf-Idylle 214
Hartmann, E. von, Der Rückgang des Deutschthums . . . 1. 19
— Eine Gesammtdarstellung meiner Philosophie 151
— Die Lage der Parteien 385
Hartung, G., Zur Kritik der Abstammungslehre 54
Heveši, Ludwig, Pienza. Eine toscanische Stizze 236
Hirschberg, E, Die Armenpfleger und die Arbeiter 131
Jagow, Eugen von, Die Pariser Theatersaison 166
Jensen, Wilhelm, In der Frühlingsdämmerung 13
— Fasching 133
Isaac, Hermann, Heise's Shakespeare 36
Karpeles, Gustav, Jüngere Essayisten 26
— Die Bismarck-Literatur 202
— Die polnische George Sand 295
Koegel, Fritz, Ein deutscher Dichterbund 57
Lemmermayer, Fritz, Literarische Phrasen 373
Lichtwark, Alfred, Bildende Künste 78
— Max Klinger als Wandmaler 93
— Julius von Payer's „Bai des Todes" 125
— Die Ausstellung bei Gurlitt 158. 174
— Ludwig Burger-Ausstellung 253
— Künstlerische Experimente 318
— Zwei Wiener Maler 334
— Kunstgewerbliches 349. 398
L., B., Das Lutherfestspiel in Jena 346
Loebel, Moritz, Die Wittwe 156
Lorm, Hieronymus, Philosophie des Faschings 100
— Philosophie des Aschermittwochs 115
— Eine literarische Frühlingsstunde 181
Lübke, Wilhelm, Zur modernen Kunstgeschichte 5
— Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses 138
Lützow, Carl von, Der Nachlaß von Hans Makart 198
Luthmer, F., Eine Volksschrift über das Handwerk 40
Lutz, Rob., Ein Beitrag zur Biographie Darwin's 186
Meyer, Moritz, Das neue Unfallversicherungsgesetz 81
— Die Getreidezölle 145
Meyer, M. Wilhelm, Specialforschung und Hypothese . . . 196
Nordmann, H., Henry George und unsere Agrarier 243
Orzeszko, E., Die Lösung 346. 363. 381
Philosophus, Ueber Staatsexamina 338
Du Prel, Carl, Die Wasserprobe der Hexen 163
Pröll, Karl, Das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen . 65
— Sechs Jahre Taaffe'scher Regierung 305
Quarck, Max, Aus der Urgeschichte der Menschheit 298
— Der englisch-russische Conflict und der internationale Socialismus 337

Digitized by Google

Seite

Reber, Franz, Escorial 285. 300. 316
Renk, Friedrich, Ueber elektrische Theaterbeleuchtung 283
Reinhold, Karl Theodor, Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Bündniß 209
Roberts, Alexander Baron von, Die Holzhauer 172. 187. 205. 219
Scrutator, Die Gestaltung der Berufsverhältnisse 50
Singer, Wilhelm, Die französische Regierung und ihre Partei 131
— Das neue französische Ministerium 241
Schasler, Max, Polychrome Plastik und moderne Panoramen . 277
Schippel, Max, Die Arbeiterversicherung in Frankreich 98
— Zur Gewerbe-Inspection 369
Schmidt, Julian, Graf Leo Tolstoi 88
Scholz, August, Der Dichter der Polenfraction 249
Schütz, Friedrich, Erinnerungen an Julius v. d. Traun . . . 260
— Erinnerungen an Alfred Meißner 405
Schütze, Paul, Ein moderner Minnesänger 154
— Japanische Märchen, Sagen und Lieder 375
Schtschedrin, M., Das verlorene Gewissen 122
Schwiedland, Eugen, Die Geschichte der Handschriftendeutung 340
Sterne, Carus, Eierlegende Säugethiere 67
Stieda, Wilhelm, Colonisation und Industrie in Franken . . 307
Telmann, Konrad, Ein Sommertraum 59. 76. 91. 106
Thaler, Karl von, Richard Kralik 293
Tolstoi, Graf L., Erzählung eines Markörs 250. 267
Vambéry, Hermann, Herat und seine Einwohner 211
Voges, Ernst, Zur Tiefseeforschung 226
Wallot, Paul, Die Entwürfe für das Reichsgericht zu Leipzig 301
Winkler, Carl, Ausländische Operntexte im deutschen Gewande 362
Winter, Georg, Die Memoiren de Catt's 24
— Eine Geschichte der deutschen Einheit 311
Zacharias, Otto, Zur Entwickelungsgeschichte des Staates . . 147
— Zur Tiefseemessung 355
Ziel, Ernst, Epische Novitäten 104
— Des Königs Vermächtniß 339
— Zu Alfred Meißner's Tod 388
Zimmern, H., Eine Biographie Emerson's 314
Zolling, Theophil, Das Leben eines Sonderlings 11
— Der Weg zum Herzen. Lustspiel von L'Arronge 44
— Dramatische Aufführungen 61. 109
— Schweninger im Lied, Epos und Roman 71
— Ein Roman aus Livland's Vergangenheit 118
— Die Heyse-Woche 142
— Der Vergnügungszug. Schwank von Hennequin und A. de St. Albin 158
— „Die neuen Römer" von Richard Voß 168
— Ein neues Schillerbuch 183
— Wilhelm Jordan's erster Roman 200
— Zola's neuer Roman 217
— Ein ungedrucktes Gedicht von Heinrich v. Kleist 324
— Victor Hugo 357. 378

Seite

Zolling, Theophil, Ein realistischer Roman 392
Zorn, Philipp, Reichskanzler und Reichstag 33
— Die Principien unserer Colonialpolitik 97
— Fürst Bismarck 193

Notizen.

Bähr, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren 175. Baumbach, Der Pathe des Todes 367. Christensen, Der moderne Bildungsschwindel 47. Cumberland, Besucher aus dem Jenseits 46. Düntzer, Illustr. Goetheausgabe 239. Ehrlich, Novellen aus dem Musikantenleben 367. Engel, Homer's Odysseuslied 335. Figdor, Parlamentswissenschaft 223. Finsler, Aus der Mappe eines Fahrenden 223. Gagern, Todte und Lebende 47. Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes 190. Haggenmacher, Die Gefangenen 222. Hallwich, Gestalten aus Wallenstein's Lager I. 223. Hebbel, Friedrich, Tagebücher 1. Bd. 31. Heyse und Laistner, Deutscher Novellenschatz Bd. 6—9 351. Hirzel, Verzeichniß einer Goethebibliothek 159. Hohenhausen, Aus Goethe's Herzensleben 254. Hopfen, Zum Guten 351. Jacobi, Cunita 254. Jensen, Tagebuch aus Grönland 46. Kahle, Julie von, Goethe's italienische Reise 111. Kürschner, Deutscher Literaturkalender 222. Latendorf, Aus Theodor Körner's Nachlaß 239. Ludwig, Der neue Hamlet 255. Lübke, Geschichte der Architektur 1. Bd. 207. Marsop, Neudeutsche Capellmeistermusik 383. Mauerhof, Zur Idee des Faust 63. Meyer, Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts 63. Meyer, Conrad Ferdinand, Gedichte 111. Meyer, Hans, Eine Weltreise 159. Meyer's Conversations-Lexikon 4. Aufl. 235. Mohn, Farbendruckblatt: „Gedenket der Waisen" 31. Mücke, Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit 191. Pecht, Friedrich, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Vierte Reihe 399. Reitzenstein und Nasse, Agrarische Zustände in Frankreich und England 222. Reinhold, Fürst Bismarck 399. Rieß, Geschichte des Wahlrechts 271. Salinger, Aus meiner Studienmappe 239. Sanders, Verdeutschungswörterbuch 191. Schrattenholz, Das Niederrheinische Musikfest in Aachen 415. Schütz, Philosophie und Christenthum 221. Schumann, Dresdener Gemäldegallerie 47. Sittard, Geschichte der Aesthetik der Musik 222. Stoerk, Zur Methodik des öffentlichen Rechtes 159. Stommel, Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes 127. Storm, Zur Chronik von Grieshuus 239. Telmann, Das Spiel ist aus 254. Ueberweg, Schiller als Historiker und Philosoph 175. Uechtritz, Erinnerungen an 255. Wien war eine Theaterstadt. Von X. Wiener 126. Wilbrandt, Novellen 254.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Rückgang des Deutschthums. Von E. v. Hartmann 95. Schweninger im Epos 111. Nochmals der Sänger der „Felicia" 223. Zur „Bismarck-Literatur" 255. Büchmann's „Geflügelte Worte" 271. Emanuel Geibel's Geburtstag. Von K. Th. Gaedertz 287. Zu Büchmann's „Geflügelten Worten" 351. Victor Hugo und die Kinder. Von G. Dannehl 399.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 3. Januar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der Rückgang des Deutschthums. Von Eduard von Hartmann. — Die Lenkbarkeit des Luftballons. Von A. Ch. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Dichterwunsch von Martin Greif. — Zur modernen Kunstgeschichte. Von Wilhelm Lübke. — Zur Philosophie des Rechts, der Moral und der Sitte. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Das Leben eines Sonderlings. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** In der Abenddämmerung. Von Wilhelm Jensen. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Der Rückgang des Deutschthums.

Von Eduard von Hartmann.

Nachdem das Deutschthum über ein Jahrtausend eine nationale Kraft bethätigt hat, welche derjenigen seiner Nachbarvölker überlegen war und deshalb zum Vorrücken seiner Grenzen führte, ist im letzten Menschenalter das umgekehrte Verhältniß eingetreten, d. h. fast überall, wo das Deutschthum sich mit Nachbarn anderer Nationalität berührt, geht es zurück. In Städten, wo es früher tonangebend war, z. B. Triest, bleibt es absolut genommen zwar auf gleicher Höhe, wird aber relativ von der sich mehrenden Zahl anderer Stämme und deren wachsendem Einfluß überflügelt. Andere Städte, welche früher eine wesentlich deutsche Physiognomie zeigten, wie Prag, haben ihre Erscheinung und den Grundton ihres Lebens völlig umgekehrt, und in noch anderen, die für völlig deutsch gelten, zeigen sich die ersten Spuren einer nationalen Umwandlung. Auf dem Lande rücken die deutschen Sprachgrenzen Schritt vor Schritt zurück, und die jenseits der Grenze liegenden deutschen Sprachinseln werden immer enger umschnürt. Nur nach Westen hin scheinen die ländlichen Sprachgrenzen ziemlich unverändert zu bleiben, während sich in den früher französischen Städten des Elsaß deutsche Colonien von wachsender Stärke bilden. Aber hier handelt es sich um eine rein deutsche Landbevölkerung, die künstlich mit französischem Firniß überkleidet war, und welche nach Entlastung von der gewaltsamen Französirung sich auf ihr urdeutsches Wesen langsam wieder besinnt, und in den Städten um künstliche Militär-, Beamten- und Universitäts-Colonien mit ihren Anhängseln. Dagegen wird an den Süd- und Ostgrenzen das Deutschthum überall zurückgedrängt, ohne Unterschied, ob die betreffenden Regierungen diese Zurückdrängung begünstigen oder nicht.

Man könnte aus dieser Erscheinung schließen, daß das deutsche Volk die ihm früher innewohnende Colonisationskraft verloren habe und auf der absteigenden Seite seines Völkerlebens begriffen sei, d. h. daß der äußere Niedergang ein Zeichen des inneren Niederganges sei. Es ist möglich, daß diese Vermuthung für gewisse Stämme eine gewisse Berechtigung hat; wenigstens deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß die Deutsch-Oesterreicher nicht mehr den auf ihre Schultern gelegten schweren Aufgaben gewachsen sind. Aber es wäre jedenfalls voreilig, diesen Grund für das deutsche Volk im Allgemeinen als zutreffend hinzustellen, das noch keineswegs im inneren Niedergang begriffen scheint. Auch für den in Oesterreich angesiedelten Theil des bayarischen Stammes wird man eine nicht ganz zu leugnende Erschlaffung der deutschen Energie mehr aus äußeren Umständen ableiten müssen, als aus einer ungünstigen ethnologischen Veranlagung im Vergleich zu den anderen deutschen Stämmen; das Zusammentreffen innerer Genügsamkeit mit relativ günstigerem Boden und Klima zwang zu geringerer Uebung der Energie, und die scheinbar unerschütterliche politische Hegemonie unter den mitwohnenden Stämmen lullte in ein sorglos behagliches Genießen der bevorzugten Stellung ein, so daß hier Bummelei und Lotterei auf manchen Gebieten einreißen konnte, auf denen andere deutsche Stämme zur steten Anspannung und Uebung ihrer Energie gezwungen waren.

Ehe wir an einen inneren Niedergang der deutschen Volkskraft glauben könnten, müßte es doch zuvor an allen anderen Erklärungsgründen für den äußeren Rückgang des Deutschthums mangeln; so lange solche aber sich in ausreichendem Maße darbieten, sind sie es, an die wir uns zunächst halten müssen. Dieser Gründe sind aber hauptsächlich drei: erstens das wachsende Nationalbewußtsein und die wachsende Cultur der Nachbarvölker, zweitens der Mangel an Nationalstolz im deutschen Volkscharakter und drittens der unversöhnliche Haß der katholischen Kirche gegen das Deutschthum, welcher in dem letzten Menschenalter in einem allgemeinen Avanciren gegen das Deutschthum auf der ganzen Linie seinen Ausdruck gefunden hat.

Wir leben in einer Zeit, wo die Nationalitätsidee ihre größten Triumphe feiert. Ob man selbst ein Schwärmer für diese Idee ist und in ihr allein das Heil der Welt erblickt, ob man den heutigen Nationalitätenschwindel als eine vom höheren kosmopolitischen Gesichtspunkt aus bedauerliche Verirrung verdammt, oder ob man den gegenwärtigen einseitigen Cultus des Nationalbewußtseins als eine Uebergangsperiode zu künftiger gegenseitiger Duldung und freundnachbarlicher Eingliederung in den Organismus der Menschheit betrachtet, immerhin muß man mit den gegebenen Thatsachen rechnen.

Früher war es den Magyaren und Slaven gleichgültig, ob sie von deutschen oder nationalen Beamten regiert wurden, ob deutsche oder nationale Straßenschilder den Suchenden zurechtwiesen. So lange das niedere Volk überhaupt nicht zur Schule ging, konnte es für dieses keine nationale Schulfrage geben, die wenigen aber, welche sich eine gewisse Bildung anzueignen wünschten, lernten deutsch, weil es die alleinige Sprache der Bildung war, und eine magyarische, tschechische u. s. w. Bildung und Literatur nicht existirte. In den letzten Jahrzehnten haben nationale Patrioten die äußersten Anstrengungen gemacht, künstliche Nationalliteraturen aus der Erde zu stampfen und das Nationalgefühl der Massen anzufeuern, und beides mit solchem Erfolge, daß die Fortdauer der früheren Stellung

Digitized by Google

der Deutschen unter diesen Völkern zur Unmöglichkeit geworden ist. Wo die allgemeine Schulpflicht nicht bloß auf dem Papier steht, sondern der gemeine Mann seine Kinder wirklich zur Schule schicken muß, da will er sie auch in eine Schule seiner Sprache und Nationalität schicken, oder er hat das Gefühl, einer unterdrückten, nicht gleichberechtigten Rasse anzugehören.

Sucht die bisher herrschende deutsche Minderheit ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, so richtet sich der Haß des fremden Stammes gegen dieselbe als gegen seinen Unterdrücker, und dieser Haß läßt sich leicht bis zur fanatischen Leidenschaft schüren; erringt die fremde Nationalität ihre Gleichberechtigung mit der deutschen, so fehlt ihr naturgemäß die Selbstbeherrschung und Bildung zum Maßhalten, und der leidenschaftliche Haß schießt über das Ziel der Gleichberechtigung hinaus zur rachsüchtigen Unterdrückung der bisherigen Unterdrücker. Der Kampf um das gleiche Recht wird nothwendig zum Kampf um das Vorrecht und die Herrschaft, und je roher, rücksichtsloser, gewissenloser und fanatischer in diesem Kampfe verfahren wird, desto größer ist leider die Aussicht auf Erfolg. Wer der Stimme der Billigkeit Gehör gibt und an die möglichste Bewahrung oder Wiederherstellung des Friedens denkt, wird immer im Nachtheil sein gegen denjenigen Gegner, der nur von fanatischem Haß sich leiten läßt und im Kampfe selbst eine Befriedigung seines so lange schlummernden und nun endlich erwachten Nationalgefühls empfindet. So sind es grade die Tugenden des deutschen Volkes, sein Gerechtigkeitssinn und seine Friedensliebe, welche ihm im Kampfe mit unbilligen und kriegslustigen Gegnern zum Fallstrick werden.

Was die slavischen und magyarischen Völker gehindert hat, mit dem deutschen geschichtlich zu concurriren, war und ist in Rußland noch heute der Mangel eines gebildeten und wohlhabenden Mittelstandes; indem die Deutschen im Verein mit den deutschredenden Juden diese Lücke des staatlichen Lebens ausfüllten, machten sie sich geistig und materiell zur leitenden Macht in den betreffenden Ländern; und sie wurden es um so mehr, in je höherem Maße sie auch den Großgrundbesitz und das Beamtenthum in Beschlag nahmen. So wurden sie z. B. in den russischen Ostseeprovinzen zur herrschenden Klasse, obwohl sie numerisch nur eine kleine Minderheit bildeten; um wieviel mehr mußten sie in solchen Ländern das alleinherrschende Volk werden, wo sie auch einen großen Theil der Bauerngüter besiedelten, wie in den deutsch-österreichischen Provinzen und Siebenbürgen. Die ungebildete Masse ohne Nationalbewußtsein hatte weder die Fähigkeit noch die Absicht, sich dieser Herrschaft zu widersetzen; der slavische Adel hätte wohl die Absicht gehabt, wenn er nur die Fähigkeit besessen hätte, aber es fehlte ihm die wirthschaftliche und geistige Bildung und der Rückhalt eines nationalen Mittelstandes.

In diesen Verhältnissen hat sich nun sowohl in der österreichisch-ungarischen Monarchie, als auch in den ehemals polnischen Landestheilen Preußens ein Umschwung angebahnt, der, obwohl er erst in seinen Anfängen steht, bereits das alte Bild völlig verändert hat, aber für die Zukunft mit geschichtlicher Nothwendigkeit noch ungleich größere Umgestaltungen hervorbringen muß. Der Adel hat so sehr an wirthschaftlicher und geistiger Bildung gewonnen, daß er mit dem deutschen durchaus concurrenzfähig geworden ist; der bisher fehlende nationale Mittelstand beginnt sich zu bilden und hat in einzelnen Provinzen schon eine ganz achtungswerthe Bedeutung gewonnen; die Masse endlich ist fanatisch national geworden und gibt dadurch für jene leitenden Stände eine für friedliche Abstimmungen, einschüchternde Demonstrationen und etwaige bewaffnete Aufstände gleich ansehnliche Armee ab. In den Städten, wo man früher nur deutsche Ladenschilder sah, wechseln jetzt deutsche mit fremdsprachigen ab, oder sind ganz durch dieselben verdrängt, und für die Schnelligkeit dieses Umschwungs fällt sehr in's Gewicht, daß eine Menge Juden es vortheilhafter finden, ihr Segel nach der herrschenden Windströmung zu stellen, d. h. ihre Namen und Geschäftssprache zu slavisiren oder zu magyarisiren. Wenn der nationale Großgrundbesitz die Concurrenzfähigkeit mit dem deutschen im Allgemeinen bereits errungen hat, so ist der nationale Handelsstand in vielen Gegenden, wenigstens im Kleinhandel, schon zum gleichen Ziele gelangt und wird spätestens in der nächsten Generation bis zum Großhandel vorrücken.

Wir haben es also wesentlich mit einem Culturaufschwung der bisher im Culturproceß stark rückständigen Nationalitäten zu thun, welcher den bisherigen Culturvorsprung der Deutschen verringert hat und theilweise einzuholen im Begriffe steht. Diese Erscheinung würde für sich allein schon genügen, das Schwinden des Einflusses und der dominirenden Stellung des deutschen Elements zu erklären; sie scheint aber allerdings nicht ausreichend, um den thatsächlichen absoluten Rückgang des Deutschthums, seinen Grenzen und seiner Volksziffer nach begreiflich zu machen. Wären die Deutschen ebenso begeisterte und opferwillige Vertreter ihrer Nationalität, wie die Gegner es von der ihrigen sind, so müßte doch der Kampf zu einem Waffenstillstand auf Grundlage der einmal bestehenden Grenzen führen, und daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr das Deutschthum stetig an Terrain verliert, beweist zu Genüge die überlegene Intensität des Nationalgefühls der Nachbarn.

Das deutsche Volk besitzt ein eifriges Streben nach Vervollkommnung und nach Steigerung seiner Cultur, vielleicht ein idealeres Streben als irgend ein anderes Volk, aber es legt bei diesem Streben weniger Werth als irgend ein anderes Culturvolk auf die nationale Grundlage seiner Cultur, auf den traditionellen historischen Charakter seines geistigen und gemüthlichen Lebens und ist darum leichter als andere bereit, die nationale Färbung seiner Cultur für etwas Gleichgültiges zu halten. So führt der abstracte kosmopolitische Idealismus die Deutschen gar leicht dazu, ihre nationale Eigenart mit der eines anderen Volkes zu vertauschen, wenn dieser Tausch mit äußeren Vortheilen irgend welcher Art verknüpft scheint; da es wesentlich nur Bequemlichkeit ist, was sie am gewohnten Alten haften läßt, so sind schon überwiegende Bequemlichkeitsrücksichten ausreichend, sie zur Verleugnung ihrer Nationalität zu bewegen. Diesen Proceß sehen wir überall sich vollziehen, wo Deutsche unter einem fremden Culturvolk mit hochentwickelter geschäftlicher Technik leben, z. B. in Frankreich, England und Nordamerika.

Man hat sich endlich überzeugt, daß alle deutschen Auswanderer in diesen Gebieten spätestens in ihren Kindern oder Enkeln für das Deutschthum verloren gehen, und grade diese endlich dem deutschen Volke aufgegangene Erkenntniß ist der Hauptgrund für dessen stürmisches Verlangen nach eigenem Colonialbesitz geworden. Man wird sich aber nicht minder von der anderen Wahrheit überzeugen müssen, daß dieselben Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters, welche das Erlöschen des Deutschthums bei allen bisherigen deutschen Auswanderern verschulden, auch den entscheidenden Grund liefern für den Rückgang des Deutschthums an allen Grenzen, wo die Deutschen mit Nachbarn von einem bereits erwachten und ausgeprägten Nationalgefühl zusammenwohnen. Die fremden Nationalitäten sind immer aggressiv und kampflustig, und die Deutschen geben immer Schritt um Schritt nach aus Bequemlichkeit, Trägheit, Friedensliebe und Gleichgültigkeit, welche sie sehr wohl mit dem abstracten Idealismus kosmopolitischer Gerechtigkeitsliebe und Humanität zu entschuldigen wissen.

Nur dieser Mangel an Nationalgefühl macht es möglich, daß der Aufschwung der fremden Nationalitäten bei der deutschen keinen genügenden Widerstand findet, und alle Entschuldigungen, welche man für diesen deutschen Charakterfehler zu ersinnen gewußt hat, sind unhaltbar. Man sagt, die Deutschen hätten kein Vaterland gehabt und deshalb auch keinen deutschen Patriotismus entwickeln können. Das ist sehr richtig, und es ist ebenso unbestreitbar, daß ein nationaler Patriotismus ein mächtiges Unterstützungs- und Förderungsmittel für das Nationalgefühl abgibt; aber es ist doch unrichtig, beide zu verwechseln, oder den Patriotismus für eine unentbehrliche Bedingung des Nationalgefühls zu halten. Es gibt viele Völker vom ausgebildetsten Nationalgefühl, deren Staaten längst untergegangen sind, z. B. die Polen, und viele, die noch nie einen Staat besessen haben, sondern erst danach trachten, sich einen solchen zu erringen; aber diese Staatenlosigkeit der an mehrere Staaten vertheilten oder enclavenartig von einem Staat eingeschlossenen Völker und Stämme

Digitized by Google

lassen sich dadurch doch nicht im Geringsten hindern, ein sehr lebhaftes Nationalgefühl zu entwickeln, das beim Judenthum sogar den Untergang der Sprache überlebt hat. Seit einem halben Menschenalter besitzt das deutsche Volk thatsächlich ein mächtiges Staatswesen, nach welchem auch die ihm nicht zugehörigen Deutschen als zu einem Krystallisationskern des deutschen Nationalbewußtseins hinschauen können; aber wir haben nichts davon bemerkt, daß das Aufgehen der ausgewanderten Deutschen in westlichen Ländern oder der Rückgang des Deutschthums an den südlichen und östlichen Grenzen dadurch irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Im Gegentheil, diese staatliche Zusammenfassung des Deutschthums hat nur den Eifer der Nachbarn zur Entgermanisirung und die Energie und Rücksichtslosigkeit ihres Vorgehens verdoppelt, offenbar in der geheimen Absicht, mit dem Vernichtungswerk früher zu Ende zu kommen, als die Anziehungskraft dieses nationalen Krystallisationskerns auf die zerstreuten deutschen Stämme sich allzu entschieden geltend macht.

Bis jetzt ist diese Anziehung noch wenig hervorgetreten, offenbar weil die friedliebende Reichsregierung jede politische Störung vermeiden will, und weil die abstract-idealistischen Deutschen des Auslandes von den politischen Zuständen des deutschen Reiches, insbesondere von den Schilderungen derselben durch eine gewisse Presse, mehr abgestoßen als angezogen werden.

(Schluß folgt.)

Die Lenkbarkeit des Luftballons.

Von A. Ch. Bauer.

Nachdem in den Tagesblättern, deren Aufgabe es nun einmal ist, sich an Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Meldungen neuer Ereignisse zu überbieten, die durch die neuesten französischen Experimente wieder rege gewordene Discussion über die Lenkbarkeit des Luftballons einigermaßen verstummt ist, scheint es angebracht zu sein, die Angelegenheit in ruhigerer Weise einer objectiven Prüfung zu unterziehen, um zu ermitteln, welche Bedeutung dem Luftschiffe der Herrn Renard und Krebs an sich zukommt, und in wie weit dasselbe geeignet ist, die bisherigen Anschauungen und Hoffnungen in Betreff der praktischen Verwerthbarkeit des Luftballons zu modificiren. Man wird dann zu dem Ergebniß gelangen, daß auch in diesem Falle die Wahrheit in der Mitte liegt, in der Mitte zwischen den extremen Auslassungen, welche die erste, durch die Umstände begünstigte Auffahrt der genannten Franzosen zur unmittelbaren Folge hatte.

Auf der einen Seite, größtentheils durch Landsleute der Unternehmer gebildet, Begeisterung und die triumphirende Ueberzeugung, daß nunmehr, nach hundertjährigen Bemühungen, das Problem gelöst sei — eine Begeisterung, welche man nicht ganz unbegreiflich finden wird, wenn man bedenkt, daß es Franzosen waren, welche diese Kunst eröffneten, daß an ihrer Weiterführung Franzosen den zweifellos größten Antheil hatten, und daß die Welt nunmehr die angebliche Krönung des Werkes gleichfalls wieder zwei Franzosen — von denen der Eine freilich einen sprachlich höchst verdächtigen Namen führt — zu verdanken schien. Auf der andern Seite vorsichtige und kühle Aufnahme des Geschehenen, Anerkennung des einzelnen Factums; aber der Zweifel, ob es erlaubt sei, von diesem einzelnen Falle auf die Allgemeinheit zu schließen. Es muß lobend erwähnt werden, daß der „Figaro", weit entfernt, in das chauvinistische Horn zu stoßen, sich zu der Schaar der abwartenden Zweifler gesellte. In der That sollte diesen die Zeit des Abwartens kurz genug und die Rechtfertigung nur zu bald zu Theil werden. Denn als, wenige Wochen später, jene Officiere die zweite Auffahrt unternahmen, erwies sich die Rückkehr nach dem Ausgangspunkte als unausführbar und die Luftschiffer mußten, nachdem sie gelandet waren, ihr Fahrzeug auf irdischen Pfaden nach Hause befördern. Nun war es natürlich, daß sich des Publicums, selbst des französischen, eine gewaltige Enttäuschung bemächtigte und daß man das Interesse an den Herren Renard und Krebs genau so schnell, wie man es gefaßt hatte, wieder fallen ließ. Das Eine war ebenso unberechtigt wie das Andere, wie Jedem hätte klar werden müssen, der einen tieferen Einblick in die Angelegenheit gewonnen hätte. Das wurde nun aber durch die übertriebene Strenge in der Geheimhaltung aller Einzelheiten, welche das französische Kriesministerium obwalten ließ, in hohem Grade erschwert, und es wird von Interesse sein, auf Grund der bezüglichen Verhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften und mit Berücksichtigung der historischen Entwickelung das Thatsächliche und die Wahrheit in Betreff dieses wichtigen technischen Problems zu hören.

Schon lange vor der Erfindung des Luftballons spukte bekanntlich die Idee der Flugmaschine in phantastischen Köpfen. Man wollte es dem Vogel durchaus nachmachen, man wollte durch eigene Muskelkraft sich in der Luft erhalten und in willkürlicher Richtung vorwärts bewegen. Daß dies unmöglich ist, haben neuere wissenschaftliche Untersuchungen auf's Strengste erwiesen und man kann in dem interessanten Buche des Engländers Pettigrew „Die Ortsbewegung der Thiere nebst Bemerkungen über Luftschifffahrt" Näheres hierüber erfahren. Thatsächlich sind alle im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte angestellten, hierauf zielenden Experimente gescheitert, und man wird jetzt allmählich so vernünftig, sie seltener und seltener zu wiederholen. Es muß dies besonders hervorgehoben werden angesichts einiger Versuche und Erörterungen, welche, ziemlich unklar und hieroglyphisch gefaßt, aus Anlaß der französischen Luftfahrten kürzlich an verschiedenen Orten (z. B. in einem Artikel der „Neuen freien Presse" und in einer Broschüre von Wierzorek) ans Licht getreten sind.

Eine andere Idee ist die, zur Lösung unseres Problems sich der Mittel zu bemächtigen, mit welchen man seit Menschengedenken auf dem Wasser Fahrzeuge in willkürlicher Richtung dirigirt. Aber auch hier liegt die Einsicht in die Unvollkommenheit des Vergleichs zwischen Schifffahrt und Luftschifffahrt fast noch näher als dieser selbst. Denn das Charakteristische an einem Ruderboote oder einem Raddampfer, ja selbst an einem Segelschiffe, welche durch Laviren ihr Ziel erreichen, ist, daß diese Fahrzeuge sich an der Grenze zweier Medien, zweier Materien bewegen, zum Theil in die eine, zum Theil in die andere hineinragend, und auf dem Umstande, daß diese beiden Materien, Luft und Wasser, eine sehr verschiedene Dichtigkeit und Widerstandsfähigkeit besitzen, beruht wesentlich die Wirkungsweise jener Fahrzeuge. Ein Schaufelrad beispielsweise würde, wenn es innerhalb des Wassers ginge, fast gar nichts ausrichten, weil die Leistung der unteren Schaufeln durch diejenige der oberen so gut wie aufgehoben werden würde.

Von allen maritimen Bewegungsmitteln bleibt somit einzig und allein die Schraube übrig, deren Uebertragbarkeit in das Reich der Lüfte nichts im Wege steht.

Schrauben sind, ihrer Wirkungsweise nach, gerade das Umgekehrte der Windmühlenflügel. Während diese nämlich von der bewegten Luft zwar in Drehung versetzt werden, im Uebrigen aber nicht fortschreiten, sondern stets denselben Ort im Raume bewahren, während also die Luft sich gewissermaßen durch das ruhende Flügelkreuz hindurchbohrt, ist es umgekehrt die Schraube, welche sich durch das ruhende Wasser hindurchbohrt. Wie die Luft den Windmühlenflügeln, so wird hierbei auch die Schraube nothwendigerweise dem Wasser eine Bewegung ertheilen, aber eben nur eine drehende Bewegung; von vornherein darf das Wasser keine fortschreitende Bewegung besitzen; und in je höherem Maße es eine solche besitzt, desto unvollkommener wird die Wirkung der Schraube sein, ein desto größerer Theil ihrer Leistung wird verloren gehen. Wie verhält es sich nun im Reiche der Lüfte? Herrscht dort Ruhe oder Bewegung? Wollte man die Antwort auf diese Frage aus den Erfahrungen entnehmen, welche man selbst in den untersten Schichten der Atmosphäre gemacht hat, so müßte man offenbar sagen, daß Ruhe und Bewegung, Windstille und Wind mit einander abwechseln, daß aber die Stille zweifelsohne der bei weitem seltenere Fall ist. Nun muß

Digitized by Google

man aber bedenken, daß hier unmittelbar an der Erdoberfläche mit ihren Bergen und Thälern, Wäldern und Feldern, Städten und Dörfern das Spiel der Lüfte ein stark gehemmtes und abgeschwächtes ist. Schon wenn man sich auf einem freiliegenden Bergesgipfel befindet, bekommt man die Gewalt der Winde in ganz anderer Weise zu verspüren, und in der freien hochliegenden Atmosphäre kommt Windstille thatsächlich niemals vor, ja selbst schwache Brisen gehören dort, wenigstens in unserer Gegend, zu den Ausnahmefällen. Die Windmühle zeigt selbst am besten, wie gewaltig der Druck des Windes ist, wenn er schwere Mahlwerke zu treiben vermag; und nun bedenke man, daß dieser Druck nicht nur desto größer ist, je größer die sich ihm darbietende Fläche wird, sondern daß er sogar in quadratischem Verhältnisse zunimmt. Wenn beispielsweise auf einen Ballon von zehn Meter Durchmesser, also etwa 150 Quadratmeter Oberfläche (es kommt natürlich nur die eine Hälfte derselben in Betracht), ein schwacher Wind wirkt, wie man ihn in der Witterungskunde als leisen Hauch zu bezeichnen pflegt, also ein Wind von einem Meter Geschwindigkeit in der Secunde, so beträgt der Druck etwa 20 Kilo; bei einem immer noch sehr mäßigen Winde von 8 Meter Geschwindigkeit (29 Kilometer in der Stunde) mißt jener Druck schon das 64fache, also über 25 Centner, und bei wirklich kräftigen Winden, wie sie dort oben die Regel sind, Hunderte von Centnern. Aus der Geschichte der Luftfahrten, bei denen die Luftschiffer den Winden sich willenlos überließen, sind genügende Beispiele bekannt, welche jene Angaben über die Gewalt des Windes zu illustriren geeignet sind; so wurde, um nur eines derselben anzuführen, der französische Aëronaut Nadar in seinem Riesenballon „Geant" mit einer Gesellschaft von acht Personen in zwölf Stunden von Paris bis nach Nienburg an der Weser, also eine Strecke von über hundert Meilen, fortgeführt — eine Geschwindigkeit, welche diejenige eines Courierzuges übertrifft.

Aus alledem folgt, daß, wenn man die Schraube für die Luftschifffahrt nutzbar machen will, man ihre eine besonders kräftige Construction und Betriebsweise angedeihen lassen muß. Der Erste, welcher dies einsah und deshalb eine kleine Dampfmaschine als Motor benützte, war der durch seinen Injector und späterhin durch den Ballon Captif während der Ausstellung berühmt gewordene französische Ingenieur Giffard. Die Maschine hatte drei Pferdekräfte und ließ, bei der einzigen Auffahrt, welche am 24. September 1852 stattfand, die Schraube, unterstützt durch ein Steuerruder, bei schwachem Winde, aber freilich nicht in einer diesem entgegengesetzten, sondern nur in seitlicher Richtung functioniren. Weiteres verlautete von Giffard und seinem Ballon nicht mehr; und es vergingen zwanzig Jahre, bis die Angelegenheit einen neuen Impuls erhielt.

Unterstützt von der französischen Regierung und der Pariser Akademie der Wissenschaften nahm sich nämlich vor und während der Pariser Belagerung der um die Flotte seines Vaterlandes hochverdiente Marine-Ingenieur Dupuy de Lôme der Sache an. Der Ballon, den er erbaute, hatte die Gestalt einer kurzen und verhältnißmäßig dicken Cigarre und eine Tragkraft von fünfzig Centnern. Die eigenthümliche, von Dupuy gewählte Form hat den Vortheil, daß sie sich mit einem zehn- bis zwölfmal kleineren Widerstande durch die Luft zu bewegen vermag, als eine gleich große Kugel unter sonst gleichen Umständen. Die Schraube war über der Gondel angebracht, hatte vier Flügel aus Seidentaffet über feste Rahmen gespannt, einen Durchmesser von 8 Metern (!) und eine eben so große Höhe des Schraubenganges; bei zwanzig Umdrehungen in der Minute legte sie also in jeder Secunde 2 bis 3 Meter zurück, und erforderte hiezu einen Kraftaufwand von 30 Kilogramm-Metern, also fast einer halben Pferdekraft. Dupuy verschmähte aber den mechanischen Betrieb und zog die Muskelkraft von vier Mann, mit zwei weiteren zur Ablösung, vor. Wäre das Luftschiff bei einem schwachen Winde von höchstens etwa 8 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde aufgestiegen, so würde es, da es selbst eine solche von 10 Kilometern besaß, den Wind zweifelsohne überwunden und siegreich durch ihn hindurchgedrungen sein. Aber der Kriegsminister, welcher den von dem Ballon eingenommenen Raum anderweitig brauchte und in Folge der fortwährenden Verzögerungen schon ungeduldig geworden war, bestand darauf, und so trat ein, was Dupuy vorher wußte: der Ballon konnte gegen den heftigen Wind von 54 Kilometern nicht aufkommen, und der Erbauer hatte in den Augen Derer, welche von der Sache nichts verstanden, Fiasco gemacht. Die Eingeweihten freilich konnten und mußten mit dem Erfolge völlig zufrieden sein. Wenn man nämlich von vorn herein weiß, daß man in der Richtung direct gegen den Wind nicht nur nichts ausrichten würde, sondern diesem sogar vollständig preisgegeben sein würde, so muß man vielmehr versuchen, einen bescheidenen Erfolg dadurch zu erreichen, daß man die Richtung seitwärts, also senkrecht gegen den Wind, einschlägt. Freilich wird man auch in diesem Falle keineswegs die volle Wirkung erzielen; die Schraube des Fahrzeuges und der Wind werden vielmehr nach dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte zusammenwirken und der Ballon wird eine Richtung einschlagen, welche zwischen der beabsichtigten und der Richtung des Windes liegt. Je stärker die Leistungsfähigkeit der Schraube im Verhältniß zur Kraft des Windes ist, eine desto größere Abweichung von der Richtung des letzteren wird sich erzielen lassen. Ist beispielsweise die Schraube gerade so stark wie der Wind, und weht der letztere, um einen bestimmten Fall vor Augen zu haben, nach Norden, so ist das Aeußerste, was man erzielen kann, nach Nordosten oder Nordwesten zu gelangen; im Ganzen beherrscht man also dann gerade den vierten Theil der Windrose, während die drei übrigen Viertel, von Nordost über Ost, Süd und West nach Nordwest unerreichbar sind. Um also die Leistungsfähigkeit einer dem Winde unterlegenen Schraube anzugeben, braucht man nur zu sagen, wie viel Grad Abweichung von der Windrichtung sie zu nehmen gestattet. Dupuy hatte, nachdem er den Wind gemessen hatte, jenen Winkel von vorn herein auf 12 Grad berechnet, und der Versuch bestätigte diese Rechnung, indem der Ballon thatsächlich in zwei Stunden 106 Kilometer in der betreffenden Richtung zurücklegte.

Durch Amtsgeschäfte und andere Arbeiten verhindert, auch wohl nach dem damaligen Stande der Technik nicht in der Lage, seiner Schraube eine größere Leistungsfähigkeit zu ertheilen, hat sich Dupuy de Lôme nicht weiter mit der Angelegenheit beschäftigt. Man muß ihm aber Recht geben, wenn er jetzt, angesichts der Experimente von Renard und Krebs, auftritt und hervorhebt, daß der Ballon dieser Herren in allen Punkten bis auf einen dem seinigen völlig nachgebildet ist. Dieser eine Punkt betrifft den Betrieb der Schraube. Jener hatte diesen Betrieb, da eine Dampfmaschine das Gewicht des Ballons zu sehr vergrößert hätte, durch menschliche Muskelkraft vollziehen lassen. Diese hingegen machten von den Fortschritten der Elektrotechnik Gebrauch und setzten einen elektrischen Motor in die Gondel ihres Fahrzeuges. Originell freilich ist auch diese Idee durchaus nicht. Das Verdienst, sie zuerst aëronautisch verwerthet zu haben, kommt vielmehr den Brüdern Tissandier zu, welche schon während der 1883 stattgehabten Pariser elektrischen Ausstellung einen kleinen, elektrisch betriebenen Ballon innerhalb des Ausstellungsraumes in Gang gesetzt und, durch den guten Erfolg ermuntert, bald darauf einen größeren construirten, mit dem es ihnen alsdann freilich nur in sehr beschränktem Maße gelang, den Wind zu bekämpfen.

Wie man mit Hilfe einer dynamo-elektrischen Maschine, z. B. einer Gramme'schen oder Siemens'schen, aus Bewegung Elektricität erzeugen kann, so kann man umgekehrt auch auf ganz analoge Weise aus Elektricität Bewegung gewinnen; man braucht beispielsweise nur durch eine der genannten dynamo-elektrischen Maschinen einen auf andere Weise, etwa durch eine Batterie galvanischer Elemente, erzeugten Strom hindurchzuschicken, dann wird die Maschine in Rotation gerathen. Principiell ist also ein elektrischer Motor nichts anderes als eine umgekehrt wirkende dynamo-elektrische Maschine, wie denn in der That z. B. bei der elektrischen Eisenbahn eine solche als Locomotive zur Verwendung gelangt. In anderen Fällen, und so auch in dem vorliegenden, wird man den Motor in den Einzelheiten abweichend construiren — genug, er ist herstellbar, und zwar, worauf es hier ankommt, in relativ kleinen Dimensionen, so daß er, selbst mit der stromerregenden Batterie

Digitized by Google

zusammengenommen, das Gewicht des Ballons noch nicht allzusehr erhöht. Die Folge davon ist, daß die Herren Krebs und Renard ihrer Schraube eine weit größere Leistungsfähigkeit, nämlich eine Geschwindigkeit von 19 Kilometern in der Stunde, ertheilen konnten und es, bei einigen Vervollkommnungen sogar bis auf 25 Kilometer bringen werden. Da nun bei der ersten Auffahrt nur ein schwacher Wind wehte, dessen Geschwindigkeit jedenfalls beträchtlich unter derjenigen der Schraube lag, so gelang es ihnen, nachdem sie der Windrichtung gefolgt waren, zu wenden und diesem entgegen zum Ausgangspunkte ihrer Fahrt zurückzugelangen. Ebenso begreiflich aber ist es, daß ihnen dies am Tage der zweiten Auffahrt nicht gelang, einfach, weil an diesem Tage die Windstärke die Leistungsfähigkeit selbst des inzwischen in dem oben angedeuteten Sinne vervollkommneten Apparates übertraf.

Man kann sich nunmehr ein Urtheil über die Bedeutung dieses neuesten Fortschrittes in der Aëronautik bilden. Daß die Anwendung eines elektrischen Motors ein Fortschritt ist, steht außer Frage, weil menschliche Muskelkraft zu schwach und ein anderer mechanischer Betrieb ausgeschlossen ist; die Elektrotechnik hat sich also auch dieses Gebietes mit einigem Erfolge bemächtigt. Mit einigem Erfolge, sage ich, denn man muß sich andererseits hüten, ihn über Gebühr aufzubauschen. Einmal hat eine derartige galvanische Batterie eine recht kurze Lebensdauer und alsdann hat auch hier die Leistungsfähigkeit eine viel engere Grenze, als in Betracht der in den Lüften thätigen Kräfte erwünscht wäre. Daß man einen wirklich starken Wind auf diese Weise, ohne Nutzbarmachung neuer Ideen, werde überwinden können, ist nicht anzunehmen. Und selbst dann würde man nur eine recht bescheidene Geschwindigkeit erzielen, die jedenfalls weit unter derjenigen bleiben würde, welche wir hier unten mit Hilfe der gewaltigen Kraft der Dampfspannung zu Lande und zu Wasser zu erreichen im Stande sind.

Literatur und Kunst.

Dichterwunsch.

Nicht des Alters Last, Natur,
Sollst Du Deinem Freund ersparen,
Eine Gunst gewähr ihm nur,
Wenn er werth sie zu erfahren:

Siehe, daß ein Liedertraum
Bis zuletzt sein Haupt umflieget,
Wenn im Mai der Fliederbaum
Sich verjüngt in Blüthen wieget.

Martin Greif.

Zur modernen Kunstgeschichte.

Von Wilhelm Lübke.

Wenn Etwas vom künstlerischen Treiben der Gegenwart uns hocherfreulich anmuthet, so ist es die stets wachsende Theilnahme, welche immer weitere Kreise den Schöpfungen der heutigen Kunst entgegenbringen. Wer den Entwickelungsgang des öffentlichen Geistes seit etwa dreißig bis vierzig Jahren beobachtet hat, wird sich der Wahrnehmung dieses gesteigerten Interesses nicht verschließen können. Wie auch in Perioden starker politischer Erregung momentan jene Bestrebungen naturgemäß zurücktreten, sie tauchen, sobald sich die heftig erregten Wogen etwas verlaufen haben, augenblicklich wieder auf, und es erhebt sich dann alsbald das allgemeine Verlangen, den Abglanz der großen staatlichen Bewegungen im künstlerischen Spiegelbild schauen zu wollen. Am stärksten vielleicht spricht sich jene gewaltig gesteigerte Theilnahme in dem Verhalten der Presse aus, welche von den vornehmen Monats- und Wochenschriften bis zum letzten Winkelblatt der Tageszeitungen dem Heißhunger der Leser nach Berichten aus der Kunstwelt durch eine Unzahl von Federn gerecht zu werden sucht, welche freilich nur in der Minderheit dazu angethan sind, ihrer Aufgabe würdig zu genügen. Das vielfach Unzureichende solcher Berichte hat denn gerade in jüngster Zeit in künstlerischen Kreisen tiefe Verstimmungen hervorgerufen, welche sich oft in gereizter Sprache Luft zu machen suchten. Wir haben diese peinlichen Erörterungen um so mehr bedauert, als wir der Meinung sind, daß Künstler und Kunstschriftsteller vielmehr zusammenwirken sollten, um der Kunst jene hohe Stellung in der allgemeinen Achtung zu erringen und zu behaupten, welche für ihr Gedeihen so unerläßlich ist. Auch sind wir stets der Ansicht gewesen, daß derjenige Künstler, dessen leicht gereiztes Selbstgefühl durch einen Angriff der Presse verletzt wurde, ein viel mächtigeres Mittel der Widerlegung, als die Feder jemals sein kann, in seiner Gewalt habe: Pinsel und Meißel, welche durch ihre meisterhaften Leistungen am besten den Beweis von der Trefflichkeit des Künstlers zu geben vermögen.

Wir kommen hier auf diese Streitfragen nur deßhalb zurück, weil man bei solcher Gelegenheit von den künstlerischen Heißspornen gar zu oft die Behauptung wagen hört, nur der Künstler, nicht aber der Laie, selbst nicht der Kunstgelehrte, sei im Stande, die künstlerischen Schöpfungen des Tages zu beurtheilen. Da uns nun gerade zwei Arbeiten hervorragender Schriftsteller über die moderne Kunst vorliegen, von denen zwei sich als Kunstgelehrte bewährt haben: Adolf Rosenberg und Franz Reber, während der andere, Friedrich Pecht, — soll ich sagen sich als Maler bewährt, oder richtiger als Maler versucht hat? — so scheint die Gelegenheit günstig, einmal zu prüfen, was diese aus verschiedenem, ja entgegengesetztem Beruf herkommenden Männer auf dem Gebiet kunstgeschichtlicher und kunstkritischer Darstellung leisten. — Es handelt sich um die „Geschichte der modernen Kunst" von Adolf Rosenberg (Leipzig, F. W. Grunow 1884) und um die „Geschichte der neueren deutschen Kunst, nebst Excursen über die parallele Kunstentwickelung der übrigen Länder germanischen und romanischen Stammes", von Franz v. Reber und Friedrich Pecht. (Leipzig, H. Haessel 1884.)

Von Rosenberg's Buche liegt der erste Band, der die Geschichte der französischen Kunst behandelt, seit kurzem vollendet vor. Wenn wir bisher meistentheils bei Betrachtung der modernen Kunstentwickelung die deutsche Kunst vorausgestellt haben, so läßt sich nicht leugnen, daß die hier befolgte Anordnung in streng historischem Sinn die richtigere ist. Die Franzosen sind seit dem Beginn des gothischen Styls, vielleicht sogar schon seit der romanischen Epoche, das Volk der Initiative gewesen. Sie haben sich als die beweglichste der europäischen Nationen stets äußerst empfänglich für alle neuen Impulse gezeigt und als Bahnbrecher im gesammten Kulturleben die neuen Parolen ausgegeben. Mit der ihnen eigenen Energie haben sie stets am raschesten das Neue ergriffen und, indem sie besonders feinfühlig für die Strömungen des Geistes der Zeiten waren, dieselben am schnellsten und klarsten zur Ausprägung gebracht. Auf dem künstlerischen Gebiete wurden sie dabei begünstigt durch die hohe formale Begabung, welche ihnen die Ausprägung der Ideen weit leichter machte als uns schwerfälligeren Deutschen. Und so ist es auch durch die ganze Epoche der modernen Kunst bis auf den heutigen Tag geblieben.

Der Verfasser theilt den ganzen Stoff in zwei große Abschnitte, deren erster die Zeit von 1789—1851 behandelt, während der zweite von 1852 bis zur unmittelbaren Gegenwart reicht. Im ersten schildert das erste Capitel den Classicismus (S. 3—42), das zweite den Naturalismus und die Romantik (S. 43—78), das dritte die Reaction des Classicismus und die historische Schule (S. 79—158). Im zweiten Abschnitt behandelt das erste Capitel den Idealismus auf naturalistischer Grundlage (S. 161—292), das zweite den Naturalismus und die Landschaftsmalerei (S. 293—376), das

Digitized by Google

dritte die Architektur und Plastik (S. 377—483.) Ich will diese Gesammtanordnung nicht bemängeln, allein wünschenswerth wäre gewesen, wenn der Verfasser die gar zu großen Capitel in einzelne kleinere Unterabtheilungen zerlegt hätte, denn da obendrein dem Buche wunderlicher Weise ein Inhaltsverzeichniß fehlt, auch wegen der übrigens hübschen und geistreichen Kopfleisten keine Seitenüberschriften und ebenso wenig Marginalien über den Inhalt der einzelnen Seiten belehren, so fehlt für das rasche Aufschlagen und Nachsuchen jede Uebersicht, und wenn man einmal mitten hineingreift, so kann man seitenlang lesen, ohne zu wissen, wo man sich befindet. Dies ist ein allerdings nur äußerlicher Uebelstand, der selbstverständlich den Werth der Arbeit nicht beeinträchtigt.

Dieser Werth aber ist ein ganz unzweifelhafter, und es muß sofort ausgesprochen werden, daß hier eine der reifsten, solidesten und zugleich glänzendsten Leistungen auf dem Gebiete der modernen Kunstgeschichtschreibung vorliegt. Zunächst besitzt der Verfasser eine besonders genaue Kenntniß seines Stoffes, nicht bloß eine ausgedehnte Anschauung des gesammten künstlerischen Materials, sondern auch Vertrautheit mit der reichen Literatur, die bekanntlich gerade für diese Epoche in Frankreich eine ansehnliche Zahl von Monographien hervorgebracht hat. Aber auch die Berichte der berufensten Kritiker in den Journalen hat er mit Aufmerksamkeit verfolgt und weiß von denselben gelegentlich einen um so angemesseneren Gebrauch zu machen, als in diesen öffentlichen Stimmen sich das Urtheil der tonangebenden Pariser Kreise niederschlägt. Neben diesen unerläßlichen Vorbedingungen verfügt der Verfasser aber auch über die Gabe, unparteiisch zu sehen und zu urtheilen, anschaulich zu schildern und fesselnd zu erzählen. Und dies ist nicht so selbstverständlich, als man eben glauben möchte. Man mache nur z. B. einen Versuch und greife irgend eine Stelle aus der Schilderung architektonischer Werke heraus, und man wird bei dieser entscheidendsten, weil schwierigsten Partie die Erfahrung machen, wie klar und plastisch Alles gedacht und behandelt ist.

Man darf hier wohl daran erinnern, daß es der Reihe nach mehrere deutsche Kunstgelehrte waren, welchen wir in Deutschland die gediegensten Arbeiten über die französische Kunst der Gegenwart verdanken. Eduard Kolloff, Otto Meindler und Julius Meyer. Letzterer hat im Jahre 1866 sein schönes Werk über die moderne französische Malerei abgeschlossen und darin seine künstlerische Beobachtung mit tiefsinnig-philosophischer Auffassung, ächt historischem Blick und vollendeter Form der Darstellung verbunden. Sein Buch hat im weiten Bereich kunsthistorischer Arbeiten nur wenig Ebenbürtiges; es wird nicht leicht übertroffen werden. Was nun Rosenberg's Arbeit von der seines Vorgängers unterscheidet, ist nicht bloß der Umstand, daß er zwei Decennien weiterer Entwickelung in seine Schilderung hineinziehen und von den reichen Erträgnissen französischer Monographien, die seitdem erschienen sind, umfassendsten Gebrauch machen konnte, sondern namentlich auch, daß er Architektur und Plastik mit in seine Darstellung aufnehmen und so zum ersten Mal eine vollständige Schilderung der gesammten französischen Kunst seit der großen Revolution bis in unsere Tage entwerfen konnte, ein Unternehmen, welches selbst in Frankreich noch nicht gewagt worden ist. Wohin wir aber in diesem weiten Bezirk des ungeheuren Stoffgebietes greifen, überall finden wir dieselben Eigenschaften gründlicher Kenntniß des Stoffes, scharfer Beobachtung, ruhig abwägender Kritik und fesselnder Schilderung. Es ist ein wahrer Genuß, dies Buch zu lesen, da es uns, fern von der prickelnden Unruhe feuilletonistischer Darstellung, wie sie in der modernen Kunstkritik überhand genommen hat, auf der Höhe historischer Betrachtung hält und dazu die Anmuth lichtvoller künstlerischer Erzählung fügt.

Besonders anziehend weiß der Verfasser aus den monographischen Quellen eine Fülle reizender Züge persönlicher Art seinem Bilde einzustreuen und dadurch die Charaktere der Künstler lebensvoll vor uns hinzustellen. Man lese z. B. die köstliche Schilderung des Lebens und Treibens im Atelier Horace Vernet's. „Sein Haus faßte alle Scenen des Café Lamblin, des Salon de la Victoire, des Marsfeldes, des olympischen Circus, des Jardin des Plantes und der Barrière du Combat zusammen. Fußsoldaten, Cavalleristen, Artilleristen der Linie und der Nationalgarde, pensionirte Offiziere und Offiziere auf Halbsold, Tanzlehrer, Fechtmeister, Boxer, Trommelschläger, Trompeten- und Waldhornbläser, Modelle beiderlei Geschlechts, Acrobaten, Stallknechte, Piqueurs, Pferde, Affen, Ziegen und Bulldoggen bewegten sich in dieser mit Trophäen, Fahnen, Costümen und Harnischen decorirten Werkstatt. Der Lärm der Kommenden und Gehenden, die geräuschvolle Lebhaftigkeit der Discussion, der Chorus patriotischer Lieder, das Geschrei der Thiere, Trompetenstöße und Trommelwirbel unterbrachen nicht eine Minute die Improvisationen des lustigen und jeder Sammlung unfähigen Künstlers." Wie prächtig stimmt diese Schilderung mit der harmlos komischen Renommisterei des flotten Schlachtenmalers, den die Soldaten gern mit „mon colonel" anredeten, so daß er sich schließlich selbst einbildete, diesen Rang wirklich zu besitzen!

Von der Feinheit künstlerischer Beobachtung und der zutreffenden Schärfe des Urtheils liefert das Buch überall genügende Belege. Man lese z. B. S. 331 ff. das über Manet und die Impressionisten Gesagte. „Der Maler, welcher die oberste Aufgabe der Kunst, der Natur möglichst nahe zu kommen, erfüllen will (man dürfte vielmehr sagen: der die oberste Aufgabe der Kunst darin erblickt, der Natur möglichst nahe zu kommen), hat demnach nicht das Recht, die Natur zu corrigiren, sondern nur die Pflicht, das, was sich seinem Auge bietet, völlig unverfälscht wiederzugeben . . . . . Aber es ist die unterste Staffel der Naturwahrheit, welche sich in keinem Zuge von einer lebensgroßen grobcolorirten Photographie unterscheidet. Der Mensch, welcher sich zum Medium dieser Reproduction gemacht hat, erhebt sich nicht über die mechanische Fähigkeit einer geistlosen Maschine. Wer in dem menschlichen Auge, diesem Wunderwerk der Schöpfung, in welchem sich die ganze äußere Natur, wie das innere Wesen seines Besitzers spiegelt, nichts als einen schwarzen Fleck sieht, der steht mit seinem künstlerischen Empfinden auf der niedrigsten Stufe einer blöden Naturnachahmung." Wer sieht nicht, so möchte ich hinzufügen, daß dies derselbe grobknochige Realismus ist, dem in der Literatur Zola und seine Nachtreter in Frankreich und Italien huldigen, daß unter solcher Anschauung nur das gemeine, physisch und moralisch häßliche Bürgerrecht in diesem neuesten Lupanar der Kunst gewinnt, und daß die ehemals zum Höchsten leitende Himmelstochter eine Gassendirne geworden ist, die nur im Plebejischen, im Koth der Straße ihre Heimath findet. Diese Signatur behält ihre Wahrheit, auch wenn das Talent, welches solche Abwege wandelt, ein noch so großes ist. Momentan scheint die Gier des Publicums nach diesen Brutalitäten in der Literatur und in der Kunst immer noch im Wachsen zu sein; es wird aber eine Zeit kommen, wo auf dies Schnaps-Bacchanal die entsetzlichste Ernüchterung folgen wird, und dann wird man sich der begangenen Excesse schämen.

Gegenüber diesem vorzüglichen Werke vermögen wir dem in viel schlichterer Erscheinung auftretenden Buche, zu welchem sich Reber und Pecht verbunden haben, nicht so unbedingt unsere Zustimmung zu zollen. Doch ist hier wohl zu unterscheiden zwischen den von Reber herrührenden Theilen, welche die beiden ersten Bände und vom dritten die fünf ersten Capitel umfassen, und der von Pecht's Hand herrührenden zweiten Hälfte des letzten Bandes, welche der Schilderung der deutschen Kunst seit dem Auftreten der realistischen Richtung gewidmet ist. Was zunächst Reber's Antheil betrifft, so bemerkt man überall, daß er sein zuerst 1876 erschienenes Buch wesentlich überarbeitet, manche Mängel desselben beseitigt, namentlich gewisse stilistische Auswüchse getilgt und stofflich das Ganze gleichmäßiger und abgerundeter gestaltet hat. Sein Buch wird daher als die vollständigste Darstellung der modernen Kunst, so lange es nicht etwa von Rosenberg's Arbeit überholt wird, verdienten Anklang finden. Wohlthuend berührt namentlich der ruhige objective Ton der Schilderung, in welchem sich wissenschaftlicher Ernst unverkennbar äußert.

Nicht in dem gleichen Maße können wir uns mit Pecht's Antheil an der Arbeit befreunden. Gewiß fehlt es diesem äußerst gewandten Schriftsteller, der offenbar mit größerer

Digitized by Google

Leichtigkeit und besserem Erfolg die Feder als den Pinsel führt, nicht an umfassender Kenntniß seines weiten Gebietes, die er hauptsächlich auf den Ausstellungen der letzten Decennien sich erworben hat. Er ist nicht bloß witzig, sondern auch geistreich, er weiß im Sinne des Journalisten ergötzlich zu schreiben und man wird ihn keinesfalls zu den langweiligen Autoren rechnen. Aber mit dieser Gewohnheit, für den Tag zu arbeiten, hängen Eigenschaften zusammen, die für eine geschichtliche Schilderung sich vielfach ungünstig erweisen. Wer nur das Bedürfniß des Tages im Auge hat, läßt gar zu leicht sich von den momentanen Strömungen hinreißen, fügt sich ihren stets wechselnden Anforderungen und vergißt in dem Bedürfniß, immer den neuesten Standpunkt zu vertreten, nicht selten die ewigen Ziele der Kunst. Und dazu gesellt sich dann meistens eine gewisse Kurzlebigkeit des Gedächtnisses, die den Autor verführt, sich in Widersprüche aller Art zu verwickeln, so daß es manchmal schwer fällt, seine wirkliche Meinung aus all' dem Widerstreit herauszuschälen. Von beiden Eigenthümlichkeiten finden wir bei Pecht ein so reiches Maß, daß wir annehmen müssen, es fehle ihm an festen ästhetischen Grundlagen, und er lasse sich durch jene Beweglichkeit der Phantasie bestimmen, die ein schönes Vorrecht des Künstlers ist, dem Manne der Wissenschaft und der Kritik aber weniger ansteht.

Eine dieser Wunderlichkeiten z. B. ist, daß Pecht, der bei bedeutenden Künstlern wie Lenbach, Feuerbach u. A. sehr gut hervorhebt, was sie dem Studium der Alten verdanken, dann doch wieder unzählige Male auf die Galerien loszieht und die Verwaltung namentlich der Berliner Museen auf's Heftigste wegen dieser Ansammlung alter Kunstwerke angreift. Was man gegen solche Massenanhäufung von Kunstwerken sagen kann, ist ja nicht neu und in mancher Hinsicht gewiß nicht grundlos; aber da die alten Kunstwerke nun doch einmal größtentheils von ihren ursprünglichen Aufstellungsorten losgetrennt und leider dem Weltmarkt verfallen sind, so wird ein Verständiger doch diejenigen Verwaltungen nicht tadeln können, welche von dem Erbe der Vergangenheit für ihre Museen einen möglichst großen Theil zu erwerben sucht. Oder wer möchte sich heute Paris, London, Madrid, Rom, Florenz, Berlin, Dresden, München, Wien, Petersburg und so viele andere Städte ohne ihre herrlichen Sammlungen denken! Pecht aber verhöhnt förmlich die Künstler, welche die alten Meister studiren und fragt triumphirend, in welchen Galerien denn Künstler wie Perugino, Correggio, Tizian, Rafael und Dürer studirt haben. Als ob diese und andere Alte ihre Kunst aus der blauen Luft gegriffen hätten, als ob sie nicht jede Gelegenheit benutzt hätten, die Meisterwerke ihrer Vorfahren und Zeitgenossen zu studiren! Galerien im modernen Sinn des Wortes gab es allerdings damals nicht, obwohl die Reichen und Vornehmen bereits anfingen, sich Privatsammlungen von Kunstwerken anzulegen; aber wer weiß nicht, wie die größten damaligen Künstler unablässig die älteren Meister studirten und den Kunstwerken nachgingen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Wie hat das ganze Cinquecento Italiens von den großen Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts studirt; wie haben Alle, Michelangelo und Rafael an der Spitze, nach den Fresken Masaccio's im Carmine gezeichnet, wie sind dann für die jüngere Generation die Schlachtcartons von Lionardo und Michelangelo Gegenstände eifrigsten Studiums geworden! Mit welcher Rastlosigkeit sehen wir Dürer auf seiner Niederländischen Reise den berühmten Kunstwerken älterer Zeit nachgehen; in Köln läßt er sich die Tafel Meister Stephans aufschließen und opfert dafür einen Silberling; in Gent betrachtet er die Altartafel des van Eyck, in Brüssel studirt er die Sammlung der Erzherzogin Margaretha und giebt in seinem Tagebuche Rechenschaft von den empfangenen Eindrücken. Und nun vollends mit welchem Heißhunger stürzte sich in Italien die ganze große Zeit der Renaissance über die antiken Kunstwerke. Wer damals so despectirlich von dem Studium der Alten gesprochen hätte wie Pecht, den hätte die gesammte Künstlerschaft Italiens und Deutschlands einen Barbaren genannt. So haben die Künstler zu allen Zeiten (von Rubens, van Dyck, Velasquez wollen wir gar nicht erst reden!) die Werke ihrer Vorgänger studirt und nur so, nicht aus dem puren Naturalismus, ist ein Fortschritt in der Kunst möglich geworden. Doch ist es nicht wunderlich, so allgemein bekannte Dinge noch aussprechen, ja rechtfertigen zu müssen?

Aus jenen Eigenthümlichkeiten folgt nun leider, daß man des vielen Treffenden, Richtigen und ebenso wahr Gedachten wie geistreich Ausgesprochenen, das man an unzähligen Stellen bei Pecht findet, nicht recht froh werden kann, weil gar zu oft etwas Verkehrtes oder wenigstens durch die Uebertreibung Schiefes dazwischen tritt. Ein Hauptpunkt aber, an dem die ganze Darstellung krankt, ist die einseitige Verherrlichung des heutigen Realismus. Hierin aber geht Reber (III, S. 96) voran, wenn er sagt: „Die Strömung der Gegenwart weist so unzweifelhaft auf die bedingungslose Hingebung an das Vorbild der Natur hinsichtlich des Gegenstandes wie der Wiedergabe derselben, daß sich die Kunst nur mehr ausnahmsweise mit Stoffen befassen kann, die außerhalb unseres Sehkreises liegen." Diese jammervolle Einschränkung der Kunst in den Pferch der alltäglichsten Anschauungen wird dann von Pecht an unzähligen Stellen des Buches (sowie in seinen zahlreichen Zeitungsartikeln) zum Dogma erhoben, und der Künstler förmlich gescholten, der noch etwas Anderes kennt, als die bloß sinnlichen Eindrücke der nächsten Umgebung. Nach dieser neuesten Aesthetik soll auch der Künstler fein zu Hause bleiben, nur seine eigenen Landsleute schildern, und es wird z. B. Feuerbach zum schweren Vorwurf gemacht, daß er vaterlandslos geworden sei und nicht deutsche, sondern italienische Gestalten geschildert habe. In einem kürzlich (Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 295) erschienenen Nekrolog Hans Makart's wird der gefeierte Künstler hoch über Feuerbach und — Winterhalter gestellt, weil diese beiden nur „Fremde, Italienerinnen und Französinnen" verherrlicht haben (was nicht einmal in dieser Allgemeinheit wahr ist) „und damit, traurig genug, nicht nur darthaten, wie entfremdet sie ihrem Volke waren, sondern in diesem auch, das ohnehin zur Ueberschätzung des Fremden so geneigt ist, dem Aberglauben an die überlegene Schönheit der Italienerinnen oder gar der Französinnen erst recht Nahrung geben", während Makart den größten Anspruch auf unsere Dankbarkeit hat, weil er unsere nationale Selbstachtung erhöht und unsere Vaterlandsliebe gestärkt hat, indem er „den deutschen Frauen, so speciell den herrlichen Wienerinnen in unserer Malerei erst wieder zu ihrem Rechte verholfen, ganz so wie es Goethe in der Dichtung that (!) und uns zeigte, wie abgeschmackt, ja niederträchtig es sei, das Schöne immer nur in der Ferne bei Nationen zu suchen, die dessen wahrlich nicht um ein Haar mehr besitzen als wir."

Ich habe diesen Passus den Lesern auftischen müssen, um ihnen zu zeigen, bis zu welcher Absurdität diese wunderlichste Art von Chauvinismus, von Kirchthurmsästhetik führt. Zunächst muß man doch dagegen protestiren, daß ein Künstler von so hoher Idealität, von solch seelenvoller Großheit und Anmuth wie Feuerbach, den Pecht übrigens in dem vorliegenden Buche ganz meisterlich charakterisirt, so daß man fast jedes Wort unterschreiben möchte, in einem Athem nennt mit Malern wie Winterhalter und Makart, die beide — nur der letztere mit ungleich höherer Genialität — bloß dem äußeren sinnlichen Reiz huldigen. Nicht als ob nicht auch diese bloß das Auge entzückende, wenngleich die Seele und den Geist kalt lassende Kunst ihre volle Berechtigung hätte; aber man soll sie nicht mit der hohen Kunst eines Feuerbach zusammenwerfen! Daß aber Makart durch seine üppigen, bis zur Zehenspitze decolletirten Wienerinnen sich als deutscher Patriot bewährt habe, das ist außer Friedrich Pecht wohl noch Niemandem eingefallen. Wenn dieser daher meint, die Wienerinnen hätten „diesen neuen Frauenlob zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten gehabt", so darf man dazu wohl das bescheidene Amendement stellen, daß sie diese Pietät in demselben Costüm hätten erfüllen müssen, in welchem sie auf dem Einzuge Karls V. einherschreiten. Nun vollends diese Wienerinnen, in welchen allerdings das pikante Gemisch aller Nationalitäten des Kaiserstaats an der Donau zu reizvollster Erscheinung gelangt ist, als Vertreterinnen deutscher Frauenwelt zu preisen und sie gar den edlen Gestalten Goethe'scher Dichtung an die Seite zu stellen, — da hört doch wohl der gesunde Menschen-

Digitized by Google

verstand auf! Also Feuerbach hätte, um dem Münchener Kritiker zu gefallen, sich auf bayerische Kellnerinnen und Wiener Phrynen beschränken müssen; dann wäre er ein „nationaler" Künstler geworden. Und nun vergleiche man damit die schönen und wahren Worte, mit welchen Feuerbach's Werke hier in seinem Buche (S. 463 ff.) gewürdigt werden. Von seinem Dante in Ravenna heißt es treffend: „die deutsche Kunst, so arm an wahrhaft durchgefühlten historischen Figuren, hat sicherlich kein besseres Bild dieser Art aufzuweisen." Mit Recht rühmt er, daß das Ganze „überaus wahr und doch von traumhaftem Reiz umflossen" sei; von der Iphigenie sagt er, es sei „eine Figur von solch keuschem, jungfräulichem Reiz, daß ihr die deutsche Kunst so wenig eine zweite an die Seite zu stellen hat als dem Dante." Er rühmt überhaupt an Feuerbachs Bildern „die eigenthümliche Verbindung von tiefem Naturgefühl mit stylvoll edler Form", die „köstlich der Natur abgelauschte und doch sehr glücklich in den reinen Aether der Kunst erhobene Auffassung." Kann man feiner, zutreffender urtheilen?

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf einen Differenzpunkt der Ansichten bezüglich der letzten großen Bilder Feuerbach's hinzuweisen. Was Pecht über die „Amazonenschlacht" und den „Sturz der Titanen" vorbringt, wird man im Wesentlichen unterschreiben müssen. Gewiß schritt der innerlich wahrscheinlich schon gebrochene Künstler mit diesen hochdramatischen Schöpfungen über den eigentlichen Kreis seiner Begabung hinaus; allein wie Pecht richtig hervorhebt, war auch hier noch so viel Großes und Bedeutendes, daß das gemeine Herunterreißen seitens der Wiener Tagespresse eine ewige Schmach genannt werden muß. In alledem mit Pecht einverstanden, müssen wir aber doch betonen, daß der Titanensturz bei seiner ganz verkehrten Aufstellung im Münchener Glaspalaste unmöglich befriedigen konnte. Ein als Deckenbild bestimmtes Colossalwerk wurde dem Zuschauer, wie jedes andere Staffeleibild, in vertikaler Aufstellung geboten. Dies allein mußte die Wirkung des Bildes zerstören. Wer die Farbenskizze desselben gesehen, weiß, wie voll großartiger Gedanken und ächt künstlerischen Ausdrucks in Form und Farbe, Licht und Schatten, Bewegung und Gruppenbildung das Werk war. Und dann darf man vor Allem nicht sagen, in diesen Schöpfungen habe sich gezeigt, wie dem Künstler „das Verständniß für die Art der Heimath in der Fremde eben noch ganz abhanden gekommen war." Dieser Satz, den Pecht seinem Lieblingsdogma zur Begründung formulirt hat, ist vollständig falsch. Der Grund, warum Feuerbach in Wien scheitern mußte, liegt nicht in der angeblichen Entfremdung von der Heimath, sondern in dem Umstande, daß eine so vornehme, lautere Kunst, wie die seine, in derjenigen Stadt, welche in den sinnlich üppigen, buhlerischen Schöpfungen Makart's den eigentlichen wahrsten Ausdruck ihres Wesens mit Entzücken begrüßte, so heimathlos sein mußte, wie es seiner Zeit Cornelius in dem damaligen von der Düsseldorfer Romantik trunkenen Berlin war.

Und derselbe Autor, der uns durch sehr viele Stellen von ähnlichem Werth vollen Beifall abnöthigt, poltert dazwischen wieder in einer Weise, die man kaum begreift, und die auf Nichts hinausläuft, als den trivialsten Kunstbetrieb, die einseitigste Bilderfabrikation, wie sie in München namentlich grassirt, nur noch zu steigern. Vor Allem ist die Auffassung, die man wohl bei kunstfremden Laien findet, nach welcher nicht das rein künstlerische Moment, sondern eine der Kunst ganz fern liegende Beziehung gegenständlicher Art den Ausschlag bei Beurtheilung des Kunstwerks giebt, auf's schärfste zu bekämpfen. Mit solchen Thesen kann man das Publikum nur in der bösesten Geschmacksverirrung bestärken. Wer wird nicht die formalen Mängel eines Cornelius und seiner Genossen bereitwillig zugeben; aber wenn man den Cynismus begeht, zu sagen: „Was gingen die Münchener der trojanische Krieg und die griechische Göttermythe an", so preist man damit eine Barbarei, die hoffentlich weder in München noch sonstwo zu Hause ist. Allerdings berührt sich diese Zustimmung mit manchen anderen Zeichen der Zeit, namentlich dem von den „Exakten" gegen die klassische Bildung erhobenen Vernichtungssturm. Aber wenn wir erst dahin gekommen sind, selbst in der Kunst keine Ideale, sondern nur die platte Wirklichkeit des Tages zu dulden, wenn wir die Universalität unserer Bildung einem banausischen Werkeltagstreiben opfern, dann zerschlage man die Werke der großen Kunst der Griechen, des Mittelalters und der Renaissance, dann verbanne man Homer, Aeschylos, Sophokles, Euripides, dann gebe man unserer Jugend statt Schiller, Goethe, Lessing, Herder nur die Romane des neuesten Naturalismus in die Hand. Ob dann Pecht's eifrigste Wünsche erfüllt sein werden?

Fast sollte man es meinen. Und doch finden wir in dem widerspruchsvollen Buche manche Stellen, die uns daran irre machen. Denn nachdem er mehrfach unsrer modernen Bildung den Krieg erklärt — und in Beziehung auf das Uebermaß einer rein verstandesmäßigen, Phantasie und Gemüth aushöhlenden Bildung hat er sicherlich Recht —, findet er denn doch plötzlich, daß die Künstler, wenigstens die Münchner, etwas zu wenig um allgemeine Bildung sich kümmern und dadurch sich für ihre schöpferische Thätigkeit bedenklich verflachen. Aber er scheint nicht zu merken, daß er mit jenen engherzigen Anschauungen dies triviale Treiben nur fördert und daß Behauptungen wie die, daß es „nahezu eine Unmöglichkeit sei, fremde Nationen und entlegene Zeiten nur halbwegs glaubwürdig und überzeugend zu schildern", vollends dazu angethan sind, gedankenlosen Schlendrian zu begünstigen. Wenn ein Menzel die Zeit Friedrichs des Großen und seine französische Tafelrunde so unvergleichlich wahr zu schildern vermag, warum sollten dann Andre nicht wenigstens nach ähnlicher Vertiefung streben? und warum sollte solches Streben als antinational verpönt werden? Am Schluß seiner Darstellung kommt der Verfasser, trotz seines gar zu überschwänglichen Lobes des heutigen Realismus, doch zu der Ansicht, daß mit alledem noch nicht das Höchste erreicht sei, sondern daß einzelne geniale Männer erscheinen müßten, die, „den ganzen Gedankengehalt wie die technischen Errungenschaften der jetzigen Periode zusammenfassend, derselben ihren höchsten Ausdruck geben." Und hier regt sich auch in ihm unter allen gepriesenen Herrlichkeiten der jüngsten Staffeleimalerei das Verlangen nach einer monumentalen Kunst.

Aber diese monumentale Kunst wird sich aus dem nackten Realismus niemals entwickeln; sie wird im höchsten Sinn die Forderung befriedigen müssen, „tiefes Naturgefühl mit stylvoll edler Form" zu verbinden. Und sie wird den Künstler nicht engherzig auf sein physisches Gesichtsfeld beschränken, sondern die unermeßliche Welt des freien Gedankens, das weite Gebiet eigener und fremder, alter und neuer Geschichte, die Schönheit nicht bloß des heimischen Bodens, sondern auch den schwungvollen Formenadel des Südens, das Reich der Poesie, des Märchens und der Sage ihm zu eigen geben. Aus dieser großen Domäne ewiger Anschauungen, unsterblicher Gedanken den Künstler zu verweisen und ihn auf die eigene Scholle festzunageln, würde unsre Kunst, auch selbst die realistische, zur armseligsten Verkümmerung herunterbringen. Hoffen wir vielmehr, daß die großen monumentalen Aufgaben, welche in erster Linie Sache der Regierungen, der Stadtvertretungen, der Corporationen sind, immer mehr für unsre einseitig realistisch gewordene Kunst den Anstoß zu Schöpfungen von klassischem Werthe geben. Eins allerdings muß dabei vorausgesetzt werden: daß die demokratische Strömung unsres ganzen Lebens, deren Ausdruck in der Kunst der krasseste Naturalismus ist, eine Umkehr erfahre. Darauf ist nun wohl nicht zu rechnen; im Gegentheil, wie in der Politik die Demokraten des alten Schlages schon von den Socialdemokraten der neuesten Façon überflügelt und bald in die Ecke gedrückt werden, so dürfte diese Bewegung unaufhaltsam weiter rollen und über kurz oder lang das alte Europa mit Schreckensscenen überraschen, für welche die Tage der Pariser Commune mit ihren Mordbrennerbanden nur ein leichtes Vorspiel gewesen sind. Dann dürfte allerdings jene gepriesene Anschauung zu ihrem vollsten Rechte kommen, welcher „der trojanische Krieg und die griechische Göttermythe" und noch einiges Andre völlig gleichgültig ist. Was dann noch von reinem Menschenthum und höherer Gesittung übrig bleiben wird, wenn die Kunstwerke zerstört, die Denkmäler einer großen Vorzeit eingeäschert werden und auf den rauchenden

Digitized by Google

blutbefleckten Trümmern die neue demokratische Weltordnung ihre Orgien feiert, das braucht nicht erst erörtert zu werden. Giebt es denn überhaupt noch eine Kunst, so kann es nur die des pöbelhaftesten und krassesten Realismus sein, wie wir einen starken Vorgeschmack davon schon heut bei den Franzosen haben. Ob nach solchen Verwüstungen dann noch einmal eine neue Blüthe kommt, wer kann es wissen?

Zur Philosophie des Rechts, der Moral und der Sitte.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Als im Jahre 1877 die erste Auflage des ersten Bandes von Ihering's „Zweck im Recht"*) erschienen war, machte sich Felix Dahn daran, das Werk zu studiren, um u. A. auch eine kurze kritische Anzeige desselben für eine juristische Zeitschrift zu schreiben. Es dauerte zwei Jahre, bis er, Ende 1878, mit seiner Arbeit fertig war, und als er dieselbe bei Licht besah, war aus der „kurzen" kritischen Anzeige ein stattliches Buch von mehr als zweihundert Seiten geworden. Aus der bloßen Kritik hatte sich ein ganzes System der Rechtsphilosophie entwickelt, das Dahn unter dem Titel „Die Vernunft im Recht" publicirt, um durch diese Bezeichnung nicht bloß dem äußerlichen Anschlusse an das Werk Ihering's, sondern auch dem inneren Gegensatz zu demselben Ausdruck zu geben. Ihering's Buch bezeichnet er als ein „*ἔργον δεινόν τε δαιμονιόν τε*". Deinos bedeutet nicht nur mächtig, sondern auch ungeheuerlich. Dämonios bedeutet nicht nur göttlich oder dämonisch, sondern auch närrisch. Man kann daher Dahn's Citat, ohne wider den Wortsinn zu verstoßen, in sehr verschiedener Weise übersetzen. Man kann sagen, das Werk sei mächtig und göttlich, man kann aber auch sagen, es sei ungeheuerlich und närrisch.

Ihering's Werk ist weder juristisch, noch philosophisch, noch geschichtlich, noch vereinigt es in sich mehrere oder alle dieser Methoden. Ich möchte sagen, es ist rein dialektisch und zeigt sogar eine gewisse Abneigung gegen den concreten positiven Rechtsstoff; oder um es richtiger auszudrücken, wenn Ihering uns zeigt, wie das Recht und die Sitte aus dem Zwecke, als der treibenden Kraft, emporwächst und sich aus dem einfachsten Grundsatz zu der reichsten Gestaltung entwickelt, so bedient er sich zur Begründung seiner Ausführungen promiscue des rechtlichen und ethischen Stoffes der verschiedensten Zeiten, Völker und Länder, ohne einen Unterschied zu machen. Er verschmäht dabei jede anthropologische, ethnologische, geographische und culturhistorische Differenzirung. Er thut, als wenn alle Zeiten und alle Länder eins wären und nur einen Zweck hätten, — nämlich den, die Richtigkeit des von Ihering seinem umfangreichen Werke zu Grunde gelegten Gedankens zu beweisen. Kurz, er nimmt das Beweismaterial, wo er solches findet, und benutzt es, wie es ihm paßt zu seinen Argumentationen. Wir folgen seiner Beweisführung gleichsam mit zurückgehaltenem Athem und fliegendem Pulse. So sehr fesselt seine brillante Dialektik, so schön ist seine Diction; und selbst wenn er zuweilen für neue Anschauungen neue Worte und Wendungen erfindet, so sind dies in der That Bereicherungen der Sprache und für Jeden verständlich, während früher (und vielleicht auch jetzt noch) einzelne Gelehrte von dem Bestreben beseelt sind, ein möglichst schlechtes Deutsch zu schreiben und sich eine aparte Sprache zu construiren, welche mit unserer Muttersprache auf dem Kriegsfuße lebt, aber in dem Kampfe zu kurz kommt.

In dem ersten Bande des „Zwecks im Rechte" begründet Ihering das „Zweckgesetz" und erörtert dann den „Zweckbegriff bei dem Thiere" (den Abschnitt über das Verhältniß des Thieres zum Thiere hat der Verfasser in der zweiten Auflage zurückgenommen und in der Vorrede vom 9. Februar 1884 ausdrücklich als auf einer irrigen Ansicht beruhend bezeichnet), indem er hiervon den Ausgang nimmt, um das Zweckproblem bei dem Menschen zu behandeln. Weiter untersucht er den menschlichen Egoismus im Dienste fremder Zwecke, die Selbstverleugnung, die Zwecke der egoistischen Selbstbehauptung, welche er mit dem Leben durch und für Andere, oder der „Gesellschaft", in Einklang zu setzen sucht, und endlich die sociale Mechanik, die Hebel der socialen Bewegung, und zwar zunächst die egoistischen: den Lohn und den Zwang. Damit schließt der erste Band. Nach der Ankündigung in diesem (I. Seite 65—66) sollte dann der zweite Band, im Gegensatze zu der Theorie der „egoistischen" Selbstbehauptung des Individuums, mit welcher der erste Band schließt, die ethische Selbstbehauptung desselben erörtern, welche bezeichnet wird als „die zweite Triebfeder, als das Gefühl des Subjects von der ethischen Bestimmung seines Daseins, d. h. davon, daß ihm Letzteres nicht bloß für sich, sondern zugleich im Dienste der Menschheit verliehen sei, — „welchem Gefühle Folge leistend das Subject seinen höheren Daseinszweck verwirkliche".

Der zweite Band des „Zwecks im Recht", der einen Umfang von mehr als siebenhundert Seiten hat, bereitet uns eine eigenthümliche Ueberraschung. Nach der im ersten Bande, der mit Kapitel VIII schließt, gemachten Ankündigung sollte der zweite das Werk zum Abschlusse bringen. Statt dies zu thun, bringt er nicht einmal Capitel IX zu Ende, sondern vertröstet uns wegen Fortsetzung und Schluß dieses Capitels auf einen dritten Band, von welchem es nach diesem Vorgang auch nicht unzweifelhaft ist, daß er der letzte sein werde. Und das ist so gekommen:

Der Verfasser wollte in Band II im Gegensatze zu der egoistischen Selbstbehauptung, von welcher der Band I handelt, die ethische Selbstbehauptung folgen lassen. Nun stieß er sich aber an dem Worte „ethisch". Dadurch kam er auf die Begriffe „Sittlichkeit" und „Sitte", dann auf Mode, Tracht, Umgangsformen u. s. w.; und so ist es denn gekommen, daß der weitaus größere Theil dieses zweiten Bandes ausschließlich von der Theorie der Sitte und der Umgangsformen handelt und, im Grunde genommen, ein selbständiges Wesen bildet, das gleichsam auf dem Wege der Superfötation zu dem „Zweck im Recht" hinzugekommen ist, um mit diesem ein (allerdings nicht unverbundenes) siamesisches Zwillingspaar zu bilden.

Der Verfasser hebt, was seine Methode anlangt, hervor: erstens, daß er sich bemüht habe, „an Detail so viel herbeizuschaffen, als er irgend vermochte"; zweitens, „daß er durch die That gezeigt habe, mit welchem Vortheil sich die juristische Methode selbst bei Dingen nicht-juristischer Art verwerthen läßt", und drittens, daß „er der Sprache eine außerordentliche Beachtung geschenkt; er habe stets in erster Linie die Sprache um Auskunft angegangen, dieselbe habe ihm nicht selten Aufschlüsse gewährt, die ihn mit wahrem Staunen über den Tiefsinn der Sprache erfüllt hätten, zugleich freilich auch über die Achtlosigkeit der Wissenschaft, die an den am Wege liegenden Diamanten vorübergegangen ist, als wären es Kieselsteine". Ihering hat hier drei seiner hervorstechendsten und originellsten Eigenthümlichkeiten mit richtiger Selbstkenntniß bezeichnet. Ich glaube jedoch jeder ein kleines und bescheidenes „Aber" beifügen zu müssen. Denn das Licht ist mit dem Schatten, der Vorzug mit der Schwäche eng verbunden.

Was den Punkt Eins, nämlich die Beschaffung eines massenhaften Details und schätzbaren Materials, anlangt, so versichert der Autor, er habe diesem Material nicht als solchem einen Werth beigelegt, sondern nur, weil und insofern es Zeugniß ablege für die Richtigkeit der von ihm aufgestellten allgemeinen Gedanken.

Dies scheint mir nicht die richtige wissenschaftliche Methode. Vielmehr muß man erst mit aller Unbefangenheit die Thatsachen erforschen, sammeln und feststellen, um dann aus dieser Masse der Einzelkenntniß die Gesammterkenntniß, d. i. die Regel oder das Gesetz, oder, wie es Ihering nennt, „den allgemeinen Gedanken", zu gewinnen. Wenn man umgekehrt verfährt, wenn man zuerst den „allgemeinen Gedanken" aufstellt und dann erst das Material sucht, „welches für dessen Richtigkeit Zeugniß ablegt", so begiebt man sich in eine doppelte Gefahr. Nämlich erstens, in Ermangelung vorheriger Forschung im „allgemeinen Gedanken" sich zu irren,

*) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

und zweitens, sich in die Unmöglichkeit zu versetzen, einen Irrthum zu erkennen, weil man nur solche Details sammelt, welche für jenen vorgefaßten allgemeinen Gedanken zu sprechen scheinen und alles Das, was dagegen spricht, der Sammlung, Erwägung und Beachtung nicht würdigt.

Was nun Punkt Zwei anlangt, so scheint mir es nicht richtig, die juristische Methode anzuwenden auf nicht-juristische Dinge. Es erinnert dies an das mißlungene Bestreben, auf volkswirthschaftliche Forschungen das „ethisch-pathetische Princip" als maßgebend anzuwenden. Mir ist es z. B. trotz aller Bemühungen und Versicherungen des Herrn von Jhering nicht klar geworden, welchen Gewinn die Wissenschaft davon trägt, wenn man die „Symbolik des menschlichen Körpers" nach der juristischen Methode behandelt.

Was endlich Punkt Drei, die Sprache, anlangt, so läßt sich nicht verkennen, daß wir derselben wichtige Fingerzeige verdanken und daß uns Herr von Jhering manches Derartige in dankenswerther Weise nachweist. Allein, was soll man dazu sagen, wenn er z. B. die generelle Behauptung, daß sprachlich das Wort „Ehre" und das Wort „Werth" in einem engen Zusammenhange stehen, nur mit vier Sprachen, mit zwei todten, nämlich Griechisch und Lateinisch, und mit zwei lebenden, nämlich mit Deutsch und Ungarisch, zu beweisen versucht. Das ungarische Wort hat ihm einer seiner Zuhörer aus Hermannstadt zugetragen. Dessen Anwesenheit ist ein Zufall. Daß das lateinische „existimatio" mit dem „Aes" (dem Geld) direct oder indirect zusammenhängt, werden unsere Philologen schwerlich zugeben. Auch bezüglich des Griechischen und Deutschen ließen sich Observationen machen. Doch genug, wenn sich auch in diesen vier Sprachen (unter welchen die ungarische eine isolirte Stellung einnimmt) ein solcher etymologischer Zusammenhang zwischen Ehre und Geld (oder Werth) nachweisen ließe, in allen übrigen Sprachen aber verhielte sich die Sache anders, so wäre in der That nichts bewiesen. Das ist nicht wissenschaftliche Forschung, sondern geistreiche Spielerei, wobei denn auch wieder der Grundsatz: „Ich sammele nur Das, was Zeugniß ablegt für die Richtigkeit des von mir aufgestellten allgemeinen Gedankens", seine bereits oben angedeutete bedenkliche Rolle spielt. Diese Bemerkung über die Nutzbarmachung der Sprache möchte ich zu einer allgemeineren Bedeutung ausweiten.

Man kann sich bei einer solchen Sprachforschung nicht auf die zwei, drei lebenden oder todten Sprachen, die man zufällig zu anderen Zwecken erlernt hat, beschränken. Auch die deutsche Muttersprache ist nicht ausschließlich maßgebend, sonst kommt man auf den Standpunkt des steierischen Lieutenants, der seinen Kameraden anderer Nationen gegenüber, welche die Schönheit ihrer Idiome priesen, behauptete, die deutsche Sprache sei zwar nicht die schönste, aber die richtigste und dies begründete wie folgt:

„Das da in der Karaffe, das nennst Du (zum Böhmen) Woda und Du (zum Walachen) Aap und Du (zum Wälschen) Acqua und Du (zum Ungarn) Wis. Das klingt recht schön. Wir Deutschen aber sagen a Wasser; und das ist es auch wirklich."

Ich bin gegentheiliger Meinung. Ich halte keine Sprache für die richtigste. Jede hat ihre Vorzüge und ihre Schwächen. Jede spiegelt nicht nur die richtigen Gedanken ihrer Nation wieder, sondern auch deren nationale Denkfehler.

Aus demselben Grunde halte ich es für ein sehr gewagtes Unternehmen, eine Philosophie der Sitten im Allgemeinen zu schreiben. Es kommt dabei so wenig heraus, wie weiland bei dem sogenannten „Naturrecht". Entweder verliert man sich in Abstractionen oder man sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Selbst einem so großen Geist wie Montesquieu ist das Schicksal nicht erspart geblieben, sich zuweilen in allerlei ziemlich werthlosem Anecdoten-, Notizen-, Curiositäten- und Collectaneen-Kram zu verlieren.

Jedes Land, jedes Volk, jedes Klima, jeder Längen- und Breitengrad, jede Stufe der Civilisation und jedes Stadium der Cultur-Entwickelung hat seine besonderen Sitten. Es ist schwer, diese bunte Mannigfaltigkeit unter einheitliche philosophische oder gar juristische Gesichtspunkte zu bringen.

Ich bin weit entfernt, es zu tadeln, wenn der Verfasser hauptsächlich die Beobachtungen verwerthet, welche er im Deutschen Reiche und in Deutsch-Oesterreich in den Kreisen der Gelehrten, der Beamten und des höheren Bürgerstandes gemacht hat. Dagegen berücksichtigt er zu wenig die Sitten der obersten Spitzen, welche wir Deutschen die „Crême" nennen, und die der großen, breiten, mächtigen Schichten, welche man (nicht ganz richtig) die unteren nennt. Die Gesellschaft besteht doch nicht blos aus Hofräthen und Professoren.

Auch das Ausland ist zu wenig berücksichtigt. Ueber „Höflichkeit" kann man nicht schreiben, ohne der feinen Italiener und der würdevollen Spanier und Türken ausführlich zu gedenken. Ich liebe meine Nation, wie nur Einer, aber daß sie sich durch Höflichkeit auszeichnet, kann man nicht gerade beweisen. Man versuche nur einmal das italienische „Favorisca" ins Deutsche zu übertragen, und zwar in einem einzigen Worte.

Jedes Volk hat auch auf diesem Gebiete seine eigenthümlichen Sitten. In einem Thal des Himalaya-Gebirges grüßen sich die Leute, wenn sie an einander vorübergehen, dadurch, daß sie sich gegenseitig die Zunge herausstrecken. Wir halten das für unhöflich. Mit Unrecht. Denn das Verfahren ermöglicht einem Jeden, sofort zu sehen, ob der Freund, der ihm begegnet, gesund, d. h. ob seine Zunge frei oder belegt ist. Jedenfalls ist diese Art der wechselseitigen Begrüßung weit vernünftiger als die des Hutabnehmens, noch dazu in einem Lande, wo der Kahlkopf und das schlechte Wetter nicht rar sind.

Leider verbietet mir der zugemessene Raum, in technisch-juristische Einzelheiten einzugehen. Ich schreibe ja hier nicht für ein Fachblatt. Wohl aber habe ich mich bemüht, nach Kräften einem jeden gebildeten Leser klar zu machen, worum es sich handelt. Und wenn ich nicht umhin gekonnt habe, einzelne Bedenken zu äußern, so muß ich doch dieselben dadurch wieder entkräften, daß ich Jedem, auch dem Nichtjuristen, das Studium des Jhering'schen Werkes auf das angelegentlichste empfehle. Auch da, wo man mit dem Verfasser nicht einverstanden ist, sondern mit ihm rechten möchte, verdankt man demselben eine Fülle von Belehrung und Anregung, und das Interesse kann sich dadurch, daß der Verfasser Dinge, welche man, wie ich glaube, mit Unrecht für alltäglich hält und deshalb einer wissenschaftlichen Behandlung nicht würdigt, zum ersten Male in ihrer Gesammtheit einer solchen Behandlung unterzieht, nur gewinnen.

Aufrichtig zu bedauern ist, daß der geehrte Autor an verschiedenen Stellen eine gewisse Neigung verräth, gewissen Modethorheiten, welche die rückläufige Bewegung in den Vordergrund gedrängt hat, zu huldigen und auf reactionär-socialem Pfade zu wandeln, von welcher Neigung in seinen früheren Schriften nichts zu verspüren. Man lese nur einmal seine Ausfälle gegen den Parlamentarismus.

Wenn ich auf die lange und ruhmvolle schriftstellerische Thätigkeit Jhering's zurückblicke und wenn ich sein neuestes Werk, und zwar den neuesten Band desselben, vergleiche mit dem leider unvollendet gebliebenen Buche „Der Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung", welchem Buche Jhering seinen europäischen Ruf zu verdanken hat, so will ich nicht gerade sagen, der „Zweck" sei in seinem Verhältnisse zu dem „Geist" als ein Rückgang zu bezeichnen. Wohl aber scheint mir, als bewege sich der „Zweck" auf anderen Bahnen als der „Geist", und namentlich der zweite Band des „Zwecks" sei in gewissem Sinne eine Abirrung oder Abweichung. Indessen will ich mein definitives Urtheil suspendiren. Denn der Verfasser versichert, „erst wenn das ganze Werk fertig sei, sei der Zeitpunkt gekommen, um zu den Ansichten, welche er darin vertrete, Stellung zu nehmen; erst dann werde sich zeigen, daß Unterstellungen und Einwendungen, die man gegen ihn bereits jetzt vorschnell erhoben, sich in Nichts auflösen." Ich habe keinen Grund, dieser Versicherung keinen Glauben zu schenken, und sehe mit um so größerer Spannung der Fortsetzung und Vollendung des Werkes entgegen.

Digitized by Google

Das Leben eines Sonderlings.

Keine merkwürdigere Zeit, als die Epoche der moralischen Wiedergeburt vor der großen Revolution. In mächtigen Accorden brauste Rousseau's Evangelium durch die Welt, wie ein Gewitter reinigte Voltaire's Witz die schwüle Atmosphäre, die Kritik der Encyklopädisten rüttelte gewaltig an den Grundpfeilern von Staat und Kirche, Beaumarchais' Lachen verspottete die Vorurtheile der Gesellschaft, und daneben schwärmte die Empfindsamkeit nur für Natur. Wehe den weichen Seelen, die da auf dieWeltbühne geschleudert wurden! Wohl konnten sie ein Weilchen maßlos hoffen und schwärmen, aber das Erwachen war gräßlich: das Hohelied der Bruderliebe und Menschenrechte endigte im blutrünstigen Refrain der Carmagnole. Auch der Unberühmte, von dem uns ein eben erschienenes Buch erzählt,*) wurde zu dieser Stunde emporgehoben und erdrückt. Er war Schweizer und hieß Schweizer. Als Sohn einer ehrsamen Züricher Bürgerfamilie, die reich an Sonderlingen und worin auch der Wahnsinn erbgesessen war, hatte Johann Caspar Schweizer 1754 das Licht der verbesserungsbedürftigen Welt erblickt. Seine Stiefmutter war eine Schwester Lavater's, und der berühmte Onkel hielt große Stücke auf das Antlitz seines kleinen, schmächtigen Neffen. Er pries Mund und Nase, entdeckte im Kinne Verstandeskraft und erkannte überhaupt eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde des Cosimo Medici, in dessen Gesicht er folgende Herrlichkeiten gefunden haben wollte: „Drang und große That . . . überwiegende Kraft in der Nase — kraftvolle Weisheit und Klugheit in allen Zügen, besonders im Munde. O, mit zwei Menschen dieses Mundes, was wäre da nicht auszurichten! — Schnelle, große, kühne, kluge That." Daß Schweizer's Conterfei, das in der „Physiognomik" zweimal abgebildet ist, mit dem daselbst wiedergegebenen Stich des Mediceer's Aehnlichkeit hat, ist nicht zu leugnen. Leider begegnete aber Lavater die spaßhafte Verwechslung, daß er das Porträt des großen Cosmus zu haben glaubte, während es das Bild des entarteten vierten Cosmus ist, von dem die Geschichte wenig Großes aufzuweisen hat . . . Jedenfalls besaß Schweizer nichts weniger als kraftvolle Weisheit. Er war ein Träumer, Sonderling und Schwärmer, der die Welt nie anders als durch das Prisma einer schwülstigen Poesie sah, ein unklarer, zerfahrener Kopf trotz aller Fähigkeiten und Kenntnisse. Sohn eines reich gewordenen Tuchhändlers, vermochte er nie in der Schreibstube zu sitzen. Statt dessen trieb er sich, den Kopf voll phantastischer Pläne, in Feld und Wald herum oder verschlang und excerpirte brütend ganze Büchereien. Er wußte Vieles, aber nichts recht. Darum meinten die Vettern und Basen, eine frühe Heirath würde ihn schon ins Gleichgewicht bringen. Leider fiel seine Wahl auf ein nicht minder wunderliches weibliches Wesen, das selbst eines Haltes bedurfte: die kleine, niedliche Mädе (Magdalena) Heß, „aufgewachsen unter einer abscheulichen Mutter und einem ziemlich leichten Vater", ebenfalls Sprößling einer Familie von Querköpfen. Ein blasser Strahl Goethe's ist auch auf sie gefallen, in Folge dessen die Literarhistorie bereits dieser Unberühmten nachgespürt hat. Wenige Wochen vor ihrer Vermählung traf Goethe auf seiner ersten Schweizerreise von 1775 bei Lavater in Zürich ein, und später erzählte Magdalena ihrer Freundin Caroline von Wolzogen, die sie ihrer Schwester, Charlotte von Schiller, als eine „recht gute originelle Frau", „eine starke und tiefe Natur" schildert, daß sie Goethe „durch eine Thüre gesehen und sich gleich in ihn verliebt hatte, daß sie ihn nicht hätte noch einmal sehen mögen, da sie eben versprochen war." 1779 besuchten Goethe und Karl August auch das Schweizer'sche Haus in Zürich, und Heinrich Füßli mußte ihm Magdalena's Porträt malen, wofür sich Goethe revanchirte, indem er in Rom für sie eine Kopie der sogenannten Cenci anfertigen ließ. Goethe muß da jedenfalls den Eindruck eines eigenthümlichen Hauswesens gewonnen haben. Denn indeß Schweizer bald theologische Schriften und Predigten las und ganze Stöße von Commentaren über die Bibel schrieb, bald profane Geschichte, Statistik, Politik, Aesthetik, Pädagogik, Militärwissenschaft und sogar Geburtshülfe studirte, als Illuminat schwärmte, Verse machte, Kupferstiche, Münzen, Gemälde sammelte und, ein würdiger Neffe Lavater's, auch seine Zeit mit physiognomischen Velleitäten verlor, lag seine junge Frau in weißem schäferlichen Gewande ganze Tage auf dem Sopha, empfing so Besuche, pflegte in der Aufwallung ihrer Zärtlichkeit guten Freundinnen in die Arme zu kneifen oder in besonders gemüthlicher Stimmung sich ihre Haare sacht und anhaltend kämmen zu lassen, worauf sie dann in sanfte Träumerei versank. Kein Wunder, daß die Kleinstädter ringsum über das eigene Pärchen und dessen Lebensweise die Nasen rümpften. Schweizer und seine Frau sehnten sich zuletzt aus den engen Verhältnissen ihrer Vaterstadt heraus. Der zügellose Projectenmacher wollte seine philanthropischen Ideen im Großen anwenden, und dazu fand er die erwünschte Gelegenheit an der Limmat nicht; auch schien ihm sein durch Erbschaften vermehrtes Vermögen nicht hinreichend. Was bedeutet eine Million Francs für einen Wohlthäter der ganzen Menschheit! Sein Wohlstand mußte also durch große Speculationen vermehrt werden. Er beschloß nach Paris zu ziehen, wo damals, wie zu John Law's Zeit, das colossalste Hasardspiel in Staatspapieren blühte, das die Glücksritter der ganzen Welt herbeilockte.

Der junge Schweizer verließ also „mit tausend Masten" den sicheren Port seiner Heimath. Er gründete in Paris ein Bankhaus, das bald großartige Geschäfte machte. Sein glänzend eingerichtetes Hotel wurde der Sammelplatz von Schöngeistern, Politikern und Staatsmännern. Zu seinen Gästen gehörten Bernardin de Sainte-Pierre, der Dramatiker Chamfort, Bitaubé, der Uebersetzer Homer's und Hermann und Dorothea's, der edle deutsche Sonderling Graf Gustav von Schlabrendorf, der Weltumsegler Georg Forster, der Dichter Salis, Archenholz; ferner Lafayette und Dumouriez, der gefeierte Advokat Vergasse und andere Revolutionshelden, von denen der Lustspieldichter und spätere Generalsecretär Dantons, Fabre d'Eglantine, Barnave, der verruchte Abbé d'Espagnac und Anacharsis Clootz, der berüchtigte Sprecher des Menschengeschlechts, später das Schaffot besteigen sollten. Sie alle überragte der „löwenbeantlitzte" Mirabeau, wie ihn Schweizer in einer seiner kraftgenialischen Oden nennt. Er stand mit seinem unwiderstehlichen Einfluß Schweizer am nächsten. Sie führten einen lebhaften Briefwechsel miteinander, und Schweizer half dem Freunde bei dessen Flucht, als er verhaftet und nach dem Schlosse Ham gebracht werden sollte. „Ich erröthe vor seiner Tugend", pflegte Mirabeau von dem Züricher zu sagen, „und sein Genie übertrifft das meinige. Seine Ideen sind immer neu und glänzend, er überzeugt, er bewegt, er rührt. Welchen Stoff er immer behandelt, er erschöpft ihn vollkommen und zeigt ihn von allen Seiten; sein Stil ist nie eintönig, denn die Natur ist es auch nicht." Mirabeau nannte ihn gewöhnlich mit scharf betontem Accent: mon maître. Dafür erhielt er aber auch immer Geld von ihm, so oft er dessen bedurfte, und das war häufig der Fall. Wenn er Schweizer von Verlegenheiten sagte, so pflegte dieser ihm blos den Schlüssel zu seinem Cabinet einzuhändigen. Dann ging Mirabeau allein hinein, schloß auf, nahm eine oder mehrere Geldrollen, die dort aufgeschichtet standen, weg und stellte Schweizer den Schlüssel wieder zu, ohne daß dieser fragte oder nachsah, wie viel jener eingesteckt habe. Mirabeau verdiente ein solches Vertrauen. Als seine Schulden von dem Hofe bezahlt wurden, überreichte er unerwartet seinem Freund eine ganze Hand voller Bankscheine. Schweizer blickte flüchtig hinein, fand deren für mehr als 20,000 Francs und fragte, was er damit wolle. Mirabeau erwiderte, das seien die verschiedenen Summen, die er nach und nach bei ihm geborgt, und weil er bemerkt, wie Schweizer keine Notiz davon genommen, so habe er selbst desto genauere Rechnung darüber geführt und sei nun froh, ihm alles auf einmal wieder abtragen zu können. Einst aber vergaß sich Mirabeau, der an aller weiblichen Tugend zweifelte, gegen Magdalena und fand

*) Johann Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von J. Bächtold. Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

unerwarteten Widerstand. Die Schweizerin flößte ihm dabei durch ihr würdevolles Betragen sowohl, als durch ihr Stillschweigen gegen ihren Gatten eine Hochachtung ein, wie er sie nie zuvor für ein weibliches Wesen empfunden. Ihre Freundin, Victoire Frescarode, hat in ihrem historischen Romane: „Les victimes de l'intrigue" eine Scene geschildert, welche sich zwischen Mirabeau und Magdalene, die sie Claire nennt, zugetragen, und ich will sie hier in Uebersetzung mittheilen.

Der Gemahl von Claire, der selbst mit der Liebenswürdigkeit und dem Feuer der Jugend eine außergewöhnliche Aufklärung verband, versammelte um sich eine Gesellschaft von Freunden, und das Haus dieses Ehepaars, wo man sich jeden Abend Spielen hingab, die nur die Einfachheit der Schweizer Sitten interessant machen konnte, wurde für Mirabeau ein Ort, wo er sich von den Intriguen des Tages zu erholen pflegte; er selbst vermehrte durch seine Einfälle den Reiz dieser Abende, an denen er niemals Langeweile empfand. „Hier vergesse ich das Laster", wiederholte er eines Tages, als er mit der Fröhlichkeit eines Schulknaben Blindekuh spielte. Und da jede Bewegung seiner Seele seinen geringsten Handlungen wie auch seiner Sprache einen energischen und aufrichtigen Charakter verlieh, so schien er in der That, indem er diese Worte aussprach, nur noch die Unschuld zu lieben. Dennoch kam eine lange Zeit, während derer er nicht mehr in der Gesellschaft Jener erschien, die er seine guten Schweizer zu nennen pflegte. Diese glaubten sich schon vergessen, als Mirabeau für den es keine kleinliche Leidenschaften gab und der immer die Erinnerung an die Reinheit jener Sitten in sich trug, nach einer Abwesenheit von acht Monaten wieder in der Wohnung der beiden Ehegatten erschien. Er dringt in den Salon. Niemand ist dort. Das Bild der unschuldvollen Claire zeigt sich seinem Blicke. Mirabeau kniet vor diesem Bildniß nieder. Claire betritt in diesem Augenblicke den Salon und überrascht ihn in dieser andächtigen Stellung; sie bricht in ein lautes Lachen aus und mit jener naiven Fröhlichkeit, die ihr alle Herzen gewann, macht sie sich über seine Anbetung lustig, welche ebenso sehr seinen leichten Sitten widerspricht, als sie selbst seinen frivolen und wechselnden verliebten Launen abgeneigt ist. „Täuschen Sie sich nicht, Madame", antwortet ihr Mirabeau mit Freimuth, „dieses ist keine Huldigung, die ich der Schönheit bringe, sondern ein Act der Dankbarkeit; ich sehnte mich heute nach dem Bilde einer reinen Frau, um morgen nicht mit Ihrem ganzen Geschlechte zu brechen. Jawohl, Madame", fügte er bei, „wir suchen die Schwäche, aber wir lieben es, die Keuschheit zu finden."

Dieser Idylle, die sich wie ein Kapitel aus einem Roman Rousseau's ausnimmt, folgten bald die Schreckensscenen der Revolution. Auch in Schweizer's Hause spielten sich einige interessante Episoden dieser Tragödie ab. Sein Salon wurde bald ein bureau d'esprit für Girondisten und Sansculotten, denn es ist selbstverständlich, daß der Feuerkopf aus Zürich alsbald für das Evangelium der Menschenrechte loderte. Er dichtete Freiheitshymnen, arbeitete mit Mirabeau Verfassungsentwürfe aus, leitete die Befestigungsarbeiten des Montmartre, haranguirte auch den Pöbel mit Freiheitsreden und ließ sich vom Wohlfahrtsausschuß als Werkzeug der revolutionären Propaganda nach der Schweiz senden, wo er für einen Narren und Don Quijote erklärt wurde.

Bald aber kommt er zur Besinnung. Mit Abscheu wendet er sich von den blutigen Männern des Schreckens und von der Anarchie der Pöbelherrschaft ab. Er wird in den Plan zur Befreiung Ludwigs XVI. eingeweiht, er versteckt die zu diesem Zwecke bestimmte Casse in seinem Haus und macht sich immer verdächtiger. Er wird Zeuge der Gräuelscenen vom 10. August 1792 und rettet den verschont gebliebenen Ueberrest seiner gefangenen Landsleute von der Schweizergarde mit Gefahr des eigenen Lebens. Und auch die bequeme, lässige Magdalena wächst und erstarkt in der allgemeinen Noth und entwickelt eine ungeahnte Seelenkraft. Sie dringt in die Gefängnisse, um Unschuldige zu befreien. In ihrem heiligen Eifer fällt ihr sogar ein, an Robespierre, den sie verabscheut, zu schreiben. Sie, die sonst lieber gestorben wäre, als daß sie die Aufrichtigkeit ihres Gemüthes je verläugnet hätte, kitzelt nun mit einigen hochtönenden Phrasen die bekannte Eitelkeit des Blutmenschen, um ihm in der Folge unschuldige Opfer entreißen zu können. Ihr Versuch gelingt. Der fürchterliche Mann übersendet ihr durch einen seiner Spießgesellen die rothe Mütze als Unterpfand seiner Huld und läßt sie seines mächtigen Schutzes versichern. Diesen benutzte sie mit kluger Vorsicht zu wohlthätigen Zwecken, wußte sich Pässe für Verfolgte zu erbetteln oder zu erkaufen und half vielen Freunden und Bekannten aus der Klemme. Da sie aber bei so eifriger und edler Thätigkeit sich dennoch nie ganz sicher glaubte und im Fall einer Anklage mit Würde enden wollte, begab sie sich einst in tiefer, nächtlicher Stille, von einer einzigen Magd begleitet, auf den Grèveplatz und zählte die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn an sie die Reihe kommt.

Mittlerweile zerrinnt das schöne Vermögen Schweizers. Weniger die Revolution richtet ihn zu Grunde, als die zahllosen Glücksritter und Schwindler, die mit offenen Armen von ihm aufgenommen wurden. Wahllos hat Schweizer jedem Projektenmacher sein Herz und seine Casse geöffnet, denn er hielt sich für verpflichtet, den „Zahlmeister der Vorsehung" zu spielen. Finanziell bereits zu Grunde gerichtet, hat er aber noch einmal ein märchenhaftes Glück. Es ist nur seine Schuld, wenn er es nicht festzuhalten vermag. Nach Robespierre's Sturz wird er Mitglied einer Agentschaft, welche für die französische Regierung Lebensmittel und Flottenbedürfnisse einkaufen und zugleich die Summen in Empfang nehmen soll, die Frankreich Amerika im Unabhängigkeitskriege vorgestreckt hat. Die Agentschaft verfügt über einen riesigen Credit: 23 Millionen Francs. Doch Schweizer ist von vornherein von dem verbrecherischen Mitagenten Swan verrathen. Um seinem Genossen einen Vorsprung abzugewinnen und die Geschäfte in Amerika an sich zu reißen, überläßt ihm Swan ein altes, gebrechliches Fahrzeug, das mit Gold- und Silberstangen, Tafelgeräth, Gemälden und anderen Luxusgegenständen, die in Amerika verkauft werden sollen, bei der schlechtesten Jahreszeit in die See sticht. Richtig rütteln denn auch die Winterstürme den „Suffolk" ganz erbärmlich, das Steuer zerbricht, die Gefahr des Scheiterns droht unablässig, obendrein steht die nach den Silbertonnen lüsterne Schiffsmannschaft im Begriffe zu meutern ... Die zarte Magdalena, die das ungewisse Schicksal ihres „Männli" theilen will, liegt todtkrank hinter einem Bretterverschlage, und Schweizer — macht unablässig Verse! Nach einem Monat wird das Schiff von „hohen Meergewälzes Stößen" nach Brest verschlagen und Magdalena hier nach unendlichen Leiden an's Land gesetzt, wo sie sich von ihrem Gatten trennen muß, der allein die Reise in die neue Welt fortsetzt. Er kauft mit dem Gelde, das ihm Swan abläßt, ungeheure Länderstrecken, aber blos auf dem Papier mit den unbestimmtesten Grenzen („bei zwei Pappeln beginnend und ungefähr 6 Meilen von der Mündung der kleinen Kriegsbucht endigend"), und will ein zweites Philadelphia, einen Musterstaat mit Gütergemeinschaft und Frauenstimmrecht begründen. Mit solchen Hirngespinnsten verträumt er sechs Jahre, verkehrt mit Dichtern und Gelehrten und arbeitet an dem Hauptwerk seines Lebens, der ungeheuerlichen „Kritik der Civilisation", die sein Dasein rechtfertigen soll und — rudis indigestaque moles — achtzehn dicke Quartanten seines verschollenen Nachlasses füllt. Unterdessen verdient der Betrüger Swan erwiesenermaßen 9 Millionen Francs mit den Geschäften der Agentur, und rettet seinen Gewinn über das Meer, ohne mit dem Theilhaber abzurechnen, indeß Letzterer das Reisegeld zur Heimfahrt entlehnen muß. In Paris harrt seiner sein treues Weib und merkt bald, daß ihr Männli ärmer als zuvor und nur mit der einzigen trügerischen Hoffnung auf den Ausgang seines Processes mit Swan zurückgekehrt ist. Dieser selbst von seiner abgefeimten Frau betrogene Betrüger rechnet jedoch niemals ab und verbringt sein ganzes übriges Leben im Schuldgefängniß, während Schweizer, von Advokaten und Wucherern ausgeraubt, seinen letzten Werthtitel preisgibt und, an Leib und Seele gemartert, dem Wahnsinn nahe, endlich seinen Geist aufgibt.

Drei Jahre später, 1814, folgt dem edlen Schwärmer seine nach Zürich heimgezogene Gattin, ein wunderliches altes Mütterchen, im Tode nach. Caroline von Wolzogen sandte aus Weimar einen herzlichen Beileidsbrief. Von Schweizer's

Digitized by Google

amerikanischem Guthaben, um das ein Vetter Magdalena's zehn Jahre lang „Processe dirigirt und Tintenschüsse losgelassen", wurde niemals ein Heller bezahlt. Dieser pflichtgetreue Cousin — der als artig begabter Lyriker und Erzähler und als Herausgeber von Usteri's Dichtungen längst vergessene David Heß — fand bei der vergeblichen Herkules-Arbeit, den ökonomischen Augiasstall seines Anverwandten zu kehren, wenigstens eine Perle: er vertiefte sich so sehr in das Labyrinth von Schweizer's abenteuerlichem Lebens- und Ideengang, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, für sich und seine Freunde Alles niederzuschreiben, was ihm von des Vetters sonderbaren und selbstverschuldeten Schicksalen bekannt geworden. Auf solche Weise entstand im Jahre 1822 die vorliegende Biographie, deren Veröffentlichung damals durch Familienrücksichten sich von selbst verbot. Erst jetzt, da mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist und der brave Heß sowie Alle, die Schweizer's Leben gestreift, längst dahingegangen sind, erblickt die merkwürdige Handschrift die Oeffentlichkeit. Wir sind dem Herausgeber dafür zu Dank verpflichtet, denn diese Lebensbeschreibung ist ein Meisterwerk der Erzählungskunst und Charakteristik, eine wichtige Quelle für die Geschichte der darin geschilderten interessanten Zeit, ein unterhaltendes und belehrendes Buch, in welchem, wie es in der Vorrede heißt, nach dem Urtheil eines zeitgenössischen Dichters ein großer Roman und ein halbes Dutzend Novellenstoffe stecken. Dieser Bewunderer — wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir keinen geringeren als Gottfried Keller dahinter vermuthen — hätte hinzufügen können: eine Gallerie von Charakterköpfen, wie sie kein Dichter noch gestaltet hat, wie sie nur das Leben zu formen vermag. Welch ein Typus ist nicht dieser Schweizer, der mit so viel Einfalt und Feuer in seiner Bruderliebe scheitert! Diese Magdalena, die aus einem leichtfertigen Püppchen zu einer Heldin heranwächst und mit beispielloser Treue an dem hängt, der ihr durch hartnäckige Selbsttäuschung und fortgesetzte Mißgriffe so schwere Prüfungen bereitet hat! Dann die Mitspieler in dieser allzu menschlichen Tragikomödie. Mirabeau und die anderen Männer der Revolution, der monumentale Schwindler Swan, den „selbst Gott nicht unglücklich machen kann", die leichtsinnige, undankbare Babette Bansi und ihr sauberer Vater, die brave Magd Victoire, die sich zuletzt als eine dem Scharfrichter entflohene abscheuliche Kindesmörderin entpuppt, der leichtsinnige Socius Jeanneret, der herrliche Buchhalter Diggelmann, der ehrliche Stelzfuß Freytag, der wahnsinnige Bruder Jacques und die ganze große Musterkarte von Originalen: der eitle Lavater, Hauptmann Landolt, Hettlinger, der Director der Porzellanfabrik zu Sevres, Escher von Glattfelden, der furchtsame Philosoph Schlabrendorf, der Bettelgraf du Petitthouars, der aus der Kutte gesprungene Mönch Baselli, Marie Wollstonekraft, die verliebte Vertheidigerin der weiblichen Rechte, die scharf ausgeprägten Silhouetten der Aerzte Schwediauer, Romero von Terreros, Dr. Korreff und Tartufe-Jaubert! . . . Und dazu die packenden Bilder aus Schweizer's Pariser Salon, aus den Schreckenstagen, vom „Suffolk, — wie Schweizer die vom Volk erstürmten Tulerien betritt, um seine Landsleute zu retten, oder das erhabene Nachtstück, wie Magdalena die Stufen der Guillotine zählt . . . Solche Bilder, solche Menschen erfindet kein Dichter, und wenn er Aehnliches zu bieten wagte, so würde man über Effecthascherei und Unwahrheit klagen. Das Leben ist ja selbst der wundervollste Roman.

Theophil Zolling.

Feuilleton.

In der Frühlingsdämmerung.

Von Wilhelm Jensen.

Es kann in einem mittägigen Octobersonnenglanze sein, der sein Goldlicht um langsam niederschwebende Blätter spielen läßt, als trüge er sie zur Erde herunter; doch leichter geschieht's in der Dämmerung eines weichen, nebeltrüben Märzabends, dessen Stimmen allmählich zu einem undeutlichen Gesumme auseinander rinnen, das nur dann und wann von einem hohen, kahlen Baumwipfel herab der Schlag einer unsichtbaren Drossel helltöniger durchflötet. Kinder huschen im Halbdunkel auf der Gasse, und in einzelnen, vielbesuchten Verkaufsläden sind schon Lampen angezündet, doch die meisten Fenster stehen noch ohne Lichtschein, mit letzter, leiser Spiegelglimmerung der Scheiben aufgereiht. Es regnet nicht, nur ein feuchter Niederfall der Luft näßt ein wenig, aber als umsichtiger Vierziger oder Fünfziger führst Du einen Schirm mit Dir, denn Du hast einen Freund begleitet, der ein Geschäft, einen kurzen Besuch in einem Hause abzumachen hat, und vor diesem auf und abgehend, wartest Du auf seine Rückkehr. Wie Du so einige Male hin und wieder gewandert, will es Dir scheinen, als seien die Dinge um Dich her und Du selbst, dergestalt dazwischen stehend, Dir nicht fremd. Der linde, feuchtrieselnde Luftanhauch mit der ungewissen Frühlingsahnung in ihm, der Amselruf, die Lichter, die kaum mehr unterscheidbaren Gestalten, ob groß oder klein, Mann oder Weib, das Alles hast Du schon einmal genau so und mit der nämlichen Empfindung gesehen. Ja, derselbe alte Reim ist Dir dazu durch den Kopf gegangen und Du hast ihn halblaut vor Dich hin von der Lippe gesprochen. Und plötzlich überkommt's Dich, daß Du zwanzig Jahre alt bist.

Du bist's, nichts redet dagegen, nicht um Dich, noch in Dir selbst. Du fühlst, daß Deine Glieder Dir kraftvoll angehören und es mit jedem Gegner aufnähmen, der Dir entgegenträte. Dein Fuß hebt sich leicht, in der völlig gleichen Weise, wie er es stets gethan, doch es ist noch etwas Anderes außer Deinem eigenen Willen, das ihn mithebt. Du kennst es, obwohl es unnennbar und unfaßbar ist; aus Deinem Innern selbst kommt es, aus einem Verlangen der Seele, aus dem Herzschlag, aber es ist, als käme es von außen mit Flügeln zu Dir heran und höbe Dich federleicht auf und zöge Dich in die Weite.

Nicht, als möcht' es Dies thun, sondern es thut's, es hat's vollbracht. Du glaubtest, die Stadt sei Dir überall genau bekannt, doch wie der Fuß Dich etwas weiter als vorher bis an die Häuserecke der Straße geführt, siehst Du überrascht und erstaunt in eine fremde Gegend. Oder doch nicht, Du kennst sie wohl: an dem Tage, als Du zum erstenmal die neue Studentenmütze und das bunte Band über der Brust getragen, bist Du noch spät in der Sommernacht an diesen Vergnügungsort gekommen, allein Du hattest ihn hinter dieser Straßenbiegung nicht vermuthet. Doch er ist's, die farbigen Lampen schaukeln sich noch ebenso unter dem angestrahlten grünen Laubwerk des großen, tischbesetzten Platzes, den die dichte Gastmenge füllt. Vom Pavillon her tönen einzelne Stimmungsstriche der Geigen, die Musik hat eine Pause gemacht; Lachen und Rufe klingen durcheinander, die Kellner laufen mit Gläsern, aus denen frischer Schaum überquillt. Die große Anzahl der beweglichen, plaudernden, augenwendenden Gesichter läßt im Anfang kaum ein einzelnes unterscheiden. Nur die bunteren Farben der Kleider und Hüte von Frauen und Mädchen stechen hervor, und ein köstlicher Athem von Naturfrische, Sommerluft und Lebenslust weht herüber.

Der kühle Trunk mundet Dir nach dem Weg. Du hast einige Mitglieder Deiner Verbindung angetroffen und Dich zu ihnen an den Tisch gesellt. Doch Ihr redet nicht mit einander, die Musik setzt wieder ein, und die Unterhaltungen verstummen oder werden gedämpfter geführt. Nur drüben an

Digitized by Google

einem zusammengeschobenen Tisch fährt ein Dutzend von Corpsburschen mit andersfarbiger Mütze, als die Deinige, rücksichtslos mit Gelärm und Gelächter fort. Es wird hie und da gezischt, und einige Stimmen fordern Ruhe, doch die lauten Gesellen achten nicht darauf oder rufen Spottworte dagegen. Ihre Züge bekunden, daß sie schon lange dort sitzen und manches Glas über den Durst geleert.

Da treibst Du mit in der schlendernden Menschenwoge des breiten Baumgangs. Jeder läßt die Erscheinungen, die ihm entgegenfluthen, Revue passiren, doch Niemand achtet weiter auf Das, was neben ihm vorgeht; die Geigen, Clarinetten und Hörner verschlingen den summenden Stimmenschwall. Hin und wieder promeniren Arm in Arm zwei äußerst elegant toilettirte junge Damen, seltener ebenso eine vereinzelte, und suchen durch einen Blick, eine kaum merkliche Kopfbewegung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wer ihre Art kennt, erkennt sie auch trotz der oft täuschenden Kleidung; der Vergnügungsgarten ist ein öffentlicher und kann, obwohl er vorwiegend von anständiger Gesellschaft besucht wird, kein Document der Zugehörigkeit zu derselben an der Eintrittspforte verlangen.

Doch jetzt drehst Du unwillkürlich den Kopf zur Seite. Im Gedränge hat neben Dir ein feines Stimmchen erschreckt halblaut: „Ich bitte Sie, lassen Sie mich!“ gesagt, und Du siehst in das ebenso feine, schmale Gesichtchen eines noch sehr jungen Mädchens, das die schönen, hellen Augen unruhig gehoben und schnell wieder herabschlägt. Einer der Corpsburschen mit den andersfarbigen Mützen hat sie keck angesprochen; Du gewahrst auf den ersten Blick, daß er sich in ihrer Wesensart geirrt, vielleicht weiß er selbst es jetzt auch. Aber er hat zu viel getrunken, der Wein redet ihm ein, es sei schwächlich, mit einem Zugeständniß seines Irrthums zurückzuweichen, er lacht: „Zieren Sie sich nicht, kleine Schöne“, und streckt die Hand aus, sie zu halten. Nun sucht ihr Blick hilflos und ängstlich nach einem Beistand in der gleichgiltig vorübertreibenden Menge und trifft Dir zufällig ins Auge, und plötzlich fliegt's Dir vom Munde: „Wessen unterfangen Sie sich gegen diese Dame?“

Der Angesprochene erwidert brüsk: „Was geht Sie das an?“ Er hat nicht Unrecht mit der Frage, und es schießt Dir durch den Kopf, daß Du antwortest: „Es geht mich wohl an, wenn meine Cousine belästigt wird.“

Er stutzt einen Moment, man sieht, er zöge sich gern mit Schicklichkeit aus der Affaire heraus. Doch der Wein rumort in ihm, nichts zu entgegnen, wäre Feigheit. Und er lacht nochmals spöttisch auf: „Das kann Jeder sagen; haben Sie Ihren Vetterschaftspaß bei sich?“

Nun wallt Dir das Blut. „Sie sind ein Unverschämter!“ — Das beleidigende Wort fällt ihm sehr erwünscht, denn es ermöglicht ihm einen anständigen Rückzug. Er antwortet: „Gut, wir haben nichts weiter mit einander zu reden; mein Name ist Ihnen bekannt, Sie werden morgen von mir hören.“ Höflich die Mütze lüftend, fügt er hinzu: „Ich bitte um Entschuldigung, mein Fräulein“, und entfernt sich eilig.

Der Vorgang ist zuletzt doch nicht unbeachtet geblieben, eine Anzahl der Promenirenden hat Halt gemacht, dreingesehen und die Wechselreden vernommen. Das junge Mädchen steht unschlüssig, doch ihr Blick spricht, daß sie Dir Dank weiß und Vertrauen zu Dir gefaßt hat. Und zwischen den Augen, die auf ihr haften, fühlt sie undeutlich, daß auch sie etwas thun, im Moment die von Dir zu ihrem Beistand gebrauchte Nothlüge bestätigen muß, und, ein wenig erröthend, sagt sie hastig, ziemlich laut, ihren Arm leicht in den Deinigen legend: „Haben Sie Dank, lieber Vetter; ich suchte nach meinem Bruder, der mich hierher geführt, wir finden ihn gewiß gleich.“

So vermeidet sie mit richtigem weiblichen Tact weiteres Aufsehen; auch Du verstehst ihren Wunsch und führst sie rasch durch die Menschenwogen davon. Ihr Arm bleibt leicht auf dem Deinigen ruhen, sie fürchtet offenbar, Deinen Schutz zu verlieren, sich nochmals allein unter der Menge zu befinden, bis Ihr den Bruder angetroffen. Doch die Zahl der Gäste ist zu groß und der Gesuchte nirgendwo zu entdecken. Ihr seid mehrmals vergeblich durch alle Gänge umhergeschritten, ohne zu sprechen, die Augen Deiner jungen Begleiterin suchen nur unruhig unter den fremden Gesichtern. Endlich sagst Du: „Vielleicht glaubt Ihr Bruder, daß Sie den Heimweg eingeschlagen und wartet irgendwo draußen, um mit Ihnen zusammenzutreffen.“ Sie erwidert leise: „Ich glaube es auch fast“; Du fährst fort: „Es ist spät geworden, darf ich Ihnen auf dem Wege nach Hause meinen Schutz weiter anbieten, bis Sie seiner nicht mehr bedürfen?“ Sie zaudert einen Augenblick, dann antwortet sie mit einer, zum erstenmal, wie es scheint, zurückgewonnenen, ihr natürlichen, schelmischen Unbefangenheit: „Sie sind ja für heut' Abend mein Vetter; wenn Sie die Freundlichkeit haben, mich zu begleiten, bin ich Ihnen dankbar.“

Das halbe Lächeln auf ihren Lippen dazu ist das Letzte, was Du für geraume Zeit von ihr mit dem Blick wahrnimmst. Ihr taucht in eine dunkle Allee ein, die nichts unterscheiden läßt, aber trotzdem und eigentlich zum erstenmal steht Deine Begleiterin Dir mit vollster Deutlichkeit vor den Augen. Es ist ein holdseliges Gesichtchen, zart, mädchenhaft sittig und doch klugblickend dabei, wenn die langen, dunklen Wimpern sich aufheben; es geht nicht an Deiner Seite, sondern vor Dir auf dem schwarzen Hintergrund der Baumreihe. Du schaust es an und redest nichts; auch sie läßt sich schweigend von Dir führen. Weit um Euch ist es nächtlich still, nur eine Amsel flötet vom Wipfel eines der Bäume.

Aber dann sprecht Ihr doch mit einander, es hat durch einen zufälligen Anlaß begonnen und sich fortgesetzt. Sie nennt Dir den Namen ihrer Eltern und Du ihr den Deinigen; was sich daran knüpft, kommt ihr einfach-natürlich, doch in lieblich klingender Sprache, mit dem Ausdruck feinster Bildung von den Lippen. Sie ist fröhlich geworden und plaudert, als seiet Ihr alte Bekannte.

Auf einmal wird es hell um Euch, zuerst kaum begreiflich, wodurch. Dann lacht Ihr beide, den natürlichen Grund erkennend; Ihr seid aus dem Ausgang der Allee hervorgetreten, der Mond ist mit halber Scheibe aufgegangen und steht schräg hinter Euch. In seinem weichen Licht gewahrst Du jetzt wieder mit leiblichen Augen das Gesicht an Deiner Seite. Deine Vorstellung hat es Dir verringert, es erscheint in der Wirklichkeit noch unsagbar lieblicher; doch eine Scheu, die Du zuvor nicht besessen, hält Dich ab, Deinen Blick voll darauf hinzuwenden, er streift nur ab und zu ungewiß an dem goldartigen Haarglanz auf ihrer Stirn vorbei.

Sie plaudert unbefangen weiter und sagt: „Es war ein häßlicher unangenehmer Mensch, ich habe ihn noch nie gesehen, obgleich mein Bruder ja auch Student ist und ich manchmal —“

Doch plötzlich bricht sie ab: „O mein Gott —!“

Du fragst verwundert: „Was ist Ihnen?“ und sie erwidert, die Lider hastig zu Dir aufschlagend: „Nun werden Sie sich mit ihm duelliren müssen — durch meine Schuld —“

Du antwortest mit feuriger Hast: „Ich bin glücklich, daß ich ihn für seine Abscheulichkeit bestrafen darf!“

Doch erschreckt, mit zitterndem Ton fällt sie ein: „Aber, wenn er Sie — wenn ein Unglück — er könnte Sie tödten —“

Und wäre er ein Gigant und stände zehnfach vor Dir, Du fürchtetest ihn nicht, Du fühlst ja die Kraft und den Muth in Dir. Aber Du hast auf einmal nicht den Muth, ihr wieder in die erschrockenen Augen zu sehen, Du blickst nur hinunter auf die kleine, weiße Hand, die auf Deinem Arm liegt. Sie hat etwas Märchentraumhaftes in dem weichen, rinnenden Mondlicht — und Du bist ja so jung, und es ist ja das Recht Deiner Jugend, und Du legst Deine Hand sanft auf die andere, kleine, weiße Hand und antwortest stotternd: „Und wüßte ich, daß er mich tödten würde, ich thäte doch wieder, was ich gethan.“ — — — — — — —

Da sagt eine fröhliche Stimme neben Dir von dem warmen Händchen her, das sich nicht geregt: „Hast Du's jetzt erst bemerkt, Papa, daß ich Deinen Arm eingefaßt?“

Zusammenfahrend drehst Du den Kopf, der feuchte Frühlingsnebel ist herabgefallen und der Halbmond über ihm aufgegangen, und Du blickst in das von seinem Licht überflossene Gesicht Deines ältesten Töchterleins und stotterst jetzt wirklich:

Digitized by Google

„Du, Margret? Was ist — woher kommst Du?"

Sie lacht vergnügt: „Ich wollte noch etwas einkaufen, der Vetter Robert begleitete mich, und ich erkannte Dich. Aber Du dachtest vermuthlich über etwas so Ernsthaftes nach, daß Du mich nicht sah'st, und ich schlich mich leise hinter Dich und legte meine Hand in Deinen Arm, schon eine ganze Weile."

Unwillkürlich wiederholst Du: „Etwas Ernsthaftes — ja, über etwas sehr Ernsthaftes." Dann fügst Du drein: „Das ist ja hübsch, Margret, doch es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, mein Kind, so spät noch im Mondlicht mit einem jungen Studenten zu gehen."

„Aber mit dem Vetter, Papa —"

„Auch nicht mit dem Vetter, mein Kind —"

Du brichst ab, denn ein Schritt kommt auf euch zu, und der zurückgekehrte Freund sagt: „Es thut mir leid, Du hast wohl ziemlich lange warten müssen, Himmel und Erde haben sich inzwischen ja sehr verändert."

Nun antwortest Du halb lächelnd: „Es kommt mir vor, so ungefähr dreißig Jahre, Liebster, aber nur ich selbst habe mich zwischen Himmel und Erde verändert — und eigentlich auch das nicht."

Der Andere gewahrt jetzt erst Deine Begleiterin und sagt neckisch: „Es scheint, Du hast's in meiner Abwesenheit gut gehabt, Alter, Ritterdienst aus unserer Jugendzeit leisten zu können."

„Ja, meinem jungen Schatz — sieh' ihm nur näher ins Gesicht!" Und Ihr wandert durch die Mondnacht nach Haus.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Ladislaus Mierzwinski.

Die Uebererzeugung auf allen Gebieten, die zu den Mißständen unserer Zeit gehört, hat auch eine ungewöhnliche Anzahl von Tenoristen zum Vorschein gebracht; während vor fünfundzwanzig Jahren das hohe Brust-B zu den gesuchtesten Seltenheiten gehörte und Wachtel mit seiner großartigen Stimme allein dastand, berichten jetzt die Zeitungen fast jedes halbe Jahr von neuerer Entdeckung eines „phänomenalen" Tenors, der bald neben Bötel und Götze glänzen, womöglich sie verdunkeln soll. Freilich wird immer nur von der Stimme gesprochen, nicht vom Können; dieser Eigenschaft, die nur durch Studium und Fleiß erlangt wird, widmet die schnelllebige Zeit und deren Dauer, die Theaterdirectoren, Theaterzeitungen u. s. w. weniger Beachtung; und so kommt es denn, daß so viele Sänger erst etwas zu können anfangen, wenn die Stimmmittel enden wollen. Es ist nunmehr erklärlich, daß ein Sänger, der mit einer „phänomenalen" Stimme außerordentliches Können vereinigt, das Publicum und die Kritik in ungewöhnliche Aufregung versetzt; und daß Herr Mierzwinski, der in denkbar ungünstigster Zeit, unmittelbar vor Weihnachten, in Berlin erschienen ist und bei den höchsten Preisen der Königlichen Oper singt, dennoch immer ganz volle Häuser erzielt*) und das Publicum in Enthusiasmus versetzt.

Die Leistungen des Herrn Mierzwinski sind durchaus nicht als künstlerisch vollendet, als in sich abgeschlossen zu bezeichnen; sie bieten sogar ganz verwunderliche Schwächen. Der Tonansatz ist im Halbstarken oder Piano, besonders im Anfange von melodischen Sätzen, oft ganz unsicher. Er sang im Troubadour (im Duett mit Azucena) etwa acht bis zehn Tacte zu tief, so daß die Geiger im Orchester ganz stark spielen mußten, um den ungünstigen Eindruck ein wenig zu mildern; auch in den „Hugenotten" gab es derartige, nur weniger lang dauernde Störungen. Er fehlt auch manchmal im Tacte — was allerdings auf seine Unkenntniß der Sprache und die Ungewohntheit, auf deutschen Bühnen zu singen, zugeschrieben werden kann. Jedenfalls treten in seinen Leistungen bedenkliche Momente hervor, welche in Denen, die ihn zum ersten Male hören, die Frage anregen: „Ist das der berühmte Sänger?" und welche selbst in Denen, die ihn bereits gehört und bewundert haben, Besorgnisse erregen. Aber noch immer (wir sprechen nach seiner vierten Gastrolle) und nach einem Concertvortrage war das Resultat dasselbe: wenn der Vorhang am Schlusse der Vorstellung fällt, allgemeiner, stürmischer, lang anhaltender Beifall des Publicums, und übereinstimmendes Urtheil der Kenner: Er ist ein außerordentlicher Sänger!

Und nicht etwa die Naturgaben bestimmen diese Erfolge und Urtheile, sondern die in ihrer Art einzige Ausbildung und Verwendung der Mittel. Herr Mierzwinski besitzt eine Stimme von zwei Octaven im Umfange, vom C der kleinen Baßoctave bis zum zweigestrichenen C; der Ton ist überall voll und männlich, und die höchsten Töne werden in vollster Stärke von ihm mit Leichtigkeit und unfehlbarer Sicherheit gesungen. Mit diesem seltensten Vorzuge verbindet er eine Kunst der Coloratur und der Tonfärbungen, wie man sie eigentlich nur von den glänzendsten Concert-Sopran-Sängerinnen vernommen hat; er führt Triller, Läufe, Doppelschläge in den höchsten Lagen (Triller auf dem hohen A) und mit voller Bruststimme und einer Leichtigkeit aus, daß der ruhigste Hörer in Aufregung geräth; und, was wohl zu bemerken ist, er wendet niemals eine unpassende Verzierung an, immer ist sie mit dem Charakter des Tonstückes in Einklang gebracht. Dabei sind Spiel und Haltung immer vornehm; und je erregter die Handlung wird, um desto belebter, wirksamer, origineller entfalten sich der musikalische Vortrag, der dramatische Ausdruck, Geberden- und Mienenspiel — man möchte manchmal fast glauben, daß die vorgehenden Schwächen und Fehler eine Finte waren, angewendet, um den Glanz des nunmehr Gebotenen noch zu erhöhen! Und wenn solche seltensten Vorzüge mit einem interessanten Kopfe und einer männlich schönen Gestalt vereint von der Bühne herab wirken, ist's da zu verwundern, wenn das Publicum in Ekstase geräth?

Sehr interessant ist auch, daß Herr Mierzwinski keiner eigentlichen Gesangsschule angehört; was er ausführt, trägt ein originelles Gepräge, und man kann seiner Versicherung Glauben schenken, daß er viel mehr durch eigenen unermüdlichen Fleiß erlangt hat, als durch angeborene Mittel oder durch den Unterricht der Lehrer; schon der Umstand, daß er schon im vollen Mannesalter stand, als er zu Ruf gelangte — er mag jetzt etwa 35 Jahre zählen — spricht für die Wahrheit dieser Versicherung, auch stimmt das Urtheil der Fachsänger dahin überein, daß die Stimmmittel durch „einen eisernen Willen" zu solcher Vollendung entwickelt worden sind. Und von diesem eisernen Willen zeugt sein Vortrag in dem Morgenconcert des Königl. Opernchors. Er sang das Lied des „Robert": „Ja, das Gold ist nur Chimäre", ein Musikstück, dessen Wirkung eigentlich nur mit allen Bühnenzuthaten, Lager, Ritter, Spieltisch, glänzenden Costümen gedacht werden kann; er sang es im Salonanzuge mit Ballschuhen, ohne ein Notenblatt in der Hand, ohne eine Bewegung (der dramatische Heldentenor!) in elegantester Haltung, dabei aber brachte er Dinge vor, die man nie zuvor gehört hatte, unter Anderem einen Tonleiterlauf vom obersten C bis zum Baß-C in voller Kraft — wer will da mit dem Publicum rechten, wenn es im Entzücken tobt?

Wir können jedoch diese Skizze nicht schließen, ohne der ernsten Besorgniß Ausdruck zu geben, daß der außerordentliche Sänger sich doch zu viel zumuthet, daß ein fortgesetztes so ruheloses Vorführen der schwersten Partien (er singt jede Woche drei bis viermal) auch die stärkste Kraft gefährden muß — vielleicht ist das oben angeführte Schwanken des Tonansatzes im Piano und Mezzoforte schon eine Folge dieser Anstrengungen, vielleicht muß Herr Mierzwinski schon im Affecte sein, um die Technik sicher handzuhaben. — Möge er ja bald mit sich zu Rathe gehen, Ruhe und Selbstprüfung anwenden, um eine kostbare künstlerische Kraft zu bewahren, die selbst dem strengen, keinen Fehler übersehenden Beurtheiler größte Bewunderung abzwingt!

H. Ehrlich.

*) Bei den Vorstellungen des „Troubadour" und der „Hugenotten" war die Abendcasse geschlossen.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen
a. **Deutsches Heim.**
b. **Gerichtslaube.**
c. **Aus alter und neuer Zeit.**

Pro Quartal in Berlin M. 4,20
Abonnement ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.

IV.

Kanarienvögel

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Herzlichen Dank für die mir zugeschickten Vögel, denn solche sind ganz gesund hier angelangt und machen uns bereits durch den herrlichen Gesang grosse Freude.
K. Grangel. Lehrer, Königsbach."

Verlag von **Theodor Ackermann** in München.

Gedichte

von

Louise Hitz.

Broschirt M. 1,60. Elegant gebunden M. 2,40

Das Deutsche Literaturblatt (5. Jahrgang Nr. 45) empfiehlt dies Büchlein dem deutschen Hause auf's wärmste und sagt u. A.: „Wir haben es hier mit einer wirklichen Dichterin zu thun, die in der Auswahl ihrer Poesien strenge Selbstkritik geübt hat" 2c.

(Zu haben durch alle Buchhandlungen.)

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Einladung zum Abonnement auf die

Neue Zeitung.

Organ der National-Liberalen Partei.

Die vom 1. Januar 1885 im Verlage von **Georg Stilke** in Berlin erscheinende **„Neue Zeitung"** ist das einzige Preßorgan der Reichshauptstadt, welches voll und ganz auf dem Boden der National-Liberalen Partei steht und den Angelegenheiten derselben besondere Aufmerksamkeit widmet.

Die **„Neue Zeitung"** bespricht in täglichen **Leitartikeln** von berufener Feder die Vorgänge auf politischem, wirthschaftlichem und socialem Gebiet und wird durch directe Original-Correspondenten im Auslande und an allen bedeutenden Plätzen Deutschlands in den Stand gesetzt, ihre Leser auch über die auswärtigen Ereignisse in schneller und selbstständiger Weise zu unterrichten; die parlamentarischen Nachrichten und Berichte bringt die **„Neue Zeitung"** in ausführlichster Weise.

Auf dem Gebiete des **Finanzwesens** und des **Handels** wird die **„Neue Zeitung"** durch objective Meldung betreffs aller **Banken, Eisenbahnen** und **industriellen Unternehmungen,** durch einen übersichtlichen Courszettel, **Markt-** und **Börsen-Berichte** den allgemeinen Interessen dienen.

In ihrem **Feuilleton** bringt die **„Neue Zeitung"** Romane und Novellen der ersten Schriftsteller, eingehende Theater- und Musikreferate, ästhetische und literarische Essays, Besprechungen der neuesten Entdeckungen und Erfindungen 2c. und widmet den neuen Erscheinungen der Literatur und bildenden Künste besondere Aufmerksamkeit.

Im **lokalen Theile** berichtet die **„Neue Zeitung"** über alle bemerkenswerthen Ereignisse der Hauptstadt, über Gerichtsverhandlungen und Stadtverordneten-Versammlungen, sie bringt Vereinsnachrichten, Lotterie-Listen, Sprechsaal u. a. m.

Die **„Neue Zeitung"** giebt als Sonntagsbeilage das **Unterhaltungsblatt „Haus und Herd".**

Die **„Neue Zeitung"** erscheint täglich Morgens mit Ausnahme des Montags im Umfange von 2—3 Druckbogen und kostet **pro Quartal Mark 4,50.**

Abonnements nehmen sämmtliche Postanstalten u. Zeitungsspediteure entgegen sowie die unterzeichnete

Berlin, im December 1884.

Expedition der Neuen Zeitung,
Lindenstraße 66.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Die Giebinger.

Eine Erzählung

von

C. Hirundo.

II, 234 S. 8. geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Verfasserin von „Irmengard", der historischen Novelle, welche mit warmem Beifall aufgenommen wurde, bietet hier eine Erzählung mit dem geschichtlichen Hintergrund der Reformation und des Bauernkriegs von ungleich reicherem und mannigfaltiger gegliedertem Inhalt, die nach berufenem Urtheil einen sehr erheblichen künstlerischen Fortschritt darweist.

Soeben erschien:

Die von Kelles.

Ein Roman aus Livlands Vergangenheit

von

Theodor Hermann Pantenius.

Eleg. gebunden Preis 7 M.

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld u. Leipzig.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Neu erschienen:

Schillers Glocke

in **40 Bildern von B. Neher,** nach den Entwürfen zu den Wandgemälden im Schlosse zu Weimar in Holz geschn.

Verkleinerte Lichtdruck-Ausgabe.

40 Bl. auf ff. Carton, in Mappe, 8°. Mk. 5.—
(Leipzig, J. A. Barth.)

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in Berlin.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 10. Januar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Ausgleich und die Neuvertheilungs-Bill. Von Karl Blind. — Der Rückgang des Deutschthums. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Philosophin Sophie Germain. Von Hugo Göring. — Die Memoiren de Catt's. Von Georg Winter. — Hense's Shakespeare. Besprochen von Hermann Isaac. — **Feuilleton:** Fam. Von Carit Etlar. Autorisirte Uebersetzung von Emil Jonas. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Der Ausgleich und die Neuvertheilungs-Bill.

Von Karl Blind.

In diesen Blättern ist unlängst England als das Land der schroffen politischen Widersprüche, der unvermittelten Gegensätze, des ausgangslosen Sich-Gegenüberstehens fast gleichberechtigter Gewalten bezeichnet worden. Darum ist es — wie wir ausführten — oft der Schauplatz heftigster Erschütterungen, bei welchen man nicht selten hart an die Umwälzung geräth; aber eben „deshalb auch das Land der unablässigen Vergleiche, der Compromisse, wie man's nennt".*) Ein solcher Vergleich ist nun wiederum geschlossen worden, indem die sogenannten Berufs-Politiker, d. h. ihre hervorragendsten Führer, mit ungeahnter Raschheit vertraulich zusammentraten und durch ein Abkommen sich der Staatsgefahr zu entledigen suchten.

Graf Salisbury hat dabei, was die Stimmrechts-Bill betrifft, die Segel streichen und sich der Volksforderung beugen müssen — wie es in jener Abhandlung vorausgesagt worden war. Seit bald zwanzig Jahren hatten die Tories, bei jedem liberalen Antrag auf Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten, sich in Masse dagegen erklärt, mit Ausnahme von einem oder zwei weißen Raben im Unterhause. Der neueste Gesetzentwurf ging dort, inmitten einer an's Halb-Revolutionäre streifenden Massenbewegung, in dritter Lesung bei völliger Abwesenheit der conservativen Partei durch. Zwei Mann erklärten allerdings nachträglich: sie hätten ein „Nein" gerufen. Niemand hatte es gehört. Gladstone konnte daher die Annahme als „ohne Widerspruch" (nemine contradicente) erfolgt eintragen lassen.

Die Hoffnung der Tories des Unterhauses war jedoch auf die Adelskammer gerichtet, welche das kaum geborene Kindlein unter einem Vorwande abwürgen sollte. Im Oberhause trat denn auch Lord Salisbury, ein ebenso begabter und listiger, wie verbissener Feind der Volkssache, in diesem Sinne auf. Die Bill wurde daher dort „hinausgeschuckt"; — so lautete der von einem Hauptführer der Tories gebrauchte feine Ausdruck.

Da die Regierung zehnmal feierlich erklärt hatte: die Vorlage über Neuvertheilung der Abgeordnetensitze erst dann aufzeigen zu wollen, wenn die Peers die Stimmrechts-Bill angenommen hätten, so konnte sich Lord Salisbury, wie er meinte, recht bequem dieses Vorwandes bedienen, um die Stimmrechts-Bill zu stürzen. Er hatte jedoch ohne die Furcht der Whigs und der gemäßigteren Mitglieder seiner eigenen Partei gerechnet, auch die am Hofe herrschende Stimmung nicht in Anschlag gebracht. In all' diesen Kreisen waren die gewaltigen Massenkundgebungen nicht ohne Wirkung geblieben. Hatte es doch der Thronfolger im Juli dieses Jahres für angezeigt gehalten, durch Einnahme eines Sitzes auf einem Balkon eines der Clubs in Pall Mall, an welchem vorbei der ungeheuere Zug von Menschen sich nach dem Hyde-Park wälzte, die Lage der Dinge persönlich in Augenschein zu nehmen.

Als nun in den nächstfolgenden Monaten die Fluth immer höher schwoll und keine Versammlung unter freiem Himmel, kaum mehr eine in geschlossenem Raum von Liberalen gehalten werden konnte, ohne daß „Abschaffung des Oberhauses" vorgeschlagen und als Beschluß angenommen wurde; als im Cabinet selbst nicht blos ein Radicaler wie Herr Chamberlain, sondern sogar ein ehemaliger Whig wie der Minister des Innern, Sir W. Harcourt, sich als Führer dieser Bewegung aufzuwerfen schienen: da brach hinter Lord Salisbury die Partei des schroffen Widerstandes zusammen.

Nun eilte der conservativ-liberale Herzog von Argyll, dessen Sohn Lorne mit der Prinzessin Luise vermählt ist, zu dem whiggistischen Cabinetsmitglied Lord Hartington, welcher dereinst als Herzog von Devonshire den Peersmantel im Oberhause tragen wird, um einen Ausgleich anzubahnen. Die Stimme des Hofes klang dabei sicherlich durch. Denn wenn auch England — wie wir am 18. October bemerkten — selbst von Gemäßigt-Liberalen, ja, von manchem einsichtsvolleren Alt-Tory als eine „Republik mit monarchischer Präsidentschaft" anerkannt ist, und die Krone sich mit staatskluger Einsicht von eigenmächtigen Eingriffen fernhält: so wird doch hinter dem Vorhang noch mancherlei Einfluß durch den Hof auf die leitenden Staatsmänner geübt, wenigstens bei außergewöhnlichen Anlässen.

Bei diesen vertraulichen, merkwürdig schnell abgemachten Vorverhandlungen war Sir Charles Dilke mit thätig. Ehemals, im Verein mit einem Arbeiterführer, in republicanischer Richtung wirksam, ist er seit seinem Eintritt in's Ministerium, und schließlich in's Cabinet, umgewandelter geworden, als es jener Gruppe der „unabhängigen Liberalen" lieb ist, die etwa als Fortschrittsmänner bezeichnet werden können und als solche einen Freistaat zwar für kein Verbrechen halten, aber doch gewiß nicht als verkappte Republicaner handeln. Argyll, Hartington, Dilke und im Hintergrunde der Hof: das waren somit die zuerst thätigen Kräfte. Gladstone, dem die Massenbewegung schon fast über den Kopf gewachsen war, fügte sich schnell. Salisbury, der, wie gesagt, nicht auf den Kopf ge-

*) „Der Verfassungskampf in England"; „Gegenwart" vom 18. October, 1884.

Digitized by Google

fallen ist, griff nun seinerseits eilig zu und machte sich sozusagen zum Leiter des Ausgleiches. So sehr riß er nun die Führung an sich, daß er und Sir Stafford Northcote in Downing Street, ja, fast im Allerheiligsten der Regierung — nämlich in einem an den Cabinetssaal stoßenden Zimmer — während der Cabinetssitzungen die Schlußverhandlungen mit einem dazu auserlesenen Minister betrieben, der zwischen den beiden Parteien hin und herging. Weitere Verhandlungen fanden in dieser ministeriellen Amtswohnung unmittelbar zwischen Salisbury, Northcote, Gladstone, Hartington und Dilke statt.

Noch nie war solches in England erhört worden. Noch nie haben auch die Führer der zwei entgegengesetzten Parteien in dieser Weise ohne Befragung des Parlamentes, und mit zeitweiser Vertagung desselben auf eine Woche, so auf eigene Faust gehandelt, das Heft so ganz in die eigene Hand genommen und über den Kopf der Volksvertretung hinweg sich nach ihrem Gutdünken unter einander geeinigt.

Hier liegt unzweifelhaft ein Beispiel vor, dessen Wiederholung für die parlamentarische Regierungsform, wie sie jedes auf seine Würde haltende Volk zu bewahren, wenn nicht zu erringen hat, höchst verderblich wirken müßte. In Volkskreisen erhob sich auch ein Sturm des Unwillens, und es fehlte nicht an den härtesten Worten gegen die Regierung, vor Allem gegen Gladstone, der seinen wiederholten Betheuerungen untreu geworden war. Man sprach von „Verrath", von „Kabale", von „feiger Uebergabe an den Feind".

Wenn dieser Sturm sich verhältnißmäßig gelegt oder doch nicht stark ausgedehnt hat, so ist die Ursache davon eine zweifache. Einmal, weil man eben doch durch den Zusammenbruch der Tory-Opposition die Stimmrechts- und die Aussicht auf Annahme der Neuvertheilungs-Bill erlangte. Sodann, weil sogar eine Anzahl radicaler Führer — unter ihnen voran Herr Chamberlain, gegen den der Ausgleich recht eigentlich gerichtet war — nach geschehener That sich schleunigst auf die siegende Seite stellte. Die Catone sind heutzutage dünn gesäet. Namentlich findet man sie selten unter Denen, die eine Cabinetsstellung einnehmen oder nach ihr trachten. Der englische Durchschnitts-Politiker aber trachtet, wenn er sich irgendwie hervorthut, immer darnach; und man muß sich von seinem jeweiligen Aufsetzen der phrygischen Mütze nicht täuschen lassen.

Aufmerksamere Beobachter, und zwar nicht bloß etwa auf derjenigen Seite, wo man von dem Kampfe mit dem Oberhause gute Fortschrittsergebnisse erwartet hatte, können sich des Gedankens nicht entschlagen, daß dieser neueste überraschende Vorgang ein halber Staatsstreich gewesen sei, und daß man nun auf der Wache zu liegen habe. Englands Verfassung ist, wie früher bemerkt, eine ungeschriebene. Sie bedeutet — wie wir sagten — im Grunde nichts Anderes, als die jeweilig am thatkräftigsten sich erhaltende oder ausdehnende Gewalt. Wir wissen es, daß in diesem Sinne Macht vor Recht geht. England hat denn auch, was Freiheit betrifft, in älterer Zeit manchmal einen tiefen Sturz erfahren.

Es geschah während einer solchen Zeit, daß Algernon Sidney, in seinen „Gesprächen über die Regierungsformen", auf Deutschland, als auf ein Land der Freiheit, im Vergleich zu den damaligen Zuständen des eigenen Landes, hinwies. Hier sind Sidney's Worte über die Deutschen seiner Zeit:

„Ihre Fürsten haben, nach Maßgabe ihrer Verdienste, nur das Recht, zu überzeugen, nicht die Macht, zu befehlen*); und die Frage ist nicht bei ihnen, welchen Antheil an der Regierung sie dem Adel und dem Volke, sondern was der Adel und das Volk ihnen gewähren wollen . . . . . Wer sich irgendwie auf die Angelegenheiten Deutschlands versteht, der weiß, daß seine jetzigen Kaiser, trotz ihres hochgetragenen Titels, eine ebenso beschränkte Macht haben, wie in den Tagen des Tacitus. Sind sie gut und weise, so mögen sie überzeugen; aber gebieten können sie nicht weiter, als ihnen das Gesetz es erlaubt. . . . Niemand hält wohl, denke ich, irgend eine Monarchie für beschränkter, für klarer von bloß übertragener Macht abgeleitet, als die der deutschen Kaiser."

Das war des über die Lage seines Volkes betrübt gewordenen Algernon Sidney Begriffsbestimmung der deutschen Monarchie. Es ist, als habe er seinen Schwaben- und Sachsenspiegel recht gut gekannt. Dort steht ja das Alles, und noch Einiges mehr, was sich auf das Recht der Reichsstände zum Widerstande gegen Gesetzesvergewaltigung bezieht, sehr scharf verzeichnet. Uns mag es heute sonderbar erscheinen, daß Engländer ehedem „die Freiheit wie in Deutschland" ihrem Volke als Beispiel vorwiesen. Indessen bleibt es eben doch wahr, daß Deutschland mit all seinen staatlichen Fehlern, einst in seinem Kaiserthum, wie in seinem Kleinfürstenthum und seiner ganzen Verfassung, noch weit eher eine „aristokratische Republik mit monarchischer Präsidentschaft" war, als es heute England ist. Man muß von deutscher Geschichte sehr wenig kennen, um das nicht zu wissen.

Erinnert man sich des schweren despotischen Druckes, unter welchem England gelegentlich geseufzt hat, und gedenkt man des bekannten, gewiß tiefwahren Wortes, daß „bei seinem Mangel an einer geschriebenen Verfassung die abschüssige Bahn zur Unterdrückung leichter als anderwärts durchmessen wird, wenn die Männer der Freiheit nicht sorgsam wachen": so begreift man schon das Bedenken, welches unter den verständigen Freunden der parlamentarischen Regierungsform über die geheime Plötzlichkeit des jüngsten Ausgleiches und die ungewöhnliche Art seiner Herbeiführung entstanden ist. Gleichwohl überwiegt augenblicklich die Befriedigung wegen des Rückzuges der Tory-Opposition gegen die Stimmrechts-Bill. „Zwei weitere Millionen Wähler", sagt man sich, „treten nun in die Ringbahn. Ihre fortschrittliche Bedeutung wird sich schon geltend machen. Der Kampf gegen die Adelskammer wird auch nicht eingestellt werden, obwohl eine Reihe bisheriger Führer sich als unverläßlich gezeigt hat. Die ‚Volks-Liga für Abschaffung des Oberhauses' ist gegründet; und man wird schon noch von ihr hören!"

Das sind Hoffnungen, die wir hiermit einfach verzeichnen.

Was nun die Bill für die Neuvertheilung der Abgeordnetensitze betrifft, so geht sie, in Folge des von Lord Salisbury auf ihre Ausarbeitung geübten Einflusses, noch über den ursprünglichen Regierungsentwurf hinaus. Es war ehemals stets liberaler Grundsatz, die besondere Vertretung der Burgflecken und sonstiger Kleinstädte zu mindern oder ganz zu streichen, weil der landsässige Grundadel, dem der Boden dieser Kleinstädte in zahlreichen Fällen gehört, dort zu viel Macht hat. Dank dem Grafen Salisbury ist nun der liberalen Forderung in hohem Maße Genüge geschehen. Alle Städte mit nur 15 000 Einwohnern, oder weniger, werden, was Vertretung betrifft, mit den Landbezirken verschmolzen.

Ist das aber, wie die Dinge heute liegen, ein wirklicher Nutzen für den Fortschritt in staatlichen und gesellschaftlichen Fragen?

Die jetzige liberale Unterhausmehrheit beruht zum nicht geringen Theile auf dem ausnahmsweise und allerdings nur mit Mühe errungenen Siege, den die Partei, bei den Wahlen von 1881, in einer Anzahl Kleinstädte erfocht. Bei näherer Besichtigung stellt es sich nun heraus, daß durch die Tilgung der besonderen Vertretung dieser Kleinstädte die liberale Partei entschieden den Kürzeren zieht. Die Liberalen verlieren dort 76, die Tories nur 45 Mitglieder. Macht einen Verlust von 31 Mann!

Nichtsdestoweniger sind die Liberalen es ganz zufrieden; denn die Liebe zur Formel, zum regelrechten Zuschnitt überwiegt in dieser Partei auch in England oft die tiefere Rücksicht auf die Sache — ähnlich, wenn auch bei Weitem nicht so stark, wie in Frankreich. Im Uebrigen zählen die Liberalen auf einen Zuwachs an Mitgliedern aus den nunmehr mit erweitertem Stimmrecht begabten Landbezirken.

Wird sich das bewähren? Man muß es abwarten. Auch das durch die Reformbill von 1867 in den Städten erweiterte Wahlrecht brachte nach einigen Jahren eine conservative Unterhaus-Mehrheit zuwege. Englands Landbevölkerung aber ist, trotz vieljähriger Thätigkeit Joseph Arch's, des Führers der Feldarbeiter, politisch noch immer sehr zurück.

*) Dies ist im englischen Text durch Sperrschrift hervorgehoben.

Digitized by Google

Bekanntlich ging Disraeli, nachdem sich seine Partei von 1866—67 zuerst gegen Erweiterung des Wahlrechtes gesträubt hatte, plötzlich noch über den liberalen Regierungsentwurf hinaus. Sollte Graf Salisbury gegenwärtig von einer ähnlichen Berechnung geleitet sein?

Es handelt sich also darum, wer den Anderen für die nächste Zeit überlistet hat: ob Salisbury den Premier, oder dieser den Grafen Salisbury. Wir sagen: für die nächste Zeit. Weniger als je läßt sich ja heute eine Berechnung auf lange hinaus in der Staatskunst anstellen.

Ein weiterer Punkt der Bill, über den die Ansichten auseinandergehen, ist die Spaltung einer Menge Städte, die bisher ihre Abgeordneten durch die Gesammtwählerschaft ernannten, in verschiedene Bezirke mit besonderer Vertretung. Richard Cobden neigte dieser Wahlart stark zu, weil sie verschiedenerlei Stände und Ansichten zur volleren Geltung bringe. Allein wie die Sachen für die liberale Partei liegen, wird dadurch wohl in manchen Städten das sogenannte „Westend- und Villathum", d. h. die conservative Richtung, einen Sitz erringen, der ihr sonst nicht geworden wäre. Als Cobden den jetzt öfters angeführten Brief schrieb, war das Westend- und Villawesen noch nicht so ausgebildet wie heute.

Auch nach diesem Gesetzentwurfe bleiben der Unregelmäßigkeiten in der Anordnung der Wahlbezirke noch die Hülle und die Fülle. Nirgends entspricht die Zahl der Abgeordneten auch nur mit annähernder Aehnlichkeit derjenigen in anderen Bezirken nach Maßgabe der Bevölkerungs- und Wählerziffer. Häufig sind die Gegensätze außerordentlich kraß. Irland bleibt, der Zahl seiner Einwohnerschaft nach, übermäßig vertreten. Schottland erhält allerdings zwölf weitere Abgeordnete. Aber die Reichshauptstadt, in welcher Gewerb und Handel und der Geist des Landes eine gewaltige Wohnstätte besitzen, ist, trotz der vorgeschlagenen Vermehrung seiner Abgeordnetenschaft, immer noch schlecht bedacht. London kommt in der Bill ganz erstaunlich zu kurz. Es erhält 59 Abgeordnete. Es sollte deren 80 haben.

Um die Beibehaltung der Abgeordnetenzahl für Irland zu rechtfertigen, hat Gladstone die sonderbare Behauptung aufgestellt: „je weiter ein Ort vom Mittelpunkte der Regierung entfernt, je schwerer zugänglich er sei, um so stärker solle er vertreten sein!" Nach dieser Lehre müßten die abgelegensten Berggegenden, die von der Eisenbahn, dem Dampfer und dem Fernschreiber nicht erreichten, politisch verschlafensten Nester die meisten Abgeordneten stellen. Es ist urkomisch.

Im Uebrigen wird der eigentliche Kampf um die Neuvertheilungs-Bill erst im Februar ausgetragen werden. Bis dahin mag sich noch Mancherlei begeben. Das wesentliche Ergebniß der in den letzten Monaten so heftig angestiegenen Bewegung ist somit vorerst das: daß statt drei Millionen Wähler deren jetzt fünf vorhanden sein werden. Soweit hat Salisbury seinem Junkerstolze freilich Gewalt anthun müssen. Aeußerlich hat er jedoch, durch Gladstone's Schwäche, die Ehre gehabt, sein Verlangen nach Vorzeigung der Neuvertheilungs-Bill vor Annahme der Wahlrechtsvorlage erfüllt zu sehen und sich ein paar Tage lang sogar in Downing Street breit machen zu können.

Die weiteren Entwickelungen sind nun abzuwarten. Wenig erfreulich aber ist die Thatsache, daß gerade der „alte Parlamentarier" Gladstone sich zu so venetianisch oligarchischem, zu so versteckt und hinterrücks eingefädeltem Verfahren bewegen ließ. Sein Ansehen ist dadurch bei den Massen stark gesunken. Mancher Fortschrittsmann lobt ihn noch für ehemalige Errungenschaften in innerem Fortschritt; doch mit dem Hinzufügen: „Allein mein Lieutenant bist Du länger nicht!"

Der Rückgang des Deutschthums.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die geographische Lage der deutschen Stämme in Oesterreich und Rußland, die politische Nothwendigkeit, mit Oesterreich wenigstens unbedingt in Freundschaft und Frieden leben zu müssen, die Gefahr, durch Vergrößerung das deutsche Reich mit noch mehr fremden Bestandtheilen zu belasten, vor Allem aber die Furcht, durch Zuwachs katholischer Unterthanen die Opposition des Reichstags bis zu einem das verfassungsmäßige Regieren unmöglich machenden Grade zu stärken, alle diese Gründe werden das deutsche Reich immer abhalten müssen, den vom Untergang bedrohten deutschen Stämmen durch Eroberungen und Annexionen Hilfe zu bringen. So lange das deutsche Reich vergeblich bemüht ist, dem Rückgang des Deutschthums innerhalb seiner eigenen Grenzen Einhalt zu thun, kann es unmöglich sich mit neuen Provinzen belasten, welche das Verhältniß der fremden Elemente im deutschnationalen Staatswesen noch mehr zu Ungunsten der Deutschen verändern würden. Die Deutschen im Reiche dürfen und können den bedrohten Brüdern in Nachbarländern nur geistige und moralische Unterstützung angedeihen lassen, im Uebrigen aber müssen sie dieselben nothgedrungen der eigenen Kraft überlassen, trotz der Ueberzeugung, daß diese Kraft sich in der Hauptsache zu schwach erweisen wird, um allen gegen sie vereinigten Factoren auf die Dauer Widerstand zu leisten.

Innerhalb wie außerhalb der Reichsgrenzen hat durch die Reichsgründung bei den Deutschen bis jetzt wohl die nationale Eitelkeit bis zur theilweisen Ueberhebung beim Vergleichen des eigenen und fremden Werthes zugenommen, aber von einer Stärkung des berechtigten nationalen Stolzes und des Willens, die nationale Eigenart der geschichtlich überlieferten Cultur als ein ideales Gut vom höchsten Werthe selbst mit Opfern an Bequemlichkeit und materiellem Behagen behaupten und für diese Güter, wo sie bedroht sind, mannhaft kämpfen zu wollen, — davon ist noch nichts zu merken. Dieser Mangel an nationalem Stolz datirt nicht von gestern; er ist ein Erbfehler des deutschen Nationalcharakters gleich dem Particularismus und dem abstracten politischen Idealismus und ist mit beiden eng verwachsen. Darum ist aber auch die Hoffnung gering, daß die Erkenntniß der Gefahren, welche das Deutschthum durch das erwachte Nationalgefühl der Nachbarn bedrohen, hinreichen sollte, um einen solchen Erbfehler gründlich zu ändern; die bestgemeinten Bemühungen der gebildeten Patrioten werden auf die niedere Masse der Deutschen, um deren Verhalten es sich hier vor allen Dingen handelt, doch nur einen sehr geringen, und im Vergleich zu der Dringlichkeit der Gefahr viel zu langsam wirkenden Einfluß ausüben.

Hiernach ließe sich der Rückgang des Deutschthums überall da, wo ihm eine an Zahl etwa gleiche fremde Nationalität gegenübersteht, wohl erklären, auch ohne zu der Annahme einer Erschlaffung der deutschen Volkskraft Zuflucht zu nehmen; aber unverständlich bleibt doch immer noch die Schnelligkeit der Erfolge der fremden Nationalitäten und vor Allem die Thatsache ihrer Erfolge selbst in solchen Provinzen des deutschen Reiches, wo sie sich den Deutschen gegenüber in einer Minderzahl befinden und die Regierung zum Gegner ihrer Bestrebungen haben. Freilich vollzieht sich hier der Rückgang des Deutschthums viel langsamer (im Grundbesitz noch gar nicht); daß er aber doch stattfindet, wird nur dadurch begreiflich, daß erstens die Regierungsorgane den Regierungswillen nicht mit genügender Entschiedenheit zum Ausdruck bringen, und daß zweitens eine in der Stille wirkende organisirte Macht vorhanden ist, welche ihren ganzen Einfluß dem Kampfe gegen das Deutschthum zur Verfügung stellt. Diese Macht ist die katholische Kirche.

Man wird vielleicht fragen, was die katholische Kirche davon haben solle, gegen die Deutschen zu operiren, auch dann, wenn dieselben Katholiken sind und nicht dem deutschen

Digitized by Google

Reiche angehören. Die Antwort liegt darin, daß die katholische Kirche in dem deutschen Geiste von jeher ihren Erbfeind erkannt hat, den einzigen Gegner, welcher ihre Wiedereroberung der gesammten christlichen Welt ernstlich zu hindern vermag und hindern wird. Tedeschi protestanti — dies Wort hat sich von jeher bewährt, und zuletzt noch darin, daß alles Hervorragendere, was Deutschland an katholischer Philosophie producirt hat (Oetinger, Baader, Schelling, Günther, Deutinger, Baltzer, Michelis), stillschweigend oder ausdrücklich auf den Altkatholicismus abzielt, der doch nur ein verschämter Protestantismus ist, so daß der Papst sich genöthigt sah, ausdrücklich die moderne Philosophie selbst in katholischer Einkleidung zu verurtheilen und das System des hl. Thomas für das allein wahre zu proclamiren. Die gesammte deutsche Bildung ist protestantisch, der protestantische deutsche Geist reicht so weit wie die Bildung in Deutschland, und die Bildung hört auf, wo das Herrschaftsgebiet dieses Geistes aufhört. Von der zersetzenden Negation in katholischen Ländern hat die Kirche nichts zu fürchten, weil weder sittlicher Ernst, noch religiöses Gefühl, noch philosophische Tiefe dahinter steckt und die Sehnsucht nach etwas Positivem das Volk immer wieder in die Arme der Kirche zurückführt; vor dem protestantischen deutschen Geist aber, der sittlich, religiös und speculativ zugleich ist, fühlt die Kirche ein instinctives Grauen, das um so intensiver ist, weil ihr jedes Verständniß für denselben fehlt.

Von den beiden Ländern, welche allein von allen die Kraft haben könnten, den Siegeslauf der modernen Gegenreformation zu hemmen, Rußland und Deutschland, braucht die römische Kirche das erstere nicht zu fürchten, weil sie sich seiner griechischen Kirche mit Recht in demselben Maße überlegen weiß, wie der Protestantismus sich dem römischen Katholicismus überlegen weiß; es müßte erst eine religiöse Regeneration und Reform im Oſtſlaventhum zum Durchbruch gelangen, ehe dasselbe befähigt würde, mit dem Katholicismus in einen geistigen Ringkampf einzutreten. Desto mehr haßt die katholische Kirche das Deutschthum, welches den ihr unfaßbaren und unheimlichen protestantischen Geist aus sich geboren hat, und welches als nationale Geistescultur mit demselben geradezu identisch ist. Die Kirche haßt das deutsche Reich, weil es ein protestantisches Kaiserthum ist und sich nicht dem Gängelbande Roms unterwerfen will, sie haßt aber auch die Deutschen als solche, weil sie, soweit sie zu nationaler Bildung gelangt sind, oder gelangen werden, oder gelangen können, mit dem protestantischen Geiste gesalbt sind, gleichviel ob sie fortfahren, sich Katholiken zu nennen oder nicht. Die Kirche kann ihr höchstes Ziel, die Durchführung der Gegenreformation, das sie in diesem Jahrhundert mit dem gewaltigsten Aufgebot aller ihrer Kräfte in Angriff genommen hat, nur erreichen, wenn sie den deutschen protestantischen Geist vernichtet, und darum begünstigt sie nicht bloß fremde Katholiken gegen deutsche Protestanten, sondern schlechtweg und überall das Nichtdeutsche gegen das Deutsche, um den Machtbereich des letzteren äußerlich und innerlich einzuschränken. Lediglich diese antideutsche Agitation der Kirche ist es gewesen, welche der deutschen und preußischen Regierung den Anstoß gab zur Ueberwindung aller der gewichtigen, gegen die Aufnahme des entgegengetragenen Culturkampfes sprechenden Bedenken, und welche jetzt fast das alleinige Hinderniß zur Gewinnung eines modus vivendi bildet.

Wer nicht in stockkatholischen Gegenden gelebt hat, muß alle ihm zu Ohren kommenden Berichte über die Mittel, mit welchen diese Agitation betrieben wird, für Ammenmärchen halten, an die man im 19. Jahrhundert als Aufgeklärter und Liberaler kaum noch glauben kann. Wenn diese Agitationsmittel genügen, um in den preußischen polnischen Provinzen den Rückgang des Deutschthums, das so lange im rüstigen Vorschreiten war, möglich zu machen, so mag man erwägen, welchen Zuwachs ihr Einfluß in solchen Ländern bringen muß, wo die Regierung selbst die Agitation gegen das Deutschthum in die Hand genommen hat, z. B. in Ungarn.

Dieselbe Generation, welcher das hohe Glück, die Reichsgründung mit anzusehen, zu Theil geworden ist, muß sich auch mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Deutschthum, abgesehen von Tyrol und einigen compacten deutschen Sprachinseln an der Moldau und Donau, überall verloren, unaufhaltsam und unrettbar verloren ist, außer im deutschen Reiche und seinen etwa noch zu gründenden deutschen Colonien. Man mag diese Thatsache beklagen und beweinen, man mag den Todeskampf des Deutschthums außerhalb des Reiches durch geistige, moralische und pecuniäre Unterstützung zu verlängern suchen, aber man muß dieser schmerzlichen Thatsache fest ins Auge blicken, und darf sich nicht durch Herzenswünsche verleiten lassen, den unerbittlichen Zug der historischen Nothwendigkeit zu verkennen. Nur wenn man den Muth hat, sich auch das Schlimmste nicht zu verhehlen, nur dann wird man erkennen können, was nach der gegebenen Sachlage zu thun übrig bleibt und obliegt.

Daß das Deutschthum der russischen Ostseeprovinzen nicht zu retten ist, wird man am ehesten zugeben. Hier handelt es sich neben einigen deutschen Städten um eine bloße Aristokratie des Großgrundbesitzes, welche in der gebildeten evangelischen Geistlichkeit ihren geistigen Halt findet. Eine solche Vorherrschaft wird unmöglich, wenn die Regierung in rücksichtsloser Weise gegen dieselbe vorgeht, die Universitäts- und Handelsstädte russificirt, die aristokratische Selbstverwaltung der Provinzen zum Schatten herabdrückt, für die griechisch-orthodoxe Kirche Propaganda macht und das Landvolk künstlich zum Bewußtsein seines socialen und nationalen Interessengegensatzes gegen die Grundaristokratie aufstachelt. Erst der Panslavismus, dem das baltische Deutschthum, ebenso wie das Schwedenthum in Finnland, ein Dorn im Auge ist, hat die esthnische, livländische und finnische Nationalität künstlich wachgerufen und aufgehetzt; nachdem dies aber einmal geschehen, wird sie von selbst sich wach erhalten und die fremde Aristokratie mit Hilfe der russischen Staats- und Kirchenmacht über kurz oder lang sicher abschütteln. Selbst wenn dem deutschen Reiche diese Provinzen geschenkt würden, müßte dasselbe ein solches Danaergeschenk ablehnen; denn bei den gegebenen Zahlenverhältnissen könnte die Herrschaft des Deutschthums wohl noch künstlich um einige Generationen verlängert, aber nimmermehr für die Dauer befestigt werden, und außerdem würde eine solche langgestreckte Küste mit verschlossenem Hinterland sich militärisch wie commerciell in einer höchst unglücklichen Lage befinden. Weit leichter wäre es dem deutschen Reiche, das linke Weichselufer mit seinen 5 pCt. Deutschen und 5 pCt. deutschredenden Juden zu germanisiren, weil es militärisch wie commerciell in seiner abgerundeten Machtsphäre beliegt; aber auch diese Provinzen wären eher ein Fluch als ein Segen für uns, so lange wir nicht mit der Germanisirung der seit einem Jahrhundert zu Preußen gehörigen polnischen Landestheile vollkommen zu Stande gekommen sind.

Nicht so übersichtlich sind die Verhältnisse in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zwar was Ungarn anbetrifft, wird sich wohl kaum noch ein Deutscher der Illusion hingeben, als ob gegen die Magyarisirung mit Dampfbetrieb ein dauernder Widerstand der deutschen Elemente denkbar sei, und ebensowenig wird man sich dem Gedanken verschließen, daß eine Ablösung der magyarischen Herrschaft in Ungarn sicherlich nicht mehr durch die Wiederkehr einer deutschen Büreaukratie, sondern nur durch ein etwaiges Emporkommen der noch rücksichtsloseren slavischen Majorität möglich ist. Nicht die Furcht vor den Deutschen, sondern die sehr berechtigte vor den Slaven ist es, welche den Magyarisirungsfanatismus zu einem so überstürzten Vorgehen drängt; denn es ist in der That kein Augenblick Zeit zu verlieren, wenn die slawische Mehrheit in Ungarn durch das eine magyarische Viertel der Bevölkerung so magyarisirt werden soll, daß die Arbeit beendet ist, bevor das slavische Nationalgefühl auch dort zu voller Kraft erwacht. Trotzdem glaube ich, daß bei diesem Wettlauf die Magyaren zu kurze Beine haben werden und über kurz oder lang es sich werden gefallen lassen müssen, daß ihnen ihr jetziges Verhalten von den unterdrückten Slaven mit Wucherzinsen zurückgezahlt wird. Der Rest des Deutschthums, der die Aera der magyarischen Herrschaft überdauert haben sollte, wird dann sicher der slavischen Gewalt erliegen.

Von der westlichen Reichshälfte gehören Galizien und Bosnien zweifellos den Slaven, aber auch die ehemaligen

Digitized by Google

deutschen Bundesprovinzen, von deren Rückgewinnung die Großdeutschen noch immer träumen, zeigen, abgesehen von Tyrol und der Sprachinsel an der Donau, überall eine slavische Majorität, welche nur zum vollen Bewußtsein ihrer Macht zu erwachen braucht, um, ebenso wie in Böhmen, die deutsche Herrschaft über den Haufen zu werfen. Tyrol behauptet eine Ausnahmestellung, die es Bayern in mancher Beziehung näher rückt als Oesterreich, und es könnte ohne Schaden für die Machtstellung der Habsburgischen Monarchie von der letzteren getrennt werden, insofern diese durch Gebietserweiterungen auf der slavischen Balkanhalbinsel entschädigt würde. Dagegen muß diese Monarchie, welche ihrem geographischen Begriff nach der Donaustaat ist, um ihre Integrität zu wahren, nothwendig ihre eigentlichen Donaugrenzen behalten, gleichviel, ob dieselben sich als deutsche Sprachinseln auf die Dauer zu behaupten vermögen, oder ob sie einer allmählichen Slavisirung unterliegen. Am wenigsten könnte die Monarchie ihre Hauptstadt Wien missen; was diese Donaustadt betrifft, so ist es ihr unvermeidliches Schicksal, im 20. Jahrhundert in derselben Weise eine slavische Physiognomie anzunehmen, wie die Moldaustadt Prag es im 19. gethan hat. Die jetzige unnatürliche Zerstückelung des südwestslavischen, durchweg dieselbe Mundart redenden Stammes in die Provinzen Serbien, Bosnien, Dalmatien, Kroatien, Istrien, Krain u. s. w., ist auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten, und wird unter dem unwiderstehlichen Druck des Nationalgefühls einer engeren Vereinigung unter irgend welcher staatsrechtlichen Form weichen müssen. Die natürliche Hafenstadt dieser südwestslavischen Ländergruppe ist Triest, das ebensowenig eine deutsche wie eine italienische, sondern eine slavische Stadt ist, und in immer reinerer Ausprägung werden wird.

So lange die Centralregierung der Monarchie eine absolutistische war und in den Einzellandtagen die Grundaristokratie im Verein mit dem deutschen Bürgerthum maßgebend war, konnte der deutsche Charakter des Gesammtstaats aufrecht erhalten werden; es genügte, daß das Officiercorps und Beamtenthum in seinem Kern deutsch erhalten wurde. Mit der Einführung der Verfassung war das Todesurtheil des Deutschthums unterzeichnet, das sich dafür bei der liberalen Doctrin und der 48er Bewegung zu bedanken hat; es bedurfte nun bloß noch einer gewissen Zeit, um die slavische Mehrheit der Bevölkerung zum Bewußtsein ihrer nationalen Wünsche erwachen zu lassen. Eine kluge Politik der Deutschösterreicher, welche es verstanden hätte, sich durch Identificirung der deutschen Interessen mit denjenigen der Krone der letzteren unentbehrlich zu machen, würde vielleicht im Stande gewesen sein, den Umschwung von einer deutschen zu einer slavischen Parlamentsmajorität um ein bis zwei Menschenalter hinauszuschieben; aber aufzuhalten hätten sie denselben doch nicht vermocht. Der abstracte politische Idealismus der Deutschösterreicher, welcher den realen Verhältnissen und Staatsbedürfnissen keine Rechnung trug, — ihr doctrinärer Liberalismus, dem es nur auf Erweiterung der Parlamentsrechte und Einschränkung der Kronrechte ankam, und ihre Beschränktheit in der Stellungnahme zu den dringenden und unabweisbaren Forderungen in der auswärtigen Politik, zwang die Krone gewissermaßen vorzeitig dazu, sich der slavischen Majorität in die Arme zu werfen und dem Deutschthum den Rücken zu kehren.

Den Habsburgern aus dieser Wendung einen Vorwurf zu machen, wäre völlig ungerecht; ihre Fürstenpflicht weist sie nicht auf die Erhaltung des Deutschthums, sondern auf die Erhaltung und Stärkung der Gesammtmonarchie hin, die aber der überwiegenden Majorität nach slavisch ist. So lange die deutsche Bildung des Officiercorps und Beamtenthums, beziehungsweise die deutsche Parlamentsmehrheit die geeignetsten und an und für sich ausreichenden Mittel zur Erhaltung der Gesammtmonarchie waren, mußten sie das Deutschthum pflegen; sobald diese einstigen Stützen des Reiches sich als veraltet, morsch und unzuverlässig erwiesen, mußten sie darauf denken, dieselben durch stärkere und jüngere zu ersetzen, selbst wenn sie dabei den schwersten Kampf mit ihrem Herzen zu bestehen gehabt hätten. Letzteres ist übrigens nicht einmal anzunehmen, da die Habsburger niemals ein im engeren Sinne deutsches Fürstengeschlecht waren und am Deutschthum immer nur mit einem Theil ihres Herzens hingen, welcher dem deutschen Antheil ihrer Hausmacht entsprach.

Für jede österreichische Regierung, gleichviel, ob es eine monarchische oder republikanische wäre, besteht aber ein noch viel zwingenderer Grund, gerade den slavisch-nationalen Anforderungen gerecht zu werden, als die bloße Mehrheit der Slaven; dieser Grund gehört nicht mehr der inneren, sondern der auswärtigen Politik des Reiches an und besteht darin, daß es eine Lebensfrage für Oesterreich ist, dem Panslavismus vorzubeugen. Wenn Oesterreich sich weigert, zum westslavischen Föderativstaat zu werden, in welchem die verschiedenen slavischen Stämme sich ohne Blutvergießen zanken und vertragen können, so zwingt es das Nationalgefühl seiner slavischen Stämme, sich dem Panslavismus, d. h. mit anderen Worten der russischen Hegemonie, in die Arme zu werfen, welche sie eigentlich verabscheuen, aber doch immer noch einer fortdauernden Vorherrschaft nichtslavischer Stämme vorziehen würden. Sobald dagegen Oesterreich sich erst einmal zum Föderativstaat der kleinen slavischen Stämme umgewandelt haben wird, so muß es naturgemäß eine unwiderstehliche Anziehungskraft auch auf die Slaven der Balkanhalbinsel ausüben, welche bis vor Kurzem nach Rußland, als dem einzigen slavischen Staatswesen, hin gravitirten. Auch Serbien würde kein Bedenken zu tragen brauchen, in eine solche Föderation stammverwandter Elemente unter Wahrung seiner Autonomie einzutreten, und Rumänien, für dessen Annexion leider der günstige Augenblick im Krimkriege von Oesterreich verpaßt worden ist, würde sich immer noch wohler fühlen in der Machtsphäre eines Föderativstaates als in derjenigen eines Einheitsstaates wie Rußland. So könnte das Ost-Reich sich in der That bis an die Grenze hin ausdehnen, wo die hellenische Nationalität die slavische zu überwiegen beginnt, und es würde auf diesem Wege ein westslavisches Reich mit deutschen, magyarischen und rumänischen Sprachinseln geschaffen werden, dessen theilweise lockrese politisches Gefüge durch bedeutende geographische Ausdehnung und imposante Bevölkerungsziffer dynamisch ausgeglichen würde.

Wenn es wahr ist, daß die Herstellung eines solchen südwestslavischen Föderativstaates der einzige Schutzdamm gegen den Panslavismus, d. h. gegen die allmähliche Erweiterung der russischen Machtsphäre bis Salonichi und Triest, ist, so ist es auch für das deutsche Reich eine Lebensfrage, diesem Umschwung in Oesterreich keine Schwierigkeiten zu bereiten. Von Frankreich allein haben wir nichts mehr zu befürchten, so lange nicht unsere Armee desorganisirt wird. Von einem westslavischen Bundesstaat würden wir eben so wenig etwas zu fürchten haben, weil Bundesstaaten von Natur keine Aggressivkraft besitzen. Gegen ein etwaiges Bündniß zwischen dem slavischen Oesterreich und Frankreich werden wir immer die Rückenanlehnung an Rußland haben, das dem Verkümmerer seiner panslavistischen Träume immer bereit sein wird in den Rücken zu fallen. Aber gegen Rußland, das schon jetzt unsere Volkszahl um mehr als das Doppelte übertrifft, werden wir je länger je mehr in Nachtheil kommen, weil sein Ländergebiet eine weit größere Volksvermehrung als das unsrige gestattet. Deshalb müssen wir uns für die Zukunft einen Bundesgenossen gegen Rußland sichern, insbesondere für den Fall eines Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich, und dieser kann kein anderer als Oesterreich sein. Würde Rußland in die Lage kommen, mit Hilfe eines allgemeinen Slavenaufstandes in Oesterreich die panslavistische Idee zu verwirklichen, so hätten wir in dem panslavistischen Koloß einen Nachbar von erdrückender Uebermacht, dem wir ohne Bundesgenossen gegenüberständen; würde dieses Slavenreich sich mit Frankreich verbünden, so würden wir widerstandslos zermalmt und unter die Sieger getheilt.

Deshalb ist Alles, was für Oesterreich eine Lebensfrage ist, auch für das deutsche Reich eine Lebensfrage. Ob wir das Schwinden der deutschen Vorherrschaft in Oesterreich und ihren Ersatz durch eine slavische in unserem deutschen Herzen auch mit Trauer verfolgen, wir müssen es dennoch als ein nothwendiges, der hohen Politik dargebrachtes Opfer anerkennen, in das wir uns mit Ergebung fügen müssen. Nicht

Digitized by Google

ob und wie der Rückgang des Deutschthums in Rußland und Oesterreich abzuwenden oder aufzuhalten sei, haben wir in Erwägung zu ziehen, sondern was uns zu thun übrig bleibt, um diese schwere Einbuße des Deutschthums an anderer Stelle durch Stärkung seiner Machtstellung wieder einzubringen.

Da tritt uns sofort der Gedanke entgegen: wir müssen das deutsche Reichsgebiet germanisiren, wir müssen wenigstens in unserem eigenen Hause die unbedingte Herrschaft des Deutschthums sicherstellen, wenn wir es nicht hindern können, daß die deutsche Art in den Nachbarhäusern ausgerottet wird, — wir müssen das uns von der Geschichte angewiesene Gebiet unbedingt für das Deutschthum in Anspruch nehmen, wenn wir den in den Nachbarreichen besetzten Boden nun doch einmal nicht behaupten können. Wie ein Staat zu kurz kommen muß, der allein unter lauter schutzzöllnerischen Nachbarstaaten dem Freihandel huldigt, ebenso ein solcher, der allein unter lauter sich rücksichtslos nationalisirenden Staaten weitherzige Duldung der verschiedensten Nationalitäten üben will. Wenn die Slaven das Deutschthum in ihren Grenzen ausrotten, so müssen wir Repressalien üben, d. h. das Slaventhum in unseren Grenzen ausrotten, wenn nicht der Einfluß des Deutschthums in der Geschichte der Culturvölker beträchtlich sinken soll. Die deutschen Brüder im Auslande können nicht verlangen, daß wir uns, um ihr Deutschthum zu retten, in Kriege und unhaltbare Eroberungen stürzen sollen, aber sie dürfen erwarten, daß das in ihnen gemordete Deutschthum, so viel an uns liegt, an anderer Stelle verjüngt wieder auferstehe, so lange noch irgend ein Fleck im deutschen Reichsgebiete vorhanden ist, der nicht als Träger national-deutscher Cultur dient.

Die aufgestellte Forderung wird nicht nur durch das Nationalgefühl und durch Rücksichten der Billigkeit befürwortet, sondern in noch höherem Grade durch Erwägungen der auswärtigen Politik aufgedrängt. Für Elsaß-Lothringen und Nordschleswig wird mit der vollständigen Regermanisirung der Zeitpunkt eintreten, wo sie aufhören, sich nach Frankreich und Dänemark zurückzusehnen, und mit dieser Sehnsucht wird das Hauptmotiv für die französischen und dänischen Patrioten zur Wiedereroberung dieser Provinzen schwinden. Aber was hier zu thun bleibt, ist unbedeutend im Vergleiche mit der uns in den ehemals polnischen Landestheilen gestellten Aufgabe. Wäre das einstige Königreich Polen nur zwischen den Einheitsstaaten Rußland und Preußen getheilt worden, so müßten die polnischen Patrioten sich damit begnügen, Unfrieden zwischen diesen beiden Nachbarstaaten zu säen, wie sie es auch jetzt im Bunde mit Rom nach Kräften thun, und gelegentlich Aufstände anzuzetteln, wie sie es schon öfter gethan haben. Da aber bei der Theilung Polens ein Haupttheil an den österreichischen Föderativstaat gefallen ist, so bildet österreichisch Polen in den Augen aller polnischen Patrioten den Kern, an welchen die an Preußen und Rußland verlorenen Provinzen sich bei günstiger Conjunctur wieder anzugliedern haben.

Die Situation der Polen in Galizien ist eine so ungemein günstige, und die österreichische Regierung hat ihnen die ruthenische Mehrheit so völlig zur Beherrschung überliefert, daß viele Polen sich bereits vollständig mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, die Wiederherstellung Polens nur noch unter Habsburgischem Scepter durch Erweiterung des an den slavischen Föderativstaat angegliederten Galiziens zu zu erhoffen und die Möglichkeit eines ganz selbstständigen Weichselstaates zwischen drei Großmächten als nicht mehr in Betracht kommend bei Seite zu legen. Je deutlicher Oesterreich sich zu einem Bundesstaat der westslavischen Stämme umwandelt, je mehr die literarische und politische Zusammengehörigkeit der Westslaven erkannt und gepflegt wird, und je schärfer der Gegensatz der westslavischen Nationalitäten gegen die ostslavischen (klein- und großrussischen) ins Volksbewußtsein tritt, desto mehr wird die Angliederung des gesammten Polenthums an Oesterreich und die Erweiterung des Bundes der Südwestslaven zu einem Bunde aller Westslaven ein integrirender Bestandtheil des polnischen Nationalgefühls und seiner revolutionären Aspirationen werden.

Mögen auch diese Bestrebungen keine Aussicht auf Verwirklichung haben, so lange das griechisch-katholische Russenreich und das protestantische deutsche Reich darin einig sind, keine Gebietserweiterung des katholischen Oesterreich auf ihre Kosten zu dulden, so werden doch die Polen nie aufhören, jede Verstimmung zwischen den Nachbarn zu schüren, und jeden Conflict zwischen ihnen für sich zu benützen, um bald einen russischen, bald einen deutschen Landestheil zum Westslavenreich zu schlagen. Für uns bedeutet jeder so angezettelte Krieg, falls er militärisch resultatlos verläuft, einen Verlust von mehreren Milliarden Mark, — falls er zu unglücklichem Ende führt, außerdem einen Gebietsverlust —, im glücklichsten Falle eine Vergrößerung der bestehenden Schwierigkeiten durch Zuwachs an polnischen Unterthanen; in allen drei Fällen aber würde solcher Krieg Haß zwischen befreundeten Regierungen und den in Frieden lebenden Nachbarvölkern säen und die Keime zu immer neuen Verwickelungen und Kriegen in sich tragen. Wenn die Umwandlung Oesterreichs zu einem slavischen Bundesstaat fertig ist, bevor wir mit der Germanisirung der ehemals polnischen Provinzen beträchtlich viel weiter als heute gelangt sind, dann wird uns nichts in der Welt davor schützen können, diese Landestheile nach und nach wieder zu verlieren und Milliarden von Mark und Hunderttausende von Soldaten dazu. Deshalb darf uns kein Geldopfer, und wenn es in die Milliarden ginge, zu groß sein, um zu rechter Zeit durch vollständige Germanisirung solchen Zukunftsgefahren vorzubeugen. Da der Pole sich dem Deutschen gegenüber viel fremder fühlt als dem stammverwandten Ostslaven gegenüber, so ist auch für uns die Germanisirung der Polen eine viel schwerere Arbeit als für die Russen ihre Russificirung, und doch werden in Rußland viel energischere Mittel angewendet, weil man sich dort ganz klar darüber ist, wie viel auf dem Spiele steht, und sich nicht durch sentimentale Rücksichten von dem politisch Nothwendigen zurückhalten läßt.

In der That sind keine Milliarden, nicht einmal Hunderte von Millionen erforderlich, um diese Aufgabe zu lösen, wenn sie nur erst mit der vollen Kraft des deutschen Reiches in Angriff genommen wird. So wichtig auch die Frage der äußeren Colonisation ist, so halte ich doch die der inneren für noch wichtiger. Es genügt hierzu nicht, sämmtliche polnische Landgüter zu expropriiren und deutsche Bauerndörfer aus ihnen zu machen, es muß auch auf die deutschen Landgüter ein Einwanderungsstrom deutscher Colonisten durch ausreichende Prämien hingelenkt, und für dieselben durch prämiirte Auswanderung polnischer Landarbeiter nach unseren Colonien Platz geschaffen werden. Es muß ferner vor allen Dingen von jedem Deutschen begriffen werden, daß der eigentliche unversöhnliche Erbfeind des Deutschthums die katholische Kirche ist, daß deshalb mit dieser kein deutscher Patriot pactiren darf, daß sie vielmehr mit dem letzten Hauch nationaler Kraftanstrengung bekämpft werden muß bis zur vollständigen Vernichtung ihrer ungeistlichen Machtstellung in ihre verborgensten Schlupfwinkel hinein. Es gehört endlich dazu, daß die Regierung dafür Sorge trägt, daß nicht nur in den höheren Verwaltungsstellungen, sondern in allen bis herunter zum letzten Gendarmen und Rathsdiener nur solche Männer Anstellung finden, welche von dem Netz des katholischen Einflusses auch nicht im Geringsten umgarnt sind, weil sonst die Ausführung aller gegen das Polenthum und den Katholicismus gerichteten Gesetze und Verordnungen doch zur Hälfte, wo nicht ganz, Komödie bleibt. Alles dies aber kann die Regierung nur, wenn sie dabei von einem Umschwung der öffentlichen Meinung getragen wird, wenn eben so stürmisch wie die äußere Colonisation von den Patrioten aller Parteien jetzt plötzlich gefordert wird, sich als neues, die alten Parteischablonen durchlöcherndes Feldgeschrei der einmüthige Ruf nach innerer Colonisation zur Rettung des bedrohten Deutschthums und zur Sicherstellung unserer politischen Zukunft erhebt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Philosophin Sophie Germain.

Von Hugo Göring.

Von Neuem ist das Interesse an den Arbeiten der genialen Sophie Germain erwacht, die sich ebenso bedeutende Verdienste um Mathematik wie um Philosophie erworben hat. Nachdem auf dem Gebiete der Mechanik G. Kirchhoff (Crelle's Journal f. r. u. a. Math. 1850), auf dem der Philosophie E. Dühring (Kr. Gesch. der Philosophie, 1869), ihr Andenken erneuert hatten, fehlte es nicht an Bemühungen, ihre vielseitigen Leistungen zur Kenntniß unserer Zeit zu bringen und ihre Beziehungen zur deutschen Wissenschaft zu beleuchten. In erster Linie ist die Gesammtausgabe ihrer philosophischen Arbeiten, d. h. ihrer Hauptschrift, ihrer Aphorismen und ihres Briefwechsels von H. Stupuy[1]) zu erwähnen. Daneben berichtet S. Günther[2]) präcis über die Bemühungen E. Scherings[3]) und des Fürsten Boncompagni[4]) um die Wiederherstellung des Briefwechsels zwischen Gauß und Sophie Germain. Endlich wird ein Neudruck der mathematischen Schriften der genannten Forscherin vorbereitet, während eine deutsche Ausgabe ihrer philosophischen Abhandlung und ihrer Aphorismen schon druckfertig vorliegt und in nächster Zeit zur Ausgabe gelangt.

Wie Sophie Germain die Aufmerksamkeit ernster Denker durch ihre wissenschaftliche Originalität gefesselt hat, so erregt sie das allgemeine Interesse durch ihr äußeres Leben, durch ihren hervorragend edlen Charakter und ihre energische Consequenz in der Verfolgung idealer Lebensziele. Ihre Geburt fällt in die sturmbewegte Zeit vor der französischen Revolution (1. April 1776 zu Paris). Ihr Vater, ein geschickter Goldschmied, dem sie ein unabhängiges Leben verdankte, war ein eifriger Politiker — ursprünglich Anhänger der Physiokraten Quesnay und Turgot — und nahm so lebhaften Antheil an der Zeitbewegung, daß seine geistig früh entwickelte Tochter aus seinen Aeußerungen auf eine Staatsumwälzung von tiefgreifender Wirkung schloß, während ihre Umgebung nur einen heftigen, aber bald vorübergehenden Sturm befürchtete. Um sich vor der quälenden Aufregung über die düstere Zukunft zu schützen, suchte sie nach einer Thätigkeit, die ihren Geist vollkommen beschäftigte: so wurde sie durch Anlage, Neigung und Schicksal zu dem Studium der Mathematik geführt. Wie der Florentiner Mathematiker, ihr erster Biograph, erzählt (Journal des Débats, 18. Mai 1832), kam ihr diese specifische Geistesrichtung durch die Lectüre von Montucla's Geschichte der Mathematik zum Bewußtsein. Fast unglaublich klingt das Detail: Das dreizehnjährige Mädchen liest mit wachsender Begeisterung die in jenem Werke oratorisch glänzende Charakteristik des Archimedes (Bd. I, S. 221 ff.), der mit einer geometrischen Figur so beschäftigt ist, daß er von der Eroberung seiner Vaterstadt Syrakus und dem Lärm der plündernden Römer nichts bemerkt, selbst das Eindringen eines feindlichen Soldaten in sein Haus nicht beachtet und dessen Brutalität zum Opfer fällt, ehe er dessen plumpe Fragen einer Antwort gewürdigt hat. Diese Erzählung ergreift Sophie so lebendig, daß sie jene Wissenschaft als Lebensführerin wählt, die den antiken Denker so wirksam vom Kriegsgetöse abzuschließen vermocht hatte. Von Stunde an studirt sie ohne allen Unterricht das mangelhafte Lehrbuch von Bezout, überwindet die in ihrer Trockenheit liegenden Schwierigkeiten der Elementarmathematik, gewinnt immer mehr Interesse daran, ja wird mit dem Fortschreiten zu den höheren Zielen von wachsender Begeisterung unterstützt. Tag und Nacht arbeitet sie mit einem Eifer, der ihre Eltern mit Besorgniß erfüllt. In der Ueberzeugung, daß ihr die Mathematik nichts nützt, bekämpft man ihr Streben. Um sie zu der nöthigen Nachtruhe zu zwingen, entfernt man aus ihrem Zimmer Licht und Holz, selbst ihre Kleider, sobald sie sich gelegt. Aber kaum hat sich ihre Umgebung zur Ruhe begeben, so steht Sophie wieder auf, hüllt sich in Decken ein und arbeitet bei einer Kälte, bei der die Tinte im Schreibzeug gefriert. Ganz erstarrt vor Kälte wird das Mädchen mehrmals früh angetroffen: endlich geben die Eltern dem Studiendrange ihrer Tochter nach. Seitdem macht diese außerordentliche Fortschritte und ist bald im Stande, die Differenzialrechnung von Cousin zu verstehen.

Im Hause ihres Vaters erfuhr Sophie Germain auch die Anregung zum Studium Diderots und Condorcets, die ihr philosophisches Denken wesentlich beeinflußten. Sie war achtzehn Jahre alt, als sie die Bekanntschaft des berühmten Lagrange machte, von dessen Vorlesungen an der polytechnischen Schule sie sich durch Collegienhefte Kenntniß verschafft und dessen Interesse sie durch geistvolle, anonym eingeschickte Arbeiten und Bemerkungen über seine Vorträge gewonnen hatte. Er wurde ihr Rathgeber und machte sie mit andern tüchtigen Fachmännern bekannt, die ihren Studien eine vortheilhafte Richtung gaben. Seit 1801 studirte sie die Schriften von Gauß, zu deren Verständniß sie autodidaktisch die lateinische Sprache lernte. Bald trat sie mit dem deutschen Gelehrten in einen Briefwechsel, der nicht nur von einem idealen Freundschaftsverhältniß Zeugniß ablegt, sondern auch für die Geschichte der Mathematik seinen Werth hat.

Auf den Höhepunkt ihres Lebens kam Sophie Germain, als sie durch Chladni's Experimente über die Schwingungen elastischer Oberflächen zu selbstständigen Arbeiten über dieses Problem angeregt wurde. Auf Veranlassung Napoleons, der die interessanten Versuche gesehen hatte, stellte das „Institut" die Preisaufgabe: „Die mathematische Theorie der elastischen Oberflächen soll entwickelt und mit dem Experiment verglichen werden." — Da zeigte sich Sophie Germain in ihrer Größe: während alle Mathematiker durch das Wort des großen Lagrange entmuthigt waren, daß vor der Entdeckung einer neuen Form der Analysis jene Aufgabe nicht gelöst werden könne, war sie ihres Erfolges gewiß. In ihrer lebhaften Weise rief sie, wie Libri erzählt, bei der Kunde von jener Parole aus: „Eh bien! mon cher maître, moi je ne désespère pas du succès!" Und in der Vorrede zu ihren „Recherches sur la théorie des surfaces élastiques" sagt sie: „Schon beim ersten Blick auf die Chladni'schen Experimente schien mir die mathematische Begründung dieser Erscheinung möglich." Und sie hat sie gegeben. Nach drei Versuchen, deren erster zu der Entdeckung der neuen Rechnungsart geführt hatte, wurde ihre letzte Denkschrift 1817 mit dem Preise gekrönt.

Ihr Name wurde seitdem neben den ersten Berühmtheiten Frankreichs genannt. Ihre Arbeiten nahmen noch Jahre lang dasselbe Problem in Angriff, später dehnte sie ihre Studien auf die Zahlentheorie aus. Als die Julirevolution ausbrach, griff sie wieder zu ihrem Lieblingsthema zurück und schrieb in der nach außen bewegtesten Zeit ihr „Mémoire sur la courbure des surfaces", welches 1831 in Crelle's Journal f. r. u. a. Math. erschien.

Während sie jederzeit darauf bedacht war, sich eine umfassende, im besten Sinne allgemeine Bildung zu erwerben und zu diesem Zwecke Naturwissenschaften (besonders Biologie), ebenso Geographie, Ethnologie und Geschichte gründlich betrieb,

---

[1]) Oeuvres philosophiques de Sophie Germain suivies de pensées diverses et de lettres inédites et précédées d'une notice sur sa vie et ses oeuvres par Hte. Stupuy. Paris, Paul Ritti. 1879.

[2]) Der Briefwechsel zwischen Gauß und Sophie Germain von Dr. Siegmund Günther, Gymnasialprofessor in Ansbach.

[3]) E. Schering, Bemerkungen über Gauß' Brief vom 30. April 1807 an Sophie Germain. Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft zu Göttingen Nr. 16. 1877.

[4]) Lettera inedita di C. F. Gauss à Sofia Germain pubblicata da B. Boncompagni. Firenze. Calcografia e Autografia Achille Paris. 1879. — Cinq lettres de Sophie Germain à C. F. Gauss publiées par B. Boncompagni d'après les originaux possédés par la société royal des sciences de Göttingen. Berlin. Institut de photolithographie des Frères Burchard. 1880.

Digitized by Google

sich mit Eifer in die Dichterwerke vertiefte, ja selbst manche Künste übte, fesselte doch in erster Linie nächst der Mathematik die Philosophie ihr Interesse. Aus ihrer nachgelassenen Schrift „Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture", durch die sie eine Vorläuferin Auguste Comte's geworden ist, sieht man, daß sie nicht nur mit den erwähnten Autoren Diderot und Condorcet vertraut war, sondern auch in die Gedankenwelt Bacon's, Descartes' und Kant's tief eingedrungen war und diese zum Theil kritisch beherrschte.

Die in ihrem Titel so bescheiden auftretenden „Allgemeinen Betrachtungen über den Charakter der Wissenschaften und der schönen Literatur in ihren verschiedenen Entwickelungsperioden" bieten in ihrer überaus schönen, überall fesselnden Sprache nichts Geringeres dar als eine eigenartige, durch lebensvolle Ausblicke auf alle Gebiete geistiger Interessen, der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens gehobene Darstellung des Naturgesetzes, welches sich im Weltganzen, in der materiellen und geistigen Natur als Harmonie und Gesetzmäßigkeit kundgiebt. Die Philosophin zeigt, daß es sich in der Außenwelt als Ordnung, Ebenmaß und Einfachheit darstellt, während dieser Typus des Seins im Bewußtsein als das Gefühl für Ordnung und Ebenmaß auftritt: d. h., daß es unser intellectuelles Leben als Logik, unsere sittliche Existenz als Sittengesetz und die ästhetische Seite unseres Daseins als Gesetz des Schönen beherrscht. In erfindungsreicher Vielseitigkeit beleuchtet sie den Gedanken, daß ohne die unabänderliche Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Naturgesetze des materiellen und geistigen Lebens von keiner wissenschaftlichen Wahrheit, ja von keiner Achtung vor dem Sittengesetze und keiner Einheit in der Kunst die Rede sein kann. Mit diesem Gedankengehalte sind die „Considérations générales" recht geeignet, als ebenso zuverlässiger wie geistvoller Führer in die wissenschaftliche Philosophie der Gegenwart zu dienen.

Diese Schrift war die letzte Arbeit von Sophie Germain, gewissermaßen ihr wissenschaftliches Vermächtniß. In den letzten zwei Jahren ihres Lebens war die thätige Frau zur Ruhe verurtheilt: heftige Schmerzen, die ihr ein verhängnißvolles Leiden, der Brustkrebs, verursachte, hinderten sie an der regelmäßigen Arbeit. Aber mit hoher Ergebung ertrug sie die Qualen, bis sie im Alter von 55 Jahren (27. Juni 1831) ihr reiches Leben in Paris beschloß.

Sophie Germain gehört zu den Schriftstellerinnen, die ihrem Leben dieselbe Idealität verleihen, wie sie ihr Denken auszeichnet. Sie ist eine jener großen Naturen, die sich selbst vergessen, die bei ihrer selbstlosen Arbeit keine Zeit für die Sorge um ihre Persönlichkeit haben. Jene Fraueneitelkeit, die nach Huldigungen geizt, kennt sie nicht. Wie genial faßt sie selbst den Ruhm auf! Er ist für sie nur „der kleine Raum, den man im Gehirn seines Nebenmenschen einnimmt!" In ihrer bürgerlichen Stellung bleibt sie den Gefahren alles Ehrgeizes und der Erwerbssucht fern: die Arbeit selbst ist ihr Zweck und ihr Lohn. Sie strebt nicht darnach, materiellen Nutzen von ihrer Mühe zu haben, sie behauptet nicht einmal ihr Recht, als die Erste zu gelten, die einen Gedanken gefunden hat! Wie treffend schlägt sie den Prioritätsgeiz! Sie gestattete die Benutzung ihrer Entdeckungen und sagte hochsinnig: „Es kommt nicht darauf an, von wem eine Idee ausgeht, sondern ob sie richtig ist!"

In ihren Aphorismen, die Stupuy unter ihrem Nachlaß fand und als „Pensées diverses" herausgab, findet man interessante Beiträge zur Ergänzung ihres Denksystems und ihres Charakterbildes. Einer dieser Aussprüche soll diesen Bericht abschließen: „Das schlichte Wesen Newtons, seine Bescheidenheit, ging aus seiner geistigen Ueberlegenheit hervor. Man muß staunen, wenn man diese Geistesgröße selbst betrachtet. Menschen seiner Art vollbringen die schwierigsten Arbeiten mit Leichtigkeit. Wie könnten sie bewundernd vor ihren Werken stehen, die ihnen so wenig Mühe verursacht haben? Es ist kein paradoxes Wort, daß die Eitelkeit nicht aus der Leichtigkeit des Arbeitens und der Richtigkeit des Denkens entspringt! Man muß oft Unrecht gehabt haben, um darauf stolz zu sein, daß man einmal Recht hat. Die Menschen bilden sich erst dann etwas ein, wenn sie über ihre Leistungen überrascht sind: sie legen hohen Werth auf die Frucht peinlicher Anstrengung. Der Hochmuth ist das Gefühl der Mittelmäßigkeit und das Eingeständniß der Unfähigkeit."

Die Memoiren de Catt's.

Von Georg Winter.

Mit Recht steht die historische Forschung seit lange jener ganzen Gattung von Quellen, welche man mit dem Namen historische Memoiren zu bezeichnen pflegt, mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber: denn in den meisten Fällen, in denen historische Memoiren von Fürsten und Staatsmännern über die Ereignisse, an denen sie selbst betheiligt waren, ans Licht getreten sind, hat sich bei näherer Prüfung und eingehender Vergleichung mit den unzweifelhaft authentischen und rein objectiven Actenstücken, welche in den Archiven enthalten sind, herausgestellt, daß jenen Memoiren ein stark subjectives Element innewohne, welches oft bis zu vollständiger Entstellung der Thatsachen geführt hat. Um nur an ein berühmtes Beispiel der neuesten Zeit zu erinnern: welche Fülle von Unrichtigkeiten und bewußten oder unbewußten Fälschungen der historischen Wahrheit enthalten nicht die Memoiren Metternich's? Die Actenstücke selbst, die ihnen beigegeben waren, konnten in vielen Fällen zu ihrer Widerlegung und Berichtigung verwendet werden.

Ganz ähnlich war die Lage der Dinge bei der umfangreichen Literatur von Memoiren und militärischen Tagebüchern, welche uns aus der Zeit Friedrich's des Großen erhalten sind, und nur zu sehr und zu lange hat sich die Geschichtsschreibung bis vor wenigen Jahrzehnten durch die Fülle von Entstellungen, welche in denselben enthalten sind, täuschen lassen. Erst die neueste kritische Forschung hat die Unzuverlässigkeit und stark tendenziöse Färbung dieser „Quellen" zur Geschichte Friedrich's des Großen bis zur Evidenz nachgewiesen, wenngleich auch jetzt noch auf diesem Gebiet der exacten Kritik manche dankenswerthe und nothwendige Aufgabe zu lösen bleibt.

In um so hellerem Lichte erstrahlte dann aber auf der anderen Seite das große Memoirenwerk des Königs selbst über die Geschichte seiner Tage, dessen Zuverlässigkeit und bewundernswerthe Objectivität um so klarer zu Tage trat, je mehr man in der Lage war, dasselbe an der Hand des authentischen Actenmaterials zu prüfen. Nicht wie Partei gegen Partei stehen die historischen Werke des Königs zu den tendenziösen Memoiren seiner Gegner, von denen ein großer Theil in seinem eigenen Heerlager zu suchen ist, sondern sie erscheinen als eine historische Quelle ersten Ranges, deren Darstellung in den Grundzügen durchaus der historischen Wahrheit entspricht. Der König hat es eben so gut verstanden, Geschichte zu schreiben, als Geschichte zu machen.

Unter dieser Memoirenliteratur nun kommt dem soeben als 22. Band der Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven erschienenen Werke, den Memoiren Heinrich's de Catt,*) eine ganz besondere und eigenthümliche Bedeutung zu. Man hat ihrem Erscheinen, seitdem der Director der preußischen Archivverwaltung, Heinrich von Sybel, in der am Geburtstage Friedrich's des Großen gehaltenen Sitzung der Akademie der Wissenschaften die ersten Andeutungen über ihren Inhalt gemacht hat, allenthalben mit größter Spannung und Erwartung entgegengesehen: denn man durfte annehmen, daß dieses bedeutsame Werk dem Bilde, welches die bisherige Forschung von dem größten Könige Preußens entworfen hat, noch einige neue und wichtige Züge hinzufügen werde.

Und diese Erwartung ist durch das nunmehr der Oeffentlichkeit vorliegende Werk in vollem Maße gerechtfertigt worden, trotzdem der Herausgeber des Werkes, Professor Reinhold Koser, in der mit großem kritischen Scharfsinn und

*) Leipzig S. Hirzel.

Digitized by Google

eingehendster Kenntniß der einschlägigen Literatur verfaßten Einleitung auch in diesen Memoiren bis zu einer gewissen Grenze ein subjectives Moment, welches ihre unbedingte Glaubwürdigkeit verringert, dargethan hat. Ihre besondere Bedeutung liegt vor Allem darin, daß der Verfasser, der Jahrzehnte lang in den vertrautesten Beziehungen zu dem Könige gestanden hat, gleichwohl in keiner Weise in den obschwebenden Fragen als Partei zu betrachten ist, da er selbst an den geschilderten Ereignissen keinen unmittelbaren Antheil hatte, wie das bei den Verfassern aller übrigen Memoiren aus jener Zeit mehr oder minder der Fall ist, dann aber darin, daß der Verfasser in Folge seiner Stellung und seines fortwährenden persönlichen Verkehrs mit dem Könige in der Lage war, sich so authentisch und gründlich wie möglich über alles, was in der Umgebung des Königs vorging, zu unterrichten. de Catt war nämlich vom Frühling des Jahres 1758 „Lector", Vorleser und zugleich, wenn wir so sagen dürfen, Privatsecretär des Königs und hat demselben während der schwersten und trübsten Jahre des siebenjährigen Krieges als beständiger Begleiter, auch im Feldlager, gedient: er war es, dem der König am häufigsten und unmittelbarsten sein ganzes Gemüths- und Gefühlsleben, wie seine militärischen und politischen Pläne offenbarte, er war es, mit dem der König in täglichem persönlichen Verkehr seinen literarischen und künstlerischen Bestrebungen oblag, er war es, der ihm die Reinschriften seiner französischen Correspondenzen mit Voltaire u. A. anfertigte, mit einem Worte, er war der persönliche Vertraute des Königs in den Jahren, welche wir als die großartigsten und merkwürdigsten seines ganzen reichen Lebens bezeichnen dürfen. Der eigenartige Zauber, den die Aufzeichnungen dieses Mannes auf den Leser ausüben, beruht daher weniger in den etwaigen neuen Aufklärungen über politische und militärische Ereignisse, sondern in der Frische, Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, mit welcher sie uns ein Bild von dem gesammten geistigen und Gemüthsleben des großen Königs entwerfen: man thut, wenn man dieses Werk liest, gleichsam einen Blick in die geheimste Werkstätte des originellsten und eigenthümlichsten Geistes, der je auf einem Throne gesessen hat. de Catt entwirft uns ein lebensvolles und plastisches Bild seiner täglichen Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen, die sich auf fast alle wissenschaftlichen und literarischen Gebiete erstreckten: des Königs Gedanken über die Grundfragen der Metaphysik, über Gott und Welt, Unsterblichkeit der Seele, das Eingreifen einer Vorsehung in die menschlichen Dinge, seine Anschauungen über die französische Literatur, seine eigenen poetischen Bestrebungen ꝛc. treten uns hier, oft mit den eigenen Worten des Königs, wie sie sich der Verfasser unmittelbar nach den Unterhaltungen aufzuzeichnen pflegte, in einer Unmittelbarkeit entgegen, welche in keiner der früheren Mittheilungen über das geistige Leben des Königs auch nur annähernd erreicht wird. Wir sehen den König gleichsam persönlich vor uns, wie er mitten in den Leiden und Strapazen des Feldlagers neben seinen militärischen und politischen Aufgaben fortwährend mit den tiefsten Problemen der menschlichen Erkenntniß beschäftigt ist, wie er die Gedanken und Empfindungen, die ihm aus seiner umfangreichen, fast keinen Moment unterbrochenen Lectüre zuströmen, in sich verarbeitet, wir sehen die Keime und das allmähliche Emporwachsen jener großartigen geistigen Arbeit, deren abgeschlossene Resultate uns in den Werken des Königs vorliegen. Die geistige Eigenart des Königs tritt uns hier viel unmittelbarer entgegen als selbst in seiner vertrauten Correspondenz mit Voltaire, d'Argens und seinen anderen literarischen und persönlichen Freunden. Denn während der König sich in der letzteren stets nur über einzelne vorliegende Fragen äußerte und seine Gedanken dem Zwecke dieser Correspondenzen anpaßte, sprach er de Catt gegenüber ganz ohne jeden Zwang und Rückhalt im Anschlusse an seine Lectüre über alle philosophischen und religiösen Fragen, welche ihm während derselben aufstießen. Haben doch ihrem Wesen nach solche mündlichen Aeußerungen, wie sie der Augenblick eingibt, vor den wohlüberlegten einer schriftlichen Aufzeichnung den Vorzug größerer Ungezwungenheit und Ursprünglichkeit. So erhalten wir hier vor Allem zusammenhängende Mittheilungen über des Königs religiös-philosophische Anschauungen, die zwar im Allgemeinen das bekannte Bild der deistisch-rationalistischen Ideen Friedrich's bestätigen, aber durch die näheren Ausführungen das höchste Interesse erregen und zugleich den Beweis liefern, daß seine philosophischen Gedanken dem Könige doch nicht in allen den trüben Lagen, in denen er sich befand, volle Befriedigung gewährten, so daß er schließlich seine Zuflucht, nach Sybel's treffendem Ausspruch in dieser Beziehung Kant vergleichbar, bei dem strengen Pflichtbegriff, wenn wir so sagen wollen, bei der praktischen im Gegensatz zur reinen Vernunft suchte und fand. Ist es doch vor Allem dieser grandiose Pflichtbegriff, der für die ganze philosophische Auffassung und praktische Regententhätigkeit Friedrich's so außerordentlich charakteristisch ist.

Wie zunächst ist de Catt in diese eigenthümliche und vertraute persönliche Stellung zu dem Könige gekommen, die er dann 22 Jahre lang innegehabt hat? In der That, merkwürdig genug ist das geschehen. Der König unternahm im Frühjahr 1756 in tiefstem Incognito, nur von dem Obersten Balbi und einem Lakaien begleitet, von Wesel aus, wo er eine Truppenschau gehalten hatte, einen Abstecher nach Holland. Der König reiste in der Verkleidung eines Capellmeisters, mit schwarzer Perrücke und zimmtfarbenem Gewande, und gab sich für den „ersten Musiker des Königs von Polen" aus. Auf der Fahrt von Amsterdam nach Utrecht lernte er auf dem Schiffe, welches er benützte, einen jungen Mann kennen, der ihm durch sein offenes Wesen und seine treffliche Haltung Interesse einflößte. Einen Moment aus der Rolle, die er zu spielen beabsichtigte, herausfallend, redete er denselben mit der kurzen Frage an: „Wer seid Ihr, wie heißt Ihr", worauf er die eben so kurze Antwort bekam: „Wer seid Ihr, wie kommt Ihr zu solchen Fragen?" Trotz dieser etwas sonderbaren Einleitung des Gespräches forderte der König de Catt — denn dieser war der junge Mann — auf, sich zu ihm in seine Cajüte zu begeben, und hier entfaltete sich dann eine eben so lebhafte als interessante Unterhaltung über Politik, Philosophie, Religion, über die verschiedenen Staatsformen ꝛc., bei welcher der König eine so große Vielseitigkeit und Belesenheit, eine solche Originalität des Denkens offenbarte, daß der junge Student — de Catt studirte eben damals in Utrecht Philosophie — gar nicht aus dem Staunen und der Bewunderung herauskam. Ebenso aber fand der König Gefallen an dem unterrichteten und zugleich bescheidenen und formgewandten jungen Manne. Sie schieden freundlich, fast herzlich von einander. Mit wem er eigentlich auf der Barke zu thun gehabt, erfuhr der junge Mann erst, als er von dem Könige nach dessen Rückkehr nach Potsdam den Antrag erhielt, als Lector in seine Dienste zu treten. de Catt nahm mit Freuden an, vermochte aber, durch eine Krankheit verhindert, seine Stellung nicht sogleich anzutreten. Erst im März 1758 traf er bei dem Könige, der sich damals im Winterquartiere in Breslau befand, ein und hat ihn dann, wie erwähnt, ständig auf seinen Feldzügen begleitet. Seine Stellung als „Vorleser des Königs" war eigentlich nur eine nominelle; nicht er las dem Könige vor, sondern der König ihm. Friedrich liebte es bekanntlich, laut zu lesen und aus dem Gedächtniß zu recitiren. Außerdem las er de Catt eigene literarische Versuche vor und besprach mit ihm die gelesenen Bücher; es kam dabei oft zu sehr angeregten Debatten, namentlich über religiöse Fragen, da de Catt ein überzeugter Calvinist war und daher den skeptischen Aeußerungen des Königs keineswegs zuzustimmen vermochte. Fast jeden Nachmittag um 5 Uhr hatte er sich bei dem Könige einzufinden: selbst unmittelbar vor den großen militärischen Entscheidungen unterbrach der König diese literarischen Beschäftigungen nicht, wenngleich nach Ausweis der „Tagebücher" de Catt's nicht Alles, was derselbe in den Memoiren hierüber berichtet, Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit hat.

Dieser Gegensatz zwischen den Tagebüchern und den Memoiren, welche beide in dem vorliegenden Werke zur Veröffentlichung kommen, ist es nun, auf den wir noch mit einigen Worten eingehen müssen. de Catt erzählt in seinen Aufzeichnungen, er habe sich unmittelbar nach den Unterhaltungen, welche er mit dem Könige gehabt habe, wenn er von dem Könige nach Hause zurückgekehrt sei, Notizen über

Digitized by Google

diese soeben stattgefundenen Unterhaltungen gemacht: in einem Falle berichtet er, er sei bis um 10 Uhr Abends beim Könige gewesen und habe dann noch bis Mitternacht an der Aufzeichnung über seine Unterhaltung mit dem Könige gearbeitet: in der Nacht vor der Schlacht von Zorndorf will er sogleich in einem Zelte, in dem er eben Licht sah, seinen Bericht über die Vorgänge des Tages niedergeschrieben haben.

Diese Originalaufzeichnungen, die von Tag zu Tag gleichzeitig eingetragen wurden, sind es, welche in den Tagebüchern de Catt's vorliegen. Nach seiner eigenen Angabe hat er sich hier bemüht, die Aeußerungen des Königs so viel als möglich wörtlich wiederzugeben. Diese Notizen in den Tagebüchern sind, ihrer Natur und der Art ihrer Entstehung entsprechend, aphoristisch und abgemessen kurz: sie wollen keine zusammenhängende und abgerundete Darstellung geben, sondern eben nur die Erinnerung des Moments fixiren: daher sind sie ohne jeden künstlerischen und rhetorischen Schmuck, aber von um so höherem historischen Werth; sie sind es, die als eine unerschöpfliche Fundgrube vollkommen authentischer historischer Kunde gelten dürfen.

An der Hand dieser Notizen hat de Catt mehrere Jahrzehnte später sein Memoirenwerk verfaßt, bei dem indeß außer jenen eigenen Aufzeichnungen noch verschiedene andere, von Koser in einer äußerst sauberen Untersuchung nachgewiesene Quellen benutzt sind. In dem Sinne wie die Tagebücher können sie daher nicht als originale Quelle gelten; was dort abgerissen und, wie es eben dem Moment entsprach, niedergeschrieben ist, ist hier zu einer kunstvollen und zusammenhängenden Darstellung verarbeitet, deren historischer Werth um eben so viel geringer ist, als sie künstlerisch vollendeter ist. Denn eben der künstlerischen Gestaltung zu Liebe hat sich der Verfasser hie und da Abweichungen von der in den Tagebüchern waltenden historischen Genauigkeit erlaubt, indem er Gespräche verschiedener Tage resp. Abende, welche denselben Gegenstand betrafen, combinirte und dann mehr oder minder willkürlich chronologisch fixirte. Dabei hat er dann nicht selten durch derartige zeitliche Verschiebungen besondere künstlerische Effecte zu erreichen gesucht. Die Vorgänge selbst werden dabei nicht tendenziös entstellt oder auch nur modificirt; durch die veränderte chronologische Fixirung selbst wird der Operneffect, wie Koser es bezeichnend nennt, erreicht. Ein besonders hervorstechendes Beispiel ist folgendes: Catt schildert uns in seinen Memoiren, er sei am Vorabend der Schlacht von Zorndorf, als die Absicht, am folgenden Tage zu schlagen, schon vollkommen feststand, Abends 9 Uhr zum Könige befohlen worden; er habe ihn in dem kleinen Zimmer einer Mühle damit beschäftigt gefunden, einige Verse einer Ode Rousseau's an Zinzendorf, deren Form ihm mangelhaft erschien, zu verbessern. Als er dem Könige seine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben habe, daß er am Vorabende einer so wichtigen Entscheidung die Ruhe finde, Verse zu machen, habe ihm der König entgegnet: „Nun, was ist daran so Besonderes? Warum soll ich mich heute nicht zerstreuen wie sonst? den ganzen Tag habe ich mich mit der großen Sache geplagt, sie nach allen Seiten gedreht und gewandt; mein Entschluß steht fest, mein Plan ist gemacht; ich denke, es ist mir erlaubt, Reime zu schmieden wie ein Anderer." Das Gespräch, das sich dann daran anschloß, sei dadurch unterbrochen worden, daß die Generale erschienen, um die Dispositionen für den bevorstehenden Angriff einzuholen. Der König sei dann nach einer halben Stunde wieder erschienen und habe das Gespräch an demselben Punkte wieder aufgenommen, an dem es unterbrochen worden war; er habe dann in ähnlicher Weise wie vorher die Rousseau'schen einige Verse aus Racine's Athalie, auf die ihn de Catt aufmerksam gemacht hatte, verbessert.

Diese Scene ist gewiß effectvoll und erweckt in höchstem Maße die Bewunderung und das Interesse des Lesers. Nun erweisen aber die gleichzeitig niedergeschriebenen Tagebücher, daß zwar jene Umdichtungen Rousseau'scher und Racine'scher Verse wirklich so stattgefunden haben, wie sie in den Memoiren geschildert werden, daß sie aber weder am Vorabend der Schlacht von Zorndorf noch überhaupt an einem und demselben Tage stattgefunden haben, daß vielmehr die Rousseau'schen Verse am 14. August 1758, die Racine'schen am 16. November desselben Jahres umgedichtet wurden.

Man sieht: als zuverlässige historische Quelle für chronologische Fixirung von Ereignissen u. dgl. sind diese Memoiren nicht zu betrachten, aber ihren hohen Werth behalten sie darum doch; sie zeigen uns gewissermaßen Typen der Unterhaltungen Friedrichs des Großen, nicht immer genau so, wie sie wirklich stattgefunden haben, aber doch an die wirklichen Vorgänge anknüpfend und diese künstlerisch gestaltend: so, wie sie vorliegen, konnte sie eben nur Jemand schreiben, der in jahrelangem persönlichen Verkehr mit dem Könige gestanden hatte und dessen Denk- und Unterhaltungsweise auf das Genaueste kannte. Als historische Quelle sind sie nur mit der erforderlichen Vorsicht und Controle an der Hand der Tagebücher zu verwerthen; für das Geistesleben des Königs sind sie von unschätzbarer Bedeutung, und ihre künstlerische Formvollendung läßt ihre Lectüre als einen hohen Genuß erscheinen.

Wir möchten unsere Erörterungen daher mit dem Wunsche schließen, daß diese Memoiren recht bald einen sachkundigen Uebersetzer „in unser geliebtes Deutsch" fänden, damit dieser hohe Genuß ihrer Lectüre auch weiteren Kreisen zugänglich werde, die sich für die welthistorische Größe und geistige Tiefe des genialen Königs interessiren.

Hense's „Shakespeare".*)

Besprochen von Hermann Isaac.

Das vorliegende Werk ist das dritte, das aus Aufsätzen entstanden ist, welche — wenigstens zum größten Theile — zuvor im Jahrbuche der deutschen Shakespeare-Gesellschaft veröffentlicht worden sind. Die gesammelten Aufsätze von Elze und von Delius sind ihm vorausgegangen. In dieser Thatsache liegt eine gewisse Ungunst für Jeden, der nach diesen ersten Größen auf dem Gebiete der deutschen Shakespeare-Forschung etwas Aehnliches unternimmt. Man wird nicht umhin können, auch spätere Leistungen mit jenem großen Maßstabe zu messen, welchen man an die ihrigen anzulegen gewohnt ist.

Einer der umfangreichsten Aufsätze Hense's ist betitelt „Gewissen und Schicksal in Shakespeare's Dichtungen" — eine auffallende Gegenüberstellung, man würde „Schuld" an Stelle von „Gewissen" erwarten. Der Verfasser konnte indessen den Inhalt seiner Arbeit nicht wohl anders charakterisiren, da er nicht blos die Helden der Tragödie, sondern alle Gattungen von Charakteren in den Kreis seiner Betrachtung zieht; da er nachweisen will, daß das Unglück der Shakespeare'schen Menschen auf dem bösen, ihr Glück auf dem guten Gewissen beruhe, daß die sie strafende und belohnende Macht nicht etwas außer und über ihnen Stehendes ist, wie bei den Alten das Schicksal, sondern in ihnen lebt als das Bewußtsein der guten und bösen That. Shakespeare ist — darin stimmen wir mit dem Verfasser überein — mit Recht der „Dichter des Gewissens" genannt, und in dem Sinne, daß er den Menschen sittlich auf sich selbst stellt, ihn sein Glück und Unglück allein in seinem Busen finden läßt, seine Erlösung in seine Hand giebt — aber nur in diesem Sinne Protestant. Wenn er aber darauf hinsichtlich der Tragödien ausführt, daß der tragische Ausgang bei Shakespeare ausschließlich die Folge einer Schuld ist, so muß ich ihm widersprechen. Shakespeare hat in seiner größten Tragödie jene Macht des Lebens, die wir das Schicksal nennen, in ihrer ganzen Furchtbarkeit walten lassen.

Das Schicksal vieler, nicht aller antiken Tragödien, das in Gestalt einer Prophezeiung unantastbar, unerschütterlich über Menschen und Geschlechtern schwebt, kann die moderne Weltanschauung neben dem freien menschlichen Willen nicht mehr anerkennen; und Shakespeare's Tragödien würden heute vielleicht ebenso veraltet sein wie eine große Reihe spanischer

*) Untersuchungen und Studien von Carl Conrad Hense. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses.

Digitized by Google

Dramen, wenn er nicht ganz auf der Höhe dieser Anschauung gestanden hätte. Für uns giebt es ein anderes Schicksal, das für jeden Menschen mit dem Momente seiner Geburt, für den Helden der Tragödie mit ihrer ersten Scene anhebt: die Fügung der äußeren Lebensumstände, in welche der Mensch und der Held ohne sein Zuthun hineinversetzt wird. Dieser Macht steht der moderne Held mit seinem freien Willen gegenüber, und es fragt sich nun, um mit Bulwer zu reden: „Was wird er damit machen?" Die Frage entscheidet sich je nach der Summe und Richtung der Kraft des Helden und nach der Wucht, mit der jene Macht auf ihm liegt. Mitunter ist nur der Feige, der Schurke im Stande, sich ihrem Drucke zu entziehen, der Muthige, Edle, der nicht weicht und wanket, wird schuldlos erdrückt. Damit bekenne ich mich als Ketzer jenem ästhetischen Glaubenssatze gegenüber, nach dem der Held einer Tragödie immer an einer Schuld zu Grunde gehen müsse. Das ist in einigen Tragödien so wenig der Fall, daß der Held untergeht, nur aus dem Grunde, weil er von Schuld frei bleiben will: er müßte sein besseres Selbst aufgeben, um dem Schicksal erfolgreich widerstehen zu können; einem solchen Leben zieht er den Tod vor, er fällt, ein muthiger Kämpfer gegen die stärkere Macht, körperlich überwunden, geistig triumphirend. Wer könnte jemals in Racine's ergreifender „Andromaque" eine Schuld der Heldin entdecken? Sie stirbt, weil sie ihrem großen Gemahl Hector die Treue bewahren und mit einem ungeliebten Manne nicht leben will. Das Vorurtheil, daß in jeder Tragödie eine Schuld vorhanden sein müsse, hat nur zu häufig dahin geführt, die moralischen Begriffe zu verwirren, und einen kleinen Fehler, der mitunter, wie bei Egmont, auf einer liebenswerthen Eigenschaft beruht, ja eine hochsinnige Handlungsweise als todeswürdiges Verbrechen hinzustellen. Das Verständniß „Hamlet's" ist erschwert worden vorzugsweise durch jene, wie es scheint jetzt veraltende Auffassungsweise, der auch Hense huldigt, daß Hamlet an einer Schuld zu Grunde gehe. Gerade das, was jene Interpreten von ihm verlangen, daß er ohne Bedenken seinen Oheim niederstechen und den Namen seiner Mutter unauslöschlicher Schande hätte preisgeben sollen, wäre eine Schuld gewesen. Daß aber Shakespeare, der „Dichter des Gewissens", der erhabenste Apostel der Humanität, den tiefinneren Abscheu eines sittlich zart organisirten Wesens vor dem Morde, die Liebe auch zu einer sündigen Mutter als Schuld hingestellt haben sollte, diese Annahme ist wohl nur erklärlich durch die Macht jenes Vorurtheils. „Hamlet" ist vielmehr eine moderne Schicksals-Tragödie par excellence in dem oben bezeichneten Sinne und darum so furchtbar erschütternd; dieser edle Mensch, unter ein Schicksal gestellt, von dem nur die Entehrung seiner selbst und seiner Familie ihn retten konnte, mußte untergehen.

Ganz vortrefflich ist die gedrängtere Abhandlung „Polymythie in den dramatischen Dichtungen Shakespeare's", welche einen wesentlichen Vorzug des modernen Dramas im Vergleich mit dem der Alten behandelt. Nachdem gezeigt, weshalb die Anfänge der dramatischen Kunst monomythische Stoffe vorziehen mußten, wird die polymythische Handlung bei Shakespeare und seinen Vorgängern als ein gewaltiger Fortschritt bezeichnet, der eine viel wirksamere Darstellung der dichterischen Idee durch parallele und contrastirende Handlungen ermöglicht. Das wird an einer Reihe von Dramen nachgewiesen, worunter ich besonders auf die schönen Erörterungen über „Heinrich IV." und „Lear" aufmerksam mache. Hierauf führt der Verfasser aus, wie die Polymythie auf die Charakteristik einwirkt, die nun ihrerseits die complicirtesten Seelengemälde, ja, das Werden der Charaktere darstellen kann, was vorzüglich an „Cymbeline" erläutert wird. Aber auch die Schattenseiten der Polymythie werden nicht außer Acht gelassen: sie zeigen sich besonders in Shakespeare's Komödien, deren Handlungen nicht immer organisch ineinandergefügt, sondern nach dem prägnanten Ausdrucke Vischer's oft nur fest „verkittet" sind. — Aus seiner freien und gerechten Würdigung des modernen Dramas erkennen wir mit Freuden, daß der Verfasser nicht zu den einseitig gebildeten Philologen gehört, welche über dem klassischen Alterthume nichts anerkennen, weil sie neben ihm nichts kennen. —

Wenn eine Reihe von Medicinern in der Darstellung der Seelenkrankheiten in Shakespeare's Dramen eine fast unerklärlich tiefe Einsicht des Dichters in physiologische und psychologische Vorgänge, die seiner Zeit gänzlich unbekannt waren, nachgewiesen haben, so sucht Hense in einer hierauf bezüglichen Abhandlung zu zeigen, wie er in seinen Wahnsinnsgemälden bei aller Naturtreue dennoch den Gesetzen der dramatischen Kunst gerecht wird, welche auf den ersten Blick bei ihrer bis ins geringste Detail gehenden Tendenz zur Zweckmäßigkeit alles Sinnlose aus ihrem Gebiete zu verbannen scheint. Am besten dürfte die Erscheinungsform der Geistesstörungen bei Shakespeare mit dem Ausdrucke des Polonius als „methodischer" Wahnsinn bezeichnet werden, der unter der Maske scheinbar zusammenhangloser Paradoxen einen tiefen Sinn und die den betreffenden Personen vor ihrer Erkrankung eigene Denkweise verbirgt. Der Wahnsinn tritt ein bei Charakteren, die durch die hochgradige Leidenschaftlichkeit ihres Wesens schon von Natur dazu disponirt erscheinen; er hat furchtbare Ereignisse zur Veranlassung und krankhaft gesteigerte Gewissensbisse zur Ursache. — Diese Theorie paßt recht gut auf Lear und Lady Macbeth, was aber Ophelia betrifft, so ist es dem Verfasser nicht gelungen, ihr eine Schuld nachzuweisen. Sie ist und bleibt, nach dem schönen Vergleiche der Mrs. Jameson, die harmlose Taube, die vom Sturmwind mitgerissen und zerschellt wird. — Sehr interessant sind die Auslassungen über die künstlerische Bedeutung des simulirten Wahnsinns in „Lear" und „Hamlet", der dem wirklichen zur Folie dient; daß ein Aesthetiker von dem Kunstverstande Hense's den bis in die allerneueste Zeit wiederholten Mißgriff, in Hamlet einen Wahnsinnigen zu sehen, nicht begehen konnte, ist selbstverständlich.

Den Aufsatz „Shakespeare's Naturanschauung", den wir im Wesentlichen ebenfalls zu den dramaturgischen rechnen können, halte ich für den hervorragendsten dieser Gattung. — Denken wir uns aus „Romeo" hinweg die Situationen, welche durch die mittägliche Natur des Ortes der Handlung bedingt sind, die Schilderungen dieser Natur, die zahllosen Metaphern und Vergleiche, welche sie zum Gegenstande haben — wo bliebe dann die schwüle, üppige Atmosphäre, das glühende Colorit, unter dem ein solches Lebensbild allein verständlich und wahr wird? Die glänzendste Kunst der Charakteristik vermöchte uns nicht die sehnsuchtsvolle, liebeskranke Stimmung mitzutheilen, in der sich der jugendliche Dichter zur Zeit der Abfassung wahrscheinlich selbst befand und in der ein wesentliches Element der poetischen Wirkung liegt. Das Gemälde wäre bei aller dramatischen Bewegung farbenmatt, der Hauch wäre von dieser schimmernden Frucht gestreift. — Eine gleich gewaltige Wirkung hat die Behandlung der Natur in „Hamlet", „Macbeth" und „Lear". — Dies sei aus der inhaltreichen, feinsinnigen Arbeit herausgegriffen, um die Leser anzuregen, mit dem Verfasser einen lehrreichen Blick in die Werkstatt des größten Dichters zu werfen und zu erkennen, wie er als tiefer Kenner, als begeisterter Liebhaber der Natur sie zu einem hervorragenden Werkzeuge seiner Kunst macht; zu erfahren, wo der Zaubertrank herkommt, der dem Menschen und Künstler eine ewige Jugend und Gesundheit verleiht. —

Indem wir nun zu den literarhistorischen Untersuchungen übergehen, treten uns zuerst die Anregungen entgegen, welche Shakespeare von den Klassikern empfing. In dem kurzen Aufsatze „Shakespeare und die Philosophie" werden die von König und Tschischwitz entdeckten Anklänge an Giordano Bruno, besonders im „Hamlet" berührt; dann wird wahrscheinlich gemacht, daß Shakespeare gewisse Lehren der Stoiker und Pythagoräer gekannt habe. Die Belege für die erstere Behauptung hätten noch vermehrt werden können durch einige Reden des Brutus, in denen der Dichter des „Cäsar" eine größere Kenntniß jener Schule verräth, als er sie aus seiner Quelle Plutarch schöpfen konnte. Die Kenntniß des Pythagoras beschränkt sich nun freilich auf die Lehre von der Seelenwanderung und der Sphärenharmonie, welche beide meiner Ansicht nach Traditionen sind, die sich durch das Mittelalter auf die neuere Zeit fortgepflanzt haben. Daß die Schöpfung der Porzia und des Bassanio eine bewußte Ver-

Digitized by Google

körperung der pythagoräischen Lehre von der Seelenharmonie sei, wird schwerlich allgemeine Beistimmung finden; sie sind vielmehr in ihrer Körper- und Seelenschönheit Menschen nach dem Herzen Shakespeare's, Renaissance-Ideale. Die — jedenfalls mittelbaren — Beziehungen Shakespeare's zu Plato, dem philosophischen Leitstern jener Zeit, finden wir in dem Aufsatze leider nicht erwähnt, und es kann doch nur ein gleich tiefer Kenner der classischen und der Renaissance-Literatur, nur ein Mann wie Hense sein, der dieses bisher noch nicht genügend aufgeklärte Gebiet in dem Wissen Shakespeare's zu erleuchten im Stande ist. Die bisherigen Erörterungen dieser Frage (in Herrig's Archiv LXI 193 ff., im Shakespeare-Jahrbuch XVII 189 ff. und selbst bei Simpson) sind eitel Stückwerk.

„John Lily und Shakespeare" ist der sehr bescheidene Titel einer Arbeit, in der Shakespeare's Stil mit dem seiner Zeitgenossen, besonders Lily's, verglichen wird. Die bedeutendsten Partien des kleinen Werkes beziehen sich auf die Verwendung der classischen Literatur und Mythologie in den Dichtungen jener Zeit, die classische Bildung Shakespeare's und den Euphuismus. Daneben aber sind alle übrigen Stil-Eigenheiten Shakespeare's behandelt: die Verwerthung der germanischen Mythologie, des Aberglaubens jener Zeit; Local- und Zeitfarbe, Anachronismen; die Einlegung von dumb shows, Sonetten, Liedern, burlesken Clowns-Scenen; Prolog und Epilog; Verkleidungen; Träume. Gegen das Gesammtresultat dieser eingehenden Untersuchungen, in denen uns Shakespeare als ein von seiner Zeit verhältnißmäßig wenig beherrschtes, souveränes Künstlergenie entgegentritt, kann kein Einspruch erhoben werden. Im Einzelnen stimme ich nur in einem Punkte mit Hense nicht überein, in der Behauptung, daß Shakespeare die antike Mythologie innerhalb seiner Dramen nie im allegorischen Sinne verwendet habe. In der mythologischen Erzählung Oberon's im „Sommernachtstraum" (II, 2), deren Interpretation eine kleine Literatur hervorgerufen hat, ist es geschehen. So hoch für mich die Autoritäten eines Delius und Al. Schmidt, denen sich die Hense's anschließt, auch stehen, ihre nichtallegorische Deutung dieser Stelle kann mich nicht überzeugen. Wenn es sich darin um weiter nichts handelte als um eine Erklärung, wie das Blümchen „Love-in-Idleness" zu seiner Zauberkraft gekommen sei, so wäre der complicirte mythologische Apparat ganz unverständlich. Es ist mir nicht gegeben, die „plastische und stimmungsvolle Schönheit" der Worte Oberon's zu genießen; sie erscheinen mir als eine gegenstandlose mythologische Phantasmagorie, die der in keiner Weise angekränkelten Phantasie unseres Dichters fremd zu sein scheint. Die Frage entscheidet sich meines Erachtens nach der Beantwortung einer anderen: ob der „Sommernachtstraum" als ein Gelegenheits-, speziell Hochzeitsgedicht aufzufassen ist oder nicht. Muß diese Frage mit Rücksicht auf den Gesammt-Charakter des Stückes und besonders auf den Epilog bejaht werden, so müssen sich in demselben auch zeitliche und persönliche Anspielungen finden, oder es stände als Hochzeitsgedicht eben einzig in seiner Art da. Daß man solche Anspielungen in Stellen sucht, die an und für sich betrachtet durchaus dunkel sind, ist natürlich. Und wenn nun eine zeitgeschichtliche Erklärung für die mysteriösen Worte Oberon's gefunden wird, die philologisch so zutreffend ist wie die von Halpin entdeckte und von Gervinus und Elze gebilligte, so sollte man sie freudig anerkennen. Ich möchte zur Unterstützung dieser Erklärung, welche voraussetzt, daß der „Sommernachtstraum" zur Hochzeit des Grafen Essex (1590) verfaßt ist, noch eine andere Stelle anführen, die mir auch nur bei allegorischer Deutung einen verständigen Sinn zu haben scheint: es sind die kritischen Randglossen der Festgesellschaft zu der Rüpel-Komödie beim Auftreten des „Mondscheines". Oberflächlich betrachtet, sind die Bemerkungen des hohen Auditoriums so witzlos läppisch, daß auch die Clowns-Gespräche der jugendlichsten Komödie ähnliche Albernheiten nicht aufweisen. Fassen wir sie aber als zeitgeschichtliche Anspielungen auf, denken wir bei dem „Moon" an die so häufig als „keusche Selene, Diana" ꝛc. gefeierte Königin Elisabeth und ihr Verhältniß zu Essex, so werden sie zu einer ebenso scharfen wie geschickten Satire, die, nur für die Freunde des Grafen verständlich, unter ihnen eine unbezähmbare Fröhlichkeit hervorrufen mußte. —

Schließlich kommen wir zu der ebenso bedeutenden wie umfangreichen Arbeit: „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniß zu Shakespeare". Staunenswerth ist es, hier im Großen und Kleinen entwickelt zu sehen, welchen tiefgehenden Einfluß der große Brite auf die deutsche Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts ausgeübt hat, zu verfolgen, wie viele Anregungen z. B. Schiller aus Shakespeare entnahm.

Als ein seltenes, nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst des vorliegenden Werkes möchte ich das von dem Verfasser durchgeführte literarhistorisch-vergleichende Verfahren bezeichnen, aus dem wir die dichterische Individualität Shakespeare's um so deutlicher erkennen können. Solch einen Weg konnte freilich nur ein Gelehrter beschreiten von dem umfassenden Wissen Hense's, der die classischen Literaturen und die deutsche aufs vollkommenste, daneben den hervorragenden Theil der englischen und italienischen Renaissancedichtung, die spanische Dramatik und die zu ungeheurem Umfange angewachsene Shakespeare-Literatur beherrscht. Er bietet jedem überreiche Anregung und Belehrung, dem Literarhistoriker, dem Philologen, und nicht weniger dem gebildeten Laien, den der einfach würdige, der niemals „wissenschaftlich" abstruse Stil des Verfassers anziehen wird. Wir dürfen dieses Werk eines im Dienste idealer Interessen verbrachten Lebens*) mit ungetheilter Bewunderung betrachten: mit seinem wissenschaftlichen Ernst, seinem besonnenen Denken, seinem milden und mitunter fast zu bescheidenen Urtheil fremden Leistungen gegenüber, mit seiner begeisterten Liebe für den größten der Dichter gehört es — trotz aller Geistes-Koryphäen, die auf diesem Gebiete thätig gewesen sind — zu den bedeutendsten Erzeugnissen der Shakespeare-Literatur.

Feuilleton.

Fam.

Von Carit Etlar.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Emil Jonas.

Wissen meine Leser, was Fam ist? — Nein. Molbach's Lexikon erklärt dies Wort freilich als einen Dampf oder Nebel in der Luft, aber damit ist die Sache bei weitem nicht abgemacht. Das, was man in den westlichen Gegenden Jütlands unter dem Worte „Fam" versteht und was während der warmen Sommertage sichtbar wird, besonders auf den flachen Haidestrecken bei Holstebro und im Salling-District, stellt die wunderbarsten und verschiedenartigsten Landschaften dar, welche fortwährend in Form und Inhalt wechseln. Man sieht Bäume und Gebüsche auf dem Erdboden, wo sonst nur halb verdorrtes Haidekraut und niedrige Sträucher sich zeigen. Nach und nach erscheinen sie weniger deutlich. Alles wechselt hier wie Bilder in einer Laterna magica: der Wald wird zu einem See, einem weit ausgedehnten, meilengroßen See, der sich in langen wogenden Flächen bewegt und wie ein blaues Tuch über die Erde breitet. Sind es Schwäne oder Schiffe, diese kleinen weißen Punkte, auf die das Sonnenlicht fällt? — Das Wasser wogt und scheint Kühle zu verbreiten, während die Sonne glüht, die Haide brennt und das Vieh nach Luft schnappend mit geschlossenen Augen am Weggraben liegt. Der Wanderer macht größere Schritte; er muß, wie er meint, ja bald nach diesem klaren, erfrischenden See gelangen, der nicht sonderlich fern zu sein scheint. Merkwürdig genug kommt er diesem doch nicht näher: er zieht sich vor ihm stets zurück, und während er dahin eilt und nach dem Ziel ausschaut, taucht plötzlich eine Insel über dem Wasserspiegel

*) Die früheste Abhandlung stammt aus dem Jahre 1852.

Digitized by Google

empor — und noch eine und wieder eine. Sie wachsen und und vergrößern sich, sie bekleiden sich mit Büschen und Bäumen; einige der letzteren stehen freilich auf dem Kopf; und alle diese kleinen Inseln, die in ihren wechselreichen Linien und in dem üppigen Wachsthum zunächst dem Lago maggiore anzugehören scheinen, treten deutlich hervor. Die weißen Häuser zwischen den Bäumen spiegeln sich im Wasser, und es glitzert und funkelt und glänzt in der sonnenheißen Luft, bis sich eine Weile hernach ein neues Bild zeigt, worin aber immer wieder See und Wald die Hauptpartien bilden. —

Ein Stück Weges westlich von der Skaber Mühle saß an einem Sommernachmittage, als diese nordische Fata morgana in voller Pracht sich zeigte, ein junges Mädchen, beschäftigt, Grapen und Töpfe zu machen. Ihre Kleidung beschränkte sich auf einen kurzen Rock und ein dunkles Leibchen, innerhalb dessen das grobe Leinenhemd bis an den Hals empor gezogen war. Auf dem Kopfe trug sie einen selbst gemachten Strohhut, der unter dem Kinn mit einem Bindfaden zusammengebunden war. Die ganze Kleidung verrieth Noth und ärmliche Verhältnisse, während ihre Figur und ihr Gesicht im hohen Grade schön und ansprechend waren.

Es lag etwas Hülfloses und eine tiefe Traurigkeit im Ausdruck der großen dunkelgrauen Augen, während sie mit dem halbfertigen Thongefäß auf den Knieen und mit niedergesenkten Armen dasaß und nach der wechselnden Naturerscheinung, welche hinten in dem kleinen Thal zwischen den Haidehügeln wogte, ausschaute. Doch war es weder die Luftspiegelung noch deren gaukelnde Bilder, die ihren Blick und ihre Gedanken beschäftigten, denn die Umgebung hatte sicherlich nur sehr wenig mit dem Vorstellungskreise zu thun, worin sie sich für den Augenblick befand.

Eine scharfe und bestimmte Runzel zwischen den Augenbrauen deutete darauf hin, daß sie bereits den Ernst und die Schatten des Lebens kennen gelernt hatte, daß sie vielleicht alle die Einsamkeit, den Frieden und das Schweigen benutzte, um sich vor dem Unglück zu verbergen. Sie grübelte oder träumte, obschon die Augen weit offen standen und nach und nach mit Thränen gefüllt wurden, die eine nach der anderen über die bleichen Wangen herabrollten. Das Herz und die Gedanken haben ihre Fata morgana, die nicht des Tageslichts und des Sonnenscheins bedürfen, um sichtbar zu werden.

Etwas fern von der Stelle, wo das junge Mädchen saß, zog sich der Fahrweg gegen Almind und Lysgaard hin und innerhalb des Grabens lag eine ärmliche Hütte. Mitten in ihrem Fachwerk saß eine Thür, die aus zwei Halbthüren gebildet war, und auf jeder Seite derselben befand sich ein kleiner blau angestrichener Fensterrahmen mit vier kleinen sonnenverbrannten Scheiben. Von dem geborstenen Schornstein stieg ein blauer Rauch über die Haide nieder und verbreitete einen durchdringenden Geruch von brennendem Torf.

Alles war schweigsam und still und wie ausgestorben in der Nähe. Eine einsame Lerche sang in der Luft, ein Brachvogel lief längs den alten Spuren der Räder, nach einer Fliege schnappend, und verschwand gleich darauf hinter dem Wacholderbusch, indem er einen lang gezogenen melancholischen Klageruf ausstieß. Der Reisende hat selten etwas auf diesem Wege zu thun; überall, wohin das Auge sich wendet, begegnet ihm dasselbe Bild: Haide und flammende Luft, Einförmigkeit, Oede und ein Ernst, der unwillkürlich auf die Stimmung einwirkt.

Was noch an diesem Tage mehr als alles Andere die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich gelenkt haben würde, war weder die Hütte noch das junge Mädchen, so schön und so beredt es auch in ihrem stillen Kummer war, sondern ein kleines Kind, das hin und wieder hinter dem großen Lehmberg, aus dem die Töpfe geformt werden, sichtbar wurde. Dieses Kind mochte wohl fünf bis sechs Jahre alt sein. Es war klein, zwerghaft und hatte ein welkes, geistloses Gesicht, ohne Spuren von Intelligenz, runde ausdruckslose Augen, die sich ununterbrochen rollend und scheu bewegten, eine gebliche, runzlige Haut, die sich in zwei Halbkreisen um den Mund vertiefte und das stets lächelnde Gesicht doppelt unangenehm machte.

Die Kleidung des Kindes bestand aus einem langen Hemd oder Kittel, der um den Leib mit einem Ledergürtel zusammengeschnürt war. Durch den Gürtel war eine Schnur gezogen und an einem Pfahl in der Erde befestigt, so daß die Bewegungen des Kindes sich auf einen Kreis um den Pfahl beschränkten. In der Regel verbrachte das Kind den Tag hier draußen damit, im Sande zu liegen und mit demselben zu spielen. Wenn es versuchte, sich zu erheben, sah man unter dem Kittel zwei dünne, magere Beine, deren krumme Stellung die englische Krankheit andeuteten. Dann richtete das unglückliche Wesen sich in die Höhe, machte ein paar Sprünge vorwärts wie ein Känguruh und fiel gleich darauf wieder auf die Erde zurück. Es sprach niemals, lachte nur laut, wenn es sich wohl befand oder wenn etwas Ungewöhnliches seine Aufmerksamkeit fesselte. Hin und wieder stieß es einen durchdringenden, unarticulirten Schrei aus, wenn es fror oder wenn man es sehr lange allein ließ.

Das junge Mädchen war die Mutter des Kindes . . .

Unten auf dem Fußwege, der durch die Haide führte, schritt ein Mann der Stelle zu, wo das Mädchen arbeitete. Als sie ihn sah, zog sie sich ihr Hemd höher über die Brust empor und warf einen Blick in den gefüllten Wassereimer, der ihr Bild widerspiegelte. Darauf fuhr sie mit der Hand über das Haar und glättete es ein wenig.

„Gottes Friede und guten Tag, Karen Hansen", rief der Mann, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte. „Wie geht es in dieser verwünschten Hitze?"

„Danke, Müller, es geht, wie es kann", antwortete sie; „die Gefäße trocknen recht schnell, wenn die Sonne so heftig darauf brennt."

„Ich werde Dir wohl wieder ein wenig helfen müssen", äußerte er, indem er die Jacke auszog.

„Dazu sage ich nicht nein. Der Grapenhändler ist wie besessen auf die Töpfe mit Euren Bildern; ich bekam das letzte Mal acht Oere mehr für die Mandel."

„Was soll ich denn heute machen?" fragte der Müller, indem er sich auf einen Stein zwischen den fertigen Gefäßen niederließ.

„Das letzte Mal waren es Schweine, die Ihr gezeichnet; diesmal mag es ein Pferd sein."

„Ja, ein Reiter, das paßt am besten für mich, der ich einst ein tüchtiger Dragoner im Dienste des Königs war."

Der Müller saß und zeichnete mit seinem Feuerstein auf den fertigen Töpfen.

Karen drehte einen neuen Klumpen Thon. Es verging eine Zeit, während der Niemand von ihnen sprach.

„Nun möchte ich ein wenig Feuer für meine Pfeife haben", rief der Mann endlich, indem er aufstand und seine mächtigen Glieder, müde von der krummgebeugten Stellung, streckte. „Das Wasser taugt nichts in Eurem Kessel und schmeckt nach Eisen, aber ein Trunk würde nicht übel bei dieser Wärme sein."

Karen ging in die Hütte und kam mit einer rauchenden Kohle und einem Kruge Milch wieder zurück.

Der Müller trank, während er Karen anschaute. Er bekam Feuer auf die Pfeife; er schaute sie indeß fortwährend an. Sie erröthete und begann wieder mit der Arbeit. Der Müller jedoch fuhr fort, zu ihr hinüber zu blicken, aber sie schien es nicht zu bemerken; dann räusperte er sich, pfiff, allein das half alles nichts; sie arbeitete ununterbrochen.

„Das war der sechste Topf", rief er endlich, „ein Reiter steht nun auf ihnen allen; damit mag es für dieses Mal genug sein. Es thut wehe in meinem Magen, so lange gebückt zu sitzen. Du siehst mir heute sehr niedergeschlagen aus; ist Dir etwas passirt, seit ich das letzte Mal mit Dir sprach?"

„O, nein", antwortete sie, ohne aufzusehen; „es kommt hin und wieder so über mich; aber es geht wieder vorüber."

„Ja, so", sagte er bedachtsam, indem er sich an ihre Seite setzte, „nun will ich Dir etwas sagen, Karen Hansen. Es war eigentlich nicht meine Absicht, hier zu sitzen und Töpfe zu zeichnen. Ich kam, um Dir ein Vergnügen zu machen. Ich bin Dir gut, das weißt Du, wir haben über die Sache schon früher gesprochen; aber nun wollen wir die Dinge in Ordnung bringen. Ich will mich mit Dir ver-

Digitized by Google

heirathen und Dich zu meiner Frau vor Gott und den Menschen machen."

Sie sah auf den kleinen Knaben, der an dem Pfahl saß und mit einem Stock in der Erde wühlte, beschmutzt mit Thon und Asche, die seinem Gesicht einen noch widerlicheren Ausdruck als gewöhnlich verliehen.

„Ich verstehe Dich sehr gut", äußerte der Müller, nachdem er eine Zeit auf Antwort gewartet hatte. „Du bist ein verführtes Mädchen; sie schwatzen über Dich hier draußen auf der Haide; aber ich habe genau über die Sache nachgedacht, und ich verheirathe mich dennoch mit Dir."

Karen schüttelte den Kopf.

Er fuhr dennoch fort: „Bedenke Dich wohl, bevor Du nein sagst. Ich biete Dir Wohlstand, Ehre; Du sollst Deinen eigenen hübschen, grüngemalten Wagen haben, um nach der Kirche zu fahren. Du ziehst in ein hübsches Haus ein, dem nicht einmal ein Nagel fehlt; wenn ich Dich unter den Arm nehme, dann werden sie es schon sein lassen, Dich anzuschielen. Ein Müller, wie ich, ist mehr als ein gewöhnlicher Bauersmann, erinnere Dich auch dessen, Karen Hansen. Ich verstehe zu rechnen und Dinte und Feder zu führen, ich habe im Gemeinderath wohl sechszehn Jahre gesessen, und wozu der Skaber Müller ja sagte, das unterschrieben die Andern auch."

„Ich weiß es wohl, Jens Karstens, aber es wird dennoch nichts daraus."

Er saß, grübelte ein wenig und glitt mit den Händen auf den neuen Beinkleidern hin und her. Dann räusperte er sich wieder und begann:

„Das wird Dich später gereuen. Ich habe Dich schon geliebt, als Du ein kleines Mädchen warst. Du gingst stets so still einher und bekümmertest Dich damals nur um Dich selbst. Später wurdest Du das beste Töpfermädchen, das wir je hier in der Gegend gehabt haben; weshalb kann es nicht so geschehen, wie ich es haben will? Bedenke es wohl, Karen Hansen. Es kommt bei meiner Seele nicht jeden Tag ein Skaber Müller und macht Dir ein solches Anerbieten. Du wirst Achtung und Ehre wiedergewinnen. Du sollst Tuch- und Seidenzeug tragen und nichts Anderes thun, als was Dir selbst gefällt. Sage ja, sage ja, Karen! Der Teufel hole mich, wenn Du Dir nicht selbst im Lichte stehst."

„Und das Kind dort?" fragte sie kummervoll, indem sie auf den kleinen Wechselbalg zeigte.

„Ihn können wir natürlich nicht mit nach der Mühle nehmen. Wir bringen ihn bei Fremden unter und bezahlen für ihn."

„Ich will mich nicht von meinem Jungen trennen," sagte sie heftig: „Seinetwegen ist es, daß ich hier sitze und mich zu Tode arbeite. Laß es so sein, Jens Karstens, ich muß das Kreuz tragen, das der Herr mir auferlegt hat. Ist es wohl werth, mehr darüber zu sprechen?"

Der Mann fuhr empor und ballte drohend seine Hände. „Der verdammte Hof, möchten Donner und Blitz ihn vernichten! Wärst Du doch niemals dort hinauf gekommen. Was wolltest Du bei den Leuten? Ein Fuchs bleibt ein Fuchs, selbst wenn er sich einen andern Pelz anzieht. Wie ging es doch zu? Vertraue Dich mir, es erleichtert immer, sich auszusprechen, wenn Einem etwas das Herz beklemmt."

„Ich war so jung und unerfahren und kannte nichts Anderes von der Welt als das, was ich auf dem Schoße meiner Mutter gesehen hatte. „„Es ist ein süßes kleines Mädchen,"" sagte die gnädige Frau; „„sie hat so schöne Augen; ich will mich Ihrer annehmen und ihr wohlthun, sie soll zu mir kommen und lernen, was sie früher nicht wußte.""— O ja, in diesen Dingen hielt sie ihr Wort, ich lernte auf ihrem Hofe einen Theil; mir gefiel es, daß sie mich sehr oft den Fremden zeigte und von meinen schönen Augen sprach; ich sehnte mich nach Putz und Staat, womit sie mich umgaben, und ich träumte davon, reich und vornehm zu werden, wurde es auch — so lange wie die Hühner auffliegen."

„Das hätte ich Dir vorher sagen können. Wie ging es denn hernach?"

„Ich mußte mit dem jungen Herrn spielen und er war es, der mit mir spielte. Ich liebte ihn. Ich drängte mich an ihn, wo immer ich nur konnte, ich war wie ein kleiner Hund, den er von sich stieß, und der dennoch stets wedelnd und kriechend zurückkehrt. Ich belauschte seinen Schlaf, sehnte mich danach, daß es Tag werde, um ihn wieder sehen zu können."

„Du mußt ja von Sinnen gewesen sein", sagte der Müller, während er seine ausgegangene Pfeife wieder anzündete.

„Das ist man immer, wenn so etwas in dem Herzen eines Mädchens gährt."

„Das dauert nicht lange, aber die Erkenntniß kommt später."

„O ja, aber es braucht mitunter lange Zeit dazu," antwortete sie mit einem Seufzer.

„Und wie war es denn nun mit dem sauberen Bürschchen, das ja einer erfrorenen Mohrrübe ähnlich sieht, und nichts Anderes versteht, als krummrückig auf einem Pferde zu sitzen und das Geld seiner Eltern zu vergeuden, bis sie ihn endlich mit der jungen Wittwe zusammenbrachten? Wie war es möglich, daß ein solcher Mensch ein züchtiges und sittsames Mädchen verleiten konnte?"

„Frage mich nicht danach. Ich that, was er wollte, und ich konnte nicht anders. Hätte er verlangt, ich sollte in den tiefsten See springen, ich hätte ihm blindlings gehorcht. — So ging es, wie es konnte, bis sie mich fortjagten; ich reiste und verbarg meine Schande hier draußen auf der Haide. Nun ist es meine größte Lust, an den Festtagen zur Kirche zu gehen und an den Wochentagen mich so müde zu arbeiten, daß ich weder denken noch träumen kann.

Ihre Stimme ertönte gedämpft und zitternd; als sie schwieg, kämpfte sie mit dem Weinen.

Da ertönte aus einiger Entfernung ein Ruf. Der Müller erhob sich und sah sich um. „Wer ist es, der da unten steht und ruft?" fragte er.

„Wo?"

„Gen Westen. Das ist ja des Gutsherrn Wagen mit den kleinen braunen Pferden, und er selbst steht da und winkt uns zu."

Ein eleganter Wagen stand unten auf einem der vielen kleinen Querwege, welche durch die Haide führten. Auf dem Kutschersitz stand ein Herr aufrecht und winkte gegen das Haus. Als er den Müller gewahrte, rief er ihm zu:

„He, Du da! Hast Du Lust, einen Thaler zu verdienen? dann komm und hilf uns."

„Ich will Euch lieber einen Thaler geben, um es nicht zu thun", antwortete Jens Karstens und setzte sich wieder.

Karen's Blässe wechselte mit einer tiefen Röthe, als der Müller den Fremden nannte. Nun er sich gesetzt hatte, ging sie auf ihn zu.

„Das sieht dem Skaber Müller nicht ähnlich", sagte sie. „Ihr müßt hinabgehen und ihm helfen, wer weiß, was geschehen ist."

„Das geht mich nichts an; ich wünsche ihn zu allen Teufeln."

„Geht hinab, Jens Karstens, beeilt Euch — meinetwegen", fügte sie gedämpft hinzu.

„Nur um Deinetwillen thue ich es", antwortete er und ging mit langen Schritten die Haide hinab dem Wagen zu.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Das alte Jahr hat sich mit ungnädiger Miene von den Berliner Bühnenlenkern verabschiedet, und das neue ist nicht in Gebelaune aufgetreten. Ueberall nur halb oder ganz leere Häuser und mißfällig aufgenommene Novitäten . . . Zuerst der Durchfall von Julius Rosen's „Halben Dichtern" im Wallner-Theater, welcher vieractige Schwank schon nach der achten Vorstellung vom Repertoir verschwand. Unter den halben Dichtern sind, nach einem älteren

Digitized by Google

Scherze Dingelstedt's, die Collaborations-Dramatiker gemeint, was sich hier dadurch verwickelt, daß der eine der siamesischen Zwillinge eine heimlich schriftstellernde Dame ist. Ein junger Dramatiker hat nämlich mit der poetisch veranlagten Gattin eines Gutsbesitzers gemeinsam ein Stück geschrieben. Die junge Frau darf ihren Mann von ihrer Autorschaft nichts wissen lassen, begibt sich deshalb heimlich nach der Stadt, um der Première beizuwohnen und richtet, indem sie sich zugleich vor ihrem sie verfolgenden Manne zu verbergen und mit dem Schriftsteller in Verkehr zu treten sucht, die größten Verwirrungen an. Denn auch der letztere ist in seiner Aktionsfreiheit beschränkt. Er wird von einem alten Rechnungsrathe, dem Vormund seiner Braut, mißtrauisch bewacht und schmählich ausspionirt, weil der alte Herr, von der Lasterhaftigkeit des männlichen Geschlechts eo ipso überzeugt, ihm als Schriftsteller noch viel weniger etwas Gutes zutraut. Die Tochter des Rechnungsrathes endlich ist in einen flotten Lieutenant verliebt ohne Willen des Vaters, der nun neben dem ersterwähnten Hüteramt über den Schriftsteller auch noch darüber zu wachen hat, daß der Officier nicht mit seiner Tochter zusammenkommt. Auf diesen Grundmotiven baut sich die Handlung auf, die natürlich darauf hinausläuft, daß nach einem glänzenden Erfolge des Dichterpaares der Gutsbesitzer seiner Frau gerührt in die Arme sinkt, daß der Schriftsteller seine Braut und der Lieutenant des Rechnungsraths Töchterlein heimführen, während der letztere als der allseitig Getäuschte gute Miene zum bösen Spiel machen muß. Leider operirt der Verfasser mit den trivialsten und unnatürlichsten Motiven und Einfällen, so daß die Zuschauer sehr bald die Geduld verlieren mußten.

Auch der vieractige Schwank: „Die goldene Spinne" von Franz von Schönthan, der Rosen's Mißerfolg im Wallnertheater vergessen machen sollte, wurde vom Publicum abgelehnt. Flüchtigkeit der Ausführung ist der Grundfehler des Stückes. Im ersten Acte sind wir in der Wohnung des immer glücklichen und immer heiteren Zeichenlehrers Hänsling. Ein junger Arzt, der als Miether bei ihm wohnt und ihm, ohne daß er es weiß, aus vielen Verlegenheiten hilft, verlobt sich mit der einen Tochter des Glücklichen, während die andere, die in Dresden auf der Akademie weilt, ihre baldige Ankunft meldet. Natürlich eitel Freude und Herrlichkeit in den bescheidenen vier Pfählen. Da kommt der Unglücksrabe in der Figur des misanthropischen Schwagers hereingeschwebt: es wird von ihm die Entdeckung gemacht, daß Hänsling im Café sich einen falschen Ueberzieher angezogen, daß nach diesem Ueberzieher von der Polizei gefahndet wird, weil eine Broche in Gestalt einer goldenen Spinne in der Tasche steckte, daß diese Broche aber nicht mehr in der Tasche zu finden ist und daß Hänsling in Folge dessen Gefahr läuft, als vermeintlicher Dieb verfolgt zu werden. Der zweite Act führt uns in die Wohnung des Eigenthümers der Broche. Er ist Tapetenfabrikant, reich, aber äußerst mißtrauisch und hat eine besondere Vorliebe für die Geheimnisse der Verbrecherwelt, die er in eigener Person studirt. Um in den Besitz der goldenen Spinne wieder zu gelangen, setzt er den ganzen Polizeiapparat in Bewegung, engagirt aber außerdem noch in diesem Acte die aus Dresden zurückgekehrte, von seinem Sohne geliebte und ihm heimlich zugeführte Tochter des Zeichenlehrers für sein Geschäft, wobei er sich in sie verliebt. Das Ende der Geschichte ist, daß Hänsling wirklich mit Hülfe der Polizei und besonders durch den Scharfsinn des Fabrikanten als der entdeckt wird, der den Ueberzieher sammt der goldenen Spinne an sich genommen hatte, daß daraus und außerdem noch durch ein Wickelkind, welches sehr zufällig auf die Bühne gelangt, einige Mißverständnisse entstehen, daß die goldene Spinne nicht gestohlen war, sondern sich nur in das Unterfutter des Kleidungsstückes verirrt hatte und daß schließlich neben der echten noch zwei falsche goldene Spinnen auftauchen, wodurch ein hübscher Actschluß erzielt wird. Wie man sieht, ist die Handlung nicht ungeschickt erdacht, auch finden sich zahlreiche Einfälle voll kecker, drastischer Situationskomik. Aber das Hineinspielen stets unerquicklicher kriminalistischer Motive, einige Geschmacklosigkeiten, wie das verhängnißvolle Auftreten des Säuglings und die Unmöglichkeiten der letzten Acte verdarben schließlich den Zuschauern die gute Laune, die sich noch in den ersten Aufzügen oft in lauten Beifallsäußerungen ausgedrückt hatte.

Ob das neue Ausstattungsstück: Sulfurina, das der Director des Victoria-Theaters Scherenberg selbst verfaßt und in Scene gesetzt hat, in der Folge besser gefallen wird, als dem kritischen Publicum der ersten Vorstellung, bleibt abzuwarten. Die gewöhnlichen Besucher und Freunde derartiger Feerien wollen nichts als Schauen. Wenn nur die Ballets hübsch arrangirt sind und gut getanzt werden, wenn nur die Aufzüge und Massendarstellungen voll Farben und Abwechselung sind, wenn nur die Wandeldecorationen ansprechen und sonst Alles gut „klappt", dann sind Parterre und Galerien vollkommen zufrieden und unterhalten sich königlich. Diese Bedingungen aber hat Director Scherenberg alle erfüllt. An der wirkungsvollen „Ausstattung" hat er es nicht fehlen lassen, und Manches ist ihm reizend gelungen, so z. B. die Heinzelmännerpantomime, in welcher die kleinen Wichte in aller Schnelligkeit ein Schloß am Meere errichten, das sie dann als eine liliputanische Feuerwehr vor der Vernichtung zu retten suchen. Minder gut ist ihm jedenfalls sein Text gelungen, der ziemlich zusammenhanglos und confus ausgefallen ist. Hier darf man eben nicht lange fragen, wie wir mit Hilfe eines Traumes in die Hölle und die angrenzenden Gebiete geführt werden, warum Sulfurina als deutsche Sängerin den Carneval in Venedig mitmacht, wieso die Kassette ihrer Mutter auf den Gang der Handlung einen solch wichtigen Einfluß ausüben kann — die Parole heißt: Sieh' und glaube! und die Kritik, für die solche Stücke nicht geschrieben sind, kann sich lediglich darauf beschränken, den Erfolg oder Mißerfolg der ersten Aufführung zu constatiren und für weitere Auskunft an die Theaterkasse zu verweisen.

O. B.

Notizen.

Professor Paul Mohn, der allbeliebte Illustrator des „Märchenstrauß" und „Christkind" hat im Auftrag und zum Besten der Deutschen Reichsfechtschule im Verlage der Kunstanstalt Mühlmeister und Johler in Hamburg ein prachtvolles Farbendruckblatt: Gedenket der Waisen! erscheinen lassen. Die Pietà, die unter dem alten Kirchenportal die Kindlein zu sich kommen läßt, die Frauengestalten aus dem Volke, der Blinde mit dem Mädchen, vor Allem aber die entzückenden Kinderfiguren geben der kunstvollen Composition einen gemüthvoll anheimelnden Reiz, der an Ludwig Richter's schönste Blätter gemahnt. Hier kommt aber noch der ganze Zauber der Farbe hinzu, ein saftiges, leuchtendes und dabei doch discret abgetöntes Colorit, das den Chromolithographien von Mühlmeister und Johler längst einen wohlverdienten Ruf verschafft hat.

Friedrich Hebbel's Tagebücher. Herausgegeben von F. Bamberg. Erster Band. Berlin, G. Grote. Diese werthvolle literarische Gabe bildet die längstersehnte Ergänzung zu den biographischen Arbeiten Kuh's und neuerdings Frankl's, da in denselben, besonders in den ersteren, vielfach auf diese Tagebücher Rücksicht und Bezug genommen worden sind. Hebbel hat von seinem 22. Lebensjahre an, also von der Zeit an, in welcher er aus seinem Dithmarschen in die Welt trat, genaue und höchst umfangreiche Tagebücher, nicht sowohl über seine äußeren Lebensumstände, als über sein inneres Werden und Wachsen geschrieben und deren vollständige Veröffentlichung nach einer Reihe von Jahren selbst gewünscht. Schon der erste Band, der jetzt vorliegt, und der die Jahre 1835—43 umfaßt, eröffnet uns einen vollen Einblick in des unglücklichen Dichters reiches Seelenleben und in die Werkstatt seines Schaffens; wir wollen aber eine ausführliche Besprechung dieser Tagebücher verschieben, bis sie mit dem verheißenen zweiten Bande vollständig vorliegen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

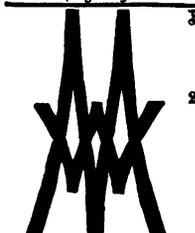
Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die

Berliner Zeitung

mit drei Beilagen
a. **Deutsches Heim.**
b. **Gerichtslaube.**
c. **Aus alter und neuer Zeit.**

Pro Quartal } in Berlin M. 4,20
Abonnement } ausserhalb „ 4,50
Expedition SW., Koch-Strasse 23.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien Colonial-, Delicatess- und Droguen-geschäften.

Im Verlag von **Heinrich Minden, Dresden,** erschienen soeben:
Briefe an Hans von Bülow
von
Ferdinand Lassalle.
1 Bd. kl. 8°. eleg. Ausstattung.
Preis 1 Mk.
Einige 20 Briefe Lassalle's nebst einem Schreiben der **Gräfin Hatzfeld** kurz nach der Katastrophe.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags auch direct von der Verlagshandlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.
Klencke,
Hauslexikon d. Gesundheitslehre
Siebente Auflage.
Preis geheftet 14 Mk. eleg. geb. Mk. 16,50.
Ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke. Dieses Buch ollte in keinem Hause auf dem Lande fehlen.

Weihnachtsgabe für Gebildete.
Neu. I. Jahrg.
224 Seiten eleg. geb.
Preis 2,40 Mk.
(Verlag v. A. Haack, Berlin)
In allen Buchhandlungen vorräthig.
Deutscher Kalender
1885.
Jahrbuch d. Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst etc.
Inh.: Kalendarium. Säcularkal. Naturwiss. Geogr. Entdeck. Gesundheitspfl. Handel. Techn. Fortschr. Kunst. Nekrologe. Geneal. Behörden. Gerichte Regierungen. Kriegsheere. Banken. Weltpostw. Eisenb. Telegr. Sternw. Universität. Höh. Fachschulen. Professoren. Bäder. Berg- u. Hüttenw. Wirthschafts Genossensch. Gewerbe.

Für die Leitung einer politisch-literarischen Wochenschrift mit neutraler Haltung wird zu baldigstem Eintritt eine bewährte Kraft gesucht. Sprachkenntnisse sind besonders erwünscht. Meldungen mit Mittheilungen über die bisherige Thätigkeit sind an die Verlagshandlung von **J. H. Schorer in Berlin** SW., **Dessauerstraße 12,** zu richten.

Soeben erschienen in dem unterzeichneten Verlage:
Geschichtsrepetitionen
für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.
Herausgegeben von
Professor Dr. Friedrich Junge,
Direktor des Gymnasiums mit Realabteilung zu Greiz.
1885. VI u. 126 S. 8°. Cartonnirt *M* 1.20.

David Müller:
Geschichte des deutschen Volkes
in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. **Elfte verbesserte Auflage,** besorgt von **Prof. Dr. Fr. Junge,** Direktor. Ausgabe für den Schulgebrauch. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms von A. v. Werner. 1884. 33¼ Bog Geh. *M* 4.20. Geb. (in Leinen) *M* 5.—. Geb. (mit der Schilling'schen Germania) *M* 6.—.
Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Soeben erschien:
Villa Schönow.
Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
Ein Band. 17½ Bogen. 8°. Fein Velinpapier.
Preis geheftet 6 Mk.
Elegant gebunden 7 Mk. 20 Pf.
Braunschweig. **George Westermann.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Ein Kampf um's Recht
von
Karl Emil Franzos.
Roman in zwei Bänden.
Zweite Auflage.
8. VIII, 387 u. VI, 372 S. geh. Mk. 10.—
Eleg. geb. Mk. 12.—.
Der vorliegende Roman ist bereits ins Englische, Russische, Dänische, Holländische und Ruthenische übersetzt worden. Rudolf v. Ihering sagt über denselben in der neuesten Auflage seines Werkes „Der Kampf ums Recht": „Franzos hat das Thema in neuer, seinem Vorgänger Kleist gegenüber völlig selbständiger und höchst ergreifender Weise behandelt. Sein Werk bildet ein würdiges Seitenstück zum Kohlhaas, es ist ein Seelengemälde von reiner Wahrheit und erschütternder Kraft, das Niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann."

Die
Ritter von Wolkenkuckucksheim.
Politisches Drama
von
Ernst Rethwisch
Freiburg i. B.
Selbstverlag des Verfassers.
Preis 1 Mark.
Diese Satire auf die Fortschrittspartei ist durch alle Buchhandlungen sowie vom Verfasser in Freiburg i. B. zu beziehen.

Von einer grossen Zeitung (fortschrittl. Tendenz) werden neben den ständigen Redakteuren tüchtige Mitarbeiter für politische und soziale Artikel gegen gutes Honorar gesucht. Diskretion wird zugesichert. Meldungen unter **P. 15** Expedition der „Gegenwart".

Ein Kreis von Männern
verschiedener Altersstufen, welcher sich zu gegenseitigem Austausch von Meinungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens wöchentlich beim Abendschoppen vereinigt, wünscht noch Gleichgesinnte aufzunehmen.
Offerten unter F. W. befördert die Expedition der „Gegenwart".

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 17. Januar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Reichskanzler und Reichstag. Von Philipp Zorn. — Die Genossenschaft im Thier- und Pflanzenreiche. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Jüngere Essayisten. Von Gustav Karpeles. — Die Gigantomachie des pergamenischen Altars. Von Ad. Boetticher. — Eine Volksschrift über das Handwerk. Von F. Luthmer. — **Feuilleton:** Fam. Von Carit Etlar. Autorisirte Uebersetzung von Emil Jonas. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Weg zum Herzen. Lustspiel von A. L'Arronge. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Reichskanzler und Reichstag.

Von Philipp Zorn.

Unter den Einrichtungen des deutschen Gesammtstaates war, abgesehen vom Kaiserthum, keine, welche so voll und ganz die Sympathien hatte, wie der Reichstag. „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes" — dieser Satz der Verfassung brachte die durch Ströme Blutes neu gewonnene stolze Einheit der deutschen Nation in lapidarer Kürze zum Ausdruck, verständlich für Jeden, auch den Geringsten des Volkes. Wir sind ein „gesammtes Volk" — dies stets ersehnte, bis dahin nie gefühlte Bewußtsein ließ alle Herzen höher schlagen; und unsere, des gesammten Volkes Vertretung steht dem Kaiserthrone zur Seite zu Rath und That in Dingen der Nation — dieser Gedanke ging wie ein Jubelruf von den deutschen Meeren bis zu den deutschen Alpen. Mit welch heißer Sehnsucht blickten wir Süddeutschen von 1867 bis 1870 hin über die Scheidewand des Mains, die uns abschloß von dem vollen und reichen Strome des neu erweckten nationalen Lebens, das im Reichstage dahinfluthete!

Seitdem sind noch nicht zwei Jahrzehnte verflossen. Und diese in der Rechnung der Weltgeschichte so kurze Spanne Zeit hat genügt, die Verhältnisse völlig zu verändern. Das einst so sonnenhelle Bild ist trüb und düster geworden. Wir sahen eine elementare Bewegung direct aus dem Volke heraus sich gegen den Reichstag richten mit einer Schärfe und Stärke, wie dies im politischen Leben des deutschen Volkes bis jetzt niemals vorkam. Entrüstungsmeetings gegen den Reichstag — das ist die gerade Kehrseite des Bildes, auf das wir vor zwei Jahrzehnten jubelnd blickten.

Daß in dieser Bewegung viel Thörichtes geredet, geschrieben und telegraphirt wurde, leugnen wir nicht. Aber das ändert Nichts an der Thatsache einer tiefgehenden Aufregung der Nation gegen ihre Volksvertretung und schwerlich dürfte die Behauptung auch nur gewagt werden: diese Bewegung sei künstlich gemacht durch Reptile und officiöse Preßorgane.

Wie konnte das so kommen?

Der Reichstag lehnte am 15. December mit 141 gegen 119 Stimmen die von der Regierung beantragte Etatsposition von 20 000 Mark für eine neue Directorstelle im Auswärtigen Amte ab.

Der Reichstag hat doch schon ganz andere Summen abgelehnt, ohne daß hierüber im Volk irgendwelche Bewegung sich gezeigt hätte — im Gegentheil, man war im Allgemeinen dem Reichstag stets dankbar für seine strenge Controle der Regierungspostulate; es ist durchaus in der menschlichen Natur begründet, daß der Deutsche von seinem Reichstag eher zu viel als zu wenig Sparsamkeit fordert.

Wäre jene Frage des zweiten Directors eine „reine Budgetfrage", eine Sache, welche lediglich „budgetmäßig" zu betrachten und zu behandeln sei, so wäre die große Bewegung im Volke über das verneinende Votum des Reichstages unverständlich. Die Parlamentarier und Preßorgane, welche jene „rein budgetmäßige" Erklärung der Vorgänge vom 15. December geben, würden den Vorwurf der äußersten politischen Kurzsichtigkeit, ja Unfähigkeit mit Recht verdienen, wenn es ihnen wirklich ernst wäre mit ihrer Erklärung; das ist aber nicht der Fall; man bringt jene Erklärung nur vor, weil man wohl einsieht, einer Entschuldigung zu bedürfen, und gerade mit dieser Entschuldigung vielleicht doch noch einigen sparsamen Hausvätern deutscher Nation Sand in die Augen streuen zu können hofft.

Die Abstimmung vom 15. December aber erklärt sich nicht „budgetmäßig", sondern einzig und allein aus dem Verhältniß der Parteien zum Reichskanzler. Der Reichskanzler hatte in drei Reden den Reichstag mit einer von Manchen wohl fast peinlich empfundenen Abhängigkeit gebeten, dringend gebeten, man möchte sagen beschworen, die Position zu bewilligen; er hatte mit einer bei dem eisernen Manne fast unerhörten Bewegung der Seele an Alles erinnert, was er für deutsche Nation gethan und gearbeitet; er wies darauf hin, wie es der von ihm geleiteten auswärtigen Politik gelungen sei, alle drohenden Kriege zu vereiteln, ja selbst die früher so häufig wiederkehrenden Mobilmachungen zu verhüten und dadurch der Nation ungeheuere Summen zu ersparen — alles vergeblich! Der Landgraf blieb hart, der Reichstag lehnte die Position ab und damit dem Tragischen die Komik nicht fehle: der Kanzler erhielt noch die besten Rathschläge, wie künftighin die Arbeiten des Auswärtigen Amtes am besten einzutheilen seien.

Man hat sich wohl allgemein verwundert, daß der sonst oft so reizbare Kanzler bei jenen Verhandlungen so ruhig blieb. Nur in einem conservativen Abgeordneten überschäumte die Entrüstung, aber das deutsche Volk hat den Ordnungsruf des Präsidenten gegen diesen Abgeordneten nicht ratificirt. Den deutschen Michel überkam es einmal wieder wie Berserkerwuth gegen sein eigen Fleisch und Blut. Vielleicht die stärkste Verurtheilung des Reichstagsvotums vom 15. December brachten freisinnige Blätter selbst; mit Bestimmtheit darf ausgesprochen werden und ist selbst von deutschfreisinnigen Führern ausgesprochen worden: Neuwahlen hätten die deutschfreisinnige Einheit völlig zersprengt.

Bei dem starken Fluß unseres öffentlichen Lebens vergißt

Digitized by Google

man in Deutschland vielleicht auch des Reichstagsvotums vom 15. December nur allzu bald. Bestimmte Gesetze unseres politischen Lebens sind überhaupt schwer zu fixiren. Nichts ist undankbarer, als in Deutschland auf politischem Gebiete zu „prophezeihen" d. h. aus den vorübergehenden Erscheinungen Consequenzen für die Zukunft zu ziehen. Unser politisches Leben ist unberechenbar und jede Wahl insonderheit ist ein Product der verschiedenartigsten, zum großen Theile jeder Vorherbestimmung entrückten Momente.

Aber Eines tritt jetzt doch stärker und stärker heraus aus der Erscheinungen Flucht: die Nation ist müde und überdrüssig, ja bis weit hinein in sehr liberale Schichten geradezu entrüstet über jene Methode des persönlichen Kampfes gegen den Reichskanzler. Dafür ist dieser Mann zu groß. Vor die Wahl gestellt zwischen Reichstag und Reichskanzler wird die Nation mit erdrückender Majorität für den Kanzler optiren. Der Reichskanzler muß für jeden Deutschen, der es treu mit dem Vaterlande meint, ein Stück Weltgeschichte sein. Unsere Einheit und Größe und — mit starker Betonung muß es gesagt werden — das große Maß politischer Freiheit, das wir im Verhältniß zur früheren Zeit und zu anderen Völkern heute in Deutschland genießen, danken wir dem Reichskanzler und seiner Gedankenarbeit. Alles, worauf wir stolz sind, müssen wir doch ehrlicher Weise auf die Gedanken des Reichskanzlers zurückführen.

Wir wollen kein Parlament von „Jasagern". Auch der Kanzler ist ein Mensch und es irrt der Mensch, so lang er strebt. Auch der Kanzler kann irren und ein Widerspruch gegen ihn kann gerechtfertigt sein. Aber die Methode jenes kleinlichen Kampfes gegen den Kanzler muß aufhören, wenn nicht der Reichstag, ja vielleicht unsere ganze nationale Einheit Gefahr laufen soll aufzuhören. Im Reichstag sitzen 15 Franzosen, 16 Polen, ein Däne — 32 rein deutschfeindliche Abgeordnete, dazu 10 wenigstens unseren dermaligen preußisch-deutschen Zuständen in fanatischer Feindschaft gegenüberstehende Abgeordnete; zu diesen 42 Reichsfeinden kommen 24 Verächter und fanatische Gegner der heutigen Gesellschaftsordnung — 66 verlorene Mandate, von denen 32 bei tieferem Nachdenken geradezu sinnlos erscheinen. Denn welchen Sinn kann es haben, wenn Franzosen, Polen und Dänen das deutsche Reich regieren helfen? Die verlorenen Mandate bilden ein Fünftel des Reichstages.

Dazu kommt die große Partei, welche nie ihren ersten Gesichtspunkt in deutschen, sondern immer in katholischen Interessen finden wird; jene Partei, mit welcher die Regierung zwar eine Uebereinstimmung einzelner, speciell wirthschaftlicher Interessen, niemals aber eine Uebereinstimmung des nationalen Princips wird gewinnen können und dürfen.

Diese Parteien bilden fast die Hälfte unseres Reichstages! Haß und unüberwindliches Mißtrauen gegen den Kanzler werden diese Parteien immer wieder in den entscheidenden Momenten zusammenführen.

Wie lange noch wird es das deutsche Volk ertragen, daß Vertreter desselben, die auf dem nationalen Standpunkt stehen müssen, den Mann, der uns zur Nation gemacht hat, der die Weltgeschichte dieser unserer Zeit gewissermaßen allein in sich trägt, auf jedem Schritte seines großen Lebens nur ärgern und quälen?! Das ist ja wohl „Schützenfeststimmung"! Wir aber rufen unserem Volke die Worte eines seiner edelsten Sänger, Walther's von der Vogelweide, zu:

O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht dein Ordenunge!
Daß nun die Mücke ihren König hat
Und daß deine Ehre also zergât!
Bekehre Dich, bekehre!

Die Genossenschaft im Thier- und Pflanzenreiche.

Von Moritz Alsberg.

Daß die Thierstaaten der Bienen und Ameisen den der staatlichen Organisation zu Grunde liegenden Gedanken aufs Deutlichste wiederspiegeln, daß auch das Princip der Arbeitstheilung, welches in unserem modernen Culturleben eine wichtige Rolle spielt, in der von den verschiedenen Bewohnern des Bienenstocks resp. Ameisenhaufens entfalteten Thätigkeit zum Ausdruck kommt — diese Thatsachen sind allgemein bekannt. Während es sich aber in den besagten Fällen um eine Vereinigung gleichartiger Individuen zu gegenseitiger Dienstleistung resp. gemeinschaftlicher Arbeit handelt, haben neuere biologische Forschungen auf's Unzweifelhafteste dargethan, daß auch verschiedenen Gattungen angehörende und wesentlich verschieden geartete Organismen — ja selbst Thier und Pflanze — nicht selten in ein auf gegenseitiger Dienstleistung beruhendes engeres Verhältniß zu einander treten. Auch dürfen die auf eine solche Vergesellschaftung verschiedenartiger Organismen sich beziehenden Untersuchungen — deren Hauptergebnisse wir im Nachfolgenden zusammenstellen — schon deshalb ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen, weil dieselben Licht verbreiten über Thatsachen, die, obwohl von höchster Bedeutung für die Beurtheilung gewisser biologischer Erscheinungen, doch bis vor Kurzem noch unaufgeklärt waren.

Es war auf der Naturforscherversammlung zu Cassel (1878), als der bekannte Botaniker De Bary in einem bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vortrage seine Zuhörer darauf aufmerksam machte, daß manche Pflanzen mit Pflanzen anderer Art zusammenlebend angetroffen werden und dabei zu denselben in ein sehr inniges und stetiges Wechselverhältniß treten. Der besagte Forscher wies zugleich darauf hin, daß bei einer kleinen Wasserpflanze (Azolla) sich gewisse Aushöhlungen finden, in welchen sich regelmäßig andere pflanzliche Organismen ansiedeln, und daß die zahlreichen Arten von Flechten daraus hervorgegangen sind, daß zwei ursprünglich ganz fremdartige Organismen — nämlich Pilzfäden und Algenzellen — sich zu einem gemeinschaftlichen Haushalt verbunden haben. Um diese und ähnliche Erscheinungen kurz zu bezeichnen, wurde von De Bary das Wort: Symbiose (von *συμβιειν*, d. h. zusammenleben) in die wissenschaftliche Nomenclatur eingeführt. Auch hat seit jener ersten, von dem Straßburger Botaniker ausgehenden Anregung die Naturwissenschaft sich eingehender mit der Erforschung des besagten, nicht allein auf die Pflanzenwelt beschränkten Genossenschaftsverhältnisses beschäftigt und dadurch über das Wesen und die Bedeutung dieser eigenthümlichen Einrichtung einige Aufklärung gewonnen. Streng genommen, würde zu den Erscheinungen der Symbiose, d. h. des gesetzmäßigen Zusammenlebens verschiedenartiger Organismen, auch das Schmarotzerthum Parasitismus) zu rechnen sein, d. h. jenes Verhältniß, wobei von den beiden zusammenlebenden organischen Wesen nur das eine — der Parasit — in ein ihm zum Nutzen gereichendes Abhängigkeitsverhältniß tritt, während das andere — der sogenannte Wirth — sich die volle Selbstständigkeit bewahrt, jedoch durch den sich ihm aufdrängenden Gast nicht selten in seiner Ernährung geschädigt, ja sogar in seiner Existenz bedroht wird. Indessen hat man da, wo man von einem symbiotischen Verhältniß verschiedenartiger Organismen redet, in der Regel nicht den Parasitismus im Auge, sondern vielmehr nur jene Form des Zusammenlebens, bei welcher die zu einem Haushalt verbundenen Lebewesen in dem Verhältniß gegenseitiger Dienstleistung zu einander stehen und sich nach dem Ausspruche Hertwig's *) ebenso verhalten „wie zwei Socii in einem wohlgeordneten Geschäft, welche sich in ihrer Arbeit unterstützen und den erzielten Gewinn redlich theilen". — Um hier zunächst einige Beispiele einer solchen Genossenschaft zwischen Wesen von verschiedener Gattung anzuführen, so liefert der zwischen

*) Die Symbiose im Thierreich von Professor Dr. Hertwig. Jena. Gustav Fischer. 1884.

Digitized by Google

dem bekannten Bernhardskrebs (Einsiedlerkrebs) und einer orangefarbigen Seerose, der Adamsia palliata, bestehende Freundschaftsbund einen höchst eclatanten Beweis dafür, daß Organismen, welche in ihrer körperlichen Beschaffenheit fast Nichts miteinander gemein haben, sehr wohl befähigt sind, einander wichtige Dienste zu leisten. Der Einsiedlerkrebs siedelt sich nämlich in Muschelschalen an, welche zugleich den Seerosen einen Anheftungspunkt bieten, und indem er die Muschelschale mit sich fortschleppt, erhält die Seerose Gelegenheit, den Ort zu wechseln und auf diese Weise mit ihren Fangarmen an verschiedenen Stellen des Meeresbodens Nahrung zu suchen. Andererseits besteht der Gegendienst, den die Adamsia dem Einsiedler leistet, darin, daß sie aus den zahllosen Nesselkapseln, womit die besagten langen Fangfäden bedeckt sind, ähnlich den Haaren der Brennnessel, einen ätzenden Saft ausscheidet und auf diese Weise ihren Genossen gegen die Nachstellungen seiner Feinde schützt. Auch wurde im Aquarium zu Neapel wiederholt beobachtet, daß, sobald man den Krebs aus seiner Muschel entfernt und durch Verstopfung der Letzteren am Beziehen der alten Wohnung verhindert, derselbe zunächst seinen nackten Hinterleib in einer anderen Muschelschale unterbringt, und, sobald dieses geschehen, seine Genossin auf das neubezogene Gehäuse überträgt. — Nicht minder interessant, wie das zwischen dem Einsiedler und der Adamsia bestehende Schutz- und Trutzbündniß, ist das zwischen dem Armleuchterbaum (Imbauba) Südamerikas und der Aztekenameise bestehende Verhältniß, über welches der bekannte Naturforscher Fritz Müller berichtet hat. Die Imbauba liefert der besagten kleinen schwarzen Ameise in den Kölbchen ihrer Blätter eine vortreffliche Nahrung, und als Gegenleistung vertheidigt die Aztekenameise den Baum gegen die Nachstellungen der Blattschneiderameisen, welche, indem sie die Blätter von den Stielen abbeißen, in den südamerikanischen Waldungen große Verwüstungen anrichten. — Ein derartiges Verhältniß, wie es durch die soeben erwähnten Beispiele dargethan wird, pflegen viele Naturforscher als „Mutualismus" zu bezeichnen; auch gewinnen die Beziehungen, in welchen die so verschieden gearteten Wesen zu einander stehen, noch an Interesse, wenn man dieselben im Lichte der Darwin'schen Lehre betrachtet. „Lehren uns doch" — so bemerkt Hertwig — „die verschiedenen Fälle von Symbiose, wie in dem nie rastenden Kampfe ums Dasein die einzelnen Organismen auch die kleinsten Vortheile benutzen, um sich im Haushalte der Natur ein noch freies Plätzchen zu sichern, wie sie dementsprechend oft ganz absonderliche Lebensgewohnheiten annehmen, von denen sie dann nicht mehr lassen können und wie sie andererseits in Folge ihrer eigenthümlichen Lebensweise in ihrer Körperform und in ihren Organen umgeändert werden." — Von dem im Vorhergehenden enthaltenen Gesichtspunkte aus müssen auch die Eingangs erwähnten, bald auf nacktem Felsen, bald auf der Rinde von Bäumen sich ansiedelnden und über die ganze Erde verbreiteten Flechtencolonien, die man vor De Bary noch für einfache Pflanzen hielt, beurtheilt werden; denn eine nur oberflächliche Betrachtung lehrt uns sofort, daß auch bei diesen aus einer Gemeinschaft von Pilzen und Algen bestehenden Gebilden das Princip der Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen zur Geltung kommt. Während die Pilze in der Gestalt von farblosen verästelten und zu einem Netzwerk verbundenen Fäden die Hauptmasse der Flechte ausmachen, sind in den Maschen des Geflechts die kugeligen, bald grün, bald gelb gefärbten Algenzellen — die sogenannten Gonidien — enthalten. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß, während die Algen, wie die Mehrzahl der Pflanzen, die zu ihrer Existenz erforderlichen Substanzen theils durch Zersetzung der in der atmosphärischen Luft enthaltenen Kohlensäure produciren, theils solche auch dem Wasser entnehmen, die Pilze in ihrem Stoffwechsel den Thieren gleichen und nicht selbst organische Substanz bilden. Entsprechend dem soeben Gesagten beruht die Unterstützung, welche die zu Flechten vereinigten Algen und Pilze sich gegenseitig leisten, im Wesentlichen darauf, daß einerseits durch die Maschen des Pilzgeflechts die für das Gedeihen der Algen unentbehrliche Feuchtigkeit zurückgehalten wird und daß die Pilze von jenen löslichen Salzverbindungen, welche sie ihren Substraten entziehen, einen Theil an ihre Wirthschaftsgenossen abgeben, während andererseits die zerfallenden Algen den Pilzen die zu ihrer Ernährung erforderlichen organischen Stoffe liefern. Auf diese Weise hat sich aus der Symbiose von Pilz und Alge — eben weil diese beiden Lebewesen mit verschiedenen Lebenskräften begabt sind und sich bis zu gewissem Grade ergänzen — jener durch eine erstaunliche Lebenszähigkeit und Genügsamkeit sich auszeichnende zusammengesetzte Organismus entwickelt, welcher als Pionier der organischen Natur an Orten, wo sonst nichts Lebendiges bestehen kann — im Eise der Polargegenden und auf den höchsten Alpengipfeln, auf nacktem, humusfreiem und wasserleerem Felsen und auf trockener Baumrinde — vermöge seines wohleingerichteten Haushalts sich zu behaupten im Stande ist.

Haben wir aber im Vorhergehenden eine Anzahl von Beispielen kennen gelernt, die uns zeigen, wie verschieden geartete Organismen behufs gegenseitiger Hilfsleistung im Kampfe ums Dasein sich mit einander verbinden, so sind andere Fälle von Symbiose insofern von Wichtigkeit, als sie, ehe man noch die Natur der Beziehungen begriff, in welchen die betreffenden Lebewesen zu einander stehen, den Naturforschern viel Kopfzerbrechen verursacht haben. Um zu erklären, worum es sich hier handelt, müssen wir etwas weiter ausholen. — Wenn man auf der Stufenleiter der organischen Entwickelung von den hochorganisirten Wesen zu denjenigen von wenig complicirter Structur und Organbeschaffenheit hinabsteigt, so verwischen sich mit der Annäherung an die einfachsten Lebensformen die Unterschiede, welche das Thierreich vom Pflanzenreich trennen, immer mehr. Diesem Umstande ist es beispielsweise zuzuschreiben, daß die in neuester Zeit viel besprochenen Bacterien oder Spaltpilze nicht nur von ihrem Entdecker Leuwenhoek und im vorigen Jahrhundert von dem hervorragenden Naturforscher Dujardin, sondern auch in den vierziger Jahren unseres Säculums von einem ausgezeichneten Beobachter wie Ehrenberg für thierische Organismen gehalten und den Infusorien zugezählt wurden, und daß noch heutzutage oft jahrelang der Streit währt, ob einer gewissen Species der Titel planta oder animal zuzuerkennen sei. Man ging nun von der bereits erwähnten Thatsache aus, daß im Gegensatz zu den Thieren, welche fertig gebildete organische Substanzen zu ihrer Ernährung verwenden, die Pflanze mit Hilfe der in ihr enthaltenen grünen Zellen aus anorganischen Stoffen organische Substanzen bildet und dementsprechend das Vorhandensein von Chlorophyll in einem Organismus, über dessen Natur man in Zweifel war, als ein unzweifelhaftes Kennzeichen pflanzlicher Organisation betrachtete. In scheinbarem Widerstreit aber zu dieser allgemein anerkannten Thatsache häuften sich während der letzten Jahre die Beobachtungen, denenzufolge bei einer ganzen Reihe von niederen Thieren, wie z. B. bei Infusorien und auch bei etwas höher organisirten thierischen Wesen, wie bei den Armpolypen (Hydra), dem Süßwasserschwamm (Spongilla), dem Süßwasserstrudelwurm (vortex viridis) u. s. w., ganz ähnliche grüne Körper wie bei Pflanzen angetroffen werden. Thiere sollten Pflanzengrün erzeugen — wenn sich dies bestätigte, so wäre freilich eine scharfe Trennung von Thier- und Pflanzenwelt nicht länger aufrecht zu erhalten und die Annahme eines Protistenreiches als gemeinschaftlicher Ausgangspunkt der beiden großen Gruppen von Lebewesen — wie Haeckel eine solche befürwortet — gewänne hierdurch einen mächtigen Halt. Gerade was die soeben erwähnten Beobachtungen anlangt, so ist es aber hier wiederum die Lehre von der Symbiose, welche scheinbar unentwirrbare Räthsel in einfachster Weise ihrer Lösung entgegengeführt hat. Allerdings lassen ebensowohl die von namhaften Forschern angestellten Versuche über die den in Frage stehenden grünen Körperchen eigenthümlichen mikrochemischen Reactionen, wie die spectralanalytischen Untersuchungen von aus denselben gewonnenen Farbstoffauszügen über die pflanzliche Natur dieser Gebilde keinen Zweifel bestehen; andererseits spricht aber eine ganze Reihe von Beobachtungen dagegen, daß dieselben von den thierischen Organismen, bei denen man sie antrifft, erzeugt werden, und daß ihre Existenz an diejenige der betreffende Thiere unauflöslich

Digitized by Google

gebunden ist. Es ergiebt sich vielmehr aus den Untersuchungen des ungarischen Forschers Geza Entz, sowie aus denjenigen der deutschen Gelehrten: K. Brandt, Geddes, Hamann u. A., daß diese grünen Zellen nichts Anderes sind als einzellige Algen, welche in die ihnen als „Wirthe" dienenden Thiere von außen einwandern, daß sie nach ihrer Trennung von den betreffenden thierischen Organismen noch wochenlang weiter leben und daß es also um ein Genossenschaftsverhältniß — analog demjenigen, welches Pilze und Algen zu Flechten vereinigt — auch hier sich handelt.

K. Brandt verfiel auf den Gedanken, verschiedene Algen führende Seethiere eine Zeitlang in dunkel gehaltenen, mit gewöhnlichem Seewasser gefüllten Gefäßen aufzubewahren und die auf diese Weise von ihren Algen befreiten thierischen Organismen (die Alge kann bekanntlich nur unter dem Einfluß des Lichtes organische Stoffe bilden und stirbt bei Lichtentziehung binnen kürzerer oder längerer Zeit ab) hinterdrein in filtrirtes, wohl belichtetes und durchlüftetes Seewasser zu bringen. Hierbei stellte sich dann heraus, daß, während algenführende Thiere in dem zuletzt erwähnten Medium auch ohne Zufuhr von Nahrung lange Zeit am Leben blieben, die ihrer Algen beraubten thierischen Organismen durch Verhungern sehr bald zu Grunde gingen. Es war also hiermit der Beweis geliefert daß die Assimilationsproducte der lebenden gelben und braunen, Zellen den betreffenden Thieren bei ihrer Ernährung zu Gute kommen und daß in der nämlichen Weise, wie bei der Verbindung von Algen und Pilzen zu Flechten die Ersteren den Letzteren den wesentlichsten Theil ihrer Nahrung liefern, so auch jene Algen, welche im Körper von Seethieren ihre Behausung aufgeschlagen haben, ihre Wirthe zu ernähren im Stande sind und thatsächlich zur Ernährung derselben sehr erheblich beitragen. —

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß wir in der Genossenschaft zwischen verschieden gearteten und durch weite Abstände von einander getrennten Lebewesen eines der wichtigsten Hülfsmittel zu erkennen haben, dessen sich die Natur bedient, um Organismen, deren Lebensbedingungen ungünstige sind, die Möglichkeit der Existenz zu sichern. Auch dürfen wir wohl erwarten, daß die Forschungen über die Symbiose — welche sich gegenwärtig noch im Anfangsstadium befinden — in ihrem weiteren Fortgange über die Gesetze, welche den Erscheinungen der organischen Welt zu Grunde liegen, uns manche wichtige Aufschlüsse liefern werden.

Literatur und Kunst.

Jüngere Essayisten.

Von Gustav Karpeles.

Selten hat eine Darstellungsform so rasch sich in einer Literatur eingebürgert, wie der Essay in dem deutschen Schriftthum. Es scheint, als ob die Bedingungen seines Gedeihens und seiner Blüthe am meisten den germanischen Stammeseigenthümlichkeiten entsprächen. Und selbst die Annahme seines französischen Ursprungs ändert nichts an dieser Thatsache. Julian Schmidt hat in seiner scharfsinnigen und den Nagel auf den Kopf treffenden Weise jüngst die vornehmsten Vertreter dieses Genres in der „Gegenwart" Revue passiren lassen; es ist schwierig und doch wiederum leicht, nach einem solchen Vorredner in derselben Sache das Wort zu ergreifen. Schwierig, weil man kaum hoffen darf, etwas Neues zu sagen, leicht, weil man die Wege geebnet findet und einfach nur nachzuweisen hat, in wie fern die zu besprechenden jüngeren Essayisten den Mustern der Gattung nahe gekommen, wie sie denselben mit Erfolg nachgestrebt, und wo sie sich von ihnen entfernt haben.

Daß unser literarischer Nachwuchs seine Stoffe aus aller Herren Ländern holt, ist zunächst eine dankenswerthe Bereicherung unserer Essayliteratur. Es ist natürlich, daß er sich mit Vorliebe nach Frankreich und England wendet; es ist begreiflich, daß er auch die verhältnißmäßig junge und deshalb gerade für uns so interessante geistige Bewegung Rußlands in seine Kreise zieht. Aber es bleibt doch bedauerlich, daß er nicht zumeist seine Stoffe aus dem Schacht deutscher Literatur heraufholt, wo sie noch vielfach unentdeckt und ungehoben lagern. Die Wechselbeziehungen zwischen der deutschen und den fremden, von ihnen behandelten Literaturen läßt allerdings keiner unserer Essayisten ganz außer Betracht, und so kommt der deutschen Literatur immerhin viel von dieser geistigen Arbeit zu Gute, die alle Völker der Erde zu einem „Weltgespräch am deutschen Herde" versammeln möchte.

Am nächsten liegen diese Wechselbeziehungen bei den Stoffen, die der älteste unserer jungen Essayisten behandelt, (d. h. der älteste seinen Werken nach). Die Leser der „Gegenwart" kennen Leopold Katscher und sein besonderes Geschick, biographische Bilder aus dem geistigen Leben Englands zu zeichnen. Ein glücklicher und ehrlicher Makler zwischen der deutschen und englischen Literatur, waltet er seines Amtes nun schon länger als ein Decennium mit Treue und Ausdauer, und hat während dieser Zeit uns mit hervorragenden und charakteristischen Erscheinungen der englischen, später auch der französischen Literatur bekannt und vertraut gemacht, wie er andererseits in England wiederum mit Wärme und Geschick für deutsches Geistesleben wiederholt eingetreten ist. Das Charakteristische seiner Manier ist wohl auch englischen Ursprungs: die Strenge und Energie im Urtheil, die keine Transactionen kennt, und, wo sie verurtheilt, mitunter recht grob werden kann, die Schmucklosigkeit der Darstellung, die, auf rhetorischen Schmuck verzichtend, immer streng sachlich zu bleiben versucht, die Gründlichkeit, mit der der culturgeschichtliche Hintergrund eines jeden einzelnen Lebensbildes, und die Wahrhaftigkeit, mit der die Bedingungen seiner Existenz geprüft und erörtert werden. Solche Vorzüge können nur in der Schule Carlyle's erlernt werden. Es ist das beste Zeugniß, welches man Herrn Katscher ausstellen darf, wenn man ihm zugesteht, daß er diese Schule mit großem Erfolge besucht hat. In seinem neuen Buche: Charakterbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert (Berlin, 1884, Dümmler's Verlag, Harrwitz u. Goßmann) bringt er alle diese Eigenthümlichkeiten in Vorzügen und Fehlern zu voller Geltung. Von den biographisch-kritischen Essays dieses Buches scheint mir der über George Sand der interessanteste, der über Taine der bedeutendste, der über Bradlaugh der wichtigste zu sein. In dem Aufsatze über George Sand, der auch der Ausdehnung nach der größte des Buches, bemüht sich Katscher, ein abgerundetes Lebensbild der Dichterin vorzuführen und die Geschichte dieses Lebens von allen Mythen, guten und bösen, zu reinigen. Dieses Bemühen ist ihm gelungen; schade nur, daß er in dem fein und sauber ausgeführten Portrait nicht auch die verschiedenen neuen und charakteristischen Züge anbringen konnte, die man dem erst kürzlich vollständig erschienenen Briefwechsel der Dichterin verdankt. In der Grundauffassung freilich bestätigt auch dieser Briefwechsel nur das Urtheil, das der Kritiker — aber ohne englische Philisterhaftigkeit — über die Dichterin ausspricht. Es erinnert mich aber dieses Urtheil lebhaft an ein wenig oder gar nicht bekanntes Wort der George Sand, das ich in einer alten Nummer des Cotta'schen „Morgenblattes" — aus dem Jahre 1840 — gefunden und als charakteristisch mir notirt habe. Dort erzählt ein seiner Zeit sehr geachteter deutscher Schriftsteller von einem Besuche bei George Sand und citirt eben jenes merkwürdige Wort der Dichterin, das man wohl als einen Schlüssel zu ihrem Leben betrachten darf. Sie sagte damals: „Si vous connaissiez l'histoire de mon coeur et de ma jeunesse, vous comprendriez tout. Je porte dans mon sein la trilogie de votre Faust, j'étais Marguerite, Faust et Méphistopheles à la fois, me venger de la société qui me repoussa, ternir ce qu'elle a de plus beau et de plus cher, telle me parut la mission de ma vie, maintenant je suis sauvée comme Faust!" Ein Literarhistoriker wie Taine hätte sicher aus diesem Worte das Leben von George Sand mit all seinen materiellen und geistigen Bedingungen kritisch construiren

Digitized by Google

können. Die Art und Weise, wie Taine bei solchen psychologischen Constructionen zu Werke geht, hat Katscher mit großer Feinheit in dem Essay über Taine auseinandergesetzt. Er, der Taine's Hauptwerke verdeutscht hat, ist auch der berufene Interpret jener neuen Lehre von der literarischen Psychologie, der ein literarischer Genosse, ein ganzes Buch gewidmet hat, von dem noch die Rede sein wird. Am wichtigsten aber ist das, was Katscher von Charles Bradlaugh zu erzählen weiß. Zu erzählen weiß, sage ich mit Bedacht, da wir und auch unsere Zeitungen bisher von diesem merkwürdigen Manne nur sehr wenig zu erzählen wußten. Hier ist Katscher ein sicherer Führer; er kennt die ganze Geschichte jener Parlamentskämpfe und hat sie in London mit durchgelebt; er weiß sie auch in fesselnder Manier und selbstverständlich in freisinniger Weise zu schildern.

Ein weiter Weg ist von diesen englischen Verfassungskämpfen bis zu den modernen russischen Verhältnissen. Wenn uns diese lebhafter wie jene fesseln, so darf man das nur der Unkenntniß zuschreiben, die bei uns so lange über den gewaltigen Nachbar geherrscht hat. Seit wir einen Blick in das weite Czarenreich gethan, fesselt es uns mächtig, ja unwiderstehlich in seinen Zauberbann. Voller Originale und Contraste ist das russische Leben in seiner merkwürdigen Eigenart, mit seiner westlich gebildeten französirten Aristokratie, mit seinen fanatischen Slavophilen, mit seinem harmlosen und doch wilden, poetisch veranlagten Volkscharakter, mit seiner weltstürmenden nihilistischen Jugend, mit seinen emancipirten und hysterischen Frauen, mit seinem großen Beamtenheer und seinen klassischen Popen die interessanteste aller modernen Erscheinungen, zugleich aber auch in seinen ungezählten Widersprüchen die unverständlichste. Viele haben bereits ihren Scharfsinn an dieses Räthsels Lösung erprobt. Auch Eugen Zabel gehört zu diesen.

Sowohl in seiner Biographie Turgenjeff's, wie in seinem eben erschienenen Buche „Literarische Streifzüge durch Rußland" (Berlin 1885, A. Deubner) hat er dankenswerthe Beiträge zur Lösung des großen russischen Räthsels, zur Kenntniß des slavischen Volkscharakters und seines Geisteslebens geliefert. Zabel kennt Land, Leute und Sprache, und bringt dem slavischen Osten eine besondere Vorliebe entgegen; er ist deshalb berufen, uns in jene aufstrebende russische Literatur einzuführen, die er mit Recht als die Grundlage und nothwendige Vorbedingung für das Verständniß der russischen Verhältnisse ausgibt. Die sociale Bewegung, welche den Nihilismus erzeugt hat, ist einfach unverständlich, wenn man nicht die Literatur kennt, die jene verzweiflungsvolle Stimmung am getreuesten wiederspiegelt, aus der das Regiment des Schreckens und der Revolution hervorgegangen ist. Bei keinem anderen Volke, sagt Zabel sehr richtig, steht die Literatur in einem so unmittelbar bestimmenden und bestimmbaren Verhältniß zur allgemeinen Entwickelung, wie in Rußland.

Zabel übernimmt es also, die charakteristischen Typen dieser geistigen Entwickelung zu schildern. Seine Essays haben untereinander einen gewissen inneren Zusammenhang, und das ist an sich ein großer Vorzug. Er beginnt mit Gogol und schließt mit den noch lebenden oder kürzlich verstorbenen Autoren ab, mit Tolstoi, Gontscharow, Sollohub. Einige von den Namen, die er nennt, sind in Deutschland ganz unbekannt. Das Verdienst, sie bekannt gemacht zu haben, gebührt also Zobel, auch wenn man mit seinen Schilderungen sonst nicht einverstanden wäre. Gogol, Dostojewski und vor allem Turgenjeff sind bei uns allerdings bereits bekannt; aber auch von ihnen kann Zabel verschiedenes Neues berichten. In dieser Hinsicht ist sein Essay über Turgenjeff als Dramatiker von besonderem Werthe und grundlegender Bedeutung. Das Wichtigste jedoch sind jene Bilder und Büsten, die er uns neu vorführt, wie Gontscharow, Nekrassow, Sollohub und wohl auch Leo Tolstoi. Die meisten dieser biographisch-kritischen Literaturbilder sind mit treuer Charakteristik ausgeführt und vermögen das Interesse vorzüglich zu fesseln. Nur selten wird der Kritiker seinen Helden nicht nach allen Seiten gerecht. So z. B. scheint mir Nekrassow's Bedeutung als Vorkämpfer des Nihilismus nicht genügend gewürdigt. Nekrassow trat zuerst als entschiedener Gegner Turgenjeff's auf. In einer berühmt gewordenen Recension des Romans „Väter und Söhne" legte er entschiedenen Protest gegen Turgenjeff's Schilderung des jungen Rußland ein; er formulirte, wohl der Erste, das Programm und die Glaubenssätze des Nihilismus. Er selbst, ein anderer Basaroff, wie ihn Turgenjeff in dem erwähnten Roman geschildert, hatte schon vorher das „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft", das Credo des damaligen Nihilismus, in dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Satze ausgesprochen, daß „ihm ein Stück Käse lieber sei, als der ganze Puschkin!" Trotzdem war er aber ein Dichter, der Liebe und Haß und glühendes Sehnen in sein Lied ausströmte, und der „in göttlich wunderbar erhab'ner schöner Stunde" die wilde Leidenschaft, „des Hasses grause Wunde" wie die entsetzliche nihilistische Verbitterung vergessen und in den Armen der Muse Trost und Ruhe finden konnte. Eingehender hat sich Zabel mit dem zweiten und eigentlichen Chorführer des Nihilismus, mit Tschernyschewsky, beschäftigt, dessen Roman „Was thun?" ja das Evangelium jener Kreise geworden und geblieben ist. Auf die kritische Analyse dieses seltsamen und höchst eigenartigen Buches mag die Aufmerksamkeit besonders hingelenkt werden; sie zeigt den schauerlichen Weg, den das junge Rußland in seiner Verbitterung und in seinem Lebensüberdruß eingeschlagen, sie weist uns die Bahnen, die zu jenen entsetzlichen Attentaten und Schrecknissen geführt haben, an denen das Czarenreich leider noch immer krankt.

Wenn sich ein Jeder seinen Helden wählt, „dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet", so kann man mit Bezug auf die Darstellungsweise Zabel's kaum von fremden Mustern sprechen. Er hat vielmehr die meiste Aehnlichkeit mit einem hervorragenden Vertreter des deutschen Essays, mit Rudolf Gottschall, dessen Art und Weise zu schreiben und zu charakterisiren er sich, wie es scheint, zum Vorbilde genommen. Er verschmäht nicht den rhetorischen Bilderschmuck; er legt aber doch ein Hauptgewicht auf die eingehende kritische Analyse der einzelnen Werke eines Dichters und sucht mit Vorliebe aus einem gewissen Conner derselben untereinander das Gesammtbild herzustellen. Man kann nicht leugnen, daß diese kritische Manier am meisten dem Wesen des deutschen Essays entspricht und ihre Begründung in der modernen literarhistorischen Forschung Deutschlands aufzuweisen hat.

Von einem diametral entgegengesetzten Standpunkte aus tritt die französische Essayistenschule, wie sie in H. Taine sich am charakteristischsten ausprägt, an den Dichter und sein Lebenswerk heran. Was sie will, ist keine ästhetische Kritik, sondern psychologische Literaturgeschichte. Und wenn man die Resultate betrachtet, zu denen die Untersuchung auf solchen Wegen gelangt, so wird man in vielen Fällen wohl geneigt sein, dieser französischen Schule den Vorzug einzuräumen, wenn sie ihren Plan mit entschiedener Consequenz durchzuführen verstünde. Mit Recht hat schon Katscher an Taine's „englischer Literaturgeschichte" den Titel gerügt und das Werk vielmehr als eine „Psychologie der englischen Literatur" erklärt. Ein Anderer, Eduard Engel, durch größere literarhistorische Werke über England und Frankreich bereits bekannt, ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat mit anerkennenswerther Energie in seinem Buche „Psychologie der französischen Literatur" (Teschen, 1885, Carl Prochaska) die Consequenzen jener Methode gezogen, die Taine zuerst eingeführt hat.

Die Geschichte der Literatur Frankreichs ist ihm zugleich die Geschichte des Kampfes zwischen celtischem Geist und römischem Geist. Diesen Kampf könne man durch die ganze Literatur verfolgen und die einzelnen Stadien desselben seien die wichtigsten Marksteine des geistigen Lebens der Franzosen. Schon um dieses originellen, hier und da allerdings sehr schroff durchgeführten Standpunktes willen verdienen die Essays, in denen Engel nun die hervorragendsten Vertreter jener beiden großen Strömungen in der französischen Literatur nach ihrer charakteristischen Eigenart vorführt, aufmerksam gelesen zu werden. Er beginnt mit Rabelais als den eigensten Typus des französischen Gaulois, der alle besten Eigenschaften seiner Race in sich vereinigt; dann kommt Montaigne, der größte Causeur Frankreichs, an die Reihe, der Schöpfer des Essay

Digitized by Google

als Kunstform. Diesen löst im folgenden Jahrhundert Boileau ab, der Schöpfer einer specifischen „Pariser Literatur", der Vertreter jener Richtung des französischen Geistes, „der in der Literatur wie in der Politik zu den verschiedensten Zeiten machtvoll sich zur Geltung gebracht: die Tyrannei der Autorität, die Regel, die Herrschaft eines mittelmäßigen Einzelnen über die ganze Nation". Dem gegenüber vertritt de la Rochefoucault das espritvolle Paradoxon, den „sprachlichen Atticismus", der seither in der neuern französischen Literatur eine so ansehnliche Rolle spielt, und Lafontaine, „die Blüthe gallischer Sorglosigkeit" in der Literatur wie im Leben. An Corneille zeigt unser Autor, was der „französischen Literaturseele" verschlossen zu sein scheint, und warum die Franzosen eigentlich keine Tragödie haben. Es ist natürlich, daß der folgende Molière Alles in sich schließt, was der französische Charakter Edles, Sympathisches, Allgemeinmenschliches besitzt. Er ist der Schriftsteller der Wahrhaftigkeit, wie Montesquieu der Schriftsteller der Freiheit ist und das Zeitalter der Kritik einleitet. In Voltaire nun findet Engel nach Goethe die Zusammenfassung aller guten und schlechten Eigenschaften des Franzosenthums; er repräsentirt also die gallische Literaturseele an sich; er ist der „erste europäische Schriftsteller französischer Nation und Sprache." Rousseau ist dagegen kein solch typischer Franzose; nur durch die Sprache eröffnet er eine geistige Strömung, die sich später mächtig ausbreitet; viel eher ist Diderot der charakteristische Ausdruck für den volksthümlichen Begriff des Franzosenthums, ein moderner und revolutionärer Schriftsteller, der das Drama in neue Bahnen gelenkt hat. Zu der geistigen Familie, der er entsprossen, zählt Engel auch Beaumarchais, den „Geschäftsmann der französischen Literatur", gegen den er wohl etwas gar zu streng auftritt. Eine hohe Stellung weist er dafür Béranger an, der die vergrabenen Quellen des französischen Volksliedes aufgedeckt und seiner Nation „poetisch die Zunge gelöst hat." Ihm folgen Alfred de Musset, der den vielfach angezweifelten Beruf des Franzosen für die lyrische Poesie documentiren soll, und Victor Hugo als der Meister der Rhetorik. Als typische Vertreter des modernsten Franzosenthums führt Engel den jüngeren Dumas für das Drama und Zola für den Realismus in der Literatur auf. Mit diesem schließt er sein Leben der französischen Literaturseele ab. In einzelnen Untersuchungen kühn, geistreich und originell, scheint er in anderen wieder um des vorgesetzten Schemas willen doch zu weit zu gehen und das Bild zu verschieben, das bis jetzt in der Literatur von dem Einen oder dem Andern feststeht. Immer aber wird man einem so rüstigen und des Weges kundigen Führer gern folgen, der gut zu schreiben und seine Ideen muthig durchzuführen versteht.

Die Gigantomachie des pergamenischen Altars.

Von Ad. Boetticher.

Wer im Berliner Museum die ungeheuere Fülle von Sculpturfragmenten aus Pergamon gesehen hat, die theils in der Rotunde, theils in den assyrischen Sälen, theils in den Werkstätten des Herrn Bildhauer Freres und endlich noch gar nicht ausgepackt in Kisten draußen in dem Verschlage unter der Säulenhalle stehen, der wird gewiß mit lebhafter Freude die letztjährige Museumsconcurrenz begrüßt haben, die diesem Zustande ein Ende machen sollte.

Aber diese Concurrenz, so viel des Schönen sie auch gebracht hat, ist — wir können es offen aussprechen — thatsächlich erfolglos im Sande verlaufen. Wann wird wieder eine neue ausgeschrieben werden?

Es werden also noch Jahre vergehen, ehe der Gigantenfries zur Aufstellung gelangt.

Eben deshalb war eine vorläufige Klärung des Frieses eine Nothwendigkeit. Wer aus den vereinzelten Bruchstücken eine Klarheit über die Sache gewinnen wollte, der mußte sehr viel Zeit und Mühe dazu aufwenden.

Herr Director Conze und seine Mitarbeiter haben deshalb schon 1880 einen „vorläufigen Bericht" über die Ausgrabungen zu Pergamon erscheinen lassen, der den Fries zum Theil nach Zeichnungen des Malers O. Knille illustrirt, zum Theil in Heliotypie wiedergibt.

Dazu kommen im letzten Jahre die vorzüglichen Lichtdrucke von W. Spemann in Stuttgart.

Aber dies Alles konnte noch kein anschauliches Bild geben. Darum ist vor Kurzem — Ernst Curtius zu seinem siebenzigsten Geburtstag gewidmet — ein Werk erschienen,*) welches uns in den Gigantenfries des pergamenischen Altars recht einführen soll. Zwar gibt dasselbe nur sechs Tafeln in Lichtdruck nach den bekannten Restaurationsversuchen des Bildhauers Herrn Alexander Tondeur wieder, allein der Text reicht vollkommen aus, uns zurecht zu weisen.

Alexander Tondeur's kleine Gruppenreliefs sind ja jetzt allgemein bekannt geworden. — Sie machen nicht den Anspruch, überall correct zu sein. Vieles, was der Bildhauer — zum Theil schon vor drei Jahren — restaurirt hat, müßte freilich anders werden. Die Reliefs sind auch nicht übermäßig schön gearbeitet, aber sie erfüllen vollkommen ihren Zweck, an ihrer Hand ein Gesammtbild des Frieses zu gewinnen. Herr Oberlehrer Dr. Trendelenburg hat diese Skizzen mit einem klar und warm geschriebenen ausführlichen Text begleitet, der uns in das Wesentliche der Gruppen, ihre Composition, Reliefbehandlung und in die vom Bildhauer gemachten Ergänzungen einführt.

Der Herr Verfasser gibt zunächst eine Erläuterung des großen Altarbaues, um den der Gigantenfries herumlief.

Der Altar lag nicht auf der obersten Spitze des Burgberges von Pergamon, sondern südlich desselben auf einer künstlich hergerichteten Terrasse.

Er gliedert sich in zwei ungleiche Theile: den mächtigen Sockel mit der Treppe und dem Friese und einen niedrigen oberen Abschluß, die bekrönende ionische Halle. (Von dieser Gliederung kann man jetzt hinter der Säulenhalle, welche die Nationalgalerie umschließt, ein Modell in natürlicher Größe — etwa 9 Meter hoch — sehen, in welchem auch vier Platten des Frieses aufgestellt sind.) Mitten in jener ionischen Säulenhalle stand der aus der Asche der verbrannten Thiere errichtete Altar, so daß der Opferrauch frei, wie in Olympia, zum Himmel aufsteigen konnte.

Um ihn war reichlich Platz für die Priester und Processionen vorhanden, denn die Altarfläche hatte im Grundriß ein annäherndes Quadrat von ungefähr 38 Meter zu 34 Meter Seite. Der nach innen gekehrten Seite der Säulenhalle diente der zusammen mit der Gigantomachie aufgefundene Fries zum Schmucke, dessen Gegenstand der Landessage Mysiens, namentlich des Telephos Schicksalen, entnommen war.

Zur Illustration dient die Wiedergabe des von Herrn Regierungs-Baumeister R. Bohn vortrefflich gezeichneten Altarbaues, der in dem 1880 erschienenen „vorläufigen Berichte" von Herrn L. Ritter vorzüglich radirt war.

Nächstdem geht der Verfasser auf das Attalidenreich über, in dessen Geschichte die Niederlage der Kelten eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie einst der Sieg der Griechen über die Perser bei Marathon. Und um diesen Sieg zu feiern, wurde der große Altar gestiftet und „Zeus dem Retter" geweiht.

„Der Vater der Götter und Menschen im Kampfe gegen drei Giganten", das ist der Inhalt des ersten Bildes. Zeus, um mehr als Haupteslänge seine Gegner überragend, bietet dem Beschauer seine volle Vorderseite dar, mit der rechten erhobenen Hand den Blitzstrahl schleudernd, während die ausgestreckte Linke die Aegis, das Fell mit dem Gorgonenhaupte, hält. Herr Alexander Tondeur hat Zeus' linke Hand abwehrend ausgestreckt, unzweifelhaft hat sie aber das Gorgoneion gehalten, dessen Reste noch am oberen Rande der Platte vorhanden sind. Zur Linken des Zeus ist von seinem Blitze ein jugendlicher Gigant in heller Lohe flammend niedergeschmettert.

Zu seiner Rechten sinkt ein zweiter Gigant, vom Anblick des Medusenhauptes gelähmt, in sich zusammen. Er hatte

*) Die Gigantomachie des pergamenischen Altars. Skizzen zur Wiederherstellung desselben, entworfen von A. Tondeur, erläutert von A. Trendelenburg. Berlin, 1884. E. Wasmuth.

Digitized by Google

die Aegis dem Zeus entreißen wollen, deshalb ist er ohne Waffen dargestellt. Ein dritter schlangenfüßiger Gigant ist vom Rücken aus sichtbar. Er dringt gegen den Göttervater mit der linken fellbewehrten Hand vor, während die Rechte, kräftig ausholend, einen Stein schleudern will. Der Adler über seinem Haupte hat mit einer Kralle den einen Schlangenkopf gefaßt und droht mit scharfem Schnabelhieb dem andern.

Bewundernswerth ist die Composition der Gruppe. Der Alles überragende Zeus steht in uns voller Breite gegenüber, seine Arme ausgestreckt, wie der vor ihm schwebende Adler seine Schwingen. Es ist der Zeus, „unter dessen Tritten die Erde bebt." Zwei Giganten, einander gegenüber ins Profil gestellt, der dritte in der Mitte ganz von vorn. „Daß dem Beschauer sich nicht die Absichtlichkeit dieser Stellungen aufdrängt, gehört sicher nicht zu den kleinsten Vorzügen dieser Gruppe." Auch in der Reliefbehandlung erscheint dieselbe als ein Meisterstück.

Daß die griechische Sculptur in der Antike stets bemalt gewesen, hält Trendelenburg für ausgemachte Sache: „Das Haar, sowohl Kopf- als Barthaar, Augenbrauen, Wimpern, Augensterne, Lippen; die Ornamente an Gewändern, Waffen, Schuhen; Gürtel, Riemenwerk, Bänder, Zügel, Stäbe und ähnliche Nebendinge" haben stets einen Farbenschmuck besessen.

Daß der pergamenische Gigantenfries solche Bemalung hatte, hat Conze an einem Kopfe nachgewiesen, der noch deutliche Farbenreste an den Augensternen trug.

In der Zeusgruppe sind jedenfalls auch die züngelnden Flammen des Blitzes gemalt gewesen. Außerdem weisen mancherlei Bohrlöcher auf die Zuthat von Metall hin, die auf durchgängig weißem Marmor sich seltsam ausgenommen hätte. Auf jeden Fall war der Hintergrund bemalt. —

Auf Tafel II erscheint Athena mit ihrer Begleiterin, der Schlange, die einen jungen geflügelten Giganten in die Brust beißt, während die Göttin ihn bei den Haaren zu Boden gerissen hat. Vor Athena zu schwebt die jugendliche geflügelte Nike, den Lorbeerzweig oder Kranz in ihrer Hand, mit dem sie die Siegerin schmücken will.

Zur Rechten der Athena steigt aus dem Boden mit halbem Leibe ein klagendes Weib empor, Gäa, die Mutter der Giganten. Flehend richtet sie ihr Auge zur Göttin auf, und ihre Hand wiederholt die Bitte um Erbarmen.

Auffallend ist die Aehnlichkeit zwischen dem jugendlichen Giganten und seiner Mutter. Zeus schmettert den ältesten und stärksten Giganten mit seinem Blitze zu Boden; Athena hat den jüngsten Sohn seiner Mutter soeben zu Boden niedergerissen. Daß die Reliefbehandlung derjenigen der Zeusgruppe gleichsteht, möchte ich nicht allein behaupten, sondern sie bedeutend höher stellen. Zeus bildet mit seinem noch aufrecht stehenden Gegner eine Gruppe, die in Manchem etwas langweilig wirkt. Die ungefähr gleich hoch erhobenen fellbewehrten Arme und die in ähnlicher Lage befindlichen Rechten wirken zu gleichmäßig, um noch schön zu sein. Dagegen ist im Athenarelief jede Figur anders gestaltet, jeder Arm und jedes Bein liegt anders. Es geht durch das Ganze ein Anflug von Idealität, den man bei fast allen anderen Gruppenbildern vermissen muß.

Die Aehnlichkeit zwischen dem jugendlichen geflügelten Giganten und dem Laokoon berührt der Verfasser nur obenhin. Inzwischen ist sein Vortrag, den er in der Archäologischen Gesellschaft am 4. März des vergangenen Jahres über diesen Gegenstand*) hielt, erschienen. Wenn mir bei Anhörung desselben der Gedankengang des Redenden nicht vollkommen einleuchtend war, so ist er es nach dem aufmerksamen Lesen desselben völlig geworden, und ich muß freimüthig eingestehen, daß mein Urtheil vor drei Jahren (die „Gegenwart" 1882, Nr. 5) ein zu schnelles gewesen ist. Den Laokoon setzt der Verfasser um mehrere Decennien vor den Fries, und nach seiner eingehenden Ausführung kann man daran nicht zweifeln. —

*) A. Trendelenburg, die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars. Berlin 1884. R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. Mit 2 Lichtdrucktafeln.

Daß die Gruppen des Zeus und der Athena an derselben Seite des Altars sich befanden, ist einleuchtend. Sie entsprechen sich offenbar, und nur eine oder zwei Platten können sie getrennt haben. Die dritte Tafel stellt uns ein Bild „aus dem Gros des Götterheeres" dar. Die pergamenischen Künstler hatten es hier nicht mit einer der auf Vasenbildern und Reliefs häufigen Gigantomachien zu thun, die nur wenige Figuren beanspruchen, sondern der Altarfries von mehr als 120 Meter Länge erforderte zum mindesten etwa 200 Götter- und Gigantengestalten. Dazu gesellten sich noch Reit- und Wagenpferde, Löwen, Panther, große wolfsähnliche Hunde, Adler und Schlangen, theils motivirt durch ihre Zugehörigkeit zu Gottheiten, theils zur Füllung des Raumes.

Es war also eine ungeheuere Aufgabe, an welche die Künstlerschaft herantrat. Die bislang üblichen Ueberlieferungen der Dichter reichten nicht aus, hier galt es, selbst zu erfinden. Dann grub man, der vielfachen Unterscheidung wegen, die Namen der Götter in das Deckglied und die der Giganten in den Sockel ein. Es sind uns außer den kenntlichen Gottheiten auf solche Weise sechszehn Götternamen erhalten geblieben, welche beweisen, wie weit man hinabzusteigen genöthigt war. So figuriren unter den Göttinnen Enyo, Dione und Asteria. Unter den Giganten muß man förmlich Jagd auf Namen gemacht haben, um die ungefähr hundert und dreißig zusammenzubringen.

Drei Gruppen von Kämpfenden stehen uns hier im dritten Bilde gegenüber. Zur Linken ein bärtiger, schlangenfüßiger Gigant, den eine jugendliche, geflügelte Göttin mit dem Speere tödtet. In dieser Göttin möchte Verfasser vielleicht Iris erkennen, wenn ihn „nicht die schweren dicksohligen und mit besonderer Vorliebe ausgearbeiteten Stiefel" daran verhinderten. Dann folgt ein über einen niedersinkenden Giganten hinwegschreitender Gott, der, mit Schild und Schwert gewappnet, auf einen mit blitzgeschmücktem Schild und Speere gerüsteten Giganten eindringt. Der Verfasser hält diesen Giganten vielleicht für Steropes, d. i. Blitzmann.

Die dritte Gruppe enthält die sogenannte „Schlangentopfwerferin" und einen Giganten, der schon auf ein Knie niedergesunken ist. Ihr hat Trendelenburg die längste Abhandlung gewidmet. Er erklärt das Gefäß, welches die Göttin zu schleudern im Begriff ist, für einen schlangenumwundenen Mörser. Ihre schöne matronale Erscheinung, die heiligen Binden, welche sie schmücken, die große Schlange, welche ihr im Kampfe beisteht, Alles das weist auf eine „Heilgöttin" hin, als welche der Verfasser Epione, die „lindernde" Gattin des Asklepios, erkennt. Dieser Deutung ist Herr Dr. Puchstein in der „Archäologischen Gesellschaft" am 4. November 1884 entgegengetreten, indem er nachwies, daß das Gefäß der Göttin kein Mörser, sondern eine Vase ist, die der Bildhauer aus Raummangel an ihrem oberen Rande abgeschnitten dargestellt hat. Sie trägt noch den einen ihrer Henkel. —

Die vierte Tafel führt uns den Beginn des Tages vor Augen. Helios mit der Fackel des Lichts aus den Wogen des Meeres emporsteigend, betritt soeben sein Gefährt, das von vier kräftigen Rennern gezogen wird. Ihm vorauf sprengt Eos, vermuthlich mit einer kleineren Fackel ausgerüstet, ihr Haupt nach dem Lichtgotte zurückgewandt. Tondeur hat dieser Göttin irrthümlich den Kopf nach vorn gerichtet und ihre fehlende rechte Hand mit einem Schwert bewaffnet.

Mitten zwischen Beide tritt aus dem Hintergrunde ein Gigant und sucht mit der fellbewehrten Linken und der erhobenen Rechten die Rosse des Sonnengottes zu schrecken. Diese drängen sich für einen Augenblick zum Wagen zurück, denn nur so läßt sich ihre Bewegung erklären, während sie neben den Rädern unmöglich laufen könnten.

Unter dem vordringenden Giganten befindet sich ein todter, dessen Unterkörper sich in äußerst geschickter Weise in den Reliefgrund verliert. —

Das fünfte und sechste Blatt bildete die Südostecke des Altares, und zwar befanden sich die Figuren des ersteren auf der Ostseite, die des folgenden auf der Südseite.

Von der ersten Tafel ist zur Linken ein in ruhiger, edler Haltung aufgerichteter Gigant erhalten, dessen einer Schlangenfuß seiner Gegnerin, der dreiköpfigen und sechsarmigen Hekate, in

Digitized by Google

den Schild beißt, während er selbst einen mächtigen Felsblock auf sie zu schleudern droht. Hekate selbst schirmt sich mit dem Schilde vor ihm und dringt mit Fackel, Schwert und Lanze in ihren drei Rechten auf ihn ein.

Das folgende Kriegerpaar hat Conze seiner Zeit mit Montgomery und Johanna d'Arc verglichen. In der That sehen wir einen vorwärts stürmenden, mit Schild und Schwert bewaffneten, nur mit dem Helm bekleideten Jüngling vor uns, der im Anblick der auf ihn über einen Leichnam hinweg vordringenden Jungfrau wie gelähmt seine Schritte hemmt und Schild und Schwert in seinen Händen sinken läßt. Es ist Artemis, und, wie Professor Furtwängler nachgewiesen hat, Orion. Zwischen den Beiden ist ein Gigant dem Hunde der Artemis erlegen. Der Wolfshund hat ihn in den Nacken gepackt, und der Gigant kann sich nur noch mit der rechten Hand seiner erwehren.

Mit außerordentlicher Feinheit sind in diesem Relief die Details ausgebildet. Die arabeskenverzierten Jagdstiefel der Artemis, der mit dem Gorgoneion ausgezeichnete Schildgriff des Orion sind wahre Meisterstücke der Bildhauerkunst, die an die Arbeit der Cameenschneider erinnern.

Die rechte Hand der dahingestreckten Leiche und die Bauchfalten des sich unter dem Bisse des Hundes windenden Giganten sind mit Meisterschaft unmittelbar dem Modell abgelauscht. —

Die zweite und letzte Tafel bringt uns wieder untergeordnete Gottheiten im Kampfe gegen Giganten. Die erste Gruppe zur rechten ist eine Wiederholung der ersten auf der dritten Tafel: Eine jugendliche Göttin stößt ihr Schwert in die Schulter eines Giganten, während ihr Hund in seinen Schlangenfuß beißt und ein Adler auf seinen andern eindringt. Zur Linken ist eine fackelschwingende Göttin — der Verfasser hat sie Asteria genannt — gegen einen hageren, kurzhörnigen, geflügelten Giganten im Kampf. Unter ihm ist ein sterbender Gigant, dessen ausdrucksvollem Kopfe und todesschweißtriefendem Haare Trendelenburg die Medusa Ludovisi im Lichtdruck gegenüber stellt. —

Dies ist in kurzen Worten der Inhalt des Textes. Aber der hier gegebene Auszug vermag die Lectüre des Werkes keineswegs zu ersetzen; auch der Laie wird der im Ganzen populär gehaltenen, überall lebendigen Darstellung mit Freude und Genuß folgen. Und überdies wird er eine Fülle von eingestreuten Bemerkungen darin finden, die hier auch nicht annäherungsweise wiedergegeben werden konnten.

Wir wollen hoffen, daß bei einer neuen Auflage sowohl Herr Tondeur aus dem reichen Inhalt des Frieses noch einige Tafeln fertigt und daß der Verfasser sie in eben dem Sinne erläutert. —

Eine Volksschrift über das Handwerk.

Von F. Luthmer.

Es ist eine Klage, die in den Verhandlungen von Volkswirthen, Schulmännern und anderen um das Gemeinwohl besorgten Organen, ja, in der Unterhaltung der Gebildeten eine immer größere Rolle spielt: daß sich in unserem Volke eine ungesunde Strömung nach oben zeigt. Nicht als ob man daran dächte, der jedem gutgearteten Individuum innewohnenden Neigung, sich in seiner Art zu vervollkommnen, Fesseln anzulegen. Die Besorgniß gilt einer mehr und mehr zu Tage tretenden Sucht, eine gesellschaftlich höhere Stufe zu erklettern — namentlich aus dem körperlich producirenden Stande herauszukommen in den ausschließlich geistig producirenden. Daß an dieser Ueberproduction von geistiger Leistungsfähigkeit das Institut des einjährig freiwilligen Militärdienstes einen schwerwiegenden Theil der Schuld trägt, ist eine Behauptung, die wohl von Niemand mehr bestritten wird. Die Vergünstigung des kürzeren Dienstes und einer bevorzugten Behandlung führt den mit der Berechtigung ausgestatteten höheren Schulen eine Menge Elemente zu, die ohne dies Lockmittel ihr Bedürfniß nach Bildung in viel bescheidenerer Weise zu befriedigen wissen würden. Und wenn einmal der junge Mann, um jene Berechtigung zu erreichen, bis ins siebzehnte Jahr die Schulbank gedrückt hat, so ist er meist zu alt, um als Lehrling in eine Werkstatt einzutreten — er wird also von selbst darauf geführt, das zwangsweise erworbene Capital wissenschaftlicher Kenntnisse bei der Wahl seines Berufes in Rechnung zu ziehen und entscheidet sich für eine der hierbei in Betracht kommenden Beschäftigungen, die ihn zum Gelehrten, zum Techniker, zum höheren oder niederen Beamten, wohl auch zum Kaufmann — aber sicher nicht zum Handwerker machen.

Woher aber nimmt das Handwerk seinen jungen Nachwuchs? Richten wir diese Frage einmal an die Lehrer unserer Handwerkerschulen; sie werden uns ziemlich einstimmig antworten: mit ganz geringen Ausnahmen aus den untersten Volksschichten, aus jenen Kreisen, die man „Proletarier" nennt. Das sind, im Allgemeinen gesprochen, die zweiten oder dritten Generationen der Landbebauer, welche in der ackerbauenden Beschäftigung nicht mehr ihren Lebensunterhalt fanden und von den großen Städten angesogen wurden. Nur in seltenen Fällen fanden sie hier das, was sie suchten. Und wenn sie auch nicht gerade die große Classe der gänzlich Mittellosen vermehren halfen, so gehörten sie doch auch nicht zu derjenigen Schicht der Bevölkerung, die ihren Kindern mit einer soliden Schulbildung den Sinn für Wohlgesittung mitgeben konnten. So kommt es, daß die Lehrer der Fortbildungsschulen mit jener Auskunft wahrscheinlich eine Reihe beredter Klagen über die Rohheit, Begriffsstutzigkeit, den Mangel an Streben und Ehrgeiz unter ihren Schülern verbinden werden; und sie geben damit nur das Bild wieder, was sich die meisten Gebildeten von der Jugend unseres Handwerkerstandes machen. Wer will also seinen Sohn in diese Kreise verbannen! wird diesen nicht seine gute Erziehung in den widerwärtigsten Gegensatz zu den rohen, muthwilligen, ungebildeten und unsauberen Genossen der Werkstatt bringen? wird er sich nicht unglücklich fühlen und die Empfindung haben, eine Stufe hinabgestiegen zu sein, wenn er im Arbeitskittel seinen früheren Schulkameraden begegnet, die als Kaufmannslehrlinge, Schreibgehülfen oder dergleichen ihre Rolle in der Gesellschaft zu spielen beginnen? Und da befinden wir uns, ehe wir es denken, in einem Circulus vitiosus. Weil die besseren, wohlhabenden und wohlerzogenen Elemente dem Handwerkerstande fernbleiben, so recrutirt er sich aus den schlecht erzogenen, rohen Elementen des letzten Standes. Daß er sich aber hieraus recrutiren muß, gilt wieder jenen als Anlaß, sich dem Stande fernzuhalten.

Das einzige Mittel, aus einem solchen Kreise von Irrthümern herauszukommen, ist, die Sache einmal scharf ins Auge zu fassen; sich nicht von vorgefaßten, landläufigen Meinungen verblenden zu lassen, sondern an der Hand bestimmter Beobachtungen der Sache auf den Grund zu gehen. Es ist gar kein Zweifel, daß bei der oben angedeuteten Ansicht unserer „höheren Stände" über das Handwerk ein volles Maß von Irrthum und Mißverstand, ja vielleicht gar von pharisäischem Hochmuth mit unterläuft, und daß unsere gut situirten Bürger den Werkstätten des Handwerkers ihre Sympathie und — ihre Söhne nicht mehr vorenthalten würden, wenn sie sich mehr um dieselben kümmern wollten.

Betrachtungen dieser Art mögen es gewesen sein, welche dem „Verein für das Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend" und dem Curatorium der „Diesterweg-Stiftung" den Gedanken nahe legten, zur Ausarbeitung eines Buches anzuregen, welches über die einzelnen Handwerke in den weitesten Kreisen richtige und klare Ansichten verbreitete und den hiermit naturgemäß verbundenen Zweck erfüllte, dem Handwerk im Allgemeinen, im Gegensatz zu den sogenannten „höheren" Berufsclassen, Freunde zu werben. Die zu diesem Zwecke ausgeschriebene Preisbewerbung ergab einundzwanzig Bearbeitungen des gestellten Themas, aus welchen derjenigen des Ingenieurs A. von Fragstein einstimmig der Preis zuerkannt wurde. Das vorliegende Buch, in L. Oehmigke's Verlag in Berlin erschienen, macht diese Arbeit unter dem populären Titel: „Was soll der Junge werden?" zu billigem Preise weitesten Kreisen zugänglich. Der frische, echt volks-

Digitized by Google

thümliche Ton, die schneidige Schärfe, mit welcher der Verfasser sein Ziel im Auge behält, machen das Buch nicht nur allgemein verständlich, sondern zu einer fesselnden Lectüre.

Das Motto: Fragt nicht was, fragt wie!, mit dem der Verfasser seinen selbstgewählten Titel gewissermassen corrigirt, bezeichnet in deutlichster Weise seinen Standpunkt. Das „Was", das heißt, die specielle Wahl unter den handwerklichen Berufsarten, ist wirklich bei den meisten derselben nicht von derjenigen Wichtigkeit, die wohl der Sache fernerstehende Theoretiker derselben beizulegen geneigt sind. Es soll damit durchaus nicht die Nothwendigkeit einer gewissen Beanlagung geleugnet werden: ein Bursch von vierschrötigem Körperbau und ungeschlachten Händen wird sich ebensowenig zum Uhrmacher eignen, wie ein schwachsichtiger zum Optiker; aber meist sind es eben körperliche Eigenschaften, die hier in Frage kommen. Was die geistigen Qualificationen für einen bestimmten Beruf anlangt, das sogenannte Talent oder gar Genie, so kann man von jedem Meister und Lehrer ziemlich übereinstimmend die Auskunft hören, daß ein gesunder und gut erzogener Junge von 15 Jahren sich für die meisten Handwerke gleich gut eignen, daß sich eine bestimmt ausgesprochene Vorliebe oder Geschicklichkeit für einen speciellen Beruf bei ihm nur unter besonderen seltenen Voraussetzungen bereits so früh entwickelt haben wird. Man wird den Begriff Talent meist dahin definirt hören, daß darunter eine allgemeine Geweckteit und Anstelligkeit zu verstehen sei — und Genie? „vor dem Genie in der Werkstatt bewahre uns der liebe Herrgott!" —

Also das Wie. Die Frage, unter welchen Umständen, mit welchen Aussichten fürs Leben die Wahl des Berufes zu erfolgen hat, ist dem Verfasser die weitaus wichtigste. Und in der That, wenn man dem Bilde folgt, das er in den ersten Capiteln, treu nach dem Leben zeichnend, von der Schwierigkeit entwirft, einem Knaben der unteren Volksschichten eine wirklich nutzbare Lehre zu vermitteln, so muß man darin beistimmen, daß hier vor Allem die bessernde Hand anzulegen sein wird. Hier verwandelt sich die Frage sehr bald in die, was kann der Junge werden, einmal der persönlichen Lage der Eltern, dann seiner eigenen Individualität nach.

Mit zu den besten Theilen des Buches möchten wir die Strafpredigt rechnen, die der Verfasser bei der Behandlung der ersteren Frage, den Verhältnissen der Eltern, denjenigen Vätern zu Theil werden läßt, die ihren Sohn nicht zum eigenen Beruf erziehen. Der aufrichtige Ton einer warmen sittlichen Entrüstung tönt uns aus der Verdammung dieser speciellen Eigenthümlichkeit unserer Zeit einer muthwilligen Verschwendung des erworbenen Rufes, der erworbenen Erfahrungen entgegen, welche der alten Zeit des Handwerks — hier wirklich der „guten" alten Zeit — gänzlich unbekannt war. Im Allgemeinen stellt sich hier der Verfasser auf den Boden des sogenannten „kleinen Mannes", dessen Sohn er beim Verlassen des Vaterhauses in die Werkstatt begleitet, um dabei die wichtigen Fragen, die jenigen des Talentes im oben angedeuteten Sinne, der Lehrbedingungen, sogar eines etwa nachträglich nöthigen Berufwechsels aufzuwerfen und zu beantworten. Der Tendenz, vor jener Verkletterung in vermeintlich höhere Stände zu warnen, andererseits aus diesen letzteren Schichten Elemente für das Handwerk zu werben, finden wir direct nur einen geringen Raum zugemessen. Vielleicht hielt der Verfasser ein directes Vorgehen in diesem Sinne noch nicht für zeitgemäß und schrieb, gewiß nicht mit Unrecht, seiner objectiven Darlegung von den Vortheilen und Nachtheilen der einzelnen Berufsclassen hinreichend überzeugende Kraft zu, um ein directes Werben überflüssig zu machen. Beherzigenswerth ist jedenfalls in dieser Richtung der Satz, den wir hier finden: „es ist nirgends der Beruf allein, der den Menschen wirklich ehrt, sondern das, was man aus demselben macht!"

Mit hohem Ernst wird das Verhalten des Lehrlings in der Lehre, aber auch die Verpflichtung des Meisters gegen den Lehrburschen behandelt. Dem Umschwung in der Lage und der Verfassung des Handwerks, welchen unsere gährende Zeit in ihrem Schoße birgt, und deren Ende und Ziel noch kein Mensch abzusehen vermag, muß das Handwerk selbst ein erhöhtes Maß geistiger Güter entgegensetzen: Das sind die sittlichen Fundamente, die der junge Handwerker aus der Familie mitbringen soll. „Das Verhalten des Knaben in der Lehre ist gewissermaßen der Prüfstein für das, was die Eltern mit ihrer Erziehung geleistet haben" — die hier ja meist so früh ihren Abschluß findet. „Wer etwas lernen soll", sagt der Verfasser an anderer Stelle, „der muß zunächst in unbedingtem Gehorsam gläubig zur Autorität des Lehrenden aufsehen und andererseits für das ihm zu Gebende empfänglich sein!" Den theoretischen Betrachtungen, bei denen fast jede Seite wahre Perlen der Beobachtung enthält, folgt dann eine ganz praktische Anweisung über die Möglichkeit einer ferneren Unterweisung für den jungen Handwerker. Wir finden in diesem Abschnitt ein außerordentlich reiches statistisches Material verarbeitet, welches Auskunft über das Fortbildungswesen gibt und die gewerblichen Fachschulen eingehender behandelt, um damit dem jungen Handwerker zu Gemüthe zu führen, wieviel von allen Seiten gegenwärtig geschieht, um dem Strebsamen Gelegenheit zu einer über das Mittelmäßige hinausgehenden Bildung zu geben, die längst aufgehört hat, ein Monopol für die Reichen zu sein. Ein leise tadelnder Zug, der in dieser Frage vor einem zuviel warnt, verräth in dem Verfasser wieder den mitten im Leben stehenden Praktiker.

Ein wichtiger Theil des Buches ist dann die Tabelle auf Grund der Berufszählung im deutschen Reich vom 6. Juni 1882, die für 151 verschiedene Berufsarten die Zahl der Erwerbsthätigen nach drei Rangstufen, nebst den Angehörigen und Dienenden im Haushalte angibt. Eine längere Einleitung erklärt den mit solchen tabellarischen Uebersichten weniger Vertrauten die Bedeutung derselben, so daß, wie der Verfasser sagt, „sich Jeder die Aussichten, welche der zu wählende Beruf bietet, sehr schön herausrechnen kann." Abhandlungen über den Arbeitslohn, sowie über die zum Schutze jugendlicher Arbeiter bestehende Gesetzgebung ergänzen diesen Abschnitt.

Für neunundvierzig Gewerbe und Handwerke gibt dann der Verfasser Einzelabhandlungen, die in knappster, höchst lebendiger Darstellung einen Begriff von der historischen Entwickelung, der Art der Beschäftigung, der Anforderung an den Betreibenden, den Aussichten, den Lehrbedingungen ꝛc. der einzelnen Berufszweige geben.

Wenn der Verfasser für eine spätere Auflage des Buches — und wir wünschen ihm deren recht viele! — diesem Theile noch eine Bereicherung angedeihen lassen will, so wäre vielleicht eine annähernde Angabe über die Etablirungskosten der einzelnen Berufsarten erwünscht — wenn sie möglich ist.

Jene nicht direct ausgesprochene, aber in geschicktester Weise das ganze Buch durchziehende Tendenz, bei der Wahl des Berufs dem jungen Mann das Handwerk in erster Linie nahe zu legen, finden wir besonders wieder in drei von diesen Aufsätzen: „Beim Handelsstande" — „Der Herr Lehrer" — und „Auf dem Büreau" — sind es doch gerade diese Berufsarten, die eine Menge Kräfte aufsaugen, für welche das Handwerk wirklich einen goldenen Boden haben könnte, weil sie demselben ein erhöhtes Maß von Intelligenz, Erziehung und Capital zuzuführen im Stande wären.

Gerade daß der Verfasser hier nicht in den naheliegenden Fehler verfallen ist, diese drei Berufsclassen grau in grau zu malen, während die Schilderungen der Handwerke in rosiger Beleuchtung strahlten, daß er vielmehr das Licht überall gleich vertheilt hat, macht diese Capitel besonders beredt. Eine aufrichtige Hochachtung spricht aus den Darstellungen des Handelsstandes und des schweren Lehrerberufs, schwer, weil er „eine fortwährende Verleugnung des eigenen Ichs, ein beständiges, liebevolles Sichversenken in die Natur Anderer erfordert; dabei das höchste Maß menschlicher Geduld, verbunden mit einer Zähigkeit und Consequenz, die sich durch keine Mißerfolge abschrecken läßt." Denn schwer zu behandeln und kostbar ist das lebendige Material, mit dem der Lehrer arbeitet: „wenn der Handwerker sein Holz, Eisen, Leder ꝛc. nicht richtig behandelt oder gar verdirbt, so ist's entweder sein Eigenthum, oder doch leicht ersetzbar, dann aber ist es immer nur todter Stoff. Geht dagegen der Lehrer mit den ihm anvertrauten Kinderseelen falsch um, so richtet er an der heranwachsenden

Digitized by Google

Generation ein Unglück an, das gar nicht wieder gut zu machen ist.“ —

Einzig beim Stande der Subalternbeamten nimmt die Schilderung unseres Buches direct den Ton der Warnung an; aber auch hier nur in der Vorführung statistischer oder reglementarischer Thatsachen. Wer wollte noch in dem Stande des Advocatenschreibers ein Eldorado sehen, wenn er die Parallele liest, die hier ziffermäßig zwischen diesem und dem fleißigen und soliden Handwerker gezogen wird! In welchen Abgrund von Elend, Lebensnoth, materieller und gemüthlicher Misere lassen uns die discreten Andeutungen blicken, die Fragstein gerade hier von dem versteckten Streberthum, den heimlich geführten Conduitenlisten, dem Protectionswesen, endlich von der Machtlosigkeit gegenüber inhumanen Vorgesetzten, ja von dem Aufgeben der gesammten Persönlichkeit im niederen Beamtenstande vorführt!

Vielleicht ist es uns gelungen, durch die hier versuchte kurze Inhaltsangabe des Fragstein'schen Buches das Interesse des Lesers so weit zu wecken, daß er einen Blick in das Buch selbst thut. Damit wäre denn auch die Frage beantwortet, ob dasselbe überhaupt Anspruch auf das Interesse eines Leserkreises der bevorzugten Stände hat. Gerade in diesen muß die Theilnahme an dem soliden, ehrbaren Handwerk wieder erwachen — gerade sie müssen sich erinnern, daß wir im letzteren ein starkes Bollwerk gegen die destructiven Tendenzen unserer Zeit besitzen, daß das einfache Verhältniß zwischen dem Handwerker und dem Werk seiner Hände eins jener moralischen Fundamente ist, auf denen unsere gesellschaftliche Ordnung sich aufbaut. Wenn uns so das Auge in richtiger Weise für die Vorzüge des Handwerkerstandes geöffnet ist, so findet sich auch wohl einmal die Gelegenheit, demselben junge Kräfte empfehlend und rathend zuzuweisen.

Feuilleton.

Fam.

Von Carit Etlar.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Emil Jonas.

(Schluß.)

Der Herr auf dem Kutscherbock hatte die Zügel um den Arm geschlungen und mußte alle seine Kräfte anwenden, um die scheuen und stöhnenden Pferde zu halten. Als sie vorhin gegen Karens Hütte empor trabten, lief ein Fuchs über den Hohlweg, die Pferde wurden scheu, sprangen zur Seite und würden durchgegangen sein, wenn der Kutscher nicht im letzten Augenblick sie gezwungen hätte, in die Haide zu laufen. Dadurch wurde ihre Fahrt gehemmt, weil es unmöglich war, den schmalspurigen Wagen durch das Moos und die ellenhohen Büsche zu schleppen.

Auf dem Rücksitz lag eine reizende, kostbar gekleidete junge Dame ausgestreckt in einer theatralischen Stellung, die zu erkennen geben sollte, daß sie in Ohnmacht gefallen sei, was sie jedoch nicht hinderte, hin und wieder einen spähenden Blick aus ihren großen Augen zu senden, um zu beobachten, was vor sich ginge. Der Skaber Müller beruhigte die stöhnenden Pferde, indem er sich vor sie stellte und ihre Halfter ergriff. Der Herr erklärte hierauf, was geschehen war.

„Als ich nach Dir rief, hätten sie mich fast übermannt. Warum dauerte es so lange, ehe Du kamst?“

„Ich gebrauchte Zeit, um hierher zu gelangen und um zu überlegen, ob ich überhaupt kommen sollte. Nun kann Er getrost die Zügel fahren lassen; so lange ich sie halte, laufen die Pferde nicht davon. Er macht sie nur scheu, wenn Er fortwährend die Zügel am Munde rührt. Und wie sieht das hier aus? Die Halskoppel des einen Pferdes ist ja entzwei und es blutet. Er versteht sich wahrscheinlich nicht recht darauf, mit Pferden umzugehen.“

Das Herrchen lachte laut. Er steckte beide Hände in seinen großen gelben Fahrmantel und rief: „Sofie, Sofie, wie geht es Dir, mein süßes Kind? Hörst Du, was der Mensch sagt: ich verstehe mich nicht auf Pferde.“

Die Dame schien aus der langen Bewußtlosigkeit zu erwachen, sie streckte sich gemächlich auf dem Sitz und rief mit matter und gebrechlicher Stimme:

„Ich habe bisher geglaubt, daß es gewiß das Einzige ist, was Du verstehst; aber heute beginne ich zu zweifeln. Du hast mich vorhin in eine augenscheinliche Lebensgefahr gebracht. Ich fahre nicht mehr mit Dir; steige mit mir aus und schau nicht so einfältig drein.“

„Sprich doch leise; der Mensch kann ja jedes Wort hören. — Du wirst doch genöthigt sein, zu fahren, meine Beste, denn wie willst Du sonst nach Hause kommen?“

„Ich kann gehen.“

„Anderthalb starke Meilen durch Haide und Gebüsch, und mit solch kleinen niedlichen Füßen. — Ich danke schön, das läßt Du wohl bleiben.“

„Dann soll der Bauersmann dort wenigstens uns kutschiren, sonst bleibt es, wie ich gesagt habe; ich vertraue mein Leben Dir nicht mehr an.“

„Sei doch vernünftig, mein Mätzchen, mein liebes Mätzchen! Warte nur, bis wir die Halskoppel in Ordnung gebracht haben, dann setzen wir uns wieder auf den Wagen und rollen davon. Sieh nur, wie ruhig die Pferde stehen, gerade wie Lämmchen. Morgen fahre ich zu Scheels hinüber und kaufe die zwei Schimmel, deretwegen Du mich schon so oft geplagt hast. Willst Du nun also mein süßes, kleines Weibchen sein?“

Die Versprechungen des Gemahls schienen beruhigend zu wirken; sie riefen sogar ein zartes Lächeln hervor.

„Nun gut“, sagte sie, „aber Du wirst doch nicht wollen, daß ich hier draußen in der brennenden Sonne, Gott weiß wie lange, stehen soll. Höre, mein lieber Bauersmann, ist denn keine Hütte oder dergleichen in der Nähe, wo ich ausruhen und warten kann. Ich möchte eine Schale Milch, denn ich bin durstig, sehr durstig.“

Der Herr kniff seine Lorgnette ins Auge und sah sich nach allen Seiten um. „Dort oben liegt ja eine kleine Hütte; ist sie vielleicht die Deine?“

Der Müller Karstens richtete sich empor und erwiderte mit einem behaglichen Selbstgefühl: „Ich bin Besitzer der Skaber Mühle, wenn Er weiß, was das ist. In dem Hause dort oben haben sie keine Milch zu verkaufen.“

„Wir werden ja sehen. Bleiben Sie hier bei den Pferden und machen Sie uns den Kummet zurecht. Komm' nun, mein süßes Ding.“

„Es ist Niemand in dem Hause“, sagte der Müller.

„Ich sehe ja ein Frauenzimmer dort oben stehen.“

„Nun ja, dann geht nur immer hin, da Ihr es durchaus wollt; ich folge, denn ich muß mir einen Strick leihen, um eine neue Koppel zu machen.“

Er rief einen Hirten herbei, der in einiger Entfernung sich auf einen kleinen Hügel gestellt hatte, um zu beobachten, was hier vorgehe. Der Müller bat ihn, die Pferde zu halten, während er fortgehe.

„Ich muß Ihnen wohl etwas für Ihre Mühe anbieten, Skaber Müller“, sagte der fremde Herr, „da haben Sie zwei Silberthaler, sind Sie nun zufrieden?“

„Ich habe nichts für meine Mühe verlangt“, sagte der Müller. „Er würde gewiß besser thun, Andere zu beschenken.“

„Was meinen Sie?“

„Das wird Er recht bald erfahren.“

„Komm, Leopold, laß uns gehen“, flüsterte die Dame; „der Müller ist ein ekelhafter Mensch! — Gibt es hier Vipern in der Haide?“ fragte sie bald darauf.

„Sehr viele“, antwortete Jens Karstens.

„Können sie durch meine Stiefel beißen?“ fragte sie, indem sie einen kleinen reizenden Fuß zeigte.

„So leicht, wie Sie in einen Eierkuchen beißen können. Aber die Schlangen beißen nicht, wenn der Thau fällt.“

Als sie sich dem Hause näherten, stand Karen da und starrte ihnen entgegen. Die untergehende Sonne warf ihr

Digitized by Google

rothes goldenes Licht über ihre schlanke Gestalt. Sie glich einer Steinsäule, so unbeweglich stand sie dort mit gefalteten Händen.

Gedanken und Gefühle, die, wie sie glaubte, sie hier auf der Haide nicht erreichen würden, gewannen ein neues Leben. Waren es die glücklichen Tage oder der spätere Kummer über dieselben, was in diesem Augenblick am lebhaftesten vor ihrer Erinnerung stand? Gott allein weiß es.

Der Herr ging vornübergebeugt und mit langen Schritten durch die Haide und jedesmal, wenn er sich nach seiner Frau umkehrte, die ihm mit kleinen Schritten nachbalancirte, zeigte sein mageres und verlebtes Gesicht ein geistloses Lächeln.

„Still!" rief die Dame plötzlich, indem sie stehen blieb. „Hörst Du?"

„Ich höre nichts, mein süßes Weibchen! Laß uns nur weiter gehen."

„Wir haben Zemira im Wagen vergessen, höre nur, wie sie klagt. Du mußt sofort zurückgehen, Leopold, und sie holen."

„Ach, laß das dumme Thier da unten nur warten, bis wir wieder zurückkommen; es stirbt nicht davon."

„Was sagst Du, Zemira ein dummes Thier! Willst Du nicht gehen, wenn ich es wünsche? Sieh nur, daß Du schnell dahin kommst, oder ziehst Du vielleicht vor, daß ich selbst sie holen gehe?"

Der Mann antwortete mit einigen unverständlichen Worten, indem er sich auf dem Absatz herumdrehte und äußerst widerwillig nach dem Wagen zurückging. Etwas später kam er mit dem kleinen feinen Windspiel wieder, das von seiner Herrin umarmt, geküßt und geliebkost wurde.

Karen war in die Hütte gegangen, hatte ein grünes Leibstück angezogen und eine lange blaugestreifte Schürze vorgebunden, unter welcher ihre nackten und sonnverbrannten Füße sichtbar waren.

„Die Leute dort verlangen etwas zu trinken", sagte der Müller in einem rücksichtslosen und übermüthigen Tone, der augenscheinlich die Fremden ärgerte.

„Könnt Ihr uns einen Trunk Milch für gute Worte und Bezahlung verschaffen?" fügte der Gutsbesitzer hinzu. — Plötzlich veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Es wurde blaß, und er rief in einem Tone, der nicht ganz natürlich war: „Aber was Teufel . . . Karen Hansen! Irre ich mich, oder bist Du es? Was thust Du hier?"

„Ich wohne bei der Bäurin hier oben und mache Grapen", antwortete sie mit einer Stimme, die etwas undeutlich klang unter der Bewegung, über die sie Herr zu werden versuchte.

„Du hast also Bekanntschaft hier in der Gegend? Woher kennst Du das Bauermädchen?" fragte die Dame erstaunt.

„O, ja", bemerkte der Müller brutal, indem er die Schulter zog. „Der Herr kennt Karen ziemlich genau."

„Sie ist es ja, die meine selige Mama von klein auf daheim auf dem Hofe hatte", äußerte der Herr schnell und in sichtbarer Verlegenheit. „Komm, laß uns ins Haus gehen und sehen, ob wir etwas zu trinken bekommen. Nun werde auch ich durstig."

Er schritt voran und die Dame folgte ihm. Ihre forschenden Augen verweilten abwechselnd auf dem Mädchen und ihrem Mann. Es schien, als ob sie jetzt plötzlich den früheren Unwillen des Müllers, sie mit den Bewohnern der Hütte zusammenführen zu wollen, begriff.

Der Gutsherr nahm Platz auf einer Bank draußen am Brunnen, während die Anderen in die Stube gingen. Er trug noch immer die reizende Zemira und schien offenbar nicht sehr von der Begegnung mit Karen erbaut zu sein. Er pfiff indeß und liebkoste den Hund. Jedesmal wenn dieser den Versuch machte, zu entlaufen, warf er erst einen scheuen Blick nach der Thür, um zu beobachten, ob Jemand ihn bemerke; dann bekam Zemira einen Schlag, der auf eine Weile sein Gelüste, ihm zu entrinnen, beruhigte.

Bald darauf trat die Dame wieder aus dem Hause heraus.

„Ich muß frische Luft haben, man erstickt da drinnen vor Torfrauch. Ich bekomme den Geruch nicht aus meinem Haar in den ersten vierzehn Tagen. Das, was die Leute hier Milch nennen, ist auch nicht zu trinken."

In demselben Augenblick stieß Karen einen durchdringenden Schrei aus, schlug die Hände zusammen und lief, so schnell sie konnte, nach dem offenen Platz, wo sie ihre Töpfe machte. Dort hatte sich indeß folgender Auftritt ereignet.

Während sie ins Haus ging und Niemand auf die kleine Mißgestalt achtete, die in der Nähe an den Pfahl gebunden war, hatte der Knabe diesen losgerissen und sich unbemerkt nach dem großen Grapenstapel, der bereits zum Brennen zusammengestellt war, geschlichen. Er bohrte sich zwischen das fertige Geschirr, zerbrach die Gefäße und verschonte nicht einmal die großen Töpfe, auf welchen der Müller kurz vorher seine Kunstwerke angebracht hatte. Die beiden letzten Dragoner verschwanden unter den vernichtenden Händen des kleinen Wechselbalges gerade in dem Augenblick, als Karen herbeigelaufen kam.

Sie brach in Thränen aus. Der Müller und die beiden Fremden umringten sie.

„Aber, Du guter Gott, was ist das für ein abscheuliches kleines Ungeheuer?" rief die vornehme Dame.

„Das ist mein Kind", sagte Karen und zog den Knaben an sich, indem sie beide Arme um seinen Hals schlang.

„Sollte man glauben, daß das ein menschliches Wesen sei", fuhr die Dame fort. „Wer ist denn der Vater dieser Mißgeburt?"

„Der steht hier", antwortete der Müller, indem er seine Hand auf die Schulter des Gutsherrn legte.

„Du, Leopold?" rief die Dame mit einem Aerger, der seinen Ausdruck in jedem Zuge ihres bleichen Gesichtes fand. „Du schweigst also! Hörst Du, wessen der Mensch dort Dich beschuldigt?"

„Das ist ja lange, bevor ich Dich kannte", antwortete Leopold mit einem Freimuth, als ob er eine hinlängliche Entschuldigung hervorgebracht hätte.

„Sehen Sie nur recht die Beiden an, den Vater und den Sohn", meinte der Müller boshaft. „Meinen Sie nicht auch, sie sehen einander ähnlich?"

„Laß uns gehen, Leopold, und gib ihr ein paar Schillinge für die Milch."

„Ich habe kein kleines Geld, sondern nur einen Fünfthalerschein bei mir", sagte Leopold, nachdem er seinen Geldbeutel untersucht hatte.

„Gib ihr die fünf Thaler und komm dann."

Leopold nahm die Note, aber die Dame legte ihre kleine behandschuhte Hand auf die seine. „Das sind ja zwei Fünfthalerscheine", bemerkte sie.

Leopold machte eine ungeduldige Grimasse, während seine Frau die eine Note in den Geldbeutel zurücklegte und die andere Karen übergab. Darauf wandte sie sich um und ging hinab zum Wagen.

Leopold blieb einen Augenblick stehen, indem er seinen Ueberrock zuknöpfte. Er warf einen scheuen Blick auf seine Frau und wandte sich nach Karen um. Seine Augen bekamen einen unheimlichen Glanz, und er flüsterte: „Du sollst mehr Geld von mir erhalten, darauf kannst Du Dich verlassen. Ich komme an einem der nächsten Tage wieder."

Er wollte gehen, aber der Müller griff ihm in den Rücken des langen Ueberrocks, drehte ihn gegen Karen um und zwang ihn in die Knie vor ihr.

„Sie soll nicht mehr Geld von Dir haben, Schuft! Und wenn Du jemals Dich wieder hier hinaufwagst, dann breche ich Dir das Genick, darauf kannst Du Dich verlassen, denn das sagt der Skaber Müller."

Leopold erhob sich geduldig, als die vernichtende Hand des Müllers ihn losließ. Er fand sich durchaus nicht veranlaßt, auf die Worte des Müllers zu antworten.

„Kommst Du endlich, mein Bayard sans peur et sans reproche!" rief die Dame, die in einiger Entfernung stehen geblieben war und beobachtet hatte, was dort vorging.

„Wie wird es nun mit der Halskoppel?" fragte der Gutsbesitzer.

Der Müller warf ihm einen Strick zu.

„Nimm das und mach' Dir selbst eine Koppel und dann

Digitized by Google

hänge Dich auf! Ich mag nichts mehr mit Euch zu thun haben."

Leopold nahm den Strick, pfiff und entfernte sich. Bald darauf verschwand auch der Wagen auf dem Wege.

Jens Karsten und Karen waren wieder allein. Sie hatte die Schürze über ihren Kopf hinaufgezogen und saß und weinte. Der Brachvogel pfiff, die Sonne ging unter und ein tiefer Friede ruhte auf der Gegend. Der Müller legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Wie wird es nun mit uns Beiden?" fragte er, indem seine Stimme, die bisher so barsch gewesen, eine unendliche Weiche annahm. „Sage ja, Karen, stehe Dir nicht selbst im Wege."

Sie antwortete nicht, sondern weinte nur noch lauter und schüttelte den Kopf.

„Und einen solchen Halunken konntest Du lieben? Einen Mehlsack auf einem Besenstiel? Ich begreife Euch Frauenzimmer nicht."

Sie ließ die Schürze von dem verweinten Gesicht herabfallen, küßte die Hand des Müllers und flüsterte: „Das Schlimmste ist, daß ich ihn noch immer lieb habe, Jens Karsten."

„Und Du willst nicht Müllerin werden?"

„Ich will hier bleiben, mein Fam betrachten und Töpfe machen."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Weg zum Herzen.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolph L'Arronge.

Der Director des Deutschen Theaters, dessen erstes Debüt als Theaterdichter auf der von ihm geleiteten Bühne, die Dramatisirung von Dickens' „Heimchen auf dem Herde", ziemlich unglücklich ausgefallen, hat nun mit seinem zweiten Versuch völlig jene Scharte ausgewetzt. Den unglücklichen Einfall, sich neben einen Dichter wie Boz zu stellen, hat er ganz aufgegeben. Er gibt sich hier, wie er ist, als Hausdramatiker des behäbigen Mittelstandes. Ort der Handlung: ein noch an die Provinz gemahnendes Viertel der Reichshauptstadt; Personen: deutsche Spießbürger; die Scenerie zeigt die „gute Stube". Aber L'Arronge folgte doch wieder nicht ganz seinem guten Genius. Er, der im Volksstück originell ist, wandelt hier auf den Pfaden der Schwankdichter. Sein angebliches Lustspiel ist nichts weiter als eine Lustspielposse im Sinne Moser's und Rosen's. Das Dramatische weicht dem nur Theatralischen. Eine winzig kleine Handlung wird von Nebenactionen und Episoden, Situationsspäßen und Zwischenfällen überwuchert und erdrückt. Solange der Autor an der Grundidee festhält, wird er breit und langweilig; sobald er den Faden verliert und auf Gerathewohl der Situationskomik folgt, ist er frisch und fesselnd. Bei einer bloßen Erzählung der Handlung würde er jedenfalls zu kurz kommen, weil eben der Hauptaccent auf die Episode gelegt ist. Worin der Weg zum Herzen eigentlich besteht, hat wohl kein Zuschauer verstanden, trotzdem in lehrhaftem Tone ein aphoristisches Werk, das auf dem Tische liegt, öfter citirt wird. „Liebe weckt Liebe" und andere Gemeinplätze werden uns da als Emanationen höchster Weisheit angepriesen, aber L'Arronge vergißt gänzlich die Probe auf das Exempel.

Diejenige Handlung, die den breitesten Raum in seinem Stück einnimmt, verarbeitet das herkömmliche Kleidertausch-Motiv aus Kotzebue's Repertoire, freilich viel complicirter und unklarer. Ein junges Mädchen öffnet eine fremde Brieftasche und verwischt die Spuren ihres leichten Vergehens, indem sie mit ihrem Federmesser das Taschenfutter auftrennt, so daß das gleich wieder zurückgestellte Portefeuille in den Rockschoß fällt. In Folge dessen wird die Brieftasche lange vergeblich gesucht. Der Eigenthümer ist über den Verlust untröstlich, denn die Brieftasche enthielt nicht nur die Photographie seiner Schwester, sondern auch seine ganze Baarschaft. Dadurch bekommt die Angelegenheit einen kriminalistischen Beigeschmack, der dem Freunde des Geschädigten, dem Assessor v. Schott, höchst sympathisch ist. Als echter Staatsanwaltschafts-Kandidat wittert er in dem harmlosen Backfischstreich einen Kriminalfall, womit er sich die ersten Sporen zu verdienen hofft. Er untersucht, verhört, macht Jagd auf Indicien. An letzteren fehlt es nicht, denn der Backfisch hat das Taschenmesser im Rockfutter vergessen. Natürlich klärt sich die Verbrecheratmosphäre nur zu bald auf. Die Brieftasche findet sich, das Geld liegt noch unberührt darin, doch unser „zukünftiger Justizminister" gibt sich damit nicht zufrieden. Er muß den mysteriösen Fall aufklären. Es ist nun sehr komisch, wie er sämmtliche Bewohner des Hauses aushorcht, indem er dabei mit dem Federmesser spielt und die Aufmerksamkeit der Verdächtigen darauf zu lenken sucht. Auf die Einen übt es gar keine Wirkung aus; die Anderen macht es nervös; nur die hübsche Martha reklamirt es sofort als ihr Eigenthum. Also sie war die Diebin! Schließlich kommt der Assessor auch noch hinter das Geheimniß, weshalb sie sich vergangen hat. Die Liebe verleitete sie. Sie wollte die Photographie der Braut des Assessors sehen, die sie in der Brieftasche seines Freundes vermuthete. Folglich liebt sie ihn! Ueber diese Entdeckung ist der Inquirent um so erfreuter, als auch sein Herz in seinem Verhör sich arg verwickelt und verstrickt hat. Er verurtheilt die Schuldige zur Gefangenschaft auf Lebenszeit . . . Zum Glück ist ja die Ehe keine Einzelhaft.

Der Autor braucht drei Acte, um uns diese Nichtigkeit darzustellen, denn der vierte könnte füglich gestrichen werden, ganz ohne Schaden. Im Gegentheil, dann würde das Stück, das jetzt im Sande verläuft, in einer Liebesscene ausklingen, die unstreitig zum Besten gehört, was L'Arronge geschrieben hat. Das Duett zwischen dem verliebten Untersuchungsrichter und der liebenden Angeklagten ist ein reizvolles Gemisch von Ernst und Laune, Schalkhaftigkeit und Gemüth. Es wurde im Deutschen Theater von Herrn Kadelburg und Fräulein Sorma trefflich wiedergegeben.

Die übrigen Nebenhandlungen stehen mit dieser Haupt- und Staatsaction in gar keinem Zusammenhang, nehmen aber doch den breitesten Raum ein. Die traditionelle Lustspielmutter von adeliger Herkunft die immer von ihrer Mesalliance spricht und ihren bürgerlichen Pantoffelhelden nobilitiren möchte, gehört schon zu den Invaliden der deutschen Komödie, und den heftigen, aber gutmüthigen Haustyrann, als dessen klassischer Prototyp Goldoni's bourru bienfaisant gelten kann, hat uns L'Arronge selbst schon in seinem Doctor Klaus vorgestellt. Hier läßt der Griesgram einen langjährigen Angestellten, der hundert Thaler verloren hat, als Dieb verklagen, poltert und wüthet und freut sich dann aber am meisten und weint wie ein Kind, als sich seine Unschuld herausstellt. Endlich erneuern wir noch die Bekanntschaft mit einem ungleichen Brautpaar — sie ein geistreichelnder Backfisch, er ein naiver Landwirth, der nur für Stallfütterung und Drainage schwärmt; sie „entloben" sich munter, als sie dem schneidigen Assessor tiefer in die Augen guckt und er eine interessante Ballbekanntschaft aus Malchin wiederfindet. Diese Wandlung der Charaktere ist wohl der wundeste Punkt des neuen Stückes. Mit dem dritten Act ändern fast sämmtliche Personen ihr Wesen. Der weichherzige, alberne Albumfabrikant Kern, der bisher nur komische Figur war, will mit einem Male rührend und tragisch wirken, aber seine Thränen wecken nicht das Mitgefühl des Publicums, seine Energie ruft blos ein Schütteln des Kopfes hervor, und Niemand glaubt ihm seinen Heroismus. Ganz derselbe Wandel geschieht in dem Zwischenact mit seinem Brummbär von Bruder, der mit einem Male vernünftig wird. Am bedenklichsten ist dieser Zwiespalt der Natur in der mesalliirten Frau, die aus einem adelstolzen, unausstehlichen Hauskreuz im Nu ein gutes, braves Bieberweib wird. Allerdings ist die Lection, die ihr gegeben wird, ziemlich stark. Es wird ihr bewiesen, daß sie sich auf ihre hochgeborene Familie gar nichts einzubilden braucht, alldieweil ihr väterlicher Urheber nur dadurch dem Ruin und der Schande entgehen konnte, daß der bürgerliche Schwiegersohn heimlich für ihn eintrat. Aber gleichviel, diese plötzliche Bekehrung von völliger Liebelosigkeit zu überströmender Zärt-

Digitized by Google

lichkeit ist allzu unglaubwürdig, um nicht als Heuchelei verdächtig zu werden.

Trotz all dieser Fehler und zahlreicher gesellschaftlicher Unmöglichkeiten fesselt das Stück, denn L'Arronge kennt eben genau den Weg zum Herzen seines Publicums. Die behaglichen Lebensbilder aus der bürgerlichen Wohnstube, die gesunde Philistermoral, der harmlose Humor, die theatralische Findigkeit der Situationskomik müssen ja ein deutsches Durchschnittspublikum anmuthen. Mag man es auch beklagen, daß L'Arronge überall nur auf der Oberfläche bleibt, so wird man es doch freudig anerkennen, daß diesmal die langathmigen Moralpredigten von Doctor Klaus, Ehren-Körner („Hasemanns Töchter") und Biedermaier Lonei unterbleiben. Verläuft auch Alles in der Ebene, ohne Spannung und tieferes Interesse, so sind doch genug lustige Episoden und muntere Einfälle als Retter vor der Langenweile da. Auf dem glatten Parket des feinen Conversationsstücks gleitet L'Arronge unfehlbar aus, aber der gemüthlich-frohsinnige Plauderton des Spießers steht ihm dafür um so besser zu Gesichte. Die heiteren Episoden sind manchmal possirlich, oft possenhaft und nicht eben geschmackvoll, doch immer reinlich und zweifelsohne; öfter muß allerdings auch der plumpe Theaterbehelf eintreten. Einen wirksamen, im Grunde jedoch derb burlesken Actschluß bietet die Scene, wo der schüchterne Albumfabrikant sich auf die Audienz beim König vorbereitet; er hat alle möglichen Fragen Sr. Majestät und seine Antworten aufgeschrieben und memorirt, und ein Dienstmädchen hört ihm die Lection ab und sagt die Stichwörter. Wie groß ist aber sein Erstaunen, als er sich, katzbuckelnd und in Ehrfurcht ersterbend, vom Spiegel abwendet und statt des dienstbaren Geistes seinen schmähsüchtigen Bruder vor sich stehen sieht, der ihm mit wahrhaft großartiger Miene, jeder Zoll ein König, die Thüre weist.... Auch der alte Witz, daß zwei Fröhliche wetten, wer am längsten ernsthaft bleiben kann, wird neu aufgestutzt. Endlich scheint das Telephon unser unentbehrlichstes Lustspiel-Requisit werden zu wollen: es dient hier als neuer Factor in der herkömmlichen Belauschungsscene und verräth die zartesten Herzensgeheimnisse. „Schluß!" muß da auch die Kritik rufen. Z.

Opern und Concerte.

„Der Trompeter von Säkkingen", Oper von Neßler. Concerte: Singakademie, Albert Becker's „Reformations-Cantate"; Rheinfelder's „Christophorus". Concert des Frl. Hohenschild.

Wer kennt nicht Scheffel's „Trompeter von Säkkingen"? Ist er nicht die populärste Gestalt der neueren deutschen Dichtung? Muß nicht eine Oper, welche diesen Stoff mit einigem Geschicke musikalisch behandelt, einen sehr bedeutenden Erfolg erringen?

Herr Neßler ist nun gerade der rechte Mann, um solche „populäre" Oper zu componiren, d. h. eine, die dem großen Opernpublicum recht gut gefällt und vom strengeren, aber gerecht denkenden Beurtheiler einige Anerkennung erhalten muß. Er hat auch einen Textdichter gefunden, der ganz zu seiner musikalischen Auffassung paßt, allen höheren Schwung vermied, aber „mit autorisirter theilweiser Benutzung der Idee und einiger Originallieder aus Scheffel's Dichtung" die sentimentalen Theile gehörig benutzte und mit einigen gemüthlich-komischen Zuthaten aufputzte. Herr Bunge läßt den „Werner Kirchhof" im Vorspiel mit einigen Studenten und einer Compagnie Landsknechte im Heidelberger Schloßhofe ein Gelage halten und das bekannte Ständchen der Kurfürstin bringen, dann mit den Landsknechten Raufereien beginnen; vom Rector Magnificus (der mit Fackelträgern herbeieilt) relegiren und mit den Commilitonen sich der Schaar der Landsknechte zugesellen. Im ersten Acte beschützt der Held im Fridolinsfest zwei Damen gegen grobe Bauern: Maria von Schönau und die geschiedene Gräfin von Wildenau, Schwägerin des Freiherrn von Schönau, die auf dessen Schlosse als Mariens Ehrendame lebt. Der zweite und dritte Act spielen auf dem Schlosse die bekannte Liebesgeschichte ab, die aber nicht, wie in der herrlichen Dichtung Scheffel's, dem Vater durch des Trompeters Werbung bekannt ward, sondern durch die Mittheilung der alten Gräfin. Im vierten Acte stürmen die Bauern das Schloß. Werner erscheint mit den Landsknechten als Retter, wird am Arme verwundet und durch ein Maal am Arme von der alten Gräfin als ihr einst von Zigeunern geraubter Sohn erkannt. So viel Ausrufungszeichen (!), als wir hier stellen möchten, dürfte der Drucker nicht vorräthig haben — und was wird der Leser sagen, wenn wir ihm erzählen, daß gleich bei der ersten Begegnung die Gräfin von dem Werner erfährt, er sei als Kind von Zigeunern geraubt worden, daß sie dann bemerkt, gerade so alt wäre mein Sohn und doch nicht daran denkt, diesem „Landsknecht, der nicht von Adel", weiter nachzuforschen, dagegen ihn im Schlosse schalten und walten zu läßt?

Trotz dieser Unbegreiflichkeiten ist das Textbuch nicht ungeschickt gemacht; überall, wo hausbackener Humor ausreicht, hat der Textdichter Wirksames erdacht. Der alte Freiherr, die Gräfin, der Landsknecht-Werber, der später mit den Helden überall herumzieht, der junge Graf Damian sind theils humoristische, theils komische Gestalten, die den Zuschauer „amüsiren". Und so ist die Musik; es läßt sich gar vieles dagegen sagen, die Motive sind oft trivial, die Instrumentation von der bequemsten Gattung, dem Orchester wird niemals die geringste Selbstständigkeit zugemuthet, wenn nicht gerade der Solo-Trompeter zu thun hat, die Melodien bewegen sich meistens im gemüthlichen Abt-Rücken-Tone; aber sie werden niemals langweilig. Wir können also von jeder Einzelbesprechung absehen, da wirklich nichts als besonders hervor- oder hinabragend bezeichnet werden kann*). Die Oper wird also wohl überall viele Freunde und Freundinnen finden und daher den Directoren und Intendanten volle Häuser bringen, und „gute Ziffern sind die besten Kritiker", sagte mir einmal ein Hoftheater-Director. Die Vorstellung war brillant: Fräulein Beeth als Maria, Frau Lammert als Gräfin, Herr Oberhauser als Werner, Herr Krolop als Konradin, Herr Fricke als alter jovialer Freiherr verdienen das beste Lob; auch die kleinen Rollen waren sehr gut besetzt, nur die Chöre konnten besser sein. Das Publikum zeigte sich sehr belebt, man rief die Darsteller öfters stürmisch, nach dem dritten Acte — dem Abschiede Werners von Marien — auch den Componisten, der nicht anwesend war, für welchen der Director Herr v. Strantz dankte.

Ueber die neue Operette von Millöcker „Der Feldprediger", Text von Wittmann, werden wir in der nächsten Nummer berichten.

An Concerten sind hervorzuheben das der Singakademie, welches zwei neue interessante Werke brachte: Reformationscantate von Albert Becker und „Christophorus" von Rheinsberger. Das erstgenannte war für die Lutherfeier componirt und gehört unbestreitbar zu den bedeutendsten Schöpfungen der Neuzeit in dieser Gattung. Albert Becker hat sich schon vor einigen Jahren durch seine B-moll-Messe, welche ebenfalls von der Singakademie aufgeführt wurde, einen sehr geehrten Namen in der Kunstwelt erworben, er ist vielleicht der einzige Componist, der auf dem Boden der neuen Richtung in der Harmonik und Instrumentation stehend, doch die strengste Form mit geschicktester Künstlerhand zu behandeln weiß. Das hat er neuerdings an dieser Cantate bewiesen, in welcher die schwierigsten contrapunktischen Choral- und Fugen-Führungen, in gleichem Maße formell kunstgerecht und wohllautend, dem Hörer und Kenner Hochachtung abgewinnen. Der Schwerpunkt liegt in den Chören; die Soli sind theilweise sehr schön, wie die Arie „Christenherz", ein Duett „Selig" und ein ganz gewaltiges Baßsolo „Wer nicht am Kreuze" Aber sie sind doch ein wenig monoton gehalten, während die vielstimmigen Nummern ganz ungewöhnliche Erfindungskraft beurkunden. Das Werk hinterließ einen allgemeinen tiefen Eindruck. Nicht dasselbe Lob läßt sich der Legende „Christophorus" von Rheinsberger für Soli, Chor und Orchester zollen, die mehr der Gattung allgemein verständlicher als der hohen religiösen Kunst angehört. Ein paar Chöre klingen sehr hübsch, aber die Soli

*) Nur unter dem Texte wollen wir bemerken, daß das „Leitmotiv" vom Muskateller, des alten Freiherrn, das öfters anklingt, doch gar zu trivial ist.

Digitized by Google

erscheinen doch zu sehr für den Zweck angelegt, den Hörern einen religiösen Stoff in bequemster Form vorzubringen. Daß die Orchestration und Stimmführung überall ausgezeichnet sind, ist bei Rheinsberger selbstverständlich. Aber der Stoff verlangt mehr als Das Der Riese Christoph sucht nach einem mächtigen Herrn, dem er freiwillig dienen will. Der große König, zu dem er zuerst kommt, erschreckt vor dem Satan; Dieser, in dem der Suchende den Mächtigsten erblickt, erschreckt vor dem Kreuze; und der Eremit, der vor dem Kreuze kniect und den der Riese befragt, weist ihn an, demüthigere, friedliche Dienste zu leisten, um die Gnade des Mächtigsten, Gottes Sohn, zu gewinnen. Hier mußte die tiefinnigste, mysteriöseste Kraft der Tonkunst entfaltet werden — nicht das allgemein bequem Verständliche.

Unter den Solisten-Concerten hat das des Fräulein Hohenschild den besten künstlerischen Erfolg gehabt. Fräulein Hohenschild, die seit einigen Jahren hier nicht aufgetreten war, hat in Händel'schen Arien, Schubert'schen und Brahms'schen Liedern Beweise der fleißigsten und erfolgreichsten Studien gegeben und die einstimmige Anerkennung der Kenner erlangt. Sowohl ihre Behandlung der Stimme als der Vortrag waren vortrefflich, und sie zählt jetzt zu den Concertsängerinnen ersten Ranges.

H. Ehrlich.

Notizen.

Besucher aus dem Jenseits. Von Stuart C. Cumberland. Breslau, S. Schottländer. Diese Brochure ist lediglich die Geschäftsreclame eines reisenden „Künstlers", der es nicht auf die Förderung der Wissenschaft, sondern auf das „Geldmachen" abgesehen hat. Die uncollegialische Rücksichtslosigkeit, mit der er verschiedene Kunstgriffe anderer Medien aufdeckt, hüllt sich zwar in das Gewand moralischer Entrüstung, allein der praktische Zweck derselben ist zu durchsichtig, als daß man diese Tiraden ernst nehmen könnte. Cumberland hat offenbar nur deshalb „aus der Schule geplaudert", um sich auf diesem Wege in das Vertrauen hochgestellter Persönlichkeiten einzuschleichen, die ihm sonst unzugänglich gewesen wären, und hat die mit diesen Mitteln errungene Position doch nur dazu benutzt, seinen positiven Leistungen als Medium Geltung zu verschaffen. Ueber die Art, wie er vorgestellte Ziffern erräth, sagt er nur, daß sie physisch erklärbar und durch unwillkürliche Muskelbewegungen vermittelt sei; aber die hochinteressanten Aufschlüsse, welche er über diese, meines Wissens hier zum ersten Male vorgeführte Erscheinung hätte geben können, behält er wohlweislich für sich, um sich unliebsame Geschäftsconcurrenten fernzuhalten. So wäre es vor allen Dingen wichtig, zu erfahren, ob es unwillkürliche Schreibebewegungen der Finger, der Hand oder des Armes sind, die ihm als Anhalt dienen, ob er mit wachem Bewußtsein diese Bewegungen auffaßt und deutet, oder ob er ebenso unwillkürlich die Ziffern hinschreibt, wie der Andere sie in seinen Bewegungen verräth, ob, mit anderen Worten, sein Hinschreiben auf bewußter Reflexion der wachen Aufmerksamkeit oder auf unbewußten Actionen einer gesteigerten Reflexreizbarkeit mittlerer Nervencentra beruht. In letzterem Falle, der mir wahrscheinlicher ist, wäre Cumberland ein echtes Medium, und trüge seine „im hohen Grade entwickelte Perceptionsgabe" einen entschieden somnambulen Charakter; sein waches Bewußtsein wäre dann gar nicht der Errathende, sondern erführe erst aus den unbewußt hingeschriebenen Ziffern das Resultat. Cumberland hat von solchen psychologischen und physiologischen Problemen, die gerade jetzt mit besonderem Eifers von den Psychia- und Neurologen der verschiedenen Länder studirt werden, offenbar keine Ahnung. Er kennt nur die Alternative: Geisterhilfe oder Taschenspielerei, Wunder oder Betrug, und er schreibt in feuilletonistisch-marktschreierischer Manier für ein Publicum, das auf demselben naiv-unkritischen Standpunkte steht. Daß ein Medium der Regel nach ein mit abnormen psychischen Zuständen und nervösen Kräften ausgerüsteter Mensch, welcher mehr oder weniger bereit ist, durch Täuschung nachzuhelfen, d. h. ein zur Hälfte gut gläubiger Schwindler ist, daß Medien im somnambulen Zustande täuschen und betrügen können und doch im wachen Zustande von der Wahrheit der durch sie vorgetäuschten Erscheinungen eben so überzeugt wie die Zuschauer sein können, von alledem hat Cumberland keine Ahnung. Deshalb sind auch seine „Enthüllungen" ziemlich werthlos und auf ein Niveau kritikloser Gläubigkeit berechnet, wie es bei uns in Deutschland wohl nur ausnahmsweise gefunden wird. Welcher verständige Mensch wird bei uns den Erscheinungen einer dunklen Sitzung irgend welchen Werth beilegen! Wer von uns braucht erst von Cumberland zu lernen, daß Taschenspieler im Lösen und Abstreifen von Knoten und Stricken das Unglaublichste leisten! Welcher kritische Forscher wird mit einem Medium experimentiren, das nicht bereit ist, sich vorher und nachher der peinlichsten körperlichen Visitation zu unterwerfen! Wer wird sich um Klopflaute kümmern, welche die Stärke eines Muskelgeräusches nicht übersteigen! Nachdem die Vertheidiger des Spiritismus die Erklärung abgegeben haben, daß bei 95 Procent aller Materialisationserscheinungen keine räumliche Ablösung des „Phantoms" vom Medium stattfindet, kann der Identitätsnachweis von Erscheinung und Medium nicht mehr als Entlarvung gelten, sondern hat sich die kritische Untersuchung darauf zu richten, mit welchen Mitteln diejenigen Veränderungen am Medium bewirkt werden, durch die sich die angebliche Erscheinung von seinem gewöhnlichen Aussehen unterscheidet. Das über Slade's Schreibexperimente Gesagte bezieht sich auf ganz andere Versuchsbedingungen, als diejenigen, unter welche Slade vor Zöllner und Hellenbach arbeitete; letztere Erscheinungen bleiben durch das von Cumberland Beigebrachte gerade so unaufgeklärt wie vorher. Cumberland's Anerbieten von 20 000 Mark würde doch, um ernsthaft genommen zu werden, zunächst der sicheren Hinterlegung des Geldes bedürfen; übrigens ist die Erforschung der Wahrheit noch niemals auf dem Wege der Wette gefördert worden. Wer in den Medien bloß Betrüger sieht, wird zur Aufhellung des fraglichen Erscheinungsgebietes eben so wenig beizutragen im Stande sein, wie derjenige, welcher an Geister glaubt.

—nn.

Das Tagebuch aus Grönland. Roman von Wilhelm Jensen (3 Bde. Berlin, Otto Janke). Der neue Roman von Wilhelm Jensen gehört zu jenen fein ausgeführten und durchgeistigten Schöpfungen desselben, in denen er es unternimmt, scharf abgegrenzte Charakterzeichnungen aus dem modernen Leben zu geben und uns durch die psychologische Detailmalerei auf beschränktem Gebiete gleichsam einen Schluß auf das Ganze in der lebenden Menschheit zu ermöglichen. Am ehesten läßt sich dieser Roman dem früheren des Verfassers „Metamorphosen" vergleichen. Auch er spielt sich fast ausschließlich zwischen vier Personen ab, und es gehört wahrlich keine geringe dichterische Kraft dazu, gerade bei solcher Selbstbeschränkung den Leser bis zum Ende der drei Bände zu unterhalten und zu fesseln. Jensen hat diese schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Ganz ohne ermüdende Längen geht es im zweiten Bande freilich nicht ab; der dritte ist bis auf einige Bedenklichkeiten, die sich besonders aus der schwebenden Frage ergeben, ob das geschiedene und sich wiederfindende Ehepaar kinderlos geblieben oder nicht, vortrefflich durchgeführt. Der erste Band ist aber zweifellos der beste von den dreien. Das Tagebuch aus Grönland, das Eugen von Droste an seinen alten Freund Reben Falst von der Hagen. sendet, ist in seiner Art ein Meisterwerk. Ob es für den Roman selber zu breit angelegt ist, darüber ließe sich rechten. Wir unsererseits möchten kein Wort davon entbehren. Von Gelehrten und Reisenden ist uns neuerdings vielfach über das Leben in den arktischen Regionen berichtet worden; von einem Dichter noch niemals, und es gewährt einen eigenthümlichen, hohen Reiz, einmal einen solchen über jene Welt des Eises reden zu hören, die sicherlich in ihrer Art nicht weniger Poesie, undz war Poesie in der erhabensten und in der schaurig-gewaltigsten Gestalt birgt, als die der Tropen. Wie uns Jensen gelegentlich die letztere kraft jener ihm eigenen, dichterischen Intuition geschildert hat, so rollt sich hier die

Digitized by Google

Natur Grönlands in großartigen, packenden, poesievollen Bildern vor uns auf. Da lebt Alles, da wird Alles in fesselnde Beziehung zu dem Leben und Weben auf dem europäischen Festlande gebracht, es regnet von satirischen Seitenhieben, ja, eine förmliche satirische Culturgeschichte en miniature wird uns gegeben, und wieder in der Schilderung vom Untergange Austurbyrgs und seiner letzten beiden Bewohner gibt uns der Dichter mit das Eigenartigste und Höchste, dessen er überhaupt nur fähig ist. Vortrefflich ist überhaupt die feine, gedankenreiche Sprache des Buches. Sehr gelungen und ganz aus dem Leben gegriffen erscheint uns die Gestalt des „Helfers" und seiner Secte. Am originellsten erfunden aber ist der prächtige, in seiner Unverfrorenheit äußerst humoristisch wirkende Claus Olofsohn, eine Gestalt, die sich den mancherlei Jensen'schen Kernfiguren in seinen größeren Romanen würdig angereiht. „Das Tagebuch aus Grönland ist ein sehr erfreuliches und ein sehr eigenartiges Buch, aus dem man viel lernen kann. T—n.

Die Dresdener Gemäldegalerie. In ihren Hauptwerken geschildert von Paul Schumann. Erstes Heft: Peter Paul Rubens. (Dresden, Selbstverlag.) Paul Schumann ist ein junger Dresdener Kunsthistoriker, der sich vor einiger Zeit durch seinen, auch in der „Gegenwart" besprochenen Essay-Gedanken über „historische Kunst" bekannt gemacht hat. Seine Absicht ist jetzt, die Meisterwerke der Dresdener Gemäldegalerie, nach Schulen und Malern geordnet, in zwanglosen Heften für das große Publikum zu schildern, ein Unternehmen, das man nur dankbar begrüßen kann. Wir glauben auch, daß Schumann der rechte Mann für die rechte Sache ist. Er erfaßt seine Aufgabe mit großer Frische und Lebendigkeit, und gleich das erste Heft, das die Rubens'schen Bilder der Galerie eingehend beschreibt und erläutert, zeugt von tüchtigem Können, klarem Blick und lichtvoller Darstellung. Daß sich der Autor von dem üblichen Jargon der Kunstkritik möglichst frei hält, muß besonders anerkannt werden. Wir wünschen dem zeitgemäßen Unternehmen rege Theilnahme in weiteren Kreisen. T—n.

Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie sowie im täglichen Verkehr. Von Jens L. Christensen. Leipzig, B. Schlicke. „Ich bin der Doctor Eisenbart, kurir' die Leut' nach meiner Art", so kann der heißblütige Verfasser der vorliegenden Schrift von sich singen, denn er geberdet sich in derselben, als wäre es nun die allerhöchste Zeit, daß man der ganzen verrotteten Gesellschaft, die nur aus „verlogenen Hohlköpfen und Schwächlingen" besteht, endlich den alten Kopf ganz abschnitte und einen neuen, natürlich nach seinem Recept gebauten, aufsetzte. Was während der Operation mit dem armen Patienten vorgehen würde, daran denkt der seltsame Doctor nicht, und sein Buch gegen den „Bildungsschwindel" ist weiter nichts, als ein grandioser „Gedankenschwindel". Einige hervortretende Mißstände unserer Erziehungsweise zwar geißelt der Verfasser mit vollem Recht, aber er vergißt einerseits, daß dieselben von competenter Seite schon viel sachlicher und folglich auch wirksamer betont und ins Auge gefaßt worden sind, andererseits, daß sie viel weniger in dem System unserer Erziehung, als in dem auf individueller Ungeschicklichkeit und Bornirtheit beruhenden Formalismus unserer gesammten Pädagogik wurzeln. Hier hätte der Arzt sein Instrument ansetzen sollen; seine Art des Raisonnements gleicht aber lediglich einem kräftigen Schnitt in die Luft. Auch sein heftiger Ausfall gegen die gesellschaftlichen Unarten ist nur eine grobe, verzerrte Caricatur, die in ganz oberflächlicher Weise bloß die Schattenseiten gewisser gesellschaftlicher Kreise unserer Großstädte trifft. Die übrige große Summe von häuslichem Glücke und gesellschaftlicher Tüchtigkeit, die sich außerdem in unserem Volke vorfindet, berücksichtigt sein blinder Eifer nicht. Und doch schlägt der Verfasser auf Grund jener entstellten Thatsachen eine allgemeine Reform des Erziehungswesens nach Gesichtspunkten vor, die an Verkehrtheit und Unbesonnenheit alle anderen Unsinnigkeiten des Buches weit hinter sich lassen. Wer solche Utopien träumt, wie dieser Heißsporn es in dem positiven Theile seines Buches thut, muß von vornherein für unfähig erklärt werden, an der Entwickelung unseres Erziehungswesens und unserer Gesellschaft mitzuarbeiten, die nur auf dem stetigen Wege ernster Arbeit, nicht durch Ausführung solcher hastigen Vorschläge zu besseren Zuständen fortschreiten. O. B.

Todte und Lebende. Erinnerung von Carlos von Gagern. 2 Bde. Berlin, Abenheim'sche Verlagshandlung. — Die immer mehr Ausdehnung und Bedeutung gewinnende Memoirenliteratur ist in historischem Interesse nur freudig zu begrüßen. Denn die Schilderungen von Augenzeugen, auch wenn dieselben an den Ereignissen nicht gerade hervorragenden Antheil genommen haben, bilden doch immer die sichersten Bausteine für das monumentale Gebäude, welches der Historiker der Zukunft aufzuführen hat. Freilich darf der Baumeister sie nicht ohne genaue Prüfung ihres Gehaltes verwenden: denn Niemand dürfte leichter geneigt sein, Wahrheit und Dichtung zu mischen, als der Selbstschilderer, der das Streben, das, nur ihm bewußt, lebenslang sein Herz erfüllte, oft genug schon für ein Handeln halten wird. Weil es ihn bewegt hat, so glaubt er, es habe sich durch ihn auch Anderen mitgetheilt, habe auch Andere mit dergleichen Triebkraft, wie ihn, beseelt. — Dieses, wenn auch nur dunkle Gefühl hat sicher oft dem Verfasser der vorliegenden Memoiren die Feder geführt. Derselbe ist, trotz adeliger Herkunft, man möchte sagen, schon als Gymnasiast, Republikaner von Ueberzeugung gewesen. Sein unruhiger Drang, an der Verwirklichung seiner politischen Ideale selbstthätigen Antheil zu nehmen, führte ihn noch als Jüngling im Jahre 1848 auf die Pariser Barricaden und in die spanischen Aufstände und trieb ihn als Mann aus Europa hinweg in die neue Welt, - - wo er als Soldat - - zuletzt als Oberst — den Entwickelungskampf der mexikanischen Republik mitmachte. Durch die Franzosen bei der Eroberung von Puebla kriegsgefangen, brachte er mehrere Jahre in Frankreich zu, kehrte dann wieder nach Mexiko zurück, wo er den Sturz des habsburgischen Kaiserthums als Gegner desselben miterlebte, war später mexikanischer Militär-Attaché in Berlin und verlebte hierauf ein wechselvolles Dasein in Europa, zum Theil in den östlichen Ländern desselben, nachdem er gänzlich die Feder mit dem Schwerte vertauscht. Dieser Mann nun schildert uns in sehr gewandter Weise sein Leben, indem er uns die bedeutenden Persönlichkeiten, denen er im Laufe desselben begegnete, in chronologischer Reihe, wie in einem Guckkasten, vorführt. Wir lesen mit großem Interesse, das läßt sich nicht leugnen, aber dabei doch immer die Frage es regt sich: wieviel von diesen Schilderungen ist nun eigentlich Wahrheit, wieviel Dichtung? Doch diese Frage trifft weniger den Verfasser persönlich, als nur den Charakter seiner Veröffentlichung, das Memoirenhafte. Der Schriftsteller als solcher zeigt sich in diesem Buche im günstigsten Lichte: geist- und herzvolle Auffassung der Persönlichkeiten, anmuthige Darstellung und stets actuelle lebhafte Schilderungen trotz des öfterens Abschweifens vom eigentlichen Thema zeichnen ihn vortheilhaft vor vielen anderen Memoirenschreibern aus. Was er mittheilt, ist nicht immer bedeutend, aber doch selten uninteressant. Nur das Capitel über seine persönlichen Beziehungen zu Napoleon III. bringt Längstbekanntes und Gleichgültiges. Humboldt und der alte Jahn hätten wohl etwas respectvoller behandelt werden dürfen. Reich an Neuem ist das anziehende Capitel über Henriette Sontag, zumal über deren noch immer nicht aufgeklärten Tod, bei dem Gagern fast Augenzeuge war. Ganz vortrefflich ist die Darstellung der Geschichte des „Flibustiers" Erzherzog Max und das humorvolle Porträt des braven deutsch-amerikanischen Kraftdemagogen Karl Heinzen. Carlos von Gagern wird hoffentlich bald wieder in den Schacht seiner Erinnerungen hinabsteigen und in einem dritten Bande uns noch von seinem Freunde Hecker und anderen markanten Persönlichkeiten erzählen. Selten hat ein Memoirenschreiber „große Männer" mit so vorurtheilslosem Auge aus nächster Nähe betrachtet und freimüthiger beschrieben.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von W. Spemann. Berlin u. Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur. Herausg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 20 enthaltend **Hans Sachs'** Werke I, herausg. von Dr. Arnold. [Einleitung. Disputation zw. e. Chorherren u. Schuchmacher. Strophische Gedichte. Einfache Spriche.]

LXXVIII u. 396 S. broch. M. 2,50 — geb. braun oder roth Halbfr. M. 3,50.

Verzeichnisse der bisher erschienenen 45 Bde. d. D. N.-L. durch alle Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Emanuel Geibel.

Seit am Palmsonntage vorigen Jahres die Trauerkunde vom Hinscheiden Emanuel Geibels durch die Lande lief, haben hundertfache Beweise in Wort und Schrift, haben Gedächnißfeierlichkeiten im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes und in der Ferne, wo Deusche beisammenwohnen, Zeugniß abgelegt von der einmüthigen Trauer um diesen Todten. Abhold jeder vergänglichen Richtung des Tages, einzig dem Idealen zugewandt, ist Geibel seinem Volke ein Pfleger und Hüter des Wahren und Schönen gewesen. Unsere Sprache mit überströmendem Wohllaut verklärend, hat er aus der Fülle seines Herzens und aus der Tiefe seines Geistes sein Volk mit einem Schatze unvergänglicher Poesie beschenkt. Was aber seine Werke zu einem einzigen Kleinod vaterländischer Dichtkunst erhoben hat, ist das deutsche Gemüth, aus dem er sang im Lieben und Hassen, im Glauben und Hoffen. Er war ein Bannerträger deutscher Ehre, Zucht und Art. Schon aus seinen frühesten Dichtungen ertönt in hoffnungsleerer Zeit sehnsuchtsvolle Ahnung von Deutschlands Wiedergeburt. Weckend und mahnend schritt er, ein nimmer ermüdender Herold für Kaiser und Reich, den großen Ereignissen der letzten Jahrzehnte im Liede prophetisch voran. Seine Vaterstadt hat den Entschlafenen würdig bestattet und schmückt seinen Hügel mit einem schlichten Granit. Dem gesammten Vaterlande gebührt es, der Verehrung für Emanuel Geibel durch ein ehernes Denkmal in Lübeck, der alten Hansestadt, die „mit großer Erinnerung des Knaben klangfrohes Gemüth im Erwachen schon genährt," bleibenden Ausdruck zu verleihen. An alle Verehrer des Dichters, an alle Deutschen, deren Herz er gewann, ergeht daher der Ruf, mitzuwirken und beizusteuern zur Errichtung eines würdigen Standbildes für Deutschlands vielgeliebten Sänger.

Geldsendungen bitten wir an den Schatzmeister **Consul Hermann Fehling** in **Lübeck** direct oder durch Giro-Conto der Reichsbank für das Geibeldenkmal,

briefliche Mittheilungen und Anfragen an **Senator** Dr. **Klügmann** ebendaselbst zu richten.

Lübeck, im Januar 1885.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Behn, Dr., Bürgermeister. **Benda**, Dr., Amtsrichter. **A. Brehmer**, Dr., Rechtsanwalt. **H. W. Fehling**, Consul. **Hansen**, Dr., Landrichter. **Klügmann**, Dr., Senator. **Kulenkamp**, Dr., Senator. **A. Satori**, Professor.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Torald

der Hohenzollern Ahnherr unter Christi Kreuz.

Von

Oskar Gutsche.

Zwei Bände in Octav von (zusammen) 1003 Seiten.

Geheftet M. 15. Elegant gebunden M. 18.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit dem Problem der künstlerischen Darstellung des Menschen, welcher Gott sucht. Der Verfasser entschied sich, die Aufgabe — das Finden Gottes — auf historischem Wege zu lösen. Die tief religiös angelegte Natur des Menschen, welchen er schildert, findet ihre Befriedigung durch die persönliche Begegnung mit Gott, d. h. mit Jesus Christus während seiner Leidenszeit zu Jerusalem. Die durch einen kurzen, aber hoch bedeutsamen Verkehr mit dem Heiland gegebene Auszeichnung mochte Verfasser niemand Anderem als einem Deutschen, und unter diesen nur seinem Königshause, gönnen. — So ist das die ganze antike Welt umfassende Lebensbild zugleich patriotischer Roman und realistisch durchgeführte Messiade.

6te Auflage in allen Buchhandlungen. **Preis M. 1.—.**

die **Wiederherstellung** der **weltlichen Herrschaft** des **Papstes** durch den Fürsten **Bismarck**

von **Dr. Kuno Stommel.** Verlag: **Felix Bagel, Düsseldorf.**

Fr. Spielhagen's *Sämmtliche Werke*

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Von Lenz zu Herbst.

Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici).

Eleg. geb. m. Goldschnitt Mk. 5.

Die Berliner Börsenzeitung vom 16. II. 84 sagt über das Buch u. A.: Die Tiefe der Empfindungen, die Formvollendung der Sprache und Verse, wie sie uns hier entgegentritt, läßt den stattlichen, auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten Band Gedichte weit über alle neueren ähnlichen Sammlungen hinausragen und wird Jedem volle Anerkennung abzwingen, der einer Vertiefung in das Seelenleben eines dichterischfühlenden und schaffenden Menschen fähig ist. Die Eindrücke großer historischer Ereignisse und Werke, die sich dem Verfasser auf seinen vielen Reisen, namentlich bei seinem langen Aufenthalt in Spanien, aufdrängen, sind in gleich sinniger Weise wiedergegeben, wie die rein menschlicher Empfindungen des Herzens und des Gemüths.

Verlag von **Wilh. Friedrich,**
K. Hofbuchhandlg.
Leipzig und **Berlin.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband **Mk. 6.—**

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder neben Turgenjew's Gedichten in Prosa neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Herrliches illustrirtes Festgeschenk.

Lorle

die Frau Professorin.

Von

Berthold Auerbach.

Mit 72 Illustr. i. Holzsch. v. Wilh. Hasemann.

Quart. In reichem Original-Einband Mark 20.—.

Ein vollendetes Seitenstück zu dem von Vautier illustrirten Auerbach'schen Barfüßele. — Soeben erschienen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 24. Januar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die jüngsten überseeischen Eroberungen. Von Spiridion Gopčević. — Die Gestaltung der Berufsverhältnisse. Von Scrutator. — **Literatur und Kunst:** Das französische Volkslied. Von Adolph Ey. — Zur Kritik der Abstammungslehre. Von G. Hartung. — Ein deutscher Dichterbund. Von Fritz Koegel. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die jüngsten überseeischen Erwerbungen.

Von Spiridion Gopčević.

Im vorigen Jahrgange (Nr. 14) habe ich in der Studie „Ueberseeische Stationen" die Bedeutung der Erwerbung von Angra Pequena besprochen und die Nothwendigkeit für Deutschland hervorgehoben, gewisse Punkte des Erdballs zu besetzen, welche als überseeische Stationen für die deutsche Kriegs- und Handelsmarine von bedeutender Wichtigkeit wären. Seither sind noch weitere Besitzergreifungen erfolgt. Zuerst hißte Dr. Nachtigal die deutsche Flagge in Kamerun, Bimbia ꝛc. und Umgebung, sowie in Klein Popo und Bageida auf; dann erfolgte durch die Fregatte „Elisabeth", die Corvette „Marie", den Kreuzer „Albatros" und das Kanonenboot „Hyäne" die Besitznahme australischer Inseln, nämlich von Neu-Britannien, Neu-Irland, Admiralitätsinseln (?) und Nordküste von Neu-Guinea. Und zum Schlusse des Jahres wurde die Welt durch die Besitznahme der Bai von Santa Lucia in Südostafrika überrascht. Damit scheint jedoch das vom eisernen Kanzler entworfene Colonial-Annexions-Programm noch nicht erschöpft zu sein. Man darf vielleicht aus der Mission Gerhard Rohlf's nach Zanzibar auf Erwerbungen in jener Gegend schließen. Auch dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Inselgruppe Samoa — an sich allein wichtiger und werthvoller als alle übrigen deutschen Erwerbungen zusammen genommen — sowie vielleicht noch Tonga und alle Inselgruppen von den Neuen Hebriden bis Neu-Britannien deutscherseits besetzt werden. Freilich wird sich in diesem Falle Deutschland beeilen müssen, denn bei der aufgeregten Stimmung in Australien läßt sich voraussetzen, daß die Australier — wenn auch nicht Samoa und Tonga — so doch wenigstens die übrigen genannten und Australien gegenüberliegenden Inselgruppen besetzen werden, um einer deutschen Annexion zuvorzukommen. Wer kann übrigens wissen, was in dieser Beziehung Bismarck's Pläne sind? Rechnen wir also vorläufig nur mit den faits-accomplis.

In Nr. 14 bemerkte ich, bei Besprechung des Werthes von Angra Pequena für Deutschland, daß dieser Landstrich als Colonie ziemlich bedeutungslos, als Seestation jedoch besser als nichts sei, obschon ein Liberia näher gelegener Hafen nützlicher gewesen wäre. Seither hat sich herausgestellt, daß die Erwerbung von Angra Pequena nur ein Ballon d'essai gewesen, um zu sehen, wie sich England deutschen Colonialbestrebungen gegenüber verhalten würde. Der Versuch ist gelungen. Die veröffentlichten Documente zeigen uns, daß es Bismarck verstanden, auch die englische Regierung „herumzukriegen" und den gewonnenen Vortheil gewohntermaßen bis zur äußersten Consequenz auszunutzen. England hat in der Angra Pequena-Frage hinlänglich bewiesen, daß ihm die deutsche Regierung mehr imponire als irgend eine andere, und man kann es sonach nur begreiflich finden, daß Bismarck aus der gewonnenen Erfahrung reichlich Capital schlug. Heute ist Englands Nimbus gebrochen und alles Zetern der englischen Presse, alle Proteste der australischen und südafrikanischen Colonien können in Berlin nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. England hat sich durch seine egoistische Colonialpolitik überall verhaßt gemacht. Auf seine Seemacht trotzend, betrachtete es die ganze Welt als sein Eigenthum und gönnte keiner anderen Macht einen Bissen davon. Es muß als eine Thatsache von unermeßlicher Tragweite und Wichtigkeit betrachtet werden, daß Deutschland es wagte und wagen konnte, dem stolzen Albion auf seinem eigensten Elemente entgegenzutreten und der englischen Colonialpolitik einen vernichtenden Schlag beizubringen.

Noch vor einem Decennium hätte England die deutschen Colonialbestrebungen durch kriegerische Maßregeln zu hindern gesucht. Auch heute thäte es dies — wenn es könnte! Heute liegen aber die Dinge ganz anders als vor zehn Jahren. Die deutsche Flotte hat sich seither zur drittmächtigsten der Welt emporgeschwungen. Frankreich und Rußland stehen zum deutschen Reiche in den besten Beziehungen. Ja, Frankreich hat sich sogar unwillkürlich gegen England an Deutschlands Seite gestellt. Wo sollte also England gegen Letzteres den Alliirten finden, der ihm, wie in früheren Zeiten, die Kastanien aus dem Feuer holt? Mit Frankreich steht es wegen Egypten, Tonking, Madagaskar, Obock und dem Congo auf gespanntem Fuße; Rußland ist in Asien Englands Rival; Spanien fühlt in Gibraltar einen Dorn in seinem Fleische und findet sich durchaus nicht bestimmt, sich für englische Interessen zu erhitzen. Blos Italien scheint neuerdings auf Englands Seite treten zu wollen.

Nun wird man vielleicht sagen: „Aber England kann sich ja auch allein Deutschland gegenüberstellen; es hat immer noch die größte Flotte und das meiste Geld."

Das ist richtig, und wenn Deutschland ein vitales Interesse Englands bedrohte, würde sich dieses auch gewiß zu einem Kampfe auf Leben und Tod aufraffen, wie zur Zeit Napoleon's I. Dies ist aber hier nicht der Fall. Die deutschen Erwerbungen sind wohl England sehr unangenehm, bilden aber durchaus keine Gefahr für dasselbe. Solte etwa deshalb England einen Krieg provociren? Das wäre die unglücklichste Idee der englischen Regierung! Abgesehen davon, daß Frankreich einen solchen ausnützen würde, um alle Colonialfragen, in denen es England zum

Digitized by Google

Rivalen hat, in für sich selbst günstiger Weise zu erledigen, würde der Krieg England viel mehr schädigen als Deutschland.

Nachdem wir in Vorstehendem die Sache von ihrem politischen Standpunkte aus betrachtet, untersuchen wir ein wenig den Werth der neuesten Erwerbungen für Deutschland.

Kamerun soll nach den neuesten Angaben, weil hoch gelegen, ein gesundes Klima haben, sich also zur Colonisation eignen. Jedenfalls dürfte sein Besitz weitaus werthvoller sein als jener von Angra Pequena. Auch als Flottenstation ist es wichtiger. Der Karte nach dürften sich dort mehrere treffliche Häfen befinden, deren einen man in eine befestigte Flottenstation verwandeln könnte. Der Punkt selbst läge strategisch sehr günstig, weil fast in der Mitte Afrikas, in der Nähe des Zukunftsstaates Congo und der stark befahrenen Guinea-Küste. Von dort aus könnten die in Kamerun stationirten deutschen Kreuzer den südatlantischen Ocean durchstreifen und dem feindlichen Handel empfindlich Abbruch thun. Empfehlenswerth wäre die Erwerbung der vorliegenden spanischen Insel Fernando Po.

Die hohe Bedeutung von Santa Lucia springt in die Augen, wenn man einen Blick auf die Karte wirft und die Nähe der zukunftsreichen Transvaal-Republik ins Auge faßt. Unter allen Erwerbungen ist diese offenbar den Engländern die unangenehmste, da hierdurch die ihnen feindlichen Boers und Zulus mit einer fremden Macht in Verbindung treten. Aus eben demselben Grunde ist aber auch der Besitz von Santa Lucia für Deutschland werthvoll. Ebenso als Flottenstation. Von hier aus könnten die deutschen Kreuzer die Oceanstraße Capland — Indien unsicher machen. Dadurch würde sogar die Erwerbung eines Hafens an der Küste von Zanzibar überflüssig. Nicht uninteressant ist die Bemerkung, daß sowohl Santa Lucia als auch Angra Pequena auf der großen Stieler-Karte von 1872 als englische Besitzungen verzeichnet sind.

Die deutschen Erwerbungen in der Südsee sind ebenfalls nicht zu unterschätzen. Gegenwärtig sind zwar allerdings die neuen deutschen Unterthanen nackte und zum Theil kannibalische Wilde, aber andere Inselgruppen haben den Beweis geliefert, wie schnell sich die Eingeborenen civilisiren lassen, wenn man es nur praktisch anstellt. In colonialer Beziehung eignen sich die annectirten Inseln besser zur Ansiedlung als Afrika, auch sind sie fruchtbarer und können durch Palmbau einträglich gemacht werden. Ganz besonderen Werth möchte ich aber der Annexion der Nordküste von Neu-Guinea beimessen. Diese Insel ist so unbekannt wie der „Weiße Fleck" Centralafrikas. Man vermuthet jedoch, daß sich im Innern fruchtbare und reiche Gegenden befinden, die bloß auf Ausbeute warten. Man glaubt, daß sich die Gebirge des Innern höher noch als der Himalaya erheben (so sagte mir wenigstens der berühmte Reisende Oscar Lenz), und wo Gebirge, gibt es möglicherweise auch reiche Bergwerke. Es ist ganz wahrscheinlich, daß sich in Neu-Guinea (die Insel ist um die Hälfte größer als Deutschland!) werthvolle Eisen- und Kohlengruben befinden, die nur auf Ausbeutung warten. Wer weiß, welche Ueberraschungen uns die Insel noch vorbehält! Daß die Küstenstriche ungesund, will wenig sagen; je tiefer man in das Innere dringt, resp. je höher man steigt, desto mehr verschwindet dieses Uebel. In Mexico ist es ebenso. Die Küste von Vera Cruz ist höchst ungesund, je tiefer man aber kommt, desto gesünder wird das Land, bis es sich endlich im Innern zu seiner ganzen Herrlichkeit entwickelt. Freilich darf man sich nicht abschrecken lassen, sondern muß die Colonisation rasch und unaufhaltsam vornehmen. Eine bloß nominelle Besitzergreifung Neu-Guineas wäre zwecklos.

Aus Neu-Britannien und Neu-Irland (welche jetzt als deutsche Besitzungen zweckmäßiger, schöner und kürzer nach ihren eingeborenen Namen Birara und Tombara genannt werden sollten) kommen jetzt hauptsächlich die Arbeiter für die Samoa- und Tonga-Inseln, welche von deutschen Unternehmern besiedelt sind. Durch ihre Annexion ist der Bezug dieser Arbeiter den deutschen Unternehmern gesichert. Die Hamburger Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat auf Mioko, einer der Inseln des Britannia-Archipels, ihr Hauptdepot von Arbeitern, aber auch auf Birara selbst Niederlassungen. Ebenso hat das deutsche Haus Hernsheim auf Matupe im Britannia-Archipel eine Niederlassung. Eine Flottenstation in dieser Gegend befände sich in einer trefflichen strategischen Position, da die deutschen Kreuzer von diesem Centrum aus sich über die Gewässer von Australien und des Sunda-Archipels ausbreiten könnten.

Die Annexionen Deutschlands in der Südsee wären aber unvollständig und würden theilweise ihren Zweck verfehlen, wenn Deutschland sich nicht der Samoa- und Tonga-Insel in Güte oder mit Gewalt bemächtigte. Doch, wie ich Eingangs gesagt, heißt es sich damit beeilen, sonst kommt England zuvor. Periculum in mora!

Die Gestaltung der Berufsverhältnisse.

Selten hat eine statistische Erhebung schon äußerlich einen derartigen Eindruck von ihrer Wichtigkeit gemacht, wie die Berufszählung vom 5. Juni 1882, deren Ergebnisse in mehreren starken Bänden soeben veröffentlicht werden. Fünf derselben liegen bereits vor, ansehnliche Folianten, jeder mit mehreren hundert Seiten Tabellen. Wer nicht Fachstatistiker ist, den faßt wohl ein leichter Schreck, ob der ungeheuren Masse schwer verdaulicher Zahlen. Da wird die gesammte Bevölkerung des Deutschen Reiches, die Bevölkerung der Großstädte, die Bevölkerung der einzelnen Staaten und Verwaltungsbezirke bis auf die Regierungsbezirke und Kreise hinab in ihrer Berufsthätigkeit geschildert. Und diese Schilderung erstreckt sich auf Geschlecht, auf Alter, auf Familienstand, auf Hauptberuf und Nebenbeschäftigung, auf die Stellung im Beruf, auf etwaige Invalidität u. s. w. Kurz von einer Vielseitigkeit sind diese Angaben, daß das erste, was Einem in die Augen springt, die große Mühe ist, die es gekostet haben muß, eine solche Publication zu Stande zu bringen. Wer hätte es früher für möglich gehalten, daß man einst wissen würde, wie viele von den vielen tausenden Schneidergesellen im Deutschen Reiche verheirathet sind, wie viele Brauer unter uns leben, die das schöne Alter von 70 und mehr Jahren erreicht haben und frisch und fröhlich zum Nutzen der durstenden Menschheit immer neue Bierquellen fließen lassen, wie viele Wittwen es giebt, deren Männer bei ihren Lebzeiten sich in der Verfertigung von Schußwaffen übten? Das Alles und noch viel mehr kann man jetzt mit Leichtigkeit erfahren. Man braucht nur einen dieser Bände, die mit systematischen und alphabetischen Berufsverzeichnissen, mit Registern und Inhaltsangaben zur leichteren Orientirung trefflichst ausgestattet sind, aufzuschlagen und die betreffende Stelle nachzusehen!

Doch die Sache hat ihre ernstere Seite. Es ist uns in dieser allgemeinen Berufsstatistik ein Werk treuesten Fleißes, größter Sorgfalt, mühseligster Arbeit geschenkt worden, ein Werk, das für gesetzgeberische und Verwaltungszwecke die unschätzbarsten Materialien birgt, ein Werk, wie es so vollständig und eingehend kein anderer Staat aufzuweisen vermag. Aus seinem Inhalt kann man weitgehende Belehrung schöpfen und keiner, der z. B. sich in geschäftlicher Absicht über die Zahl seiner Concurrenten auf dem eigenen Arbeitsfelde unterrichten will, wird vergebens die Auskunft suchen. Wir haben aus den vorläufigen Ergebnissen, die in den Monatsheften zur Statistik des Deutschen Reiches schon im vorigen Jahre veröffentlicht wurden, bereits einiges an dieser Stelle mitgetheilt. Es sei gestattet, die Aufmerksamkeit nun, wo die Zahlen definitiv feststehen, auf einen neuen Punkt zu lenken und heute darnach Umschau zu halten, wie sich die Berufsverhältnisse bei uns und wie in einigen anderen Staaten gestalten. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit nach und nach auch andere Capitel der vielumfassenden Bände hier in Kürze zu behandeln.

Eine internationale Statistik der Bevölkerungen nach ihrer Gliederung in verschiedenen Berufsarten stößt gegenwärtig noch auf die größten Schwierigkeiten. Vor Jahren hat

Digitized by Google

der Director der administrativen Statistik Italiens sie versucht. Dank den Fortschritten, welche seitdem überall auf dem Gebiete der Massenbeobachtungen gemacht sind, kann der jetzt vom kaiserlich statistischen Amt unternommene Vergleich als sehr viel befriedigender bezeichnet werden. Im Allgemeinen erfolgen die Publicationen der verschiedenen Staaten doch in einer Weise, daß man unter Berücksichtigung von grundsätzlichen Abweichungen, zu einer annähernd richtigen Auskunft über die in den einzelnen Ländern bestehenden Gleichmäßigkeiten oder Verschiedenheiten gelangt.

Einer der wichtigsten Punkte ist zunächst die Eintheilung der Bevölkerung in Erwerbsthätige, d. h. die durch Ausübung eines bestimmten Berufs ihren Lebensunterhalt gewinnenden Personen, und in Berufslose, d. h. Personen, die entweder auf Kosten der ersteren als deren Angehörige leben oder von ihrem Vermögen, Pension, Renten u. dgl. m. existiren. Im Deutschen Reiche sind unter 100 Einwohnern beiderlei Geschlechts 41,9 Erwerbsthätige und 58,1 Berufslose. Ganz ähnliche Verhältnisse weisen England und Wales, Schottland, Irland und Frankreich auf. In ersterem sind 42,9 Proc. der Bevölkerung erwerbsthätig, 57,1 Proc. berufslos. In Schottland stehen 42,2 Proc. Erwerbsthätigen 57,8 Proc. Berufslose gegenüber. In Irland und Frankreich sind je 44,4, bezw. 44,1 Proc. erwerbsthätig und 55,6, bezw. 55,9 Proc. berufslos. Dagegen haben die skandinavischen Staaten, Dänemark und die vereinigten Staaten von Nordamerika relativ weniger Erwerbsthätige, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn und Italien relativ mehr als das Deutsche Reich. In den ersteren sind je 34,7 bis 37 Proc. der Bevölkerung erwerbsthätig und 63 bis 65,3 Proc. berufslos; in den letzteren findet man 45,5 bis 54,5 Proc. Berufslose.

Die Gründe für diese Verschiedenheiten ist man geneigt in natürlichen Bedingungen zu suchen, in der Art der Zusammensetzung der Bevölkerung eines jeden Staats nach Geschlecht und Alter. Frauen und Kinder pflegen sich überall erheblich weniger am Erwerbe zu betheiligen als das erwachsene männliche Geschlecht. Wo also verhältnißmäßig viel Frauen und Kinder vorkommen, muß die Zahl der Erwerbsthätigen mehr zurücktreten und umgekehrt. Merkwürdiger Weise ist, wie die nachstehende kleine Zusammenstellung ausweist, dieser Einfluß zahlenmäßig nicht erkennbar.

Unter 100 Einwohnern sind:

	1) erwerbsthätig	2) männlichen Geschlechts	3) über 15 Jahre alt
Italien	54,7	50,3	67,5
Oesterreich	50	48,9	66
Schweiz	48,4	48,9	66,9
Ungarn	45,5	49,6	65
Irland	44,4	49	65
Frankreich	44,1	49,9	73,3
England und Wales	42,9	48,7	63,5
Schottland	42,2	48,2	63,4
Deutschland	41,9	49	64,7
Dänemark	37	49,1	66,2
Norwegen	36,1	48,5	65,4
Schweden	34,8	48,4	66
Ver. St. von Amerika	34,7	50.9	61,9

Allerdings hat Italien, das sich durch die relativ größte Zahl Erwerbsthätiger auszeichnet auch besonders viel Personen männlichen Geschlechts und besonders viel Erwachsene, aber fast die gleichen Ziffern weist Dänemark in den beiden letzten Beziehungen auf, während es in der relativen Zahl der Erwerbsthätigen weit hinter Italien zurücksteht. Andererseits nehmen Frankreich, das an Kindern arm ist und Schottland, das durch Kinderreichthum sich bemerklich macht, bei ziemlich gleich starker Vertretung des männlichen Geschlechts in Bezug auf die relative Zahl der Erwerbsthätigen fast die gleiche Stufe ein. Ist mithin das häufige Vorkommen von Frauen und Kindern für die Zahl der Erwerbsthätigen maßgebend, so scheint dieses Moment doch nur im Zusammenhange mti anderen Factoren zu wirken, welche eine Regelmäßigkeit in den Zahlen nicht zum Vorschein kommen lassen. Diese Factoren können im Klima liegen, das bei zeitiger körperlicher Entwickelung hier eine frühere, dort eine spätere Heranziehung von Kindern und jugendlichen Personen ermöglicht; sie können durch sociale Verhältnisse bedingt sein, wie größere oder geringere Frauenemancipation, welche den Personen weiblichen Geschlechts eine regere oder minder regere Betheiligung am Berufsleben gestattet. Diese und andere Ursachen können zahlenmäßig nicht nachgewiesen werden.

Interessant ist ferner die Gruppirung der Erwerbsthätigen nach den Berufen. Der Vergleich der verschiedenen Staaten läßt sich, wie eine sorgfältige Durcharbeitung der fremden Statistiken ergeben hat, auf eine doppelte Weise durchführen. Entweder stellt man einander nur die Berufsthätigen gegenüber, jedoch mit Ausschluß der im Haushalte der Herrschaft lebenden Dienenden für persönliche Dienste oder man vergleicht die Zahlen der Erwerbsthätigen, Dienenden und berufslosen Angehörigen zusammen mit einander. Es wird für unsere Zwecke hier genügen, wenn wir nur des ersteren Maßstabes zur Veranschaulichung der Verhältnisse uns bedienen. Zur besseren Erfassung der vielen hundert verschiedenen Berufsarten sind, wie schon in den früheren Artikeln, 5 Berufsabtheilungen gebildet worden.

Wir beginnen mit der Betrachtung der Land- und Forstwirthschaft, Thierzucht, Jagd und Fischerei. In diesen Berufen sind in Italien absolut am meisten Personen beschäftigt, nämlich 8,659,000, demnächst in Deutschland, 8,236,000. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind 7,713,000 Land- und Forstwirthe. Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf diese Gruppe in Ungarn 67,2, in Italien 62,6, in Oesterreich, 59,8, in Irland 48,8, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 47,3, in Deutschland 46,7, in Frankreich 46,3, in der Schweiz 45,9, in Schottland 18,8, in England und Wales 14 Personen. Das deutsche Reich steht also in Bezug auf die Zahl seiner der Landwirthschaft dienenden Bewohner gerade in der Mitte unter den genannten Staaten. Die Landwirthschaft ist im Deutschen Reiche verhältnißmäßig schwächer als in Ungarn, Italien, Oesterreich, Irland und den Vereinigten Staaten, aber stärker als in Frankreich, der Schweiz, Schottland und England mit Wales vertreten.

In der Industrie, einschließlich Bergbau und Hüttenwesen findet man die meisten Erwerbsthätigen in Deutschland nachgewiesen: 6,396,000 Personen, darnach kommt England und Wales mit 5,296,000, Frankreich mit 4,443,000. Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf diese Gruppe in Schottland 54,8, in England und Wales 54,5, in der Schweiz 41,9, im Deutschen Reiche 36,3, in Frankreich 31,9, in den Vereinigten Staaten von Amerika 24,4, in Irland 23, in Italien 22,8, in Oesterreich 22,2, in Ungarn 12,1 Personen. Somit steht auf dem europäischen Kontinent die Schweiz mit der relativ stärksten Industrie an erster Stelle und auf sie folgt sofort das Deutsche Reich. Würde man auch über die Berufsverhältnisse der Bevölkerung Belgiens unterrichtet sein, so würde dieser Staat bei der industriellen Reihenfolge wohl zwischen beiden genannten Ländern seinen Platz angewiesen erhalten. Die unbestreitbare Herrschaft auf dem Felde der Industrie führt aber Großbrittannien. Sowohl in Schottland wie in England und Wales umfassen die industriellen Berufe mehr als die Hälfte aller Berufsthätigen.

Beim „Handel und Verkehr" stellen die Vereinigten Staaten von Amerika alle europäischen Länder in den Schatten. Sie weisen 2,029,000 Erwerbsthätige in dieser Branche auf. während Frankreich 1,911,000, England und Wales 1,008,000, Deutschland 1,570,000 Personen in dieser Gruppe haben, Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf dieselbe in England und Wales 17,2, in Schottland 15,8, in Frankreich 13,7, in den Vereinigten Staaten 12,4, im Deutschen Reich 8,9, in Irland 8,2, in der Schweiz 7,6, in Italien 6, in Oesterreich 4,2, in Ungarn 2,8 Personen. Auch auf diesem Gebiete eröffnet also Großbrittannien den Reigen mit der verhältnißmäßig größten Zahl Erwerbsthätiger in Handel und Verkehr. Das Deutsche Reich würde vermuthlich tiefer stehen, wenn die Niederlande und Belgien gleichfalls in den Bereich der Vergleichung hätten gezogen werden können.

Numerisch weniger stark ist die Vertretung der sogenannten freien Berufsarten und der dem Staats-, Gemeinde-, Kirchen- ꝛc.

Digitized by Google

Dienst obliegenden Beamten. Frankreich übertrifft in dieser Berufsabtheilung alle Staaten mit seinen 1,121,000 Erwerbsthätigen, selbst das Land der Denker, Schullehrer und Beamten, nämlich das Deutsche Reich, in welchen 1,013,000 derselben nachgewiesen sind. In den anderen Ländern bleibt die Zahl dieser Berufsangehörigen unter einer Million. Von je 100 Erwerbsthätigen entfallen auf diese Abtheilung in Frankreich 8,1, in England und Wales 6,2, in Deutschland 5,8 in Irland 5,4, in Schottland und den Vereinigten Staaten von Amerika je 4,4, in Italien 4,3, in Oesterreich 4,1, in Ungarn 3,8, in der Schweiz 3,2 Personen.

Ganz unbedeutend ist die Berufsabtheilung, welche „Lohnarbeit wechselnder und unbestimmter Art, sowie die Verrichtung häuslicher Dienste durch nicht im Haushalte der Herrschaft wohnende Dienende" umfaßt. Die nicht unerheblichen Abweichungen, welche die einzelnen Staaten bei ihr gegen einander anfweisen, beruhen unzweifelhaft weniger in thatsächlichen Verschiedenheiten als im Erhebungs- und Zusammenstellungsverfahren. Im Deutschen Reich ist diese Abtheilung nur ein Nothbehelf zur Unterbringung derjenigen Individuen gewesen, deren berufliche Thätigkeit sich nicht genau ermitteln ließ, während man sonst die Arbeiter in die ihrer Arbeitsart entsprechende Berufsrubrik rangirte. Aehnlich scheint man in Italien, Frankreich und der Schweiz vorgegangen zu sein, während man in anderen Ländern Arbeiter, die über ihre Beschäftigung nicht ausreichende Auskunft gegeben hatten, ohne Weiteres dieser Abtheilung zugezählt hat. So darf man sich nicht wundern, wenn man von je 100 Erwerbsthätigen auf diese Gruppe entfallen sieht in Irland 14,6, in Ungarn 14,1, in den Vereinigten Staaten 11,5, in Oesterreich 9,7, in England und Wales 8,1, in Schottland 6,2, in Italien 4,3, in Deutschland 2,3, in der Schweiz 1,4 Personen. Leider läßt sich dabei nicht in Abrede stellen, daß durch die ungleichmäßige Behandlung dieser Abtheilung der Werth der in den anderen aufgeführten Zahlen beeinträchtigt wird. Als Schlußergebniß dieser Betrachtungen stellt sich heraus, daß mit Ausnahme von England und Wales, sowie von Schottland die Ausübung der Landwirthschaft in allen den genannten Ländern der hauptsächlichste Beruf ist. Als vorwiegend landwirthschaftliche Staaten müssen Oesterreich, Ungarn und Italien bezeichnet werden, in welchen die Landwirthschaft mehr Personen beschäftigt, als alle anderen Berufsarten zusammen. Im Deutschen Reich, in der Schweiz, in Frankreich, in Irland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hält die Landwirthschaft den anderen Berufen das Gleichgewicht; sie allein umfaßt beinahe ebensoviel Berufsthätige, wie die übrigen Berufe zusammen. In England, Wales und Schottland endlich steht die Landwirthschaft weit hinter Industrie, Handel, Verkehr und sonstigen Berufsarten zurück.

Auf die Landwirthschaft folgt im Deutschen Reich die Industrie und da diese eine vielköpfige Gesammtheit darstellt, ist es für den internationalen Vergleich nöthig, die Vertretung der einzelnen Arten derselben in den verschiedenen Staaten sich zu vergegenwärtigen. Das amtliche Quellenwerk enthält hierüber eine umfangreiche Tabelle, aus der aber an dieser Stelle nur die Hauptresultate mitgetheilt werden können.

Nach der relativen Zahl der Erwerbsthätigen bemessen, steht das Deutsche Reich in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel allen übrigen genannten Staaten voran. Von 1000 Erwerbsthätigen entfallen auf diese im Deutschen Reiche 38,1, in der Schweiz 33,7, in England und Wales 30, in Schottland 28, in Italien 23,1, in den Vereinigten Staaten von Amerika 28,7, in Irland 14,2 Personen. Es ist besonders die Zucker- und Tabaksfabrikation, die Branntweinbrennerei und Bierbrauerei, durch welche sich Deutschland auszeichnet. In der letzteren kommt übrigens England mit Wales ihm gleich. Eine hervorragende Stelle nimmt das Deutsche Reich ferner ein in der Industrie der Steine und Erden (Ziegelei und Thonwaarenfabrication), in welcher es sich mit England und Wales, sowie in der chemischen und in der Papier- und Leder-Industrie (Papierfabrikation und Gerberei), in welcher es sich mit England und Schottland auf gleicher Stufe befindet, alle anderen genannten Staaten aber übertrifft. In der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (Tischlerei, Böttcherei) hat nur die Schweiz (Strohflechterei) relativ mehr Erwerbsthätige aufzuweisen als das Deutsche Reich. In ersterer gehören 38 pro Mille aller Erwerbsthätigen, in letzterer 30 pro Mille zu derselben. Im Berg- und Hüttenwesen, der Metall-, namentlich Eisenverarbeitung steht Deutschland gegen England und Schottland bedeutend zurück, anderen Staaten voran. In der Metallverarbeitung mit Ausnahme von Eisen sind übrigens auch die Vereinigten Staaten von Amerika entwickelter als wir. In der Verfertigung von Maschinen, Instrumenten und Apparaten stehen wir den Vereinigten Staaten dagegen gleich, werden aber von England und Schottland (Maschinen- und Schiffsbau) wie auch von der Schweiz (Uhrenindustrie) erheblich überragt. In der Textilindustrie hat das Deutsche Reich relativ mehr Erwerbsthätige als die Vereinigten Staaten, aber relativ weniger als die Schweiz, England, Schottland, Irland und Italien. Die polygraphischen Gewerbe (Buchdruck, Potographie) sind merkwürdiger Weise bei uns schwächer als in England, Schottland und den Vereinigten Staaten, die Gewerbe der Bekleidung und Reinigung erheblich geringer als in England, Schottland, Irland und der Schweiz vertreten. In der Schuhmacherei übertrifft das Deutsche Reich sämmtliche anderen Staaten. In den Baugewerben endlich weisen England und Schottland relativ mehr Erwerbsthätige auf als das Deutsche Reich.

Den wenigen hier betrachteten Staaten gegenüber stellt sich die deutsche Industrie mithin folgendermaßen. Gegenüber England und Schottland steht das Deutsche Reich in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel voran; es kommt ihnen gleich in der Industrie der Steine und Erden, der chemischen Industrie, der Papier- und Lederindustrie, steht aber in allen anderen Branchen, in einigen sogar sehr weit, zurück. Dagegen stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika dem Deutschen Reiche in fast allen Industrien nach, nur in der Verfertigung von Maschinen und Apparaten kommen sie ihm nahe und in der Verarbeitung von Metallen mit Ausnahme des Eisens, sowie in den polygraphischen Gewerben stehen sie ihm voran. Italien gegenüber steht das Deutsche Reich gleichfalls in allen Industrien voran, mit Ausnahme der Textilindustrie, Irland gegenüber ebenso, nur daß zur Textilindustrie sich noch die Bekleidungsindustrie gesellt. Die Schweiz wird vom Deutschen Reich überragt im Berg- und Hüttenwesen, der Industrie der Steine, Erden und Metalle, der chemischen, der Papier- und Leder-, der Nahrungs- und Genußmittel-Industrie und in den Baugewerben; dagegen wird das Deutsche Reich von der Schweiz übertroffen in der Verfertigung von Instrumenten, in der Textilindustrie, der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe und der Bekleidungs-Industrie.

Scrutator.

Literatur und Kunst.

Das französische Volkslied.

Von Adolph Ey.

Wenn wir von französischer Literatur sprechen, so steigen an uns in stelzbeinigem Alexandrinerschritt die marmorkalten Gestalten des Boileau'schen Classicismus oder die reimlos gereimten Ungeheuerlichkeiten Victor Hugo's oder die leidenschaftlich glänzenden Schlüpfrigkeiten des jüngeren Dumas oder die leidenschaftslos schmutzigen Nacktheiten Emil Zola's in buntem, nimmer wohlthuendem Durcheinander vorüber.

Vergebens lauschen wir auf einen Ton, der urkräftig, nicht von höherer Bildung beeinflußt, natürlich wie der Klang einer Vogelkehle erschallt. Fast jeder Zeile ist der gelehrte Kunstrichter aufgeprägt. Förmlich und ängstlich wird jede Silbe abgemessen. An den Stellen, wo das Herz am lautesten aufzuschreien, wo die Natur in ihrer aufrichtigen Leidenschaft-

Digitized by Google

lichkeit allein zu walten scheint, fühlt sich immer der Zwang heraus, dem der am hergebrachten, mehrfach bekämpften, stets wieder siegreichen formalen und geistigen Regelwerk auferzogene Dichter sich gehorsam unterwirft. Deshalb heißt es kurzweg: Frankreich hat keine Volksdichtung; man müßte es sonst doch in der Kunstpoesie spüren, wie bei den Deutschen und Engländern.

Frankreich hat eine Volksdichtung, Frankreich hat das Volkslied so neckisch, so innig, so naiv, so herzlich rührend, daß es uns anheimelt wie etwas von unserem eigenen Wesen. Wenn man sich diesen einfachen Naturlauten hingiebt, wie sie von der Wiege bis zum Grabe im Spiel und im Ernst, im Lieben und im Hassen, im Glauben und im Verzweifeln das Herz erfreuen und erschüttern, so weiß man, daß es neben dem überkünstelten Pariser Franzosen noch einen naturwahren Franzosen giebt, der in Freude und Schmerz sich fühlt und ausdrückt, wie es das Menschenherz zu allen Zeiten und bei allen Nationen in seinen gesunden Stätten gethan hat.

Wie kommt es nun, daß in Frankreich das Volkslied nicht Gemeingut Aller geworden ist?

Nirgends wie dort hat sich der dictatorische Einfluß einzelner Männer, einzelner Coterieen geltend gemacht. Im 16. Jahrhundert, im Zeitalter der Renaissance, wo das Volkslied in voller Blüthe stand, wo bei uns Luther im Kirchenvolksliede alle Stände innig vereinte, erklärte die Plejade, deren Haupt Ronsard und deren Herold Du Bellay war, der heimischen gallischen Dichtung den Krieg. Die Schwestern Griechenland und Rom sollten den Königssohn freien, während das Aschenbrödel Altfrankreich verstoßen und versteckt wurde. Alors Malherbe vint – – und durch seinen peinlichen Regelzwang, den er der Dichtkunst auferlegte, bereitete er den Weg für Boileau, den drakonischen Gesetzgeber der französischen Verskunst, der dann marmorkalt dem warmblütigen, lebensfrischen Kinde des Volkes den Todesstoß versetzte. Für die Gebildeten wenigstens war das Volkslied todt.

Eine neue Zeit hätte für dasselbe anbrechen können mit der großen Revolution. Wie ein markerschütternder Fanfarenton erklang die Marseillaise, aber die Revolution ward ein Werk der Pariser, und die Pariser kennen nur den Gassenhauer; dann kam das Napoleonische Kaiserthum, und mit den Volkseigenthümlichkeiten ward schnell aufgeräumt.

Als der Geist der deutschen Romantik auch die Franzosen ergriff, als auch sie an das Mittelalter und an die christliche Religion anknüpften, da hätte es nur einer starken Hand bedurft, um das Volkslied aus seiner Vergessenheit zu ziehen. Ein Dichtertalent wie das Victor Hugo's hätte es wohl vermocht, aber bei aller Regellosigkeit siegte doch wieder die Schablone, und im Pathos ging die einfache Empfindung verloren. Béranger's an die Bourgeoisie gerichtete Chansons sind verklungen und bald vergessen. Nach Auguste Brizeux, dem Sänger der Bretagne, und nach Marceline Desbordes-Valmore, einer zweiten Louise Labé, sind in neuster Zeit schon wieder die Parnassiens gefolgt, die der Schule Ronsard's neue farbenprächtige, aber inhalt- und gefühllose Opfer darbringen, und Paul Déroulède, der Sänger der Revanche, erstickt vorläufig noch in von Blut triefenden Reimereien das Emporblühen der blauen Wunderblume Volksdichtung.

Daß bei uns das Volkslied als wirksamstes Ferment in die Poesie eingedrungen und wie die Bibel ein Bildungs- und Bindemittel für alle Deutsche geworden ist, verdanken wir hauptsächlich einzelnen Geistesheroen, vor Allem, daß Goethe seinen Genius mit der Volksdichtung vermählte und nicht allein einzelnstehende Lieder von unübertrefflicher naturwahrer Innigkeit erschuf, sondern auch solche wie Perlen in einige seiner vollendetsten Meisterwerke einfaßte.

Die Gretchentragödie ist ein großes Volkslied, das alte unselige Lied von der Kindesmörderin, welches das französische Volk eben so gut singt wie das deutsche. Der ganze Faust ist angefüllt mit dem, was das Volk singt und sagt, und der Deutsche kann nicht das Beste in seiner Dichtung nennen, ohne damit dem Volksliede den Preis zu geben. Auch im Götz von Berlichingen, auch im Egmont, überall wo Goethe deutsche Stoffe behandelt, schlägt er den Volkston an, und nicht allein im Drama, sondern auch im Roman.

Wie Deutschlands größter Dichter alle Kreise für das Volkslied gewonnen hat, ebenso ist es auch bei den Engländern. Auch dort hat es Dichter gegeben, denen die Weise des Volkes zuwider war. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörte in England das Gefühl nicht zum guten Ton. Kein Lied erklang, es war die Zeit der stummen Literatur. Das verkrüppelte Wesen Pope, der auf Boileau's Schultern stand und mit Gottsched eines Sinnes war, setzte an die Stelle der warmen Empfindung das, was er und seine Zeitgenossen Witz nannten.

Die Volksdichtung war in der größten Gefahr, aber der Riese Shakespeare schützte sie gegen den eleganten, allmächtig herrschenden Zwerg vor Verkümmerung, wie er sie gegen all und jeden schützt, der sie je anzugreifen wagt.

Wie Goethe im Faust, so hat Shakespeare im Hamlet die Lieder des Volkes in einen Rahmen gefaßt, dem sie erst seine eigenthümliche Bedeutung verleihen und der sie wieder als unverlierbare Kostbarkeiten umschließt. Opheliens Sprache ist die des Volksliedes. Shakespeare's rührendste Frauengestalt ist das verkörperte Volkslied. Wie mit Hamlet, so ist auch die Ballade — Shakespeare hat deren 13 — mit Lear, mit Othello, um die anderen Stücke nicht zu nennen, verflochten. Sie ist ein wesentliches Element in Shakespeare's Dichtung, sie ist darin zu Haus; denn er benutzt sie nicht für sich allein, als etwas Zufälliges, nein, als ein Glied aus der Zauberwelt altenglischen Glaubens und Aberglaubens, einer Welt von Feen und Elfen, von Hexen und Geistern. Was neben dem Narren das originelle Gewand ausmacht, in welches Shakespeare seine dichterischen Gebilde kleidet, ist gerade das aller Bildung, aller Gelehrsamkeit fremde, aus ureigenen Quellen schöpfende Denken und Reden seines Volkes.

Um also dem Volkslied die hohe Bedeutung zu verleihen, die es jetzt bei Deutschen und Engländern besitzt, um ihm die allgemeine Beliebtheit bei den Gebildeten wie bei den Ungebildeten zu verschaffen, dazu gehörten nicht nur Sammler und Wegweiser wie der Bischof Percy und unser Herder, sondern dazu gehörte vornehmlich, daß sich die größten Dichter beider Völker, daß sich Shakespeare und Goethe ganz in den Geist des Volksliedes versenkten und dann dasselbe in ihrem Geiste benutzten, um damit der Dichtung Krone zu erringen.

Was Shakespeare und Goethe gelungen ist, es hätte auch dem größten Dichter Frankreichs, Molière, gelingen können. Er war ein Sohn des Volkes. Er hat zwölf Jahre lang die Provinz nach allen Richtungen hin durchstreift. Bei seinem scharfen Beobachtungsgeist konnte ihm das Poetische in dem Singen und Sagen des Volkes nicht entgehen. Wie er die Kinder des Volkes in seinem Médecin malgré lui naturwahr und lebendig auffaßte, so hätte sich auch das Märchen, die Sage, das Volkslied unter seinen Händen zu einem echt nationalen dramatischen Ganzen gestalten lassen. Und er hat auch die Schönheit des Volksliedes begriffen.

Vor ihm hatte schon Montaigne, jener tiefsinnige, classisch gebildete Geist, von der Volkspoesie gesagt, daß sie, ganz Natur, wie sie sei, eine Anmuth und eine Naivetät besitze, welche sie mit den herrlichsten Erzeugnissen der Kunstpoesie auf gleiche Stufe stelle, ja, Malherbe, der dem überquellend reichen, französischen Dichtergeist die spanischen Stiefeln seiner Versregeln anlegte, sang eines Tages vor Chapelain mit Begeisterung das Liedchen:

Jeanne, d'où venez-vous,
D'où venez-vous, Jeanne?

und fügte zuletzt hinzu: Für mein Leben gern hätt' ich dies Lied gemacht!

Trotz Boileau, trotz Classicität ergreift Molière die Vertheidigung des Volksliedes. Wie ein fröhliches gesundes Vogelgezwitscher aus einem goldgefaßten Käfig im reich ausgestatteten Salon à la Louis XIV. ertönt in dem vollendetsten Meisterwerk des Dichters, im Misanthrope, das Liedchen aus Isle-de-France:

Digitized by Google

Si le roi m'avait donné
Paris, sa grand'ville,
Et qu'il me fallût quitter
L'amour de ma mie,
Je dirais au roi Henri:
Reprenez votre Paris.
J'aime mieux ma mie, o gué!
J'aime mieux ma mie.

Und Molière-Alceste fügt dann hinzu:

La rime n'est pas riche, et le style en est vieux:
Mais ne voyez-vous pas que cela vaut bien mieux
Que ces colifichets dont le bon sens murmure,
Et que la passion parle là toute pure?

Und nochmals wiederholt er das Liedchen und ruft dann:

J'estime plus cela que la pompe fleurie
De tous ces faux brillants où chacun se recrie.

Das war ein Klang, bei dem all' die feinen Marquis und Hofdamen verwundert aufhorchten, aber das Vöglein verstummte in dem goldenen Käfig aus Mangel an Waldesluft, an Freiheit und freundlicher Pflege.

Das hochgepriesene goldene Zeitalter Ludwigs XIV. hat nur ein Scheinleben, eine Scheinpoesie geschaffen, und wenn all' die Ruinen, all' die Leichen, die Ludwig XIV. um sich her verbreitet hat, wieder auferständen, um ihn anzuklagen, so würde das herzige Kind des Volksmundes, das Volkslied mit darunter sein. Denn daß Boileau solche tyrannischen Regeln aufstellte, daß Molière seine schützende Hand wieder abzog, daß seine Schöpfungen im Großen und Ganzen nur dem Salon und dem Verständniß des Hofes und der Stadt dienen wollten, daß er fast nur die feine Welt für die feine Welt darstellte, das ist der Fluch, den Ludwigs XIV. Persönlichkeit und Regierungsweise auf alles geistige Leben um ihn legte.

Molière hat den Werth der Volksdichtung erkannt, aber er hat sich nie, nicht einmal in seinem dem Spanischen entnommenen Don Juan, in die Sage mit ganzer Seele vertieft, nie wie Shakespeare in Macbeth oder wie Goethe im Faust das Phantastisch-Romantische, das Religiös-Wunderbare zu einem Hauptelement seiner Dichtung gemacht. Das Liedchen aus Isle-de-France ist etwas ganz Episodisches.

So ist es gekommen, daß bei den Franzosen, ähnlich wie bei den Römern, die Poesie mehr eine geistreiche Spielerei, mehr eine Luxus- als Herzenssache geblieben ist. Ein höheres Muster als Molière giebt es in Frankreich nicht; wenn ihm auch tiefere innigere Töne nicht abgesprochen werden sollen, ein Naturaufschrei, wie sie uns wohl aus dem König Lear anklingen, ist bei ihm undenkbar. Immer umweht einen die kühle Hofluft, immer fühlt man bei aller Ausgelassenheit das streng auf Formen haltende, wenn auch sonst gnädige Auge Ludwigs XIV. auf den Dichter gerichtet.

Ein Franzose des philosophischen Jahrhunderts hatte noch das Herz für das Volkslied, aber leider fehlte ihm der dichterische Genius eines Molière. Es war der große Naturfreund Jean-Jacques Rousseau. Er erklärte das Volkslied als ein kleines lyrisches, mit einer Melodie ausgestattetes Gedicht, welches der Regel nach anmuthige Gegenstände behandele und geselligen Freuden diene. Rousseau konnte in Deutschland Herder und damit die Wiedergeburt der deutschen Poesie anregen, in Frankreich fanden die Keime, die er auf diesem Felde streute, keinen dankbaren Boden.

Jetzt aber hat man fleißig gesammelt. Villemarqué war mit seinem Werke Barzas-Breiz, das im Jahre 1840 erschien, der Wegweiser. Seitdem sind in allen Provinzen Schätze gehoben, die das warme reiche Herz Frankreichs bekunden, und noch scheint das Land nicht erschöpft zu sein. Seit 1880 ist ein neues gewaltiges Unternehmen im Werk, das Haus Maisonneuve will in erster Linie die Volksdichtung, dann aber auch die Legenden, die Sagen und Märchen, die Sprichwörter und Räthsel, kurz Alles, was der Volksgeist überhaupt hervorgebracht hat, in einem Rahmen für Frankreichs Volk vereinigen.

Wird der Heiland kommen, der die französische Dichtung durch das Volkslied aus ihrem Bann erlöst zu einem neuen erquicklichen Leben? Wir wollen es hoffen und wollen es dann auch nicht unseren Nachbarn verdenken, wenn sie ihn begrüßen, wie der Heiland des Himmels bei seiner Geburt im Volksliede begrüßt wird.

Toute l'artillerie,
En cette belle nuit,
Vient rendre au vrai Messie
Les devoirs à grand bruit.
Joseph paraît ému, la vierge est étonnée
D'entendre le canon, — don, don,
Qui fait de son éclat, — la, la,
Retentir la Judée.

Bei diesem Kanonendonner werden wir uns nicht besorgt umschauen, denn durch das Volkslied, in welcher Sprache es auch sein mag, werden die Völker nicht getrennt, sondern vereinigt.

Zur Kritik der Abstammungslehre.

Von G. Hartung.

Bei uns ist, trotz unseres Stolzes auf die Wissenschaft, der Enthusiasmus für interessante neue Entdeckungen noch immer größer, als der eigentliche wissenschaftliche Sinn. Eine neue Wahrheit verbreitet sich schnell in weite Kreise, wird die Losung des Tages, gewinnt eine Schaar begeisterter Anhänger. Nun kommt die Kritik. Vor einer eingehenden Prüfung hat Dies und Jenes nicht Stand gehalten, vielleicht ist auch die Tragweite des Ganzen zuerst überschätzt. Das wird von den berufenen Vertretern der Wissenschaft in unabläßiger Arbeit erwogen: in jene begeisterten Kreise findet es nur zögernd und unvollständig Eingang. Nicht, daß man seiner Folgerichtigkeit mißtraute. Aber es ist so gründlich unerfreulich, Das wieder aufzugeben, in dem man so gern geschwelgt! Hin und wieder fügt es sich auch, daß selbst berufene Forscher solche angezweifelten Ideenkreise mit einer Zähigkeit festhalten, die sie gegen alle Kritik ungerecht macht und mit der Zeit in den Augen des verblüfften Publicums zu Bannerträgern einer angefeindeten Wahrheit stempelt. Dazu herrscht bei uns mehr denn jemals die Sucht, rein wissenschaftliche Fragen in Zusammenhang mit den allgemeinsten und höchsten menschlichen Interessen zu bringen, sobald sich hierzu nur irgend ein Anknüpfungspunkt bietet und lange bevor sie zu dieser gefährlichen Verwerthung die nöthige Klarheit und Prägnanz besitzen. Naturwissenschaftliche Hypothesen werden auf diese Weise zu Dogmen gemacht, die tief in unser religiös-sittliches Empfinden eingreifen. Und nun ist es mit aller sachgemäßen und leidenschaftlosen Erledigung der zweifelhaften Punkte natürlich aus. Was der nüchterne Fachmann vielleicht Neueres und Besseres verkündet, wird nicht mehr einfach als Bereicherung des schwebenden Themas, sondern als tadelnswerther Angriff auf ein verehrtes Heiligthum angesehen.

In dieser Beziehung reicht nichts an die moderne Entwickelungslehre, den Darwinismus, heran. Die Heißsporne, die mit verächtlichem oder mitleidigem Lächeln auf jede nicht schlechtweg zustimmende Kritik herabsehen, sitzen hier leider nicht nur in den Reihen dilettantischer Enthusiasten. Und so tief hat die Zügellosigkeit unreifer Phantasten das Denkgebiet der Durchschnitts-Gebildeten mit Darwinistischen Ideen gesättigt, daß sich aus ihnen förmlich Axiome für die Weltanschauung gebildet haben und daß es zum Beispiel für selbstverständlich gilt, ein religiös-freisinniger Mann müsse nothwendig auch Darwinist sein. Schnellfertige Köpfe lieben dann obendrein hieraus noch den Rückschluß zu ziehen, wer nicht Darwinist sei, könne überhaupt nicht „freisinnig" sein.

Soviel zur Erklärung, weshalb das Buch eines so bewährten Autors, wie C. von Naegeli (Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. München,

Digitized by Google

Oldenburg.) in weitern Kreisen bisher so wenig bekannt geworden ist. Sobald Fragen der Wissenschaft zu Dogmen werden — und das pflegt meist zu geschehen, sobald die Dogmen zu Fragen der Wissenschaft geworden sind — hält es ja der überzeugungstreue Gläubige für überflüssig, sich noch kritisch mit ihnen zu beschäftigen. Der Ungläubigen aber, oder auch nur der Unentschiedenen, sind nicht genug, um gerade in weitere Kreise das Interesse für ein Buch zu tragen, das sich nur ernster Arbeit erschließt.

Was von jeher allen ruhig Urtheilenden für einen principiellen Mangel der Darwin'schen Theorie gegolten hat, wird auch von Naegeli in den Vordergrund der Discussion gestellt und ist ihm mehr als alles Andere Veranlassung geworden, für die moderne Abstammungslehre ein neues Fundament zu errichten. Die geringe Bedeutung, die von Darwin und seinen Schülern den innern Ursachen der Veränderung gegenüber den äußern beigelegt worden ist, läßt sich kaum anders erklären, als aus einer lebhaften Scheu vor jenen unbestimmten Begriffen, die in der Naturphilosophie der ersten Decennien unseres Jahrhunderts eine so traurig berühmte Rolle gespielt haben. Man fürchtete wohl, bei jedem Zugeständniß an innerlich wirkende und der äußern Anschaulichkeit sich entziehende Kräfte das Gespenst der alten „Lebenskraft" wachzurufen und damit überhaupt den Boden einer mechanischen Naturerklärung zu verlassen. Das war denn freilich kein ganz logischer Schluß. Denn soweit überhaupt in einem mechanischen Geschehen der letzte und correcteste Ausdruck für das gegenseitige Verhalten der Dinge gefunden werden kann, ist es nicht wohl einzusehen, weshalb innere Vorgänge der organischen Entwickelung nicht ebenfalls auf einen mechanischen Ausdruck gebracht werden könnten, oder, mit anderen Worten, weshalb ein innerliches, durch lange Generationsreihen hindurch mit stets gleichbleibender Tendenz wirkendes Gesetz nur etwa deshalb weniger scharf formulirbar sein sollte, weil es gar keiner äußeren Anstöße bedarf. Wie dem nun sein mochte: jedenfalls hat von Anfang an ein großer Kreis hervorragender Fachmänner die Darwin'schen Principien von der Anpassung und der natürlichen Zuchtwahl nicht für ausreichend gehalten, um die in der ganzen organischen Natur ersichtliche Tendenz nach Vervollkommnung, nach aufsteigender Entwickelung, zu erklären. Man hat bereitwillig jene beiden natürlichen Thatsachen als sehr wirksame und selbst unentbehrliche Hülfsmittel anerkannt, aber zugleich darauf hingewiesen, daß sie diesen Werth nur insoweit besitzen, als ein Gesetz der organischen Entwickelung ihre Wirkungen, die an sich immer nur das Besondere und Einzelne treffen, für die Gesammtheit des Organismus verarbeitet. Sie bringen für sich allein zweifellos eine Vervollkommnung der einzelnen Organe, eine Trennung der Functionen und demnach eine äußere Bereicherung des Körpers zu Stande. Allein an einer bestimmten Grenze müssen diese vortheilhaften Folgen nothwendig in das Gegentheil umschlagen. Eine in der angedeuteten Richtung immer fortgesetzte Abänderung würde am Ende eine monströse Bildung zeitigen, monströs, weil die einzelnen Theile des Organismus nicht mehr im richtigen und die Lebensfähigkeit des Ganzen sicherstellenden Verhältniß zu einander stehen. Die Abgemessenheit aller Organe, ihre abgewogenen Beziehungen zu einigen allgemein wichtigen, centralen, sind für das Gedeihen des Gesammtorganismus nicht minder wichtig, als seine Anpassung an die Lebensbedingungen; die nothwendige Beschränkung, die auf diese Weise jene äußern Ursachen der Abänderung in der Praxis erfahren, läßt ihre Ausschlag gebende Bedeutung für die Entwickelungstheorie deshalb sehr fraglich erscheinen. Soll keine Monstrum-Bildung eintreten, so ist es eben nöthig, daß ein die gesammte Organisation beherrschendes Gesetz existirt, welches einer weitgehenden Differencirung einzelner Theile durch die Fortführung der Gesammtanlage auf eine höhere Stufe der Entwickelung das Gleichgewicht hält. In dem Gesetz der Correlation, das Darwin ausdrücklich hervorhebt, beschränkt sich die secundäre Wirkung, das Correlat, immer nur auf Einzelnes und trifft oft genug nicht einmal das physiologisch Nothwendige. Uebrigens finden sich in des Meisters grundlegendem Werk mehr als einmal Hindeutungen auf die Unentbehrlichkeit innerer biologischer Entwickelungsgesetze; nur die Schüler, darwinistischer als Darwin, pflegen sich fast ausschließlich an die scharf präcisirten äußeren Ursachen zu halten.

Naegeli hat, in dem Bestreben, die Unzulänglichkeiten derselben nachzuweisen, über alle eine kritische Revue abgehalten: hier sei nur der einen noch gedacht, die ebenso wie jene der Anpassung und natürlichen Zuchtwahl im Allgemeinen eine Ergänzung von innen heraus in ihrer Unerläßlichkeit recht deutlich macht. In der Natur der Sache liegt es, daß Abänderungen, die entweder als Abnormitäten angeboren oder während der Lebenszeit eines Individuums irgendwie erworben wurden, in den meisten Fällen unbeträchtlich sind, weil der Organismus selbstverständlich nur dann unbeeinträchtigt weiter existiren kann, wenn seine Theile in allen wichtigen Beziehungen frei von plötzlichen Umgestaltungen bleiben und weil zudem die Erfahrung den Beweis von der Widerstandsfähigkeit geschlossener Organismen erbringt. Kleine Abänderungen aber sind im Kampfe um das Dasein ganz ihrer Intensität entsprechend ohne wesentlichen Nutzen; es läßt sich daher nicht absehen, wie sie durch Vererbung fixirt werden und zu einer natürlichen Auslese der begünstigten Individuen führen können. Dazu würde eine fortgesetzte Abänderung in derselben Richtung nothwendig sein. Ist es nun schon an und für sich außerordentlich unwahrscheinlich, daß eine und dieselbe Reihe von Descendenten fortdauernd und zwar fortdauernd so zweckmäßig abändern sollte, daß die eintretenden Aenderungen, sich immer ergänzend, auf dem Grunde der vorausgegangenen aufbauen, so wird die Mißlichkeit noch dadurch erhöht, daß in demselben Grade, als die Individuen sich ihren Lebensumständen accommodiren, der zur Abänderung führende äußere Reiz an Intensität — weil an Gegensätzlichkeit gegen die vorgefundenen Eigenthümlichkeiten des Organismus — verlieren muß. Ferner wird die Wahrscheinlichkeit, daß eine anderswie erworbene Abänderung des Organismus innerhalb derjenigen fällt, die ihn der völligen Anpassung zuführen, um so geringer, je weiter die letztere bereits fortgeschritten und je kleiner demgemäß das Gebiet des noch zu Accommodirenden ist. Allein selbst, wenn diese räthselhafte Beharrlichkeit günstiger Abänderungen innerhalb derselben Richtung angenommen wird, so ist damit noch nichts über die im Allgemeinen fortschreitende Tendenz der Entwickelung bewiesen. Die Differencirung der Theile, und damit die Trennung der Functionen, die den Körper innerlich reicher, schmiegsamer und in einem gewissen Sinn widerstandsfähiger macht, ist denn doch, trotz aller Veredelung, die sie mit sich bringt, einem Fortschritt der Organisation zum Höhern durchaus nicht unbedingt gleich zu achten. Es kann vielmehr sehr wohl hier und da im Interesse des Organismus liegen, nun vorerst keine weiteren Differencirungen zu erfahren, sondern die Gesammtheit seiner Lebensprocesse zu den vorhandenen erst in das richtige Verhältniß zu setzen. Die angeführten Darwin'schen Principien aber bringen im besten Falle nur Häufung ihrer Wirkungen ad infinitum hervor, und es liegt in ihnen selbst gar kein Antrieb verborgen, an der rechten Stelle aufzuhören. Höchstens, daß der Organismus in die Lage versetzt wird, sich gegen ein Zuviel zu wehren und daß sie durch den Reiz, den sie vielleicht auszuüben im Stande sind, diese Reaction selbst verursachen. Die Mittel aber, sie durchzuführen, und der Modus, nach dem sie vor sich geht, würden um so deutlicher auf jenes innere Gesetz der Organisation hinweisen, von dem oben bereits gesprochen wurde.

Hierbei sind wir indeß Darwinistischen Anschauungen keineswegs so fern, als überhitzte Vorkämpfer derselben zu verkünden pflegen. Ist es ihnen — und in den neuesten Phasen der Theorie ganz besonders — unter allen Umständen darum zu thun, mechanisch erklärbare Ursachen für die organische Entwickelung zu finden, so sind wir darin ganz auf ihrer Seite. Ueberzeugt, daß der Mechanismus nicht der letzte definitive Ausdruck für das thatsächliche Verhalten, sondern nur eine bequeme Form der Anschauung ist, so gilt er doch auch uns für die einzige, die uns die Einführung exacten Calculs in die Wissenschaft gestattet. Zudem hat die moderne Atomlehre nur dann einen Sinn, wenn wir auch die organischen Molecüle als Masseneinheiten betrachten, die sich den all-

Digitized by Google

gemeinen Bewegungsgesetzen der Materie entsprechend verhalten. Wir werden also übereinkommen, die atomistisch-mechanische Betrachtungsweise, solange nur immer möglich, beizubehalten, solange mithin, bis uns eine Thatsache entgegentritt, die in ihrer reinsten Form nicht vollständig mit jener vereinbar ist. Umgekehrt werden wir die Vereinbarkeit einer Theorie mit den allgemeinen chemisch-physikalischen Anschauungen für ein Zeichen halten, daß sie geeignet sei, unsere Lücken in der Kenntniß der Naturvorgänge auszufüllen.

Dieser Forderung wird Naegeli durch die Art und Weise gerecht, mit der er unser als nothwendig erkanntes inneres Gesetz der Organisation aus den allgemeinen Eigenschaften der organischen Bildungsmaterie, des Plasma, abzuleiten versucht. Das ist der Kern seiner neuen Theorie, daß er auf diese Weise den äußeren Ursachen der Darwin'schen Lehre eine innere gegenüberstellt, nicht aufhebend, sondern ergänzend. Wie er dann in der Ausführung jeden einzelnen streitigen oder unklaren Punkt des Darwinismus erörtert, gibt er selbst die Kraftprobe seines neuen Princips, dem wir an dieser Stelle freilich nicht über die einfachsten Grundzüge hinaus folgen können.

Die Grundsubstanz für den Aufbau organischer Körper, das Plasma, hat nach unserem Autor eine zweifache Bedeutung, die einer doppelten Beschaffenheit, also einer besonderen molecularen Anordnung desselben entspricht. Es finden sich in ihm verschiedene Modificationen der constituirenden Eiweißkörper, die in Gestalt crystallinischer Molecülgruppen, Micellen genannt, löslich und unlöslich, gemengt sind. Ein Theil derselben stellt die wirkliche Anlage des aus ihnen zu entwickelnden Organismus dar, der andere größere Theil ist gewissermaßen zur Botmäßigkeit des ersteren vorhanden. Diese, die Körperanlage enthaltenden Micellen nennt Naegeli „Idioplasma". Aus dem Idioplasma „geht immer eine bestimmte und eigenthümliche Entwickelungsbewegung hervor, die zu einem größeren oder kleineren Zellencomplex führt." Es ist demnach „jede wahrnehmbare Eigenschaft als Anlage im Idioplasma vorhanden, es gibt daher eben so viele Arten von Idioplasma, als es Combinationen von Eigenschaften gibt." Nun wird zunächst eine ausführliche Entwickelung dieses neu eingeführten Begriffs gegeben. Hat sich in dem ungeordneten Gemenge des Plasma durch Aneinanderlagerung von Micellen ein Keim gebildet, so kann, den chemisch-physikalischen Gesetzen entsprechend, dessen Weiterentwickelung nur so vor sich gehen, daß sich aus dem übriggebliebenen Ernährungsplasma neue Micellen an- oder einlagern, und es liegt auf der Hand, daß diese Anfänge organischen Wachsthums bereits nicht mehr beliebig, sondern der Uranlage gemäß stattfinden werden. Die Richtungen, nach denen die chemisch-physikalischen Kräfte der kleinen Molecülgruppen am stärksten wirken, werden durch vermehrte Anlagerung ausgezeichnet, und in steigender Potenz wird so das ursprüngliche, rein mechanische Verhalten maßgebend für den künftigen Organismus. Nicht etwa nur für dessen Form, sondern für alle Lebensprocesse mindestens insofern, als die Anlage von Organen und Organsystemen, ja selbst vom ganzen Typus des Organismus, abhängig ist von der gegenseitigen Lage und dem Modus des Zusammenhanges der ersten fest constituirten Theile des Idioplasma. Auch in den Leibern der hochentwickelten Organismen, die jetzt die höchste Entfaltung organischen Lebens darstellen, ist dasselbe verzweigt, netzartig von Organ zu Organ sich erstreckend, und die aus dem zugeführten Ernährungsplasma aufgenommenen Stoffe so anordnend und vertheilend, daß das Ganze mit allen seinen Eigenschaften in allem Wechsel des Stoffes erhalten bleibt. Denn eben dadurch ist die Entwickelung der einfachen Urformen des Lebens zu den Gestaltungen der Gegenwart vor sich gegangen, daß die Differencirung der ersten Idioplasmaanlage durch alle Phasen des organischen Lebens nach den Gesetzen molecularer Anziehung stetig vor sich ging. Hier springt der principielle Unterschied von der Darwin'schen Lehre in die Augen. Das Idioplasma trägt die Nöthigung weiterer Differencirung in sich und muß sich daher stetig ohne jede äußere Ursache verändern, und zwar ohne Ausnahme in der Richtung, die durch die Molecular-Gruppirung der ersten Anlage vorgeschrieben war. So werden wir auf eine Anzahl ursprünglicher Formen zurückgeführt, aus denen die verschiedenen Classen der organischen Wesen hervorgegangen sind; nur daß die Verschiedenheit dieser Formen auch nicht entfernt der der entwickelten Classen gleichzukommen brauchte. Denn bei der einfachen primitiven Gestaltung des ursprünglichen Idioplasma mußten Vorgänge, wie z. B. Micellenanhäufungen an dem Ende oder in der Mitte des vorgebildeten Stranges, bei aller absoluten Einfachheit doch eine große relative Bedeutung besitzen. Bei der Weiterentwickelung aber mußten sie sich immer mehr potenziren, und die Divergenz der organischen Bildungsreihen findet hier eine ausreichende Erklärung. Je weiter übrigens die Differencirung bereits fortgeschritten war, um so geringer wurde die relative Bedeutung eintretender weiterer Aenderungen, um so weniger vermochten sie am Grundtypus des Organismus noch etwas zu ändern. Es ist deshalb möglich, daß die heute festgestellte und dem Darwinismus oft genug vorgehaltene Thatsache der relativen Constanz der Arten innerhalb der geschichtlichen Zeit auf diese Weise ihre Erledigung findet. Ein allgemeines Gesetz phylogenetischer Entwickelung würde derselben ein um so langsameres Tempo und einen um so engeren Spielraum vorschreiben, je länger der bereits zurückgelegte Weg ist. Dies Gesetz würde mit den allgemeinen Lebensäußerungen organischer Wesen sehr gut übereinstimmen und vielleicht dahin weitergeführt werden können, daß, entsprechend dem geologischen Schicksal der Erde, einst ein organischer Stillstand und sodann Rückschritt eintreten wird.

Darwin's äußere Ursachen weiß Naegeli sehr wohl als Hülfsprincipien seiner idioplasmatischen Entwickelung zu verwerthen. Es ist selbstverständlich, daß die formale Abänderung des bildsamen Idioplasma auch durch äußere Einflüsse gestört werden mußte und daß das wirklich zu Stande Kommende immer das Mittel aus beiden — inneren und äußeren — Coëfficienten war. Ueber den schließlichen Gesammteffect dieses Zusammenwirkens äußert sich unser Autor so, daß er im Allgemeinen „die fortschreitende Organisation und Arbeitstheilung den inneren Ursachen; die Anpassung an die Außenwelt, die Mannigfaltigkeit und specielle Beschaffenheit der Gestaltung, Organisation und Arbeitstheilung den äußeren" zuschreibt. Besonders interessant ist die specielle Anwendung aller dieser Factoren auf den entstehenden Unterschied von pflanzlichem und thierischem Leben. Die auf die Oberfläche der primitiven Bildungen wirkenden Reize hatten schließlich die Ausscheidung einer Cellulosemembran zur Folge — Pflanzenzelle —, während bei anderen die Reizbarkeit sich steigerte durch entsprechende Anordnung der die Rindenschicht bildenden Micellen, so daß die Oberfläche sich vor dem Reiz zurückziehen oder ihm entgegenkommen konnte — thierische Zelle.

Noch erübrigt eine etwas eingehendere Darstellung jener ersten grundlegenden organischen Bildungen. Hier unterscheidet Naegeli zwischen der unorganischen Natur und den niedrigsten Organismen zwei Stufen. Die erste besteht in der Synthese der Eiweißverbindungen und in der Organisation derselben zu Micellen. Aber noch ist Anordnung und damit Wachsthum und Fortpflanzung nicht fest bestehend, so daß das weitere Schicksal des Plasmatheilchens rein vom Zufall abhängt. Erst wenn unter dem gegenseitigen Einflusse der gebildeten Micellen die Anlagerung anderer, damit ein Wachsthum der nach außen wirkenden Kräfte und endlich eine wirksame Beherrschung des umgebenden Plasma eingetreten, ist das neu Gebildete wirklich ein Lebewesen, d. h. es bestimmt seine fernere Entwickelung wesentlich von innen heraus selbständig. Veränderte Anordnung der Micelle bewirkt Aenderung der Molecularkräfte, von denen die chemisch-physikalischen Processe abhängen, und diese wiederum modificiren die fernere Einlagerung der Micellen. So geht es stetig fort bis zu immer complicirterer Structur, immer vollkommenerer Organisation.

Was wir oben als Postulat stellten: die atomistisch-mechanische Erklärbarkeit der behandelten Vorgänge, führt diese Idioplasma-Theorie mit einer Consequenz und Klarheit durch, die ihr den Beifall der modernen Naturforschung sichern muß. Die Entscheidung in der Beurtheilung dieser wahrhaft „mecha-

Digitized by Google

nisch-physiologischen" Theorie liegt freilich in der Correctheit, mit der die Theilung des organischen Plasma in Micelle und Nährsubstanz der Wirklichkeit entspricht. Das zu entscheiden, gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe. Aber lebhaft wünschen können wir doch, daß diese Weiterführung und Vertiefung des Darwinismus nicht ohne Weiteres als nörgelndes Rütteln an den Säulen einer felsenfest stehenden Lehre angesehen werde. Das zum mindesten wird ihr doch auch der verrannteste Evolutionist der alten Schule zugeben müssen, daß sie zum ersten Male den Darwin'schen Principien eine exact wissenschaftliche Grundlage im Sinne der modernen Naturanschauung bietet. Damit gibt sie den Anhängern derselben neue und fruchtbare Gelegenheit, ihre bisherigen Ideen zu prüfen: sie kann, wenn jene nothwendige Uebereinstimmung ihres Grundgedankens mit der Wirklichkeit erst feststeht, für die moderne Entwickelungslehre genau das werden, was Newton's Gravitationsgesetz für den Kreis der anorganischen Naturforschung geworden ist.

Ein deutscher Dichterbund.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des lyrischen Dilettantenthums.

Von Fritz Koegel.

Die gute Stadt Saalheim hatte wieder ihren Dichterbund. Im vorigen Jahrhundert hatte sie beinahe schon einmal einen gehabt, als sich „Belustiger", „Beiträger" und „Bemüher" zur Ehre der deutschen Musen um die Wette bemühten. Aber das war zu Gottsched's Zeiten gewesen, als man von deutscher Poesie noch keine Ahnung hatte. Jetzt ist das anders. Heute nach Goethe, Rückert, Uhland, Heine, Platen und Lenau weiß man, was deutsche Poesie, zumal was Lyrik ist. Man weiß nun, wie man dichten muß. Leider aber, so lustig es auch in den Wipfeln des Gesträuches schallt, den Uhland den „deutschen Dichterwald" genannt hat, so unverdrossen auch in der guten Stadt Saalheim von allerlei Dichterchen als Secundanern, Backfischen, Gouvernanten, Studenten und Professoren lyrisch gesungen wurde, so vielstimmig Zeitungen und Sonntagsblätter nach alter guter Weise zu allen Festgelegenheiten des Jahres von feiernden Stanzen, Oden und Sonetten wiederhallten, so fehlte doch den jungen und alten Sängern ein Mittelpunkt, um den sie sich hätten schaaren können. Sie taumelten doch noch recht irrwandlerisch in dem Dichterhain herum, der ihnen gar ein böser, wegloser, weiter Urwald schien und voll von Irrlichtern war. Dieser Noth zu wehren, stifteten sie selbander einen Dichterbund.

Saalheim war eine gute alte Stadt. Sie hatte einen schönen Markt mit einem häßlichen Rathhaus und wunderspitzen Kirchthürmen, eine Universität mit zwei eisernen Löwen vor der Thür und einen Fluß mit den poetischsten Wiesenufern, Waldinseln und Uferfelsen. Eine Burgruine stand mitten in der Stadt, eine andere draußen am Fluß auf hohem Felsen, vom Flieder überwuchert. Saalheim hatte, als der Bund gestiftet wurde, noch keine Straßenbahn und entzückte jedes poetische Gemüth durch die krümmsten, engsten Gäßchen.

Hier mußte die Lyrik blühen. Sie blühte auch, und damit die zarte Blüthe gepflegt werde und Frucht bringe, ward der Dichterbund gestiftet. Ach, diese Pflege war so nöthig zu dieser schrecklichen Zeit, in der die duftigen Blumen herzenszarter Lyrik schutzlos preisgegeben sind der rauhen Willkür hartherziger Verleger und spöttischer Redacteure. Der Saalheimer Dichterbund hatte hohe Gedanken: er gedachte des Göttinger Hainbundes, der in allen Literaturgeschichten beschrieben und sogar in eigenen Büchern erforscht ist. Die Saalheimer Bündler zweifelten nicht daran, daß es ihnen gelingen würde, in die Harmonie der lyrischen Sphärenklänge einen eigenen Ton, wenn auch vielleicht nur ein bescheidenes eigenes Tönchen, hineinzurufen.

Der Dichterbund hielt sich an Uhland. „Singe, wem Gesang gegeben!" war sein Wahlspruch. Aber er hielt auch auf Bildung. Wer nicht im Gymnasium gewesen war, dem war der Gesang eben nicht gegeben. Es war ein buntes Völkchen: Studenten in mancherlei Semestern, die seit der Secunda dichteten, wo sie dem Herrn Professor Balladen, Idyllen und Vaterlandslieder abliefern mußten, Correctoren, die 's im Geschäft gelernt hatten, Gymnasiallehrer, die sich in Freistunden den Aerger wegdichteten, den ihnen die Jungens in den Schulstunden erregten. Sogar ein wirklicher Literat war dabei, ein alter Herr, der Lenau herausgegeben und eine dreibändige deutsche Literaturgeschichte neu bearbeitet hatte. Er war der Stamm, um den sich die zarten Blüthen rankten. Diese Blüthen waren zum Theil sehr zart, denn auch Damen gab es da mit gelbblonden Locken und starkem Talent. Ehrenmitglieder fehlten nicht. Professoren, die in Mußestunden zwischen philologischen Conjecturen und chirurgischen Operationen dichtend an Musenquellen und Kaminfeuern träumten. Stille Ehrenmitglieder aber waren alle die blondlockigen, braunäugigen und dunkelhaarigen Saalheimer Mädchen, die einen der Dichter zu lyrischen Ergüssen begeistert hatten. Als Musen ihrer Sänger wurden sie officiell erhöht; ihrer ward in jeder Bundessitzung mit gebührender Dankbarkeit billig gedacht.

Alle Sonnabend war „Musenabend" im Dichtersaal. Der alte Literat im grauen Vollbart präsidirte. Was Jedem seine Muse die Woche über beschert hatte, brachte er mit und las es der Runde vor, die es dann zur allseitigen Belehrung und Förderung vornahm. Im Großen und Ganzen war freilich Jeder von der Vortrefflichkeit der Freundesgedichte innig überzeugt; wie hätte auch ein werthloser Poet Aufnahme finden können in diesen Bund, der so sichtbar hohem Ruhme zuwuchs? Im Einzelnen aber fand man doch recht oft, daß sich der Freund nicht die Mühe genommen hatte, die er sich selbst und diesem erlauchten Kreise schuldig war, oder war seine Muse einmal seinem Rufen nicht gefolgt, oder war sie vor beendetem Werke wieder davongelaufen — kurz, es gefiel Manchem Manches nicht an den Gedichten der Musengenossen. Kleine Formfehler fand jeder einzelne Richter mehr, als der Dichter im Ganzen zugeben konnte. Jeder hätte das oder jenes anders geschrieben, wenn er das Gedicht gemacht hätte, wie freilich, konnte er nicht gleich genau sagen. Hingegen fand der Dichter den Tadel der kritisirenden Dichtergenossen meist recht unberechtigt. Er begriff nicht, wie ihnen nicht gefallen wollte, was ihm selbst beim Dichten und jetzt noch beim Lesen so innig entzückte. „Die Wendung wäre von Uhland", „das Beiwort von Goethe", „dort gar ein ganzer Vers frei nach Heine!" Nun ja, es war am Ende so — aber galt es nicht als ein Beweis seiner Schöpfungskraft, wenn er auf dieselben Bilder, Worte und Gedanken verfiel, auf die ganz zufällig, allerdings einige Jahrzehnte früher, Goethe und Heine verfallen waren? Es wäre philisterhaft neidischer Sinn, der in den Dichterbund nicht gehörte, wollte man hier von Plagiaten sprechen. Auch schien es dem jüngsten lyrischen Nachwuchs ungerechtfertigte Strenge, so unnachsichtlich über die Reinheit der Reime zu wachen, wie es der Literat that: Goethe hatte sich doch manche Freiheiten erlaubt, und das schönste der Heine'schen Frühlingslieder klang darum nicht minder lieblich hinaus ins Weite, weil es lauter falsche Reime hatte. In der That, die wohlmeinenden Genossen tadelten und besserten doch recht eigenmächtig an den zarten Kindern der lyrischen Begeisterung herum; dem zärtlichen Vater blutete dabei das Herz. So sehr es im Interesse des stillen poetischen Friedens zu beklagen ist, die Thatsache kann doch nicht verschwiegen werden, daß es auf den Musenabenden oft recht laut wurde, und daß Mancher gar mit heftigem Zwist und scharfen Schmähungen ein schlimmes Ende nahm. Tags darauf freilich schrieben sich die verzürnten Genossen in Knittelreimen und reimlosen Trochäen Versöhnungsepisteln, in denen sie sich und alle ihre Verse einander zu freiester Kritik auslieferten. Am nächsten Musenabend stritten sie sich wohl wieder, aber diese Streite störten kaum den inneren Frieden des Dichterbundes und das stolze Hochgefühl von der literarhistorischen Bedeutsamkeit ihrer idealen Vereinigung.

Die weise Bundesleitung versäumte nichts, die Stimmung zu fördern, die dem Schaffen heilsam ist. Die Dichter alle,

Digitized by Google

ob sie singen konnten oder nicht, mußten stilvoll von ihren „Gesängen" reden, und in diesen Gesängen riefen sie fleißig mit wohlklingenden Worten volltönig ihre „Leier" an. Ein Jeder führte im Siegel eine Lyra mit dem Sternwappen der guten Stadt Saalheim, und auf Wegen und Stegen trugen sie Alle mit sich ein Merkbüchlein, mit dem Bundeszeichen verziert, in das sie mit weichem Bleistift jederzeit die neuesten Reime und Einfälle verzeichnen konnten. Der Bund führte officiell das weichste und weißeste Papier, das zum Dichten geradezu zwang.

An schönen Tagen zogen sie selbander auf die Bilderjagd den Fluß hinunter langsam in Gondeln, über die Insel mit dem Nachtigallnamen, der Haide zu, die mit Kiefern, Föhren, Sand, einer alten Räuberhöhle und einem Aussichtsthurme versehen, unwiderstehlich zu Liedern stimmte. Hier im Walde zerstreuten sich die Dichter zu zwei und zwei, und im Dickicht oder unter blauem Himmel auf dem Rücken liegend, den Bleistift bereit, wartete ein Jeder auf die dichterische Stunde. Selten wartete einer vergeblich. Zog man Abends heim, so brachte der Bund vom fröhlichen Jagen reiche Beute heim. Bei Mondenschein auf den Wellen wurden geheimnißvoll flüsternd die erjagten Verse mitgetheilt. O es war ein schöner Wettstreit, wer die meisten Reime mitbringen würde.

Der Bund verstand es von Grund aus, das Leben poetisch nutzbringend anzulegen: er ließ keinen Anlaß unbesungen vorübergehen. Die Genossen wurden angewiesen, all' ihre Stimmungen getreulich im Liede festzuhalten; bedeutende Ereignisse heischten wenigstens einen Liedercyklus oder Sonettenkranz. Von Herzen betrübte es den Dichterkreis, wenn einmal einer seiner Genossen in langen acht Tagen von jeder poetischen Stimmung verlassen war. Auch schämte sich Jeder so gewaltig vor dieser Schmach, daß die Stimmung, wenn auch in der zwölften Stunde, meist noch kam.

In stillen Stunden träumten einzelne Bündler gar von Drama, aber nur von weitem. Daß Dramen auch aufgeführt werden könnten, das zu denken kam nicht in ihren schüchternen Sinn. Saalheim hatte ein Theater: aber es sah aus wie eine Scheune, gab Millöcker und Moser und für die zahllosen Saalheimer Secundaner und Töchterschülerinnen bisweilen auch Schiller zu ermäßigten Preisen. Im Dichterbunde gehörte es zum Tone, nicht hineinzugehen und mit hohen Worten dem Theatertreiben seine Verachtung zu bezeugen. Nur einer ging hinein, der Student, weil er fürs Tageblatt recensiren mußte. Er fand es entsetzlich, und um so entsetzlicher, da er in seinen Recensionen von seinem Abscheu nichts verrathen durfte. Wo wären sonst die Freibillets, der Ruhm der guten alten Stadt und der häusliche Friede zwischen Direction und Redaction geblieben? Für diese Qualen entschädigte er sich: entwarf im Geheimen einen „Julian Apostata", ein großartiges Doppeldrama, großartiger als das halbe Dutzend Juliane, die schon geschrieben sind. Er kannte keines davon, um nicht sein Genie zu beirren. Das Drama war, wie gesagt, großartig, aber es wollte nicht fertig werden: der Schluß war da, aber der böse vierte Act ließ sich trotz jahrelangen Suchens nicht finden. Die Freunde trugen das Leid des armen Dramatikers mit und flehten für ihn die Musen an; immerhin wurde es im Bunde mit stolzem Hochgefühl empfunden, daß einer der Genossen über einem leibhaften Trauerspiel brütete. Es war auch nichts Geringes, daß der Gymnasiallehrer in jüngeren Jahren ein Hexameterepos in vier Gesängen gedichtet und gar herausgegeben hatte.

Kurz, im Saalheimer Dichterbund regte sich ein frisches, fröhliches Dichterleben. Man hatte schon ganze Stöße lyrischer Gedichte in allerlei Tönen und Weisen miteinander durchcorrigirt; nur der eine Ton, der neue Ton, auf den man hoffte, wollte sich noch nicht recht zeigen. Jeder Einzelne glaubte ihn wohl bei jedem neuen Liede zu haben, dem Bunde aber beim nächsten Musenabend klang er doch alt und wohlbekannt. Aber er würde kommen, der neue Ton, ganz sicher kommen! Der Literat sagte es und der mußte es doch wissen. Nur unverdrossen weiter gedichtet! Und die Bündler dichteten weiter. Sie dichteten nun schon das sechste Jahr.

Eins hatte sie immer geschmerzt: ihr Bund blühte ja, aber er blühte zu sehr im Verborgenen. Das Sonntagsblatt der „Saalheimer Zeitung" schätzte sich's zwar zur Ehre, Gedichte zu drucken, deren Verfasser Saalheimer waren, aber wer las denn das Saalheimer Sonntagsblatt? Und die Aussicht, daß dies gefällige Sonntagsblatt in die Literaturgeschichte kommen würde, war doch gering. Ja, wenn der Bund die Literaturgeschichte seines Jahrzehnts selbst hätte schreiben können! Mit der „Deutschen Dichterwiege", die gegen Abonnement und Portokosten junge Talente gratis auf die ehrenvollste Weise in die literarische Oeffentlichkeit einführt, hatten sich die Bündler entzweit. Die Redaction dieses anmaßenden Blattes besaß offenbar nicht Einsicht genug, die Einsendungen des Saalheimer Dichterbundes ihrem Werthe nach zu würdigen: sie hatte vieles mit unziemlichen Randbemerkungen dankend abgelehnt und wollte gar Verse, die der Bund an Musenabenden gemeinsam ausgefeilt hatte, auf eigne Faust nachbessern. Man kündigte der „Deutschen Dichterwiege" das Abonnement und die Freundschaft und hatte nun kein literarisches Blatt mehr, das die Gedichte des Bundes über Saalheim hinausgetragen hätte.

Alle empfanden, daß dies anders werden mußte, Alle glühten, den Ruhm ihres Bundes zu verbreiten. Man hielt berathende Sitzungen. Man dachte daran, ein eigenes Bundesorgan zu gründen, für das nur die Genossen Beiträge liefern dürften; man plante ein stattliches Weihnachtsbuch in Rothleinwand und Golddruck, worin nach dem Vorgang anderer berühmter Dichterschulen das poetische Manifest des Bundes an die Nation enthalten sein sollte; man plante noch allerlei. Aber man plante nur, Jahre lang; es kam zu keiner That, und die Bundesgedichte lagen nach wie vor ungedruckt zu Hauf im Bundesschrein des Musensaales. Da flog ein Funken ins Pulverfaß.

Einer unserer berühmtesten Romandichter erwähnte in seinen Lebenserinnerungen beiläufig die Provinz, in der Saalheim liegt, und meinte eben so beiläufig, daß sie arm an Dichtern wäre. Eine Provinz, in der Saalheim liegt, arm an Dichtern! Der Dichterbund erhob sich wie ein Mann. Er glühte vor gerechter Entrüstung. Zwar wollte er nicht entscheiden, ob Unkenntniß, ob Böswilligkeit den berühmten Romandichter zu jener geringschätzigen Aeußerung veranlaßt habe, aber hinnehmen würden sie diese Beleidigung nicht. Der Literat verfaßte für das „Saalheimer Sonntagsblatt" einen Aufsatz, in dem er sämmtliche lebende Dichter, die zu besitzen die Provinz das Glück hatte, der Reihe nach aufzählte. Hinter jeden neuen Namen kam dann, mit Frage- und Ausrufungszeichen doppelt versehen, der empörte Ausruf: „Und wir wären arm?!!" Der Literat hatte Recht: er rechnete in der Provinz zweieinhalb Dutzend Leute heraus, die Verse machten und sie drucken ließen, unter ihnen drei Romanschreiber und einen Dramatiker. Auf alle diese Dichter konnte ihre Heimath stolz sein: „und wir wären arm?!!" Aber der berühmte Berliner Romanschreiber kannte sie nicht, obgleich er — leider — selbst in der Provinz geboren war. Gut, er sollte sie kennen lernen! Die gerechte Entrüstung ließ alte Pläne zur That reifen: ein „Dichterbuch" sollte erscheinen, herausgegeben vom Saalheimer Bunde, in dem alle Dichter der Provinz vertreten wären, aller Welt zum Beweise, daß „wir nicht arm sind!"

Das Dichterbuch erschien. Sechs Wochen vor Weihnachten kam es heraus, bei einem Saalheimer Verleger in rother Leinwand mit Golddruck. Es war ein ansehnliches Buch: vierhundertsechsundzwanzig Seiten von vierunddreißig Dichtern geliefert! Die Herausgeber vom Saalheimer Dichterbunde hatten gesorgt, daß sie nicht zu kurz kamen. Dreihundert Seiten gehörten allein dem Bunde als dem geistigen Mittel- und Brennpunkte der heimathlichen Lyrik. Es war nur billig, daß die anderen Dichter der Provinz sich bescheiden mußten, mehr ihre Namen als ihre Verse in dem Buche zu haben. Sie fanden es begreiflich, daß fünf Sechstel der den Bündlern auf ihr Verlangen zugestellten Gedichte ungedruckt blieben, und sie konnten es eigentlich auch von den vielgequälten Herausgebern nicht gut verlangen, daß sie von allen den übersandten Dichtungen zum Drucke mühselig die besten heraussuchten. So glänzte unter den vierunddreißig Poetennamen der Saalheimer Dichterbund. Es war eine Freude, in dem Bande zu blättern. Wenn man ihn besaß, konnte man die

Digitized by Google

halbe antike und die ganze neuere Lyrik entbehren. Alles war drin: sapphische Oden und Hexameterepisteln, Rhapsodien in pindarisch-goethischen Dithyramben und Elegien, Sonette und Ghaselen, Epigramme und Spruchweisheit, Heine'sche Phantasien in Nordseerhythmen und ungezogene Schuljungenverschen, Nixenballaden und Liebesliedchen im Volkston, lyrische Reisebilder und grausige Selbstmordscenen. Es gab nichts in der weiten deutschen Lyrik, was nicht auch in diesem kostbaren Büchelchen unter den Schöpfungen des Dichterbundes wiedergeschaffen wäre. Nur eins fehlte: die Butzenscheibenlyrik, weil der berühmteste der heutigen Butzenscheibenlyriker, seiner bergigen Waldheimath schnöde vergessend, unhöflich seine Beiträge versagt hatte. Der Bund aber war zur praktischen Ausübung dieser vielberühmten neuesten Lyrik noch nicht gekommen, da er an der Vervielfältigung aller und ältester Muster ausreichend zu thun hatte.

Saalheim und die Provinz war entzückt. Die Saalheimer Zeitungen waren des Lobes voll von den Dichtungen des Bundes; die „Balladen gehörten in die Volksschullesebücher und die Liebeslieder gehörten zu den entzückendsten, die seit Goethe und Heine gedichtet wären." Binnen sechs Wochen erschienen in deutschen Zeitungen und Zeitschriften achtunddreißig Recensionen, die alle das Dichterbuch lobten, ogleich ihrer keine den bleibenden Werth dieses einzigartigen Werkes so tief erkannte wie die Saalheimer Zeitungen. Der berühmte Romandichter bekam als „Geschenk der Armen" ein Exemplar mit Widmungsversen von Literaten, doch scheint er der Gabe gänzlich unwerth zu sein. Ob er es gelesen hat, weiß man nicht, geantwortet hat er nicht darauf, in seinen Monatsblättern wurde es hinten bei einer kritischen Massenbesprechung mit drei kühl empfehlenden Zeilen abgethan.

Der Dichterbund jubelt und harrt voll Hoffnung: wenn die Saalheimer Damen sich das Büchlein wenigstens so viel schenken und schenken lassen, daß der Verleger nur die Hälfte der Auflage auf Lager behält, wird dem ersten ein zweites Dichterbuch folgen, dem sich — o kühne Hoffnung! — vielleicht ein drittes, viertes anreihen wird. Das wäre denn das einzige Dichterbuch, das fortlaufend erscheint, und der Bund hätte dann, wonach er geseufzt, ein Organ, das seinen Ruhm ins Land und in die Literaturgeschichte trägt, wie's die Musenalmanache mit dem Göttinger Hainbund gemacht haben. Und dann, — wer könnte daran zweifeln? — muß auch der lange gesuchte neue Ton endlich erklingen, die „Saalheimer Dichterbundtonweis", von der eine neue Epoche der deutschen Lyrik beginnen wird. Das gebe dem Bunde in Huld Apoll und seine neun Musen!

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

Es war in der Hochfluth der Gesellschaftssaison; die Soireen, die Bälle, die Diners jagten einander. Die jeunesse dorée in der Residenz fand kaum Muße, dazwischen die Theater, die Concerte, den Club zu besuchen; die langen Winternächte reichten nicht hin, um die Ansprüche von allen Seiten zu befriedigen, und die Sklaven der Gesellschaft knirschten gegen ihr unerträgliches Joch an, in das sie sich doch immer wieder fügen mußten. Ueberall begegnete man den gleichen Gesichtern, den gleichen Toiletten und den gleichen Gesprächen; der Reiz der Neuheit war für diese Saison schon längst wieder vorüber, die zum ersten Male aufgetauchten Erscheinungen waren genug bewundert und kritisirt worden, extravagante Ballroben waren wieder in Vergessenheit gerathen und der kleine, pikante Klatsch aus den Kreisen der vornehmen Welt war erschöpft. Die Ereignisse wollten mit den Routs nicht mehr gleichen Schritt halten. Die Hauptstadt stand im Wendekreis der Langenweile.

Vor das Portal eines vornehmen Hauses in einer der größten und elegantesten Straßen Berlins traten in einer Februarnacht zwei Männer. Der Lakai hatte ihnen droben in die Gehpelze geholfen, deren Kragen sie fröstelnd in die Höhe schlugen, auf die spiegelblanken Cylinder fiel das Licht einer schneehäuptigen Gaslaterne, und die Beiden setzten die schmalen, aristokratischen Füße in den feinen Lackschuhen eben wie prüfend auf die Steinstufen des Portals, als wenn sie zauderten, ob sie zu Fuße ihren Weg verfolgen oder das ihrer in der langen Wagenreihe der Straße harrende Coupé besteigen sollten. Dann sah der Eine von ihnen, ein ungewöhnlich schlanker, vornehm blickender Herr mit blassem, verlebtem Gesicht, in dem nur ein dunkler, von ein paar Silberfäden durchzogener Schnurrbart und zwei schwarze, glanzlose, verschleierte Augen hervortraten, den Andern an, der gerade ein Gähnen hinter der elegant behandschuhten Hand verbarg und fragte, kaum die Lippen bewegend: „Gehen wir?"

„Wie Sie wollen, Baron —"

Der erste Sprecher rief dem mit einer Kerze in der Hand hinter ihnen stehenden Portier mit ein paar kurzen Worten die Weisung zu, den bestellten Wagen nach Hause zu schicken, ließ ein Geldstück in die diensteifrig vorgestreckte Hand gleiten, rückte flüchtig an seinem Cylinder und ging. Der Andere folgte ihm. Er war kleiner und breitschultriger als sein Begleiter, aber gleichfalls von vornehmsten Manieren und von einem müden, gleichgültigen, blasirten Wesen, das sich durch Haltung und Sprechweise in nämlicher Art kundgab. Auch er mochte, wie der Andere, gegen vierzig Jahre zählen, die sich in einzelnen Falten an der Schläfengegend und in dem stark gelichteten, aschblonden Haar mehr als in den elastischen Gliederbewegungen verriethen, und auch ihm sah man, wie seinem Genossen, unschwer an, daß er ein Leben hinter sich habe, das er nach eigenem Wohlgefallen sich eingerichtet und genossen. Die Beiden, wie sie so schweigend, langsam durch die vereinsamten Straßen, gegen den schneidenden Nachtwind, der um die Straßenecken pfiff, auf den mit leichtem Glatteis bedeckten Trottoiren hinwanderten, über die das flackernde Gaslicht phantastische Streifen malte, erregten mit ihren jetzt nur vom Champagner noch leis gerötheten, fahlen Gesichtern, in ihren tadellosen Gesellschaftstoiletten und in ihrem abgespanntem Wesen den Eindruck von zwei Menschen, die ihr Dasein bis auf die Hefe ausgekostet haben und sich nun mit vornehmem Anstand darein finden, das Leben noch weiter zu ertragen und alle gebotenen Formen desselben aufs Strengste innezuhalten.

Sie waren bis an eine Straßenkreuzung gelangt, ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Nun hielt der Größere von ihnen den Schritt zurück und fragte, die Stirn zur Hälfte drehend: „Wohin?"

Sein Begleiter zuckte die Achseln. „Mir gleich." Dann zog er die Uhr, prüfte das Zifferblatt und erwiderte, während ihm der Anreiz zu erneutem Gähnen die Mundwinkel niederzog: „Halb zwei. Eine angebrochene Nacht. Gehen wir in den Club?"

„Jetzt? Es verlohnt sich kaum." —

„Ins Colosseum?"

„Puh!"

„Zur blonden Bianca?"

„Die erwartet uns nicht mehr." —

„Dann bleibt uns der „Husumer Keller"."

„Haben Sie noch Durst, Gröben?"

„Wie man's nehmen will." —

„Dann gehen wir zu mir hinauf. Kommen Sie!"

„Jetzt nach Hause, Baron? Schlafen?"

„Nein, aber wir können oben noch eine Flasche bei mir trinken. Mein Diener ist auf, das Kaminfeuer brennt. Wir rauchen eine Cigarre zusammen, reden ein Wort, wärmen uns die Füße und sind im Grunde ungenirter als im „Husumer". Es war heiß im Ballsaal; ich möchte reine Luft und Ruhe vor guten Freunden."

Er schlug die nächste, zur Rechten abbiegende, stille Straße ein. Der Andere blieb ihm zur Seite. „Eine originelle Idee", sagte er kurz auflachend, „aber, wenn man's recht bedenkt: zur Abwechselung nicht übel. Weshalb man immer in diese rauchgeschwängerten, dunstigen, dumpfluftigen Locale niedersteigt, wenn man Durst hat, ist schwer erklärbar. Aber es ist die Atmosphäre, in der wir alt geworden sind,

Digitized by Google

und wir athmen sie leicht. Auch die Luft in den Clubs, in der Loge, im Casino, in den Gesellschaftssälen ist nicht rein, aber sie ist für uns Lebensluft. Jede andere fällt uns, wie etwas Ungewohntes, auf die Brust; unsere Lungen sind besonders geartet." —

„Sie philosophiren, Gröben", fiel der Andere, schneller ausschreitend, ein. Es war etwas in seinem Ton, als ob er sich etwas Unbehagliches, das ihn aus den Worten des Anderen anwehte, abstreifen wolle.

Gröben schwieg und ein paar Minuten lang verursachten die knarrenden Lackstiefel auf den Trottoiren das einzige Geräusch, das in der nachtstillen, winddurchjagten Straße hörbar ward. Dann hatten sie das Haus erreicht, in dem der Freiherr Udo von Gresser die Belletage innehatte, und ein Druck auf die Privat-Nachtglocke draußen rief den Diener herab, der das Hausthor von innen öffnete und, mit dem Licht in der Hand, die beiden Eintretenden nach einer tiefen Verbeugung an sich vorüber die Treppe hinaufsteigen ließ. Oben stieß der Freiherr die Eingangsthür auf und führte seinen Begleiter in den hell erleuchteten, behaglich durchwärmten Salon, in dem das im Marmorkamin flackernde Feuer wunderliche Lichtstreifen über die dunklen Ledertapeten und die luxuriöse Ausstattung des Junggesellenheims warf. Die schwellenden Polstermöbel hatten darunter ein glühendes Colorit angenommen, und die Gestalten in den Oelbildern mit ihren breiten Goldrahmen schienen herauszutreten, wenn der Feuerschein über sie hinleckte. Das aufgeschichtete Holz knarrte, brach unter der aufzüngelnden Flamme mitten durch und sprühte einen Funkenregen auf. Der weiche Teppich, in dem die Schritte der Ankömmlinge lautlos verhallten, war wie von einem rothen Gluthmeer überronnen.

Der Diener hatte den beiden Herren die Pelze abgenommen und kam der Weisung seines Herrn, eine Flasche Sillery carte blanche heraufzuholen, jetzt mit der gleichen geräuschlosen Geschäftigkeit nach, die ihn seine langjährige Stellung und die stete Inanspruchnahme seiner nächtlichen Dienstleistungen gelehrt hatten. Die Cigarren waren angezündet, die beiden Genossen dehnten sich auf den weichen Fauteuils vor dem Kamin, streckten ihre Lackstiefel gegen die lohende Gluth vor und ließen den feinen bläulichen Duft in leichten Ringen emporsteigen. Eine Weile war es wieder ganz still, so daß nur das prasselnde Feuer durch das geheimnißvolle Schweigen des eleganten Boudoirs zu reden schien. Dann hatte der Diener ein schwarzes Marmortischchen zwischen die beiden Sitze geschoben, die Champagnerflasche entkorkt und die Kelchgläser gefüllt, um sich lautlos wieder zurückzuziehen.

Die Beiden stießen an und tranken. Sie schlürften den Schaumwein mit der Zunge altbewährter Kenner, und die Marke war gut. Dennoch schien ihnen der Trunk nicht sonderlich zu munden, und sie äußerten nichts darüber. Auch die theuren Havannahs dampften sie so hin, als bereiteten sie ihnen heute zum ersten Male keinen Genuß. Mitten in dieser behaglichen Umgebung war ein Etwas von unbehaglicher Stimmung über sie gekommen, — sie wußten nicht woher, weshalb; sie hätten ihm überhaupt keinen Namen geben können.

Der Freiherr vergaß, die geleerten Spitzgläser zu füllen, und rauchte schweigsam, mechanisch vor sich hin. Dabei starrte er, gerade wie der Andere auch, in die Gluth, die nun langsam absank, und es war, als ob die Beiden wunderliche, phantastische Gestalten und Gebilde darin erblickten, die vor ihnen aus der knisternden Asche des Kamins aufstiegen, sich reckten und dehnten und wieder zu stummen, wesenlosen Schemen zerrannen, als wären sie nie gewesen. Aber doch waren sie einmal da und redeten in ihrer eigenen Sprache und erzählten lange, verwundersame, verschollene Geschichten. —

Draußen ward ein Nachtwächterpfiff hörbar, windverhallte Schläge einer Thurmuhr drangen durch die Nachtstille, und im Gemache ging der ruhelose Pendel im Goldgehäuse auf dem Kaminsims hin und her, — hin und her. Des Freiherrn umflortes, müdes Auge fiel secundenlang darauf, wie in der Stutzuhr der Sensenmann zur Rechten des Zifferblattes plötzlich seinen Arm aufhob und zweimal damit auf das Glockenspiel anschlug, daß die Klänge schrill durch den behaglichen Raum schollen, in dem nur das Gaslicht im bronzenen Kronleuchter einen leisen, singenden Ton von sich gab. Zwei Uhr. — Es war nichts Auffallendes dabei und es lag nichts daran. Aber der Freiherr ließ den Kopf tiefer auf die Brust herabsinken, nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte, ohne daß er selber wußte, er sage es laut vor sich hin und denke es nicht nur: „Wenn man auf sein Leben zurückblickt und das Facit daraus zieht —". Herr von der Gröben wandte die Stirn kurz zur Seite und unterbrach ihn rasch: „Sylvester ist längst vorüber, Baron."

Aber der Andere beendete, unbekümmert um den Einwurf, seinen Satz ebenso tonlos, wie er ihn begonnen: „— so ist das ganze Resultat im Grunde: Asche — Asche — Asche." —

Er griff nach der kunstvoll gearbeiteten Feuerzange, die im Ständer neben dem Kaminmantel lehnte, und stocherte mit nervösen, hastigen Fingern in der langsam verkohlenden Holzschicht umher, aus deren zerfallender Asche hin und wieder eine züngelnde Lohe aufschlug. „Wir sagen uns, daß wir gelebt haben", fing er nach einer kleinen Weile, in die Asche starrend, die Feuerzange in der Hand wiegend, wieder an, „und was bleibt am Ende? Wir haben geraucht und getrunken, getanzt und gespielt, geliebt und jeden Sport getrieben; es gibt keinen Genuß des high life, den wir nicht ausgekostet hätten bis zum Grunde, bis zum Ueberdruß, bis zum Ekel. — Wir haben die schönsten Pferde geritten und uns von den schönsten Weibern lieben lassen, wir haben uns nie einen Wunsch zu versagen brauchen und uns Alles erkauft, wonach unsere Begierde lüstern war, Alles: die Delicatessen der Saison, die feinsten Weine, die luxuriösesten Feste und die wildesten Orgien; auch die Befriedigung unserer Wollust. — Man hat uns beneidet, umschmeichelt und ausgeraubt; wir haben gute Freunde und reizende Maitressen gehabt. — Was haben wir heut? Wir sind müde und mögen die Hand nach dem Allen nicht mehr ausstrecken, es reizt uns nicht mehr. Daß wir's so mühelos erringen können, daß wir's erkaufen dürfen, daß man uns aber nichts freiwillig entgegenbringt, nichts auf Erden, nichts — nicht einmal Frauenliebe — das macht uns Widerwillen. Wir haben ein Leben hinter uns und wir fragen uns umsonst: was bleibt? War es werth, zu leben? Hat es sich verlohnt? Wärmt uns die Erinnerung daran für den Frost des Lebensrestes, der unser harrt? Ich glaube nicht." —

Es klang seltsam müde, wie er das Alles vor sich hinmurmelte. Der Andere hatte spöttisch dazwischen lachen wollen, aber es war ihm nicht gelungen; er wußte selber nicht, weshalb es ihm in der Kehle stecken blieb. Seine Cigarre war ihm ausgegangen, und er zündete sie nicht wieder an. „Was wir bleiben?" fragte er ernster, als es je in seiner Art gelegen hatte, „zwei alternde Roués, die da am Ausgang ihrer Jugend erkennen, daß Alles eitel ist, und daß nach einem durchstürmten und durchkosteten Leben im Strudel der Gesellschaft, der Vergnügungen, der Genüsse der Rest schal wird und ekelhaft. Das ist eine alte Geschichte. Es war ein verfehltes, ein verlorenes Leben; wenn Sie es so nennen wollen, warum nicht? Aber wer hätte es ändern können?" Auch er blickte jetzt in die Kaminasche, wie der Freiherr, der, leise vor sich hinnickend, ohne den Andern anzusehen, sagte: „Schal und trübe. — Ob es nicht zu ändern gewesen wäre? Vielleicht nicht. — Wenn ich nur wüßte, woran es lag, weshalb es so kommen mußte? Lag es an uns, — am Schicksal?"

„Sie nannten den Grund schon, woran es lag: daran, daß Alles für uns käuflich war, Alles, — auch Frauengunst: daß man uns nichts freiwillig, nichts um unserer selbst willen entgegentrug, — das war's." —

Er sah jetzt verwundert auf; denn der Freiherr hatte, während er noch sprach, plötzlich den Sessel zurückgestoßen und war aufgesprungen, um ans Fenster zu treten, durch das er in den Nachthimmel hinausblickte. Schwarze Wolkenflucht jagte über das Firmament hin und verdeckte hin und wieder das blitzende Sternendiadem, das sich über den schneebehäuften Dächern der Straße ausspannte. Udo schaute secundenlang zu ihm auf, und ein leiser Seufzer stahl sich über seine Lippen. Dann ließ er das Rouleau nieder, das sich mit klirrendem Geräusch vor dem Fenster herabsenkte. „Mein Diener hatte

Digitized by Google

es vergessen", murmelte er zurücktretend, „diese gespensterhafte Helle war unerträglich." —

Und wieder saß er neben seinem Genossen, der seine Cigarre neu angezündet hatte und nun discret vor sich hin dampfte, vor dem Kamin und starrte in die schweigsame, glühende Asche, und war ebenso schweigsam wie sie. Nur seine Gedanken gingen jetzt so ruhelos hin und her, wie der Pendel im Goldgehäuse der Stutzuhr, — hin und her. — Und plötzlich sagte er leise: „Sie haben recht, Gröben, das war's! Nur einmal, — einmal ward es mir doch geboten — und damals — wollen Sie es hören, Gröben?" Der Angeredete sah kurz auf. Es wurde ihm offenbar schwer, seine Lider nicht herabfallen zu lassen und er entgegnete schlaftrunken: „Ihre Geschichte? Von damals? Ja, ich kenne sie noch nicht und höre sie gern — Es war doch, als Sie das Duell wegen der Brunella gehabt hatten? Die einzige, mir mysteriöse Episode Ihres Daseins — Nur müssen Sie mir noch ein Glas füllen, wenn ich wach bleiben soll, und ich möchte es gern bleiben."

Er streckte gleichzeitig, ohne des Freiherrn Aufforderung abzuwarten, die Hand nach der Flasche aus und schänkte sich sein Kelchglas voll, um es in einem Zuge zu leeren. Dann lehnte er sich geschlossenen Auges, aber fortrauchend, zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die vier Temperamente" von Lothar Clement. — „Lydia" von Otto Franz Gensichen. Gastspiel von Ernesto Rossi.

Die erfolgreiche Muse von Dahn und Ebers hat uns mit dem Professorenroman bekannt gemacht; die verunglückte Novität des Kgl. Schauspielhauses: Die vier Temperamente von Lothar Clement, hinter welchem sich ein junger Docent der Philosophie verbirgt, zeigt uns das Professorenlustspiel. Es hat das bezeichnende Motto: Docere et oblectare, ist natürlich fünfactig, von literarischem Werth, akademisch empfunden und aufgebaut, so stilvoll wie möglich. Die einheitliche, folgerichtige Entwicklung der Charaktere ist die Hauptsache, so wie es sich für einen Professor der Psychologie schickt, und nur aus den Charakteren entwickelt sich die Handlung, ganz wie es Lessing vorschreibt. Der Dialog ist von Kathedergedanken angekränkelt, doch sonst anmuthig, geistvoll und lebendig. Mehr der Gelehrte als der Dichter aber sorgte für Grundidee und Handlung. Die vier Temperamente sind in vier Charaktermasken ausgeprägt, zwei Männlein und zwei Weiblein. Wird sich hier Gleich und Gleich gern gesellen oder stoßen sich die verwandten Temperamente ab, während die entgegengesetzten in der Vereinigung ihre richtige Ergänzung finden? Lothar Clement entscheidet sich für letzteren Weg. Seine Psychologie will es so, wenn auch die dramatische Handlung dabei ins Unwahrscheinliche verfällt.

Der cholerische Lieutenant Leo ist verlobt mit der sanguinischen Ottilie. Das gibt keinen guten Klang. Man braust auf, man erzürnt sich, wettert und flucht; wer wollte sein Lebtag unter Blitzen zubringen, die gar oft einschlagen? Da entdeckt die Sanguinikerin, daß sie eigentlich viel besser zu dem melancholischen Bruder ihres Bräutigams passe, der immer seufzend die Augen verdreht und zum Einschläfern langweilig ist, und gleichzeitig findet der cholerische Reiteroffizier seine Wahlverwandte in der phlegmatischen Cousine seiner Braut, der entweder essenden oder schlafenden Bertha. Et le tour est joué. Der Fehler ist nur, daß dieser von langer Hand vorbereitete Wechsel der Liebespaare nicht in theatralische Handlung umgesetzt ist; daß nur in Worten gestritten, in Worten ein System bereitet wird, und daß die einzige Scene, die einen wahrhaft komischen Einfall bühnenwirksam gestaltet, sehr wenig mit der Grundidee zu thun hat. Der mit Axiomen vollgepfropfte Rittergutsbesitzer v. Holleben hat nämlich die vier Liebenden nicht wenig erzürnt, indem er ihre Temperamente richtig bestimmt hat. Die Sanguinische will durchaus nicht sanguinisch sein, die Phlegmatische empfindet das ihr angedichtete Phlegma als eine Schmach, und auch der Cholerische und der Melancholiker sind mit ihren Rollen unzufrieden. Sie vereinigen sich zu einer Verschwörung, um den Theoretiker eines Besseren zu belehren. Die Sanguinische nimmt das langweilige Wesen ihrer Cousine an, die Phlegmatische braust auf in fliegender Hitze und hüpft und tänzelt plötzlich wie von der Tarantel gestochen herum, der Choleriker läßt den Kopf hängen, und der Melancholiker macht vergebens klägliche Anstrengungen, um lustig und ausgelassen zu sein. Doch Holleben durchschaut gar bald die Komödie. Er ruft die Geister des Weines zu Hülfe und weiß mit einer gut erfundenen Intrigue so geschickt zu operiren, daß einer nach dem andern aus der Rolle fällt und die wahren Temperamente wieder in die Erscheinung treten. Der Lieutenant ist aufs Neue ganz Feuer und Flamme, sein Bruder versinkt abermals in seinem Spleen, Ottilie ist wieder der alte Unband, Bertha schläft auf ihrem geliebten Divan selig ein, und der schlaue Theoretiker der vier Temperamente lacht sich ins Fäustchen.

Das ist eine sehr hübsche Scene, gut erdacht und gemacht, die von einem entschiedenen Talente spricht und die auch von der Bühne herab ihre frohe Wirkung nicht verfehlte. Was aber nachfolgt, ist weniger erfreulich. Hier muß ausdrücklich bemerkt werden, daß in der Buchausgabe des bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Stückes noch ganze drei Aufzüge stehen, daß wir aber im Schauspielhause nur noch einen Act zu sehen bekamen, in welchen der Verfasser seine drei Aufzüge zusammengezogen hatte. Ohne Zweifel gehorchte er da der Noth und nicht dem eignen Triebe, denn das Lesecomité pflegt seine Wünsche als Befehle zu formuliren. So war der Dichter, um nur aufgeführt zu werden, gezwungen, seine schönste psychologische Charakterentwickelung, die ihm gewiß am Herzen lag, grausam zu zerstören, den Proceß, wie der Choleriker in der Phlegmatischen und der Melancholiker in der Sanguinischen seine eheliche Ergänzung findet, ins Unverständliche abzukürzen und seine ganze Komödie über's Knie abzubrechen. Darum zischten und scharrten auch die anfangs trefflich disponirten Zuschauer, als jählings der Umschlag der Empfindungen eintritt und in der Quadrille der Liebe die Herren unvermuthet ihre Damen wechseln. Der Dichter mag sich da bei der Regie des Schauspielhauses bedanken. Die Frage ist nur, ob das Publicum die logischen, aber nicht eben kurzweiligen drei Acte des Buchlustspiels besser aufgenommen hätte. Ich glaube nicht. Die Berliner verzichten nur ungern auf eine spannende Handlung zu Gunsten einer geistreichen, gewandten Conversation und höchstens dann, wenn diese mit vollendeter Kunst alle Feinheiten und Pointen graziös wiedergibt. Daß unsere Hofschauspieler dies nicht im Stande sind, wird selbst ein Verehrer der Damen Barkany und Abich und der Herren Müller und Oberländer schwerlich behaupten. „Die vier Temperamente" wurden im Schauspielhaus denn auch ohne jedes Temperament gespielt.

Besser erging es der einactigen Plauderei von Otto Franz Gensichen: Lydia. Die bekannte Ode des Horaz: Donec eram gratus tibi ist schon vor 35 Jahren von François Ponsard zu einem für die Rachel geschriebenen Proverbe verarbeitet worden, das erst vor Kurzem noch Alfred Friedmann ins Deutsche übertragen hat. Ponsard bringt in den Streit zwischen Horaz und Calais und Lydia und Chloe dramatische Leidenschaft hinein; Gensichen, der die Nebenbuhlerin Lydia's nicht auftreten läßt, behandelt den Conflict mehr im Stile einer leichten gefälligen Plauderei. Jedenfalls kennt er den Einacter seines französischen Vorgängers, dessen schöne Verse z. B.

La soie et les bijoux ne plaisent qu'un instant;
Demain sera fané ce peplum éclatant;
Mais les vers du poëte échappent aux outrages.
Hélène aux beaux cheveux vivra dans tous les ages;
Tant qu'on connaitra l'empire de Vénus
Lesbie et Lycoris auront des noms connus,
Et, partageant l'honneur de sa muse applaudie,
Toujours avec Horace on nommera Lydie . . .

Digitized by Google

auch in dem deutschen Einacter nachklingen. Bei beiden Dichtern ist der Höhepunkt die Declamation des herrlichen Wechselgesangs und die Klippe das antike Costüm. Ponsard's Sprache ist da und dort höchst modern, und störend wirkt z. B. der „christliche" Fluch: diantre! oder der moderne Ausdruck quatrain für Strophe, aber Gensichen's Figuren sind noch viel mehr moderne Menschen in antiker Verkleidung. Horaz spricht von seinem Verleger, wie Otto Franz Gensichen etwa von Herrn Eugen Grosser, dem seinigen, reden würde, und die im Lied unsterbliche gewordene römische Courtisane schwärmt für den Circus, wie eine Berliner Geheimrathstochter für Renz und Salomonsky. Warum müssen es auch durchaus historische, literarisch berühmte Namen sein, warum just Lydia und sogar Horaz? August Meyer und Lieschen Müller wären doch auch recht hübsche Namen, und sie hätten den Vortheil, viel besser zu Gensichen's Figuren zu passen.

Der Vollständigkeit wegen tragen wir in unserer Theaterchronik noch das soeben zu Ende gegangene kurze Gastspiel Ernesto Rossi's im Residenz-Theater nach. Reich an Lorbeern kehrt der berühmte Tragöde wieder in seine sonnigere Heimath zurück, aber der künstlerische Erfolg ist kleiner, als bei früheren Gastspielen. Dies liegt vor Allem daran, daß Rossi nur in seinen hier längst bekannten Paraderollen Othello und Kean aufgetreten und daß er diesmal nicht mit einer eigenen Truppe nach Berlin gekommen ist, sondern mit dem deutschen Ensemble des Residenz-Theaters spielte. Solche polyglotten Vorstellungen haben immer etwas Rohes und Unkünstlerisches. Rossi fühlte dies am meisten selber, denn er setzte nicht mehr die ganze, volle Kraft ein, sondern versparte sie auf die Hauptmomente und ließ das Uebrige fallen. Und nicht nur, daß er oft blos „markirte", sein Humor entzündete sich auch an der unbeabsichtigten Komik der zweisprachigen Vorstellung, wo der Eine „buona notte" wünscht und der Andere „Gute Nacht" antwortet. Er ließ sich so weit gehen, daß er in seine italienische Rede allerlei deutsche Worte mischte, die gerade so barock klangen, wie sein Livorneser Französisch, das er uns im Vortrag einer Ballade Chéniers: Le templier zu zeigen für gut fand. Unser Publicum verzieh ihm sein ernst gemeintes Französisch und lachte zu seinem spaßigen Deutsch und scheint doch auch wieder die Stimmung gefunden zu haben, sich gleich darauf von den tragischen Accenten Othello's, Hamlet's und Kean's gründlich erschüttern zu lassen. Wo Rossi seine ganze Kraft einsetzte, zeigte er sich wieder auf der vollen Höhe seiner realistischen Menschendarstellung, als ein Virtuose des natürlichen Worts und der leidenschaftlichen Empfindung, als der vielbewunderte Meister, dem die deutsche Schauspielkunst die fruchtbarsten Anregungen verdankt. Z.

Opern und Concerte.

„Der Feldprediger" von Millöcker, Text von H. Wittmann und A. Wohlmuth, aufgeführt im Walhalla-Theater, „Sylvana" von Weber, mit neuem Texte von E. Pasqué, musikalisch neu geordnet von Langer, aufgeführt in Hamburg.

Herr Millöcker, der glückliche Componist des „Bettelstudenten" und des „Gasparone" ist bei seinem neuesten Werke noch viel glücklicher gewesen in der Wahl des Textes — allerdings weniger in der Erfindung der Musik. Das Textbuch ist sowohl im Grundgedanken, als auch in der technischen Ausführung entschieden das Beste, welches bisher für eine deutsche Operette verfaßt wurde. Es gleicht insofern den besten Erzeugnissen der französischen komischen Opern aus der Glanzperiode Boieldieu's und Auber's, als die Handlung in gleichem Maße Gefühlsmomente und höchst komische Scenen enthält, und die lebhaftesten und lustigsten Gespräche niemals den guten Anstand verleugnen; nicht ein zweideutiges Wort ist im „Feldprediger" zu vernehmen, und man kann dieses Textbuch nach dem Erfolge, den es überall errungen, als den entscheidenden Wendepunkt nach einer besseren Richtung in der Operette bezeichnen. Die Handlung spielt in einem deutschen Grenzstädtchen in den Jahren 1812/13, also in der Ausgangszeit des französisch-russischen Krieges. Der Amtmann Heidekrug ist einer jener Mantelträger, wie sie in der damaligen Zeit nicht bloß bei den Amtmännern, auch in weit höheren Kreisen zu finden waren. Um seine Loyalität nach jeder Seite hin zu beweisen, hat er vor seinem Hause ein Bild des Kaisers Napoleon angebracht, das sich aber wenden läßt — die Kehrseite zeigt das Porträt des Zaren Alexander. So denkt er sich vor französischer und russischer Einquartierung bewahrt; um jedoch seine hübsche Tochter jedenfalls vor den Nachstellungen der Militärs zu sichern, läßt er sie als alte, bucklige, häßliche Matrone verkleiden. Seine vielseitige Loyalität schützt ihn aber nicht, preußische, französische und russische Einquartierung kommt hintereinander. Die letztgenannte kündigt ein junger Feldprediger an; dieser ist kein anderer, als ein von den Franzosen eifrig gesuchter preußischer Officier, Hellwig, der verkleidet von Königsberg ausgezogen ist, um das Volk zur Erhebung gegen die fremden Unterdrücker vorzubereiten. Zum Glück fehlt noch das Signalement, und Hellwig, der zugegen ist, wie der französische Offizier dem Amtmann aufträgt, nach dem Aufwiegler zu forschen, erklärt diesen so genau zu kennen, daß er seine Beschreibung geben könne. Und nun dictirt er dem Amtmann dessen eigenes Conterfei in die Feder als das Hellwig's! Bald entdeckt er die Verkleidung der beiden Fräulein: beim Abendbrod, als der Amtmann und die alte Haushälterin über dem Segen einschlafen, stellt auch er sich vom Schlummer übermannt; die Mädchen werfen die Verkleidung ab und scherzen; nun tritt er vor sie, gibt sich zu erkennen, bittet sie um ihren Beistand; dann läßt er einen Freund, Kühnwald, durch das Fenster ein, dieser, ein Bundesgenosse, hat der einen Schwester Liebe gewonnen, aber von dem Vater eine abweisende Antwort erhalten, weil dieser den Patrioten in ihm wittert. Er war, durch ein unbedachsames Wort den Franzosen verdächtig, in das Gefängniß geworfen worden. Hellwig hat ihn befreit und sich in die andere Schwester verliebt, als er sie, von der häßlichen Kleidung befreit, so liebenswürdig scherzen sah. Die Verfolgung Hellwig's gibt zu komischen Zwischenfällen Anlaß. Der Gemeindediener, zugleich Nachtwächter, Austrommler, Barbier 2c. 2c., Piffkow, kommt in ein Wirthshaus, wo wandernde Schauspieler Schiller's „Räuber" einstudiren; jeder Satz erscheint ihm als ein Losungswort des Tugendbundes, und zuletzt packt er den Carl Moor, einen armen sächsischen Komödianten Namens Bliemchen, und führt ihn im vollen spanischen Theatercostüm als den Hochverräther Hellwig vor. Dann kommen die Franzosen mit der vom Amtmann Heidekrug, wie oben erwähnt, geschriebenen Personalbezeichnung und nehmen den Amtmann gefangen, der noch zum Unglück bei der Ankunft der Russen das Drehbild über dem Thore gewendet hat, das nun den russischen Herrscher zeigt! Im Augenblick, als er abgeführt werden soll, erschallen vor dem Thor die Hörner der Preußen, Hellwig und die in den Häusern versteckten Vaterlandsfreunde stürmen mit den Waffen heraus, die Befreier rücken ein, und werden vom Volke mit Jubel begrüßt. Hellwig aber läßt nun den Amtmann von seinem Freunde gefangen nehmen, um ihn vor dem Preußischen Kriegsgerichte zu retten, vor dem er, um seiner Zweizüngigkeit willen, schlecht bestehen würde. Daß dieser, der Vater des von Hellwig geliebten Mädchens, nicht lange auf Befreiung zu warten braucht, ist selbstverständlich. Als der Friede wiedergekehrt ist, kommen er und auch Kühnwald, der Bräutigam Rosettens, nach dem Städtchen zurück, und es wird allgemein Verlobung gefeiert.

Dies der kurzgefaßte Inhalt der Handlung. Daß Manches anders angeordnet sein konnte, wollen wir nicht verschweigen; besonders ist hervorzuheben, daß die Erscheinung der Befreier der Preußischen Krieger in den letzten Act zu legen war, weil sie den Höhepunkt der Handlung bezeichnet. Dadurch, daß diese Scene den Schluß des zweiten Actes bildet, ist eine dramatische Steigerung im dritten unmöglich; er bewegt sich auch nur in lyrischen losen Darlegungen: Sehnsuchtslieder der beiden Bräute, ein Liebestraum des Gemeindedieners Piffkow, Verlobungsmärsche und Aufzüge für Hellwig und seine Braut, endlich Wiederkehr Kühnwald's und des Amtmanns. Diese kleinen Fehler verschwinden vollständig gegenüber dem wohlthuenden Eindruck, den das Ganze hinterläßt. Die glückliche Mischung von Ernstem mit Heiterstem und ganz Komischem kann als ein Muster für künftige Textdichtungen bezeichnet

Digitized by Google

werden; das Publikum war ersichtlich froh, einmal von Herzen applaudiren zu können, ohne Furcht, daß hinterdrein Bedenken auftauchten.

Die Musik des Herrn Millöcker bekundet überall den sehr bühnengewandten, Effecte genau berechnenden Theatercomponisten. Aber die Erfindung ist bedeutend schwächer als im „Bettelstudenten" oder in „Gasparone". Die Melodien bewegen sich fast alle in sehr breitgefahrenem Geleise, und nur einigen mehrstimmigen Gesängen kann man musikalischen Werth zuerkennen. Der Erfolg der Operette ist also zum weitaus größeren Theile dem Buche zuzuschreiben und auch der trefflichen Aufführung und Ausstattung. Die Fräulein Stubel und Meinhardt, die Herren Philipp (Hellwig), Link (Amtmann), Steinberger (Gemeindediener), sowie alle Träger der kleineren Rollen leisteten Ausgezeichnetes und erhielten das Publicum in bester Stimmung. Die Chöre sangen mit Präcision und Feuer unter der Leitung des Komponisten. Die Costüme sind ganz historisch treu von Herrn Schäffer entworfen und ausgeführt, und die Decorationen verdienen bestes Lob. Der Erfolg war ein glänzender. Alle patriotischen Gesänge wurden mit Jubel begrüßt; auch die komischen fanden lebhaftesten Beifall und erregten oftmalige Wiederholungsrufe. Man kann also eine lange Reihe von Vorstellungen vorhersagen.

Wir haben noch einer Hamburger Opernvorstellung zu gedenken, der wir beiwohnten, die ein ungewöhnliches Interesse bot und die Aufmerksamkeit der Musikwelt in hohem Grade verdient. Webers Jugendoper „Sylvana" ist von Herrn E. Pasqué in Darmstadt mit neuem Texte versehen und von Herrn Capellmeister Langer in Mannheim musikalisch bearbeitet und mit Benutzung Weber'scher Melodien bereichert worden. Bis in die fünfziger Jahre hatten verschiedene Bühnen versucht, das Werk dauernd einzuverleiben, aber vergeblich. Immer wurden das Finale des zweiten Actes als ein höchst bedeutsames, der „Euryanthe" und „Freischütz" würdiges, und manche Melodie als sehr schön, dagegen der Text als ein unannehmbarer bezeichnet. Es ist einer der mißgestaltetsten Wechselbälge aus der Ritter-Romanzeit. Herr Pasqué ging an das Schwere, die Handlung umzumodeln. Daß die Sage, das Romantisch-Märchenhafte vorwalten mußte, stand von vornherein außer allem Zweifel. Nur war es nothwendig, eine Sage zu finden, an welcher die Hörer und Schauer Antheil nähmen; und Herr Pasqué verfiel auf den glücklichen Gedanken, die Handlung an den Rhein zu versetzen, die alte Mär von den feindlichen Brüdern Sternberg und Liebenstein als Grundlage zu nehmen und zu Anfang und Ende der Oper die Sage selbst mit einer kurzen Ansprache erscheinen zu lassen.

Das Publicum ward durch den Anblick der Ruinen der beiden Burgen und durch die Ansprache in bester Weise vorbereitet, daß ihm eine Zauberoper vorgeführt werden wird. Silvana ist ein Waldmädchen, Ziehtochter eines armen Köhlers, eigentlich aber die Tochter des Grafen Liebenstein, den sein Bruder Sternberg einst erschlagen hatte. Der Sohn des letzteren erblickt sie, faßt heftige Neigung zu ihr, die sie erwiedert, und führt sie als Gattin in das Schloß. Durch eine Masse von Zwischenfällen wird sie der Zauberei verdächtigt, und um den Geliebten, der mit ihr sterben müßte, zu retten, bekennt sie sich für schuldig und soll den Feuertod erleiden. Im letzten Augenblicke erscheint die Waldfee Dryada, die Beschützerin Silvana's, welche während der ganzen Handlung immer thätig wirkt, und enthüllt das Geheimniß der Abstammung des Mädchens. Alle Betrübniß löset sich in Freude. Der alte Graf ist glücklich, seine Missethat sühnen zu können — Alles zieht zur Hochzeit — Nebel bedeckt die Scene — die Sage erscheint wieder, — diesesmal gegenüber dem Loreleyfelsen im Mondenscheine — und mit den Worten „Rheinland, Wunderland, so reich an Poesie" u. s. w., die ein unsichtbarer Frauenchor wiederholt, nimmt sie Abschied von den Zuschauern, die in bester Stimmung scheiden.

Die Musik in der Ouverture und den ersten Nummern, ganz Mozartisch gehalten, erhebt sich im zweiten Act zu dramatisch hoher Wirksamkeit. Auch im dritten und vierten Acte sind mehrere ursprüngliche Melodien der Oper sehr schön. Aber noch mehr Wirkung erzeugten die von Herrn Langer dem Texte angepaßten Motive aus Weber'schen Liedern und Clavier-Sonaten. Sie sind mit sehr glücklicher Hand gewählt und mit künstlerischem Geschick instrumentirt. Auch der strengste Richter könnte keine Wendung als nicht Weber'sch oder eine Instrumentation als überladen bezeichnen. Kurz, Textdichter und Musik-Ordner haben ihre schwere Aufgabe vortrefflich gelöst.

Die Aufführung war eine ganz vorzügliche. Frau Lißmann (Silvana), Frau Garsó (Fee Dryada), die Herrn Weltlinger (junger Graf), Wiegand (Graf Vater), Ehrke (Köhler), alle Träger der kleinen Rollen sowie die Chöre und Orchester leisteten sehr Lobenswerthes. Die Decorationen können auf keiner großen Hofbühne schöner sein. Der Erfolg war ein entschiedener, von Act zu Act immer steigender. Wir hoffen bestimmt, daß die Bühnen Deutschlands nicht lange säumen werden, die „Silvana" in dieser neuen glücklichen Bearbeitung baldigst vorzuführen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Zur Idee des Faust. Von Emil Mauerhof. Leipzig, Otto Wigand 1884. — „Zur Idee des Faust" ist leider schon zu viel geschrieben worden. Auch der enragirteste Goethe-Enthusiast pflegt sich solche Auseinandersetzungen über „Faust" allmählich am liebsten vom Leibe zu halten, denn entweder bringen sie nichts Neues, oder sie bringen ganz Verkehrtes. Das Erstere ist nun auch von dieser vorliegenden Schrif zu sagen: sie bringt nicht viel Ueberraschendes, denn weder die Entwickelung der Grundidee der Dichtung, die in den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen —" liegen soll, noch die Ansicht, daß die Helena-Partie im zweiten Theile das Versenken des Faust in die Kunst zum Inhalt habe, sind neu, wenn wir sie auch als zutreffend anerkennen. Seine Vorschläge hinsichtlich der scenischen Darstellung des ganzen Faust, welche ein Zusammenarbeiten des Goethe'schen Textes in fünf Gruppen und eine furchtbare Verstümmelung nöthig machen würde, können wir dagegen wohl als neu, aber durchaus nicht als befriedigend bezeichnen. Denn lieber keinen Faust sehen, als einen derartig beschnittenen! — Alle diese Auseinandersetzungen würden, wie gesagt, das Buch nicht besonders lesenswerth machen, wenn nicht über dieselben eine leidlich pikante Sauce gegossen wäre, die in dem ersten Theile dieses Buches: „Briefe berühmter Männer" auch separat servirt wird. Die Ingredienzien bilden die heftigsten Invectiven gegen berühmte Fausterklärer, besonders gegen die Herren von Löper, Schröer, Vischer, Kuno Fischer, Scherer und einige Andere. Wir wollen über die Art dieser Invectiven kein Wort verlieren, denn der Verfasser erweist seine Befähigung, über jene Goethe-Philologen und -Erklärer zu Gerichte sitzen zu dürfen, mit nichten.

O. B.

Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts von G. Meyer II. Theil. Leipzig, Duncker u. Humblot. In consequenter Durchführung des schon vom ersten Theil gerühmten Behandlungsprincipes gibt uns der Verfasser hier ein lichtes Bild der reich verschlungenen Linien der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten des Reiches und seines Heerwesens mit einem Reichthum an gesetzlichem Detail, der eine Steigerung kaum mehr zuläßt. Die Darstellung des deutschen Finanzrechts bringt die bestehenden Rechtseinrichtungen dieses Gebietes klar zur Erkenntniß und gewährt einen voll lohnenden Einblick in den Kreis der unsere Zeit beschäftigenden obersten Fragen von staatsrechtlicher und staatswirthschaftlicher Natur. St.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Neues von Carus Sterne.

Die

Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek".— In allen Buchhandlungen.)

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende 2c. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.

Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Im Verlag von **Heinrich Minden, Dresden,** erschienen soeben:

Briefe an Hans von Bülow

von

Ferdinand Lassalle.

1 Bd. kl. 8°. eleg. Ausstattung.

Preis 1 Mk.

Einige 20 Briefe Lassalle's nebst einem Schreiben der **Gräfin Hatzfeld** kurz nach der Katastrophe.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. gegen Einsendung des Betrags auch direct von der Verlagshandlung.

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten

auf

industriellen u. gewerblichen Gebieten

von

Oskar Asemissen,

Rechtsanwalt in Detmold.

Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*

N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg** (u. Leipzig).

Soeben erschien:

KANT's

Dinge an sich

und sein

Erfahrungsbegriff.

Eine Untersuchung

von

M. W. Drobisch.

gr. 8. 1885. Mk. 2.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

6te Auflage in allen Buchhandlungen. **Preis M. 1.—.**

die **Wiederherstellung** der **weltlichen Herrschaft** des **Papstes** durch den Fürsten **Bismarck**

von **Dr. Kuno Stommel.** Verlag: **Felix Bagel, Düsseldorf.**

In **Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg** ist soebin erschienen:

Aus Carmen Sylva's Leben.

von Natalie Freiin von Stackelberg. 2. Auflage.

gr. 8 brosch. 6 M., eleg. geb. m. Goldschn. 7. M. 50 Pf.

Wer Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. Hier findet sich, mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die königliche Dichterin. Beigegeben sind ein Bildniß aus der Jugendzeit und ein zweites die Königin darstellend, sowie ein Facsimile des Gedichts: „Meine drei Freunde." **Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk!**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Märkische Streifzüge von **A. Trinius.**

Neue Folge.

Geh. M. 4,50, in gr. Lwd. geb. M. 5,50, in Liebh.-Band M. 6,50.

Inhalt:

Oestlich von Berlin. Friedrichsfelde. Straußberg. Im Blumenthal. Buckow und die Märkische Schweiz.

Im Lande Lebus. Müncheberg. Neu-Hardenberg. Comthurei Lietzen. Lebus. Schlacht bei Kunersdorf.

Spree-Landschaften. Erkner. Kloster Kagel. Fangschleuse. Fürstenwalde. Auf den Rauenschen Bergen.

An der Nuthe. Jüterbock. Kloster Zinna. Schloß Beuthen. Auf dem Kapellenberge. Saarmund und die Burgfischerei.

Havel-Landschaften. Von Wannsee bis Neu-Babelsberg. Heiligensee und Bötzow. Oranienburg. Am Lehnitz-See. Am Wandlitz-See.

Der früher erschienene Band 1 hat die gleichen Preise und enthält die Abschnitte:

Nördlich von Berlin. — An der Obersprec. — Havel-Landschaften. — Quer über den Fläming.

Verlag von **Schmidt & Sternaux** in Berlin, **SW.** 11. Königgrätzerstr. 65.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Werke von Karl Emil Franzos.

Ein Kampf um's Recht. Roman in 2 Bänden. Zweite Auflage. VIII, 387 u. VI, 372 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.

Mein Franz. Novelle in Versen. 48 S. 16. geh. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Zweite revidirte Auflage. XVIII, 365 u. VI, 334 S. 8. geh. Mk. 10. —, eleg. geb. Mk. 12.60

Vom Dou zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien". Zwei Bände. XIV, 333 u. VI, 342 S. 8. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.60.

Die Juden von Barnow. Geschichten. Ein Band. Dritte vermehrte Aufl. XII, 332 S. 8. geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.40.

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Ein Band. VI, 331 S. 8. geh. Mk. 5. —, eleg. geb. Mk. 6.40.

Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** XL. 338 S. gr. 8. geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fach schule für Maschinen-Techniker. Eintritt: April, October.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Die Giebinger.

Eine Erzählung

von

C. Hirundo.

II, 234 S. 8. geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Verfasserin von „Irmengard", der historischen Novelle, welche mit warmem Beifall aufgenommen wurde, bietet hier eine Erzählung mit dem geschichtlichen Hintergrund der Reformation und des Bauernkriegs von ungleich reicherem und mannigfaltiger gegliedertem Inhalt, die nach berufenem Urtheil einen sehr erheblichen künstlerischen Fortschritt darweist.

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 31. Januar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen. Von Karl Pröll. — Eierlegende Säugethiere. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Classisch und Romantisch. Eine Wortstudie von Heinrich Breitinger. — Schweninger im Lied, Epos und Roman. Von Theophil Zolling. — Der letzte Hegelianer. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann (Fortsetzung). — **Aus der Hauptstadt:** Bildende Künste. Von A. L. — Inserate.

Das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen.

Von Karl Pröll.

Ein hervorragender Geist, welcher hauptsächlich zum metaphysischen Denken veranlagt ist, verspürt die Lust, hie und da das Gebiet der Politik zu betreten. Entweder der „Politik der Ideen", wie Kant in seinem Gedanken-Carton zum „ewigen Frieden", wie Fichte in den „Reden an die deutsche Nation", welche den ethischen Charakter des herannahenden Freiheitskrieges feststellten, wie Hegel in seinen staatsphilosophischen Constructionen. Oder der Realpolitik, wozu die naturwissenschaftliche Auffassung der Völkerentwickelungs-Processe hinleitet, die Fülle historischer Ereignisse und Wandlungen unserer thatbelebten Gegenwart auffordert. Diesem echt modernen Zug ist auch Eduard von Hartmann gefolgt. Er hat uns durch verschiedene Studien über politische Tagesfragen erfreut, in denen Zeitprobleme schlummern. Besonderes Interesse erweckte die jüngste Arbeit, welche in Nr. 1 und Nr. 2 dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde. Sie behandelt den „Rückgang des Deutschthums." Kann es etwas Actuelleres geben, als ein uns drohender Verlust? Hier wird die Wahrheit einschneidend wirken, ein Irrthum die schlimme Folge haben, die Willenskraft zu lähmen. Eduard von Hartmann sucht die erstere, darf aber dem letzteren verfallen, ohne daß wir seine wissenschaftliche Bedeutung und seinen Nationalpatriotismus bezweifeln.

In der Welt der Realpolitik ist der an Abstractionen gewöhnte Beurtheiler nur zu geneigt, in dem Zufälligen der Thatsachen letzten Spruch zu entdecken. Er läuft Gefahr, momentane Phasen der Politik eines überragenden, ebenso kühnen als berechneten Staatslenkers als unveränderliches Gepräge der historischen Nothwendigkeit aufzufassen. Er verwandelt das diplomatische Augenblicksspiel in eine fixe Klugheitstheorie. Er erhebt zum staatsmännischen Dogma, was der frei waltende Realpolitiker vielleicht morgen in die Ecke wirft. Nach dem Frieden von Tilsit konnte sich die Ansicht aufdrängen, daß Europa für immer zwischen dem Corsen und dem Zaren getheilt, daß der deutschen Nation nur mehr das Schicksal der Griechen unter römischer Herrschaft beschieden sei. In wenigen Jahren war dieser Gedanken Alp verscheucht, das deutsche Volksbewußtsein wieder siegend erwacht. So straft die wirkliche Geschichte derartige Verallgemeinerungen einer gepreßten Stimmung häufig Lügen. Weniger als je sollten die Schicksale der Staaten und Völker uns als Producte rein äußerlicher Factoren erscheinen, nachdem die Macht innerster Triebfedern in der Neuerrichtung eines nationalen Staatswesens sich geoffenbart hat.

Der Rückgang des Deutschthums in unserer Zeit läßt sich nach Hartmann's richtiger Unterscheidung in dreifacher Gestalt erblicken: als nationale Assimilation, als innerpolitische Angelegenheit und als nationalpolitische Frage, die für uns die Unterdrückung abgetrennter Stammestheile bilden muß. Bezüglich ersterer exemplificirt er auf die Deutschen in den Vereinigten Staaten. Die zweite Erscheinungsform veranlaßt ihn zu der Forderung einer energischen Germanisation der innerhalb des Reiches wohnenden fremden Nationalitäten, namentlich der Polen — eine Forderung, der wir uns vollständig anschließen. Zur nationalpolitischen Frage wird insbesondere der Existenzkampf, welchen die Deutschen in Oesterreich jetzt zu bestehen haben. Auf diese Seite richtet Hartmann vorzüglich sein Augenmerk. Wir wollen uns nur mit diesem hochwichtigen Vorgang beschäftigen und dabei einige wesentliche Irrthümer berichtigen, sowie die Consequenzen der von dem deutschen Schriftsteller befürworteten „Entsagungs-Politik" bekämpfen.

Als Gründe für den Rückgang führt Hartmann im Allgemeinen an: Mangel an Nationalstolz im deutschen Volkscharakter, wachsendes Nationalbewußtsein und wachsende Cultur der Nachbarvölker, unversöhnlicher Haß der katholischen Kirche gegen das Deutschthum.

Was den mangelnden Nationalstolz betrifft, so müssen wir uns im großen Ganzen dem Vorwurf Hartmann's anschließen. Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Nur gestatten wir uns, diesen Vorwurf in erster Linie an den bereits staatlich geeinten Kern der Nation zu richten. Kein Franzose, kein Italiener, kein Slave würde mit dem gemischten Gefühl von Gleichgiltigkeit, Ergebung und Verdrießlichkeit über gestörtes Selbstbehagen dem Daseinskampf von außerhalb der Staatsgrenzen befindlichen Stammesgenossen gegenüberstehen, wie heute der Reichsdeutsche. Die Presse wäre ein sehr schlechtes Spiegelbild der öffentlichen Meinung, falls man dies bestreiten wollte. An den Fingern lassen sich die öffentlichen Organe abzählen, welche ein tapferes Wort, eine unzweideutige Sympathie für die hart bedrängten Deutschösterreicher übrig haben. Die meisten meiden mit ängstlicher Scheu die kitzliche Frage; viele sind sogar den Ausstreuungen der officiösen Wiener Preßleitung zugänglich. Was die Deutschen Oesterreichs selbst angeht, so haben sie es leider lange an der nöthigen nationalen Energie fehlen lassen. Der Druck des jetzigen deutschfeindlichen Regierungssystems hat hierin erst eine Besserung hervorgerufen und in der letzten Zeit häufen sich die Beweise von einem Erstarken der nationalen Gesinnung. Namentlich die Deutschen in Böhmen zeigen eine Ausdauer und Zähigkeit in dem ihnen aufgedrungenen Rassenkampfe, der sich mit dem gesetzmäßigen Widerstande unserer

Digitized by Google

Schleswigholsteiner gegen die dänische Fremdherrschaft wohl vergleichen läßt. Auch in vielen Thälern der Alpenländer findet man einen guten deutschen Geist. Die Hauptstadt Wien, diese noch nicht entsündigte Magdalena, gibt einen schlechten Maßstab für deutsche Gesinnung; aber auch hier werden Spuren einer Umkehr bemerkbar. Die Deutschösterreicher werden sich „der auf ihre Schultern gelegten schweren Aufgabe" vielleicht noch gewachsen zeigen, wenn man sie im Reiche nicht gänzlich vergißt, sie nicht wie ein für immer abgetrenntes Glied behandelt. Nur die Lebenskraft der ganzen Nation kann dem einzelnen Theil die zu seiner Forteristenz erforderliche Willensstärke zuführen. Die Deutschen Oesterreichs sind ebensowenig ein loszulösendes brandiges Glied des deutschen Volkes, als es seinerzeit die Bewohner des Königreichs Westfalen waren.

Dabei müssen wir die unterschiedslose Verweisung der Deutschen Oesterreichs auf „Sprachinseln" berühren, welche Hartmann in seinen ethnographischen Annahmen vollzieht. Von Oberberg bis Bregenz grenzen österreichische Deutsche an Reichsdeutsche. In Nordböhmen allein wohnen in 62 Gerichtsbezirken 1,425,000 Deutsche in unmittelbarer Nachbarschaft von Sachsen und Schlesien; unter ihnen noch nicht 2 pCt. Czechen. Das südlichste Böhmen, gleichfalls von Deutschen bevölkert, hängt mit Oberösterreich und Bayern zusammen. Die Czechen, Mähren und Slovaken bilden dagegen factisch eine größere, von vielen deutschen Ansiedlungen durchbrochene Sprachinsel. Wälschtirol stößt im Norden auf compactes deutsches Gebiet, das mit den anderen deutschen Alpenländern zusammenhängt. Desgleichen bilden die Slovenen eine Spracheninsel, welche von Italienern, Deutschen, Magyaren umgeben wird und nur durch die stammverwandten Kroaten eine Verbindung mit den übrigen Südslaven erhält. Von den 8 Millionen Deutschen, welche in Westösterreich leben, sind mindestens 7½ Millionen in so nachbarlichem Zusammenhang, daß sie sich von Troppau bis Meran die Hand reichen können, ohne daß ein fremder Botengänger nothwendig wäre.

Der Nationalitätenkampf in Oesterreich ist ein Krieg, welcher diese deutschen Sprachengrenzen zurückzuschieben sucht, aber die Geschlossenheit der Deutschen in territorialer Beziehung und ihre unmittelbare Anlehnung an deutsches Reichsgebiet erst dann aufheben kann, wenn alle Deutschösterreicher slawisirt worden sind. Dieser Krieg wird nach den verunglückten Versuchen von Belcredi und Hohenwart durch Taaffe mit legislativen und administrativen Mitteln, durch eine slavisch-clericale Parlamentsmehrheit, durch willkürliche Ordonnanzen, durch Vergewaltigungen im Bereiche des Amtes und der Schule, durch illoyale Ausnutzung des auf Interessenvertretung beruhenden Wahlapparates u. s. w. geführt. Nicht die Natur der Dinge, sondern der deutschfeindliche Geist des heutigen Regimes bedroht die Existenz der Deutschen Oesterreichs. Sie in diesem Kampfe moralisch zu stützen, Sympathieen und Entrüstung laut kundzugeben, ist daher die Pflicht jedes nationalgesinnten Deutschen. Es ist ein schlechter Trost für Erstere, daß wir verheißen, es werde das in acht Millionen Brüdern „gemordete Deutschthum, soviel an uns liegt, an anderer Stelle wieder verjüngt auferstehen", d. i. in den 2½ Millionen zu germanisirenden Polen des deutschen Reiches. „Wirthschaft, Horatio!" sagt Hamlet, wenn die Todtenkerzen als Hochzeitskerzen noch Verwendung finden; allein in diesem Falle würde er sagen: Schlechte Wirthschaft!

Wenn Fürst Bismarck augenblicklich aus Gründen der hohen Politik es nützlich findet, über das deutschfeindliche Treiben der Wiener Regierung hinwegzusehen, Oesterreich einstweilen nur als einen „Militär-Begriff" aufzufassen, welcher den europäischen Frieden zu festigen gestattet, so wollen wir die Kreise seiner klugen Staatskunst gleichfalls nicht stören. Aber wir bitten, aus dieser einstweiligen Enthaltungspolitik nicht das Dogma des unvermeidlichen und daher auch nicht im mindesten zu hindernden Unterganges der Deutschen in Oesterreich abzuleiten. Wir haben es wahrhaft nicht eilig, die slavischen Prätensionen und Alleinherrschaftsgelüste schon zum voraus anzuerkennen, die Capitulation des deutschen Elementes auf Ungnade als geschichtsnothwendig zu verkündigen. Wir empfinden, welchen Schmerz Hartmann, der ja ein deutscher Denker und Patriot ist, dieses Zugeständniß bereitet. Er verschiebe deshalb sein Todesurtheil und sinne mit uns nach, wie den Deutschen Oesterreichs zu helfen wäre, wie vor Allem die öffentliche Meinung in Deutschland zu deren Gunsten zu beleben sei. Als Culturdünger haben sich dieselben leider oft verwerthen lassen; Dünger für die slavische Suprematie in Mitteleuropa zu werden, dafür sind sie eben doch zu gut. Denn man täusche sich nicht, der slavische Haß gegen das Germanenthum wird keineswegs an den Reichsgrenzen Halt machen. Wie die Polen denken, welche in Oesterreich sich eine politisch privilegirte Stellung errungen, wissen wir. Ein Jungczeche kennzeichnete noch vor Kurzem die Aufgabe seines Volkes dahin, daß es der Pfahl im germanischen Fleische werden solle. So denken auch die Slovenen. Dieser Haß ist nicht aus der steigenden Cultur und politischen Berechtigung der slavischen Klein-Nationalitäten hervorgegangen; er ist altes Stammeserbtheil. Auch hier haben wir einen Irrthum Hartmann's zu berichtigen. Wir begnügen uns dabei mit einem kleinen Hinblick auf die Czechen.

Hartmann spricht nämlich den Satz aus, daß „mit Einführung der Verfassung das Todesurtheil des Deutschthums unterzeichnet war" ... „Es bedurfte nur noch einer gewissen Zeit, um die Mehrheit der Bevölkerung zum Bewußtsein ihrer nationalen Wünsche erwachen zu lassen." Nun, die Czechen haben ihre Wünsche schon in früheren Jahrhunderten in deutlichster Weise zu erkennen gegeben. Die Austreibung deutscher Studenten und Lehrer der Prager Universität zur Zeit König Wenzel's, die Hussitenkriege, der Prager Fenstersturz als Einleitung des dreißigjährigen Krieges, die bei schwachen Herrschern stets wiederholten Versuche, die deutschen „Ausländer" um Erwerb und Besitz zu bringen, beweisen, daß der czechische Rassenfanatismus uralten Datums ist, daß nicht erst die moderne Nationalitätentheorie den Wunsch hervorgerufen, das Deutschthum in Böhmen auszurotten. Erinnern wir uns noch an den Prager großen „Slavencongreß" im Jahre 1848, wo sich die Delegirten zur Verständigung der deutschen Sprache bedienen mußten und nur einig in der Befehdung des Deutschthums waren, an die reactionären Handlangerdienste der Czechen im Kremsierer Reichstage. Ja, der nationale Haß blieb selbst bei den freiheitlichen Bewegungen die Haupttriebfeder der Czechen und er macht sie heute den Feudalen unterwürfig. Die Deutschen haben aber diesem Hasse muthig die Stirne geboten und mit oder ohne Hülfe des Reiches die verlorenen Positionen stets wiedergewonnen. Auch der erneuerte Grenzkrieg der Nationalitäten in Böhmen wird zu demselben Ergebnisse führen, es müßte denn die Gesammtnation weniger Selbstbewußtsein haben als zur Zeit des Verfalls des mittelalterlichen Kaiserreichs und der Zerrissenheit im Jahrhundert der Religionskriege.

Daß die Verfassung trotz ihrer Unvollkommenheit und mangelhaften Durchführung der Stellung des Deutschthums in Oesterreich nichts geschadet hat, so lange dieselbe von Seite des Wiener Hofes nicht im deutschfeindlichen Sinne ausgenützt wurde, läßt sich am besten mit Zahlen beweisen. Das verfassungsmäßige Leben beginnt, von der kurzen Episode 1848 bis 1849 abgesehen, 1860. Eine Ende 1857 unternommene Volkszählung ergab nach Abzug der später abgetretenen Provinzen Lombardei und Venetien eine Gesammtbevölkerung von 32 600 000 Seelen in Oesterreich-Ungarn. Darunter befanden sich 7 800 000 Deutsche, d. i. 24,2 pCt. Die Zählung von 1880 verzeichnet über 8 Millionen Deutsche in Cisleithanien, 1 970 000 in Ungarn, zusammen beinahe 10 Millionen unter 37 900 000 Einwohnern, d. i. 27 pCt. Damals war das Cabinet Taaffe schon im Amt, hatte die Magyarisirung in Ungarn ein volles Jahrzehnt gewirkt. Weder die registrirenden Beamten sind einer deutschfreundlichen Tendenz verdächtig, noch werden unselbstständige Naturen sich zu den Deutschen geschlagen haben; nur wer sich ausdrücklich als Deutscher bekannte, wurde als solcher verzeichnet.

Es geht aus diesen Ziffern zugleich hervor, daß die Deutschen in Westösterreich 37 pCt., in Ungarn noch immer 13 pCt. der Bevölkerung ausmachen. Sehen wir uns die übrigen Nationalitäten an, wobei wir, um den Vergleich

Digitized by Google

durchzuführen, stets die zwei Staatshälften zusammenfassen müssen. Czechen, Mähren und Slovaken sind in den 23 Jahren von 6 150 000 auf 7 100 000, d. i. nur um 15,4 pCt., gestiegen und machen 18,4 der Gesammtbevölkerung aus. Die Polen haben in dem Zeitraum bloß 10⅓ pCt. Zuwachs gehabt (von 2 900 000 auf 3 200 000) trotz der gewonnenen Oberherrschaft über die Ruthenen. Die Slovenen jedoch vermehrten sich sogar nur um etwas über 4 pCt. sie zählen jetzt in beiden Reichshälften 1 200 000 statt der früheren 1 150 000. Selbst die Magyaren sind bei der mit Dampfbetrieb vorgenommenen Magyarisirung anderer Nationalitäten nicht viel mehr als die Deutschen in der Gesammtmonarchie gewachsen, nämlich 31⅓ pCt. gegenüber 27 pCt. (1857: 4 950 000; 1880: 6 500 000). Aus diesen wenigen Zahlen ersieht man, daß nicht nur Naturnothwendigkeit, sondern allein politische Gewalt die Deutschen Oesterreichs aus ihren Positionen zu verdrängen im Stande ist; ferner, daß, wenn die Bevölkerungszunahme einen Maßstab für die Existenzfähigkeit eines Volksstammes bildet, die Deutschen auch in dieser Hinsicht den zwei jetzt in Oesterreich dominirenden slavischen Nationalitäten überlegen sind.

Sehr wahr ist, was Hartmann über den unversöhnlichen Haß der katholischen Kirche gegen das Deutschthum sagt, welcher Haß ja das feste Band mit den slavischen Bedrängern herstellt. Die psychologische Begründung dieses Antagonismus halten wir geradezu für meisterhaft, und die bezüglichen Ausführungen können nicht genug beherzigt werden. Nur vergißt Hartmann, oder spricht es wenigstens nicht direct aus, daß die in Oesterreich herrschende Dynastie ebenfalls mit unzerreißbaren Traditionen an die alleinherrschen wollende Kirche geknüpft ist. Ein Josef II. hat diese Traditionen vergeblich zu unterbrechen gesucht. In der Gegenreformation wurzelt die antideutsche Richtung dieses Fürstengeschlechts, das selbst seine deutsche Kaiserwürde nicht als einen nationalen Pflichtbegriff erfaßte, sondern nur als ein Vertragsverhältniß, aus dem möglichst Vortheil für die „Hausmacht" zu ziehen sei. Und ist die Entdeutschung der „Erblande" selbst der Gegenreformation nicht gelungen, so soll jetzt das gleiche Ziel durch eine von Oben geleitete antideutsche „Gegennationalitätsbewegung" erreicht worden. Das ist der Kern der heutigen Wirren in Oesterreich.

Man erkennt hieraus, welche Gefahr für das deutsche Reich entstände, wenn in Oesterreich diese antigermanische Strömung ihren Endzweck erreichte. Wehe wenn die Fahnen der erneuerten Premysliden- und Jagellonenreiche uns von Bodenbach und Teschen aus entgegenwehen und der uralte Haß endlich die Macht gefunden, sich thatkräftig zu äußern! Die Allianzwage, welche sich Hartmann überdiplomatisch aus dem Gegensatz zwischen westlichem oder katholischem und östlichem oder griechisch-orthodoxem Slaventhum construirt, würde zertrümmert zu Boden fallen. Die Czechen wenigstens haben sich in ihren hervorragendsten Führern stets als Vortrab des Panslavismus angekündigt, bald lauter, bald vorsichtiger. Polen aber heute noch als Schutzmacht gegen den russischen Coloß aufzurichten, würde ein deutscher Staatsmann in keinem Fall, seitdem uns die intimere Feindschaft des zu viel glorificirten „Märtyrervolkes" gegen das Deutschthum wie gegen den Protestantismus wieder ins Gedächtniß gerufen worden. Ein slavisch-föderalistisches Oesterreich mit Balkanländer-Zusatz, wie es Hartmann erträumt, wäre ein großer Krater slavischer Zerstörungswuth gegen deutsche Staats- und Culturschöpfungen.

Aus nationalen wie aus realpolitischen Gründen wünschen wir daher, daß das von Hartmann ausgegebene Schlagwort „Innere Colonisation" ersetzt werde durch das umfassende Wort „Mehrung des Deutschthums innerhalb, Erhaltung desselben außerhalb der Reichsgrenzen, insbesondere in Oesterreich".

Eierlegende Säugethiere.

Von Carus Sterne.

Eine, wenn auch längst vermuthete, aber nichtsdestoweniger für die zoologische Wissenschaft höchst wichtige Thatsache ist unlängst von einem in Australien lebenden deutschen Naturforscher zum ersten Male festgestellt worden, die Thatsache nämlich, daß die niedrigststehenden aller bekannten Säugethiere, die Monotremen oder Schnabelthiere, ihre Jungen nicht lebendig zur Welt bringen, sondern gleich Reptilien und Vögeln Eier legen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen war es dem Director des „Südaustralischen Museum" in Adelaide, Dr. Wilhelm Haacke aus Lüneburg, einem Schüler und ehemaligen Assistenten Häckel's, gelungen, ein lebendiges Pärchen des australischen Ameisen-Igels (Echidna hystrix), der nebst zwei anderen Arten seines Geschlechts und dem bekannteren Wasser-Schnabelthier zu der ins Gesammt nur vier lebende Glieder umfassenden Familie der Schnabelthiere zählt, in seinen Besitz zu bringen und längere Zeit zu beobachten. Am 25. August vorigen Jahres fühlte er, als er das Weibchen untersuchte, beim Betasten des Beutels einen kleinen Gegenstand, der sich als ein Ei mit pergamentartiger Schale, wie sie viele Reptileier zeigen, von 1,5 bis 2 Centimeter Durchmesser erwies. Vier Tage später, am 29. August, wurde dieselbe Entdeckung von W. H. Caldwell in Dangangalde (Nordqueensland), einem jungen englischen Naturforscher, selbstständig gemacht, und die kurze Kabeldepesche: „Caldwell finds Monotremes oviparous; ovum meroblastic" erregte auf der in Montreal versammelten Gesellschaft kanadischer Naturforscher das größte Aufsehen.

Nahezu achtzig Jahre lang haben die Zoologen nach dieser Bestätigung einer alten Sage und wissenschaftlichen Folgerung geschmachtet, und nun wird — seltsame Laune des Zufalls! — die Entdeckung zweimal in einer halben Woche von zwei unabhängig von einander arbeitenden Forschern gemacht. Caldwell war speciell zur endlichen Aufhellung dieser und verwandter wissenschaftlicher Fragen — die Entwickelungsgeschichte der Beutelthiere betreffend — von der Balfour-Stiftung nach Neuholland gesandt worden. Die Balfour-Stiftung hält, nebenbei bemerkt, das Andenken von Francis Balfour lebendig, einem Liebling Darwin's, der, nachdem er sich um die Förderung der Entwickelungsgeschichte der Thiere unvergänglichen Ruhm erworben, am 19. Juli 1882, erst 31 Jahre alt, in der Nähe des Montblanc verunglückte. Wir dürfen uns immerhin freuen, daß ein deutscher Forscher dem Engländer noch um einige Tage zuvorgekommen ist; im Uebrigen ist die Endigung des alten Streites um die Fortpflanzung der Schnabelthiere wichtig genug, um den Prioritätsstreit daneben ganz unbedeutend erscheinen zu lassen, denn wenn die Descendenz-Theorie noch irgend welcher Bestätigung durch neuere Entdeckungen für ihre Lehre, daß die Lebewesen ganz allmählich von niederen zu höheren Formen fortgeschritten sind, bedürfte, würde diese Entdeckung einen besonders überzeugenden Beitrag dazu liefern.

Der nachfolgende historische Rückblick wird dazu dienen, das Ebengesagte klarer zu machen. Bald nach Entdeckung des fünften Erdtheils drang auch die Kunde von der seltsamen Säugethierfauna, die auf dieser vergessenen Weltecke die Oberherrschaft besaß, zu uns herüber. Abgesehen von einigen kleinen Thieren, die sich dem Blicke entziehen und zum Ungeziefer gerechnet werden (Ratten und Mäusen), sowie einer Hunderasse, die wahrscheinlich der Mensch in früheren Zeiten herübergebracht hatte, fand man daselbst gar keine Säugethiere, welche, wie die bisher bekannten, lebende Jungen zur Welt bringen, die nach kurzer Zeit sehen und herumlaufen können, sondern lauter Thiere, die, obwohl sie nach ihrer Ernährungsweise und Bezahnung den verschiedensten Gruppen der Säugethiere (Pflanzenfressern, Nagern, Insektenfressern und Raubthieren) anzugehören schienen, doch das Gemeinsame darboten, daß sie ihre Jungen in einem durchaus unausgetragenen Zustande, als winzige hilflose Wesen zur Welt bringen, die erst

Digitized by Google

in einem Beutel, welchen das Weibchen tief unten an der Brust trägt, und in den sich die Brustwarzen öffnen, großgesäugt werden. Nackt und blind, mit unausgebildeten Füßen, bei kleinen Arten nicht viel größer als eine Kaffeebohne, kommen sie zur Welt und werden an die Brustwarzen gelegt, auf denen sie sich mechanisch festsaugen und monatelang daran hängen bleiben, während ihnen die Mutter die Nahrung anfangs spendet, ohne daß sie zu saugen brauchen. Der Beutel wird für diese Frühgeburten zu einer dauernden Hülle, in der sie unter Umständen sechs bis acht Monate verweilen und erst vollends ausgetragen werden.

Diese Verhältnisse wurden indessen nur sehr allmählich und genauer erst in unserem Jahrhundert bekannt, und die Aufmerksamkeit der Naturforscher wendete sich ihnen überhaupt erst zu, nachdem W. Dampier im Jahre 1700 das seltsame Känguruh an der Westküste Australiens entdeckt hatte. Den jetzt allgemein angenommenen wissenschaftlichen Namen der Marsupialien oder Beutelthiere gab ihnen erst im Jahre 1788 der um die Classification der Thiere sehr verdiente Jenaer Botaniker Carl Batsch (1761—1802), derselbe, der auch zuerst Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere zu einer Classe vereinigte, welche er diejenige der Knochenthiere nannte. Spätere Naturforscher fanden sodann, daß den Beutelthieren in ihrer eigenthümlichen Kieferbildung ähnliche Thiere, in früheren Erdepochen auch in Europa und über die gesammte Erde zerstreut gelebt haben, und zwar lange bevor die Vorfahren der in den vier größeren Welttheilen jetzt lebenden Säugethiere, welche ihre Jungen im Mutterleibe austragen, erschienen waren. Daraus ging also hervor, daß in den Beutelthieren, welche ihre Jungen in einem so unvollkommenen Zustande zur Welt bringen, der Grundstamm der Säugethiere anerkannt werden mußte. Zwar sind die Kiefer dieser bis in die Secundärepoche zurück verfolgbaren älteren Säugethiere nicht völlig denen der jetzt lebenden Beutler gleich, aber daß sie wirkliche Beutelthiere waren, hat man in einzelnen Fällen noch dadurch beweisen können, daß an den fossilen Ueberresten jüngerer Formen in Europa und Amerika die in der Bauchhaut liegenden sogenannten Beutelknochen erhalten sind, die den beutellosen höheren Säugethieren fehlen. Daraus ging also mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Beutler in den vier größeren Welttheilen — mit Ausnahme des amerikanischen Geschlechtes der Beutelratte — den nach ihnen gekommenen höheren Säugern sämmtlich im Kampfe ums Dasein unterlegen sind, während sie sich in Australien erhalten und in die Gaben von Land und Wasser theilen konnten, weil dort mit wenigen Ausnahmen keine höheren Säugethiere hinübergelangt waren, die ihnen die Herrschaft hätten streitig machen können.

Aber eine noch viel größere Ueberraschung wurde den Zoologen durch die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte Entdeckung des Wasser-Schnabelthiers bereitet, dem Blumenbach mit Recht den Namen des räthselhaften Vogelschnäblers (Ornithorhynchus paradoxus) beilegte, nachdem es schon vorher von dem englischen Zoologen George Shaw beschrieben worden war, denn nicht nur die entenschnabelartige Hornbekleidung der zahnlosen Kiefer, sondern auch Vieles im inneren Bau des Thieres erinnerte ebenso stark an Reptile und Vögel wie an Säugethiere. Der Entdeckung des Wasser-Schnabelthieres folgte bald diejenige des australischen Ameisen-Igels (Echidna hystrix) oder Land-Schnabelthiers mit stachelartigen Borsten, die sich über das Haarkleid erheben und einer aus dem Schnabel weit hervorschnellbaren Zunge, die ihm den Gattungsnamen Tachyglossus (Schnellzüngler) eintrug, da der Name Echidna eigentlich bereits an einen Fisch vergeben war. Erst 1824 wurde der ihm nahestehende Ameisen-Igel von Vandiemensland (Echidna setosa), dessen längere Haare die Stacheln überragen, entdeckt. Diesen drei lebenden Vertretern des Typus fügte der Holländer Bruijn vor zehn Jahren noch ein viertes, auf Neu-Guinea lebendes Schnabelthier (Acanthoglossus Bruijni Gervais) mit längerem, gekrümmtem Schnabel und stachlicher Zunge hinzu, so daß sich die Verbreitung der Schnabelthiere doch über ein bedeutend größeres Gebiet erstreckt, als man ehemals annahm.

Der berühmte Naturforscher Etienne Geoffroy de Saint Hilaire, der bereits 1796 die Beutelthiere, welche Cuvier unter die anderen Säugerabtheilungen vertheilt hatte, zu einer besonderen Ordnung erhoben hatte, stellte 1803 auch für die damals bekannten Schnabelthierarten eine besondere Ordnung auf, die er diejenige der Monotrematen oder Kloakenthiere nannte, weil sie, wie die Vögel und Reptilien, nur eine gemeinsame Ausflußöffnung (Kloake) für feste und flüssige Excremente und die Geschlechtsproducte haben. In dieser Anordnung folgten ihm Lamarck, der berühmte Vorgänger Darwin's, und Blainville, welcher letztere die Säugethiere nach ihrem Geschlechtsapparat in drei Ordnungen: Ornithodelphen, Didelphen und Monodelphen theilte, welche den Schnabelthieren, Beutelthieren und höheren Säugern entsprechen, von denen er aber noch nicht ahnte, daß sie, wie es heute als erwiesen erachtet werden kann, drei zeitlich nacheinander aufgetretenen Säugerstufen entsprechen. Lamarck war es, der noch einen tieferen Blick in die Natur der Schnabelthiere that und von ihnen in seiner Zoologischen Philosophie (1809) schrieb: „Sie sind keine Säugethiere, denn sie haben keine Brustwarzen und legen höchst wahrscheinlich Eier."

Bald darauf lieferte J. Fr. Meckel von Halle im Jahre 1826 die erste Monographie des Wasserschnabelthiers, in welcher er darthat, daß, wenn dasselbe auch nicht, wie andere Säugethiere, äußerlich hervortretende Brustwarzen besitze, es doch an deren Stelle zwei ergiebige Milchdrüsen unter siebartig durchbohrten, mit Haaren bekleideten Hautstellen aufzuweisen habe, die ohne Zweifel dazu dienen müßten, ihre Jungen zu ernähren, weshalb sie auch nicht von den übrigen Säugern entfernt werden könnten. Dieser Meinung trat im Jahre 1829 Geoffroy Saint Hilaire mit einem Briefe entgegen, den er von Prof. Rob. Edm. Grant, dem ersten Lehrer Darwin's in der Zoologie, erhalten hatte, des Inhalts, daß ein gewisser Herr Holmes am Ufer eines australischen Flusses ein Wasserschnabelthier von seinem unterirdischen Neste verjagt habe, in welchem neun längliche, mattweiße Eier gelegen hätten, deren dünne durchscheinende, netzartige Schale an Reptileier erinnerten. Geoffroy sah sich deshalb veranlaßt, die Schnabelthiere als eierlegende Vierfüßler ganz von den Säugethieren zu entfernen und die beiden von Meckel entdeckten Milchdrüsen für Schleim- oder Fettdrüsen zu erklären, wie sie bei vielen Wasserthieren vorkommen und dazu dienen, die Haut fett und geschmeidig zu erhalten. Meckel entgegnete auf diesen Einwurf, daß die Milchdrüsen des Schnabelthiers sich nur bei den Weibchen fänden und schon deshalb nicht für bloße Fettdrüsen gehalten werden dürften; übrigens sei der Unterschied zwischen Lebendiggebären und Eierlegen nicht so wesentlich, um deshalb nahe zu einander gehörige Thiere auseinander zu reißen, denn man sehe gelegentlich auch bei Reptilien und Vögeln lebende Jungen auftreten, wenn die Eier lange genug im Körper zurückgehalten würden, und schließlich näherten sich die Beutelthiere, die ja ihre Jungen ohne Zweifel aus den Brustwarzen nährten, in der Unvollkommenheit, in welcher sie ihre Jungen ans Licht bringen, bereits den eierlegenden Thieren. Das Schnabelthier scheine sich nun noch mehr als die Beutelthiere den Vögeln und Reptilien in seinem inneren Bau zu nähern, und man könne daher recht wohl annehmen, daß auch die Art und Weise, wie es die Jungen zur Welt bringe, zwischen der Manier der Beutelthiere und derjenigen der Vögel die Mitte halten könne, d. h. er gab die Möglichkeit des Eierlegens zu, ohne darin einen Grund zu finden, von seiner Deutung der Milchdrüsen abzuweichen.

Später wandte sich, in Meckel's Fußtapfen tretend, der berühmte englische Zoologe Richard Owen mit Eifer der Lösung dieses wichtigen Problems zu. Er hatte schon im Jahre 1832 die Brüste des Schnabelthiers näher untersucht und gefunden, daß jede mit mehr als hundert Oeffnungen sich nach außen öffnet, auch konnte er feststellen, daß im Magen der Jungen geronnene Milch zu finden war. An einem erst zwei Zoll langen Schnabelthier, welches er gegen das Jahr 1834 zur Untersuchung erhalten hatte, entdeckte er auf der Mitte der Schnabelspitze ein bei älteren Thieren verschwin-

Digitized by Google

bendes Höckerchen, ganz ähnlich dem hornbedeckten Höcker, mit welchem die Jungen mancher Vögel das Ei öffnen, und Owen wurde dadurch seinerseits ein Anhänger Derer, welche die Schnabelthiere für eierlegend hielten.

Inzwischen waren von in Neuholland lebenden Aerzten und Reisenden zahlreiche Nachrichten eingegangen, die es als eine den Eingeborenen wohlbekannte Thatsache schilderten, daß das Schnabelthier zwei Eier von der Größe der Hühnereier in sein unterirdisches Nest lege und daselbst bebrüte. Der englische Naturforscher George Bennett unternahm zweimal (1832 und 1858) längere Reisen nach Australien, mit der alleinigen Absicht, das Räthsel der Schnabelthiere zu lösen. Er jagte sie, grub ihre Nester auf, verschaffte sich lebende Land- und Wasserschnabelthiere, pflegte sie längere Zeit in Käfigen und kam schließlich zu der festen Ueberzeugung, daß das Eierlegen der Schnabelthiere ebenso ein von dem entenähnlichen Schnabel und den Schwimmfüßen abgeleitetes Märchen sei, wie man aus dem durchbohrten Sporn der Hinterfüße geschlossen hatte, daß das Thier giftig sei. Allerdings besitze der Sporn an seiner Basis eine kleine Drüse und sondere eine Flüssigkeit aus, allein er werde niemals als Waffe gebraucht und spiele vielleicht nur bei den Liebeswerbungen eine Rolle.

So standen die Dinge, bis Haacke und Caldwell zeigten, daß die alten Sagen und der Scharfblick Lamarcks doch das Rechte getroffen haben, und daß sich auf Neuholland und seinen Nachbarländern wirklich eine lehrreiche Zwischenstufe zwischen den eierlegenden aber nicht säugenden Sauropsiden (d. h. den von Huxley zu einer Classe vereinigten Reptilien und Vögeln) und den lebendig gebärenden und säugenden Vierfüßlern erhalten hat.

Diese Lösung war seitdem von der vergleichenden Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Descendenztheorie gleichmäßig gefordert worden. Die Anatomen hatten längst nachgewiesen, daß die Schnabelthiere auch im Knochenbau unter allen jetzt lebenden Thieren als die einzigen wirklichen Mittelglieder zwischen Sauropsiden und Säugethieren betrachtet werden können; sie zeigen namentlich im Bau des Schulter- und Beckengürtels, sowie im Bau der Extremitäten Formen, welche diejenigen der höheren Wirbelthiere mit denen der niederen vermitteln. Sie wurden daher von Huxley, Häckel und andern Vertretern der Entwicklungslehre längst als die gesuchten Uebergangsglieder betrachtet.

Dazu kam nun noch die 1841 von Owen gemachte Entdeckung, daß auch die Jungen der Beutelthiere vor ihrer Geburt nicht in der Weise mit der Mutter verwachsen sind, wie die Jungen der höheren Säugethiere, so daß die innige Verwachsung durch den sogenannten Mutterkuchen (Placenta) erst eine Errungenschaft der höheren Säugethiere ist, die darnach als Placenta-Thiere von den placentalosen unterschieden wurden. Die Beutelthiere verhalten sich somit nicht viel anders als Thiere, deren Eier im Mutterleibe auskommen (wovon Beispiele bei Amphibien, Reptilien und Vögeln vorkommen), und es ließ sich daraus schließen, daß sie von eierlegenden Thieren abstammen dürften. Da sie nun noch in manchen anderen Eigenthümlichkeiten ihres Körperbaus mit den Schnabelthieren übereinstimmen, so konnte nichts naheliegender sein, als gerade in diesen, nicht nur die unterste Stufe des Säugethierlebens überhaupt, sondern auch die Ahnen der Beutler zu vermuthen.

Gegen diese Auffassung erhoben sich indessen mancherlei Stimmen, die auf verschiedene Abnormitäten im Bau der Schnabelthiere hinwiesen. Abgesehen von der Hornbekleidung des Schnabels enthalten die Kiefer aller zu ihnen gehörigen Thiere keine wirklichen Zähne, während die Beutelthiere im Allgemeinen sehr zahnreich sind. Man kam daher auf die Idee, den Spieß umzukehren und die Schnabelthiere wegen ihres Beutels als verkümmerte Beutelthiere darzustellen, und dieser Ansicht konnte zur Stütze dienen, daß man nur eine oder zwei Arten fossiler Schnabelthiere in jüngeren Schichten gefunden hat, denen man viel zahlreichere und ältere sogenannte Beutlerreste gegenüberstellen kann. Allein nach der Lückenhaftigkeit des paläontologischen Berichtes auf das wirkliche Fehlen von Zwischenstufen zu schließen, ist sehr bedenklich, wie das Beispiel der Uebergangsstufen von Vögeln zu Reptilien beweist, die vor fünfundzwanzig Jahren noch völlig unbekannt waren und inzwischen in erheblicher Anzahl gefunden worden sind. Im Uebrigen können wir aber durchaus nicht wissen, ob nicht jene sogenannten Beutlerreste der Secundärzeit, die nur aus Kieferstücken bestehen, vielmehr Thieren zugehört haben, die ihrer ganzen übrigen Organisation nach zu den Monotremen zu rechnen gewesen wären.

Denn das ist in jedem Falle zuzugeben, daß die Schnabelthiere sehr veränderte und in mancher Hinsicht degenerirte Ueberbleibsel der ältesten Säugerformen sein müssen, denn jene besaßen sicherlich ein zahnreiches Gebiß, welches sie auf viele ihrer Nachkommen vererbt haben, während es den Schnabelthieren in Folge ihrer besonderen Ernährungsweise verloren gegangen ist. Solche einseitigen Rückbildungen sind ja eine sehr häufige Erscheinung im Thierreiche und Folge des Nichtgebrauchs der betreffenden Theile. Hinsichtlich der übrigen Organisation der Schnabelthiere kann aber von einem Rückschritte nicht die Rede sein; im Gegentheil entsprechen die Schnabelthiere in ihrem Knochengerüst dem sehr wenig specialisirten Grundtypus der Säuger, von dem die späteren Formen ausgegangen sein müssen. Auch die Kloake und die warzenlosen Brüste gehören zu diesen nothwendigen Uebergangsmerkmalen. Denn auch die Brustwarzen müssen doch einen Anfang in der Thierreihe gehabt haben, und wir können uns kaum einen andern Anfang denken, als wir ihn bei den Schnabelthieren finden.

Hier ist nun der Umstand lehrreich, daß bei den Schnabelthieren nur die weiblichen Exemplare Brüste besitzen, während bei den höhern Thieren auch die männlichen Thiere mit Brustwarzen versehen sind, die sogar zuweilen Milch absondern. Darwin und andere Naturforscher hatten an diese Verhältnisse die Vermuthung geknüpft, daß möglicherweise die Ahnen der höheren Wirbelthiere Hermaphroditen gewesen sein möchten. Dem gegenüber suchte der Schreiber dieser Zeilen schon vor zehn Jahren zu zeigen, daß es sich in den männlichen Brüsten und ähnlichen Verhältnissen nur um Beispiele einer wechselseitigen Uebertragung einseitig erworbener Geschlechtscharaktere handeln möchte, und hierfür sind die Schnabelthiere ein classisches Beispiel, denn bei ihnen haben nur erst die weiblichen Thiere Brüste. Ebenso zeigt die Bildung des glatten, sehr reptilienartigen Gehirnes und vor Allem diejenige des gesammten Gerüstbaues, daß wir in ihnen keine degenerirten Beutelthiere, sondern eine Uebergangsstufe zwischen niederen und höheren Wirbelthieren vor uns haben. Auch hatten die Schnabelthiere, abgesehen von dem Verlust des ihnen überflüssig gewordenen Gebisses gar keine Veranlassung, tief zu entarten, wie es eben nur bei festwachsenden oder schmarotzenden Thieren zu geschehen pflegt.

Wenn wir sagen, daß sich die Schnabelthiere in ihrer Organisation näher als irgend welche anderen lebenden Säugethiere, an niedere Wirbelthiere anschließen, so dürfen wir dabei nicht an jetzt lebende Reptilien denken, sondern an ältere verallgemeinerte Formen, die neben den specifischen Reptil-Charakteren noch zahlreiche Charaktere von Vögeln enthielten, die sich vielleicht kurz vorher von ihnen abgezweigt hatten, und andererseits sind selbst in den Schnabelthieren noch so viele Züge der Lurche vorhanden, daß man sie ihnen direct anzuschließen versucht hat, und in ihren reptilischen Ahnen jedenfalls noch viele Lurchcharaktere vorhanden gewesen sein müssen.

In dieser Richtung ist eine Beobachtung von Interesse, welche der Reisende Miklucho Maclay im Juli 1879 über die Körperwärme des Landschnabelthieres angestellt hat. Bekanntlich haben die niederen Wirbelthiere (Fische, Amphibien, Reptile) sogenanntes kaltes, richtiger wechselwarmes Blut, d. h. ihre Blutwärme steigt nur wenig über diejenige des Mediums (Luft oder Wasser), in welchem sie sich zur Zeit bewegen, und sie können daher auch sehr stark abgekühlt werden, ohne zu sterben — selbst im Wasser eingefrorene Fische oder Frösche leben bei vorsichtigem Aufthauen häufig wieder auf.

Digitized by Google

Die höheren Wirbelthiere (Vögel und Säugethiere) besitzen, ihrem lebhafteren Stoffwechsel entsprechend, eine höhere Eigenwärme (sogenanntes warmes Blut), die bei den Säugethieren auf 36—38° C., bei den Vögeln sogar auf 42° C. steigt. Diese bedeutende Eigenwärme hält sich bei voller Bethätigung der Lebensfunctionen auch in kälterer Umgebung auf dieser Höhe, und die betreffenden Thiere ertragen ein beträchtliches Sinken derselben nur unter gewissen Umständen (z.B. im Winterschlafe), während Vögel schon sterben (erfrieren), wenn ihr Blut bis auf 25° abgekühlt wird. Im Vergleiche mit diesen Thatsachen ist es nun höchst lehrreich, daß Miklucho Maklay bei mehreren zu Brisbane vorgenommenen Messungen das Blut des Landschnabelthieres nur 25° warm fand, d. h. mehr als zehn Grad unter der Mitteltemperatur der höheren Säuger stehend. Das ist nun sicherlich auch kein Degenerationscharakter, sondern nur ein Belag, daß diese Thiere auch hinsichtlich der Blutwärme zwischen niederen und höheren Wirbelthieren einen Uebergang bilden und daß der lebhaftere Stoffwechsel und die stärkere Blutwärme der höheren Säugethiere kein plötzliches Geschenk, sondern ein allmählich erworbener Vorzug ist.

Noch viel unentbehrlicher aber erweist sich die Zwischenstufe der Schnabelthiere, um uns die eigenthümliche Form zu erklären, in welcher die der Geburt vorausgehende Entwickelung des höheren Säugethieres stattfindet. Das Ei der Schnabelthiere ist demjenigen der Reptile und Vögel analog, mit einem großen Nahrungsvorrath versehen, in welchem nur ein kleiner, an der Oberfläche des Dotters liegender Theil der Furchung unterliegt und heranwächst, während der größere Theil sich in dem Dottersack sammelt und dem heranwachsenden Thier die Nahrung liefert. Dieser Dottersack, der eigentlich nur für die Ernährung im freilebenden Zustande oder im abgeschlossenen Ei angelegt ist, hat sich nun auch auf die ungeborenen Jungen der höheren Säugethiere vererbt (bei denen er gewöhnlich Nabelbläschen genannt wird), obwohl sie seiner nicht mehr so dringend bedürfen, da ja bei ihnen der Embryo alsbald mit dem mütterlichen Körper verwächst und seine Nahrung direct von demselben empfängt. Aber die Wiederkehr des Dotterbläschens, dem nun anderweite Aufgaben zufallen, beweist uns, daß die höheren Säugethiere von eierlegenden Thieren abstammen, und wir finden somit auch hier die schönste Bestätigung jenes alten Linné'schen Spruchs, nach welchem die Natur keine Sprünge macht, indem wir noch heute die drei Stufen der eierlegenden Säugethiere, der Beutelthiere, in denen das Junge nicht mit der Mutter verwächst, sondern nur eine Zeit lang durch Diffusion ernährt wird, und der höheren Säugethiere, bei denen Verwachsung eintritt, vor uns haben.

Wir erwähnen dies nicht, weil in allen diesen Verhältnissen augenscheinliche Bestätigungen der Abstammungslehre liegen, denn diese ist heute von allen arbeitenden Naturforschern so allgemein angenommen, daß nur noch Personen, die mit der modernen Forschung außer aller Fühlung stehen, sich hier und da mit der lächerlichen Behauptung hervorwagen, die Descendenztheorie sei ein überwundener Standpunkt. Daß es so still über den großen Streit geworden ist, hat einen ganz andern Grund, als viele vermuthen, nämlich den, weil in unterrichteten Kreisen aller Streit darüber aufgehört hat. Das gesammte Dichten und Trachten der modernen Biologie bewegt sich fast ausschließlich auf den neuen, von Darwin eröffneten Forschungswegen.

Literatur und Kunst.

Classisch und Romantisch.

Eine Wortstudie von Heinrich Breitinger.

Wenn Bücher ihre Schicksale haben, so gilt dies gewiß noch mehr von den Wörtern. Ein nicht uninteressantes Beleg hierfür bietet die Geschichte der Bezeichnungen „classisch" und „romantisch". Ich habe dieselben durch die Lexika von drei Jahrhunderten verfolgt und so die Notizen gesammelt, welche ich hier zu Nutz und Frommen des allgemeinen Lesers verarbeite.

Kein Classiker des römischen Alterthums, selbst nicht Quintilian in seiner Zusammenstellung und Werthung der mustergültigen Autoren, hat sich des Ausdruckes „scriptor classicus" bedient. Erst Gellius, ein affectirter Scribent unter den Antoninen, d. h. gegen 130 nach Christo, nennt einen seiner Gewährsmänner „classicus assiduusque scriptor, non proletarius". Der Gegensatz (classicus-proletarius) zeigt deutlich, daß wir vorerst an die Steuerklassen des alten Roms zu denken haben. Das Bild ist vom census hergenommen, und der reiche Geist scheint hier dem Geiste ohne Fond entgegengestellt zu werden, was auf Heines poetisches Bild hinausliefe:

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen bar was sie verzehrt:
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Credit begehrt.

Wer indessen unsere Stelle in ihrem Zusammenhang betrachtet, wird bald entdecken, daß es sich für Gellius nicht um Geist und Originalität, überhaupt nicht um den Inhalt, sondern nur um den Werth eines Zeugnisses zu Gunsten eines angefochtenen Ausdruckes handelte. Gellius dachte also wohl an die juristische Bezeichnung „classische Zeugen", welche schon Festus erwähnt und worunter Dieser Männer von Vermögen versteht, solide, achtbare Leute, deren Zeugniß Autorität besitzt. Einer solchen Autorität auf sprachlichem Gebiete (der Zusatz assiduus bezeichnet den sorgfältigen, seine Ausdrücke abwägenden Schriftsteller) stellt Gellius nun seinen Proletarier als einen Zeugen ohne Ansehen entgegen.

Diese Stelle des Gellius ist nun freilich längst bekannt. Jakobs citirt sie bei Ersch und Gruber (Artikel: classisch), ebenso Krebs im Antibarbarus und Grimms Wörterbuch unter „classisch". Aber niemand hat meines Wissens nachgeforscht, wer diesen Ausdruck, den das Mittelalter nicht verwerthet zu haben scheint, bei den Modernen in Aufnahme brachte. Die Vermuthung liegt nahe, daß dies von einem Vertreter der Renaissance geschehen sei. In der That, in dem lateinischen Thesaurus des älteren Stephanus (1532) findet sich unter „author classicus" ein leider nicht näher bezeichnetes Citat aus Budaeus (Guillaume Budé, gestorben in Paris 1540), welches ich seinem Wortlaute nach hierhersetze, da es in klaren Worten aussagt, wie der große Humanist jenen Ausdruck des Gellius sich auslegte:

„Metaphoricos Gellius authores classicos appellat, quasi testes idoneos latinae puritatis et primae notae scriptores, quales sunt Cicero, Quintilianus, Livius, Caesar, Plinius, Virgilius, Horatius, Catullus".

Budaeus denkt also einerseits an „classische Zeugen", andererseits an den strengen und ursprünglichen Sinn von „classicus": Steuerzahler der ersten Classe. In diesem Sinne hatte allerdings schon Cicero einen Philosophen fünften Ranges mit dem Ausdrucke „quintae classis" bezeichnet.

Die Autorität des Budaeus und des Stephanus verbreitete den bequemen Ausdruck rasch unter den späteren Humanisten, so daß schon 1590 das dreisprachige Straßburger Lexicon von Sturm ihn einfach dem Budaeus zuweist: „classici autores. Budaeus. Die fürnehmsten und hochgeachtetesten Schreiber". Unter den französischen Wörter-

Digitized by Google

büchern führt ihn die erste Ausgabe der Akademie vom Jahre 1694 zuerst auf, aber sie beschränkt die Bedeutung auf das Alterthum und die Autorität des Zeugnisses auf den bloßen Inhalt.

„Classique n'est en usage qu'en cette phrase: Autheur classique, c'est à dire un autheur ancien fort apprêcié et qui fait autorité dans la matière qu'il traite: Aristote, Platon, Tite-Live etc. sont autheurs classiques".

Grimms Wörterbuch findet das Wort erst bei unseren Classikern (seit 1750). Gellert gebrauche (1786) es von den Schriftstellern der eigenen Nation. Nach Littré hat es Voltaire im letzteren Sinne schon 1761 verwendet, indem er von einem „recueil de nos auteurs classiques" spricht. Man darf also bis auf Weiteres wohl behaupten, daß der fragliche Ausdruck von Gellius zuerst in unserem Sinne gebraucht, von Budaeus wieder aufgenommen, durch seine Autorität in Umlauf gebracht, von den Modernen erst auf die alten Schriftsteller, sodann im Laufe des 18. Jahrhunderts auf die mustergültigen Nationalschriftsteller angewendet worden sei.

Weniger klar liegt die Wanderung des Wortes „Romantisch" zu Tage. Die Franzosen kannten bis ins 18. Jahrhundert hinein nur den aus Italien in einer ganz anderen Bedeutung herübergekommenen Ausdruck „romanesque". Nach Tommaseo bezeichnete „la romanesque" im sechszehnten Jahrhundert einen römischen Tanz. Als Adjectiv notirt das Wort zuerst der Dictionnaire der Akademie von 1694: „Romanesque: Qui tient du roman: aventure romanesque, manières romanesques". So gebraucht es denn auch mehrmals Mme. de Sévigné in ihren Briefen; auch im Adverb: „Je vous écris romanesquement au bord d'une rivière". Von „romanesque" findet sich in den französischen Wörterbüchern sogar des achtzehnten Jahrhunders noch keine Spur; das Dictionnaire de l'Académie von 1793 bringt es zuerst und nur mit Bezug auf die Landschaft; auch Littré vermag es nicht früher nachzuweisen, als bei Marmontel und Rousseau. Nun aber weist die Bildung „romantique" deutlich auf die in England einheimische substantivische Form „romaunt", welche die andere (romans, roman) dort nicht aufkommen ließ. In der That findet sich „romantick" als Neologismus in der „New world of words" von Philipps, London 1706, und das in Leipzig 1716 erschienene Teutsch-Englische Lexicon von Christian Ludwig besagt: „Romanenschreiber, romancist, romance writer. Romanenschreibart: a romantick style." Da ferner Johnson's Dictionär von 1755 Beispiele aus Addison und Thomson citirt, wäre es möglich, daß ihre französischen Uebersetzer das Wort in Frankreich eingeführt haben.

Um dieselbe Zeit und in demselben Sinne gebrauchten die Deutschen das Wort „romanisch". Das älteste bisher bekannte Zeugniß für diesen Gebrauch finde ich in dem Buche: „Neues und ausführliches Dictionarium" oder „Wörterbuch in dreien Sprachen: Teutsch, Französisch und Lateinisch. Genf 1695". Hier wird „romanesque" durch die Ausdrücke „fabelhaft, romanisch" erklärt. Die Form „romantisch" hat Ludwig Hirzel (im Archive für deutsche Literaturgeschichte 1882) aus dem „Bernischen Spectateur" vom Jahre 1734 nachgewiesen. Die Stellen sind merkwürdig, weil sie beide Formen nebeneinander verwenden: „Curtius hat einen guten Talent gehabt, romanisch zu schreiben. — Was er von Anderen entlehnt, sind eben auch romanische Empfindungen." — „Aus Curtius wird erhellen, daß die Historici gern etwas Romantisches einmischen." — „Es schmecken die Reden des Curtius auch noch etwas Romantisches." Ebenda wird Romaniste und Romantiste für Romanschreiber gebraucht. Erstere Form war damals auch in Frankreich bekannt; Littré führt eine Stelle aus Pierre Bayle an, wo „romaniste" im Sinne von „romancier" gebraucht erscheint.

Nach dem Bisherigen ist also die in Breitinger's kritischer Dichtkunst (II, 283; vom Jahre 1760) vorkommende und von Friedländer citirte Stelle nicht länger das älteste Beleg für das Vorkommen des Wortes „romantisch". Hirzel vermuthet, es habe dasselbe von England durch die Schweiz seinen Weg nach Deutschland gefunden. Es wäre nun von Interesse, die ältesten deutschen und französischen Belege bei den beiderseitigen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. Das Zeugniß der Lexica ist nicht abschließend; denn diese säumen oft lange mit der Aufnahme eines neuen Wortes, und bei dem regen Eifer, welchen (nach Buckle's Nachweisen) die Franzosen schon um 1700 für die englische Sprache und Literatur bezeigten, dürfte das Wort lange vor Rousseau auch in Frankreich Eingang gefunden haben.

Ueber die Schicksale des französischen „romantique" liegt vor, daß Marmontel „ein romantisch schönes Gedicht" und eine „romantische Phantasie", Rousseau nur eine „romantische Gegend" kennt, Beugnot von der „romantischen Partei" berichtet, die 1806 am Berliner Hofe den Krieg mit Frankreich wünschte; Mme. de Staël den Franzosen zuerst von einer „romantischen Literatur, née da la chevalerie et du christianisme" gesprochen hat, und daß man heute „romanesque" im Sinne von „abenteuerlich, phantastisch, wild, exaltirt", das jüngere Wort vorwiegend im literarischen Sinne, endlich beide Wörter von der Landschaft gebraucht.

Im Italienischen scheinen sich „classico" und „romantico" erst spät und durch französischen Einfluß eingebürgert zu haben. Tommaseo gibt keine sicheren Anhaltspunkte und noch weniger die Crusca, welche ja fast nur die alten Nationalschriftsteller, die sogenannten Testi di lingua, auszieht.

Schweninger im Lied, Epos und Roman.

Der „Reichsdoctor" darf zufrieden sein. Mag auch die Medicinische Facultät der Berliner Hochschule gegen seine Ernennung zum Professor Verwahrung einlegen und ihn in Acht und Bann thun, sein dankbarer Patient ist der erste Staatsmann unserer Zeit und für sein kleines Auditorium in der Klinik entschädigt ihn der namentlich von corpulenten Damen wimmelnde Vorsaal im Palais des Reichskanzlers, wo er noch bis vor Kurzem seine Sprechstunde gab. Und nun ist Ernst Schweninger gar noch in die Literatur gekommen. Lyrik, Roman und Epos beschäftigen sich mit ihm, lassen sich von ihm begeistern, feiern ihn. Jetzt fehlte blos noch, daß er auf die Bühne käme.

Kein Geringerer als Hans Hopfen greift in die Saiten seiner Leier, um dem in die Reichshauptstadt Uebersiedelnden einen Willkomm in Versen zu entbieten. Die Gelegenheitsmuse Hopfen's vermeidet alle überschwänglichen Phrasen, und in schlichter, derber Bajuwarenart begrüßt sie den engeren Landsmann und nimmt ihn gegen seine Widersacher in Schutz.

Nur allzu leicht verfällt in Acht und Bann,
Wer etwas mehr als Seinesgleichen kann! —
Man lügt und hetzt und wird nicht müd' zu schreien
Und brüstet sich mit kleinen Pöbeleien.
Ein Thorenstreich, den Du — vielleicht — begangen,
Ist er nicht schwer genug gesühnt?
Und was für gute Thaten Du empfangen,
Das bischen Glück, das Dir bei uns ergrünt,
War dieser Lohn zu reich, zu hoch das Lob
Für den, der uns ein Allen theures Leben,
Das schier verloren war, zurückgegeben?
Den Mann, der Deutschland in den Sattel hob,
Du hobst ihn selber wieder auf sein Roß
Und wieder schreitet der Coloß, —
All überragend hin in neugeborner Kraft
Verjüngter Seele, lachend, reckenhaft!

Diese herzlichen Strophen stehen im Vorwort zu Hopfen's neuem Roman: „Allheilmittel"*). Und das ist nicht ohne tiefere Bedeutung, denn bei der Abfassung seiner Berliner Geschichte, zumal aber bei deren Conception, hat der Dichter gewiß mehr als einmal an den bestgehaßten Freund gedacht.

*) Dresden, H. Minden.

Digitized by Google

Die vielbesprochene „Schweningerkur" brachte ihn ohne Zweifel auf das Allheilmittel, das der Berliner Universitäts-Professor Hubert, ein „steiler" (?) Gelehrter, erfunden zu haben glaubt, und die Anfechtungen, die der Münchener Arzt an der Friedrich-Wilhelms-Universität erleidet, sind das Vorbild der Kämpfe des Professors im Roman. Das Allheilmittel geht freilich noch über die Entfettungsmethode. Denn mit Hülfe des Arcanums würden die Menschen, „wenn nicht etwa an schweren Körperverletzungen, von nun an nur mehr an Altersschwäche sterben und somit die weitaus größte Mehrzahl der Erdenbewohner, sofern sie nicht gewaltsam ihrem Heile widerstrebte, bequem an die ersehnten äußersten Grenzen eines Patriarchenalters gedeihen." Allerdings hat das Ding auch seinen Haken, und der Erfinder weiß am besten, warum er sein Allheilmittel vorläufig noch geheim hält. Er urtheilt selbst darüber:

„Es wird vorerst schon Zeit und Weile brauchen, bis die Herren Pharmakologen die richtigste und die sicherste Methode gefunden haben werden, das Ding für alle Welt käuflich herzustellen. Vom Widerwillen der Collegen, auf die unerhörteste aller Erfindungen guten Glaubens und fröhlichen Herzens einzugehen, will ich dabei gar nicht reden. Selbst wenn Alles über Erwarten günstig sich ereignete und nach Wunsch fortschritte, so daß das Mittel bald Allgemeingut der praktischen Heilkunde würde, der behandelnde Arzt würde doch nach wie vor seine Wissenschaft am kleinen Finger haben müssen, um mit meiner Erfindung zu operiren; das Quantum darf nicht willkürlich bestimmt werden, Modificationen der verschiedensten Art werden nothwendig sein."

Und derselbe Mann, der sich hier so vorsichtig über seine Erfindung ausspricht, verliert doch wieder im gleichen Augenblick all seine Besonnenheit. Er preist sich schon als den Wohlthäter der Menschheit und träumt von einer Actiengesellschaft allergrößten Stils und von colossaler Verbreitung, welche die Mittel schaffen soll, um seine Entdeckung zum Allgemeingut zu machen. Ja, je mehr er darüber nachdenkt, desto mehr überzeugt er sich, daß es des Staates Sache, „Sache der vereinigten Staaten der bewohnten Welt" ist. Ein mäßiger Steueraufschlag — und der Staat kann jedem seiner Bürger sein Mittel zukommen lassen gegen erschwinglichen Preis. Die Herstellung wird Monopol jedes einzelnen Staates. Dieser garantirt durch die strengste Ueberwachung für die Echtheit, Genauigkeit und Sorgfalt der Mischungen, setzt Strafen auf die Fälschung, benutzt mit souveräner Macht alle ferneren einschlagenden Erfindungen und lohnt sie ab, bis endlich die Wissenschaft den zweiten Schritt gethan haben wird, welcher zur Wirksamkeit im Gebrauche auch noch die Billigkeit der Herstellung fügt. „Und so wird endlich", schließt er seine Phantasie, „das Werk meines Genies über Alle und Jeden seine Gnade ausströmen, wie die ewige Sonne ihr belebendes Licht!"

Die nervöse Ueberreizung, die schon aus diesen Worten spricht, zeigt sich auch in anderen Thaten und Meinungen des Professors, so daß man seiner Frau den wohlgemeinten Rath gibt, auf einige Monate mit ihrem überarbeiteten Manne nach dem Süden zu ziehen, um dort für seine Nerven Erholung zu finden. Nach kurzem Widerstand erklärt sich der Professor bereit, für einige Zeit Hörsaal und Laboratorium, Praxis und Allheilmittel zu meiden. Er verläßt Berlin um so lieber, als die Kunde von seiner Entdeckung sich bereits in der Stadt verbreitet und ihm schon manche Unannehmlichkeit zugezogen hat. Vor Allem leidet er unter der Zweifelsucht seiner „brodneidigen" Collegen von der Facultät, die mit Achselzucken von dem „Schwindel" ihres berühmten Genossen reden und ihn schon als Marktschreier zu behandeln anfangen. „Es war ja begreiflich, daß sich jeder für einen Fortschritt in der Wissenschaft taub stellte, welcher seine Wirksamkeit und damit auch sein Einkommen auf den dritten, vielleicht auf den fünften Theil herabsetzte, davon gar nicht zu sprechen, daß sein Ansehen unter den Leuten zu Gunsten des Einen, des beneideten Erfinders, sich fast verflüchtigen mußte! Mein Gott, so ein Arzt ist auch nur ein Mensch und hängt von seinem Beruf ab." Und so ist Professor Hubert glücklich, daß er Berlin verlassen und nach einem Orte reisen darf, wo es, in Hopfen's kräftiger Sprache zu reden, „womöglich keine Facultät, keine Aerzte, keine Fachzeitschriften und keine gelehrten Lumpenhunde gibt".

Vor seiner Weltflucht hat aber der Professor noch einen großen Erfolg. Das Allheilmittel bewährt sich an seinem erkrankten Kinde. Hinter dem Rücken seiner Frau und des alten Hausarztes, der das Kind schon aufgegeben hat, gibt er der Kleinen das köstliche Tränkchen ein, und das theure Wesen gesundet. Welch ein Triumph! Natürlich kann der Gelehrte trotz des formellen Verbotes der Aerzte auch an der Riviera nicht unterlassen, mit seinem Allheilmittel zu experimentiren und zu doctern. Bald verkehrt er wieder mit den „kurzsichtigen Handlangern in dem Vorhofe der erhabenen Wissenschaft": mit Aerzten und Apothekern, und bald hat er auch Patienten. Zuerst den Maler Rolf Weigand, den Hünen mit gewölbter Brust und einem „pickenden Wurm" darin. Auf dessen dringenden Wunsch nimmt ihn der Professor in Behandlung. Doch das Allheilmittel versagt mit einemmal und ohne daß es irgend motivirt wäre. Was bei seinem kleinen Kinde zum Theil ausgeschlagen, erweist sich bei dem herculischen Manne als zu stark und verderblich. Den Maler ergreift ein rasendes Fieber, in welchem er heimlich sein Bett verläßt und in die Nacht hinausstürmt, und nur seiner riesenstarken Natur — „Himmelkreuzschockschwerenothelement!" — gelingt es, das furchtbare Mittel zu verwinden, indeß eine seltsam naschhafte Katze — eine echt Hopfen'sche Wunderlichkeit! — an dem energisch ausgespuckten Allheilmittel eines elendiglichen Vergiftungstodes stirbt. Noch schlimmer ergeht es dem zweiten und dritten Patienten: dem leichtsinnigen Marchese Ruspoli und dem edlen Welfengrafen Jaspar von M...n (warum diese Anonymität?), denn sie sterben einfach an dem Heilmittel. Nun soll noch das reizende Kind des Malers an die Reihe kommen. Die Mutter desselben bittet den Professor um das Elixir — trotzdem es ihrem Manne so übel bekommen! — und nur das Veto des Letzteren verhindert diesen neuen Mord. Auch die Frau Professorin ist gegen das verzweifelte Experiment, denn sie hat allen Glauben an das Allheilmittel verloren. Hopfen hat mit bewunderungswürdiger psychologischer Kunst die Wandlung dargestellt, die sich in dem Geiste der treuen liebenden Lebensgefährtin nach und nach vollzieht. Nur langsam frißt der Zweifel weiter, genährt durch die absprechenden Urtheile der Fachgenossen und die mißglückten Kuren. Und die Kleingläubige wird Schritt für Schritt zur Gegnerin ihres vergötterten Mannes, an dessen Fähigkeiten nicht nur, auch an dessen Charakter und Verstand sie zu zweifeln beginnt. Seine Kunst scheint ihr bald nur Künste, seine Berufspflicht Unfug, und seine Opfer erinnern sie an die Versuchshunde des Vivisectors, „die immer wieder von freien Stücken auf den Operationstisch springen und den wissenschaftlichen Mann anwedeln, der ihnen langsam, sicher und peinlich den Garaus machen wird." Wie, und den Mann, der herzlos seine Mitmenschen einem Phantom seines kranken Gehirns opfert, ihn sollte sie verehren und lieben? Und so ringt sie zuletzt nicht nur mit der Mutter, die durchaus für ihr krankes Kind den fürchterlichen Medicinmann holen will, sie ringt am Ende auch mit ihrem Manne selbst auf Tod und Leben. Es ist ein grandioses Nachtbild, wie die beiden Gatten am Klippenstrande des wild empörten Meeres mit einander kämpfen, denn Hubert möchte keineswegs mit seiner Frau gemeinsam sterben — hierzu wäre sie mit tausend Freuden bereit —, sondern will nur sie allein, die ihm im Wege steht, in die Fluthen stürzen. Sie entspringt dem Rasenden, und wir athmen auf, wie von einem Alp befreit, als der wahnsinnige Erfinder des Allheilmittels in der Schöneberger maison de santé bald darauf stirbt. Das Recept des Allheilmittels hat sich in seinen hinterlassenen Papieren nicht gefunden. Das Geheimniß ist mit ihm begraben und die arme Menschheit muß sich nach wie vor ohne Allheilmittel behelfen. Mit diesem ironischen Lächeln schließt die Erzählung.

Wie man sieht, hat die Phantasie den Dichter weit ab von seinem Ausgangspunkte geführt. Der verrückte Arzneimann hat weiter nicht den geringsten Berührungspunkt mit dem jüngsten Berliner Extraordinarius, dem das Buch gewidmet ist. Viel deutlicher sind die Anspielungen in Hans Herrig's

Digitized by Google

komischem Epos: „Der dicke König".*) Zwar bittet der Dichter in seinem Nachwort ausdrücklich: „Nach irgend welchen speciellen Beziehungen möge man nicht suchen", aber er fügt hinzu: „Die Symbolik der Dichtung hat nur dann Berechtigung, wenn sie mit einer gewissen Vieldeutigkeit verknüpft ist." Diese Vieldeutigkeit findet sich in Herrig's Epos allerdings reichlich vor, und wer Lust hat, mag selbst in dem unterhaltenden, gedankenreichen Epos nach all' den Beziehungen spüren, die da „hineingeheimnißt" sind. Der Stoff ist der Geschichte entnommen, aber durchaus frei, in Heine's und Scheffel's Manier behandelt. Der dicke König ist Sancho von Leon, ein gutmüthiger Regent, doch den Tafelfreuden über die Maßen ergeben. Er wird bestraft, wo er gesündigt hat, und sein Jammer macht uns nur lächeln.

O des Schicksals grimme Tücke!
Mancher stopft sich voll den Magen,
Und bleibt dünn doch, wie ein Schneider.
Ist es denn schon eine Sünde,
Wenn man gern verzehrt, was gut schmeckt?

Und diese phänomenale Fettleibigkeit — „drei Männer umspannen den Schmerbauch ihm nicht" — wird das Unglück seines Lebens. Er erhebt sich vom lecker bereiteten Mahle und geruht, sich schlafen zu legen. Das Bett kracht unter ihm zusammen, und da er im Halbschlummer einer frechen Fliege sich erwehren will, fällt er auf den Boden und vermag kein Glied mehr zu rühren. Er ruft seine Diener herbei, damit man ihn aufhebe, doch alldieweil nach altspanischer Hofetikette nicht Leute niedern Standes die Majestät mit gemeinen Fäusten packen dürfen, so läßt er seine Granden rufen, die einzig dieser Gnade würdig sind. Doch hier erntet der hülflose König nur Hohn und Spott. Graf Gonzalez macht sich zum Sprecher der aufsässigen Granden, die ihrem König nicht beistehen wollen, und erklärt ihn seiner Krone verlustig.

„Steig herab von Deinem Throne,
Unter dieses Leibs Beschwerde
Bricht auch der noch sonst zusammen.
Hört, o Granden, meinen Vorschlag:
Nimmer hebt ihn auf vom Boden,
Einen Wagen laßt uns holen . . .
Und dann vorwärts mit dem Wagen,
Bis er jenseit unserer Grenzen."

Gesagt, gethan. Zum Glück findet der verbannte König im Exil gute Freunde: den Sänger Redondillo, der ihm über die Grenze nachgefolgt ist, den unglücklich liebenden Pagen Pedro — „auch ein König ohne Krone, reich in Armuth" — und Allah's Stellvertreter, den Maurenfürsten Abdurrahman. Dieser heißt ihn in seiner Residenz Cordova willkommen und verspricht ihm als köstliche Hülfe

Einen Arzt, gelehrt und kundig,
Der ihn heilt von seiner Fülle,
Die zum Elend ihm geworden,
Mehr ihn drückt, wie Last der Jahre.

Der Hofmedicus Cohn ben Levy (!) soll den verjagten Monarchen zur Wiedereroberung seines Reiches schlank und stark genug machen. Der maurische Schweninger weiß freilich nichts von Flüssigkeitsentziehung nach dem System des Professors Oertel, aber die Erfindung des Geheimraths Koch ist ihm nicht unbekannt. Er stellt ihm die Diagnose: ein Teufel ist dem guten König in den Leib gefahren —

Jener vielgestalt'ge Teufel,
Welcher quält des Menschen Körper, —
Dieser Teufel heißt Bazillus.
In der ganzen Hölle gibt es
Nicht ein zweites solches Scheusal. —
Bald ausbreitet seine Schwingen
— Ueber Länder, Städte, Reiche,
Und in ihrem nächt'gen Schatten
Wächst die Pest, gedeiht das Siechthum,
Bald macht es sich klein und winzig,
Findet Raum im Wassertropfen. —
Wenn Du Dich zu Tische setzest,
Wenn Du labst den durst'gen Gaumen:
Dich umlauert der Bazillus,
Dieses schlaue Höllenscheusal.

Und diesen Satan gilt es auszutreiben. Hier folgt Cohn ben Levy wieder mehr den späteren Vorschriften Banting's: die Fettbildner müssen vermieden werden; Diät, viel Bewegung und andere Annehmlichkeiten thun das Uebrige. Diese Fülle, erklärt der Medicus,

„Diese Fülle hat nur langsam
Sich entwickelt, und nur langsam
Läßt sie deshalb sich entfernen. — —
Wohnung nehmt bei Cohn ben Levy,
Daß Ihr unter seiner Aufsicht
Seid vom Morgen bis zum Abend.
Keinen Bissen dürft Ihr essen,
Den ich Euch nicht zubereitet,
Keinen Tropfen dürft Ihr trinken,
Den ich euch nicht selbst credenze.
Glaubst Du, daß ich Dich mit Braten
Werde füttern und mit Torten?
Ei, da irrst Du, o Bazillus!
Täglich nichts erhältst Du weiter
Als ein Stücklein magern Fleisches,
Trocknes Brod dabei als Zukost.
Meinst Du etwa, dummer Teufel,
Daß nach Tisch Du Dich darfst pflegen
Faul und weichlich auf dem Ruhbett?
Merk, ich will Dir Beine machen.
Sollst vom Morgen bis zum Abend
Schwitzen, keuchen, stöhnen, schleppen!
Schleckert's Dich vielleicht nach Weine?
Wasser gibt es, Freund Bazillus,
Gutes, klares, frisches Wasser.
Und genügt Dies all Dir noch nicht,
Höllenscheusal, koch' ich Tränke,
Zaubertränke aus Rhabarber,
Aloe und Sennesblättern —
Diese Tränke sollst Du schlürfen,
Wenn sie gleich Dir wenig munden,
Freund Bazillus, und ich wette,
Ob Du auch rumorst und polterst,
Du entweichst in die vier Winde,
Ungesegneter, Verfluchter!"

Und glücklich wie Schweninger als Arzt des Reichskanzlers, so ist es auch sein hispanischer College in der Behandlung des Königs von Leon. Nach einer wahren Roßkur steht dieser schlank und heil vor uns da und constatirt selber mit großer Genugthuung:

„Gleich einem Alpdruck,
Den erwachend wir vom Schlafe
Von uns schütteln, ist verschwunden
Auch die Last des dicken Bauches.
Enger schnall ich meinen Gurt
Und doch wird es drinnen weiter,
So im Herzen als im Haupte."

Jetzt kann er wieder zu Pferde steigen, seinen guten Toledaner schwingen und sein Reich zurück erobern, — und er beeilt sich, dies Alles im Handumkehren zu thun, worauf auch der gelehrte Cohn seinen Lohn empfängt:

*) Berlin, Fr. Luckhardt.

Digitized by Google

„Vom heut'gen Tage
Bist Du König Sancho's Hofarzt,
Ueber Deiner Thüre hängen
Darf das Wappen von Leon."

Eine mäßige Belohnung! Eine Professur in Berlin wäre dem glücklichen Heilkünstler vielleicht lieber ... Oder auch nicht.

Theophil Zolling.

Der letzte Hegelianer.

Von Oskar Bulle.

Die Hegel'sche Philosophie in ihrer unverarbeiteten Form hat schon längst begonnen, zu den „Systemen" zu gehören, welche nur noch durch den Platz, den sie in der Geschichte der Philosophie einnehmen, Bedeutung haben. Und doch war sie einst die Beherrscherin der Gedanken des ganzen „erleuchteten" Deutschlands, doch gingen von ihr die bedeutsamsten Anregungen für das philosophische und ästhetische Urtheilen aus und nährten sich an ihr die Geister, welche wir seit der Mitte dieses Jahrhunderts als die bahnbrechenden auf dem Gebiete der speculativen Wissenschaften anzusehen gewohnt sind. Noch zu Beginn der vierziger Jahre, also fast ein Jahrzehnt nach des „Meisters" Tode, gab es in Deutschland keine andere Losung in den philosophischen Heerlagern, als die: für oder wider Hegel! und nicht mit Unrecht konnte ein Junghegelianer in einer öffentlichen Rede damals folgenden Passus anwenden: „Wo findet sich überhaupt in der Philosophie noch ein anderes Interesse, außer dem: die Hegel'sche Philosophie zu bekennen oder gegen Angriffe, durch welche man sie erdrücken will, zu vertheidigen?"

Heute ist es freilich anders geworden. Die Hoffnungen, welche jener Philosoph in dem weiteren Verlaufe seiner Rede hinsichtlich einer dereinstigen Weltherrschaft des Hegel'schen Systems aussprach, sind nicht in Erfüllung gegangen. Er, der Redner, ragt noch als die einzige stützende Säule dieser Philosophie einsam in unsere Zeit hinein; auch diese Säule kann stürzen über Nacht — und dann? Nun, dann wird man eben unter die Hegel'sche Philosophie das endgiltige: fuit! schreiben können. Jener Redner war Carl Ludwig Michelet, der immer noch jugendfrische Nestor der deutschen Philosophen.

Wenn wir es heute unternehmen, die Gestalt dieses Mannes für die breitere Oeffentlichkeit in gedrängter Darstellung zu skizziren, so soll das ohne näheres Eingehen auf seine speciell philosophische Bedeutung geschehen; für letzteres wäre hier wohl nicht der geeignete Platz. Vielmehr wollen wir in dieser Skizze lediglich von ihm das Bild entwerfen, welches er dem von philosophischen oder auch politischen Erwägungen nicht getrübten Blick eines Unbefangenen machen würde, das Bild eines der tapfersten und schneidigsten Kämpfer auf dem Schlachtfelde der Wissenschaft, eines muthigen und treuen deutschen Mannes.

Michelet ist jetzt in einem Lebensalter, in welchem andere Kämpfer schon längst die Waffe aus der Hand gelegt haben: er steht in seinem 84sten Jahre. Trotzdem führt er noch so eifrig, wie immer, seine Feder und arbeitet rüstig an der Krönung seines Lebenswerkes, an der Zusammenfassung seiner wissenschaftlichen Leistungen, welche er unter dem Titel: „Michelet's gesammelte Werke*). Vollständige Ausgabe letzter Hand" herauszugeben unternommen hat. Von dieser auf 25 Bände berechneten Ausgabe sind bisher 6 Bände der ersten Abtheilung, unter dem gemeinsamen Titel „Leben und System", und 2 Bände der zweiten Abtheilung erschienen. Den ersten Band der 1. Abtheilung bildet die Selbstbiographie des Verfassers, betitelt „Wahrheit aus meinem Leben". Lediglich dieser letzteren Schrift wollen wir jetzt näher treten und den Eindruck, den sie in ihrer unverblümten, oft kunstlosen und weitschweifigen, dabei aber doch höchst originellen und gemüthvollen Darstellung auf uns gemacht hat, wiederzugeben suchen.

Michelet war schon fünfzig Jahre Professor, ehe er den rothen Adlerorden vierter Klasse erhielt. In dieser einen Thatsache liegt seine ganze Geschichte. Daß er außerdem immer „Extraordinarius" blieb, nie einen „ordentlichen" Lehrstuhl an der Universität, zu deren leuchtendsten Lehrkräften er Jahrzehnte lang gehörte, eingeräumt bekam, erscheint noch lange nicht so bedeutungsvoll für sein Wesen, wie jener Umstand; denn seine Zurücksetzung bei Besetzung von philosophischen Lehrstühlen an der Berliner Universität war sehr begründet durch den Geruch der Staatsgefährlichkeit und Religionslosigkeit, in welchem nach Hegel's Tode und besonders unter den Nachwirkungen der Französischen Julirevolution die Linke der Hegel'schen Richtung, welche Michelet speciell vertritt, gekommen war; aber daß er trotz Doctor- und anderen Jubiläen 50 Jahre lang keinen Orden erhielt, nicht einmal den rothen Adlerorden vierter Klasse, das zeugt von einer Eigenthümlichkeit seines Charakters, die jedes „Beliebt werden" nach oben und nach außen hin verhinderte, zeugt von seinem streitbaren, durch keinerlei äußerliche Rücksichten zu beeinflussenden Sinne. „Miserrima est fortuna, quae inimico caret", so lautet der Spruch, welchen er unter sein der Selbstbiographie beigegebenes Bildniß gesetzt hat; und wahrlich, keine Unterschrift entspräche besser, als diese, dem Gesicht, welches uns über derselben entgegenschaut, dem festgeschlossenen Munde mit der kritischen Unterlippe, der energischen Nase, der bedeutsam ausgeprägten, ehernen Stirne.

Streitbar, fest beharrend in den einmal gewonnenen Ansichten, kühn und furchtlos in der Vertheidigung derselben gegen alle, auch die geringfügigsten Angriffe, so tritt uns Michelet nicht nur auf dem wissenschaftlichen Felde, sondern auch als Privatmann allerzeit entgegen. In seiner Selbstbiographie finden sich tausend von kleinen, von ihm sicherlich absichtslos hingeschriebenen Zügen, welche diesen festen, man möchte sagen eisernen Kern seines Wesens erkennen lassen.

Sehr originell ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus der Selbstkritik, welcher sich Michelet in dem letzten Abschnitte des obengenannten Buches, in dem Capitel: „Mein individueller Charakter" unterzieht. Der junge Gelehrte war in Folge seiner Angehörigkeit zu der französischen Colonie in Berlin in nähere Berührung mit dem bekannten Minister Ancillon gekommen und hatte durch seinen Freund, den Philosophen Gans einmal gehört, daß Ancillon bei Tische mit großer Zustimmung der Anwesenden geäußert habe: Michelet est une mauvaise tête. Dieser Ausspruch ging dem jungen Manne sehr im Kopfe herum. Er grübelte über die Bedeutung der „mauvaise tête" lange nach und suchte sich sogar in Littré's Dictionnaire universel genaueren Aufschluß zu verschaffen. Da fand er denn, daß man mit diesem Ausdrucke einen Quer- und Starrkopf bezeichne, und bei näherer Betrachtung stimmte er selbst zu, daß er dieses Urtheil ruhig über sich ergehen lassen müsse. Sein Leben, so sagt der Greis in seinem Rückblicke, habe Ancillon's Meinung vielfach bestätigt. Eigentlich sind, so argumentirt er, ja alle Philosophen mauvaises têtes, und es ist nur ein Lob für sie, wenn sie starrköpfig auf ihren Grundansichten beharren. Aber auch praktisch habe er sich vielfach als Querkopf erwiesen. Zunächst dadurch, daß er ungeachtet der Abmahnungen Ancillon's und der dringendsten Wünsche seiner besorgten Eltern darauf beharrte, seine so glücklich begonnene juristische Carriere aufzugeben und ein Philosoph zu werden, dann, daß er trotz der Warnungen seines Gönners, des Geheimraths Johannes Schulze (des sogenannten „Professorenmachers"), und obgleich er wußte, daß seine religiösen, politischen und wissenschaftlichen Ansichten der Regierung im höchsten Grade mißfällig waren, unbeirrt fortfuhr, seiner Ueberzeugung gemäß zu reden, zu lehren und zu drucken. Aber, so fährt er fort, ist eine solche mauvaise tête nicht vielmehr für eine bonne tête, für eine tête forte et ferme zu halten?

Jawohl! müssen wir hierauf antworten, und wäre der

*) Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Digitized by Google

Gelehrte nicht une mauvaise tête gewesen, so wäre er sicher heute nicht mehr bedeutungsvoll für uns. — — Die etwas allzubreit angelegte Erzählung Michelet's von seiner Kindheit und der ersten Zeit seiner wissenschaftlichen Entwicklung ist lediglich durch die Schilderung des patriarchalischen Lebens innerhalb der französischen Colonie in Berlin und durch die Beziehungen, die der junge Mann zu Hegel gewann, von allgemeinerem Interesse. Wir wollen uns deshalb bei ihr auch nicht aufhalten, sondern vielmehr sogleich zu der Mannesthätigkeit des Philosophen wenden, welche Conflikte von weitgreifender Bedeutung erzeugte. Um jedoch einige Daten anzuführen, sei erwähnt, daß der Auscultator Michelet 1824 auf Grund einer rechtsphilosophischen Abhandlung zum Doctor der Philosophie promovirt wurde und daß seine ersten philosophischen Schriften sich hauptsächlich mit Aristoteles beschäftigten, auf welchen die Aufmerksamkeit der Gelehrten mit erneutem Eifer wieder hingewendet zu haben, das unbestreitbare Verdienst Hegel's ist. Ueber die „Metaphysik" des Aristoteles verfaßte Michelet später auch eine von der französischen Akademie preisgekrönte Schrift (1836). Im Jahre 1829 war der eifrige junge Mann zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Berlin ernannt worden. Damals genoß er noch die volle Gunst des Ministers Altenstein, der ihm auch die ordentliche Professur der Philosophie in Königsberg anbot, dieselbe, welche nachher Rosenkranz erhielt. Michelet schlug sie aus, hauptsächlich, um sich nicht von Berlin trennen zu müssen.

Das erste selbstständige Auftreten Michelet's fällt mit der Herausgabe seiner geschichtsphilosophischen, die nachkantische Epoche und den Kampf Schelling's mit der Hegel'schen Schule behandelnden Schriften zusammen, und ist in die zweite Hälfte der dreißiger Jahre zu setzen, in die Zeit, in welcher das hohe Ansehen und Vertrauen, welche die Hegel'sche Philosophie als „Staatsphilosophie" bis dahin genossen hatte, zu schwinden begann. Den Kampf gegen den Neoschellingianismus, der die Mission, die „Umkehr der Wissenschaft" einzuleiten, übernommen hatte, hat Michelet im Verein mit Hotho, Vatke, Benary, Werder u. A., den „Hegelingen", wie sie Leo benannte, in durchaus schneidiger und unbeugsamer Art geführt. Er hat sich nicht davor gescheut, daß damals die Hegel'sche Philosophie in einem Rescripte des Ministers Eichhorn „als notorisch unverträglich mit dem bestehenden Staate und der bestehenden Kirche, wie sie sein könnten und dürften" hingestellt wurde, sondern hat die religiös- und politischfreisinnigen Ansichten, die ihm seine wissenschaftliche Ueberzeugung eingab, in allen seinen von nun an erscheinenden Schriften ungeschminkt vertreten und kundgethan. Wir wollen ihm diese Ueberzeugungstreue nicht gerade zum besonderen Verdienst anrechnen, denn sie ist ja jedes wahren Mannes Pflicht, aber wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß ihm, besonders seit er sich in offenen Gegensatz zu Schelling gesetzt hatte, von oben her mehr als jedem Andern auf die Finger gesehen wurde, daß ihm wegen mancher seiner Aeußerungen, die im Munde eines Anderen völlig ungefährlich erschienen wären, Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, welche sogar seine academische Lehrfreiheit zu gefährden drohten. So wurde ihm z. B. als er 1854 eine im Jahre vorher zum ersten Male gehaltene und mit vielem Beifall aufgenommene Vorlesung über die Philosophie der neuesten Geschichte wieder angekündigt hatte, durch den Rector der Universität ein Reskript des Ministeriums mitgetheilt, in welchem er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er bei dieser Vorlesung die strengste wissenschaftliche Haltung zu bewahren und „jede Ungehörigkeit zu vermeiden" habe. Wie bitter mußte es für einen Mann sein von der wissenschaftlichen Bedeutung Michelets, in dessen Hörsaal die Zuhörer aus allen Ländern Europa's zusammenströmten, solche Reskripte als Beweis, daß er „verzächtig" sei, zu erhalten. Wie freut man sich aber andererseits seiner energischen und doch maßvollen Vertheidigung solchen Maßregelungen gegenüber, und des Erfolges, welcher wenigstens in dem angeführten Falle dieses Sich-zur-Wehre-setzen hatte. Aber auch noch ernstere Bedrohungen seiner wissenschaftlichen Aeußerungsfreiheit mußte er sich zuweilen gefallen lassen. So wurde er schon 1846 einer Disciplinar-Untersuchung unterworfen, weil er einen Zeitungsartikel über die Gründung einer freien Gemeinde in der Französischen Kirche zu Königsberg i. P. verfaßt hatte, und durch dieselbe, obgleich man ihm schließlich nicht ernstlich zu Leibe gehen konnte, lange in seiner Stellung bedroht; in einen noch gefährlicher aussehenden Preßproceß wurde er alsdann 1865 verwickelt, weil er in einer Flugschrift: „Die Bestimmung Preußens" das Preußische Herrenhaus eine „Ruine", genannt hatte. In dem letzterwähnten Processe führte er seine Vertheidigung persönlich in glänzendster Weise und erreichte seine Freisprechung.

Doch noch mehr und intensiver als durch dieses Märtyrerthum wirkte Michelet durch seine positiv wissenschaftliche Thätigkeit, sei es mit der Feder, sei es auf dem Katheder, für die Sache der religiösen und politischen Freiheit. Seine Thätigkeit als philosophischer Schriftsteller ist eine ebenso fruchtbare gewesen, wie die als Lehrer der akademischen Jugend. Seine Vorlesungen waren von allen, die an der Berliner Universität über Philosophie gehalten wurden, stets die am meisten besuchten, besonders in den vierziger und fünfziger Jahren, als die Hegel'sche Philosophie noch die Geister beherrschte, und es wird wenige akademische Lehrer geben, die auf einen geistig so bedeutsamen Kreis von Schülern zurückschauen können, wie das Michelet kann. Denn Berlin war in jenen Jahrzehnten ein Sammelpunkt für alle, die sich philosophisch und ästhetisch anregen lassen wollten, und der Name Michelets ward für solche stets mit in erster Linie genannt. Aus jenen Zeiten der Blüthe der Hegel'schen Schule unter Michelets Führung stammt auch seine heute noch kräftige Schöpfung: die „Philosophische Gesellschaft" in Berlin. Dieselbe wurde 1843 von Michelet und dem Grafen Cieszkowski gegründet und umschloß gleich bei der Constituirung eine große Anzahl der gefeiertsten Männer der Wissenschaft, allerdings zunächst nur die „Schüler und Freunde Hegels". Der Bericht über die Geschichte dieser Gesellschaft füllt einen großen Theil der Michelet'schen Selbstbiographie — ist es ja doch zum großen Theil des Philosophen eigene Geschichte, die in den Rahmen dieser Gesellschaft sich mit abspielt — und man merkt es dem Berichterstatter an, daß er mit demselben Behagen sich über diese Schöpfung verbreitet, wie er über seine Vorlesungen und die Schüler und Freunde spricht, die er durch dieselben gewann. Sind dies ja auch doch die beiden großen Erfolge seines wissenschaftlichen Strebens, Erfolge, die das Fehlen von äußeren Ehren und Würden in seinem Leben, reichlich aufwiegen.

Auch für weitere Kreise interessant ist dieser Bericht über die Thätigkeit der „Philosophischen Gesellschaft" einmal durch die Controverse, welche Michelet, der selbst ein scharfblickender, wenn auch in mancher Hinsicht voreingenommener Naturphilosoph ist, mit den Vertretern der Naturwissenschaften in dieser Gesellschaft, besonders mit Dove hatte, und dann besonders durch das meteorhafte Auftreten Lassalle's als eifrigstes Mitglied des gelehrten Vereins. Wie ein Störenfried platzte dieser geniale Mensch in das beschauliche, wissenschaftliche Leben, das die Gesellschaft führte, hinein und während der fünf Jahre seiner Mitgliedschaft (1857—62) hat er in derselben mehr als jeder andere die Geister beschäftigt. Selbst seine poetischen und politischen Schriften (s. z. B. sein Trauerspiel „Franz von Sikkingen" und seine Broschüre: „Der Italienische Krieg und die Aufgabe Preußens"), wurden einer langen und breiten Besprechung unterzogen und als gar sein „System der erworbenen Rechte" erschienen war, fand die Bewunderung des „Lieblings der Götter" kein Ende. Aber grade dieses Buch veranlaßte seinen Austritt aus der Gesellschaft. Michelet selbst nämlich berichtete über dasselbe, erkannte seine Vorzüge bereitwilligst, tadelte aber in seiner consequenten, scharf-wissenschaftlichen Weise die nicht-historische Fassung des römischen Erbrechts. Diesen Tadel konnte Lassalle nicht ertragen, und er trat, ohnehin in seiner maßlosen Eitelkeit durch den geringen Beifall verletzt, den seine Festrede zur Fichtefeier gefunden hatte, aus der Gesellschaft aus.

Die „Philosophische Gesellschaft" blieb bis in das Ende der sechsziger Jahre wesentlich hegelianisch angehaucht, von da an aber, hauptsächlich nach dem Tode des langjährigen Vor-

Digitized by Google

sitzenden, Dr. Förster (1868), bemächtigten sich jüngere Richtungen, besonders die historisch-kritische, der Majorität in derselben, und 1872 fand sogar eine Secession der Antihegelianer unter Mätzner, Bergmann und Bratuschek statt, welche zur Gründung des allerdings bald wieder dahin siechenden „Philosophischen Vereins" führte.

Michelet's Thätigkeit für die „Philosophische Gesellschaft" als permanenter Secretär derselben ist trotz der streng Hegel'schen Richtung, welche er immer betonte, eine außerordentliche gewesen und gipfelt besonders in der Herausgabe des officiellen Organs derselben, der Zeitschrift: „Der Gedanke", welche von 1860 bis 1873 in 8 Bänden erschien. In diesem wissenschaftlichen Journale sind die zahlreichen Aufsätze, welche der Gelehrte, angeregt durch die Verhandlungen der Gesellschaft, schrieb, und die nicht minder häufigen Vorträge niedergelegt, die er in dem Freundeskreise hielt. Beide — Aufsätze wie Vorträge — erstrecken sich auf fast alle Gebiete nicht nur der philosophischen, sondern auch der naturwissenschaftlichen, historischen und socialpolitischen Forschung und geben besser, als alle anderen Werke des Philosophen ein übersichtliches und überraschendes Bild von seinen weitgehenden Interessen und Bestrebungen. Auch politischen Abhandlungen aus seiner Feder begegnen wir sowohl in jener Zeitschrift, als in vielgelesenen Berliner Tagesblättern, wie der „Vossischen Zeitung" und der „National-Zeitung", häufig genug. Denn auch auf dem politischen Gebiete bewegte sich Michelet mit demselben, man möchte sagen theoretischen Eifer, den er in der Vertretung seiner wissenschaftlichen Ansichten bewies. Seiner politischen Ueberzeugung nach war er natürlich stets ein Liberaler „vom reinsten Wasser" und hat wegen seiner Ueberzeugungstreue mancherlei Anfechtungen erfahren müssen, die zum Theil eines gewissen komischen Anstriches nicht entbehren. So hatte er einstmals einen heftigen Angriff der „Kreuzzeitung" auszuhalten, weil er zur Feier der Freisprechung Waldeck's (im Jahre 1849) durch das Anstecken seines Kronleuchters „illuminirt" haben sollte. In der That waren die Lichter nur zur Feier seines Geburtstages angezündet worden. Wir können übrigens nicht verschweigen, daß die politischen Erwägungen, die der greise Autobiograph in dem erwähnten Buche anstellt, jetzt ebenso einen beinahe komischen Eindruck auf uns machen. Denn nirgends hat sich wohl die Gewalt der Thatsachen schlagender und siegreicher erwiesen, als den Träumen und Utopien gegenüber, denen sich die politischen Freiheitsschwärmer in den letzten fünf Jahrzehnten hingegeben hatten. Und Michelet trägt unglücklicherweise alle diese Theorien, die er schon 1848 in derselben Gestalt aufgestellt und in der Conflictszeit mit einer ihm selbst gefährlichen Ueberzeugungstreue vertheidigt hatte, auch heute noch mit Inanspruchnahme einer Bedeutung vor, welche unsere Staatsmänner nun einmal philosophischen Begründungen von politischen Ansichten nicht mehr beilegen. So müssen wir lächeln, wenn wir lesen, daß er im November 1879 einen Versuch, den Fürsten Bismarck „von der abschüssigen Bahn, die er unaufhaltsam hinuntergleitet, abzubringen", durch Uebersendung des zweiten Bandes seiner Geschichte der Philosophie an denselben machte, und daß Fürst Bismarck ihm antworten ließ, er bedaure, das Buch nicht lesen zu können, weil es — mit lateinischen Buchstaben gedruckt sei.

Doch solche Curiosa sollen unsere Achtung vor dem gediegenen Gelehrten nicht mindern. Im Gegentheil! Die Vertheidigung von Anschauungen, die im Niedergange begriffen sind, erfordern gewiß mehr moralischen Muth, mehr Selbstbewußtsein, als die Vertretung von Ansichten, die sich Bahn zu brechen eben im Begriffe sind. Und Michelet hat politisch ebenso, wie wissenschaftlich die Systeme, die ihm der Proceß seines Denkens als die wahren und vernünftigen hingestellt hat, mit ebensoviel Unerschrockenheit und Zähigkeit, als äußerer Selbstverleugnung vertreten. Der Art, wie er kämpfte, gebührt die Anerkennung, und als ein wackerer Kämpe hat er sich stets erwiesen.

Michelet's äußere Lage war nie eine glänzende, aber fast immer eine sorgenfreie. Seine umfangreiche Thätigkeit als Lehrer an einem Gymnasium, als Universitätsprofessor und als Schriftsteller gewährte ihm den nöthigen Unterhalt für ein Leben, das er auch behaglich und schmuckreich zu gestalten verstand. Dazu lebte er in sehr glücklicher Ehe mit einer jung gewonnenen Lebensgefährtin und schritt, als diese ihm der Tod entriß, noch als rüstiger Sechsziger zu einem neuen Bunde mit einer französischen Schweizerin, der ebenso, wie der erste, mit blühenden Kindern reich gesegnet war. Seine stets mäßige und streng geregelte Lebensweise verschafft ihm außerdem ein ausnahmsweise rüstiges Alter, und wir können es aus allen diesen Gründen wohl verstehen, wenn er sich selbst eine Grabschrift verfaßte, die mit den Worten schließt:

Sur la terre ici-bas il a trouvé le ciel,
Laissez-lui sous la terre un repos éternel.

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Der Freiherr hatte seine Stellung nicht verändert, sondern nur die Arme über der Brust ineinander verschränkt und fing so mit leiser umschleierter Stimme an: „Ja, damals war's. Weshalb das Duell entstand, wissen Sie. Ich hatte die Brunella lange genug ausgehalten, um Rechte an sie zu besitzen. Sie durfte mir sagen, daß sie meiner überdrüssig sei, wie ich es ihr sagen durfte, manchem Weibe vor ihr schon gesagt oder doch durch unzweideutige Zeichen bewiesen hatte. Das ist der Lauf der Welt. Aber sie durfte mich nicht betrügen. Ich hatte sie sehr gern und berauschte mich an ihrem südländischen Feuer, an ihrer südländischen Grazie. Ich hatte sie aus dem Staube hervorgezogen; mein Geld, meine Protection hatten ihr die Wege bis zum königlichen Ballet eröffnet, wo sie dann Furore machte und ein Stern ersten Ranges wurde. Was sie war, war sie durch mich, sie hätte dankbar sein können. Nicht durch Treue und Anhänglichkeit, — pah! wer rechnet darauf? Aber durch Aufrichtigkeit. Statt dessen hinterging sie mich, belog sie mich lange Zeit hindurch in der schmählichsten Art. In meinen Armen dachte sie an den Andern, der ihr mehr war — Wozu es aufrühren? Mich ekelt's. Ich hätte auch damals, als ich Alles erfuhr, keine andere Empfindung haben sollen, als die des Ekels; ich hätte den Staub von meinen Schuhen schütteln sollen; — es gibt so viele Weiber in der Welt, die auch schön sind und deren Liebe auch feil ist, wie Luxuswaare. Aber die sogenannten Gesetze der Ehre sprachen noch ein Wort mit darein. Ich war ziemlich jung damals; — heute — doch das gehört nicht hierher. Ich konnte damals nicht lachen, Zähneknirschend, i mit den ich hätte mich an jener Buhlerin beinahe vergriffen. Dann forderte ich meinen begünstigten Nebenbuhler zum Duell. Ich war immer ein guter Schütze; was mir damals in die Finger gefahren ist, daß ich meinen Gegner fehlte, weiß ich nicht; ich glaube, der brennende Wunsch ihn niederzuschießen, und die blinde Wuth und die verletzte Eitelkeit, — denn das war ja am Ende doch die Hauptsache, — machten meine Hand unsicher. Statt dessen schoß er mich durch die Brust; man nennt das ein modernes Gottesgericht, Gröben."

„Sie lästern", fiel der Zuhörer müde ein.

„Immerhin. Ich hatte mein Geld an das Weib, das Weib an einen Rivalen und dazu beinahe mein Leben noch obendrein verloren. Aber es ließ sich retten; nach einem langen, schmerzensvollen Krankenlager genas ich, die Kugel konnte entfernt werden, meine beschädigte Lunge heilte wieder. Nur blieb große Athem- und Körperschwäche zurück, und ich fühlte mich als Invalide. An solchem Dasein lag mir nichts und ich hätte es nicht getragen; es gehören starke Naturen dazu, um es zu tragen. Aber die Aerzte verhießen mir noch ein-

Digitized by Google

mal völlige Wiederherstellung. Ich wollte Sommers ins Gebirg, im Herbst nach Aegypten gehen; mein Hausarzt widerrieth mir Beides. „Sie werden dort so leben wollen, wie hier", sagte er, „und sich zu Grunde richten. Wenn für Sie nicht die Möglichkeit völlig ausgeschlossen ist, Ihre alte Lebensweise fortzuführen, werden Sie sich nicht schonen. Ich kenne Ihre Natur: Sie bedürfen jetzt unwandelbarer Langeweile. Gehen Sie irgendwohin aufs Land, wo es keine Eisenbahnen, keine Weiber und keine Clubs gibt. Wenn überhaupt, können Sie nur dort gesunden!" Ich fühlte, daß er recht hatte, und seufzte. Aber da ich um jeden Preis wieder der Alte werden wollte, der ich gewesen war, entschloß ich mich in heroischer Resignation, seinem Rathe zu folgen. Das Unglaublichste, was sich von Einsamkeit, Langerweile, Weltabgeschiedenheit und Civilisationsmangel nur irgend im hintersten Winkel von Hinterpommern auftreiben ließ, wohin noch niemals der Pfiff einer Locomotive gedrungen und die Fortschritte des modernen Zeitgeistes als Ausgeburten des höllischen Versuchers gelten, von dessen leibhaftiger Persönlichkeit Seine Ehrwürden Sonntags den Bauern vorpredigt, gerade das sollte mir recht sein. Ich wollte sommerlang in der Uncultur eines erst noch zu entdeckenden Welttheils untertauchen. Sie wissen, daß meine Familie aus Pommern stammt. Zweige derselben, an die ich mich nie gekehrt, mußten dort noch ansässig sein. Meine angestellten Nachforschungen ergaben, daß ein paar Vettern meines Vaters in der uncivilisirtesten Ecke meiner Heimathsprovinz begütert waren. An einen derselben schrieb ich aufs Gerathewohl, ob er mich für ein paar Monate bei sich beherbergen wolle. Es kam lange keine Antwort; ich machte mich schon mit dem Gedanken vertraut, daß mein Onkel das Schreiben überhaupt wieder verlernt habe oder diese dort nicht landesübliche Kunst zu betreiben verschmähe oder daß der Briefbote innerhalb vier Wochen nur einmal unter tausend Gefahren bis in diese Hundetürkei vordringe, als ich eines Tages aus einer ganz anderen Gegend, als die, nach welcher ich geschrieben, — immerhin aber aus dem hintersten Hinterpommern — ein Antwortschreiben erhielt. Dasselbe war zwar von einem Manne, nämlich von meinem mir unbekannten Onkel Malte, unterzeichnet, rührte aber offenbar von einer Damenhand her und enthielt die Mittheilung, daß mein Onkel Botho, an den ich mich gewandt, mich zwar in Anbetracht seines Kinderreichthums und seiner beschränkten Wohnräume nicht wohl aufnehmen könne, daß ich jedoch dem Unterzeichneten, gleichfalls einem Vetter meines Vaters, aber aus einer anderen Linie, welchem Onkel Botho meinen Wunsch mitgetheilt, zu jeder Zeit willkommen sein würde. Der Brief brachte noch eine Beschreibung der Lage des Guts sowie der etwas complicirten Reisegelegenheit bis dorthin, — Schnellzug, Secundärbahn, Post, Klingelzug, eigener Wagen, fünfmaliges Umsteigen hintereinander, — und die Bitte, meine Ankunft rechtzeitig anzumelden. Es wehte mich aus diesem Briefe mit den zierlichen Damenschriftzügen etwas an, wie Sandweg, Föhrenwaldungen und Torfmoore, aber das paßte mir gerade in meinen Plan. Ich sagte zu, bestimmte den Tag meines Eintreffens und fuhr, von einem wahren Hagelschauer ironischer Randglossen und sarkastischer Reisewünsche von Seiten meiner Clubgenossen und Freunde begleitet, ab, wie Einer, der zu drei Monaten Plötzensee wegen Preßvergehens verurtheilt und entschlossen ist, seine Strafe mit unerschütterlichem Gleichmuth aber auch ohne die geringste Wandlung seiner inneren Ueberzeugungen abzubüßen."

Der Erzähler schwieg ein paar Secunden lang, als ob er sich die Bilder, die nun vor seinem geistigen Auge emportauchten, recht klären und veranschaulichen wolle, ehe er in Worten von ihnen redete. Er wandte die Stirn dabei nicht zur Seite und sah nicht, daß Herr von der Gröben ihn mit einem verwunderten Aufblick gestreift hatte, ohne im Uebrigen seine Stellung zu verändern. Er sah überhaupt nichts mehr von dem, was um ihn her sich in dem stillen, nur von der singenden Flamme und der knisternden Asche belebten Gemache befand; es war kein Gemach, was sich über ihm wölbte, und draußen lag nicht die Winternacht über der großen, verödeten Stadt, und der Sturm heulte nicht durch die Gassen. — Es war Alles ganz anders, ganz anders. — Und dann fing er wieder an mit einer Stimme, die fremd an seines Zuhörers Ohren schlug und in der etwas zitterte, was dieser nie vernommen und nie gekannt: „Es war im Frühling, als ich aufs Land fuhr. Der Frühling hatte sonst keine Bedeutung für mich gehabt; nur daß die Gesellschaftssaison dann zu Ende war, die Mode wechselte und in unseren Vergnügungen ein Wandel eintrat. Ich hatte den Frühling eigentlich noch nie gesehen. Jetzt sah ich ihn. Ich hatte zum ersten Male Augen dafür, weil ich auf mich selber angewiesen war und allein im Coupé saß. Die Luft, die zum Fenster hereinspielte, als wir die Vorstädte der Residenz hinter uns hatten und ins flache Land hinausfuhren, war mir neu; sie wehte mir eigenartig um die Stirn und stimmte mich wunderlich. An den Rändern des Schienenweges standen weiß überblühte Obstbäume, der Himmel war seltsam lichtblau und auf den kleinen Bahnhöfen traten Kinder mit Blüthensträußen an die Waggons heran und boten sie feil. Die Menschen, die da kamen und gingen, sahen anders aus als in der Hauptstadt, redeten anders und hatten andere, freudigere Mienen; es war gerade, als lagere eine sonntägliche Feststimmung über ihnen und über der ganzen Welt. So fuhr ich weiter und weiter in's Land hinaus, wechselte die Züge, stieg in die schwerfällig dahinrasselnde Postkutsche über und war wie in einer Traumumgebung, in der ich mich nicht mehr zurechtfand.

Als ich zuletzt in dem mir von meinem Onkel aus Bassow entgegengeschickten Wagen, — einer altmodischen, unglaublich hohen, sich in Federn wiegenden Kutsche, einem wahren, vorsintfluthlichen Marterkasten — den Rest der complicirten Fahrgelegenheiten auskosten sollte und das schwerfällige Gebäude in den tiefen, gelbsandigen Fahrwegen sich melancholisch bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte, während die Räder gleichmäßig fortmahlten und der Kutscher auf dem Bocke mit seinen Mähren um die Wette nickte, hielt ich es nicht mehr aus, sondern sprang herab und beschloß, bis zum Gute zu Fuße zu gehen. Der Kutscher sah mich an, lachte über sein ganzes, breites, ausdrucksloses Gesicht und machte mir endlich nach verschiedenen Schwierigkeiten, die sich unserem wechselseitigen Verständniß entgegenthürmten, — Jochen sprach natürlich sein hinterpommersches Platt — begreiflich, daß ich zur Rechten einen Fußweg durch den Kiefernwald einschlagen könne, der mich in sehr viel kürzerer Frist an mein Ziel führen werde, als er selber sie sammt seinen Mähren und seiner Kutsche gebrauchen würde, die alle im Verein mir zur besten Vorbedeutung dessen dienten, was meiner in diesem Verbannungsort an der Welt Ende harrte. Ich folgte seinem Rath und schritt in der angedeuteten Richtung rüstig fürbaß.

Der Tag war indessen seinem Ende nahe gekommen, die Sonne sank hinter den fernen Waldhügeln, die den Horizont begrenzten, hinab und kühle Dämmerung breitete ihre Schatten über meinen Weg zwischen den schlanken Stämmen. Vogelstimmen, die ich nie gehört, ließen sich in Baumkronen und Gebüsch vernehmen, Insecten schwirrten an mir vorüber, unbekannte Thierlaute wurden im Dickicht wach und das nächtliche Leben der Haide begann. Ich hatte das Alles nie kennen gelernt, war nie zu Fuße durch einen abendlich umdämmerten Forst geschritten und konnte mich einer gewissen verzauberten Stimmung, die mich jetzt und hier heimsuchte, bei all' meinem großstädtischen Skepticismus nicht ganz erwehren. Dazu kam eine bei meiner Körperschwäche und Angesichts der ungewohnten Anstrengung erklärliche Müdigkeit über mich, die ich aber nicht als lästig und beschwerlich, sondern als köstlich empfand. Mir war zu Muthe, wie ich mich dessen aus keiner früheren Zeit her entsann: frei, wohlig, wie losgelöst. Ich mußte mir förmlich erst ins Gedächtniß zurückrufen, wer ich war, was ich bis zur Stunde gedacht und gewollt, gethan und gelebt: ich kam mir vor wie ein Anderer, an dem ich keinen Theil mehr hatte. So war ich bis an eine Waldlichtung gelangt, von wo aus sich mir plötzlich ein Blick über einen umgatterten Park mit uralten Riesenbäumen, grünen Rasenflächen und aufschimmerndem Weiher bot. In der Ferne sah ich durch junges Laubgrün die grauen Steinmauern eines weitläufigen, altmodischen Gebäudes hervorleuchten. Das mußte Schloß Bassow sein. Es war Alles

Digitized by Google

genau so, wie ich mir's vorgestellt, nur machte es nicht auch den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte; es stimmte mich nicht spöttisch und resignirt, sondern friedlich und heimlich. Ich ging näher, und da ich kein Gatterthor fand, kletterte ich auf die höchste Planke des Zauns und sprang mit beiden Füßen zugleich in das Besitzthum meines Onkels Malte hinüber.

Im nächsten Augenblick aber fuhr ich erschrocken zurück, denn ein riesiger Neufundländer sprang laut bellend und sein Gebiß weisend auf mich zu und hätte mich vermuthlich ohne viel Federlesen zu Boden geworfen, wenn nicht noch rechtzeitig der laute Ruf: „Hierher, Tyras, hierher!" erklungen wäre und ihn zum Stehenbleiben veranlaßt hätte. Und dann, als er so knurrend und zähnefletschend mich stellte und jede meiner Bewegungen mit erneutem, wüthendem Gebell begleitete, trat aus dem Dunkel der Gebüsche plötzlich eine schlanke, licht gekleidete Mädchengestalt, einen gelben Strohhut im lang aufgelösten Blondhaar, einen fast fertigen Kranz von Gräsern und Frühlingsblumen zwischen den Händen. „Ruhig, Tyras; ruhig doch, mein Alter!" rief sie dem Hunde zu, der nun schweifwedelnd auf sie zusprang und ihr die beiden mächtigen Tatzen auf die Schultern legte, während sie secundenlang seinen zottigen Kopf liebkoste. Dann trat sie, hold und anmuthig, wie ein Märchenbild, auf mich zu, sah mir mit ihren demantklaren, meerblauen Augen gerade ins Gesicht, lächelte und reichte mir gleich danach ihre Hand. „Verzeihen Sie den Empfang", sagte sie mit einer Stimme, die wie Glockenton an mein Ohr schlug, „und herzlich willkommen, lieber Vetter! — Sie sind doch Vetter Udo?"

„Ja", brachte ich heraus und weiter nichts und sah sie an und — glaube, ich war verlegen, zum ersten Male in meinem ganzen Leben verlegen. Ich hatte schon viele Weiber gekannt und geliebt und verlassen, schönere, glänzendere, blendendere; so viel Holdseligkeit, so viel Liebreiz und keusche Natürlichkeit in einem Wesen verkörpert war mir noch nie vor Augen gekommen; ich hätte nie geglaubt, nie gewußt, daß es solche Wesen noch gäbe.

„Und ich bin Ihre Cousine Hildegard", sagte sie, indeß ich ihre Hand noch immer in der meinen hielt.

Nun endlich ließ ich sie frei, nahm meinen Hut ab, verbeugte mich, erklärte mein Eindringen, dankte ihr für ihren Willkommgruß und bat sie, mich zu ihren Eltern zu führen.

„Zu meinem Vater", verbesserte sie, „denn eine Mutter habe ich schon lange nicht mehr, und außer meinem Vater finden Sie Niemanden auf Bassow, als mich. Sie wollen sich ja langweilen, Vetter, nicht wahr? Sehen Sie, und das können Sie nirgends in der Welt besser, wie hier, und darum haben wir Sie zu uns eingeladen. Aber nun kommen Sie nur, Sie müssen ja müde, hungrig und durstig sein, Sie Aermster, der Sie unsere Wege und unsere Reisegelegenheiten nicht gewohnt sind. — Vorwärts, Tyras, melde uns an!" Der Hund sprang uns bellend in mächtigen Sätzen voraus und wir Beide wanderten nebeneinander her hinter ihm drein unter den Wipfeln der alten Parkriesen, durch den dämmernden Frühlingsabend. Und Hildegard sagte, indeß mir der Mund wie versiegelt war angesichts all' des Neuen und Wunderlichen: „Den Kranz da hab' ich Ihnen vor die Thür hängen wollen, Vetter, und wäre auch damit fertig geworden, wenn Sie hübsch in unserer Ahnenkutsche sitzen geblieben wären, und Johann Sie nicht freigelassen hätte, — nun ist's zu spät."

„Geben Sie ihn mir nur, Cousine", bat ich.

„Wozu?"

„Zur Erinnerung an meinen Einzug in Bassow."

„Ach so, — da, nehmen Sie ihn! Aber so bald lassen wir Sie doch nicht wieder fort, Vetter. Erst müssen Sie ganz gesund sein. Bei uns heißt's: gefangen bleiben. Und Sie sehen wirklich recht angegriffen aus, haben die rechte Großstadt-Couleur und müssen sich sehr erholen, ehe wir Sie freigeben können. Sehen Sie: das ist unser Haus, und da im Giebel, gerade hinter der alten Linde ist Ihr Zimmer, — und da kommt der Vater auch schon, Tyras hat seine Schuldigkeit erfüllt."

Mein Onkel Malte kam in grauer Joppe, mit hohen Stulpstiefeln auf mich zu, eine große, breitschultrige Gestalt mit luftgebräunter Hautfarbe, graumelirtem, kurzen Vollbart und kräftig-schönen Zügen. Er lüftete seine Mütze, hielt mir seine große braune Hand entgegen und hieß mich in kurzen Worten willkommen. Und ich, mit dem halbfertigen Kranz über dem Arm, stand da und wußte kaum, wie mir innerhalb dieser fremden Welt, in die ich versetzt worden, geschah und hätte am liebsten, wäre ich meiner Stimmung gefolgt, zu den Beiden, die mich in ihr Haus führten, gleich in diesem ersten Augenblick gesagt: „Behaltet mich nur hier, — ich mag nicht wieder von hier fort." —

Und dann verplauderten wir den Abend zusammen um den runden Tisch im getäfelten Speisezimmer, und die Inspectoren kamen und holten sich ihre Instructionen für den folgenden Tag und aus dem Dorfe kamen Leute, die etwas zu fragen, zu melden, zu erbitten hatten, und Allen wurde freundlicher Rath und bereitwillige Hülfe zu Theil und Alle schüttelten sich mit Onkel Malte die Hände und Alle sahen in Hildegard ihren guten Engel, der, wie die Vorsehung, für sie sorgte und zu dem sie in vertrauensvoller Hingabe aufblickten. Und Hildegard redete zu ihnen in ihrer Sprache und hatte das vollste Verständniß für Lust und Leid ihrer kleinen Welt, und so klar-verständig floß ihr das Wort von der Lippe, ohne Prunk, ohne Scheu, ohne Verstellung! Immer gab sie sich ganz, wie sie war, und immer war sie ernst und klug, treu und ehrlich; man hatte das Bewußtsein, daß man Häuser auf jedes Wort bauen könne, das sie sprach, und sie sprach keines zu viel, keines zu wenig.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Bildende Künste.

So still wie in dieser Saison ist es lange nicht hergegangen. Noch hat kein Wanderbild die Reclame in Bewegung gesetzt, und weder die Ausstellung bei Gurlitt, noch die im Künstlerverein machte von sich reden. Die Plastik hat gänzlich versagt. Musik in allen Höfen, Musik in allen Häusern, Musik und wieder Musik in einem Dutzend Concerte und Concertchen an jedem Abend, während die bildende Kunst einsam steht wie ein Stiefkind im Winkel. Unsere Maler und Bildhauer könnten das Complott schließen, ein Jahr lang die Production einzuhalten, und man würde es erst bemerken, wenn sie wieder zu arbeiten anfingen.

Aber dabei schwillt und treibt es aller Orten wie in der Landschaft unter der Schneedecke. Was würden ein paar sonnige Tage für Wunder wirken! Man könnte Musikfeind werden, wenn man bedenkt, welche Unsummen in unserm armen Vaterlande alljährlich für musikalische Genüsse ausgegeben werden, wie viel Zeit und Kraft wir auf einem Gebiete vergeuden, das für den nationalen Wohlstand unvergleichlich viel weniger Früchte trägt, als jede andere Kunstübung. Was für die bildende Kunst geschieht, hebt mit ihr das Niveau aller verwandten Leistungen. Die Musik steht allein da. Es führt von ihr kein Weg zu anderer Thätigkeit. Ihre herrlichste Blüthe fiel zusammen mit dem tiefsten Verfall aller bildenden Künste. — Wie viele Millionen zahlt wohl das deutsche Volk alljährlich direct und indirect für seine Passion? Es zeigt sich auch darin wieder als Idealist, daß es sein Herz an ein ganz unproductives Wesen gehängt hat.

Doch was hilft die Klage! Das Musikfieber, das unsere Nation ergriffen hat, muß sich austoben wie jede andere Krankheit. Warten wir ab, bis die Sinne und Nerven übersättigt sind. Dann wird vielleicht ein neuer Wind die befruchtende Wolke der Volksgunst über den Acker der bildenden Künste treiben. Er hat lange genug brach gelegen und steckt voller Keime, die auf den Frühling warten. —

Digitized by Google

Wo die Hauptstadt so wenig Neues bietet, ist es vielleicht der Moment, sich der Arbeiten eines Berliner Künstlers in einer alten deutschen Reichsstadt zu erinnern, deren Name wie ein mächtiger Klang aus unserer Stammessage ins Ohr fällt. Vor mir liegen Photographien des Rathhaussaales in Worms, dessen künstlerischen Schmuck Herman Prell ausgeführt hat. Leider habe ich die Originale noch nicht gesehen und vermag deshalb nicht mehr als eine Notiz über das bedeutende Werk zu geben.

Es muß ein mächtiges Bürgerleben in der abgelegenen, halbvergessenen Stadt erwacht sein. Was von den Palästen mit ihren kostbaren Sammlungen erzählt wird, die sich einzelne vornehme Familien von Münchener Künstlern haben errichten lassen, grenzt ans Märchenhafte. Die Stadt bleibt hinter den privaten Anstrengungen ihrer Bürger nicht zurück und hat ihr altes Rathhaus durch Gabriel Seidl aus München im Stil der deutschen Renaissance restauriren und ausbauen lassen. Den Statuenschmuck hat der verstorbene Gedon ausgeführt, dem die Wormser Bürgerpaläste die freieste Entfaltung seines bedeutenden Talentes gestatteten. Ein Wormser Bürger stiftete Prell's großes Fresko im Rathhaussaal, die Stadt ließ von demselben Künstler die Supraporten ausführen.

Der nicht eben hohe Raum ist ernst und schlicht gehalten, kein überflüssiger Prunk schädigt die Wirkung seines Bilderschmuckes. Von der dunklen Holzdecke hängt ein prächtiger Messingkronleuchter, eine hohe, einfache Vertäfelung zieht sich um die weißgetünchten Wände. Die eine Schmalwand wird von dem Riesenbilde eingenommen; ihr gegenüber erheben sich über den beiden Thüren die ernsten thronenden Frauengestalten der Justitia und Virtus, al fresco auf die weiße Wand gemalt.

An Vorwürfen für das Hauptbild fehlte es der sagen- und geschichtreichen Stadt nicht. Aber die Nibelungenkönige haben in einem modernen Rathhause nichts verloren und die Reformation steht mit dem Leben der Stadt doch nur in äußerer Verbindung. Dagegen war es ein glücklicher Gedanke, einen Moment zu wählen, der, an sich von keiner über die Geschichte der Stadt hinausgehenden Bedeutung, dennoch das Geschick der Stadt im Zusammenhang mit dem des Reiches und im Spiegelbilde der Vergangenheit die Tendenzen der Gegenwart offenbart. Man kam überein, die Scene zu Grunde zu legen, da der kranke Kaiser Heinrich der Vierte, der auf der Flucht von allen übrigen Städten abgewiesen in Worms feierlich empfangen war, die Wormser in ernster Urkunde für des Reiches beste Bürger erklärt. Die Privilegien, welche diesen Act begleiteten, haben die Grundlage für die spätere Entwickelung der Stadt abgegeben.

Prell hat den Moment gewählt, wo der Kaiser im Schloßhof vor dem Thor der Pfalz den Bürgern die Urkunde überreicht, welche die Stadt noch heutigen Tages verwahrt. Neben der Riesenlinde, die ihre kahlen Aeste in die Luft reckt, steht der kranke Kaiser auf einem Teppich, der von den Stufen des Portales herab über den Schnee gebreitet ist. Matt stützt er sich auf sein Schwert, während er dem tief sich neigenden Führer der Bürgerschaft das Pergament überreicht. Sein Gefolge schaut aus dem Halbdunkel des romanischen Portales zu, den Schloßhof hinab steht die Schaar der Bürger und weit hinten am Horizont grüßen die Thürme des Domes herüber. Sie waren damals — 1074 — zwar noch nicht ausgeführt, aber es wäre dem Künstler sehr zu verdenken gewesen, wenn er sich dies Wahrzeichen der Stadt hätte entgehen lassen. Hat er sich doch auch im Costüm keineswegs mit ängstlicher Sorgfalt an die nebelhafte Zeit gehalten, sondern unter Bewahrung der allgemeinsten Umrisse mit malerischer Feinheit geschaltet. Sicherlich bekommt dies der Wirkung seines Werkes besser als peinliche Detailstudien, deren Effect mit dem künstlerischen Gehalt nichts zu thun hat, und die nur von der Hauptsache ablenken. Glücklicherweise ist ja die Zeit der „historischen Treue" vorbei. Wenigstens wird sie nur von Denjenigen gefordert, die sie selbst auf ihre Fahne schreiben. —

Das Bild ist in reinem Fresco gemalt, dessen Technik Prell an den Wandgemälden im Berliner Architektenhause hat beherrschen gelernt.

Von gewaltiger Wirkung sind die allegorischen Frauengestalten über den Thüren. Namentlich die Gerechtigkeit, welche in der Linken die Schale hochhält und mit der Rechten ein Buch auf das Knie stützt, während sie ihr drittes Symbol, das Schwert, breit über den Schoß gelegt hat. Die vielen Ausladungen, die doch keineswegs unruhig wirken, breiten die Figur decorativ über die weite Wand. — Ein prächtiges Glasfenster nach dem Entwurf von Prell ist der Gestalt des Bischoffs Burkhard gewidmet.

Gegenwärtig arbeitet Prell an Entwürfen zur Ausmalung des Hofes. Er will ihn durch die Gestalten und Thaten der Nibelungensage beleben, an deren Helden in Worms kein Monument erinnert. —

In der Ausstellung des Künstlervereins erregen die Pastellbilder Bruno Piglhein's Aufsehen, finden aber ebensoviele heftige Gegner wie Bewunderer.

Piglhein ist ein launisches Talent, das Denen, die seine Entwickelung verfolgten, schon durch manche unvermuthete Wendung ein Räthsel aufgegeben hat. Er hatte sich ursprünglich der Plastik zugewandt und machte bei Lippelt in Hamburg, dann auf der Dresdener Akademie — die ihn als gänzlich unbegabt entlassen wollte, wie man sagt — und schließlich bei Johannes Schilling seine Schule durch. Von einer Studienreise nach Italien kehrte er als Maler zurück und schloß sich an W. Diez in München. Sein Gebiet schien die große decorative Malerei zu sein. Dann erschien nach allegorischen Malereien und Costümstücken plötzlich seine Kreuzigung, die von der Münchener Ausstellung 1879 und der Berliner 1880 noch nicht vergessen ist. Das nächste Bild, das seinen Namen in die Welt trug, war weder groß noch ernst, wurde aber so populär wie ein Gassenhauer. Man wird sich der lustigen Scene auf dem Steig über dem Wasser erinnern, wo sich ein nacktes rosiges Baby an seinen Beschützer, einen großen schwarzen Hund schmiegt, beide vom Rücken gesehen. Es war keine geringe Ueberraschung, daß der Künstler dasselbe Motiv noch einmal von der anderen Seite gesehen in die Welt schickte. — Jetzt hat sich Piglhein, wie es scheint, ganz auf die Pastellmalerei geworfen, die ja in München, auf französische Anregung hin, bereits seit längerer Zeit eifrig cultivirt wird. Piglhein ist offenbar selbst an die Quelle gegangen. Man könnte die Bilder im Künstlerverein für die Arbeiten eines Franzosen halten; soviel Bravour und Geschmack bekommt man bei uns nicht leicht an einer Ausstellungswand zu sehen.

Sie gefallen aber nicht Jedem. Man findet sie leer, leicht, frivol; man vermißt den künstlerischen Ernst, die Vertiefung. Nur einzelne der Köpfe finden Gnade.

Das Thema ist bei den meisten der Piglhein'schen Phantasien die Schilderung eines Weibes in der elegantesten modernen Toilette. Der Wolke von Spitzen, Bändern und Seidenstoffen, die seine Schönen umhüllt, weiß Piglhein so gut gerecht zu werden, wie dem matten Teint der kunstreich gepuderten, blasirten Gesichter. Wir haben es allerdings mit keiner tiefen, ernsten Lebensanschauung zu thun, aber was uns geboten wird, ist so geschmackvoll, so keck und frisch und bei aller Leichtigkeit von so ungewöhnlich gediegener Durchbildung, daß wir die Anregung mit Freuden begrüßen sollten. Dasselbe gilt von der Erscheinung eines vergnügten Negers im Sonntagsstaat. — Der kleine St. Johannes gefällt weniger. Er sieht in seinem koketten Schurzfellchen aus wie ein Kind im lebenden Bilde, dem sie gesagt haben: so mußt Du die Hände halten, so den Kopf, und jetzt schlage die Augen auf! Die Erscheinung der Beatrice — ein Kopf in Schleiern — ist ganz schemenhaft. Man sagt, daß Piglhein sich in Berlin niederzulassen gedenkt. Er wird willkommen sein, denn er wird einen neuen Zug in die Künstlerphysiognomie unserer Stadt bringen.

A. L.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann**, Stuttgart und Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

Herausg. von Prof. Jos. Kürschner Bd. 11: **Narrenbuch** (Kalenberger, Peter Leu, Neithart Fuchs, Markolf, Bruder Rausch). Herausg. von Fel. Bobertag. VII u. 387 S. — broch. M. 2,50, gebd. M. 3,50.

Verzeichnisse der bisher erschien. Bände d. alle Buchhdlgn.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Die Jugenddramen des Pierre Corneille.

Zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag desselben (1. Oktober 1684) von Dr. **Paul Langenscheidt** gr. 8° 1 M. 50 Pf. Langenscheidtsche Verl.-Buchh. (Prof. G. Langenscheidt) **Berlin.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die Reformation und die älteren Reformparteien.

In ihrem Zusammenhange dargestellt von

Dr. **Ludwig Keller,**
K. Staatsarchivar.

Groß 8. Preis geheftet: M. 6. — in Halbfranz geb.: M. 8. —

Inhalt: Die Kirche und die Ketzer. — Das Glaubensbekenntniß der altevangelischen Gemeinden. — Verfassung und Gottesdienst der altevangelischen Kirche. — Kaiser Ludwig und die deutschen Bauhütten 1314—1347. — Die Waldenser und die altdeutsche Literatur. — Meister Eckart, Johannes Tauler und die deutsche Theologie. — Das Merswinsche Beghardenhaus zu Straßburg. — Ein berühmter Gottesfreund. — Die deutschen Bauhütten und die altevangelischen Gemeinden. — Die deutschen Waldenser nach der großen Verfolgungsperiode. — Der Waldenserbischof Friedrich Reiser († 1458) und die „Brüder" in Franken. — Die „Brüder" in Böhmen. — Die altevangelischen Gemeinden beim Beginn der Reformation. — Die Erneuerung der altevangelischen Literatur. — Johann von Staupitz und Dr. Martin Luther. — Das Täuferthum. — Die Schweizer Brüder. — Die große Zeit der altevangelischen Kirche. — Der Kampf um den alten Glauben. — Uebersicht über die späteren Entwicklungen.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Einladung zum Abonnement auf die

Neue Zeitung.

Organ der National-Liberalen Partei.

Die vom 1. Januar 1885 im Verlage von **Georg Stilke** in Berlin erscheinende **„Neue Zeitung"** ist das einzige Preßorgan der Reichshauptstadt, welches voll und ganz auf dem Boden der National-Liberalen Partei steht und den Angelegenheiten derselben besondere Aufmerksamkeit widmet.

Die **„Neue Zeitung"** bespricht in täglichen **Leitartikeln** von berufener Feder die Vorgänge auf politischem, wirthschaftlichem und socialem Gebiet und wird durch directe Original-Correspondenten im Auslande und an allen bedeutenden Plätzen Deutschlands in den Stand gesetzt, ihre Leser auch über die auswärtigen Ereignisse in schneller und selbstständiger Weise zu unterrichten; die parlamentarischen Nachrichten und Berichte bringt die **„Neue Zeitung"** in ausführlichster Weise.

Auf dem Gebiete des **Finanzwesens** und des **Handels** wird die **„Neue Zeitung"** durch objective Meldung betreffs aller **Banken, Eisenbahnen** und **industriellen Unternehmungen,** durch einen übersichtlichen Courszettel, **Markt-** und **Börsen-Berichte** den allgemeinen Interessen dienen.

In ihrem **Feuilleton** bringt die **„Neue Zeitung"** Romane und Novellen der ersten Schriftsteller, eingehende Theater- und Musikreferate, ästhetische und literarische Essays, Besprechungen der neuesten Entdeckungen und Erfindungen 2c. und widmet den neuen Erscheinungen der Literatur und bildenden Künste besondere Aufmerksamkeit.

Im **lokalen Theile** berichtet die **„Neue Zeitung"** über alle bemerkenswerthen Ereignisse der Hauptstadt, über Gerichtsverhandlungen und Stadtverordneten-Versammlungen, sie bringt Vereinsnachrichten, Lotterie-Listen, Sprechsaal u. a. m.

Die **„Neue Zeitung"** giebt als Sonntagsbeilage das **Unterhaltungsblatt „Haus und Herd".**

Die **„Neue Zeitung"** erscheint täglich Morgens mit Ausnahme des Montags im Umfange von 2—3 Druckbogen und kostet **pro Quartal Mark 4,50.**

Abonnements nehmen sämmtliche Postanstalten u. Zeitungsspediteure entgegen sowie die unterzeichnete

Berlin, im December 1884.

Expedition der Neuen Zeitung,
Lindenstraße 66.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege.

Belehrungsbuch für junge Frauen und Mütter von

Dr. **F. A. von Ammon,**
weiland Leibarzt Sr. Majestät des Königs von Sachsen 2c.

Siebenundzwanzigste Auflage durchgesehen von

Dr. **F. Winckel,**
Geh. Medicinalrath, Professor der Gynäkologie in München.

Mit Titelvignette.
12. Preis gebunden mit Goldschnitt: ℳ 3.75.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 7. Februar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Unfallversicherungsgesetz. Von Moritz Meyer. — Die deutschen Städte als Eisenbahnstationen. Von A. Ch. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Zur Aesthetik der Tonkunst. Von H. Ehrlich. — Graf Leo Tolstoi. Von Julian Schmidt. — Ein deutscher Sprachforscher in Belgien. Von Klaus Groth. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann (Forsetzung). — **Aus der Hauptstadt:** Max Klinger als Wandmaler. Von A. L. — **Offene Briefe und Antworten:** Nochmals der Rückgang des Deutschthums. Von Eduard von Hartmann. — Inserate.

Das neue Unfallversicherungsgesetz.

Von Moritz Meyer.

Ueberall, im ganzen deutschen Reichsgebiet, haben in den letzten Wochen die Generalversammlungen der Industriellen zum Zwecke der Bildung von „Berufsgenossenschaften", wie solche das neue Unfallversicherungsgesetz vom 6./7. 1884 verlangt, stattgefunden.*) Es hat sich dabei wieder aufs Neue die alte Wahrheit bestätigt, daß es leichter ist, Gesetze oder Einrichtungen auf dem Papiere zu machen, als solche zu lebensvoller Gestaltung zu führen. Schwierigkeiten mancherlei Art, wirthschaftliche und sociale Gegensätze sind in Fülle dabei hervorgetreten. Gleichwohl darf das Reichsversicherungsamt mit seinen Erfolgen zufrieden sein — die größten Schwierigkeiten sind, soweit wir dem Gange der Dinge zu folgen vermochten, als überwunden zu betrachten, Dank den persönlichen Bemühungen seines obersten Beamten, des Herrn Geheimen Ober-Regierungsrathes Bödiker, der sich keine Mühe verdrießen ließ. Was ihm dabei zu Statten kam, ist der nationale Zug, der offenbar durch die industriellen Kreise Deutschlands geht, der Wirksamkeit des wichtigen Gesetzes die Wege zu ebnen. Man hat das Gefühl, daß es endlich Zeit sei, dem Gewerbestande wieder festere Organisationen zu geben, insbesondere, daß etwas Ernsthaftes für die Arbeiter geschehen müsse, nachdem nur zu lange die socialen Pflichten nach dieser Richtung hin vielfach verabsäumt worden sind. So ist denn fast durchweg die Bildung von Reichsberufsgenossenschaften durchgesetzt worden, obwohl es an particularistischen Bestrebungen aller Orten nicht gefehlt hat. An diesem entscheidenden Wendepunkte in der Geschichte des Gesetzes mag wohl ein Rück- und Ausblick auf dasselbe von Interesse sein.

Das charakteristische Moment in der ökonomischen Existenz des Lohnarbeiters wird immer darin gefunden werden, daß derselbe in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle kein nennenswerthes Vermögen besitzt, um auch für die Tage der Krankheit, des Alters, der Invalidität, der Beschäftigungslosigkeit gedeckt zu sein. Seine gesammte ökonomische Existenz ist fortwährend von dem Damoklesschwert zeitweiliger Unfähigkeit, seine Waare Arbeit an den Mann zu bringen, bedroht. Darunter leiden nicht nur unsere Arbeiter und ihre Familien, sondern auch die Gesellschaft und der Staat, insofern einmal bei mangelnder socialer Organisation die Gefahr droht, daß geschweige noch der Belästigungen, welchen die Gesellschaft Arbeiterexistenzen verkümmern und zu Grunde geben, somit die Kosten der Arbeiter Ausbildung und Erziehung ganz oder theilweise der Nation verloren sind, andererseits die sociale Disharmonie zwischen Capital und Arbeit verschärft wird, durch steigendes Bettler und Vagabundenthum beständig ausgesetzt ist. Und verträgt es sich denn auch mit den Forderungen der Humanität, den Arbeiter in hülfloser Lage ohne Schutz zu lassen? Das sind gewiß keine neuen Wahrheiten; so lange es Gewerbe und Lohnarbeiter gegeben hat, sind dieselben unaufhörlich gepredigt und praktisch bethätigt worden. Im Alterthum, im frühen Mittelalter, so lange das Handwerk und seine Arbeiter in Unfreiheit gebunden waren, lag den Patronen und Herren die Sorge ob, über dem materiellen Ergehen des Arbeiters zu wachen; in den Zeiten der Zunftverfassung waren es die Meisterzünfte und die Gesellenbrüderschaften, die die Krankenpflege, die Unterstützung der nothleidenden Genossen prästirten, die auch im Todesfalle noch functionirten, für ein ehrenhaftes Begräbniß, für die Wittwen und Waisen sorgten. Da der Beitritt zur Zunft oder zur Gesellenschaft für jeden gewerblichen Arbeiter obligatorisch war, so darf man auch sagen, daß Kranken- und Unfallversicherung von jeher auf dem öffentlichen Zwange beruht haben, der von jedem Einzelnen Beitritt und Beitrag erheischte. Man kann hinzufügen: Da die kranken ꝛc. Gesellen zumeist nicht durch die Zunft, obwohl dieselbe Meister und Gehülfen umschloß, sondern durch die Gesellenschaft selbst verpflegt wurden, so ruhte auch die Krankenlast vorwiegend auf den Schultern der Lohnarbeiter selbst und wurde nur theilweise, nämlich da, wo keine besonderen Gesellenladen bestehen konnten, von den Meistern oder Unternehmern getragen. Ganz ähnlich, wie in den gewerbetreibenden Städten lagen die Dinge innerhalb der abhängigen bäuerlichen Bevölkerung.

Unter der Herrschaft der ökonomischen Ideen der neueren Zeit, mit dem Aufhören der Zwangszünfte nach Einführung der Gewerbefreiheit, mit der „Atomisirung" der Gewerbetreibenden, mußten auch jene alten und bewährten Einrichtungen des Arbeiterversicherungswesens vielfach zu Grunde gehen. Wo sie sich noch erhielten, fehlte doch der eigentliche Nerv ihrer Existenz, der allgemeine Beitrittszwang, sie fristeten doch nur an den meisten Orten ein kümmerliches Dasein. Natürlich mußte die Armenpflege der Communen oder die staatliche Gesetzgebung im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit die entstandenen Lücken auszufüllen versuchen. Während aber die Lasten für die erstere unaufhörlich wuchsen, wurde die letztere von einem Geiste geleitet, der nur ganz unvollkommene Resultate erzielen konnte. Unter der Herrschaft

*) Für das Studium des complicirten Gesetzes am meisten empfehlenswerth ist der ausgezeichnete Commentar von Geh.-Rath Woedtke.

Digitized by Google

des gemeinen Civilrechts, der streng römisch-rechtlichen, individualistischen Anschauungsweise, wurde nur der unmittelbare Urheber für den durch Vorsatz oder Nachlässigkeit verursachten Schaden als verantwortlich angesehen. Erst das Eisenbahngesetz vom 3. November 1838 hat in Preußen Bresche in diese starren Normen gelegt, indem dasselbe bestimmte, daß die Gesellschaft zum Ersatz verpflichtet sei für allen Schaden, welcher beim Betriebe entstehe, ausgenommen, wenn erwiesen werden könne, daß der Schaden durch eigene Schuld des Beschädigten bewirkt worden sei. Das Gesetz präsumirt somit bereits ein Verschulden des Betriebs und schiebt die Beweisführung der Eisenbahnunternehmung zu. Dieselbe Rechtsanschauung wird im Deutschen Handelsgesetzbuch wiederholt, jedoch hatte auch dies unterlassen, für die in Bergwerken, Fabriken 2c. vorkommenden Unfälle zu sorgen.

Es ist eines der größten Verdienste der liberalen Partei aus der Zeit ihres maßgebenden Einflusses, zuerst in einer den modernen Anschauungen entsprechenden Weise zur Beseitigung jener unhaltbaren Zustände die Initiative ergriffen zu haben. Das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871, das der Kreis der haftpflichtigen Gewerbe bedeutend erweiterte und zugleich Anlaß zur Bildung verschiedener Gegenseitigkeits- und Actiengesellschaften zur Leistung des Versicherungsdienstes gab, legte dem besitzenden Bürgerstande bedeutende finanzielle Lasten auf, indem es für eine große Zahl von Fällen den Arbeiter und seine Familie sicher stellte. Aber es war der Verbesserung in hohem Grade noch fähig. Vor Allem zog es in der Haftpflicht den einzelnen Gewerben noch eine viel zu enge Grenze, die für das practische Leben oftmals als willkürlich und ungerecht erscheinen mußte, es schloß durch die Forderung, daß der verunglückte Arbeiter die Schuld eines Bediensteten des Unternehmers beweise, eine Menge von Verunglückungen aus, es belastete die Industrie gleichwohl in einzelnen Fällen ganz ungebührlich und erzeugte durch die zahlreichen Processe eine Reibungsvermehrung der socialen Gegensätze. Schon im Jahre 1878 und 79 hatten zwei Reichstagsverhandlungen, hatten die Berichte der Fabrikinspectoren die Dringlichkeit einer Reform klar gezeigt; der Verein für Socialpolitik hatte sich 1880 mit der Lösung des Problems beschäftigt und eine Reihe von Gutachten eingeholt, sowie eine Darstellung der fremden Rechte von Autoritäten veranlaßt. Inzwischen hatte auch die Unfallstatistik eine festere Basis für die Gesetzgebung zu gewinnen gesucht. — Da griff der Reichskanzler mit der ihm eigenen Energie in diese Materie ein, die als ein wesentliches Stück socialpolitischer Reform im Sinne der Kaiserlichen Botschaft vom 17. Novbr. 1881 allerdings anzusehen ist. In dem ersten Entwurfe der Reichsregierung war bekanntlich eine große bureaukratische Staatsanstalt, aus Reichsmitteln zum Theil dotirt, in Aussicht genommen, eine Absicht, die dann in dem zweiten Entwurf des Gesetzes wieder fallen gelassen werden mußte. Der große Entwurf aber dieser Entwürfe bestand einmal darin, daß die Haftpflicht abermals eine weitere Ausdehnung fand, daß diese ganze Materie der Sphäre des Privatrechts entrückt und zu einer öffentlich-rechtlichen, socialen Angelegenheit gestempelt wurde.

Bei der Organisation im Einzelnen sind die privaten Versicherungsanstalten, vor Allem die Knappschaftskassen, Vorbilder gewesen. Die Anfänge des Knappschaftswesens reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. Es ruht im Wesentlichen auf derselben Grundlage, auf welcher dasselbe in der überwiegenden Mehrzahl der gegenwärtig geltenden deutschen Berggesetze eine gleichartige Regelung gefunden hat. In Preußen basirt das Knappschaftswesen auf den Bestimmungen der §§ 165—186 des „Allgemeinen Berggesetzes" vom 24. Juni 1865, in welchem die bewährten Vorschriften eines älteren Berggesetzes vom 10. April 1854 mit einigen Aenderungen reproducirt worden sind. Preußen folgten die meisten deutschen Staaten mit geringen Abweichungen. Das Grundprincip, auf welchem sich die Organisation des Knappschaftswesens aufbaut, ist wieder der Zwang, in der Form obligatorischen Zusammenwirkens von Unternehmern und Arbeitern zum Zwecke der Versicherung gegen die Folgen von Krankheit, Invalidität, des Todes, der Verunglückung 2c. Beitragleistung auf beiden Seiten, Gleichberechtigung der Betheiligten an der Selbstverwaltung, Oberaufsicht durch die Staatsbehörde — das sind die wesentlichen Momente. Obligatorisch waren folgende Leistungen: Kurkosten, Arznei, Krankengeld, Rente für Invalide oder deren Hinterbliebene. Die Gliederung war theilweise eine territoriale; beispielsweise befanden sich im Jahre 1878 unter den in Preußen bestehenden 84 Knappschaftsvereinen mit 2221 Werken (Bergwerken, Hütten, Aufbereitungsanstalten, Salzwerke, Steinbrüche 2c.) und 252,388 Mitgliedern 15 größere Territorialvereine, die für sich allein 1482 Werke mit 201,000 Mitgliedern umfaßten. Die Berggesetze ließen auch eine Trennung der eigentlichen Krankenkassen und des Unfallunterstützungswesens zu. Die Gesammteinnahme pro Jahr dieser Kassen belief sich 1878 auf ca. 12 Millionen Mark, wozu die Arbeiter allein beinahe die Hälfte aufbrachten.

Es war gewiß nur natürlich, an solche durch das wirkliche Leben geschaffene großartige Organisationen anzuknüpfen. Im Reichstage wurde denn auch schon 1880 von dem Abgeordneten Stumm der Antrag gestellt, dem Knappschaftswesen eine weitere Ausdehnung, auch auf die Fabriken zu geben. Darüber waren alle Parteien sich einig, daß etwas geschehen müsse, daß das Hilfskassengesetz vom 7. Juni 1871 durchaus ungenügend functionire. Allein über das Wie? der Ausführung gingen die Ansichten weit auseinander. Während die liberalen Parteien, wenn sie auch zumeist dem Princip des socialen Zwanges nicht abgeneigt waren, doch die private Organisation des Versicherungswesens aufrecht erhalten wissen wollten, betonten die Conservativen, daß nur eine berufsgenossenschaftliche Organisation der Versicherung auf Gegenseitigkeit die vollen Garantieen, die erforderlich seien, gewähren könne. Unter heftigen Kämpfen, nachdem die Regierung noch einen zweiten und dritten Entwurf dem ersteren hatte folgen lassen, siegte diese letztere Anschauung.

Der I. Theil des Gesetzes beschäftigt sich mit dem Umfange der Versicherung. Eingezogen in den Rahmen der Versicherungspflichtigen sind alle in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Steinbrüchen, Gräbereien (Gruben), auf Werften und Bauhöfen, sowie in Fabriken und Hüttenwerken beschäftigten Arbeiter und Betriebsbeamten, letztere, sofern ihr Jahresverdienst an Lohn oder Gehalt 2000 Mark nicht übersteigt. Dazu kommen ferner diejenigen Arbeiter und Beamte, welche in Maurer-, Zimmer-, Dachdecker-, Steinhauer- und Brunnenarbeiten beschäftigt werden, sowie die im Schornsteinfegergewerbe beschäftigten Arbeiter. Der Kreis der versicherungspflichtigen Gewerbe erscheint somit bedeutend gegen früher erweitert, indeß immer noch zu enge gezogen. Das Ziel ist noch zu erstreben, daß möglichst alle im Dienste Anderer beschäftigten Arbeiter zu versichern sind, insbesondere sind noch die land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter, sowie diejenigen der Transportgewerbe hineinzuziehen. Diese letzteren Kategorien von Arbeitern in den Rahmen des Gesetzes mit hineinzubringen, beabsichtigt bereits ein dem Staats- und Bundesrathe vorliegender Gesetzentwurf. Als Fabriken sieht das Gesetz alle solche Betriebe an, in denen Gegenstände gewerbsmäßig be- oder verarbeitet werden, und in welchen zu diesem Zweck mindestens 10 Arbeiter regelmäßig beschäftigt werden; ferner Betriebe, in welchen Dampfkessel oder durch elementare Kraft (Wind, Wasser, Dampf, Gas, heiße Luft, Elektricität 2c.) bewegte Triebwerke zur Verwendung kommen, oder in denen Explosionsstoffe oder explodirende Gegenstände erzeugt werden (gleichviel mit wieviel Arbeitern). Man hat deshalb 10 Arbeiter, also einen gewissen Umfang gefordert, weil man die Versicherungspflicht nicht auf die Arbeiter in kleineren Betrieben ohne die gleichzeitige Fürsorge auch für die von Unfällen betroffenen Unternehmer ausdehnen konnte. Doch können auch kleinere Unternehmer, deren Jahreseinkommen 2000 Mark nicht übersteigt, bei ihrer Berufsgenossenschaft versichert werden, ein Fall, der ähnlich wie beim Krankenkassengesetz, im Statut vorgesehen werden kann. Abschnitt II des Gesetzes regelt die Höhe der zu leistenden Entschädigungen. Im Falle einer vorübergehenden Verletzung erhält der Verletzte vom Beginne der 14. Woche ab (die ersten 13 Wochen übernehmen die Krankenkassen — Carenzzeit —) die Kosten des Heilver-

Digitized by Google

fahrens und eine Rente, die nach der Höhe des letztjährigen Arbeitsverdienstes (das Jahr in der Regel zu 300 Arbeitstagen gerechnet) berechnet wird (durch Multiplication des durchschnittlichen täglichen Arbeitsverdienstes mit 300). Uebersteigt der tägliche durchschnittliche Verdienst die Summe von 4 Mark, so wird der Ueberschuß nur mit einem Drittheil in Anrechnung gebracht, bleibt derselbe hinter dem ortsüblichen Tagelohn zurück, so wird er bis zu dieser Grenze erhöht. Ist der Verletzte aber völlig erwerbsunfähig geworden, so erhält er für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit $^2/_3$ des Arbeitsverdienstes als Rente. Ist der Verletzte nur theilweise erwerbsunfähig geworden, so erhält er für die Dauer dieses Zustandes nur einen Bruchtheil der Rente, nach dem Maße der verbliebenen Erwerbsfähigkeit berechnet; jedoch darf hier das Maximum von 50% des Arbeitsverdienstes nicht überschritten werden. (Beispielsweise würde ein ganz invalider Arbeiter, der im letzten Jahre in 320 Arbeitstagen 1000 Mark verdient hat, als Rente erhalten: $\frac{1000}{320} \cdot 300 \cdot {}^2/_3$ 625 Mark.) Viel Streit war wegen der langen Carenzzeit: von freisinniger Seite wollte man nur 4 Wochen bewilligen, um die Krankenkassen, die von den Arbeitern mit getragen werden müssen, während die Unfalllast den Unternehmern allein obliegt, nicht zu sehr zu beschweren. Indeß erscheint bei näherer Erwägung die Finanzleistung der Arbeiter nicht bedeutend. Der Anzahl nach entfallen zwar auf die Krankenkassen allein 94,8% aller Unfälle (ca. 85,000 jährlich), so daß nur 5,2% den Berufsgenossenschaften verbleibe, aber die financielle Belastung stellt sich wie $83^1/_2\%$: $16^1/_2\%$, d. h. die Arbeiter tragen im Verein mit den Unternehmern nur etwa 11% der gesammten Versicherungslasten.

Noch bleibt der Fall zu erörtern, wo ein Arbeiter durch einen Unfall getödtet worden ist. In dieser für die Angehörigen schmerzlichsten Lage gewährt die Berufsgenossenschaft der Familie als Beitrag zu den Beerdigungskosten das 20fache des Tagesverdienstes, und zwar nicht unter 30 Mark; ferner eine Rente, die nach den obigen Momenten zu berechnen ist und zwar davon 20% an die Wittwe, jedem Kinde (bis zum 16. Jahre) 15%, Waisen erhalten ebenfalls 20%; indeß sollen die Renten der Wittwe und der Kinder 60% des Arbeitsverdienstes nicht übersteigen. Bei etwaiger Wiederverheirathung der Wittwe erhält diese den 3fachen Betrag ihrer Jahresrente als Abfindung. Auch Ascendenten, deren einziger Ernährer der Verunglückte gewesen, erhalten eine Rente von 20%. Die Höhe der Belastung, welche dadurch der Industrie erwächst, ist sehr erheblich. Geh. Rath Bödiker hat berechnet, daß ca. 7 Mark pro Kopf der Arbeiter entfallen, so daß bei ca. 3 Millionen versicherungspflichtigen Arbeitern (siehe die eben veröffentlichte Statistik des Reichs-Versicherungsamtes) ca. 21 Millionen aufzubringen wären. Ein Invaliditätsfall allein erfordert eine Durchschnittsbelastung von ca. 5907 Mark, ein Fall mit tödtlichem Ausgang ca. 2035 Mark. Die nöthigen Summen werden von den Berufsgenossenschaften, in denen alle gleichen oder verwandten Betriebe vereinigt sind, und in welche alle Unternehmer der Branche zwangsweise eintreten müssen, aufgebracht. Die Berufsgenossenschaften erscheinen somit als Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, die an die Stelle der privaten Gesellschaften getreten sind. Zugleich haben sie die Aufgabe, was eine Hauptsache ist, durch gewisse Vorkehrungen Unfälle zu verhüten, sie sind berufen, zugleich eine Art von Gewerbe oder Hygienepolizei auszuüben, gewiß ein Moment, das financiell und technisch schwer ins Gewicht fällt.

Zur Aufbringung und Vertheilung der Versicherungsgelder hat das Gesetz das sog. Umlage Verfahren gewählt, dementsprechend in jedem Jahre nur der wirkliche Jahresbedarf erhoben werden soll, im Gegensatz zur Aufbringung von Deckungs-Capitalien nach dem gewöhnlichen Privat-Versicherungsprincip. Wir enthalten uns hier, wo wir es mit der vollendeten Thatsache des Gesetzes zu thun haben, jeder weiteren Kritik über das Umlage Verfahren, gegen welches ja schwere Bedenken erhoben worden sind, dem man aber, wie ich glaube, mit Recht, um einer momentanen allzu großen Belastung der Industrie vorzubeugen, den Vorzug vor dem Deckungsprincip gegeben hat. Darnach wird alljährlich das aufzubringende Soll, zuschläglich eines gewissen Procentsatzes zur Ansammlung eines Reservefonds, unter die einzelnen Mitglieder der Genossenschaft — und zwar nach Maßgabe der in dem betreffenden Geschäfte gezahlten Löhne, sowie der Gefahren Tarife, die innerhalb der zur Genossenschaft gehörenden Gewerbe zu bilden sind — vertheilt.

Die Haupt und Vorbedingung für die Durchführung des Gesetzes bildet daher das Zustandekommen der Berufsgenossenschaften. Sie sind formell juristische Personen, die ihren Sitz da haben, wo die Centralisation der Verwaltung geleitet wird. Das Gesetz überläßt es vollständig der freien Entschließung der einzelnen Berufsbranchen, ob sich dieselben für bestimmte geographische Bezirke oder für das ganze Reich constituiren wollen, jedoch wird dabei die financielle Leistungsfähigkeit zur Vorbedingung gemacht. Bei den Reichsgenossenschaften wird die Decentralisation der Verwaltung durch die Zerlegung der Berufsgenossenschaft in sehr selbstständige Sectionen gewahrt. Zweifelsohne sind im Allgemeinen Genossenschaften für das ganze Reich lokalen oder territorialen in öconomischer und administrativer Hinsicht vorzuziehen, weil einmal die Kosten der Versicherung gemäß dem Fundamentalprincip alles Versicherungswesens dabei auf die breitesten Schultern gelegt, weil andererseits die volkswirthschaftlichen Kosten der Verwaltungen ermäßigt und der Regierung die Aufgaben erleichtert werden. Bei sehr vielen Gewerben, die zerstreut über das ganze Reich ihre Standorte haben, sind Reichsgenossenschaften, schon aus dem Gesichtspunkt der zu erzielenden financiellen Leistungsfähigkeit, das Natürliche; manche Gewerbe hingegen, die in gewissen großen Städten oder Landschaften massenweise gruppirt sind, oder bei denen gewisse Gegensätze rücksichtlich der Arbeiter- und Betriebsverhältnisse, der Besteuerung ꝛc. bestehen, thun vielleicht besser, die Separation in gesonderte Genossenschaften vorzunehmen. Doch wird auch durch starke Selbstständigkeit der Sectionen innerhalb der Reichsgenossenschaften derselbe Effect wie bei der Separation erzielt werden können.

Die Berufsgenossenschaften sind zwar in erster Linie Mittel zu dem Zwecke der Aus- und Durchführung der Arbeiter-Unfallversicherung, aber sie eröffnen dem Socialpolitiker noch eine weitere, große Perspective. Abgesehen davon, daß sie auch die naturgemäßen Träger der Alters- und Invaliditätsversicherung, der weiteren Glieder der allgemeinen Arbeiterversicherung sein werden, sie erscheinen zugleich für die Lösung der großen Frage einer zweckmäßigeren Organisation der Volkswirthschaft als vorzüglich geeignet. Als Hauptaufgaben einer solchen treten hervor: die bessere Regelung der Production und des Absatzes zur Bekämpfung der Ueberproductionen und Krisen, die Hebung des gewerblichen Credits, die größere Entwickelung des gewerblichen und Arbeiter-Bildungswesens, die Errichtung von Arbeiter-Nachweisebureaus, die Schaffung einer ordentlichen Productions-, Consumtions- und Lohnstatistik. Für alle diese Momente werden sich in den nationalen Berufsgenossenschaften feste Körper gewinnen lassen von Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Aber auch an und für sich schon und für seine nächsten Zwecke ist das Gesetz vom 6. Juli 1884, das ca. 3 Millionen Arbeitern eine viel größere Sicherheit der Existenz als bisher gewährt, eines der größten Verdienste des Reichskanzlers und eine wichtige Etappe auf dem Wege zur Lösung der socialen Frage.

Digitized by Google

Die deutschen Städte als Eisenbahnstationen.

Von A. Ch. Bauer.

Fünfzig Jahre sind verflossen, seit mit dem Bau der ersten deutschen Eisenbahn vorgegangen wurde. Diese Bemerkung bedarf, um nicht zu mannigfachen Einwänden Veranlassung zu bieten, einer kurzen Erläuterung. Zunächst soll die Betrachtung sich auf das Gebiet des jetzigen deutschen Reiches beschränken; abgesehen von anderen Umständen, zwingt hierzu schon die formale Thatsache, daß seit der Lostrennung Oesterreichs von Deutschland auch die Statistik des Eisenbahnwesens des ersteren Staates sich, in übrigens ganz naturgemäßer Weise, von der Eisenbahnstatistik des deutschen Reiches losgelöst hat. Ferner ist, wenn die einleitende Bemerkung richtig sein soll, genau festzusetzen, was unter einer Eisenbahn verstanden werden soll. Sind doch eiserne Schienenwege schon seit länger als einem Jahrhundert in Gebrauch, und schon im Anfange des unserigen fing man damit an, zum Transporte von Gütern auf diesen Schienenwegen zuerst stehende, bald aber auch bewegliche Dampfmaschinen nutzbar zu machen. Indessen sollen hier nur solche Eisenbahnen ins Auge gefaßt werden, welche einerseits durch Locomotiven befahren werden, andererseits nicht privaten, sondern öffentlichen Zwecken zur Verfügung stehen. Alle diese Einschränkungen bringen für unsere Betrachtung eine ganze Reihe historisch hochinteressanter Anlagen in Wegfall, so beispielsweise die erstere größere, 1832 eröffnete Pferdebahn von Budweiß nach Linz, und die, schon in den zwanziger Jahren großentheils mit Dampf betriebenen Schienennetze in den Industriebezirken der Ruhr und Saar, welche ausschließlich Kohlen und Erze für die Zwecke der dortigen Industriellen transportirten.

Mit einer öffentlichen Eisenbahnlinie folgte Deutschland erst im Jahre 1834 den bereits 1829 resp. 1833 vorausgegangenen Staaten England und Belgien, und auch die in dem genannten Jahre begonnene und im nächsten, 1835, eröffnete Linie hatte eine Länge von nur einer einzigen Meile; die altehrwürdigen Schwesterstädte Nürnberg und Fürth waren es, welche sie durch die Erfolge modernen Erfindungsgeistes verband. Auf Bayern folgten der Reihe nach Sachsen, Preußen und Braunschweig, beziehungsweise mit den Strecken Leipzig—Dresden, Berlin—Potsdam und Braunschweig—Wolfenbüttel; und während unter allen diesen Strecken, wie man sieht, nur eine einzige größere sich befindet, ist es gleichfalls nur eine einzige, nämlich die Braunschweiger, welche den Charakter einer Staatsbahn trägt.

Auch in dem Laufe der nächsten fünfundzwanzig Jahre hat sich das deutsche Eisenbahnnetz bekanntermaßen beträchtlich langsamer entwickelt, als dasjenige der meisten anderen großen Staaten; eine Erscheinung, welche sich theils durch die politische Zerklüftung des deutschen Reiches, theils durch die Abneigung der in jener Zeit am Ruder befindlich gewesenen Regierungen gegen alles, was den Verkehr zu heben und den Fortschritt zu begünstigen geeignet war, in genügender Weise erklärt. Dann kam das Jahrzehnt der großen Kriege, welche es Niemandem verlockend erscheinen ließen, seine Capitalien in Unternehmungen anzulegen, welche so völlig auf friedlichen Verhältnissen basiren. Um so schneller holen wir seit 1871 das bis dahin Versäumte nach, und schon seit einer Reihe von Jahren haben wir alle Staaten Europas, ja mit Ausnahme der Nordamerikanischen Union alle Staaten der Erde, an absoluter Ausdehnung des Eisenbahnnetzes überholt. An absoluter, nicht an relativer; denn sowohl was die Schienenlänge pro Quadrat-Kilometer, als auch was dieselbe pro Kopf der Bevölkerung betrifft, steht das deutsche Reich noch immer hinter einigen Staaten, namentlich hinter Groß-Britannien und Belgien, zurück.

Von besonderem Interesse ist es, die deutschen Städte, in ihrer Eigenschaft als Eisenbahnstationen, durch den verflossenen fünfzigjährigen Zeitraum zu verfolgen, wie dies auf Grund einer umfangreichen, von der Direction der deutschen Reichs-Statistik veröffentlichten Arbeit möglich ist. Diese Statistik führt in übersichtlicher Weise alle Ortschaften des deutschen Reiches mit mindestens 2000 Einwohnern auf, und zwar mit Angabe ihrer Bevölkerungsziffern an den Tagen der letzten vier Zählungen (1867, 1871, 1875, 1880), der hieraus sich ergebenden absoluten und prozentischen Zunahme in den drei dazwischenliegenden Zeiträumen und, was für uns die Hauptsache ist, mit Angabe des Zeitpunktes der Eröffnung der ersten, diesen Ort berührenden Bahnlinie. In dem beschränkten, hier zu Gebote stehenden Raum ist es nicht möglich, jene Tabelle in ihrer Gesammtheit zu discutiren; und es möge genügen, diejenigen Städte auszuwählen, welche man in der wissenschaftlichen Sprache gewöhnlich als Großstädte und als Mittelstädte zu bezeichnen pflegt, nämlich die Städte mit mindestens 100 000 und diejenigen mit 20 000 bis 100 000 Einwohnern. Solcher Städte gab es nach der letzten Zählung im Ganzen 112, und wenn man die Zeit von 1835 bis 1880 in fünfjährige Perioden theilt, so erhält man folgende Gruppirung:

Es wurden Eisenbahnstationen

in	den	Jahren	1835	bis	1839	.	.	.	.	.	13 Städte
„	„	„	1840	„	1844	.	.	.	.	.	25 „
„	„	„	1845	„	1849	.	.	.	.	.	35 „
„	„	„	1850	„	1854	.	.	.	.	.	14 „
„	„	„	1855	„	1859	.	.	.	.	.	8 „
„	„	„	1860	„	1864	.	.	.	.	.	7 „
„	„	„	1865	„	1869	.	.	.	.	.	6 „
„	„	„	1870	„	1874	.	.	.	.	.	2 „
„	„	„	1875	„	1879	.	.	.	.	.	1 Stadt.

Diese Tabelle zeigt, daß die Versorgung der deutschen Groß- und Mittelstädte mit Eisenbahnverbindungen ein Vorgang gewesen ist, wie man ihn sich gesetzmäßiger kaum vorstellen kann. Im Jahre 1835 anhebend, zeigt dieser Vorgang in den ersten drei Jahrfünften eine stetig wachsende Entwickelungsgeschwindigkeit; in die letzten vierziger Jahre, also merkwürdigerweise gerade in die Zeiten vor, während und nach der Revolution fällt der Höhepunkt desselben; dann aber tritt, einfach weil jetzt die meisten Groß- und Mittelstädte mit Bahnlinien versehen sind, eine rapide Abnahme ein, und der Bau der Berliner Stadtbahn nimmt, indem diese Charlottenburg berührt, im November 1877 auch der letzten deutschen Mittelstadt den Charakter der Eisenbahnlosigkeit. Es hieße die Verhältnisse in falschem Licht erscheinen lassen, wenn nicht die Bemerkung hinzugefügt würde, daß die Stadt Charlottenburg diesen wenig ehrenvollen Platz nur in Folge des Umstandes einnimmt, daß sie schon seit langen Jahren Pferdebahnverbindung mit Berlin besitzt, eine Verbindung, welche freilich ausschließlich dem Personenverkehr zu Gute kommt. Sieht man trotzdem in Berücksichtigung dieses Umstandes von Charlottenburg ab, so würde die Stadt Königshütte, deren Station im October 1872 eröffnet wurde, an die letzte Stelle treten; indessen ist es hier wiederum ein anderes Moment, welches nicht außer Acht gelassen werden darf. Diese, im Mittelpunkte des oberschlesischen Hütten- und Kohlendistrictes gelegene Stadt ist nämlich nicht nur erst bei der Zählung von 1875 in die Reihe der Mittelstädte eingetreten, sondern überhaupt erst im Jahre 1869 durch die Vereinigung mehrerer mächtig herangewachsener ländlicher Ortschaften gebildet und zur Stadt erhoben worden. Dazu kommt, daß der Ort, schon mehrere Jahre bevor er selbst eine Station erhielt, über drei um ihn herum gelegene, nach benachbarten Orten benannte Stationen verfügte, von denen keine eine ganze, Station Beuthen sogar nur etwas mehr als eine halbe Meile entfernt waren. Schließt man demgemäß Königshütte ebenfalls aus, so kommt die Stadt Mühlhausen in Thüringen an die Reihe. Hier ist es in der That merkwürdig, wie sich eine so lebhafte und thätige Stadt bis zum Jahre 1870 ohne Eisenbahn behelfen mochte, obwohl von den beiden Nachbarstädten im Süden und Norden die eine, Gotha, schon seit 1847, die andere, Nordhausen, gar schon seit 1840 ihre Eisenbahnen erhalten hatten.

Was insbesondere die Großstädte betrifft, so mögen diese mit der Angabe des bezüglichen Datums hier vollständig Platz finden. Am ersten December 1880 gab es ihrer im Ganzen 14, und seitdem sind nach den laufenden Feststellungen

Digitized by Google

der bezüglichen städtischen Aemter noch weitere 7 hinzugetreten, sodaß sich zusammen 21 ergeben. Es erhielten die erste Eisenbahn:

1.	Nürnberg	im December 1835
2.	Leipzig	„ April 1837
3.	Dresden	„ Juli 1838
4.	Berlin	„ October 1838
5.	Düsseldorf	„ December 1838
6.	Magdeburg	„ Juni 1839
7.	Köln	„ August 1839
8.	Frankfurt (Main)	„ September 1839
9.	München	„ September 1839.

Diese neun Städte gehören der ersten der obigen Perioden an. In die zweite reihen sich ein:

10.	Elberfeld	im September 1841
11.	Breslau	„ Mai 1842
12.	Hamburg	„ Mai 1842
13.	Stettin	„ August 1843
14.	Hannover	„ October 1843
15.	Straßburg	„ März 1844.

Der dritten Periode gehören an:

16.	Stuttgart	im October 1846
17.	Barmen	„ October 1847
18.	Bremen	„ December 1847

Endlich der vierten Periode:

19.	Danzig	im August 1852
20.	Chemnitz	„ September 1852
21.	Königsberg	„ August 1853.

Diese Tabelle lehrt, daß es noch nicht ganz zweier Jahrzehnte bedurft hat, um alle deutschen Großstädte mit Eisenbahnen zu versehen. Freilich war beispielsweise England schon nach einem Jahrzent so weit gediehen; aber es ist zu bedenken, um wie viel dichter dort die Bevölkerung wohnt — bekanntlich ein für die Rentabilität der Eisenbahnen hochwichtiger Umstand — und um wie viel größer sich die absoluten Entfernungen in Deutschland stellen. So sieht man denn auch die beiden unter der größten Excentricität der Lage leidenden deutschen Großstädte, nämlich Danzig und Königsberg, an letzter Stelle; zwischen ihnen in der Mitte freilich eine sehr central gelegene, aber durch die Gebirgigkeit der Gegend dem Eisenbahnbau erhebliche Schwierigkeiten darbietende Fabrikstadt, nämlich Chemnitz. Außer diesen dreien gehören dann noch weitere drei Großstädte zu denen, welche länger als ein Jahrzehnt die Fortschritte der neuen Einrichtung mit ansehen mußten, ohne selbst ihrer Vortheile theilhaft zu werden: das durch See- und Flußschifffahrt verwöhnte Bremen, ferner Barmen, welches mit dem benachbarten Elberfeld eigentlich einen zusammenhängenden Ort bildet, und endlich Stuttgart, die Hauptstadt desjenigen größeren deutschen Staates, welcher zuletzt von Allen mit dem Eisenbahnbau Ernst machte. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß die meisten dieser Städte sich erst im Laufe der Zeit, und zwar ganz besonders erst während des Eisenbahnzeitalters, zu Großstädten entwickelt haben. Zeigt doch auch Deutschland den Zusammenhang zwischen Bahnbau und Städtewachsthum in unzweideutiger Weise. Freilich nicht in der Weise, wie Amerika, wo die Bahnstrecke vorangeht und die Großstadt die zeitliche und ursächliche Folge ist und wo man beispielsweise San Francisco, dessen Einwohnerzahl selbst in den goldenen Zeiten des Goldfiebers noch schwach und unbeständig war, geradezu als ein Kind der Pacificbahn bezeichnen kann. In Deutschland baut man naturgemäß umgekehrt eine Bahn nur dort, wo der Verkehr sie erforderlich macht; aber dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß die nun einmal bestehende Bahn auch ihrerseits eine Rückwirkung auf die Hebung von Handel und Industrie ausübt. Wie groß dieser Einfluß in jedem einzelnen Falle gewesen sei, läßt sich deshalb nicht genau feststellen, weil in dem ereignißreichen Zeitraum des letzten Säculums zu viele andere, das Städtewachsthum berührende Factoren mitgespielt haben; aber im allgemeinen läßt es sich trotzdem übersehen und für einige Orte auch zahlenmäßig belegen; zu diesen Orten gehört, um nur ein Beispiel anzuführen, das schon erwähnte Chemnitz, welches thatsächlich seiner Einreihung in das Schienennetz den Aufschwung und die jetzige Blüthe verdankt.

Was die Kleinstädte betrifft, so entbehren dieselben noch in großer Menge der Bahnverbindung. Die größten Orte dieser Art sind Dorp und Höhscheid im Wupperthale, beide jedoch kaum eine Meile von Station Solingen entfernt; ferner Grabow bei Stettin, von dem es neuerdings mehr und mehr eine Vorstadt wird, endlich Kulm in Westpreußen, dessen Bewohner, um die Bahn zu erreichen, die Weichsel überschreiten und im Ganzen mehr als eine Meile zurücklegen müssen. Unterscheidet man noch zwischen Kleinstädten im engeren Sinne des Wortes und Landstädten, je nachdem die Einwohnerzahl mehr oder weniger als 5000 beträgt, so erhält man für das Jahr 1883 rund 40 eisenbahnlose Kleinstädte. Man wird zugeben müssen, daß diese Zahl, welche ungefähr 8 pCt. sämmtlicher Kleinstädte ausmacht, keine erhebliche ist; und die weitere Ausbildung des mit so viel Erfolg inaugurirten Nebenbahnensystems wird diese Zahl binnen kurzem noch stark herabdrücken. So ist in der Provinz Schlesien durch die kürzlich stattgehabte Eröffnung der Linie Liegnitz Goldberg schon jetzt mit den eisenbahnlosen Kleinstädten aufgeräumt worden, und es giebt hier nur noch Landstädte dieses Charakters. Ebenso verhält es sich im Königreich Sachsen und nahezu in ganz Süddeutschland, während eigenthümlicher Weise die Mark Brandenburg in dieser Hinsicht noch verhältnißmäßig weit zurücksteht.

Schließlich ist es von Interesse, zu hören, welche Klein- und Landstädte es sind, deren Entfernung von der nächstgelegenen Bahnstation am größten ist. Im Ganzen giebt es etwa 70 Städte, bei denen diese Entfernung mehr als 30 Kilometer beträgt, bei einem Dutzend beträgt sie sogar mehr als 50 Kilometer. Diese letzteren sind sammt und sonders in den preußischen Ostseeprovinzen, West- und Ostpreußen, Pommern und Schleswig-Holstein gelegen, und das Landstädtchen Willenberg im Regierungsbezirke Königsberg, nicht weit von der polnischen Grenze gelegen, hat den traurigen Ruhm, am weitesten, nämlich über 8 Meilen, abseits von dem Pfiff der Locomotive sein im Uebrigen gewiß höchst beschauliches Dasein zu führen.

Wenn man die deutschen Städte als Eisenbahnstationen betrachtet, so genügt es nicht, zu untersuchen, ob und wann sie es geworden sind; es kommt vielmehr ganz wesentlich auch darauf an, in welchem Maße sie es sind, mit anderen Worten, ob sie den Endpunkt einer und nur einer Bahn bilden, ob eine Bahnlinie bei ihnen vorbeiführt oder gerade bei ihnen sich verzweigt, ob endlich zwei oder mehr Bahnen bei ihnen sich kreuzen resp. vier oder mehr Bahnen von ihnen ihren Ausgang nehmen. Zur Abkürzung dieser Untersuchung scheinen mir die leicht verständlichen Ausdrücke Sackort, Bahnort, Zweigort, Kreuzort und Sternort am passendsten zu sein. Die meisten Bahnstationen gehören natürlich zur Klasse der Bahnorte und stehen mit der Herstellung der Bahn am häufigsten in gar keinem directen Zusammenhange; nur ihrer zufälligen Lage an der gewählten Route verdanken sie es, daß sie Stationen geworden sind. Zum Theil gilt dies auch von einigen Zweig- und Kreuzorten, und wenn man auch da, wo dies möglich war, lebhaftere Orte zu solchen wählte, wenn bei anderen die Eigenschaft als Knotenpunkt das ihrige gethan hat, um aus dem bis dahin unbedeutenden Orte ein aufblühendes Centrum sich entwickeln zu lassen, so giebt es doch auch jetzt noch Knotenpunkte ohne jede Ortsbedeutung genug. Es wird genügen, in dieser Hinsicht auf Kreuz in der Provinz Posen, Kohlfurt in der Provinz Schlesien und Lehrte in der Provinz Hannover hinzuweisen, Punkte, von denen die beiden letzteren sogar zur Classe der Sternorte gehören. Andererseits kann die Stadt Cottbus in der Mark als ein Beispiel mächtigen Aufschwunges dienen. Diese Fabrikstadt, deren Bevölkerungszunahme seit 1866 zu den stärksten, im deutschen Reiche vorkommenden gehört, erhielt in dem ebengenannten Jahre, also verhältnißmäßig spät, ihre erste Bahn;

Digitized by Google

jetzt gehen nicht weniger als sieben Linien von ihr aus, welche sie mit den Städten Berlin, Frankfurt, Posen, Breslau, Görlitz, Dresden und Leipzig in directe Verbindung setzen. Was die Classe der Sackorte betrifft, so nehmen dieselben insofern eine eigenthümliche Stellung ein, als sie zwar nur eine Bahn, diese eine aber ausschließlich für sich allein besitzen, woraus folgt, daß es Orte sein müssen, denen eine gewisse Bedeutung zukommt. So sehen wir denn, daß in diese Classe namentlich am Rande von Gebirgszügen gelegene Bergwerks-, Hütten- und Badeorte gehören; und ein ausgezeichnetes Beispiel stellt der Harz dar, der von einem ganzen Kranze von Sackorten: Klausthal und Harzburg, Wernigerode und Blankenburg, Thale und Ballenstedt umgeben ist.

Für die Großstädte möge die folgende Tabelle sprechen, welche dieselben, nach der beigefügten Zahl der Bahnlinien geordnet, enthält. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Zahlen nicht von absoluter Richtigkeit sein können, weil einmal Bahnlinien sich oft erst in einiger Entfernung von der Großstadt verzweigen, während man doch beide als von der Großstadt ausgehende, verschiedene Linien betrachten muß und andererseits nicht allgemein festzustellen ist, inwieweit man Localbahnen mitrechnen soll; letzteres ist hier nicht geschehen, die betreffende Zahl aber in Klammern beigefügt.

Berlin 11	Dresden 6
Köln 10 (1)	Stuttgart 6
Düsseldorf 10	Chemnitz 6
Frankfurt 8	Bremen 5 (2)
Leipzig 8	Straßburg 5 (1)
Breslau 7 (1)	Barmen 5
Magdeburg 7	Stettin 5
Nürnberg 7 (2)	Elberfeld 4
Hannover 7	Königsberg 3 (1)
München 6 (2)	Danzig 2 (1)
Hamburg 6 (1)	

Wie man sieht, stehen die Seestädte in dieser Hinsicht zurück, was auch ganz natürlich ist, da sie dem Bahnbau im Durchschnitt nicht den vollen, sondern nur den halben Umkreis zur Verfügung stellen; nächstdem Elberfeld-Barmen, welches beiderseits eng eingeschlossen ist; voran schreiten die Großstädte am Rhein und Main, die Stätten auch der ältesten deutschen Cultur; übertroffen aber werden sie von dem Berlin der Neuzeit, das, wie in jeder anderen Hinsicht, auch in dieser an der Spitze des jungen Reiches marschirt.

Literatur und Kunst.

Zur Aesthetik der Tonkunst.

Von H. Ehrlich.

Die Aesthetik der Tonkunst ist unzweifelhaft der schwerste Theil dieser philosophischen Disciplin; keiner andern treten bei der Behandlung des Gegenstandes so viele Vorbedingungen entgegen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen mit der Kunst und deren Schöpfungen und dennoch bei Feststellung der Anschauungen ein wichtigstes Moment bilden. Die physiologische Wirkung der Farben (Lichtschwingungen) ist von sehr untergeordneter Bedeutung bei der Beurtheilung eines Bildes. Man spricht zwar, daß gelb eine „warme", blau eine „kalte", roth eine „erregende" Farbe ist (welche ja manche Thiere in Wuth bringt); aber roth oder gelb oder blau auf eine Leinwand gemalt, bedeuten ebenso wenig, wie Stücke Marmor, und Bausteine und Mörtel nebeneinander gelegt. Sie müssen einen Gegenstand darstellen, und das Material muß dem Gegenstande anpassend verwendet sein, bevor überhaupt eine ästhetische Beurtheilung beginnt. Blaue oder weiße Blätter eines Baumes mögen noch so schön gemalt sein, sie sind keine Blätter, weil sie grün sein müßten; ein Gebäude ohne Eingang und ohne Fenster mag aus Marmor angefertigt sein, es wird ebenso als eine Mißgestaltung erkannt werden, wie eine Statue, die weder Menschen- noch Thierkörper darstellte. Aber wie ganz anders, wie gegenstandlos sind gleich die ersten Eindrücke des Tons! Derselbe Ton von einer Posaune oder einem Horne lang gehalten, bringt eine andere Wirkung hervor, als von einer Clarinette oder einem Fagotte geblasen. Und wer einen langen Accord von Posaunen hört, wird gewiß einen anderen Eindruck erhalten, als wenn dieser Accord einige Octaven höher von Flöten geblasen ertönt. Und doch stellt dieser wie jener Accord nichts anderes dar, als — einen Accord.*) Die Wirkung ist daher in erster Reihe als eine rein physiologische zu betrachten. Aber sie ist eine unendlich größere als die jedes anderen Kunstmateriales, die Nerventhätigkeit wird bei den meisten Menschen durch die Klangwirkungen in solchem Grade erregt, daß die Einbildungskraft in den Vordergrund tritt und die beigesellten (associirten) Vorstellungen des Hörers sehr oft das Erkennen der Kunstformen sehr stark, wenn nicht ganz überwiegen. Und dieser Fall ist nicht etwa bloß bei den musikalisch Ungebildeten zu bestätigen; vielmehr gibt es viele Musikfreunde, denen Bildung und Gefühl durchaus nicht abgesprochen werden darf, deren Urtheil über ein Musikwerk von dem Grade der Erregung ihrer Phantasie abhängig, bei denen also die elementare Wirkung des Tones von großer Bedeutung ist. Wir sind sehr weit entfernt, die Berechtigung der Phantasie zu leugnen; ja, wir gehen so weit, daß wir die wahre Wirkung der Musik in der höheren Anregung der Phantasie erblicken und das bloße „Verstehen", die Kenntniß der Formen und deren Entwickelung nur als eine Vorbedingung des vollen Kunstgenusses, durchaus nicht als das wahre In-sich-Aufnehmen eines Kunstwerkes betrachten. Aber wir wollen festgestellt wissen, daß jede Aesthetik der Tonkunst den Entwickelungsgang der ästhetischen Gefühle und Anschauungen überhaupt, und den Eindruck, den das musikalische Kunstwerk insbesondere erzeugt, als Grundlage der Forschung und der Festsetzung der Grundsätze betrachte. Mit Recht nennt Wundt**) die höheren ästhetischen Gefühle „die verwickeltste Form der intellectuellen Gefühle". „Sie sind Producte der Verbindung ästhetischer Elementargefühle mit intellectuellen Gefühlsformen, logischen, ethischen und religiösen Gefühlen, während außerdem als bedeutsame Elemente sinnliche Gefühle und Affecte in sie eingehen.***) Indem auf diese Weise das ästhetische Gefühl alle anderen Gefühle in sich schließt, ergreift es unser ganzes Gemüthsleben. Ein vollendetes Kunstwerk setzt unser logisches Gefühl in Spannung, erzeugt Affecte und sinnliche Gefühle, und als wesentliche Bestandtheile kommen noch dazu jene ästhetischen Elementargefühle, die aus der Verbindung der successiven Vorstellungen oder der Theile einer simultanen Vorstellung hervorgehen u. s. w. „Die Musik erzeugt Affecte, indem sie sie schildert, wozu sie ebensowohl die sinnliche Färbung der Klänge und Zusammenklänge, wie ihre Aufeinanderfolge benutzt. Diese sinnliche Schilderung der Affecte begründet aber noch nicht die ästhetische Wirkung der Musik, sondern die letzte entspringt erst aus dem befriedigenden Ablauf und der schließlichen Lösung der Affecte u. s. w."

Unsere Forderung, daß eine Aesthetik der Tonkunst die elementare Wirkung (Klang, Rhythmus u. s. w.), dann die specifischen Kunstformen, endlich aber die nothwendige poetische Wirkung auf die Einbildungskraft genau prüfe, finden wir

*) Es ist hier auch auf den unermeßlichen Unterschied zwischen dem Materiale aller anderen Künste und dem der Musik hinzuweisen. Für alle Künste gibt die Natur das Material her, Farben und Steine. Einen Musikton hat die Natur nicht, diesen muß der Mensch erzeugen.

**) Grundzüge der physiologischen Psychologie, II. Aufl., II. Band S. 350 ff.

***) Dieser letzte Satz ist besonders für die Aesthetik der Tonkunst bedeutsam. Ich kann nur Weniges aus dem hochbedeutenden Werke hier anführen, das auf jeder Seite die wichtigsten Aufschlüsse gibt.

Digitized by Google

in Professor Gustav Engel's Aesthetik der Tonkunst*) wenn auch nicht ganz, doch zum größten Theil erfüllt.

Der Verfasser ist als langjähriger Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" und als Professor des Gesanges an der Königlichen Hochschule in weiten Kreisen rühmlichst bekannt; doch nur die engeren wissenschaftlichen Kreise wissen es, daß er auch philosophische Abhandungen geschrieben hat, daß zwei musikalisch streng wissenschaftliche Werke aus seiner Feder geflossen sind: „Die Consonanten der deutschen Sprache" und „Das mathematische Harmonium"; in diesem letzteren hat er die Helmholtz'schen Versuche der absolut reinen Stimmung im Gegensatz zur temperirten weiter fortgesetzt und beschrieben. Ich erwähne das Alles nur, um darzulegen, daß Professor Engel mit dem vollen wissenschaftlichen Rüstzeuge gewappnet an das Unternehmen einer Aesthetik getreten ist, daß er zu gleicher Zeit in der Musik und in der Philosophie als Fachmann zu sprechen berechtigt ist. Obwohl er in der Vorrede sich als Anhänger der Hegel'schen ästhetischen Anschauungen bekennt, so ist er doch viel zu sehr eingeweiht in die Ergebnisse der Forschungen, welche die exacten Wissenschaften und die Physiologie auf dem Gebiete der Ton-Erzeugung und -Wirkung unternommen haben, um nicht einen Theil seiner Untersuchungen nach dieser Seite hin zu lenken und seinerseits Folgerungen daraus zu erzielen. Nur die Grundlage und der Giebel seines Aufbaues sind Hegelisch, in den verschiedenen Stockwerken und Räumen hat er vielfach das Material der Erfahrungswissenschaft entnommen. In dem ersten Capitel stellt er den Begriff des Wortes Musik dahin fest: „Von dem Augenblick, als der Mensch in das bunte Gewebe des Schallenden**) bestimmte Sonderung und bestimmten Zusammenhang hineinbringt, entsteht Musik. Musik ist also die Durchdringung des blos sinnlichen Elements des Hörbaren mit dem rein geistigen Trieb, das Mannigfaltige einheitlich zu begreifen." Was er vom Rhythmus, vom Tacte sagt, und besonders die Schemata, die er als Tact-Scansion aufstellt, können wir nicht unbedingt billigen. Gerade die von ihm angeführten Schemata ⏑ –, ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ ⏑ sind in der Musik am seltensten zu finden, der Scolius fast nie, der Dactylus eigentlich nur im Sechsachteltact, der Anapäst nur vorübergehend. Im dreitheiligen Tact ist der „Starkfußer", der Amphimacer ⏑ – ⏑ vorherrschend. Ich kann hier nur vorübergehend bemerken — werde es aber gelegentlich in einer Fachschrift darlegen — wie die Mehrzahl der schnellen dreitheiligen Motive der Classiker derartig geformt ist, daß der eigentliche Gedankengang im ersten und dritten Viertel (oder Achtel) liegt und der zweite nur melodisches Bindungsglied ist, daß also das zweite oft ganz weggelassen werden kann, ohne daß der Sinn der musikalischen Rede gestört würde. Nur das Menuett hat immer einen schweren zweiten Tacttheil auch im zweiten Viertel (⏑ – ⏑); viele Andante Motive desgleichen. Was Engel über die Wirkung der Töne sagt, „die die äußere räumliche Form des Daseins verhüllen" im Gegensatz zu den Lichtschwingungen, ist schön und poetisch; wir glauben nur, daß der von ihm aufgestellte Gegensatz: empiristische, maßvolle realistische Naturen — zu warm und lebhaft empfinden den idealistischen nicht ganz zutreffend ist; die sehr lebhaft und warm empfindenden Italiener sind in der Musik viel realistischer als die maßvollen empiristischen Norddeutschen. „Die Mode", „der Nachahmungstrieb, die Neigung zum Müssiggang" u. s. w., welche den Kreis (der Musikfreunde) „weit über die Zahl der eigentlich Berufenen ausdehnen" — sind überall thätig und werden es bleiben, sobald eine Kunst Gemeingut werden soll.

Das zweite und dritte Capitel beschäftigen sich mit der „Ergänzung der Musik durch Poesie" und andererseits mit „Ergänzung der Poesie durch Musik". Man begegnet hier einer Menge anregender und geistreicher Betrachtungen. Vortrefflich ist der Hinweis, daß die Musik in ihren verschiedenen Gattungen (Tanz-, Militär- und Kirchenmusik) immer die Hörer in eine erhöhte Stimmung bringt, daß dann also „die Tonphantasie aufhört, Selbstzweck zu sein"; und dies führt zu weiterer wichtigster Folgerung: „Nehmt der dichterischen Phantasie die Bilder, und Ihr zerstört die Phantasie selbst. Und einer Dichternatur wollt Ihr es verargen, wenn sie in einem Symphoniesatz, anstatt über die Themen und die Durchführung, über die Harmoniewendungen und Modulationen, über die orchestrale Mannigfaltigkeit u. s. w. in Entzücken zu gerathen, irgend ein Geschehenes, die Darstellung von etwas Wirklichem zu entdecken glaubt und nun auf ihre dichterische Art und Weise begeistert ist? Und das soll unter der Würde der musikalischen Aesthetik sein, es zu beachten und zu erklären, wenn an der Tonphantasie, von der der Musiker durchdrungen war, die dichterische sich entzündet, wenn überhaupt die verschiedenen Arten der Phantasie in einander spielen. Der Mann der Wissenschaft hat nicht die Aufgabe, dergleichen auszuschließen, vielmehr die Pflicht, den verborgenen Quellen, die solchen Umschlag des Einen in das Andere ermöglichen, nachzuspüren. Denn allerdings an dem Umschlage darf die Wissenschaft sich nicht genügen lassen, sie muß erforschen, was eine solche Uebertragung möglich machte." Dieser Satz, den wir wörtlich wiedergeben, faßt in sich auch den Hinweis auf eines der schwierigsten Probleme der Musikästhetik, auf die Erforschung des ästhetischen Gefallens an solchen Musikstücken, die vor den Regeln der musikalischen Composition nicht gut bestehen, wie manche von Schubert, Schumann, Chopin u. A.; hier tritt die Nothwahl hervor zwischen der Nichtanerkennung der Regeln oder bedeutender Erweiterung der Grenzen!

Auf die sehr ausführlichen Darlegungen, wie sich die Operntexte — d. h. die gewählte Handlung und die handelnden Personen — zum Ideal der Kunst verhalten, können wir hier nur hinweisen als auf ein außerordentlich interessantes Capitel auch für Den, der mit den darin ausgesprochenen Ansichten nicht immer übereinstimmt. Jede Seite zeugt von gründlichem gewissenhaften Studium, und das ist sehr wichtig, da ja in keiner Kunst die Oberflächlichkeit und Schönrednerei sich so breit machen kann als in der „Gefühlskunst", in der Musik. In dem Capitel „Das Gesammtkunstwerk und die Einzelkünste" legt der Verfasser dar, daß die Oper oder Musikdrama doch „die Totalität aller Künste" bietet. In dem folgenden „Das objective Kunsturtheil" zeigt er, wie auf dem Wege der Analyse, der formale und ideale Gehalt eines Musikstückes zu prüfen und zu erkennen sei. In diesem Capitel konnten die Tonmessungen und Intervall-Berechnungen wegbleiben, deren Kenntniß mit dem „objectiven Kunsturtheil" nicht in unmittelbarem Zusammenhange steht. Im letzten Abschnitt „Die Musik als Glied in dem Leben des Geistes" wird die Tonkunst als „Gipfel aller Künste" bezeichnet, weil sich in ihr „Anschauung und Begriff in der denkbar eindringlichsten Weise" verbindet. Wir können dieser Ansicht nicht unbedingt beistimmen, weil für uns der Gipfel der Kunst nicht in der Abstraction aus dem Abstracten — und ein solches ist ja eigentlich das rein Musikalische in letztem Zuge — liegt, sondern in der Idealisirung des Concreten. Eine Darlegung unserer Ansichten verlangte eine Abhandlung für sich. Der Zweck des vorliegenden Artikels aber ist vor Allem der, die Aufmerksamkeit aller ernsteren Musikfreunde auf das Buch Gustav Engel's zu leiten, mit der Versicherung, daß Keiner es aus der Hand legen wird, ohne Etwas daraus gelernt zu haben.

*) Berlin, W. Hertz.

**) Sollte eigentlich heißen „Tönenden". Denn auch der Trommelwirbel ist Sonderung und Zusammenhang von Schallendem.

Digitized by Google

Graf Leo Tolstoi.

Von Julian Schmidt.

Als ich Turgenjew zum letzten Mal sah, vor etwa drei Jahren, kehrte er von seinem alljährlichen Ausflug nach Rußland zum ersten Mal mit einiger Hoffnung für sein Vaterland zurück: er glaubte namentlich in der Entwicklung des bäuerlichen Lebens einen merklichen Fortschritt wahrzunehmen. Diese Umstimmung bekannte er, zum großen Theil seinen Gutsnachbarn, dem Grafen Tolstoi, zu verdanken, den er mir als einen hochsittlichen Charakter nicht genug zu rühmen wußte. Er hatte sich vorgenommen, im nächsten Jahr sich ein volles Semester in Rußland aufzuhalten, und versprach sich von dem Zusammenleben mit dem neuen Freunde den günstigsten Einfluß. Leider hat die bald darauf eintretende schwere Krankheit, die endlich zu seinem Tode führte, dies Vorhaben vereitelt.

Turgenjew blickte zu Tolstoi in jeder Beziehung empor, und wollte ihn nicht blos als Menschen, sondern auch als Dichter weit über sich stellen. Um mich zu überführen, schickte er mir von Paris aus die französische Uebersetzung des großen Romans „Krieg und Frieden" welchen er als das bedeutendste Werk seines Freundes bezeichnete.

Es sind gegenwärtig drei Grafen Tolstoi zu unterscheiden: der Unterrichtsminister, ein dramatischer Dichter und der Verfasser von Krieg und Frieden. Der letztere hat zuerst den Gymnasialcursus durchgemacht, dann seit 1851 die militairische Laufbahn eingeschlagen, hauptsächlich im Kaukasus, und endlich seit 1860 als glücklicher Gatte ein schönes Heim gegründet, wo er sich theils der Bewirthschaftung seines Gutes und der Hebung des Bauernstandes, theils literarischen Studien und Arbeiten widmet. Er hat vor seinem bedeutendsten Werk Erinnerungen aus seinem Kindheits- und Jugendleben und einige Novellen veröffentlicht, die meist im Kaukasus spielen; nach denselben einen Roman „Anna Karenin"*), der eine Ehebruchsgeschichte vom streng moralischen Standpunkt behandelt. Außerdem sind von ihm einige philanthropische Flugschriften wirthschaftlichen, religiösen und politischen Inhalts erschienen. Ich halte mich ausschließlich an den großen Roman.

Derselbe behandelt, in dem Umfang von etwa drei W. Scottschen Romanen, die russische Geschichte von 1805—1815: die napoleonischen Kriege, die Entwicklung der vornehmen Gesellschaft während dieser Zeit und die Träume und Hoffnungen der patriotischen Jugend. Ich überzeugte mich bald, daß ich es mit einem Dichter zu thun hatte, der unter den gegenwärtigen Romanschreibern Europas in erster Reihe steht, und meine Bewunderung wuchs, je weiter ich kam. Wenn Turgenjew ihn über sich stellte, so schrieb ich das Anfangs seiner großen Bescheidenheit zu: trotz der allgemeinen Bewunderung, die ihm von ganz Europa zu Theil wurde, gehörte Turgenjew zu den bescheidensten Menschen, die mir vorgekommen sind; aber ich überzeugte mich endlich, daß er, freilich nur in einem gewissen beschränkten Sinne, Recht hatte. Vorzüge Tolstoi's will ich hier hervorheben.

Turgenjew's Novellen haben sowohl den Dichter wie seine Gestalten dem fühlenden Leser lieb und werth gemacht, aber es breitet sich über sie eine dunkle Färbung, die man zwar nicht wegwischen möchte, denn gerade in ihr liegt ein gewisser Reiz, von deren Sinn man sich aber zuweilen keine volle Rechenschaft zu geben weiß. Es ist eine gewisse Hoffnungslosigkeit, die zum Theil aus seiner Auffassung des Menschenlebens überhaupt hervorgeht, hauptsächlich aber auf die russischen Zustände sich bezieht. Von dem Einzelnen, das er darstellt, weiß der Dichter seinen Leser vollkommen zu überzeugen: aber ob das Gesammtbild der Wahrheit der Wirklichkeit entspricht, darüber wird man öfters um so zweifelhafter, da der Dichter seit fast einem Menschenalter im Ausland lebte und mit seiner Heimath nur in Unterbrechungen Fühlung gewann. Diese Melancholie, die sich wohl wie eine liebliche Stimmung einschmeichelt, entzieht doch seinen Gestalten etwas an Lebendigkeit: bei den Lebenden muß Hoffnung sein.

Tolstoi schildert die Sitten des Zeitalters Alexander's I., die gegen die heutigen nicht gar zu gewaltig contrastiren mögen, arg genug, ja seine einzelnen Geschichten sehen oft wüster aus als bei Turgenjew. Aber er führt uns Menschen vor, die etwas wollen, zuweilen freilich ohne rechten Ernst, zuweilen aber auch mit voller Hingebung: bald etwas Schlimmes, mitunter aber auch Dinge, bei denen man ihnen den besten Erfolg wünschen möchte. Er führt uns gemischte Charaktere vor, deren verschiedene Momente sich an einander reiben, die sich also entwickeln, während sie bei Turgenjew in der Regel so bleiben, wie sie zu Anfang erscheinen. Die allgemeine Auffassung Rußlands ist bei ihm nicht ganz ohne Hoffnung: bei den bessern Charakteren, die er uns zeigt, besteht eine Art von Pflichtgefühl, das, häufig irregeleitet, sie doch immer zum Arbeiten und Thun anregt. Vergleichen wir die Gesellschaft, die er uns vorführt, mit der in Thackeray's „Vanity fair", die ungefähr in der nämlichen Zeit spielt: ich weiß nicht, wie die andern Leser darüber denken; mir kommt die letztere noch viel roher und selbstsüchtiger vor.

Damit hängt ein anderer wesentlicher Vorzug Tolstoi's zusammen: der Reichthum an Figuren ist bei ihm viel größer, er ist geradezu erstaunlich. Bei Turgenjew haben die meisten Helden eine große Familienähnlichkeit, sie sind im Grund Abbilder des Dichters selbst, und selbst in seinen Frauengestalten ist die Zahl der Typen, die sich gruppiren lassen, nicht überreich. In „Krieg und Frieden" hat jede Figur eine ganz eigene, originelle, von den übrigen qualitativ abweichende Gestalt, und so verworren sie sich durch einander drängen, der Dichter hat in seiner Zeichnung eine so feste Hand, daß sie uns nicht bloß vollkommen deutlich werden, sondern auch im Gedächtniß haften. Der Dichter ist ein Zeichner vom ersten Rang: ich möchte ihn mit Hogarth vergleichen, nur daß er nicht so carikirt.

Als Maler möchte ich ihn nicht so hoch stellen, im Colorit ist ihm Turgenjew bei weitem überlegen, ich meine nicht jene bunte, glänzend contrastirende Farbe, wie sie z. B. Gottfried Keller hat, sondern jene einheitsvolle Stimmung, die uns wohl thut und aus der gemeinen Wirklichkeit in eine poetische Traumwelt überleitet. Zum Theil wird das freilich durch den Gegensatz von Novelle und Roman bedingt, aber zum Theil liegt der Unterschied auch in der Compositionsweise.

Ich habe bereits „Vanity fair" erwähnt: Thackeray setzt hinzu „eine Novelle ohne Helden". Das ließe man sich schon gefallen aber es fehlt im „Markt der Eitelkeiten" nicht blos die Einheit des Helden, sondern auch die Einheit der Handlung, und diese halte ich in dem Roman für ebenso poetisch nothwendig, wie bei dem Drama. Thackeray hat Schule gemacht, viele von den neuern englischen Romanen zerfallen in eine Reihe von Episoden ohne inneren Causal-Zusammenhang. Am auffallendsten war es mir in George Elliot's „Middlemarch": die Dichterin stellt dem Leser erst eine Gruppe von Figuren vor, dann eine andere, eine dritte und vierte, die zunächst gar nichts mit einander zu schaffen haben; allmählich spinnen sich Fäden zwischen den verschiedenen Gruppen an und so wird eine Art von localem Zusammenhang hergestellt, aus denen aber kein einheitliches Gesammtbild hervorgeht, da jede neue Verknüpfung den Stempel des Zufälligen trägt. Zu dieser Schule gehört auch Tolstoi. Ich bin durchaus kein ästhetischer Doctrinair und halte nicht viel von allgemeinen Regeln, aber die Wirkung entscheidet. In „Middlemarch" wie in „Krieg und Frieden" — auch G. Elliot ist groß in der Zeichnung — werden wir bei jeder einzelnen Episode aufs äußerste interessirt, überrascht und überzeugt: aber aus diesem Particular-Interesse geht keine allgemeine Spannung hervor: wir können das Buch, so lebhaft es uns auch bewegt, jeden Augenblick aus der Hand legen, ohne daß wir eine Leere empfänden; und ebenso wenig würde es uns wundern, wenn auf die drei Bände noch drei weitere folgten. Es geht uns in dieser Erzählung gerade wie im Leben: wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf eine zu große Zahl von Personen theilen müssen, so werden wir, so interessant sie an sich sein mögen,

*) Eine gute deutsche Uebersetzung von P. W. Graff ist soeben im Verlage von Richard Wilhelmi in Berlin erschienen.

Digitized by Google

zuletzt müde und abgespannt. Zu einem echten Kunstwerk gehört die rechte Vertheilung von Licht und Schatten, und gegen diese verstößt Tolstoi wiederholt, ja er scheint sie geflissentlich zu vermeiden.

Es hängt das zum Theil mit seiner philosophischen Weltanschauung zusammen, die dem Zufall im Leben einen gar zu großen Spielraum anweist. Tolstoi ist keineswegs in dem Sinn Skeptiker, als ob er den sittlichen Menschen Zweifel an seiner Schuldigkeit verstattete, aber der geschichtliche Fortgang liegt für ihn zu weit von dem Rahmen des vernünftigen Wollens entfernt. Da es zu weit führen würde, auf diese äußerst schwierigen Fragen im allgemeinen einzugehen, so hebe ich nur einen bestimmten Punkt hervor.

„Krieg und Frieden" heißt der Roman; die militairischen Begebenheiten nehmen fast die Hälfte des Raumes ein. Die einzelnen Gefechts- und Schlachtbilder sind in der Zeichnung meisterhaft. Tolstoi kennt den Krieg aus eigener Erfahrung, und weiß uns in die Zufälligkeiten desselben so lebhaft einzuführen, daß wir im vollsten Sinne des Worts dabei zu sein glauben. Bilder wie den Brand von Moskau vergißt man nie wieder. Das würde vollkommen ausreichen, wenn der Krieg nur episodisch aufträte, aber der Dichter will uns den Fortgang des gesammten Krieges vergegenwärtigen. Hier kommt ihm nun seine Ueberzeugung in die Quere, daß vernünftige Dispositionen bei dem Erfolg die geringste Rolle spielen: die Dispositionen werden gemacht, aber der Verlauf ist ein ganz anderer: die Truppen gerathen an Orte, wo sie nichts zu suchen haben, die Gegner ebenso, und so wälzen sich die Massen zufällig vorwärts, oder vielmehr durch eine geheimnißvolle dämonische Macht fortbewegt, über die sich auch der Klügste keine Rechenschaft gibt. Tolstoi's Lieblingsfeldherr ist daher Kutusow, der gar keine Pläne machte, sondern alles gehen ließ, wie es eben gehen wollte. Diese Auffassung des Krieges hat für den Roman den Nachtheil, daß sie schließlich den Leser langweilt: nichts ermüdet so sehr, als der beständige Wechsel von Zufälligkeiten, sie entspricht aber auch nicht der Wirklichkeit. Wie es mit der russischen Kriegsführung beschaffen ist, kann ich nicht wissen, aber wir Deutschen haben die Erfahrung von 1866 und 1870 im Gedächtniß, und da hat sich augenscheinlich gezeigt, daß große, umfassende Dispositionen, wenn die Maschinen sorgfältig in Stand gesetzt sind, wirklich zur Ausführung kommen und den Sieg entscheiden können. Tolstoi's militairische Bilder machen auf mich ungefähr den nämlichen Eindruck, wie die seines Landsmannes Wereschagin.

In der Schilderung der Familienverhältnisse während dieser Zeit hält sich Tolstoi vornehmlich an die vornehme Gesellschaft. Nicht aus Neigung, ihm ist vielmehr diese leicht überfirnißte, innerlich rohe und gemeine Classe gründlich zuwider, und er sucht mit Rousseau die wahren Typen des echt Menschlichen in den unteren zum Theil noch unverdorbenen Volksschichten. Aber er wollte eben den Theil Rußlands zeichnen, der politisch in jener Periode ausschließlich in Betracht kam.

Als Ergänzung schildert er die humanitären Bestrebungen, die sich in der Jugend regten; als Träger derselben wählt er eine wunderliche Figur, den Grafen Peter Besuchoff. Er gehört nicht eigentlich zur Gesellschaft; er ist Bastard eines großen Herrn, der ihn nachträglich legitimirt. Er gibt der Gesellschaft fortwährend Anstoß durch muthiges Aussprechen paradoxer Ansichten über das officielle Rußland, freilich wird er allgemein als gutartig und unschädlich angesehen. Er trägt das wärmste Wohlwollen für das leidende Volk im Herzen, aber es fehlt ihm jede Initiative, er weiß nicht, wie zu helfen sei. Darum fragt er Jeden, dessen Weltklugheit er bewundert, um Rath, und hat außerdem die stärkste Resonnanz für jede laut anklingende Stimmung, die ihn bei seiner ungeheuern Körperstärke zu den tollsten Dingen verführt. Während des Moskauer Brandes hatte er vor, Napoleon zu erschießen, vergißt es aber wieder, weil verschiedene Zufälligkeiten sich dazwischen stellen. Durch eine Art Volksprophet wird er an die Freimaurer gewiesen, die im Culturleben Rußlands dieser Zeit eine hervorragende Rolle spielen. Er geht durch alle Schulen derselben und endigt schließlich in einer Art Resignation, etwa wie Tolstoi selbst: er sucht sein Glück in der Familie, bewirthschaftet seine Güter ordentlich, sucht dem Nachbar hilfreich beizuspringen und befriedigt seine allgemeinen politischen Bedürfnisse in volkswirthschaftlichen und philosophischen Studien, bei denen ihm durch die Fürsorge seiner treuen Gattin Natascha nicht einmal ein Flüstern unterbrechen darf. Im Uebrigen hält sie ihn streng unter dem Pantoffel.

Die Figur nimmt im Roman einen so breiten Raum ein, daß sie fast wie der eigentliche Held aussieht. Gezeichnet ist Peter meisterhaft und interessirt aufs lebhafteste von Anfang bis zu Ende, was dem Dichter aber noch sonst etwa dabei Symbolisches vorschwebte, ist nicht ganz klar. Wir Deutschen könnten uns aus diesem Charakterbild eine Lehre entnehmen: auch der wohlwollendste philanthropische Russe ist eben, weil ihm die Initiative fehlt, bei seiner starken Resonnanz geeignet, durch laut klingende Stimmen zum Abenteuerlichen verleitet und bei seiner großen Körperkraft daher gefährlich zu werden. Er fordert unsere aufmerksame Ueberwachung heraus, und auch das ist ein Grund, uns mit der russischen Literatur eingehend zu beschäftigen, abgesehen davon, daß sie durch ihren innern Werth in der modernsten europäischen Bildung eine bedeutende Stellung beanspruchen darf.

Ein deutscher Sprachforscher in Belgien.

Von Klaus Groth.

„In memoriam J. F. J. Heremans'" lautet der Titel eines stattlichen Bandes von vornehmster Ausstattung, erschienen kürzlich in Gent. Er enthält mehr als ein halb Dutzend Grabreden hervorragender Männer und eine ganze Anzahl Artikel hervorragender Zeitschriften zum Lobe, zur Trauer, zum Abschiede auf — einen deutschen Sprachforscher, einen muthigen und siegreichen Kämpfer fürs Deutschthum.

Am 13. März v. J. starb, keine 60 Jahre alt, Prof. Dr. Heremans. Weiß Deutschland von ihm? Ist das Correspondenzblatt des Allgemeinen deutschen Schulvereins mit einem Trauerrand erschienen, da ein Mann gestorben, der mehr fürs Deutschthum an seinen bedrohten Grenzen gethan, als irgend einer?

Ohne Heremans, seine 25jährige Thätigkeit als Lehrer und Agitator, ohne seine wachsende Zahl von Anhängern, Schülern und Freunden, wozu bald die hervorragendsten Dichter und Schriftsteller, Leute wie die beiden van Ryswyck's, Conscience, die beiden Fräulein Loveling, Michels, Willems, Blommaert, van Duyse, Lebeganck, Hiel, Hansen u. A. gehörten, wäre Belgien vor 1870 vollständig verfranscht gewesen. Was das für uns Deutsche zu bedeuten gehabt, möge Jeder für sich ermessen.

Der Prof. Paul Frederique von der Hochschule in Gent sagt in seiner Grabrede: „Unsere Muttersprache wurde, als Heremans im Jahre 1845 seine Laufbahn in Gent eröffnete, in den höheren Regionen und in der wohlhabenden Bürgerei allgemein verachtet. Die Kinder der wohlhabenden Stände, welche auf den Gymnasien den Ton angeben, standen der vlaamschen Sprache feindlich oder doch gleichgültig gegenüber. Doch der junge Lehrer — Heremans — war voll Gluth und Ueberzeugung, und bald warb er unter der feindlichen Schuljugend ein Lager glühender Vlaamschgesinnter.

Dieses Lager von Schulknaben, welche durch das begeisternde Wort ihres neuen Lehrers bekehrt wurden, zählte Jünglinge, die später von sich hören ließen: ich nenne nur Julius Vuylsteke, Tony Bergmann und Gustav Rolin, unsern gegenwärtigen Minister des Innern.

Es ist bekannt, daß diese Schüler von Prof. Heremans später die Einheit des Liberalismus und der Vlaamschgesinntheit verkündigt und so der vlaamschen Bewegung eine neue echt nationale Richtung gegeben haben.

Diese Schüler Heremans' hatten kaum das Gymnasium

Digitized by Google

(Athenäum) in Gent verlassen, als sie durch ihre kluge Haltung und wiederholte Anträge vom damaligen Ministerium es erreichten, daß ein Lehrkursus für niederländische Sprache und Literatur neben dem französischen an der Universität eingerichtet wurde.

Am 9. November 1854 — vor beinahe 30 Jahren — eröffnete Heremans seinen niederländischen Lehrcursus an der Universität, unter dem Jubel der einstigen Schüler des Gymnasiums. Nicht ohne berechtigten Stolz und tiefe Rührung hörten die vlaamschen Studenten damaliger Zeit ihre Muttersprache (de moedertaal) nach langen Jahren der Verbannung vom Katheder der Hochschule widerhallen aus dem Munde ihres geliebten Professors.

Heremans war vor allen Dingen Sprachforscher. Niemand in unserem Lande schöpfte wie er aus der deutschen Philologie. Er zuerst hat diese Kunde, bis dahin auf belgischen Hochschulen völlig unbekannt, eingeführt. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich als Jüngling seinen Vorlesungen beigewohnt, wo er uns den Schatz seiner gründlichen Gelehrsamkeit in der Erklärung des Heliand mitgetheilt.

Aber im Kreise unserer belgischen Hochschulen stand Prof. Heremans schier wie ein Fremdling. Sein Lieblingsfach, die niederländische und deutsche Sprachkunde, fiel außerhalb des Lehrprogramms und — was für seine Wissenschaft am schädlichsten war — außerhalb jeden verpflichtenden Examens: So predigte er in der Wüste.

Endlich brach allerdings vor seinen Augen das lang erwartete Morgenroth an. Unser jetziger Unterrichtsminister beschloß im vergangenen Jahr, daß an der Universität in Gent künftig eine normale Abtheilung für vlaamsche Geschichte und deutsche (germanische) Sprache eingerichtet werden soll. Für Heremans kam die Botschaft zu spät. Von Krankheit gebeugt, mußte er seinen Abschied nehmen. Er ging nach Mentone. Wie Moses, sah er aus der Ferne in das gelobte Land, ohne es betreten zu können."

Aehnlich und übereinstimmend im Lobe sprechen sich sämmtliche Redner und Zeitungen, auch französische, über den Verstorbenen aus. Der Bürgermeister H. Lippens erwähnt in seiner französischen Grabrede, daß Heremans trotz seiner Abneigung gegen politisches Parteitreiben, trotz seiner Vorliebe für die Einsamkeit und stilles Studium nicht zögerte, praktische Aemter zu übernehmen, ohne Scheu an die Oeffentlichkeit und in den Parteikampf zu treten, seine große Gelehrsamkeit, sein scharfes Urtheil, seine ausdauernde und gewissenhafte Arbeit daran zu setzen, sobald es die vlaamsche Sache, seine Muttersprache, galt. Er wurde Mitglied der verschiedenen Schulcommissionen, der Akademie, des Landtages, der Commune. In allen diesen Functionen zeigte er sich getreu dem Zwecke seines Lebens: die Rechte seiner Landessprache immerfort und allerwege wieder zu erobern, mit einer Hartnäckigkeit, welche selbst Die bewundern müssen, die ihn (wie wohl auch der französisch redende Bürgermeister) bekämpften.

Man erstaunt, wenn man aus dem Munde des Bürgermeisters erfährt, was der bald schon kränkelnde Mann im Schulwesen der Stadt Gent zum Vortheile der vlaamschen, d. h. germanischen, Sprache dem übermächtigen Franzosenthum gegenüber geleistet und durchgesetzt hat. Es ist eine vollständige Reform, ein Sieg des Deutschthums über den Romanismus.

Heremans war nach der Versicherung des Bürgermeisters auch ein erklärter Feind der Clericalen. Er trat noch ein Jahr vor seinem Tode zum Protestantismus über.

Zu Anfang seiner praktischen Lehrthätigkeit fehlte es an den nöthigen Schulbüchern. Der gelehrte Mann hielt es nicht für einen Raub an seinen Studien, daß er sich hinsetzte und sie selber schrieb: eine kurze vlaamsche Grammatik, eine vlaamsche Verslehre, ein vlaamsch-französisches Wörterbuch u. a. m. Dazu gab er Anthologien für Schulzwecke heraus; sein wichtigstes Werk der Art liegt vor mir in zwei stattlichen Bänden unter dem Titel „Dichterhalle" (1858—1864). Daß der Mann ein Deutscher, mag allein dieser Titel beweisen.

Seit der politischen Trennung Belgiens von Holland hatten die beiden sprachverwandten Stämme, oder wenigstens hatten ihre Führer in particularistischer Blindheit auch in ihrer Sprache den Riß zu bezeichnen, zu erhalten, zu erweitern gesucht. Der Unterschied zwischen Vlamisch und Holländisch besteht eigentlich nur im Temperament ihrer Schriftsteller und im daraus entwickelten Stil. Der Unterschied ist nicht etwa wie zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch, bei weitem nicht einmal so groß wie zwischen Norwegisch und Dänisch, von dem die Normänner sich zu befreien trachten. In Wirklichkeit sind Vlamisch und Holländisch vollständig nach Wortschatz und Sprachformen ein und dieselbe Sprache. Um so mehr drängten die belgischen Particularisten auf die Erhaltung einiger kleinlichen orthographischen Unterschiede über Dehnungszeichen u. dergl. Ich führe ein Beispiel an, damit meine Leser anschaulich ersehen, um welche Quisquilien es sich handelte.

Im Altniederdeutschen — plattdeutsch, holländisch, vlamisch — wurde das lange, gedehnte a durch ein hinzugefügtes e bezeichnet, wie noch im Schriftdeutschen das lange i, also Vlaemen (wie Bier, Biene).

Nebenbei gesagt, entstand mißverständlich daraus die falsche deutsche Aussprache flämisch, wie Schiller aus dem holsteinischen Itzehoe den langen Peter aus Itzehö geschaffen. Die Holländer schrieben seit ihrer neuen rationellen, wenngleich etwas steifen Orthographie (1805) Vlaamen und ähnlich. Darin bestand der Streit. Aber er war hartnäckig. Prof. Frederique sagt: Lange Jahre hindurch eiferte Heremans unablässig zum Vortheil der Einheit der Orthographie in Holland und Belgien. Er war der Feldherr in dem wissenschaftlichen und literarischen Streit und errang endlich den Sieg. 1863 (man denke!) ward durch königlichen Beschluß nach Vorstellung des vlaamsch gesinnten Ministers des Innern, Alfons Vandenpeereboom, die Einheit der niederländischen Orthographie für den öffentlichen Unterricht und für die Staatsbehörden als gesetzlich erklärt. Der letzte Schlagbaum zwischen Holländern und Vlamingen war endlich gefallen und Heremans der Mann, der ihn niedergelegt.

Er war auch der treueste Besucher der niederländischen Sprachcongresse, die abwechselnd in Belgien und Holland abgehalten werden. Man weiß, wie heilsam der Einfluß dieser friedlichen Versammlungen gewirkt hat, die Brüder aus Nord und Süd, durch die Umwandlung von 1830 politisch getrennt, mit einander zu versöhnen. So Prof. Frederique.

So wenig sich das germanische Mutterland — Germanen echten Schlages sind doch am Ende die Vlamen — um die Kämpfe ihrer tapferen Söhne dicht hinter ihren Grenzen, nahe vor ihren Thoren kümmerte, kümmern konnte, denn es hatte genug mit seinen eigenen verschrobenen Verhältnissen zu thun: die blanken Waffen der Wissenschaft, mit denen die Heremans und Genossen kämpften, holten sie daher, von unsern Grimms, Benecke, Lachmann, Bopp und Pott; ihr Auge blieb auf uns gerichtet. Und als im Anfang der fünfziger Jahre in unserer Literatur eine plattdeutsche Bewegung begann, da erwachte bei manchem von ihnen die Hoffnung, daß die Brücke zur Vereinigung mit uns wieder gefunden sei, die seit hundert Jahren und mehr, größtentheils freilich durch ihre Schuld, abgebrochen worden. Damals war der kaufmännische Verkehr zwischen den Niederlanden und den Hansestädten, der persönliche zwischen „Holland" und Norddeutschland ein so inniger, daß an einen Unterschied zwischen den zwei Nationen nicht gedacht wurde. In diesen Tagen errichtet man an einem Hause in Meldorf in Ditmarschen eine Gedenktafel für den Reformator Heinrich Moller aus Zütphen, der, Luther's Lehre predigend, in seiner niederländischen Muttersprache hier wohl verstanden ward und als Märtyrer für seine Ueberzeugung starb. Damals führte man des holländischen Shakespeare's, Vondels, Stücke in Hamburg in der Ursprache auf, wechselten die großen Kaufhäuser Hamburgs mit Amsterdam und Antwerpen ihre Söhne als Lehrlinge aus, wurde in Hamburg ein ganzes Stadtviertel von niederländischen Einwanderern bewohnt, der Hollandsche Brook, der noch den Namen behalten hat, eine holländische Krankencasse gegründet, die noch existirt.

Sicher waren es Heremans und seine Schüler, die sich gleich nach dem Erscheinen meines Quickborn an mich wandten, an ihren Sprachcongressen in den Niederlanden Theil zu nehmen, an ihrem großen Wörterbuch (von de Vries und

Digitized by Google

Cosijn) mitzuhelfen, was ich auch nach meinem Maße gethan habe. Zum Besuche eines der niederländischen Sprachcongresse kam es mit mir leider niemals. Doch folgte ich im Sommer 1861 der wiederholten dringenden Einladung von Seiten einer Anzahl vlamischer Schriftsteller zur Theilnahme an den großartigen Festlichkeiten bei der Versammlung bildender Künstler aus der ganzen Welt in Antwerpen. Bei der Gelegenheit lernte ich auch Professor Heremans persönlich kennen als einen ebenso bescheidenen, wie liebenswürdigen Mann.

Auf einer Rundreise durch Belgien empfing er mit mehreren Herren mich zu meiner großen Ueberraschung am Bahnhofe. Man hatte mich, wie fast in jedem größeren Orte, auch in Gent zum Mitgliede ihrer Sprachgesellschaft gemacht. „Die Sprache ist das Volk", nannte sich die Genter Gesellschaft, es waren Deputirte derselben, die mich empfingen und mir den Tag angenehm und interessant machten. Bis tief in die Nacht hinein saß dann noch Heremans bei mir allein im Hotel und setzte das Gespräch fort, das schon eine Anzahl Vlaminger mit mir geführt hatten, über ihre Sprachangelegenheit und ihre Hoffnung, daß Plattdeutschland sich sprachlich ihnen wieder nähern, mit ihnen literarisch zusammengehen möchte. Das Haupthinderniß ist die ungleiche Schreibweise. Aber es ist unüberwindlich. Wenigstens mußte ich Heremans es abschlagen, meine plattdeutschen Bücher in vlamischer Orthographie drucken zu lassen. Ich besprach diese Dinge plattdeutsch. Ein einziger Zuhörer saß stumm mit uns am Tische. Als sich der während einer kurzen Abwesenheit meinerseits entfernt hatte, erzählte mir Heremans, um mich nochmals gründlich zu überzeugen, daß plattdeutsch von jedem Vlamen verstanden werde: Unser Zuhörer war ein Klempnermeister hier aus Gent. Ich (Heremans) fragte ihn, ob ihn das Gespräch über solche Sprachsachen interessirt habe?

„Gar sehr!" war die Antwort. Ich fragte ihn, ob er den fremden Herrn (mich) habe verstehen können? „Gewiß", antwortete der Genter, „aber der Herr spricht ein sonderbares Vlaamsch, er ist wohl aus dem Norden?"

Ich habe den freundlichen, tüchtigen Mann nicht wieder gesehen. Hoffen wir, daß sein Werk fortlebe, daß seine Zöglinge fortfahren, tapfer gegen das drohende Franzosenthum zu kämpfen. Im Osten und Süden ist das Deutschthum stark bedroht. Wenn es im Westen und Norden nicht gewichen ist, so verdanken wir es den tapferen Niederdeutschen in Schleswig und in Belgien.

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Welch' einen Einblick in diese anders geartete, still umfriedete Welt gewährte mir schon dieser erste Abend! Mit welchen Empfindungen ging ich droben im Giebelzimmer, zu dessen Fenstern die Lindenzweige hineinschauten, zum ersten Male zur Ruhe! Es war, glaub' ich, erst zehn Uhr; aber ich schlief, schlief, wie ich niemals vorher in meinem Leben mich erinnerte, geschlafen zu haben, schlief bis in den hellen Morgen hinein, bis die Amsel mich aufweckte, die in der Linde saß und sang, und ich glaube, ich trällerte selber ein Lied vor mich hin, als ich aufstand und die Fensterflügel aufstieß und eine Woge von Wohlgerüchen mir durch den Frühwind hereingetragen ward, indeß die Thautropfen, gleich funkelnden Diamanten, an Blättern und Blumen hingen. — Welch' ein Morgen, welch' eine Welt hier! Und so stieg ich hinab, um Hildegard meinen Morgengruß zu bieten. — Sie lachen ja noch immer nicht, Gröben; weshalb lachen Sie nicht?"

Herr von der Gröben öffnete die Augen zur Hälfte, sah aber den Frager nicht an, sondern starrte in die verglommene Asche, gleich diesem selber und entgegnete halblaut, schläfrig: „Ich? Warum, Gresser? Die Geschichte ist ja recht amüsant, recht eigenartig. Ist sie noch lang?"

„O nein, man kann sie auch kurz erzählen."

„Es muß nahe an drei Uhr sein, unsere gewöhnliche Schlafenszeit. Kommen Sie zu Ende! Ich will derweil noch ein Glas trinken."

Er trank und Ude nickte leise und fuhr fort: „Wie soll man es erzählen? Es war eben Alles ein Traum, Gröben. Ich hatte solche Menschen und solche Verhältnisse nie kennen gelernt, nie gewußt, daß sie existirten; ich wandelte wie ein Fremdling unter ihnen. Statt der dunstigen Atmosphäre unserer volksreichen Straßen, statt der parfümirten Stickluft unserer Salons die thauige Frische dieser prangenden Natur; Harzgeruch und Blüthendüfte an Stelle der welken Blumen in falschen Weiberlocken und des nervenaufregenden Boudoir-Athems vollbusiger Phrynen; ernste, ehrliche, erfolgreiche Arbeit, die vor nichts zurückscheut und in sich selber ihre Befriedigung findet, statt blasirten Müßigganges; ächtes Leben statt gelangweilten Fortvegetirens; unverfälschte Natürlichkeit statt raffinirten Scheindaseins, — pah! Wozu das Alles weiter ausführen? Sie begreifen es ohnehin, begreifen die Wirkung und den Reiz solcher Verwandlungen, und ich sollte nur noch hinzufügen: und ein Weib statt einer Puppe, statt einer Dirne, statt eines Spielzeugs! Ein wirkliches Weib. Und ich hatte nicht gewußt, daß es deren in unserem verbildeten Zeitalter noch geben könne, wenn es nicht zugleich eine Bauernmagd sei. — Ich habe sie von jeher zu nehmen gewußt, unsere Weiber, und ihnen rasch genug bis in den innersten Kern ihres Wesens geschaut und aus ihnen gemacht, was ich wollte, und sie waren sich Alle gleich geblieben: so ein reizvolles, wunderliches Gemisch von Sinnlichkeit und Sentimentalität. — Hier stand ich wie ein Schulbube da und wurde roth, wenn mich diese frühlingshellen Augen ansahen, in denen die ganze, reine Mädchenseele vor mir lag, und hörte ihre Worte mit an, wie wenn sie in einer mir fremden Sprache geredet würden, auf die ich nur eine nichtige Antwort hervorstottern konnte, und wunderte mich über mich selbst und wurde nicht klug aus mir. Vielleicht schämte ich mich sogar, meiner Vergangenheit, meines eigenen Ich? ich weiß selber nicht. Aber so recht wohl wurde mir lange nicht auf Bassow; es lag immer wie ein Alp auf mir, und ich meinte manchmal, ich müßte auf und davon gehen, und doch hätte ich's nicht gekonnt. Um keinen Preis der Welt. — Wie das Leben auf Bassow hinging? Das ist schwer zu sagen und leicht: in Arbeit; und die Erholung von der Arbeit war eigentlich wieder Arbeit. Onkel Malte war den ganzen Tag draußen auf dem Felde, meist zu Pferde, und leitete Alles und griff überall selbst mit Hand an und hatte nur Freude an dem, was er selber geschaffen, und war der rechte Herr auf eigenem Grund und Boden; unerbittlich in seinen Anforderungen gegen die Untergebenen und gegen sich selbst, wortkarg, gerecht und gütig, grundehrlich und tüchtig in Allem, was er sprach und that. Feld und Wald waren seine Welt und er wollte nichts sein, als was er wirklich war und hatte nie einen Wunsch über das hinaus, was er mit seiner eigenen Hände Arbeit erreichen konnte. Und Hildegard ersetzte ihm die Hausfrau. Aber sie war mehr als das; sie brachte in diese rechtschaffene, tüchtige Wirklichkeit ein Stück Poesie hinein. Wohin sie kam, da wurde es überall licht und freudig, mit ihr war Sonnenschein am trübsten Regentag auf Bassow. Und Alle wußten das und rechneten darauf, und sie ließ nie Einen im Stiche.

Mich auch nicht. Wir wurden schnell gut Freund miteinander. Wir ritten zusammen durch die warmübersonnten Haidestrecken, um die es oft mitten in der Sonne des Spätfrühlings wie mit einem melancholischen Zauber lag; wir ruderten auf dem Weiher, wir besuchten die Dorfarmen, wir waren zusammen draußen auf dem Felde und drinnen in den Wirthschaftsräumen. Ueberall sah ich ihre geschickte, feste, hülfreiche Hand, ihren geraden Sinn, ihren unerschrockenen Muth, ihre keusche Weiblichkeit. Und sie fragte mich nie nach meinem Leben aus, sie forderte mich nie zu einer Hülfeleistung

Digitized by Google

auf; sie und Onkel Malte selber ließen mich in Allem gewähren, thaten, was sie sonst auch gethan hätten und machten von meinem Besuche nach keinerlei Richtung hin irgendwelches Aufheben. Da es viel Arbeit gab, sahen wir kaum hin und wieder einen von den Nachbarn, der durch die unendlichen Weizenfelder zu uns herübergeritten kam. Ein einförmigeres, gleichmäßigeres Dasein als das unsere auf Bassow kann sich keine Phantasie erdenken; und doch könnte ich von dieser ereignißlosen, bedeutungsschweren Zeit stundenlang forterzählen und würde nicht müde werden. —

Hildegard war aufs Engste mit dieser Welt verwachsen, welche sie umgab; ich konnte mir Bassow nicht ohne sie und sie nicht ohne Bassow denken. Dieser Rahmen, der aus dem alten Herrenschlosse, dem Park mit seinen Baumriesen, den schwermüthigen Kiefernforsten und dem unabsehbaren, wogenden Meer von Getreidefeldern sich zusammensetzte, über dem die Sonne in einem lichtblauen Himmel stand und über den der nie schlummernde Wind des Flachlands mit rastlosem Summen und Murren hinging, dieser Rahmen paßte so unablösbar zu dem holden Frauenbilde meiner Cousine Hildegard, daß gerade er ihr erst ihr eigenstes Gepräge verlieh. Das wußten alle Leute im Dorf und in der Umgegend, die für ihre geringfügigsten Interessen hier warmes Verständniß und rege Theilnahme fanden, das wußte sie selbst und das wußte vor Allen auch Onkel Malte, der sie jederzeit um Rath anging, in Dingen, die sonst dem weiblichen Gesichtskreise weit abliegen, mit denen aber Hildegard in ihrem ganzen Wesen und Sein aufs Innigste verwachsen war. Seit der Mutter Tode war sie in die Stellung einer Gutsherrin, die an Wohl und Wehe alles dessen, was ihr Wirkungskreis umhegt, selbstthätig-lebendigen Antheil nimmt, hineingediehen, und jetzt gab es keinen Baum im Gutsbesitz mehr, den sie nicht gekannt, zu dem sie sich nicht zugehörig gewähnt hätte. Ja, Onkel Malte selber stand, ohne daß er oder ein Anderer es wissen mochte, in einer Art Abhängigkeit von ihr; Keiner sprach es aus oder wurde sich dessen klar, aber Jeder fühlte es, daß Hildegard ihre Hand über Allem hielt, und Jeder fügte sich willig ihrer milden Herrschaft. „Wissen Sie, wie der Landwirth heißt, der in unserm Kreis die erste Musterwirthschaft besitzt?" fragte mich einmal ein Gutsnachbar von Bassow, „er heißt: Freifräulein Hildegard von Gresser." Und er mußte es wissen, und Keiner dachte anders, als er.

Für diese Gutsnachbarn und Kreiseingesessenen hatte ich von vornherein meinen ganzen Sarkasmus aus der Residenz mitgebracht. Aber ich fand keine Gelegenheit, ihn zu bethätigen, und sie traten mir ganz anders entgegen, als ich sie mir ausgemalt. Es waren einfache, biedre, tüchtige Landedelleute, die nicht mehr scheinen wollten, als sie waren, die auf ihrer eigenen Scholle saßen, wie ihre Väter, und ihren Grund und Boden bearbeiteten und ihre Pflichten gegen sich und alle Welt redlich erfüllten. Wenn sie zusammenkamen, sprachen sie rauchend und trinkend von den Getreidepreisen, von der Spiritusbörse und vom Wollmarkt, aber auch von Lust und Leid ihrer Familien und Ortsangehörigen, und in ihrer Art von den Dingen der großen Welt da draußen, die sie selten mit eigenen Augen sahen und nach der sie sich niemals sehnten. Ihr Horizont war nicht sonderlich weit; aber innerhalb des engen Horizonts waren sie glücklich und griffen sie thatkräftig ein und wollten nicht darüber hinaus. Sie thaten das Ihre und lebten ein Leben, das sie sich nicht anders denken konnten, in das der Zufall ihrer Geburt sie gestellt und das sie befriedigte. Manchmal hätte ich sie eher beneiden als verhöhnen mögen.

Ich sagte mir, daß unter diesen Gutsnachbarn Einer sein würde, der eines Tages Hildegard zu seiner Frau machen werde; vielleicht der zweite Sohn irgend eines dieser alten, erbeingesessenen Geschlechter, der dem Erstgeborenen das väterliche Stammgut überlassen mußte und durch königliche Gnade die Vergünstigung erhielt, seinem Namen den des freiherrlich Gresser'schen Hauses beizufügen, um so das im Mannesstamm erloschene Geschlecht fortzuführen und auf Bassow Herr zu werden. Ich sah mir alle diese heirathsfähigen, jüngeren Herren im Kreise der Reihe nach an, wenn sie in Reitrock und hohen Stiefeln im Herrenhause von Bassow vorsprachen, welcher von ihnen mal der Würdigste für Hildegard sein würde; aber es war merkwürdig, daß ich Keinem solchen Ehrenpreis zuertheilen mochte, und daß es mich mit wohliger Befriedigung erfüllte, als ich einsah, Hildegard begünstige Keinen von ihnen Allen, sondern sei mit Allen gleich freundlich und zuthulich, wie es Landesbrauch und wie es ihre eigene Art war. Mich selber behandelte sie nicht anders als Alle. Sie blieb sich immer gleich, und kein wärmerer Händedruck, kein freundlicherer Blick ihrer blauen Augen verrieth je einen Wandel, eine Steigerung oder Abschwächung ihrer Gefühle. Sie war, wie die Tage auf Bassow selbst waren: einer glich dem andern auf ein Haar, still und gleichförmig, aber über allen stand die nordische Sonne mit ihrem mild wärmenden Licht.

Darüber war der Frühling lange hingegangen und der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und ich weilte immer noch auf Bassow. Es war wohl an der Zeit, nun an den Abschied zu denken. Ich war lange wieder im Vollbesitz meiner früheren Kräfte, ja, ich war in der frischen Land- und Waldluft und bei dem gleichmäßig-friedsamen Leben auf Bassow stärker und gesunder geworden, als ich je gewesen. Die Wochen waren mir wie im Traum verflogen; wenn ich jetzt zurückblickte, begriff ich nicht, daß ich schon seit Monaten in dieser Umgebung von Föhrenwald und Weizenbreiten verweilte und weder das Wagengerassel der menschenwimmelnden Straßen noch das Rauschen der Kartenblätter, das Rollen der Geldstücke, das Knallen der Champagnerpfropfen in all' der Zeit vernommen oder entbehrt hatte. Nicht einmal der Pfiff einer Locomotive war in meine Weltabgeschiedenheit hinübergedrungen. Und nun standen die Garben auf dem Felde und die Erntewagen jagten den Scheuern zu. Hildegard trug einen Kranz von vollen Weizenähren um ihren Strohhut geschlungen und eröffnete nach alter Sitte mit dem Großknecht von Bassow den Tanz auf dem Erntefeste. Auf dem freien Platz unter den alten Eichen war's, und in malerischen Gruppen lagerte sich das bunt geschmückte Landvolk im Grünen, und die Alten saßen mit ihren Pfeifen nickend und schwatzend um die Bierfässer zusammen, und die Kinder jubilirten und das junge Volk drehte sich im Kreise nach den Klängen der Dorfcapelle. So ein harmloses Vergnügtsein war's bei Alt und Jung. Und Hildegard sah überall nach dem Rechten, und wenn sie zwischen den Reihen hinwanderte, dann sahen ihr überall glänzende Augen nach und fröhliche Gesichter nickten hinter ihr drein. So geliebt zu werden, so in engem Kreise zu schaffen und zu nützen, ganz in dieser friedvollen Umgebung aufzugehen, mit seinem ganzen Wesen und Sein darin zu wurzeln, — war das nicht ein beneidenswerthes, ein glückliches, ein lockendes Lebensschicksal?

Als die Dämmerung hereinbrach und die Schatten wuchsen, wurden die farbigen Lampions entzündet, die in langen Guirlanden zwischen den Bäumen hingen und nun ihr phantastisches Licht über die bunten Gruppen und die düsteren Parkriesen warfen. Das Landvolk begnügt sich nicht mit kurzen Festen. Und als man nun weiter tanzte und die Fröhlichkeit ihren Gipfelpunkt erreichte, da trat auch ich zu Hildegard hin und fragte sie, ob sie mit mir tanzen wolle. Sie legte ihre Hand in die meine, als ob sie schon auf mich gewartet hätte, und wir tanzten. Als mein Arm sie umschlungen hielt, war mir's einmal, als ginge ein leiser Schauer durch diese schlanke, gerade Gestalt hin, die sich so anmuthig nach den Tönen der Musik, Schulter an Schulter mit mir, wiegte. Und unter diesem Gefühl rann mir's selber, einem elektrischen Strome gleich, vom Wirbel bis in die Fußspitzen hinab, und mein Herz klopfte laut und begehrlich durch die Nacht. „Hildegard", flüsterte ich leise an ihrem Ohr. Sie gab keine Antwort. „Hildegard", wiederholte ich, während ich mich noch immer mechanisch mit ihr im Kreise fortdrehte und nichts um mich her vernahm, als den rasenden Herzschlag in mir, der allen Festjubel und alles Gelärm übertäubte, „weißt Du auch, daß ich Dich liebe, Hildegard?"

Da hielt sie mitten im Tanz inne und zwang mich, stehen zu bleiben und sie aus den Reihen zu führen. Und als ich sie fernab, bis unter das Laubdach einer der Vor-

Digitized by Google

weltsriesen geleitet hatte, wohin uns kein Späherblick folgte und wohin nur gedämpfte Klänge und verstohlene Lichtstreifen glitten, da blieb ich vor ihr stehen und wagte mich nicht zu rühren. Ihr Auge aber ruhte mit sonderbarer, unbegreiflicher Traurigkeit auf mir. Da ermannte ich mich und fragte: „Haben Sie denn keine Entgegnung für mich, Hildegard? Bin ich nicht einmal eines einzigen Wortes von Ihnen werth?“ Ich sah, daß sie reden wollte und es nicht vermochte, daß es in ihr aufstieg und sie es niederkämpfte, und ich sah mit einem Male eine Thräne an ihrer Wimper aufglänzen, — die erste und die letzte, die ich je an ihr gesehen. Das brachte mich um den Rest meiner Besinnung. Ich schlang ihr leise meinen Arm um den Leib und zog sie an mich. Sie litt es schweigend, wie willenlos. Als ich aber nun auch meine Lippen den ihren näherte und sie küssen wollte, da wandte sie ihr Haupt zurück, sah mich mit dem gleichen traurigen Blick an, wie vorher, schüttelte langsam, verneinend die Stirn und legte den Zeigefinger ihrer Rechten an die Lippen. „Nein, — nein“, brachte sie angstvoll, wie Hülfe suchend, dabei hervor, „nicht das, — nicht das.“ — Und als ich beschämt und erschrocken zurücktrat und sie freigab, da floh sie und war im nächsten Augenblick verschwunden. Ich aber flüchtete mich gleichfalls aus dem Festjubel in mein Giebelzimmer hinauf, stützte den Kopf in die Arme und sann über Hildegard's wunderliches Benehmen, über meine Liebe zu ihr und über meines Schicksals Wendung nach. Zum ersten Male hielt ich Einkehr bei mir selber; der traurige Blick ihrer hellen, meerblauen Augen aber verließ mich dabei nicht, sondern ging mir nach in Schlaf und Traum. —

In den Tagen, die dann folgten, trat Hildegard mir mit dem gleichen, milden, ruhigen Ernst entgegen, wie früher, und nicht die leiseste Veränderung konnte ich bei ihr wahrnehmen. Nicht einmal, daß ihre Augen unsicherer oder unklarer geblickt hätten, als sonst. War das vollendete Koketterie oder vollkommene Gleichgültigkeit? Ich wurde nicht klug daraus. Aber weil ich zum ersten Male in einer anderen Art liebte, als ich's je gethan, ward ich auch nicht durch verletzte Eitelkeit zum Kampfe aufgestachelt, um mir zu erringen, was man mir versagen wollte, sondern mein Herz ward in dunklem Trotz verhärtet, und eine schwermüthige Stimmung lagerte über mir. Eines Tages, da wir drei noch in der rebenumsponnenen Veranda an einem milden Spätsommerabend beisammensaßen und die Ampel ihr träumerisches Licht verbreitete und die Weinranken, von ihm angestrahlt, im Windhauch schwankten, faßte ich mir ein Herz und redete zum ersten Male vom Abschied. Ich konnte Hildegard's Antlitz von meinem Platze aus deutlich gewahren, und sah, daß keine Muskel darin zuckte, keine Miene sich veränderte. Nur ein paar Mal hörte ich sie rascher Athem holen; ihre Augen aber blickten hell und ruhig geradeaus vor sich hin. Onkel Malte sagte Dies und Jenes von Bleibenkönnen, so lange es mir gefalle und Nichthaltenwollen und von der Einförmigkeit des Landlebens und den Winterfreuden der Stadt; dann verstummte er. Hildegard hatte kein Wort der Entgegnung.

Anderen Tages durchschlenderte ich im Nachmittagssonnenschein den Park, von dessen Bäumen die gilbenden Blätter müde und melancholisch niederglitten. Ueber den Buchenwaldhügeln lag herbstlicher Schein und Duft, Sommerfäden schwammen durch's Blau und die Häher krächzten mißtönig in den Eichenwipfeln. Das Gurren der Holztauben scholl durch die Stille des Forstes. Ich hatte in diesen Sommermonden mich eng genug mit der mich umgebenden Natur eingelebt, um nun auch ihr allmähliches Ersterben mit wehmüthigem, seelischem Schauer nachzuempfinden, von dem wir Städter sonst nichts ahnen. Ich dachte des Winters und dessen, was er mir bringen würde; es war nichts darunter, was den Schlag meines Herzens hätte beschleunigen können.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Max Klinger als Wandmaler.

Man hörte seit einem Jahre oft erzählen, daß Max Klinger in selbstvergessener Hingebung an der Decoration des Vestibuls einer Villa in Steglitz arbeite. Vor einigen Monaten hieß es, das Werk sei abgeschlossen. Einige intimere Freunde des Künstlers, die ihn bei der Arbeit besucht hatten, äußerten sich, welcher Richtung sie angehören mochten, in fast hyperbolischem Entzücken über die Leistung.

Sie begegneten selbst bei Bewunderern des genialen Erfinders einer zweifelnden Zurückhaltung. Von einigen Ausstellungen her waren zwei oder drei Oelgemälde seiner Hand bekannt, die ziemlich unbeachtet geblieben wären, wenn sie einen anderen Namen getragen hätten, und man hatte Klinger zu lange ausschließlich als Zeichner und Radirer bewundert, um ihm ein Talent zur Bewältigung des farbigen Lebens zuzutrauen. Die Abwesenheit jeglicher Virtuosität bei den Oelbildern schien die Ansicht zu bestätigen. Und jetzt hatte er allein einen ganzen Raum mit vielen Thüren und reicher Architektur auf den ersten Versuch in vollster, sicherster Meisterschaft bewältigt! — — Sollte nicht die Begeisterung, welche Klinger's Persönlichkeit in Allen erweckt, die ihm näher treten, für das Auge seiner Freunde eine rosige Harmonie über das Werk gegossen haben? —

Mir hatte zwar die Bewunderung so verschiedenartiger Geister jeden Zweifel benommen, aber als ich heute in den kleinen Oberlichtsaal trat, überrieselte mich ein Schauer des Entzückens, und noch ist der Bann nicht von mir genommen. Oft genug hatte ich die Harmonie und Tiefe der Farbenstimmung des Ganzen, die phantastische Schwermuth und die neckische Heiterkeit der einzelnen landschaftlichen und figürlichen Compositionen rühmen hören. Aber wer kann sich nach der Beschreibung eine Vorstellung machen, wie in einem engen Raum mit weißgoldener Architektur und fünf Flügelthüren in blau und rosa vier Landschaftsbilder wirken?

Das Vestibul ist in der That nicht mehr als ein Durchgangsraum engster Dimensionen, ein Quadrat von so geringer Abmessung, daß an der einen Wand zwischen den beiden Thüren gerade noch Raum für die Aufstellung einer Büste bleibt. Und da die Wand gegenüber von einer Thür und dem Kamin vollständig eingenommen wird, so bleiben nur an den beiden übrigen Wänden neben den Thüren schmale Wandflächen stehen. Hier sind die Landschaften eingelassen. Oben zieht sich um den ganzen Raum ein Meerfries. Für die wesentlich figürlichen Darstellungen blieben der Kaminaufsatz, die Thürfüllungen und die Sockel an den Wänden übrig. Aber was an Ausdehnung mangelt, ersetzt die Zahl: es sind über fünfzig kleinere und größere Flächen, die es zu füllen und zusammenzubringen galt.

Wie köstlich ist die Erscheinung des Ganzen in sich abgewogen! Rahmend und theilend steigen von den grünen Sockeln die weißen Pilaster mit ihren vergoldeten Kapitellen auf, über denen weißgoldene Balluster den Fries gliedern. Man kommt bei der ruhigen Pracht erst durch Reflexion darauf, welches Wagestück in den grünblauen Thüren mit ihren rosafarben eingerahmten Füllungen und den ultramarin, fast schwarzblau gestrichenen Pfosten geglückt ist.

Die Bewunderung wächst bei der Betrachtung der Einzelheiten. Wer den Raum öfter betreten hat, behauptet, er sei jedesmal tiefer gepackt worden.

Ursprünglich hatte Klinger nur die vier größeren Landschaften ausführen wollen. Aber während der Arbeit ist ihm die Inspiration gekommen und er hat sich des Ganzen bemächtigt.

In diesen Landschaften erinnert er an Böcklin und Thoma. Doch nicht als Nachahmer, sondern als Genosse, der aus demselben Instincte schafft. Die eine behandelt ein Thema, das er in einer ganzen Reihe von Zeichnungen variirt hat. Es ist ja dies einer der Züge, die er mit Böcklin gemein hat, daß er denselben Gegenstand von immer neuer

Digitized by Google

Seite zu fassen sucht, daß er wie im Banne gewisser Stoffe lebt, die ihn immer wieder zu neuer Ausgestaltung reizen. Wie oft haben wir von ihm die öde vorweltliche Hochgebirgslandschaft mit Centauren-Staffage gesehen! Als Zeichnung mit einem ganzen Schwarm der phantastischen Wesen, die irgend einer Gefahr entfliehend, an einem Felssturz vorübertraben; als Radirung mit einer wunderbaren nachtdunklen Bergesöde; ein Wasserfall in der Ferne wirft das Mondlicht zurück, und vorn erhebt der eine von zwei ruhenden Centauren den hellen, menschlichen Oberleib und späht über das stille Thal hinaus. Im Vestibul ist es eine schauerliche Felsenöde ohne Baum, Busch und Gras. Ein tiefer Wasserspiegel fängt die harten, zerrissenen Formen auf und aus den gähnenden Schluchten steigt nebliger Brodem empor. Die kleine Gestalt eines trabenden Centauren gibt für die gewaltigen Bildungen den Maßstab.

Das Seitenstück ist ohne jegliche Staffage. Eine felsige Halde herab strömt in vielen Absätzen ein Rinnsal und bildet vorn einen von üppigem Schilf- und Graswuchs umstandenen Tümpel. Hoch oben bricht das nackte Gestein durch die Humusdecke und wölbt sich mit kräftigem Rücken gegen den Himmel. Rein malerisch genommen ist diese wohl die bedeutendste der vier großen Landschaften. Das Kleinleben des Vordergrundes mit seinen tausend nickenden Rispen und schwanken Halmen über dem Wasserspiegel, das lose, zufällige und doch großartige Geröll im Mittelgrunde und der Felscoloß, hinter dem der Himmel so weit zurückweicht, daß der Anblick ein sehnsüchtiges Ferngefühl erweckt, lassen das Auge sobald nicht los.

Dann folgt ein grünes Wiesenthal, das von einem mit hohen Pappelrosen bestandenen Vordergrund steil abfällt und gegenüber in breiter Fläche ansteigt. Auch hier fehlt die Staffage, aber die bunten Zierblumen im Vordergrund, die von Pappeln gesäumte Bergstraße gegenüber verrathen die Hand des Menschen. — Das letzte Bild führt uns vor eine waldig Felsschlucht italienischen Charakters, über der sich ein sonniger Rundtempel erhebt. — Ich weiß nicht, ob Klinger mit den vier Landschaften eine Gedankenreihe hat verkörpern wollen. Eine Art historischer Folge von der vormenschlichen, unwirthlichen Urlandschaft bis zu der durch die Kunst geadelten ergiebt sich von selbst. Er hat sich, soviel ich weiß, nicht darüber geäußert. Seinem grübelnden symbolisirenden Sinne dürfte es unmöglich sein, vier Compositionen für einen Raum zu entwerfen, ohne einen formulirbaren Gedanken zu Grunde zu legen. Für die Bedeutung und Wirkung seines Werkes ist das natürlich vollkommen gleichgültig.

In der Anlage erinnert die Landschaft über dem Kamin entfernt an das Paradies in Klingers letztem Cyclus von Radirungen. Ein reich belaubter Baum steigt in der Mitte empor; in seinem Schatten wandeln drei Frauengestalten in antikem Gewande, deren eine musicirt. Es ist ein Bild idealen Daseins.

Ein ähnliches Thema führt der lange reiche Fries aus, der über den Thurm das Gemach umzieht. Er schildert das Meer und die vielgestaltigen Bewohner, mit denen es die Fabel bevölkert.

Hier zeigt sich die Erfindungskraft und Originalität Klingers so glänzend wie bei Böcklin, mit dem er sich an dieser Stelle ja auch im Stoff berührt.

Nirgend eine der auswendig gelernten Banalitäten. Kein blasender Triton, keine Venus im Muschelwagen, kein Amorettenflug. Ueberall sind die Motive, wie bei Böcklin, Verkörperungen ganz selbständiger intensiver Naturempfindung. So bringen an einer der Küsten schwerfällige Seecentauren in langer Reihe schöne Nymphen geschleppt und werfen sie mit spielender Gewalt in die brandende Welle: Ganz von selbst steigt dabei das lebendige Bild der überschlagenden, schaumabstoßenden Woge auf. Ein anderes Mal wiegt sich auf dem Wogenbett ein schlankes Meerweib, belauscht von einem Meergott, dessen dunkles Haupt neugierig über die Welle lugt: so erhebt eine Welle das Haupt über der andern. Es ist unmöglich, mit dem Wort der Fülle der Erscheinungen nachzukommen. Man muß das Gefühl des lauen, wohligen Behagens, das der Anblick einer sommerlichen, zum Bade ladenden Meeresfläche erweckt, in sich wachrufen, um die elementare Stimmungsgewalt dieses Meerfrieses zu verstehen. Mit seinen bäumenden weißen Rossen, die über die athmende Fläche jagen, seinen schießenden Delphinen, auf denen übermüthige Bursche reiten, und all den Seebewohnern in Nähe und Ferne findet er seinen Ruhepunkt dem Eingang gegenüber in einem Felsgestade, auf dessen dunklen Blöcken drei herrliche, reich gekleidete Weiber lagern.

Das Unerhörteste sind jedoch die fünf Flügelthürme, ganz gewöhnliche Dutzendarbeit der Tischlerei, mit drei Füllungen in jedem Flügel, ehemals weiß gestrichen, wie alle anderen. Und was hat die Kunst aus ihnen gemacht! — Ueber die blauen Flächen breiten sich mächtige Palmwedel mit ihren zierlichen biegsamen Blättern. Ihr dunkler, grünlicher Bronzeton kräftigt und mildert zugleich das Blau des Rahmenwerks, das mit den rosafarbenen Vertiefungen um die Füllungen einen glücklichen Contrast bildet. Die engen Flächen, welche die Füllungen bieten, hat Klinger mit den köstlichsten Erfindungen ausgestattet. Die Eingangsthür trägt unten auf den kleinen Füllungen das Pentagramma, das gegen Teufelskraft schützt; in den langen schmalen Flächen der Mitte wiegen sich Meerwesen mit langen schillernden Flossenbeinen; sie tragen in hochgehobener Muschelschale phantastische Gewächse, die sich mit grünen Blättern und weißen Blüthen über die Fläche breiten. Die Thür daneben enthält in ihren Mittelfüllungen romantische Märchengestalten, auf Muscheln, die von weißen Schwänen getragen werden. Links ein schönes nacktes Weib, das schlanke Zweige in den Händen hält: unsagbar lieblich in der Bewegung und ein köstlicher Act. Daneben steht auf der anderen Füllung ein Ritter in stahlblauer Rüstung mit hoher Lanze statt der Zweige. Unter ihnen tummeln sich auf den Fluthen tieftönige Delphine. — Weiterhin spielt sich auf der folgenden Thür eine lustige Parodie vom Raub des Ganymed ab. Oben aus der Füllung schaut das gewaltige schmunzelnde barbarische Antlitz des Zeus hinab, wie der Adler sich abmüht, den Jüngling hinaufzuschleppen, während von dem Erdballe aus ein großer dummer Krebs ihn am Gewande zurückzieht. Zornig schleudert er seinen Blitz hinab, trifft aber das Gewand, an dem der Adler den Ganymed festhält, und so fliegt die edle Gestalt wieder hinab, in die Fänge des Krebses: Mit komischem Entsetzen sieht Zeus dies Schauspiel mit an. — Eine folgende Thür, die, in rother Nische gelegen, kräftigen Schatten erhält, ist mit Masken und Blumen geschmückt. Die letzte enthält wieder eine Fülle reizender Motive. Oben kämpft auf der einen Seite Amor als kräftiger Bursch mit einem Jüngling, den er, wie es scheint, nach langem Widerstand im Begriff ist, zu Boden zu werfen. Daneben hat er von fern aus der Wolke die Jungfrau mit dem Liebespfeil getroffen. Sie stürzt vorwärts und tritt mit ihrem Fuße achtlos eine Lilie zu Boden. — In der Mitte schwebt rechts über einer unendlichen Landschaft Flora und streut Blumen hinab auf ein Häuflein niedriger Hütten tief unten im Thal. Das Seitenstück schildert die weite kahle Felsküste eines südlichen Vorgebirges, gegen das sich die dunkle Fluth bricht. Vorn sitzt einsam trauernd ein Greis, den Kopf zu den Knieen gebeugt. — Auf den unteren Flächen werden die Contraste noch fortgeführt: links ein jugendliches Liebespaar am Eingang einer Hütte, rechts die Umrisse zweier nickenden Alten, die dem Beschauer den Rücken wenden, vor dem Kaminfeuer.

Damit noch nicht genug: unter den vier Landschaftsbildern tragen die Sockel der Wand Darstellungen in Grisaille, bei denen ein humoristischer Zug waltet. Da ist eine Versammlung Marabuts, die Klinger's Lieblingsvögel zu sein scheinen. Einer Schildkröte, die neben ihnen auf dem Rücken liegt und sich kläglich abmüht, auf die Füße zu kommen, scheint von dem nächtlichen Collegium das Urtheil gesprochen zu werden. Weiterhin liegt ein prächtiger Löwe im Wüstensande satt vor den Resten seines Mahles. Zögernd schleicht ein langbeiniger Marabut heran, als wolle er sich zu Gast bitten. Ein Schläfer, den ein Nachtgespenst neckt, ein Actstudium bei nächtlicher Lampe nach einem stillhaltenden Marabut gehören zu den Stoffen, die Klinger immer wieder anziehen.

Es ist ein Werk aus einem Guß geworden. Was Anderen unerreichbar als Ideal vorschwebt, hat Klinger hier erreicht. Eine durch und durch moderne lebendige Schöpfung ohne jegliche Sentimentalität, voll frischer gesunder Sinnlichkeit. Zu bedauern bleibt nur, daß der Natur der Sache nach nur Wenigen vergönnt sein wird, mit eigenen

Digitized by Google

Augen eine Arbeit zu sehen, an die Klinger, lediglich von seinem Genius getrieben, seine ganze Kraft gesetzt hat. —

Neben Klinger hat Arthur Volkmann sich an dem Ausschmuck des Gemaches betheiligt. Von ihm stammen zwei vornehme weibliche Idealbüsten, an denen im Einklang mit der übrigen Decoration die volle Polychromie durchgeführt ist. Noch stehen freilich nur erst die Gypsmodelle auf den Sockeln: möchten wir bald von der geplanten Ausführung in Marmor zu berichten haben.

A. L.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Rückgang des Deutschthums.

Mein Aufsatz „Der Rückgang des Deutschthums" in Nr. 1 und 2 d. Bl. hat eine Anzahl Entgegnungen hervorgerufen, welche erkennen lassen, daß die Absicht desselben in mancher Hinsicht mißverstanden worden ist. Meine Absicht ging lediglich dahin, zu zeigen, daß der Rückgang des Deutschthums außerhalb der deutschen Reichsgrenzen eine Thatsache sei, an welcher das deutsche Reich als solches nichts ändern könne, aus welcher es aber den Impuls zur energischen Germanisirung innerhalb seiner Grenzen schöpfen müsse. Es ist mir nicht eingefallen, zu behaupten, daß der Rückgang des Deutschthums in der westlichen Hälfte Oesterreichs einem Untergang desselben gleichkommen werde; im Gegentheil habe ich daran festgehalten, daß, von der deutschen Provinz Tyrol ganz abgesehen, compacte deutsche Sprachinseln an der Donau und in Bohmen sich behaupten würden. Wie groß diese deutschen Gebiete im nächsten Jahrhundert bleiben werden, wird wesentlich davon abhängen, in welchem Maße die Deutschen Oesterreichs sich zu energischer Bethätigung ihres Nationalgefühls aufraffen. Einen solchen Umschwung, dessen Anfänge man schon wahrnehmen kann, erhoffe ich mit Zuversicht, und habe demselben die moralische Sympathie und finanzielle Unterstützung der Reichsdeutschen gewünscht, ohne übrigens von demselben erwarten zu können, daß er den Fortbestand des zerstreut wohnenden Deutschthums in den übrigen Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie retten werde, oder daß er die Hauptstadt Wien vor Slavisirung im zwanzigsten Jahrhundert schützen werde. Ich habe nicht den Deutschoesterreichern zugemuthet, daß sie sich in den Verlust ihres Deutschthums finden sollen, sondern nur darauf hingewiesen, daß die frühere Machtstellung und Vorherrschaft der Deutschen in Oesterreich-Ungarn schon mit Einführung der Verfassung unheilbar dem Tode verfallen war. Vor allen Dingen aber kam es mir darauf an, trügerische und unerfüllbare Hoffnungen auf eine politische Hilfe durch das deutsche Reich zurückzuweisen, und den Deutschösterreichern klar zu machen, daß sie in ihrem Selbstbehauptungskampf auf eigene Kraft angewiesen sind, und sich mit moralischen und privaten Sympathien begnügen müssen. — Als das Höchste, was Oesterreich ohne Zerstörung seiner geographisch-politischen Existenz als Donaustaat abgeben könnte, bezeichnete ich Tyrol, was allenfalls durch das Gebiet der Eger und Oberelbe mit 1—1¼ Millionen deutschen Einwohnern zu vervollständigen wäre, wogegen die compacte deutsche Sprachinsel nördlich und südlich der Donau einschließlich der deutschen Südgrenze Böhmens den unabtrennbaren Kern des Donaureiches bilden, der seine natürliche Hauptstadt enthält. Diesen deutschen Kern kann Oesterreich weder abgeben, noch könnte das deutsche Reich ihn annehmen, weil es diese Sprachhalbinsel nicht ohne das dazwischen liegende tschechische Gebiet annectiren könnte und für absehbare Zeit außer Stande wäre, solche Annexionen zu verdauen. Die Deutschösterreicher dürften es aber schwerlich vortheilhaft für die Sache des Deutschthums in Oesterreich finden, ihre Zahl durch Abgabe von Tyrol und Nordböhmen zu schwächen; denn in dem westslavischen Föderativstaat werden sie als Bundesglied eine um so angesehenere Stellung behaupten, je größer ihre Gesammtzahl in der Monarchie ist. Deshalb sind alle etwaigen Separationsgelüste, die unter den in die Opposition gedrängten Deutschösterreichern auftauchen, als unpraktische und schädliche Phantasmagorien zu verwerfen; vielmehr muß der Selbstbehauptungskampf innerhalb des österreichischen Föderativstaats von ihnen aufgenommen und durchgefochten werden. — Daß ich eine Wiederherstellung Polens, und sei es auch im Anschluß an einen friedlich gesinnten westslavischen Bundesstaat, für ein europäisches Unglück halten würde, habe ich deutlich genug ausgesprochen und gerade deshalb die rücksichtslose Germanisirung und Russificirung der unter deutscher und russischer Herrschaft stehenden ehemals polnischen Landestheile empfohlen. Nur wenn wir diese Germanisirung wirklich durchgeführt haben werden, nur dann werden wir in der Lage sein, uns nicht mehr ablehnend gegen eine Erweiterung der Reichsgrenzen nach Osten zu verhalten, falls Rußland uns noch einmal eine solche anbieten sollte, um sich die Russificirungsarbeit des östlichen Polens zu erleichtern. — Was die panslavistische Russenfreundschaft der Tschechen betrifft, so hat dieselbe lediglich eine conditionale Bedeutung, d. h. sie dient zunächst als Schreckschuß zur Erzwingung einer ihrer Volkszahl entsprechenden Machtstellung im politischen Leben Oesterreichs, und würde nur dann in Ernst umschlagen, wenn die Erfüllung dieses Anspruchs ihnen dauernd versagt bliebe. Daß ein westslavischer Föderativstaat mit deutschen, magyarischen und rumänischen Bundesgliedern aus ererbtem slavischem Deutschenhaß sich zum Bundesgenossen Rußlands gegen Deutschland hergeben sollte, werde ich so lange für unwahrscheinlich halten, als die schon jetzt bestehende Abneigung der kleinen slavischen Stämme, ihre politische Selbstständigkeit mit dem ihnen allen drohenden Joch des russischen Absolutismus zu vertauschen, fortdauert und im Wachsen bleibt. Wie die Italiener in den Deutschen nur die österreichischen Unterdrücker haßten, so hassen die österreichischen Slaven in den Reichsdeutschen nur die Stammesbrüder ihrer überlegenen deutschen Concurrenten in Oesterreich; wie der italienische Deutschenhaß mit dem Ende der österreichischen Fremdherrschaft zu erlöschen begonnen hat, so wird der tschechische Deutschenhaß mit der Zeit einschlummern, wenn die Vorhandschaft der Deutschen in Oesterreich einer Gleichberechtigung aller Stämme gewichen sein wird. Da aber jeder lange genährte und ererbte Haß um eine oder mehrere Generationen die Ursache seiner Entstehung überdauert, so wäre es irrthümlich, zu glauben, daß die Deutschösterreicher sich durch sofortigen freiwilligen Verzicht auf ihre bevorzugte politische Stellung sich die sofortige Liebe der Slaven erkaufen oder auch nur deren Haß entwaffnen könnten. Sie müssen vielmehr gewärtig bleiben, daß der slavische Deutschenhaß in der Bekämpfung und möglichsten Unterdrückung des Deutschthums noch Generationen lang fortfährt, auch nachdem er die völlige Gleichberechtigung errungen hat. Darum müssen die Deutschösterreicher sich auf eine lange Aera des Selbsterhaltungskampfes gefaßt machen. Möge dieselbe die alte deutsche Kraft und Tüchtigkeit in ihnen zu erneuter Blüthe bringen!

Berlin, 1. Februar 1885.

Eduard von Hartmann.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Die Jugenddramen des Pierre Corneille.

Zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag desselben (1. Oktober 1684) von Dr. **Paul Langenscheidt**. gr. 8°. 1 M. 50 Pf. Langenscheidtsche Verl.-Buchh. (Prof. G. Langenscheidt) **Berlin.**

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten:

Spencer wider Kant.

Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus

mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip

von

A. Baumann.

Gr. 8°, geheftet, Preis 1 Mark.

Nur direct gegen Einsendung des Betrages zu beziehen von

Gräfius & Möller, Hamburg, Verlag und Buchdruckerei.

Neu! **Kleines Staatshandbuch** **Neu!**

M. 2½ des Reichs und der Einzelstaaten. **2½ M.**

III. Jahrgang. 1885.

582 S. Eleg. geb. Preis 2½ M.

Ein eminent practisches. reichhaltiges Nachschlagebuch über alle Verhältnisse des Reichs und der Einzelstaaten. Dem Zeitungsleser, Geschäftsmann, Beamten und Politiker unentbehrlich. Es ist unglaublich, welch eine Fülle von Namen, Zahlen und Daten das Buch auf seinen 582 Seiten übersichtlich zusammenstellt. Wer es einmal kennen gelernt hat, wird es ungern wieder entbehren wollen.

Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Anna Karenina

von

Graf L. N. Tolstoi.

Roman in 6 Büchern. Aus dem Russischen übersetzt von **Paul Wilh. Graff** und einem Vorwort von **Eugen Zabel.**

3 Bände 8°. Preis 10 Mark.

Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin.

Kanarienvögel

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Der Vogel kam ganz wohl und munter hier an und liess schon ein paar Minuten nach Verlassen des Versandkäfigs herrliche Weisen ertönen. C Schlosser, Kempten."

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung

Berlin W., 29 Behrenstr.

IV.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Verlag von **W. Spemann,** Stuttgart und Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

Herausg. von Prof. Jos. Kürschner **Bd. 11: Narrenbuch** (Kalenberger, Peter Leu, Neithart Fuchs, Markolf, Bruder Rausch). Herausg. von Fel. Bobertag. VII u. 387 S. — broch. M. 2,50, gebd. M. 3,50.

Verzeichnisse der bisher erschien. Bände d. alle Buchhdlgn.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per	2/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Neues von Carus Sterne.

Die Krone der Schöpfung

Vierzehn Essays über die Stellung des Menschen in der Natur von

Carus Sterne.

Broschirt M. 4.50, gebunden M. 5.

(Ein Band der geschmackvollst ausgestatteten „Salon-Bibliothek". — In allen Buchhandlungen.)

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 14. Februar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Principien unserer Colonialpolitik. Von Philipp Zorn. — Die Arbeiterversicherung in Frankreich. Von Max Schippel. — **Literatur und Kunst:** Philosophie des Faschings. Von Hieronymus Lorm. — Jacob Grimm im Frankfurter Parlament. Von Karl Bartsch. — Epische Novitäten. Von Ernst Ziel. — **Feuilleton:** Ein Sommertraum. Von Konrad Telmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Principien unserer Colonialpolitik.

Von Philipp Zorn.

Im Sturm und Drang der politischen Kämpfe des Tages hat der deutsche Reichsbürger, soweit er überhaupt Fähigkeit und Neigung für die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten besitzt, kaum Zeit, sich in die Vergangenheit zurückzuversetzen. Vielleicht entspricht es jetzt nach den großen Zeiten und Thaten, die wir erlebt, überhaupt mehr dem deutschen Naturell, voraus in die Zukunft als zurück in die Vergangenheit zu schauen, und im Allgemeinen wird man sich dessen ja nur freuen müssen: der scharfe und energische Blick in die Zukunft spornt zur Thatkraft, der sinnende Blick zurück in die Vergangenheit führt leicht zu thatlosen Träumen.

Aber die Beobachtung der oft so ziel- und regellosen Parteikämpfe, der oft so widerlich unwahren Parteicoalitionen der Gegenwart macht doch wohl gelegentlich den Wunsch rege: das deutsche Volk und Vaterland möchte wieder einmal auf einige Monate oder nur Wochen zurückversetzt werden können in die Zeit und die Zustände vor zwei Decennien. Könnte es wohl für uns Deutsche eine heilsamere Lehre geben, uns ernst zu mahnen der heiligen Pflichten des Heute.

Welches ungeheure Maß von Weltgeschichte liegt in diesen beiden Jahrzehnten! Kann es denn wirklich Deutsche geben, deren Seele nicht jubelte beim Vergleiche der Jahre 1885 und 1865? Aber freilich — fast muß man bangen, dieser Empfindung Ausdruck zu geben, wenn man dessen denkt, daß im deutschen Reichstage, in der Gesammtvertretung des deutschen Volkes, süddeutsche Abgeordnete die Schale beißenden Hohnes über sich ausgießen lassen mußten, da sie die Saite patriotischer Entrüstung oder Begeisterung anschlugen. Doch — es waren ja Polen oder Franzosen, welche in solcher Art das mächtig und heiß sich äußernde deutsche Vaterlandsgefühl zu verspotten sich unterfingen! —

Zu denjenigen Dingen, an welche vor zwei Jahrzehnten auch die kühnste Phantasie nicht zu denken gewagt hätte, gehört wohl in erster Linie ein Nachtragsetat für den Gouverneur von Kamerun. Ein deutscher Gouverneur in Westafrika — kaum heute vermögen wir das noch zu begreifen.

Die deutsche Colonialpolitik ist allerneuesten Datums, aber man wird gestehen müssen: was im Erwerb deutscher Colonien in wenigen Monaten geleistet wurde, übersteigt die kühnsten Erwartungen. Und seit Aufrichtung des Reiches war kein Schritt der deutschen Politik so sehr von der allgemeinen Zustimmung, ja Begeisterung getragen, wie dieser.

Nach welchen Principien aber das Reich colonisiren soll, darüber wird in der Presse und im Parlament aufs lebhafteste discutirt, wie denn schon bei den Wahlen zum Reichstag dieser Punkt in den Parteikämpfen eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Allgemeines Einverständniß herrscht darüber, daß unser Reich nicht möglichst viele fremde Länder ohne Rücksicht auf deren Werth zusammenraffen, dort feste Plätze und Garnisonen anlegen und Behörden einsetzen soll — diese Colonialpolitik à tout prix war allgemein verworfen; nicht auf den Besitz fremder Länder, sondern auf den Besitz werthvoller fremder Länder kommt es nur an. Freilich werden dabei auch solche Länder in Betracht kommen müssen, deren Werth erst die Frucht längerer Colonisationsarbeit sein kann. Lehnt man in diesem Sinne das „französische" Colonisiren ab, so wird dies schwerlich einem Widerspruche begegnen.

Der Streit dreht sich um einen andern Punkt, den aus den langwierigen und complicirten Debatten herauszuschälen im Folgenden versucht werden soll.

Die Grundlage der deutschen Colonialpolitik sollen deutsche Ansiedelungen, insbesondere deutsche Handelsfactoreien, sein. Man weiß, daß aus solcher Grundlage das indische Kaiserreich Englands erwachsen ist, überhaupt wird man wohl die ganze ungeheure englische Colonialmacht auf jenen kaufmännischen Ausgangspunkt zurückführen dürfen. Diesen Ansiedelungen soll das Reich seinen „Schutz", sein „Protectorat" gewähren. So weit ist man einig. Aber über Begriff und Umfang dieses „Schutzes" wird gestritten.

Von der einen Seite nimmt man an: ein völlig genügender Schutz werde in der Aufhissung der deutschen Flagge liegen, höchstens könne man noch an geeigneten Orten Consularbeamte ernennen. Diesen Standpunkt vertrat die deutschfreisinnige Partei und das Centrum; man berief sich hierfür bis in die letzte Zeit auf die erste große Colonialrede des Reichskanzlers, welche gewissermaßen das Programm der deutschen Colonialpolitik enthalte. Abgelehnt wurde jede umfangreichere Heranziehung der Marine zu Zwecken der Colonialpolitik, ebenso die Schaffung eines irgend erheblicheren Behördensystemes und vollends der Gedanke an die Errichtung einer bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der Ordnung in den Colonien bezw. zu deren Schutz nach außen, die Idee einer „Colonialarmee" wurde geradezu lächerlich gemacht. Alles reducirte sich auf den Schutz durch die „Flagge", eventuell durch diplomatische Correspondenzen des Auswärtigen Amtes.

Dem gegenüber wurde schon bei Gelegenheit der Wahlen im Hinblick auf den obigen Gedanken präcisirenden Punkt des deutsch-freisinnigen Programmes geltend gemacht: wenn unser Reich in eine wirksame Colonialpolitik eintreten wolle, so könne die Aufhissung der Flagge allein den zu gewährenden „Schutz" nicht verbürgen; ein Flaggenstock und ein Stück Leinwand gebe

Digitized by Google

keinen Schutz. Vielmehr müsse dann in den Colonien die volle Autorität des Reiches hergestellt und eventuell auch gegen jeden Angriff mit starkem Arme gewahrt werden. Wie das im Einzelnen auszuführen sei, müsse Gegenstand späterer eingehender Untersuchung sein, jedenfalls involvire die Zustimmung zur deutschen Colonialpolitik die Consequenz eines „Schutzes" der Colonien durch dauernd angestellte Beamte und eintretenden Falles durch deutsche Land- und Seemacht. Ein „Schutz" durch bloßes Hissen der Flagge sei genau so viel werth als das Stück Leinwand, aus welchem die Flagge bestehe. Als gelegentlich der Reichstagswahlen diese Gesichtspunkte gegenüber dem die Colonialfrage behandelnden Satze des deutsch-freisinnigen Programmes in einer Wahlversammlung von dem Schreiber dieser Zeilen geltend gemacht wurden, mußte er dafür den bitteren Hohn und Spott von Nürnberger und Frankfurter Zeitungen hinnehmen.

Die Ereignisse haben bald genug jene Kritik blutig bewahrheitet. Der deutsch-freisinnigen Partei aber gebührt die Anerkennung, daß sie, wenn auch zögernd, ihr früheres Colonialprogramm aufgegeben hat, durch die Thatsachen über die Unhaltbarkeit desselben belehrt. Als seiner Zeit in Kamerun durch den General-Consul Dr. Nachtigal die Souveränetät des Deutschen Reiches proclamirt wurde, war die deutsch-freisinnige Presse zum Theil gegen diese Form des „Schutzes" bedenklich, und diese Bedenken waren die richtige und nothwendige Consequenz des ursprünglichen Programmes, mit welchem die Aufrichtung der Deutschen Staatsgewalt in fremden Ländern nie hätte in Einklang gebracht werden können. Inzwischen hat man sich damit vollkommen ausgesöhnt, daß die Colonien unter deutscher Souveränetät stehen, also staatsrechtlich ein Stück des Deutschen Reiches bilden; man hat die Dampfbarkasse für den Gouverneur bewilligt und wird demgemäß ja wohl auch den Gouverneur selbst und wie für Kamerun dann auch für die übrigen Colonien bewilligen müssen. Die letzte bedeutsame Colonialrede des Abg. Eugen Richter hatte ihren Schwerpunkt durchaus nur mehr in der Erörterung darüber, daß beziehungsweise wie die Colonien selbst die finanziellen Lasten für ihre Regierung und Verwaltung tragen sollen. Wer gelegentlich des Wahlfeldzuges gefordert hätte, das Reich solle in den Colonien Gefängnisse bauen, wäre wohl als ein bedenklicher Schwärmer verhöhnt worden. Jetzt tritt Herr Richter selbst für diese Forderung ein. Damit ist das alte Colonialprogramm der Deutschfreisinnigen vollkommen aufgegeben. Nur das Centrum hält daran fest; nicht aus sachlichen Gründen, denn wer überhaupt nachdenken mag und den Thatsachen nicht mit verbundenen Augen gegenüber steht, der weiß jetzt, daß jenes frühere Programm unmöglich ist, beziehungsweise einen völligen Verzicht auf jede Colonialpolitik bedeutet; das Centrum läßt sich auch hier nicht durch sachliche Gründe leiten, sondern will nur die Cirkel des Reichskanzlers stören, wozu ja zur Zeit Grund genug vorliegen mag. Während so das Centrum in Sachen der Colonialpolitik in der sterilen Opposition beharrt, sind die Deutschfreisinnigen in dieser Frage auf den Boden der praktischen und nationalen Politik übergetreten. Wir begrüßen das mit Dank und lebhafter Freude und geben uns der Hoffnung hin, Herrn Windthorst im Reichstag auch in Zukunft recht oft isolirt zu sehen. Die Einrichtung der Colonien wird eine nicht ganz leichte Aufgabe sein: möge dieselbe dem nüchtern und sorgsam erwägenden, aber von freudigem Nationalgefühl getragenen Zusammenwirken derjenigen Parteien gelingen, deren oberstes Gesetz bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch das deutsche Interesse ist. Vielleicht ergibt sich aus dieser gemeinsamen Arbeit an einer schönen und stolzen, das ganze Volk mächtig bewegenden Aufgabe überhaupt eine Milderung der schroffen Parteigegensätze, die ja doch nur dem feindseligen Ausland eine Freude sein können, uns Deutschen aber ein herber Schmerz sein müssen! Die ganze staatsrechtliche Organisation der Colonien jetzt schon auf dem Wege der Gesetzgebung feststellen zu wollen, wäre freilich ein Gedanke kaum des grauesten Theoretikers würdig; ohne eine nach Umfang und Zeit von den Bedürfnissen abhängige Dictaturgewalt wird sich die Aufgabe nicht lösen lassen. Nur so viel muß principiell feststehen: 1. die Colonien sind der Souveränetät des Reiches unterworfen, also Deutsches Staatsgebiet; 2. die Souveränetät des Reiches wird repräsentirt durch den Gouverneur und die demselben nach Maßgabe des Bedürfnisses beizuordnenden Beamten; 3. der Gouverneur ist mit derjenigen Macht auszustatten, welche nothwendig ist, die Autorität des Deutschen Reiches gegen jeden Angriff nachdrücklich zu wahren; 4. in welchem Umfange die Einführung deutscher Gesetze möglich und in welcher Weise durch Erlaß besonderer Vorschriften den Bedürfnissen der Colonien Rechnung zu tragen sei, das muß vorerst dem freien Ermessen der Gouverneure anheimgestellt werden, deren gesammte amtliche Wirksamkeit ja selbstverständlich unter der fortwährenden Controle des Auswärtigen Amtes, beziehungsweise von Bundesrath und Reichstag steht; 5. so viel als möglich müssen sofort die erforderlichen Maßnahmen getroffen werden, um die Kosten der Colonial-Regierung den Colonien selbst zu überbürden.

Daß der Reichstag jetzt schon dem Gedanken einer umfassenderen Detail-Gesetzgebung für die Colonien näher treten könne, erscheint uns ausgeschlossen. Man wird hier der Verwaltung freien Spielraum lassen und sich unter Feststellung der Principien auf die Controle beschränken müssen.

Die Arbeiterversicherung in Frankreich.*)

Von Max Schippel.

Es ist bekannt, daß die französische Revolution in ihrem Haß gegen die alten privilegirten Gewerbsverbände so weit ging, Bürgern von gleichem Beruf und Gewerbe zu verbieten, in ihren Versammlungen einen Vorstand zu wählen und über ihre angeblich gemeinsamen Interessen Beschlüsse zu fassen; daß sie ferner alle öffentlichen Versammlungen von Arbeitern aufrührerischen Zusammenrottungen gleichstellte. Die Erkenntniß blieb natürlich nicht aus, daß man den Bogen zu straff gespannt habe, und was insbesondere das Unterstützungswesen der Arbeiter anbelangte, so unterlag es bald keinem Zweifel mehr, daß man hierzu größerer beruflicher Vereinigungen nicht entbehren könne, wenn die Arbeiter nicht den gefürchteten geheimen Coalitionen zugetrieben werden sollten, welche die Kranken- und Altersbeihülfe nur darum gewährten, um Theilnehmer für ihre Lohn- und Strikekämpfe heranzulocken. Schon 1808 fing man an, rein professionelle Verbände zu gestatten, wenn sie nur der Form wegen einige wenige, dem betreffenden Gewerbe nicht angehörige, Elemente zuließen; in den Provinzen war man von Anfang an weniger scharf aufgetreten. Als 1834 die Regierung mit dem Gesetz vom 10. April einen scharfen Kampf gegen die Gewerkvereine eröffnete, erklärte sie zu gleicher Zeit ausdrücklich, daß sie der Weiterentwicklung eigentlicher Hilfsvereine keine Hindernisse bereiten werde.

Doch konnte damit die Aufgabe der Regierung nicht erschöpft sein. Einmal gewannen die Hilfsvereine nicht im Entferntesten die Verbreitung, welche dem Bedürfniß des Arbeiterstandes entsprach, ferner aber übernahmen sie Verpflichtungen, welche zu schwer auf ihren Schultern lasteten und schließlich oft ihre Auflösung herbeiführten. Es sind z. B. von 1803 bis 1844 in Rouen 37 Vereine gegründet worden, von denen nur 13 das Jahr 1848 erreichten. Im Departement der Gironde erreichte nur ein Fünftel der im Laufe des Jahrhunderts gegründeten Vereine das genannte Jahr. Man suchte wohl mit Recht die Hauptursache dieses bedauerlichen Zustandes darin, daß sich die Hilfsvereine nicht auf die Unterstützung der Kranken und auf Gewährung eines ordentlichen Begräbnisses beschränkten, sondern ebenso für altersschwache Greise und für die Wittwen und Waisen der verstorbenen Genossen sorgen wollten. Wie hätten die kleinen, aus Unkundigen zusammengesetzten und von Unkundigen geleiteten Vereine solche Zwecke erfüllen können? Für die Kranken-

*) Vergl. das fleißige und verdienstvolle Buch von M. von der Osten: Die Arbeiterversicherung in Frankreich. Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

versicherung war ihre Größe wohl ausreichend, und sie ermöglichte außerdem wegen der steten persönlichen Berührung der Mitglieder eine gute Beaufsichtigung der Krankengelder Beanspruchenden, also eine sparsame Verwaltung. Für die Alters- und Wittwenversorgung fehlten aber fast alle Voraussetzungen. Hier muß auf Jahre hinaus vorgesehen werden, weil erst dann die Ausgaben, aber so plötzlich und in solcher Höhe kommen, daß eine Aufbringung derselben durch Umlagen nicht möglich ist, sondern Jahre vorher mit dem Zurücklegen entsprechender Beträge begonnen werden muß. Hierzu besaßen die Arbeiter jedoch nicht die nöthigen Kenntnisse: es ist ja die Berechnung der Beiträge nach Todestafeln, die zweckmäßige und sichere Anlage bedeutender Capitalien nöthig. Und selbst unter Zugrundelegung von Todestafeln konnten die aufgestellten Berechnungen wegen der Kleinheit der Vereine, die allen Zufälligkeiten des Absterbens den weitesten Spielraum ließ, zu keinem sicheren Resultate führen. Viele Vereine konnten demnach ihre Versprechungen nicht halten und lösten sich auf, wenn die Zeit heran kam, wo eine größere Zahl ihrer Mitglieder das Alter erreichte, mit dem sie in den Bezug der Altersrenten treten sollten. Andere Vereine wieder, denen es gelungen war, ein gewisses Capital zusammenzubringen, fanden dadurch ein Ende, daß eine Anzahl theilungslustiger Mitglieder sich durch Anwerbung neuer, mit ihnen einverstandener Leute die Majorität verschafften, die Auflösung des Vereins durchsetzten und womöglich mehr nahmen, als sie je beigetragen hatten.

So stand die Gesetzgebung in Frankreich vor zwei Problemen: einmal, den Hilfsvereinen eine möglichst gedeihliche Entfaltung und zweckmäßige Ausgestaltung zu sichern, sie deshalb zugleich auf gewisse Aufgaben zu beschränken, — dann aber, zur Erfüllung der Aufgaben, welchen die Hilfsvereine nicht gewachsen waren, andere, widerstandsfähigere Organisationen zu schaffen, vor Allem also auf dem Gebiete der Altersversicherung.

Mit der Gründung einer staatlichen Altersrentencasse begannen in Frankreich dementsprechend die Reformen. Noch in den letzten Tagen des Königthums, im December 1847, ward die Einbringung eines Gesetzentwurfes über „die Anwendung der Sparcassen zur Unterstützung der Arbeiter im Alter" angekündigt. Die Vorlage unterblieb in Folge der politischen Umwälzungen, aber sowohl die constituirende wie die legislative Versammlung beschäftigte sich mit der Regelung der schwierigen Materie, bis endlich das Gesetz vom 18. Juni 1850 zu Stande kam. Hiernach wurde unter Staatsgarantie eine Pensions- oder Altersrentencasse eingerichtet, in welche jede über drei Jahre alte Person eingekauft werden konnte; doch durften auf den Kopf nicht mehr als 600 Francs Rente entfallen. Die Zahlungen an die Casse brauchten nicht in gleichen Zwischenzeiten zu erfolgen, vielmehr wurde für alle Einzahlungen, mochten dieselben zu noch so verschiedenen Zeiten, noch so unregelmäßig, in noch so verschiedenen Beträgen gemacht werden, bestimmte Renten gutgeschrieben, als deren Summe dann die Gesammtrente erschien. Der Betrag der angenommenen Zahlungen wechselte im Laufe der Jahre. Anfangs nahm die Casse nur das Ein- oder Vielfache von fünf Francs, später jede Summe, welche fünf Francs überschritt und keine Bruchtheile von Francs umfaßte. Doch sollten Annahme-Nebenstellen kleinere Summen entgegennehmen und solange auffammeln, bis sie jenen Betrag erreicht hatten. — Die staatliche Beförderung der Casse war keine geringe, theils direct durch Dotationen, durch Erlasse und Aufrufe der Minister und der provinzialen Verwaltungsbehörden, theils indirect durch Beseitigung vieler Förmlichkeiten und Gebühren, welche sonst mit Versicherungsgeschäften verbunden waren. Certifikate, notarielle Akte und andere Papiere, welche nur zur Erfüllung der vom Gesetze aufgestellten Bedingungen dienten, wurden z. B. unentgeltlich ausgestellt und von Stempel- und Einregistrirungsgebühren befreit; bis zu einem gewissen Betrag waren ferner Altersrenten unpfändbar und unabtretbar. Diese Begünstigungen gedachte man natürlich allein den ihrer bedürftigen unteren Classen zuzuwenden, und um dies zu erreichen, wurde — wie bereits erwähnt — ein Maximalbetrag der zu erlangenden Rente festgesetzt, 1850 auf 600 Frs., 1864 auf 1500 Frs. Zu erwähnen bliebe noch, daß der Beginn des Bezuges der Rente zwischen fünfzig und sechszig Jahren nach freier Wahl erfolgen konnte, ebenso die Versicherung mit Aufgabe oder mit Rückgewährung des Capitals nach dem Tode.

Der Gang der Gesetzgebung nach 1850 richtete sich hauptsächlich darauf, Alterscasse und Hilfsvereine in möglichst enge Verbindung zu setzen, damit die Hilfsvereine selber den Einkauf ihrer Mitglieder in die Hand nähmen. Anfangs zahlten die Hilfsvereine, wenn sie überhaupt die staatliche Anstalt benutzten, auf den Namen jedes einzelnen Mitgliedes ein. In diesem Falle wurden jedoch die Renten oft von einem Arbeiter genossen, der gar nicht mehr Mitglied des Vereins, sondern ausgetreten und verzogen war. Ferner bereitete die Rückerhaltung des mit der Bedingung der Rückgabe entrichteten Capitals immer Schwierigkeiten, wenn der Arbeiter den Sitz des Vereins verlassen hatte, sein Tod der Vereinsleitung daher gar nicht, oder doch sehr spät erst bekannt wurde. 1856 gründete daher die Regierung einen, jährlich mit 200 000 Frcs. unterstützten, Altersrentenfonds, in dem die Hilfsvereine langsam Capitalien ansammeln konnten, mit denen sie dann, falls Mitglieder in die Berechtigung zur Alterspensionirung eintraten, durch einmalige Zahlungen an die Rentencasse sich die nöthigen Pensionsgelder verschaffen konnten; Einzahlungen an die Rentencasse erfolgten hiernach immer erst, wenn pensionsbedürftige Mitglieder schon da waren. Die Bezeichnung dieser Mitglieder erfolgte, dem Altersfonds der Gesellschaft entsprechend, von Jahr zu Jahr durch Wahl. „Die Vereine wählen in Generalversammlung die Pensionscandidaten unter ihren mindestens 50 Jahre alten Mitgliedern, die wenigstens 10 Jahre lang Beiträge geleistet haben. Ebenso wird die Höhe der Renten beschlossen . . . Die Renten dürfen nicht weniger als 30 Frcs. und nicht mehr als das Zehnfache des von dem Vereine, dem der Rentner angehört, statutengemäß geforderten Jahresbeitrages betragen." (Art. 6 und Art. 8 des Decrets vom 26. April 1856.)

Die Vortheile und Zuschüsse des Altersrentenfonds gelten jedoch nur für die genehmigten, nicht für die zugelassenen Vereine. Man muß nämlich auseinanderhalten (vergl. v. d. Osten, S. 31):

a. die unabhängigen zugelassenen Hilfsvereine, unter dem Code Pénal und dem Gesetz von 1834 stehend, die in ihrer Verwaltung völlig frei sind, aber kein weiteres Recht haben, als, nach dem Sparcassengesetz vom 30. Juni 1851, bis 8000 Francs bei der Sparcasse einzuzahlen. Sie werden vom Präfecten zugelassen und können auch von demselben ohne Weiteres aufgelöst werden, da die Zurücknahme der Zulassung stets statthaft ist;

b. die genehmigten Vereine. Die Genehmigung erfolgt durch den Präfecten; den Präsidenten ernennt das Staatsoberhaupt. Wegen schlechter Verwaltung, Nichtausführung der Statuten oder Gesetzesübertretung können sie vom Präfecten aufgelöst werden. Die Statuten müssen die Gewährung von zeitlich beschränkten Unterstützungen an die erkrankten, verunglückten oder gebrechlichen Mitglieder versprechen. Die Vereine dürfen Altersrenten, aber keine Unterstützung bei Arbeitslosigkeit geben; sie können Geschenke und Vermächtnisse annehmen, bis zum Werthe von 5000 Francs mit Genehmigung des Präfecten, Immobilien miethweise, Mobilien eigenthümlich besitzen und die hierzu nöthigen Rechtshandlungen vornehmen. Sie erhalten Staats- und Gemeindeunterstützung und haben eine Reihe kleinerer Privilegien. Sie dürfen bei den Sparcassen bis 1000 Francs pro Mitglied einzahlen, und Bestände über einen bestimmten Betrag hinaus von der Staatsdepositencasse verwalten lassen. Sie dürfen Einzahlungen an den Altersrentenfonds und Collectiveinzahlungen an die Altersrentencasse machen, während den zugelassenen Vereinen nur der eine Weg offen steht, Bücher für ihre Mitglieder mit deren Namen anzukaufen.

c. Die durch Decret als Anstalten von öffentlichem Nutzen anerkannten Vereine genießen alle eben genannten Vortheile; sie sind außerdem auch zum Besitz von Immobilien befugt und haben die Rechte einer juristischen Person. Sie wählen ihren Vorsitzenden selbst. Sie können vom Präfecten

Digitized by Google

wohl suspendirt, aber nur durch Dekret aufgelöst werden. Sie dürfen überhaupt keine Altersrenten versprechen.

Der Altersrentenfonds wird also nur von den genehmigten Vereinen benutzt, von diesen aber um so lieber, als sie auf diese Weise eine ihren Zahlungen proportionale Staatssubvention erhalten, welche directen Einlagen bei der Rentencasse nicht zu gute kommt. Die zugelassenen Vereine sind nur auf letztere angewiesen, doch gewähren sie Altersrenten überwiegend unmittelbar aus ihrer Vereinscasse. Indem sie die Höhe der Pensionen von ihrer jeweiligen Finanzlage abhängig machen, laufen sie allerdings nicht Gefahr, durch Gewährung von Altersrenten in finanzielle Schwierigkeiten zu gerathen. Andrerseits sind aber die Rentner schlimm daran, indem sie auf einen festen Zuschuß seitens des Vereins nicht rechnen können.

Welche Summen aus der Altersrentencasse dem Arbeiterstande zufließen, läßt sich auch nicht annähernd feststellen, weil einmal die von einzelnen Arbeitern ohne Vermittelung der Vereine erworbenen Renten unbekannt sind, und weil ferner über die durch directe Beiträge der Hilfsvereine erzielten Renten nichts zu erfahren ist. Gut wird man jedenfalls thun, sich die erzielten Resultate möglichst bescheiden vorzustellen. Grund dazu bietet eine Uebersicht über die durch Benutzung des Altersrentenfonds entstandenen Renten. Von denselben entfielen nämlich 1881 auf Beträge zwischen

300—500	Francs	80
200—300	„	408
150—200	„	639
100—150	„	1 412
30—100	„	10 861.

Im Verhältniß zur Gesammtzahl der Renten lagen zwischen 100 und 470 Francs im Jahre 1879 17,94 pCt., 1880 18,35 pCt., 1881 18,95 pCt. Das Alter der gewählten Pensionäre betrug 1881 65 Jahre 3 Monate und 3 Tage im Durchschnitt, und die mittlere, im Verein verbrachte Zeit 24 Jahre 24 Tage. Die Untergrenze, welche das Gesetz mit 50 Jahren und zehnjähriger Mitgliedschaft aufstellte, wird in Wirklichkeit also weit überschritten. „Im Alter von 65 Jahren, nach 24jährigen Zahlungen, möglicher Weise — wenn die Wahl so fällt — eine Rente von 70 Francs zu erhalten, das ist keine sehr glänzende Aussicht!"

Aehnlich der Altersrentencasse sind dann noch durch Gesetz vom 11. Juli 1868 unter Staatsgarantie gegründet worden: eine Lebensversicherungscasse „zu dem Zweck, beim Tode des Versicherten seinen Erben oder Rechtsnachfolgern eine bestimmte Summe zu zahlen", — und eine Unfallversicherungscasse „zu dem Zweck, Leibrenten an diejenigen versicherten Personen zu zahlen, welche bei der Ausführung ländlicher oder industrieller Arbeiten eine Verletzung erleiden, die dauernde Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat, und eine Unterstützung an die Wittwen und unmündigen Kinder der versicherten Personen zu zahlen, welche in Folge von Unfällen bei den genannten Arbeiten das Leben verloren haben." Die nach dem Decret vom 26. April 1852 genehmigten Hilfsvereine können Collectivversicherungen eingehen, um beim Tode oder der Verunglückung eines Mitgliedes eine feste Summe sich zu sichern. Diese Versicherungsverträge werden nur auf ein Jahr eingegangen. — Wie wenig Erfolg beide Anstalten hatten, beweist der Umstand, daß bei der Unfallscasse die Bestellung einer Leibrente für absolute Arbeitsunfähigkeit in einem einzigen Falle 1868/69 und dann wieder 1882 stattgefunden hat, und daß 1879 bei ungefähr 857 000 Hilfsvereinsmitgliedern nur 13 000 für den Fall ihres Todes für ihre Familie ein kleines Capital gesichert hatten.

Erfreulicher und segensreicher ist die Wirksamkeit der Hilfsvereine auf anderen Gebieten. Hier erfüllen sie in erster Linie die Aufgabe, ihre kranken Mitglieder zu unterstützen und ihnen im Todesfalle ein anständiges Begräbniß zu verschaffen. Wenige Vereine dürften auf diese letzte Fürsorge verzichten, fast immer enthalten die Statuten das Versprechen, dem Genossen, auf einige Jahre wenigstens, ein eigenes Grab zu erwerben, ihn mit einem bestimmten äußeren Schmucke zum Grabe zu geleiten. Die Vereinsmitglieder sind bei der Beerdigung entweder durch eine Deputation oder auch vollzählig vertreten; manchmal tragen sie selbst den Sarg des Verstorbenen. Die zur Beerdigung nöthigen Gegenstände, wie Bahren, Tücher, Kreuze u. s. w., haben die Vereine vielfach in eigenem Besitz; sie schließen auch wohl dauernde Contracte mit Begräbnißunternehmern ab. — Die Krankengelder werden gewöhnlich sechs bis neun Monate hindurch ausgezahlt; die erste Hälfte der Zeit erhält der Kranke meistens die volle statutenmäßige Unterstützung, in der zweiten wird die Baarunterstützung herabgesetzt. Eine einmalige Beihilfe an die Hinterlassenen dürften ebenfalls die meisten Vereine beim Tode eines Mitgliedes gewähren.

Für alle diese, gleichsam „ordentlichen" Ausgaben der Vereine, in welche noch die Verwaltungskosten einzuschließen wären, haben sich die ordentlichen Einnahmen in den letzten Jahrzehnten stets als zureichend erwiesen. Mit den Ueberschüssen und den — relativ sehr bedeutenden — Beiträgen der Ehrenmitglieder hat man ferner immer die zu dauernden Pensionen dienenden Summen bestreiten, und aus Geschenken Vermächtnissen und Staatssubventionen einen nicht unbedeutenden Capitalbestand erwerben können, der in stetem Aufsteigen begriffen ist. Die gesammte finanzielle Thätigkeit der Vereine läßt sich nach v. d. Osten dahin zusammenfassen:

Die genehmigten Vereine, deren Altersrentenfonds und deren Einnahmen und Ausgaben eingeschlossen, haben im Jahre 1881 insgesammt 15½ Millionen Frcs. eingenommen, 11¾ Millionen ausgegeben und besaßen Ende 1881 einen Gesammtfonds von 75 Millionen Frs., so daß auf jeden der 4958 Vereine durchschnittlich 151 194 Frcs., auf jedes der 663 287 Mitglieder 114 Frcs. entfallen. Die zugelassenen Vereine nahmen 7⅓ Millionen ein, gaben 6⅐ Millionen Frcs. aus und besaßen am 31. December 1881 23¾ Millionen Capital, oder 11 920 Frcs. durchschnittlich für jeden der 2053 Vereine, 85 Frcs. für jedes der 278 294 Mitglieder. Insgesammt weisen die französischen Hilfsvereine 1881 eine Einnahme von 23 Millionen, einen Capitalbesitz von 99 Millionen und eine Ausgabe von 18 Millionen auf. Die finanzielle Lage ist also im Durchschnitt keine ungünstige, nur wird sie erkauft durch möglichste Einschränkung der dauernden Unterstützungen an Alters- und Unfallsinvaliden, an Wittwen und Waisen. Ferner stehen sicherlich viele Vereine hoch über dem Durchschnitte, während andere ihn auch nicht entfernt erreichen. Wenn man liest, daß 1853 68 pCt. aller Vereine weniger als 100 Mitglieder umfaßten, und daß „heute das Verhältniß kein wesentlich anderes sein dürfte", so wird man an der Lebensfähigkeit mancher solcher Verbände wohl Zweifel hegen müssen.

Literatur und Kunst.

Philosophie des Faschings.

Von Hieronymus Lorm.

Die Spree läuft mir im Munde zusammen, wenn ich an Berliner Carnevalsluft aus weiter Ferne und nach langer Zeit zurückdenke. Gescheidte Berliner, deren es bei dem immensen Zuwachs der Bevölkerung seit der erwähnten langen Zeit heute unberechenbar viele geben mag, Berliner nämlich, die gescheidt genug waren, selbst die Mängel ihrer geliebten Vaterstadt beim Vergleich mit der Faschingsluft von Wien und den Fastnachtsfreuden von Paris, vom italienischen Carneval gar nicht zu sprechen — genau zu erforschen und zu erkennen, werden mich auslachen, wenn ich die steifen und pedantischen Formen der nordischen Gesellschaft, die Langsamkeit ihres Tanzes, die weise Mäßigung ihrer Tanzmusik, kurz die ganze ehrwürdige deutsche Langeweile der Vergnügungs-Erscheinungen bis herab zum hergebrachten Einerlei des menu in meine Sehnsucht aufnehme. Allein dies hat einen Grund, der die Oeffentlichkeit nichts angeht, und den ich nur deshalb

Digitized by Google

bekenne, um mich mit der Spree im Munde nicht zu sehr zu blamiren.

Heute nämlich wirft man mir mein Alter von allen Seiten in der Form des heimtückischen Complimentes vor: „Sie bleiben immer jung.“ Damals war ich es wirklich und darum blättere ich zur Faschingszeit, um meine Erinnerungen, meine Fantasie und mein Herz tanzen zu lassen, in den Faschingstagebüchern meiner Jugend. Das Herrlichste an der Carnevalsfreude ist ja, daß sie sich den Naturfreuden in der ewigen Neuheit der ewigen Wiederholung anschließt. Ein schöner Mai, wenn wir ihn gerade erleben, scheint uns niemals dagewesen zu sein, während doch die Schilderungen des urältesten Wonnemonats vollkommen hinreichen würden, den neuesten zu beschreiben. Wie wundert sich der Liebende, daß uns der Ausdruck seiner Empfindung so abgedroschen und abgeschmackt vorkommt, während doch nach seiner Meinung noch kein Mensch, so lange die Welt steht, eine Empfindung, wie er sie hegt, gehabt haben kann! Was daher vom Fasching gesagt werden konnte, gilt auch vom Fasching der problematisch schönen Tage, in denen ich immer jung bleibe.

Seitdem habe ich in meinen philosophischen Schriften die Fundamente für ein System des grundlosen Optimismus zu legen versucht, einer Weltanschauung, welche die in den Tiefen der Menschenseele verborgen schlummernde ewige Heiterkeit nicht aus vergänglichen Dingen schöpft. Sie ist der Gegensatz zu dem von Schopenhauer mit Recht als „verruchte“ bezeichneten Optimismus, welcher an Erdbeben und Seuchen, an dem ganzen Weltelend bis herab zu Stockschnupfen und Hühneraugen Grund zum heitersten Jubel zu finden vorgibt. Allein die Begründung des Unbegründeten, des grundlosen Optimismus, ist nicht auf metaphysische Abstractionen allein angewiesen; sie kann sich auf zwei praktische Bethätigungen stützen: auf die Lebenslust jeglicher Creatur, selbst wenn ihr Alles Lust zum Sterben machen sollte — und auf die Faschingslust der gebildeten Creatur, wenn sie auch weiter gar keine Veranlassung zur Lustigkeit hat.

Heiliger Unsinn! Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man in unauslöschliches Gelächter ausbrechen, daß das Menschenvolk plötzlich ohne Sinn und Grund zu tanzen, zu springen und zu lachen anfängt, blos weil die drei Könige gekommen sind, und ohne daß ein König jemals die Welt tanzen und lachen gemacht hätte. Tiefer angesehen ist das Sinnlose eben das Heilige, weil das überirdische Moment, nach welchem alle Sehnsucht der menschlichen Natur bewußt oder unbewußt gerichtet ist: die Auflösung der rasselnden Gansalkette, des Satzes vom zureichenden Grunde.

Das Kind entzückt, wenn es ohne zureichenden Grund Soldat oder Kunstreiter zu sein glaubt; selbst die Liebe ist die reinste, die keinen zureichenden Grund hat. Darum heißt es auch die heiligen drei Könige und in ihrem Gefolge kommt ein vierter, der König im Reich weltlicher Genüsse: Carneval. Weiß gekleidete Jungfrauen ziehen ihm mit Blumen entgegen, mit denen sie nicht seine Füße, sondern ihr Haupt umwinden. Er hat einen mächtigen Gegner, dem er sein nächtliches Reich unausgesetzt abkämpfen muß: den Schlaf. Noch ist kein Epopöendichter aufgetreten, den Krieg zwischen Schellenkappe und Nachtmütze würdig zu besingen. So mögen denn die Dichter, wenn sie schon den Helden nicht feiern wollen, wenigstens nicht seinen Feind unterstützen.

An Alle, die da mit der Feder die Welt bei der Nachwelt — schlecht anschreiben, ergehe die Bitte, während der Herrschaft des Faschings nichts zu unternehmen, was dem Schlaf dienlich ist. In einer Zeit, in der alle Füße so kurzweilig zu gebrauchen sind und selbst die des sonst verhaßtesten Dinges, die Füße des Claviers, gerne im Salon gesehen werden, wäre es grausam, blos von Versfüßen einen langweiligen Gebrauch zu machen.

Ja, heilig ist der Unsinn, der den Satz vom zureichenden Grunde in die Luft sprengt, sodaß der Mensch sich von der gedankenschweren sorgenvollen Weisheit bei der sorg und gedankenlosen Narrheit erholt. Nur als Narr hat er den Muth, weise zu sein. Was würden alle vernünftigen Leute dazu sagen, wenn er zu andern Zeiten — sich keine Sorgen machen wollte? Ein Engländer behauptete: Jeder wäre eine Memme — wenn er den Muth dazu hätte. Es gehört auch zum verrückten Leichtsinn eine Courage, die nicht Jeder hat — außer im Fasching.

So sagen die erwähnten Faschings-Tagebücher meiner Jugend, und ich darf wohl behaupten, daß sich hierin nichts geändert hat, so wenig wie in den folgenden Wahrnehmungen, die dort aufgezeichnet sind. Nestroy sagte einmal als Ausdruck überwältigender Schläfrigkeit, er möchte sich gerne auf beide Ohren zugleich legen. Wenn ein Ball den andern jagt, dann wünschen Manche, sich auf zweien zugleich, vielleicht auf jedem mit einem andern Fuß, befinden zu können. Glücklicherweise gibt es noch solche Jugend, und ihre erquickliche Erscheinung tritt nur in der Faschingszeit hervor.

Wie jede Epoche des Jahres ihre eigenen Menschen hat, deren Dasein man zu andern Zeiten so wenig bemerkt, daß man glauben könnte, sie entstehen nur für den Augenblick und vergehen mit ihm, so vermag auch der Carneval einige ihm eigenthümliche Gestalten aufzuzeigen. Sie treten auf Hausbällen entschiedener hervor als auf öffentlichen Bällen, wo z. B. die Tänzer von zwanzig Pferdekraft oft gar nicht in Bewegung gesetzt werden.

Ich will dem Leser ein Räthsel aufgeben. Wer ist die wichtigste Person des Hausballes? die Person, auf deren Kommen man mit der größten Sehnsucht wartet, deren Erscheinen mit der innerlichsten Befriedigung aufgenommen wird? Noch sind die in Säle verwandelten Zimmer von keinem Geladenen betreten, noch sind nicht sämmtliche Kerzen entzündet und schon blickt der Hausherr seufzend und ungeduldig auf die Uhr. In dem Maße, als mehr und mehr Spitzenkleider in den Saal rauschen, immer mehr an den eben angelegten weißen Handschuhen die Falten geglättet werden, steigert sich die Ungeduld des Hausherrn und wird endlich zur wahrhaften Angst. Die Erscheinenden begreifen nicht, warum die Hände, die er ihnen entgegenstreckt, sich zur Faust ballen, die Damen sind erschrocken über Complimente, die er murmelt und die unwillkürlich in leise Verwünschungen auslaufen. Beklagenswerther noch ist die Hausfrau, welche die Empfindungen ihres Gatten in diesem Augenblicke vollkommen theilt, um welche sich aber bereits ein so dichter Kreis gebildet hat, daß die Blicke, die sie zwischen pflichtschuldigen Grüßen und lächelndem Empfangen nach dem Gemahl als telegraphische Anfragen sendet, nicht mehr an ihre Adresse gelangen. Endlich durchbricht der Hausherr den Kreis und nickt seiner beklommenen Hälfte bedeutungsvoll zu und, o schwärmerischer Jüngling! diesen Moment benütze zu Deinem ungeschicktesten Compliment an die Dame des Hauses, es wird mit dem dankbarsten Lächeln aufgenommen werden. Der Mann hat sich eingefunden, dem die Herzen der Festgeber entgegen klopften, obgleich er der Gesellschaft weder durch Rang, noch durch persönliche Bedeutung ein besonderes Lustre verleiht, kaum salonmäßig gekleidet ist, keine Handschuhe trägt und weiter nichts ist als der bestellte Clavierspieler.

Er ist eine von den eigenthümlichen Gestalten des Faschings, aus seinen zwei Händen strömt die electrische Lust für zweihundert Beine und übertönt mit ihren Accorden seine eigenen Seufzer.

Zur Philosophie des Faschings gehört auch einigermaßen, wie zu jeder Philosophie, die Mißachtung der irdischen Güter, das gleichgültige Vergessen und Verlieren der Kostbarkeiten, die zu anderen Zeiten nicht bloß der Schmuck sind, den der Juwelier liefert, sondern zugleich den ganzen Schmuck des Lebens auszumachen scheinen. Nach jedem großen Feste geben von solcher Welt- und Selbstvergessenheit die Annoncenblätter Kunde, indem sie zur Wiederbringung verlorener Schmucksachen auffordern. Es versteht sich von selbst, daß besonders die Frauen dieser Alles vergessenden Hingebung unterworfen sind und daher meist Armbänder, kostbare Haarnadeln u. dgl. dem „redlichen Finder“ zu thun geben. Was sonst noch bei solchen Gelegenheiten verloren wird, aber nicht mehr wiedergebracht werden kann, oder was an der Redlichkeit des Finders zweifeln ließe, wenn er es zurückstellte, nachdem es gerade an ihn verloren worden ist, davon könnten nur jene Annoncenblätter Kunde geben, die der Dichter schreibt.

Digitized by Google

Des Preisens dieser Zeit kann kein Ende sein. Sie treibt die alltäglichsten Menschen aus den Geleisen der Alltäglichkeit heraus, die Menschen, die vor nichts so großen Schrecken haben als vor der reizendsten und allerliebsten Ungewöhnlichkeit. Diese hat freilich in der Gleichmacherei und im Förmlichkeits-Cultus des modernen Lebens so viel Raum eingebüßt, daß ihr selbst auf dem Boden des Faschings, auf dem Parket der Maskenbälle kaum hie und da ein Winkelchen noch übrig gelassen wird. Das Abenteuer hat aufgehört, die Seele des deutschen Carnevals zu sein, und selbst in Wien sind zum Zeichen dafür die alten Stätten des Abenteuers, die Jahrzehnte lang das fruchtbarste Feld der Ungewöhnlichkeit waren, die kaiserlichen Redoutensäle, in neuester Zeit geschlossen worden. Sie gehören zur Hofburg und wurden früher in jedem Fasching zu einigen Maskenfesten dem Gebrauch des Publicums überlassen. Seit diese Aeußerlichkeit eine Veränderung erlitten hat und andere Säle zu Maskenfesten dienen müssen, gleichen diese weit mehr den Pariser Opernbällen als den ehemaligen Wiener Redouten. Auf diesen wurde niemals getanzt und auf der des Fasching-Dienstags mußte um Mitternacht sogar die Musik schweigen. Wer aber fragte dort nach Tanz und Musik? Der Geist allein, der Geist der Conversation, der Intrigue, des Rendez-vous tanzte und musicirte. Nicht nur Verhältnisse wurden angeknüpft, welche die Lebenslust des Momentes auf Jahre hinaus fortsetzten, auch manches ernste Schicksal nahm dort seinen ersten Anfang.

Das herrschende Element war freilich der Scherz, und mancher Redoutenwitz bleibt dem Zeugen in immerwährender Erinnerung. Ich kann z. B. nicht vergessen, was ein bekannter Doctor der Medicin, der nach seiner äußeren Erscheinung nichts weniger als ein Adonis, an guten Einfällen aber ein Crösus war, einer Dame schrieb unter einer von ihr angegebenen Chiffre. Er hatte sie Nachts vorher auf der Redoute gesprochen; sie war unerbittlich in strengster Bewahrung ihrer Maske, erlaubte ihm aber, ihr am nächsten Tage einen Band politischer und folglich in Wien verbotener Gedichte zu senden, die sie noch nicht kannte. Er schrieb dazu:

„Der schönen Unbekannten die unbekannten Schönen vom bekannten Unschönen."

Allein nicht bloß der galante Verkehr feierte auf diesem Boden des heiligen Unsinns seine heiteren Triumphe; der Ernst des Lebens nahm dort oft, und zwar zwischen Personen desselben Geschlechtes, seinen Ausgangspunkt. Zwei Damen, Mutter und Tochter, beobachten ein Mädchen in Halbmaske und nehmen sich nach längerer Beobachtung die Freiheit, die ihnen nur dieser Ort und diese Zeit ermöglichen konnte, das Mädchen, das ihnen durch den Geschmack der Kleidung, die Grazie der Bewegungen und den Geist der mit Anderen geführten Gespräche überaus wohlgefällt, nach Namen und Verhältnissen zu fragen. Das Ergebniß veranlaßt die ältere Frau zu der Aufforderung, das Mädchen möge ihr als Gesellschaftsdame auf einer Reise nach Amerika zur Seite stehen, und wenn es dem Mädchen dort nicht gefiele, so würde ihr die Rückreise bezahlt werden.

Das Engagement wird nun in der That geschlossen, und einige Zeit nach der Ankunft in der neuen Welt stellt sich heraus, daß die Mutter ihrem dort ansässigen Sohne eine sehnlichst gewünschte Braut aus seiner österreichischen Heimath mitgebracht hat. Einem Romanschreiber könnte dieser Fall leicht zu Herzen gehen und er sich die Zeit nehmen, die Entwickelung der Dinge sowohl auf dem Schiff, während das Mädchen seine eigentliche Bestimmung noch nicht kennt, sowie nach der Ankunft genau zu beschreiben.

Da bin ich nun unversehens in die Beziehung des Carnevals zur Schriftstellerei gerathen. Der Mann der Feder, namentlich der Feuilletonist, sieht nicht erst im Kalender nach, ob er einem lustigen Bankett beizuwohnen habe, und nimmt es auch außerhalb der Faschingsepoche gerne an. Allein nur in dieser Epoche treten die märchenhaften Nachwirkungen ein, wie sie ein Pariser Autor einst erlebte, dessen Name mir ebenso wie der Wortlaut seiner Erzählung gänzlich entfallen ist. Ich weiß nur, daß er nach dem Opernballe und einem glänzenden Souper in den ersten Morgenstunden nach Hause kam und erst beim Betreten seiner Stube einen nächtlichen Alp auf seiner Brust entdeckte: er hatte noch ein Carnevals-Feuilleton zu schreiben, das der Druckerjunge in wenigen Stunden abholen sollte. Auf dem Schreibtisch stand die brennende Lampe und Alles war vorbereitet, wie er es bei der Arbeit liebte, nur er selbst — war nicht vorbereitet. Seufzend warf er sich statt auf den Schreibstuhl auf das Sopha und sogleich umgaukelten ihn alle koboldartigen Geister und Fabelgestalten des Faschings. Die Thür ging langsam auf, eine mit schönen Farben geschmückte riesige Stahlfeder trat ein, auf den beiden Flügeln ihres Spaltes schritt sie einher, mit ihrem schlanken Stiel neigte sie sich ein wenig vor ihm — dann sprang sie entschlossen auf das bereit gelegte Schreibpapier, trieb sich dort lustig umher, sprang nur ab und zu ins Tintenfaß und wieder zurück und schrieb auf diese Weise selbst den schwer auf der Seele des Autors lastenden schuldigen Feuilleton-Artikel.

Selig lächelnd entschlummerte der Journalist auf seinem Sopha, bis ihn die Ankunft des Druckerjungen weckte. War Alles nur ein Traum gewesen? Mit nichten! Zwar fand er das Papier leer, aber sein Kopf war nicht mehr leer; er brauchte ja nur den erlebten Faschings-Spuk zu erzählen und das Feuilleton war fertig.

Um zum Geist der ehemaligen Wiener Redouten zurückzukehren, zu welchem das wüste Wiener Leben selbst nicht mehr zurückkehren will — so ist darunter die harmlose Zeit verstanden, in der noch nicht Alles und Alles Geschäft war, in der man noch auf Anregungen, Abenteuer und Freuden rechnete, mit denen doch gerade das Rechnen nichts zu thun hatte. Damals drängte man sich in die Säle rechts und links der „Seufzer-Allee" in der Erwartung ganz unsäglicher Geschicke, die wunderbarsten Geheimnisse wollte man entdecken und preisgeben, Beziehungen zu ferne stehenden Erscheinungen der Gesellschaft anknüpfen, gerade das Unmögliche galt auf der Redoute für das Alltägliche. Und wirklich begannen hier Romane, sie bestanden aus einem ersten Händedruck, einer zweiten Begegnung, einem Nimmerwiedersehen und einer ewigen Erinnerung.

Wenn sich auch wirklich einmal ein materielles Geschäft einmischte, so hatte es wenigstens eine heitere Form und eine lustige Pointe. Die Sängerin B. gab alljährlich am Tage nach Aschermittwoch ein Concert, zu welchem einige ihrer Freunde und Bekannten aus Mitleid Eintrittskarten bezahlten. Sie war alt und häßlich, aber herrlich gebaut; die reizende Gestalt stand auf eleganten kleinen Füßen. Wenn sie in der Nacht vor dem Aschermittwoch auf der berühmten Dienstag-Redoute im feinsten Domino streng verlarvt erschien, so bezauberten die erwähnten Vorzüge die ganze Herrenwelt und Jeder beschwor sie nach kurzem Gespräch, ihm ein Wiederfinden zu ermöglichen. Sie weigerte dies unerbittlich, bis sie sich endlich zu einem kleinen Zugeständniß herbeiließ. „Ich bin gezwungen", sagte sie, „übermorgen das langweilige Concert der Sängerin B. zu besuchen", und gab ein Erkennungszeichen an. Fünfzig bis sechszig Herren betraten den Concertsaal, denen es sonst niemals eingefallen wäre, einen Pfennig dafür auszugeben und spähten mit geheimnißvoller Miene und selbstgefälligem Lächeln — nach dem Erkennungszeichen. Das Komischste war, wenn sie sich gegenseitig über ihre Anwesenheit wunderten und sich das Motiv derselben — verbargen.

Heute ist man derb und materiell — man nennt es realistisch. Das Höchste von Idealismus ist, daß man auch auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" einen biedern Lebensgefährten sucht. Zum Glück bleibt ein anderer Idealismus, der des Herzens, immerdar gewahrt, und geht er nicht mit den Masken, so schwebt er über denselben — in Gestalt der Wohlthätigkeitsfeste. Unterhalt und Unterhaltung sind verwandte Wörter; der Tiefsinn der Sprache, der nicht selten lahme Geister mit guten Gedanken beschenkt, kann auch matte Herzen an lobenswerthe Empfindungen erinnern. Wer sich unterhält, der soll sich verpflichtet fühlen, zum Unterhalt Anderer beizutragen; wer das Leben nur schätzt um des Genusses willen, den es hat, der mag sich Jene vergegenwärtigen, die es schon als Genuß schätzen, wenn sie nur zu leben haben.

Ganz erstaunlich ist die Unparteilichkeit, die Vielseitigkeit

Digitized by Google

der Frauen; sie tanzen für jede Wissenschaft, für jeden Stand und Beruf mit gleicher Bereitwilligkeit, jede ein weiblicher Baco von Verulam, der bekanntlich zuerst dargethan hat, daß alle Wissenschaften nur Eine sind. Und was die Frauen unter dieser einzigen Wissenschaft verstehen, das ist: man muß zu leben wissen.

So verstärkt sich die Philosophie des Faschings bis zur Wissenschaft und müßte um so mehr auch die Belletristik mit einschließen. Allein eine Betrachtung der Zustände auf dem Gebiete unserer schöngeistigen Literatur will ich mir passender für eine Philosophie — des Katzenjammers aufsparen.

Jacob Grimm im Frankfurter Parlament.

Von Karl Bartsch.

Ist auch die Thätigkeit, welche Jacob Grimm als Mitglied der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main 1848 entwickelte, keine tiefgreifende, und war sie auch nur von kurzer Dauer, so ist es bei einem Manne von seiner Bedeutung gleichwohl anziehend, auch hier den Spuren seines Geistes nachzugehen. Ich halte es daher im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Feier seines hundertsten Geburtstages seine Gestalt uns lebhafter denn je vor Augen geführt, für angemessen, die Erinnerung an diesen Zeitpunct seines Lebens aufzufrischen.

Zum erstenmale ergriff er das Wort, als die Geschäftsordnung der Nationalversammlung berathen wurde. In der Sitzung vom 29. Mai sprach er:

„Meine Herren! Wir Deutschen, das wird mir Niemand bestreiten, sind ein geschäftiges und ordentliches Volk. Darum ist es natürlich, daß in Vielen von Ihnen die Sehnsucht nach einer Geschäftsordnung entsprungen ist. Allein jene löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns oft in Fehler um. Wir haben, ich muß es sagen, eine große entschiedene Anlage zum Pedantischen; ich habe sogar neulich bei einem andern Anlaß ausgesprochen, daß, wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche es erfunden haben würde. Der Fehler besteht darin, daß wir allzusehr geneigt sind, an dem Geringfügigen und Kleinen zu hängen und das Große uns darüber entschlüpfen zu lassen. Der bekannte Satz:

Vorgethan und nachbedacht
Hat Manchen in großes Leid gebracht,

dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen sehr selten angewendet werden, vielmehr könnte man einen andern auf uns anwenden:

Lang bedacht und schlecht gethan,
Ist der deutsche Schlendrian.

„Meine Herren, ich bin nicht gesonnen, die vorgelegte Geschäftsordnung des Pedantismus zu zeihen, nein, ich beginne mit der Bemerkung, daß ich wenig oder nichts Pedantisches darin gefunden habe. Die Geschäftsordnung, soviel ich merken kann, ist abgesehen den Gebräuchen und Sitten in England und Frankreich und vielleicht auch in den constitutionellen Staaten Deutschlands. Es ist eine fruchtbare und anerkennenswerthe Bemerkung, welche wir aus dem Munde des Herrn Berichterstatters vernommen haben, daß die Geschäftsordnung nur für unsere Gegenwart berechnet sei, aber nicht für alle Zukunft zu gelten habe, und ich halte dies für vollkommen richtig und festhaltenswerth, eben darum, weil wir uns in einer neuen großen Lage befinden, in welcher wir uns weder von dem, was bisher üblich gewesen ist, noch von dem, was in der Zukunft üblich sein wird, finden lassen dürfen. Wir müssen für unsere dringende Noth eine eigene Geschäftsordnung bilden und ausüben. Ich habe zwar in einigen der vorhergehenden Sitzungen schon davon hören müssen, daß etwas parlamentarisch oder unparlamentarisch sei. Ich kann mich aber nicht davon überzeugen, daß eine solche Bemerkung triftig sei. Man hat sogar bei einer solchen Gelegenheit unserm Herrn Präsidenten die Erklärung abgedrungen, daß wir noch zu lernen hätten. Diese Erklärung ist seiner vollkommen würdig. Wir haben noch zu lernen, aber ich muß gestehen, daß der Anlaß, wo diese Bemerkung vorgekramt wurde, keineswegs eine Lehre begründen konnte, vielmehr waren Alle bei diesem Anlaß vollkommen belehrt. Meine Herren, wenn ich im Allgemeinen mich über die vorgelegte Geschäftsordnung äußern darf, so ist es in der Beziehung, daß sie mir einen großen Spielraum, einen vielleicht zu großen Spielraum der doctrinären Willkür zu eröffnen scheint. Ich halte es für höchst gefährlich, daß in ihr nicht der Grundsatz ausgesprochen wird, was in die zu bildenden Ausschüsse gehöre und was nicht in dieselben gehören dürfe. Es sind schon in diesen Tagen eine Menge Commissionen und Ausschüsse ernannt worden. Was sind Commissionen? Commissionen sind diejenigen, welchen etwas anvertraut ist. Uns allen ist aber auch die große Angelegenheit des Vaterlandes anvertraut. Was sind Ausschüsse? Diejenigen, welche aus unserer Mitte ausgeschossen worden sind. Ich wünsche, daß wir alle recht eingeschossen wären in die Noth und Bedürfnisse unseres Vaterlandes. Es ist gewiß, daß Mancher von uns hierher gekommen ist, in dessen Herzen und in dessen Brust schon frisch und fest gestanden hat, was er thun und was er beschließen will. Und wenn er in die Ausschüsse geht, was geschieht da? Da werden seine frischen Entschlüsse auf den Amboß gelegt, gedehnt und breit geschlagen, so daß er sie nicht mehr erkennen kann. Wenn er dann aus dem Ausschuß geht, geht er in andere Gesellschaften, wo andere Reden gehalten werden, er wird wankend gemacht darüber, worüber er längst mit sich einig war. Meine Herren! Es scheint mir von der größten Nothwendigkeit, daß der Ausschuß für die Verfassung möglichst beschränkt werde. Ich hätte mich, wenn ich zugegen gewesen wäre, wie er niedergesetzt worden ist, seiner großen Ausdehnung widersetzt, ich würde geltend gemacht haben, daß die Verfassung vom Anfang bis zum Ende von uns Allen zusammen berathen werden muß, daß in den Ausschuß nur gehört, was ein besonderes Geschäft betrifft, daß in den Ausschuß möchte gewiesen werden, was die Marine, was unsere halb wirkliche, halb träumerische Angelegenheit der socialen Frage betrifft, und dergleichen vieles andere. Das mag dem Ausschuß übergeben werden. Aber was uns Allen am Herzen liegt, die Verfassungsfrage, muß von uns Allen vorgenommen und es darf nicht lange damit gesäumt werden. Meine Herren! Als ich hierher reiste und die Natur prangen sah, wie noch nie, da war es natürlich, zu denken, daß auch die schwellenden Knospen unserer Einheit und Freiheit bald austreiben möchten. Wenn es an mir gelegen hätte, so würde ich durch einen Zuruf an alle Gleichgesinnten zu erreichen versucht haben, was ich zu erreichen vermag. In Frankfurt angekommen, sah ich, daß wir die Geschäfte auf die alte diplomatische Weise in die Länge ziehen. Man hat oft gesagt, die Diplomaten verderben, was wir errungen haben. Es ist in Aussicht gestellt, daß wir Monate zusammenbleiben, ohne daß etwas geschieht, was mit der großen Spannung des Volkes zusammenstimmt. Das Volk sehnt sich, erwartet eine baldige Entscheidung über die Hauptangelegenheit. Meine Herren! Ich werde mir erlauben, da jetzt schon der Verfassungs Ausschuß niedergesetzt ist, den Antrag zu stellen, daß er seinen Bericht so schleunig als möglich erstatte, damit diese ganze Angelegenheit bald von uns aufgenommen und zu Ende geführt wird."

Dem entsprechend wurde unter den von Mitgliedern eingegangenen Anträgen in der Sitzung vom 3. Juni durch den Präsidenten zur Anzeige gebracht:

Antrag von Jacob Grimm, zu beschließen, daß der Verfassungs Ausschuß die ihnen obliegenden großen Fragen, ohne sich in doctrinelle Erörterungen zu vertiefen, unverweilt einfach zu gliedern und zu stellen habe.

In der Berathung des Berichts des Ausschusses für völkerrechtliche und nationale Fragen über die Schleswig-Holsteinische Sache in der Sitzung vom 1. Juni ergriff auch Jacob Grimm das Wort und sprach:

„Meine Herren! Auch ich bin für einen stolzeren muthi-

Digitized by Google

geren Beschluß als den vom Ausschuß ausgesprochenen.*) Ich höre oft sagen und auch von dieser Bühne herab, daß uns, sobald wir einmal frei und stark sein werden, Alles wieder zufallen werde, was von uns abgefallen war. Aber, meine Herren, mit Schleswig verhält es sich ganz anders: Schleswig war uns schon zugefallen, als wir noch in Schmach lagen, als wir uns noch nicht erhoben hatten, da wollten schon dieselben Schleswiger lieber mit dem geringen Deutschland verbunden sein, als ohne Deutschland fortleben. (Allgemeine Zustimmung.) Das zeigt recht das deutsche Herz! Meine Herren, ich gehöre nicht zu Denen, welche dafür halten, daß bloß die Gegenwart für uns Maßstab geben müsse, ich glaube auch an unsere große Vergangenheit, und ich glaube, daß über Diejenigen, welche nichts von der Vergangenheit wissen wollen, sehr bald auch die Zukunft den Stab brechen werde. (Allgemeiner Beifall.) Ich habe mich seit langer Zeit in genaue Untersuchungen eingelassen über die Geschichte jener nördlichen Gegenden, und bin dadurch zu Ergebnissen gelangt, die von den bisherigen zum Theil vollkommen abweichen. Es würde hier nicht der Ort sein, in das Einzelne solcher Ergebnisse mich zu verbreiten, aber das darf ich als etwas Wichtiges angeben, daß nach meinen Untersuchungen die Julen, welche jetzt für die Bewohner des nördlichen Theiles der Halbinsel gelten, daß diese Julen ebensowohl ein ursprünglich germanischer Volksstamm waren, insofern wir befugt sind, germanische Volksstämme den Scandinavischen entgegenzustellen? Aber welche Erinnerungen weist nicht die Geschichte dieser nördlichen Gegend! Von dort sind schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung die beiden Völker ausgegangen, welche den mächtigen, unüberwindlichen Römern Schrecken einflößten, die Cimbern und Teutonen, die mit uns gleichen Namen führen. Sollte das nicht gerechten Stolz anfachen, und wahrhaftig! andere Völker würden das nicht dulden, daß von dem Wohnsitze ihrer ruhmvollen Vorfahren auch nur eine Scholle breit jemals abgetreten werden dürfe. Meine Herren, in unseren Tagen ist ein neues Leben erwacht, welches alle früheren diplomatischen Verhandlungen mit einem starken Hauche weggeblasen hat. Was können bedeutendere Garantien von dem Jahre 1721, wenn ich nicht irre, damals zwischen Frankreich und England und Deutschland geschlossen? Das verbindet uns nicht, das hat keine Kraft, sondern der Hauptgrund ist, weil Schleswig bei Deutschland immer sein zu wollen und bleiben zu wollen erklärt hat. Meine Herren! In diesem Augenblick ist Kürze geboten, ich beschränke mich diesmal darauf, zwei andere Anträge zu stellen, welche so lauten:

1. Die Nationalversammlung beschließt, daß der Krieg gegen Dänemark so lange fortgeführt wird, bis diese Krone unsere gerechten Ansprüche auf ein unzertheilbares Schleswig anerkannt hat. 2. Die Nationalversammlung erklärt laut, daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde. (Allgemeines Bravo!)

Bei der namentlichen Abstimmung über die Frage: Erklärt die Nationalversammlung, daß die Genehmigung des mit Dänemark abzuschließenden Friedensvertrags der Nationalversammlung vorbehalten werde? stimmte J. Grimm mit Ja, blieb aber damit in der Minorität (200 gegen 275 Stimmen).

(Schluß folgt.)

*) Der Antrag des Ausschusses lautete: Die deutsche Nationalversammlung erklärt, das die schleswig'sche Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß bei dem Abschlusse des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde. Auch spricht die deutsche Nationalversammlung die zuversichtliche Erwartung aus, in der Voraussetzung, daß der Rückzug der deutschen Bundestruppen nach dem Frieden Schleswigs strategischen Gründen beizumessen sei, daß für die erforderliche Verstärkung des Bundesheeres in Schleswig-Holstein, sowie für die Sicherstellung der durch den erwähnten Rückzug den feindlichen Einfällen etwa blosgestellten nördlichen Schleswigs schleunige und wirksame Fürsorge getroffen werde.

Epische Novitäten.

Besprochen von Ernst Ziel.

Es ist ein erfreuliches Symptom im Leben der zeitgenössischen Dichtung, daß die deutsche Epik der Gegenwart sich mehr und mehr nationalen Aufgaben zuwendet und eine wachsende Abneigung gegen die Irrgärten der Romantik bekundet, in denen unser episches Schriftthum bis vor gar nicht langer Zeit sich mit Vorliebe anzusiedeln pflegte.

Die Wendung zum National-Historischen macht sich auch in den heute hier zu würdigenden Dichtungen einigermaßen geltend: die geschichtlichen Stoffe befinden sich in ihnen, gegenüber den romantischen, in der Majorität, und das moderne Empfinden und Denken zählt bei weitem die Mehrzahl der im Nachfolgenden aufs kritische Korn zu nehmenden Dichter zu seinen Bekennern.

Da ist gleich ein Poet, der sich in jeder Verszeile vom reinsten Feuer patriotischer Begeisterung und zugleich vom ächtesten Geiste unserer Tage erfüllt zeigt: Gustav Weck in seinem Romancencyclus „Königin Luise" (Paderborn, Ferdinand Schöningh). Diese, unserm Kaiser Wilhelm gewidmeten Poesien, welche von Hannover bis Hohenzieritz, von der Wiege bis zum Sterbebett das Leben der königlichen Dulderin begleiten, gehören zu den wenigen Manifestationen der heutigen vaterländischen Dichtung in Deutschland, von denen die Kritik sagen darf: Hier ist ein Dauerndes, das in das unveräußerliche Eigenthum der Nation übergehen wird, weil es die intimsten Herzensempfindungen der Nation in vollendeten Formen ausspricht. Um die volksbeliebte Gestalt der Königin Luise gruppirt das deutsche Gemüth alle jene schmerzlichen und erhebenden Geschehnisse, welche die Jahre deutscher Erniedrigung und napoleonischer Usurpatorschaft über uns heraufbeschworen —: Königin Luise ist die ideale Trägerin der deutschen Passionsgeschichte, und es läßt sich für den dichterischen Ausdruck Dessen, was Deutschland damals gelitten, für das elegische Ausklingen des nationalen Schmerzes wie für das gottvertrauende Vorahnen zukünftiger Befreiung und Größe, das aus diesem Schmerze aufflammte, kaum eine zulänglichere Anlehnung denken, als die an die zugleich rührende und imposante Gestalt unserer Kaisermutter. Gustav Weck flicht in den in Rede stehenden Romanzen einen Ehrenkranz um das Haupt der schönen Königin, der zugleich ein Ehrenkranz für das deutsche Volk und das deutsche Heer ist: in einer Reihe von Genre- und Situationsbildern, von Geschichts- und Charakterskizzen, von Liedern und Apotheosen aus der Zeit der Königin Luise entwirft er nicht nur ein Bild der hohen Frau, sondern zugleich ein Gemälde ihrer Epoche. Das innere Band, welches die fein modellirten Einzelstücke der Dichtung zusammenhält, ist die ihnen allen innewohnende Bezüglichkeit auf die Person der edlen Preußenkönigin, und diesem inneren Bande gesellt sich das äußere einer durchweg im besten Sinne des Wortes volksthümlichen und doch vornehmen Form. Ich kenne in den zeitgenössischen Literaturen Europas nur ein einziges Dichtwerk patriotischen Inhalts, das sich bezüglich volksthümlicher Verklärung nationalen Schmerzgefühles dieser „Königin Luise" an die Seite stellen ließe: Runeberg's „Erzählungen des Fähnrich Stahl", in welchen der finnische Dichter die letzten Kämpfe seines unterliegenden Volkes gegen das siegreiche Rußland verherrlicht. Wer diese finnische Nationaldichtung kennt — deren sind freilich Wenige in Deutschland —, der weiß, wie hoch mein Vergleich den deutschen Dichter ehrt.

Neben Weck's „Königin Luise" nehmen die übrigen patriotischen Werke, die ich heute Revue passiren lasse, sich freilich meistens recht klein aus. Mit der Geschichtsperiode unserer Tage beschäftigen sich zunächst zwei Dichtungen: „Die Schlacht von Vionville-Mars la tour von Louis Wolff (Guben, Koenig) und „Kraft und Stoff aus der Geschichte des deutschen Volkes" von Emil Dietzsch (Chicago, Gustav Hinstorff). Dichtungen? Da habe ich denn doch zu viel gesagt. Das Wolff'sche versificirte Geschichtsbild wenigstens hat

Digitized by Google

absolut keinen Anspruch auf diese Bezeichnung. Hier ist wohl reiches positives Wissen aber auch gänzliche Abwesenheit von Poesie, keine Spur von gestaltenbildender Plastik, von künstlerischer Rundung der Handlung, von zureichender Bewältigung der taktischen Schwierigkeiten, welche solche Bataillenpoesie dem Dichter entgegenstellt. Chronikenstyl ohne Wärme und Farbe, der die disciplinirten militairischen Massen ins Feuer der kriegerischen Geschütze rücken läßt, ohne die einzelnen Gestalten in eine poetische Beleuchtung zu stellen. „Die Schlacht von Vionville" des Herrn Wolff ist leider ein Schlachtfeld des guten Geschmacks. — Auf gleichem Niveau wie diese Pseudo-Dichtung steht das wunderlich betitelte Dietz'sche Buch, das theils im banalsten Kutschkejargon, theils im Tone des declamatorisch-pathetischen Dilettantismus die deutsche Geschichte „vom Teutoburger Walde" an bis in unsere Tage herein im Urtheile eines Deutsch-Amerikaners abspiegelt.

In ferne, beziehungsweise fernste Perioden der deutschen Geschichte greifen sodann zwei Dichtungen zurück, die hier kurz zu registriren genügen möge: „König Enzio" von H. Bruns (Bremen, J. Kühtmann), ein „Minnesang", von dem in Betreff des bekanntlich guten Stoffes und der dilettantischen Behandlung, die er hier leider gefunden, das Wort gilt: „Beste Wolle und schlechteste Wäsche!", und „Hogia, altpreußisches Epos" von Heinrich Nitschmann (Danzig, Theodor Bertling), in dem die Kämpfe der heidnischen Preußen an der Küste Pogesaniens mit den Ordensrittern den historischen Hintergrund, die Bekehrungs- und Herzensgeschichte der heidnischen Priesterin Hogia aber den dichterischen Mittelpunkt bilden — sechs Gesänge, in deren leichtflüssigen Herametern der bekannte Verfasser der polnischen Literaturgeschichte uns ein frisches und farbiges Culturgemälde aus der Vorgeschichte Preußens entwirft.

Von der Bernsteinküste Pogesaniens zu den klassischen Stätten Altroms, von der „Hogia" Nitschmann's zu den „Erloschenen Sternen" des talentvollen Hermann Friedrichs (Leipzig, Wilhelm Friedrich)! Das Buch enthält die durch einen Prolog von Woldemar Kaden eingeleitete epische Dichtung „Octavia" und zwölf kleinere Gedichte aus dem Alterthum und aus späteren Jahrhunderten, welche der Verfasser unter dem Titel „Erloschene Sterne" zusammenfaßt. Eine geistig verklärte Sinnlichkeit in den lodernden Farben Robert Hamerling's, lyrischer Schmelz und lyrische Formenschönheit sind die Hauptmerkmale dieser interessanten Dichtungen. Der „Octavia" fehlt es zwar an eigentlich epischer Kraft, und wegen der eigenthümlichen Behandlung der Terzinen mit willkürlicher Hinzufügung einer die Kette vorlaut abschließenden vierten Verszeile mitten im Gedichte dürfte eine strenge Poetik den Dichter zur Ordnung rufen, allein das kleine Epos entrollt Situationsbilder von seltener Schönheit und kunstvollendeter Plastik und ist von so stolz flammendem dichterischen Feuer durchleuchtet, daß es nirgends seine Wirkung verfehlen wird, Vorzüge, die in gleich hohem Grade den oft fein ciselirten poetischen Schaustücken der „Erloschenen Sterne" eigen sind.

Entnehmen die bisher besprochenen Dichtungen ihre Vorwürfe ausschließlich dem Gebiete der Geschichte, so wiegt in den nunmehr zu würdigenden „Tag- und Nachtstücken" des Grafen Adolf Friedrich von Schack (Stuttgart, J. G. Cotta) das romantische Stoffgebiet vor. Wie alle dichterischen Schöpfungen des Münchener Kunstmäcens und obotritischen Magnaten, so werden auch diese dreiundzwanzig kleineren Dichtungen in erster Linie durch ihre exclusive geistige Haltung und eine gewisse elegisch-pathetische Klangfarbe charakterisirt. Schack ist ein romantischer Eklektiker, und als solchen zeigt er sich durchaus auch hier: Er nimmt in diesen meistens fein gedachten und vollendet geformten Gedichten seine poetischen Sujets aus allen Regionen der „bewohnten Erde" und lehnt sich in der poetischen Incarnation derselben an die verschiedensten Meister der Weltliteratur an. Was zunächst die Locale dieser Dichtungen betrifft, so führt uns Schack nach dem alten Rom und Hellas, nach dem Orient und dem Lande der Pharaonen, nach Italien und der Schweiz, nach Spanien und Portugal, nach Frankreich und Deutschland und zeigt uns diese Stätten seiner poetischen Handlungen im Lichte der verschiedensten Jahrhunderte. Wie aber die Stoff-, so ist auch die Formenwelt der „Tag- und Nachtstücke" eine nahezu universelle: unser Dichter durchläuft die ganze Stufenleiter der Poetik einerseits von der graciösen Novelle in Versen im Stile der italienischen Schule bis hinauf zum farbenprächtigen Geschichtsbilde à la Hermann Lingg, andererseits von der schlichten volksthümlichen Legende bis aufwärts zur Schillerisch gefärbten Ode und classisch gefügten Elegie. Diese Schack'schen Dichtungen wenden sich an das Elite Publicum einer Geistes- und Geschmacksaristokratie, die den Werth eines poetischen Erzeugnisses nicht sowohl an den rohen stofflichen Elementen desselben, wie an der Idee bemißt, welche sie durchstrahlt, und an der künstlerischen Gliederung und dichterischen Austragung, zu welcher diese Idee innerhalb der Dichtung gelangt. Solcher Aristokratie seien die „Tag- und Nachtstücke" Schack's aufs Wärmste empfohlen!

Eine romantische Physiognomie, wie sie in diesen Dichtungen vorwiegt, tragen auch „Die Rosenzauberin" von August Silberstein (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und „Renate" von Ludwig Soyaux (Neudnitz, A. H. Payne), von denen die erstere uns in die Nacht mittelalterlichen Aberglaubens, die letztere in das frisch bewegte Leben der Gegenwart an den Rhein führt. „Die Rosenzauberin", ein phantastisches Minnegedicht, schildert uns, wie ein holdes „Mägdlein" scheinbar durch übernatürliche Kraft Rosen zu erzeugen vermag, wie es, deshalb der Zauberei angeklagt, in einen Thurm geworfen, aber von einem Pagen befreit wird, der die Gerettete als sein Weib heimführt; „Renate" dagegen, eine Novelle in Versen, erzählt uns die Geschichte der Tochter einer Schauspielerin, die am Rhein beim Schänkwirth Martin aufwächst, die schwärmerische Liebe eines jungen Seefahrersohnes erweckt, diese Liebe aber verschmäht und, von ihrem Schauspielerblut getrieben, die die Welt bedeutenden Bretter betritt, um schließlich nach vielerlei Schicksalen, in denen der Schiffersohn stets ihr rettender Engel ist, doch die Gattin dieses Braven zu werden. — Ist Silberstein's anmuthige Märchendichtung von einer Romantik durchhaucht, die sich nicht immer in den Grenzen maßvoller und künstlerischer Abgeklärtheit und Knappheit bewegt, so legt die Soyaux'sche Dichtung Zeugniß ab von einer poetischen Kraft, die den Fuß ihrer Gestalten auf den Boden der realen Wirklichkeit zu stellen, ihre Häupter aber in eine ideale Luftschicht zu erheben weiß. Der verdienstvolle Silberstein hat längst seine Gemeinde gefunden. Aber auf das zu wenig beachtete schöne und anmuthige Talent Soyaux's nachdrücklich hinzuweisen, diese Pflicht glaube ich hier nicht verabsäumen zu sollen.

An den Schluß dieser Revue stelle ich einen Hinweis auf ein interessantes Mysterium, auf Ernst Wechsler's „Der unsterbliche Mensch" (Wien, Carl Konegen). Die Fabel der „nach einer Sage über Moses Maimonides frei" bearbeiteten Dichtung ist kurz diese: der berühmte arabisch-jüdische Philosoph brütet über dem Problem, wie ein getödteter und zerstückelter Mensch unter gewissen Bedingungen zu unsterblichem Leben wieder erweckt werden könne. Zur Lösung dieses Problems tödtet er einen Jüngling, der sich ihm unter geheuchelter Stummheit genähert und sein Schüler geworden. Nach geschehener That aber gelangt Maimonides zu der Erkenntniß, daß ein ewiges Leben auf Erden gar kein begehrungswürdiges Geschenk, und so beschließt er denn, den Jüngling nicht wieder vom zeitlichen Tode zu erwecken. Nun aber folgt die Nemesis: des Meisters eigene Tochter, die zu dem Getödteten in geheimen Beziehungen gestanden, muß in Erfüllung eines tieftragischen Schicksals wegen eben dieser Beziehungen auch den Tod erleiden. Nach langer Reue und Sühne stirbt Maimonides. — Der jedenfalls noch jugendliche Verfasser hat diesen mystischen und bizarren Stoff mit philosophischem Instinct ergriffen, und der dialektische Scharfsinn, mit dem er ihn eigenartig gestaltet und dichterisch vertieft, die temperamentvolle Verve, mit der er ihn lebendig erfüllt und bedeutsam vergeistigt, bekunden eine nicht gewöhnliche künstlerische Zeugungskraft. Ernst Wechsler bewährt sich in seinem „Unsterblichen Menschen" als eine selbstständige Dichterindividualität von Beweglichkeit des Gedanken- und Tiefe des

Digitized by Google

Empfindungslebens, aber es mangelt seiner Dichtung noch an jener bis ins Einzelne hinein scharfen und präcisen Gliederung der Handlung, die ein Zeichen der ächten epischen Kraft ist, wie an dem prägnanten und klaren Pointiren der ethischen Grundidee, das einem Dichtwerke des vorliegenden Genres allein den Stempel künstlerischer Reife aufzuprägen vermag — Mängel, die in der hier gewählten Dichtgattung — dem Mysterium — wohl ihre Erklärung, nicht aber ihre Entschuldigung finden können. Eine auf die strenge Observanz des Schönen gerichtete Kritik wird eine sichere Linienführung in der epischen Handlung wie eine scharfe Herausmeißelung des leitenden Gedankens gerade da am unerbittlichsten zu fordern haben, wo, wie hier, das phantastische Arabeskenwerk die in Betracht kommende Form beides von vornherein zu verdunkeln droht.

Feuilleton.

Ein Sommertraum.

Von Konrad Telmann.

(Schluß.)

Zwischen den Spalieren schimmerte Hildegard's helles Kleid auf. Ich sah ihr eine Weile aus der Ferne zu, wie sie sich niederbog und die Früchte unter den braunen Blättern hervorsuchte, prüfte, brach und in ihren Henkelkorb gleiten ließ, der ihr am Arm hing. Die anmuthigen Bewegungen ihres schlanken, schmiegsamen Körpers entzückten mich; nie zeigt sich die angeborene Grazie eines Weibes natürlicher und bestrickender, nie ist sie sieghafter, als wenn sie sich unbeobachtet glaubt; jeder Mensch nimmt unter den Augen eines Anderen unwillkürlich eine bestimmte Pose an. Hildegard war nie liebreizender gewesen, als jetzt. Das volle Sonnenlicht lag auf ihrer Gestalt, ihr blondes Haar leuchtete goldig. — Ich trat leise näher heran und rief ihren Namen. Sie erschrak nicht, sondern wandte sich ruhig, mit einem leichten Lächeln um ihre Lippen, nach mir zurück und nickte mir zu, als ob sie sagen wollte: Gut, daß Sie da sind! Und dann brach sie ihre Birnen weiter vom Spalier und fragte mich, ob ich nicht eine nehmen wolle, sie seien vortrefflich und ich möge wählen. Ich gab ihr keine Antwort darauf, sondern blieb dicht neben ihr stehen und sagte unmuthig: „Ich erwarte noch immer eine Erwiderung von Ihnen, Hildegard. Ich erlasse sie Ihnen nicht. Ehe ich abreise, muß ich sie haben; so kann ich nicht von hier gehen."

Da drehte sie sich um, ließ ihren Korb zur Erde gleiten und stand vor mir in all' ihrer mädchenhaften Holdseligkeit. Und sah mich an mit einem Blick, vor dem alle Zweifel und aller Groll und alle Wehmuth meiner Seele hinschmolzen, wie Frühlingsschnee, und sagte: „Das sollen Sie auch nicht, Udo, so nicht." — Und da, mitten im Sonnenschein des Spätsommertages, schlang sie plötzlich ihre beiden weichen Arme um meinen Hals und küßte mich mit ihren thaufrischen, zitternden Mädchenlippen. Es war der reinste, keuscheste Kuß meines Lebens, Gröben. Dann ließ sie mich los, ließ die Arme sinken und sagte: „Und nun dürfen Sie gehen, Udo."

Ich verstand sie nicht gleich; es war so wie ein Rausch über mich gekommen und es war so süß gewesen. — Und nun gehen, — scheiden? Ich schüttelte die Stirn. „Sie lieben mich also, Hildegard?" fragte ich, wie trunken, „dann — dann ist ja Alles gut, dann werde ich meine Rechte an Sie niemals aufgeben, sondern Sie zu meinem Weibe machen." — Ich wollte wiederum auf sie zutreten, sie aber wehrte mir's mit einer fast hoheitsvollen Bewegung, daß ich plötzlich gedemüthigt vor ihr stehen blieb, sah mich mit ihrem ernstruhigen Blick an und sagte: „Nein, Udo, niemals." — Mein Herz begann in rasender Erregung zu klopfen, mein Blut fieberte und ich stieß irr heraus: „So war also Alles nur Spiel, — nur Lüge." — „Nein, Udo, Wahrheit", gab sie mir, Auge in Auge, mit einer leuchtenden Klarheit im Antlitz, zurück, „aber Dein Weib kann ich trotzdem nicht werden. Und wenn Du erst ruhiger geworden bist und bei Dir selber Einkehr und Umschau hältst, wirst Du es auch begreifen, ja, vielleicht klopft es Dir in diesem Augenblick Dein Herz schon im Geheimen und Du stellst Dich nur, als überhörtest Du's. Sieh, Udo, ich und Bassow, — das sind zwei Dinge, die nicht mehr auseinanderzureißen sind, die immer bei einander bleiben müssen oder man müßte mich denn von Grund auf, mit allen Fasern meines Seins, umwandeln, und dann wäre ich nicht mehr ich und Du liebst doch mich, mich, wie ich bin. Ich aber gehöre in diese kleine, stille Welt und ließe mein Bestes und Eigenstes hinter mir, wenn man mich ihr entführte, und könnte nie das Glück finden, das doch nicht außer uns liegt, sondern in uns und im Grunde nichts ist, als die höchste, denkbare Bethätigung der Kräfte, die in uns gelegt sind. Ich kann nie von hier fort, Udo, — auch um Dich nicht und würde nicht glücklich sein und Dich nicht glücklich machen." — „So bleibe ich eben hier", fiel ich ihr ins Wort, „zweifelst Du daran, daß ich's will oder daß ich's kann, Hildegard?"

„Daß Du's kannst"! sagte sie und sah mich fest an. Dann schüttelte sie die Stirn.

„Wir sind eben aus zwei entlegenen Welten hier zusammengetroffen, Udo, wir können nicht zu einander. Bäume, die in verschiedenem Erdreich wurzeln und gedeihen, darf man nicht zusammenpflanzen; der, den man seinem Heimathsboden entrissen hat, sehnt sich doch immer wieder nach der ursprünglichen Lebensluft zurück und kränkelt an dieser Sehnsucht und verkümmert. Es wäre ein unnatürliches Bündniß, und Alles rächt sich früher oder später, was wider die Natur ist. Möglich, daß der Baum nicht gleich einginge und abstürbe, aber die Früchte, die er tragen kann, die er tragen sollte, wird er sicherlich nicht tragen. Und wozu dann seine Existenz? Wir Menschen dürfen uns auch nicht ungestraft entwurzeln, Udo. Und unsere Wurzeln sind ohnehin viel feiner und zerreißen viel leichter, und wir schädigen uns in unserem Eigensten dadurch." —

Sie redete noch eine Weile so fort, und es war etwas in all' den klugen, verständigen Frauenworten, was mir in die Seele drang und dort ein Echo fand und dem ich mich nicht ganz entringen konnte, so gern ich's auch gewollt hätte. Wie eine bleierne Schwere legte sich's mir auf die Brust und mein Herz schlug sonderbar dumpf darunter. „Laß mich's wenigstens versuchen, Hildegard," stammelte ich unsicher, „laß es auf eine Probezeit ankommen." — Ich stand mit gesenkter Stirn vor ihr, während ich's sagte, einem Gedemüthigten gleich, der doch nicht wagt, den schimpflichen Rückzug anzutreten, in dem es allein noch für ihn Heil gibt. Sie, die Alles wußte, wußte auch das und durchschaute mich bis in mein Innerstes. Und wieder ruhte um deswillen ihr trauriger Blick auf mir. Dann entgegnete sie, kurz nickend: „Ich hätte lieber gewollt, es wäre hier und so zu Ende gewesen, Udo; für uns wäre Beide es besser. — Aber wenn Du es willst, so sei's; nur laß uns weiterleben, als sei diese Stunde nie gewesen, bis" — Sie sprach den Satz nicht zu Ende, aber ich begriff sie trotzdem und beugte mich wieder vor ihr. Nur, als sie es über sich gewann, ihre vorher unterbrochene Arbeit aufzunehmen, als sei nichts geschehen, und in all' ihrer Anmuth mit den schlanken Fingern unter dem braunen Gerank der Spaliere herumzuhantiren, da wandte ich mich und schlich grußlos von dannen. Aber Alles, was sie zu mir gesprochen, wogte in mir, wie die unruhige See, und mir wollte nicht friedvoll mehr zu Sinne werden. —

Und dann — Ich glaube, die Geschichte ist Ihnen nun doch zu lang geworden, Gröben." —

„Nein", sagte Herr von der Gröben, der regungslos in seinem Sessel lag, „ich schlafe noch nicht. Es hat mich wach gehalten. — Uebrigens: nun begreif' ich, wie es ausging, Gresser." —

„Sie begreifen es? Warum —?"

„Sie ertrugen die Langeweile eben nicht. Die ländliche Einförmigkeit, die Weltabgeschiedenheit, nun, der Winter kam.

Digitized by Google

Sie sahen ein, daß es nicht ging. Der Reiz der Neuheit, die anheimelnde, ländliche Ruhe, die blühende Natur, die schöne Cousine, das Alles hatte Sie ein paar Monate lang fesseln können, hatte Sie sogar gefangen gehalten, und Sie bildeten sich ein, es sei für immer. Dann, als die blühende Sommerwelt unter dem winterlichen Leichentuche lag und an den endlos langen, einsamen Abenden, wenn der Wind um den Dachfirst heulte und Onkel Malte über seinen Wirthschaftsrechnungen einschlief, die Sehnsucht nach dem lange genug verschmähten Club, nach den Phrynen des Ballsaals, nach einem soliden Baccarat, nach dem Leben, das wir Leben nennen, in Ihnen erwachte, — oh, ich begreif' es, Baron, es ging trotz aller guten Vorsätze, trotz eines unerträglichen Schamgefühls, trotz eines gewissen Selbstbetrugs nicht allzu lange. — Es mußte ein Ende nehmen, denn es wäre wider die Natur gewesen; Ihre schöne Cousine hatte recht." —

„Vielleicht", sagte Udo von Gresser leise. „Aber, Sie wissen doch noch nicht Alles, Gröben, wenn Sie auch Vieles wissen. Es kam etwas anders. — Ja, er war unerträglich, dieser Spätherbst und Wintersanfang auf Bassow; und manchmal, wenn wir im Wohnzimmer beisammensaßen und nichts mehr zu reden wußten und nur der Uhrpendel durch die Stille tickte, während draußen die unermeßlichen Regenfluthen gegen die Fenster schlugen und das weite Land unter sich zu ersäufen drohten, und wenn ich dann in meinem Lehnsessel die Augen schloß, sah ich Alles das vor mir, was meiner in der Residenz wartete, und verglich es mit dem Dachsleben, das ich führte, und eine unbezwingbare Sehnsucht nach der alten Heimath meiner Wahl kam über mich und — trieb mich auf — Nur, daß ich immer wieder blieb, wenn ich die Augen öffnete und dann Hildegard gewahrte, die, über ihre Arbeit gebeugt, mich mit ihren frühlingsklaren Augen ansah und Alles verstand, was in mir vorging, besser, als ich selbst. Ich habe sie eben sehr geliebt, Gröben. — Und dann schämte ich mich auch vor ihr und sie sollte nicht recht haben, ich konnte sie nicht entbehren! Wenn nur ihre sich immer gleich bleibende Freundlichkeit nicht gewesen wäre, — diese kühle Freundlichkeit, die mich rasend machte! Vielleicht wär' es auch Alles besser gewesen, wenn ich eine Beschäftigung gehabt hätte, die endlosen, träge schleichenden Stunden auszufüllen. Aber ich hatte keinerlei Interesse, keinerlei Liebe zu den Dingen, die sich um mich her begaben, — das war's; ich begriff die still waltende Geschäftigkeit des Landlebens nicht, das sich winterlang im engeren Kreise, mehr innerlich zurückgezogen abspann. Und wie hätte ich Das und Anderes auch begreifen sollen? Diese einsamen Tage, an denen es nicht Morgen werden wollte und die Tageszeiten in ununterscheidbarem Grau in einander verschwammen, waren unerträglich. — Wenn mich nicht Trotz und Selbsttäuschung gehalten hätten, wär' ich wohl eher geflohen. Dann aber kam etwas Besonderes. Auf einem Nachbargute war eine Festlichkeit, zu der man uns geladen. Es ging unerhört steif, frostig und langweilig dabei her; entweder war ihnen allen der frühere Humor eingefroren oder ich sah zum ersten Male die Dinge ganz so, wie sie waren. Ich trank, um meine Stimmung auf ein erträgliches Niveau zu bringen. Der Wein war gut; aber die bleierne Langeweile, die über der Gesellschaft lastete, wurde immer drückender. Endlich schlug ich den älteren Herren ein Jeu vor, damit die Zeit nur anders, als durch Gähnen, hingebracht wurde. Sie waren's zufrieden. Wir richteten uns im Nebenzimmer einen Tisch ein, ließen eine Flaschenbatterie auffahren und begannen zu spielen. Es ging alles vortrefflich. Man hatte sonst nie gespielt und amüsirte sich köstlich. Immer mehr und mehr Herren fanden sich bei uns ein. Einer Flasche nach der andern wurde der Hals gebrochen, wir wurden sehr lustig, und die Einsätze wurden immer höher. Da ich dauernd verlor, trank ich mehr, als meine Gewohnheit; allmählich ging unser Beisammensein in eine lärmende Heiterkeit über, Viele waren angetrunken, Andere durch Spielgewinn oder Verlust erhitzt, kurz: man tobte und jubilirte, daß die Flaschen klirrten und die Goldstücke tanzten. Und in dem ganzen tollen Treiben bildete ich den Mittelpunkt und war der eigentliche Chorführer in dieser wüsten Orgie. Schließlich brach sogar noch ein Streit über einen Einsatz aus, den zwei Herren zu gleicher Zeit für sich beanspruchten, man schrie durch einander, insultirte sich, geberdete sich wie rasend — alle Elemente waren entfesselt worden. Da blick' ich aus meinem Weinrausch, mitten in dem wilden Getöse, das mich umbrandete, auf und gewahre mit meinen halb verglasten Augen undeutlich auf der Schwelle unseres Gemaches — Hildegard. Ich weiß noch ganz wohl, wie mir das einen Stich mitten durch's Herz gab, wie es in mir aufzuckte, mich emporriß und die Nebel vor meinen Blicken zertheilte, daß es plötzlich mit erschreckender Nüchternheit über mich kam und mir eine ganze Reihe von Bildern, Vorstellungen und Gedanken wie mit einem einzigen, jähen Blitz grell überloderte. Ich hatte all' die Tage vorher, noch heute, so dumpf und unthätig und schweigsam neben ihr hingedämmert, wie von einem Bann der Unlust gefangen gehalten, und nun gewahrte sie mich hier und so, — als einen Verwandelten. — Nicht Scham allein, nein, Ekel vor mir selber überschlich mich: und weil ich mir das nicht eingestehen wollte, in Trotz und Zorn, die ich mir jählings heraufbeschwor, rief ich überlaut durch das wüste Stimmengewirr: „Ruhe doch, Ruhe, meine Herren! Wenn wir uns das einzige, menschenwürdige Plaisir, das es in dieser gottverlassenen Einöde noch giebt, muthwillig zerstören, — so bleibt uns hernach nichts, als uns vor Langerweile das Leben zu nehmen." —

Kaum hatt' ich die Worte heraus, als ich auch schon Gut und Blut gern dafür hingegeben hätte, sie wieder zurückzunehmen. Aber nun war's zu spät. Hildegard war verschwunden. Die Anderen um mich her lachten und beruhigten sich. Man spielte weiter. Und ich — nun, um mich auf andere Gedanken zu bringen, trank ich weiter. Als wir dann endlich aufbrachen, stand ich unsicher auf meinen Füßen, mein Kopf war schwer, vor meinen Augen tanzte und flirrte Alles. Irgendwo kam mir Hildegard in den Weg, ihr rosiges Antlitz, von der Pelzkappe umrahmt, zur Fahrt bereit. Ihre Augen glänzten feucht, wie im Fieber. Mich packte es seltsam, ich wankte auf sie zu, ein irres, wahnsinniges Verlangen gährte in mir auf, ich streckte meine Arme nach ihr aus — „Gehen Sie, Udo", sagte da ihre kalte, klare Stimme dicht an meinem Ohr, „Sie sind betrunken" — Und ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, schritt sie vorüber.

Wie ich dann nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß der Rausch von meinen Sinnen schwand und daß ich in meinem Giebelzimmer auf Bassow, ohne mich auszukleiden, den Rest der Nacht hindurch auf meinem Bette saß und den Kopf in die Hand gestützt hatte und sann und sann. — Ich ließ die Gedanken, die da zahllos in mir aufstiegen, kommen und gehen und fand keine Klarheit, keinen Leitstern in ihrem wogenden Chaos. Nur das Eine wußte ich, daß nun Alles aus und vorbei war. Ob das gut oder traurig sei, wußte ich nicht. Draußen rauschte der Regen, in den sich zum ersten Male die weißen Schneeflocken mischten, und der Wind ging pfeifend durch die alten Bäume im Park, und es wollte nicht Tag werden. Ich aber sagte mir, daß der neue Tag mich nicht mehr auf Bassow sehen dürfe und daß ich den Muth und die Kraft nicht besäße, Hildegard noch einmal entgegenzutreten. Ich hatte mich wie ein feiger Schwächling erwiesen und ich wollte nun auch feige davonschleichen und das Haus, in dem ich viel zu lange schon verweilt, hinter mir lassen auf Nimmerwiedersehen. — Hildegard und mir selber wollte ich die Stunde ersparen, wo ich ihr mit gebeugter Stirn, wie ein Erbärmlicher, hätte sagen müssen: „Du hattest recht, — ich kann nicht bleiben und wir Beide gehören nicht zu einander, sondern in zwei verschiedene Welten, deren Kinder wir sind." Wer konnte mich zwingen, mich so tief, mich noch tiefer zu demüthigen, als ich's vor mir selber schon gethan? Hier blieb nichts, als die Flucht, mit der ich mich einer Stunde der Erniedrigung entzog, die mir lebenslang wie ein Selbstvorwurf, wie ein Makel anhaften mußte und mich vor mir in den Staub herabdrückte. —

Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an Onkel Malte, dem ich meinen plötzlichen Abschied so gut zu erklären versuchte, wie es irgend gehen wollte, und den ich bat,

Digitized by Google

mir meine Sachen in die Residenz nachzusenden. Ich selber war entschlossen, zu Fuße bis zur Station zu gehen. Meinem wiederholten Dank für die erwiesene Gastfreundschaft schloß ich meine Grüße für Hildegard an. Endlich war das Schreiben fertig; ich hüllte mich in meinen Regenmantel, zog mir den Hut tief in die Stirn, warf noch einen letzten Blick auf das Zimmer und ging leise die Treppe hinab. Wie ein Verbrecher wollt' ich mich davonschleichen. Es mochte gegen sieben Uhr sein, die Morgendämmerung kämpfte noch mit dem Nachtdunkel und der Wind jagte die schwarzen Wolkenmassen. Ich durfte hoffen, daß Onkel Malte und Hildegard nach der durchfeierten Nacht noch schliefen, und wenn mich vom Gesinde Einer gewahrte, so lag nichts daran.

Unbemerkt gelangte ich bis an die Hausthür. Sie war schon offen und gab dem Druck meiner Hand nach. Im nächsten Augenblick wäre ich draußen gewesen. Da hörte ich hinter mir eine Thür gehen, und als ich mich unwillkürlich umwandte, sah ich Hildegard im Rahmen derselben stehen. Sie war in demselben Kleide, wie auf dem Feste, und ihr Haar geordnet, wie damals; sie mußte noch garnicht zur Ruhe gegangen sein. Auch ihre bleiche Gesichtsfarbe deutete darauf hin, daß sie gewacht; ihre Augen glänzten wunderlich darin. Sie sah mich ruhig, ohne Ueberraschung an, während ich zitterte und kein Wort über die Lippen brachte. „Sie wollen fort?" fragte sie müden Tons. „Ja", sagte ich und konnte nichts sonst hinzufügen. „So will ich sorgen, daß man den Wagen bereit macht. Sie können bei dem Regenwetter nicht zu Fuße gehen, die Wege sind unergründlich. Treten Sie doch für zehn Minuten hier herein." — Sie wies mich ins Zimmer und ging, ohne meine Entgegnung abzuwarten. Was hätt' ich auch sagen können? Die Stunde war nun doch da und sollte mir nicht geschenkt werden, und ich mußte sie auskosten, wie ich's verdient.

Hildegard kam zurück. Ich stand am Fenster, hatte mich leidlich zu fassen gesucht und sagte, ohne sie anzusehen, — denn das vermocht ich nun doch nicht —: „Ja, ich muß fort, Hildegard. Wenn Sie mir nachfühlen können, wie schwer es mir wird." — Aber sie ließ mich garnicht ausreden. „Wissen Sie noch, daß Sie mir einmal eine Art Liebeserklärung gemacht haben, Vetter?" fragte sie mich plötzlich, „damals hab' ich Ihnen eine ausweichende Antwort gegeben, — erinnern Sie sich? Ich wollte eben Zeit gewinnen und inzwischen, — wozu es leugnen? — Erkundigungen über Sie einziehen. Wir Mädchen vom Lande wissen so wenig von der Stadt und vom Leben der großen Welt und mögen immer gern sicher gehen, ehe wir uns binden. Und Ihr Ruf, Vetter Udo, war eben nicht gerade der beste. Nun, — und was ich denn an weiteren Auskünften erhielt, von Ihrem ganzen früheren Leben, von der Veranlassung zu ihrem letzten Duell, — Sie begreifen, Vetter, wir Landmädchen in der Provinz sind ein bischen prüde, ein bischen engherzig — kurz: an einem runden, ehrlichen Nein von meiner Seite konnte es nun wohl nicht mehr fehlen und das haben Sie natürlich vorhergesehen, und — so leid es uns ist, verdenken kann es Ihnen ja Keiner, daß Sie nun gehen. — Ich glaube, Ihr Wagen ist vorgefahren, Vetter Udo." —

Ich sah sie an und wußte nicht, ob ich recht gehört hatte. Was bedeutet das Alles? Ein Nein auf meine Werbung, während ich — las sie in meiner Seele so deutlich, daß sie jede geheimste Regung darin erkannte, daß sie wußte, ich würde früher oder später doch mit dem alten Begehren zu ihr zurückkommen und dieser Abschied, der in augenblicklichem Unmuth geplant und ausgeführt ward, sei doch kein endgültiger, ja, ich bereute ihn schon in eben dieser Minute, da ich sie in ihrer ganzen bestrickenden Holdseligkeit wieder vor mir stehen sah? Kannte sie meinen Wankelmuth so genau und wollte sie mich vor mir selber schützen mit ihrer schroffen, entschiedenen Ablehnung, die für immer Geltung haben mußte? Wollte sie unser wunderliches Verhältniß zu einem klaren Abschluß bringen oder gar mir nur die Demüthigung ersparen, daß ich jetzt vor ihr stehen und ihr bekennen müßte, ich liebte sie zwar, aber ich könne um ihretwillen meinem früheren Leben doch nicht entsagen, ich sei zu feig, zu erbärmlich dazu? Wer gab mir eine Antwort auf den Wirbelsturm von Fragen, der mich umbrauste? Es war zu spät dazu. Der Wagen war vorgefahren. Hildegard reichte mir Abschied nehmend ihre Hand hin. Sie lag eiskalt in der meinen, die fieberheiß glühte. Noch eine Secunde lang durchfuhr es mich: reiße sie an dein Herz, — führe sie mit Dir! — Da sah ich ihre Augen kalt und theilnahmlos auf mir ruhen. Ich ging. Die Thür des Gutshauses von Bassow fiel dröhnend hinter mir ins Schloß. Ich sprang in den Wagen, die Pferde zogen an. Keinen Blick wandte ich rückwärts; vorwärts ging es durch den rauschenden Regen, durch den heulenden Wind. — Es war ein Sommertraum gewesen; er war ausgeträumt." —

Udo von Gresser schwieg, stand auf und füllte sich sein Kelchglas mit dem Rest der Champagnerflasche. „Ihre Geschichte ist zu Ende?" fragte Herr von der Gröben, ohne sich aus seiner halb liegenden Stellung aufzurichten.

„Ja und nein", erwiderte der Freiherr und trank sein Glas leer, um es klirrend niederzusetzen. „Für mich ist sie aus; — ich habe Bassow, ich habe Hildegard nicht wiedergesehen."

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, griff dann nach der Feuerzange und stocherte in der Kaminasche umher; aber es war Alles still und todt darunter, die letzte Gluth hatte ausgeloht, kein Funke knisterte mehr empor. Die Beiden schwiegen eine Weile. „Was ist aus Hildegard geworden?" fragte Herr von der Gröben endlich.

„Eine glückliche Gattin und eine glückliche Mutter" —

„Und wer hat sie heimführen dürfen?"

„Rudolf von Bergen" —

„Sapristi! Derselbe, mit dem Sie das Duell wegen der Brunella hatten?"

„Derselbe."

„Das begreife ein Anderer! Das stößt alles Frühere um." —

„Nicht doch. Hildegard war mit Constanze von Bergen zwei Jahre lang im nämlichen Pensionat gewesen und innig befreundet geworden. Schon damals hatte sie deren Bruder kennen gelernt, sich vielleicht auch in mädchenhafter Schwärmerei flüchtig für ihn interessirt. Sie werden zugeben, daß Bergen ein vollkommener Cavalier ist und Frauenherzen zu erobern versteht. Durch Fräulein von Bergen, beziehentlich auf indirectem Wege durch deren Bruder, ließ Onkel Malte Erkundigungen über mich in der Residenz einziehen, als ich mich bei seinem Vetter zu Gaste geladen hatte, und dieser mich nicht bei sich aufnehmen konnte. Die Bergens, früher gleichfalls in Pommern heimisch, waren inzwischen nämlich in der Residenz ansässig geworden. Daß sie Auskunft zur Genüge über mich geben konnten, läßt sich begreifen. Welcher Art dieselbe gewesen, hab' ich durch Frau Constanze von Sanden, geb. Bergen, die im Uebrigen meine Gewährsmännin für alle diese Aufschlüsse ist, nicht erfahren können; es läßt sich jedoch vermuthen, daß der Wahrheit nirgends ein Schleier umgehängt worden ist. Trotzdem erfolgte die Einladung Onkel Maltes an mich, die Hildegard geschrieben hatte." —

„Man dachte Sie also auf dem Lande wohl gründlich zu bessern, Baron", warf Herr von der Gröben ein, „und man hielt Sie jedenfalls noch nicht für verloren. Vielleicht hatte Ihr Onkel Malte sogar den Hintergedanken, Sie sich zu seinem Schwiegersohn zu erziehen, damit Bassow in der freiherrlichen Familie von Gresser verbliebe und keinerlei Namensänderung auf Seiten des neuen Eigenthümers nöthig würde." —

„Vielleicht." —

„Am auffallendsten bleibt, daß Ihre Cousine Hildegard unzweifelhaft Ihre ganze Vergangenheit, wie sie ihr von Fräulein von Bergen geschildert war, und die Veranlassung des letzten Duells kannte, ehe Sie auf Bassow eintrafen. Ebenso auffallend, daß sie Rudolf von Bergen heirathete, dessen Jugend der Ihrigen in allen Stücken glich und der das gleiche Duell gehabt hatte, — nur daß er eine noch weniger ehrenvolle Stelle darin spielte! Herr von Bergen ist dann freilich später sehr solide geworden und seit er geheirathet hat, überhaupt verschollen, — ich wußte garnicht, daß er noch unter den Lebenden weilt, wen er geehelicht und wo er vegetirt. — Aber er hatte keinesfalls etwas vor Ihnen voraus, und wenn Freifräulein Hildegard ihm seine stürmische

Digitized by Google

Vergangenheit und seine Jugendsünden verzieh, — sie handelte darin, mein' ich, gerade so edel und großsinnig, wie Sie sie mir geschildert haben, — so ist Ihre Verabschiedung doch ein greller Widerspruch in ihrer Denk- und Handlungsweise, den ich nicht begreife und der mir ihr Bild trübt, obgleich ich mit dem Endresultat um Ihret- wie um meinetwillen zufrieden bin. Es wäre doch schade, wenn Sie sie geheirathet hätten, Baron!"

Udo von Gresser antwortete nicht gleich, sondern machte sich immer noch im Kamin zu thun, als ob er um jeden Preis das erloschene Feuer aus der Asche wieder anfachen wolle. Dann sagte er, wie vor sich hin: „Sie wußte Alles und sie hat mich doch geliebt; — denn sie küßte mich damals. — Und ihre Worte beim Abschiede enthielten eine Lüge, vielleicht die einzige ihres Lebens; denn nicht damals erst hatte sie meine Geschichte erfahren und nicht deshalb trieb sie mich von sich: sie wollte mir selber nur die Demüthigung, den Vorwurf in der Erinnerung noch ersparen; ich sollte mir selber nicht als der elende Schwächling erscheinen, der nicht einmal um einer echten Liebe willen seinem bisherigen Dasein zu entsagen vermag. Als ein Abgewiesener, tiefen Groll wider sie im Herzen, wie nur die gekränkte Eitelkeit ihn kennt, sollte ich von ihr gehen und nie mit Reue und selbstquälerischer Pein an sie und an Bassow zurückdenken, nie mir sagen müssen, wie Alles anders, besser hätte kommen können, wenn meine Liebe eben mehr gewesen wäre, als ein flüchtiger, goldwarmer Sommertraum — deshalb log sie, und selbst in ihrer Lüge lag noch die ganze Hoheit, der ganze Edelsinn dieses großen, reinen Frauenherzens." —

„Woher wissen Sie das Alles jetzt plötzlich?" fragte Herr von der Gröben erstaunt. „Woher?" Udo von Gresser sah wie aus einem Traume auf. „Ich weiß nicht, es kam mir eben. — Hat es der Uhrpendel dort getickt? Hat es der Wind draußen gesummt? Hat es vorher schon das Kaminfeuer gerauscht? — Aber ich glaube, ich habe Ihnen da eine lange Geschichte erzählt, Gröben, und Sie um ein paar Stunden Schlafes gebracht. Warum ich sie erzählen mußte, — warum gerade heute? Auch das weiß ich nicht. Es muß in der Luft gelegen haben, — auch daß Sie so ernsthaft und geduldig zuhörten. Es ist sonst nicht Ihre Manier — Trinken Sie noch eine neue Flasche, Gröben?"

Herr von der Gröben war aufgestanden. „Nein, ich danke", sagte er, „ich will nun wirklich zu Bette gehen. Morgen ist das Diner bei Tarlow und Abends die Première in der Oper. — Ich muß frisch sein, und Sie müssen es auch sein — Uebrigens haben Sie wohl Recht: das Mädchen scheint Sie wirklich geliebt zu haben, und wenn — Aber, wie gesagt, es ist besser so. Unser Dasein neigt sich bergab, Gresser, wir sollten uns das nicht mit melancholischen Reminiscenzen aus wärmeren, sommerlicheren Tagen allzu klar machen. — Mich friert; ich wollte, ich wäre zu Hause. Gute Nacht, Baron, oder vielmehr: guten Morgen!"

Er ging und der Diener leuchtete ihm hinab; die Thür schloß sich. Udo von Gresser war wieder allein. Als er sich jäh umwandte, stieß er an die Marmorplatte des Tischchens, daß eines von den beiden Kelchgläsern umfiel und klirrend zerbrach. Er nahm die Stücke auf und warf sie in den Kamin. „Scherben und Asche!" murmelte er vor sich hin, „das ist der ganze Rest." —

Da hob der Sensenmann neben dem goldenen Uhrgehäuse wieder zu schlagen an; es war fünf Uhr geworden.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Sorglosen" von A. L'Arronge. — „Die Ehestands-Invaliden" von Dumanoir und Lafargue. — „Die Schulreiterin" von Emil Pohl.

Schon wieder ein neues Stück von L'Arronge — freilich nur für Berlin neu! Es ist fast drei Jahre alt, was für derlei kurzlebige Stücke ein schönes Alter bedeutet, und wurde bereits in Hamburg, Leipzig und anderswo gegeben, während die Aufführung im Wallner-Theater bisher an Differenzen zwischen dem Leiter dieser Bühne und dem Autor scheiterte. Wir fanden es begreiflich, daß Director Lebrun so lange zögerte, das Stück seines Collegen vom Deutschen Theater zur Aufführung zu bringen, denn es ging dem Schwank ein schlechter Ruf voraus: er hatte nirgends recht gefallen wollen. Nun wir aber das Stück kennen gelernt, müssen wir constatiren, daß es besser ist, als sein Ruf. Das spärlich versammelte Publicum — so wenig versprach man sich von der Novität! — hat das ungünstige Urtheil nicht ratificirt. Wie viel von dem schönen Erfolg auf das Conto der Darstellung zu setzen ist, mag dahingestellt bleiben: sicher ist, daß die „Sorglosen" nicht schlechter sind, als die letzten Stücke des fruchtbaren Autors und das späte Glück, das ihnen in Berlin blüht, im Ganzen wohl verdienen.

Das Lustspiel zeigt alle Züge der L'Arronge'schen Muse. Posse und Rührstück, Lustspiel und Sittenbild klingen nach einander an, und steht man schon im Begriffe, über einen plumpen Angriff auf unsere Thränendrüsen oder eine possenhafte Unmöglichkeit oder eine langweilige Moralpredigt verdrießlich zu werden, so versöhnt uns wieder eine muntere Bemerkung, ein guter scenischer Einfall, ein gemüthvoller Zug. L'Arronge ist und bleibt der Schilderer des bürgerlichen Lebens. Niemand wie er versteht es, das Publicum des Parterres und der Galerien anzuheimeln; für die Logen schreibt er nicht, und bringt er auch oft Leute von Adel auf die Bühne, so haben sie doch stets einen starken Zug von Roturе; sie fallen jeden Augenblick aus der Rolle und gleiten auf dem Parquet aus. Dies wäre wohl auch das Schicksal des beliebten Rechtsanwalts Hoffmann, wenn er dem Drängen seiner eitlen Frau nachgeben und ein glänzenderes Haus machen würde. Zum Glück hat er eine Schwester, die Strumpfwaarenfabrikantenfrau Sturzbacher aus Sachsen, die mit ihrem gesund kleinbürgerlichen Verstand noch zur rechten Zeit eingreift und ihn und sein Haus vor dem Ruin bewahrt. Auch der bekannte Regierungsassessor, den wir erst kürzlich in einer Novität von L'Arronge kennen gelernt, spielt hier seine gewohnte Rolle der Vorsehung. Diesmal heißt er Dr. von Eichmann, aber der Name thut ja nichts zur Sache. Und abermals ist er der Tochter des Hauses, der schnippischen Paula, mit seiner Ironie und seinem Besserwissen arg zuwider, aber auch sie gewinnt ihn, ganz wie ihre Collegin im „Weg zum Herzen", schließlich lieb und wählt ihn zu ihrem Gemahl. Wahrlich, das Eingreifen des gewandten schneidigen Assessors war hier im höchsten Grade nothwendig! Da schlängelt sich nämlich ein angeblich egyptischer Oberst Friedrich August von Bolinski-Effendi durch das Stück: ein höchst zudringlicher Geselle, der mit Hülfe seiner hübschen Genossin nicht nur die Frau Rechtsanwalt gewonnen hat, sondern auch den Banquier Röder, den Schwiegersohn der biederen Frau Sturzbacher. Röder hat sich sogar unter der heimlichen Protection des türkischen Ehemanns in eine Liebschaft mit der Oberstin eingelassen und steht im Begriffe, mit ihr eine kleine Vergnügungsreise nach Leipzig zu unternehmen. Diesen Ausflug zu vereiteln, hat sich der Assessor mit der kleinen Paula vereinigt, und ihre List gelingt. Eine Depesche, die sich Röder von einem gefälligen Leipziger Freund bestellt hat, soll seiner galanten Fahrt einen geschäftlichen Grund anheucheln, aber der Assessor bekämpft ihn mit der gleichen

Digitized by Google

Waffe: auch er bestellt sich in Leipzig ein Telegramm, worin um Aufschub der unnöthig gewordenen Reise ersucht wird. Nun gilt es noch, das saubere Ehepaar gänzlich loszuwerden. Dies wird dem Assessor durch seine Beziehungen zum Auswärtigen Amte nicht minder leicht. Er läßt dem Vorleben des angeblichen Egypters nachforschen, und eben als dieser einen seiner gewohnten Angriffe auf Röder's Börse unternimmt, wird er als ein gemeiner Hochstapler entlarvt und zum schleunigen Abzuge genöthigt. Die Scene, wo der freche Bursche fortwährend türkisch flucht und wettert, ohne den Assessor einzuschüchtern, und sich schließlich mit einem „Bakschisch" — in seiner Sprache zu reden — in Gestalt einer bescheidenen Reisevergütung zufrieden gibt, ist mit viel Humor behandelt: da werden keine tragischen Donner verschwendet, nur eine praktische Ironie vollzieht das summarische Gericht, das zwei Familien von verderblichen Schmarotzern befreit.

Durch die originellen Figuren des Hochstaplerpaares, an Augier's „Aventurière" und ihren Bruder und ähnliche Figuren der französischen Komödie erinnernd, erhält die Muse von L'Arronge einen neuen Zug: die Pikanterie, die aber niemals, so heikle Verhältnisse auch berührt werden, die gut bürgerliche Decenz verletzt. Besonders wirksam ist neben diesen exotischen Figuren der Gegensatz der beschränkten, aber grundehrlichen deutschen Biedermaierei z. B. in der Person des Strumpfwirkers, der übrigens auch ein Schelm ist und ebenfalls mit fingirten Depeschen seinen Drang nach ehemännlicher Freiheit bemäntelt, bis er schließlich durch das Telegramm eines — kurz zuvor selig verstorbenen! — Freundes entlarvt wird. Herr Thomas gab trefflich diesen überhöflichen, katzbuckelnden, stets unterthänigen Sachsen, der sich von allem Fremden so gewaltig imponiren läßt und gar so gerne „terkisch" reden hört. Als nun endlich — natürlich im Actschluß! — das saubere Paar mit einander in Wortwechsel geräth und sich mit einem Strome von Schimpfwörtern in Mohammed's Muttersprache übergießt, da glaubt er nichts Anderes, als daß der Pascha auf seinen Wunsch ihm eine türkische Original-Conversation zum besten gibt. Gerührt, begeistert schüttelt er dem interessanten Muselmann die Hand: „Es war großartig!" Derlei hübsche Scenen und Einfälle, im Verein mit einer guten Darstellung, halfen dem Stück über alle Fährlichkeiten einer sprunghaften Handlung, der ein ganzer dritter Act, Röder's Ruin und Frau Sturzbacher's Hülfe, zu fehlen scheint, und sogar hinweg über den schwachen letzten Aufzug, dessen rührselige, moralisirende Langeweile leider einmal zu den Eigenthümlichkeiten des beliebten Lustspieldichters gehört.

Wir haben noch nachzutragen, daß das Residenztheater mit einem älteren französischen Vaudeville von Dumanoir und Lafargue: Die Ehestands-Invaliden einen ziemlich lang anhaltenden Erfolg errungen hat, der sich nach dem mäßigen Beifall des ersten Abends kaum erwarten ließ. Freilich, die Hauptidee des Schwanks ist drollig genug. Herr Baginet, der bekannte alte Junggeselle der französischen Komödie, heirathet. Was er in der Ehe sucht, ist ein sicherer Hafen für sein im Sturm und Drang des Lebemännerthums havarirtes Herz, eine Altersversorgung, eine Invalidenstiftung. Aber er hat seine Rechnung ohne seine Schwiegermutter gemacht. Diese ist fest entschlossen, sich mit ihrer Tochter in den Strudel zu stürzen, dem er entfliehen will, und am Hochzeitstage winkt ihm, statt des ersehnten beschaulichen Lebens in Schlafrock und Pantoffeln, die sofortige Uebersiedelung aus der freundlich-stillen Provinz nach Paris, eine Reise nach Italien, Bälle, Theater, Concerte, Frack, Claquehut und enge Lackstiefeln... Der zweite Act, der in Paris spielt, bringt ein paar drollige Genrebilder. Wir sind auf einem Ball. Während sich im Saale die jungen Frauen mit galanten jungen Herren unermüdlich im Tanze drehen, langweilen sich die Ehestands-Invaliden im Spielzimmer, räkeln sich auf Stühlen und Sophas, stellen wehmüthige Betrachtungen an über das lustige Junggesellen-Einst, und auch die Qualen der Eifersucht fehlen nicht, denn es wäre ihren hübschen jungen Frauen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie gefährliche Vergleiche zögen zwischen ihren jugendfrischen Kurschneidern und den Invaliden im Vorzimmer, für die Spiel und Tanz vorbei ist. Ach, die Ehekrüppel möchten so gern nach Hause, zu Bette! Ein pfiffiger Versuch, den Ball vorzeitig zu beenden, indem man heimlich die Uhren um zwei Stunden vorstellt, mißlingt kläglich; die Frauen, von ihren unermüdlichen Tänzern aufgeklärt, werfen die schon umgeworfenen Mäntel und Capuchons wieder ab und setzen den Tanz munter fort. Die Invaliden — sie werden alle im Residenztheater um mindestens 30 Jahre zu jung gegeben, und wenn Herr von Hozar (Baginet) sich vergeblich rühmt, erst 39 Jahre alt zu sein, während er nach den Intentionen der Verfasser fast ein Fünfziger sein muß, so geben ihm die Zuschauer, dank seiner jugendlichen Maske und Behendigkeit, gewiß keine dreißig — die Invaliden also suchen nach einem neuen Mittel und finden es bald. Sie setzen sich zu einem Schlummerwhist an den Spieltisch. Die Karten in der Hand, schlafen sie selig ein, werden jedoch alle Augenblicke durch die Ankunft einer ihrer besseren Hälften aufgeschreckt. Nichts ist so possirlich, wie diese eingenickten Spieler, die da plötzlich schlaftrunken auffahren und den Tisch mechanisch zu bearbeiten anfangen, wobei die Karten bunt durcheinander fliegen. Ein andermal wird Herr Baginet im Schlaf durch eine Trompete gestört, die mit lustigem Schmettern das Tanzorchester übertönt; doch er hilft sich, indem er dem talentvollen Bläser das störende Instrument heimlich entwendet und versteckt; und was derlei Scherze sonst sind.

Mit dem dritten Acte setzt ein neues Motiv ein. Baginet übernimmt aus Gefälligkeit die Rolle eines im Duell verwundeten Freundes, der wirklich einen Stich in den Arm empfangen hat und es vor seiner eifersüchtigen Frau verheimlichen muß. Die Folge ist, daß die Schwiegermutter, über die Leichtfertigkeit ihres Baginet empört, denselben sofort in die Provinz verbannt. Das wollte er ja gerade. Endlich wird der Ehestandsinvalid seine Ruhe haben!

Gleichzeitig mit dieser bejahrten Novität, die übrigens vor Decennien bereits im Wallnertheater zur Aufführung gelangte, gibt das Residenztheater einen hübschen Einacter: Die Schulreiterin von Emil Pohl. Ein junges Mädchen wird für eine unternehmende Circusdame gehalten und von dem stellvertretenden Freund ihres Bräutigams mit angemessener Nonchalance behandelt. Als der ungetreue Bräutigam das Mißverständniß aufklärt, ist es zu spät für ihn: der Freund hat in froher Weinlaune zu viel aus der Schule geschwatzt und der jungen Dame die Augen geöffnet und dabei ihr Herz entdeckt. Die anmuthige Führung der Handlung und des Dialogs beweist, daß Emil Pohl, der Verfasser einst allbeliebter Possen, Unrecht hatte, sich seit langen Jahren schmollend von der Bühne abzuwenden. Ist die Berliner Posse auch todt, so finden doch Schwank und Lustspiel noch ein dankbares Publicum, und für beide scheint der Autor der „Schulreiterin" ein so anmuthiges, frisches Talent zu besitzen, daß es Schade wäre, wenn es sich auf diesem Gebiete nicht mehr bethätigen würde.

Z.

Notizen.

Goethe's italienische Reise. Mit 318 Illustrationen nach Feder- und Tuschzeichnungen ꝛc. von Julie von Kahle. Eingeleitet von Professor Heinrich Düntzer. 1885. Lichtdruck und Verlag der Königl. Hofkunstanstalt von Edm. Gaillard in Berlin. Dies vornehme Prachtwerk — der deutschen Kaiserin gewidmet — ist eine wahre Zierde des Büchertisches und legt das ehrenvollste Zeugniß ab für die Begeisterung, das künstlerische Geschick der Herausgeberin und den feinen Geschmack des Verlegers. Düntzer's Einleitung handelt über Stimmung, literarische und künstlerische Thätigkeit Goethe's in Italien, über Entstehung, Quellen, Eintheilung und Erscheinen der „Italienischen Reise". Der Text wird nach der — gleichfalls von Düntzer besorgten — Hempelschen Ausgabe, aber durchaus ohne Anmerkungen und Erläuterungen gegeben. An den Schluß des Ganzen ist die Aufnahme in die arkadische Gesellschaft und die Schilderung des humoristischen

Digitized by Google

Heiligen Filippo Neri gesetzt. Auch ein „übersichtliches Verzeichniß der zu den Illustrationen gehörenden Anführungen" fehlt nicht. Die Künstlerin hat nämlich zu sämmtlichen Illustrationen, sowohl den von ihr erfundenen, als den von ihr benutzten Gemälden und Stichen Goethe'sche Verse mit feiner Frakturschrift hinzugeschrieben, und diese finden sich mit den Zeichnungen selbst durch Lichtdruck vervielfältigt. In diesem „Verzeichniß" nun werden die Seiten, zu denen die Bilder gehören, die Gegenstände, welchen dieselben gewidmet sind, und die Stellen, auf welche sich diese Bilder beziehen, mit genauer Quellenangabe abgedruckt. Obwohl man gegen das Prinzip, den Bildern Verse beizugeben, Mancherlei einwenden mag, weil einerseits die Bilder durch sich selbst wirken müßten, andererseits die Verse in den wenigsten Fällen eine wirkliche Erläuterung des Bildes zu geben vermögen, so wird man doch den rührenden Fleiß, die hingebende Treue, mit welcher sich die Künstlerin in Goethe's Werk versenkt hat, mit welcher sie selbst in den entlegensten nach passenden Motiven geforscht hat, bewundernd anerkennen. Was die Illustrationen selbst betrifft, — 100 Vollbilder und 218 Textillustrationen, die, wenn auch recht geschickt, doch wohl nicht zum Vortheile des Ganzen, den einzelnen Seiten aufgeklebt sind, und deren Verzeichniß mit großer Gewissenhaftigkeit die Quellen angibt, denen die nicht aus der Phantasie der Künstlerin stammenden Bilder entnommen sind, — so bieten sie, wie Düntzer in der Einleitung bemerkt, „die Ansichten der zur Zeit von Goethe's Anwesenheit in Italien noch ganz oder in Trümmern bestehenden mannichfaltigen alten und neuen Bauwerke, die hervorragendsten der von ihm bewunderten Antiken, neue Bildwerke und Gemälde, landschaftliche Ansichten und Pläne." Sie geben ferner einzelne Zeichnungen von Goethe's eigener Hand, nämlich zwei Motive vom Nemi-See, römische Stadtmauer Landschaft nach italienischen Motiven, ferner eine zweifelhafte Handzeichnung der Signora Pa . . S . . z., außerdem die von Kniep nach Goethe's Entwürfen gezeichneten Bilder des Felsentheaters von Taormina und der dortigen Cyklopenfelsen. Auch ein Facsimile von Goethe's Handschrift, ein Stück aus einem Briefe an Herder wird geboten. Was die mitgetheilten Titel „Handschrift des Tagebuchs von Carlsbad bis Rom" und „Odysseus. Goethe's Nausikaa, Entwurf und Bruchstück" bedeuten, ob sie wirklich Goethe's Handschrift oder Zeichnungen andeuten sollen, vermag ich nicht zu sagen. Eine ziemliche Anzahl von Goethe-Porträts wird mitgetheilt, viele der von Goethe berichteten Situationen werden im Bilde festgehalten. Von Goethe's Freunden und Bekannten werden uns folgende im Bilde vorgeführt: Karl August, Herder, Heinrich Meyer, Lavater, Claudius, Jakobi, Kayser, Moritz, Reiffenstein, Phil. Hackert, Willh. Tischbein, Bury, Kniep, Frau von Stein, Miß Harte, die Herzogin von Giovani; Dichter, Künstler, Kunstforscher der früheren Zeit, an deren Werken Goethe sich erfreute, über deren Werke und deren Persönlichkeit er in seinen Reiseberichten Mittheilung machte, werden abgebildet. So bietet das Ganze einen werthvollen künstlerischen Commentar zu Goethe's Werk, einen Commentar, der trotz mancher Mißgriffe im Einzelnen so viel Schönes, liebevoll Gepflegtes im Ganzen gewährt, daß die Goethefreunde der Künstlerin für ihre Gabe zum größten Dank verpflichtet sind.

Ludwig Geiger.

Ein erfreulicher Beweis, daß echte Poesie noch immer Liebhaber findet, liegt in dem Umstand, daß von Conrad Ferdinand Meyer's Gedichten (Leipzig, H. Haessel) bereits nach wenigen Monaten schon die 2. vermehrte Auflage und von dessen im selben Verlag erschienenen Romanzen-Cyclus: Hutten's letzte Tage die 5. Auflage vorliegt. Die Gedichte sind jetzt mit dem wohlgetroffenen Bilde des Dichters geschmückt, und manches prächtige Poem, z. B. das in der „Gegenwart" zuerst veröffentlichte „Thibaud von Champagne", ist hinzugekommen. Auch im „Hutten" ist manches neu. Der Verfasser hat sich mit vollem Erfolg bemüht, dem Ritter mehr Gestalt und Physiognomie zu geben. Auch die unermüdliche Feile ist dem Kenner Meyer's überall bemerkbar. Der formelle Fortschritt hat aber leider auch Vieles aufgeräumt, was manchem Verehrer lieb geworden war was er auswendig wußte, was ein Theil seines geistiges Besitzes und seine Freude war. Vergeblich sucht er jetzt z. B. nach den längstvertrauten schönen Versen:

So steh' ich hier getrost im Abendwind,
Weil ich und die Natur im Einklang sind.
Mit ihrem Schweigen hab' ich mich versöhnt
Und bin an ihren tiefen Ernst gewöhnt.

In der 5. Auflage heißt es statt dessen:

Ich schreite, wann du, Sonne, dich entfernst,
Getrost durch diesen tiefen Abendernst.
In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur.

Gewiß ist das prägnanter, concreter und formell vorzuziehen, aber es thut uns doch leid um die alte, frische, schlichtere Fassung. Darum wird uns durch die nachfolgenden Auflagen unser Exemplar der editio princeps nicht entwerthet, im Gegentheil! Der Dichter wird wohl wissen, warum er da und dort die Feile angesetzt hat, aber wir glauben, der erste frische Wurf, den so viele seiner Verehrer ihrem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt haben, müßte auch von ihm pietätvoller behandelt werden.

Offene Briefe und Antworten.

Schweninger im Epos?

Sehr geehrter Herr!

So nahe der Gedanke an Schweninger liegt, so kann ich doch versichern, daß ich bei dem Entwurfe meines Gedichtes: „Der dicke König" an jenen Herrn nicht im Geringsten gedacht habe. Als ich in Dozy's „Geschichte der Araber in Spanien" vom dicken König Sancho las, trat mir darin der Urtypus des roi fainéant entgegen, gewissermaßen jenes „constitutionellen" Monarchen, von dem der große Napoleon gesagt hat: „Glaubet ihr, daß ein Mann so ehrlos sein würde, sich zu einem mit Millionen gefütterten Mastschweine herzugeben?" Das Königthum bildet daher den Mittelpunkt des Gedichtes, und zwar, wie ich hoffe, wenn auch nicht in „liberaler", so doch durchaus freimüthiger Anschauung, nicht nur als Verherrlichung, sondern auch als Mahnung, wie es dem Dichter ziemt, wenn er nicht auf bloße Unterhaltung ausgeht. So erfreulich für Deutschland die Dienste sind, welche Herr Schweninger dem Reichskanzler geleistet hat, so möchte ich doch nicht in Verdacht kommen, mit einem im Grunde ernst gemeinten Werke auf ein vorübergehendes Tagesinteresse speculirt zu haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Berlin. Hans Herrig.

Antwort.

Schon im Vorwort seines Buches hat sich der Dichter beeilt, die Suche nach „speciellen Beziehungen" sich zu verbitten und ausdrücklich hervorzuheben, daß das erste Capitel bereits „vor Jahren" geschrieben sei. Leider hat er aber bei jener Gelegenheit den Grund verschwiegen, der ihn nunmehr veranlassen konnte, die frühere Conception gerade jetzt, anno domini Schweningeri, auszuführen und herauszugeben. Thatsache ist, daß jedem Leser — und ich wünsche dem ergötzlichen Gedichte deren recht viele — die Beziehung auf den „Reichsdoctor" sich aufdrängen wird und daß der Poet selber ein solches „Mißverständniß" vorausgesehen und ihm durch Retouche doch nicht vorgebeugt hat. Warum protestirt übrigens nicht auch der Teufel Bazillus dagegen: „auf ein vorübergehendes Tagesinteresse speculirt zu haben"?

Z.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten:

Spencer wider Kant.

Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus
mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip
von
A. Naumann.
Gr. 8°, geheftet, Preis 1 Mark.
Nur direct gegen Einsendung des Betrages zu beziehen von
Gräfius & Möller, Hamburg,
Verlag und Buchdruckerei.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Romane

namhafter Autoren werden von der unterzeichneten, langjährig bestehenden Verlagshandlung zu erwerben gesucht. Auch Offerten bereits einmal in Zeitungen publicirter Werke erwünscht. Schleunigst verlangt wird ein Roman mit gut katholischer Tendenz.
Julius Engelmann
Berlin W.
Lützow-Straße 16.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben wurde fertig:
Fünfter Neudruck
der
Karte von Afrika
von
R. Andree und **A. Scobel**
in
4 Blatt.
Massstab 1 : 10 000 000.
Ausgeführt in der Geographischen Anstalt
von
Velhagen & Klasing in Leipzig.
Preis roh in 4 Blatt 20 *M*,
aufgezogen auf Leinwand in Mappe 22 *M*.

Die coloniale Bewegung in Deutschland und die Congoconferenz haben rasch hintereinander vier Neudrucke consumirt. Neuerdings verlangt Italien lebhaft nach dieser Karte. Sie ist für die Verfolgung der afrikanischen Begebenheiten ganz unentbehrlich.

Die etwa meterhohe und ebenso breite Karte ist das Resultat langjähriger mühevoller Arbeit; ihr Erscheinen traf wunderbar günstig mit der Colonialbewegung zusammen, der sie ihre bescheidenen Dienste hat leisten dürfen. Aus dem lichtblau gedruckten Meer hebt sich der Erdtheil mattbräunlich hervor, das fein gestochene Terrain ist dunkelbraun, die politischen Grenzen sind in Zinnober.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von **Velhagen & Klasing**
in Bielefeld und Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Die Giebinger.

Eine Erzählung
von
C. Hirnndo.
II, 234 S. 8. geh. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.
Die Verfasserin von „Irmengard", der historischen Novelle, welche mit warmem Beifall aufgenommen wurde, bietet hier eine Erzählung mit dem geschichtlichen Hintergrund der Reformation und des Bauernkriegs von ungleich reicherem und mannigfaltiger gegliedertem Inhalt, die nach berufenem Urtheil einen sehr erheblichen künstlerischen Fortschritt darweist.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Diätetik des Geistes.

Eine
Anleitung zur Selbsterziehung
von
Friedrich Kirchner.
8°. Preis: geh. 5 M., elegant geb. 6 M.
Das vorliegende Buch, welches die wichtigsten Lehren aus der Anthropologie, Physiologie, Logik und Ethik zu einem wohlbegründeten System zusammenfügt, empfiehlt sich als ein zuverlässiger Mentor zur Erlangung einer wahrhaft harmonischen Bildung. Die Darstellung ist eine durchaus gemeinverständliche.

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende 2c. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**
Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.
Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.
Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt.
Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten
auf
industriellen u. gewerblichen Gebieten
von
Oskar Asemissen,
Rechtsanwalt in Detmold.
Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf*
N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Soeben erschien:

Die Jugenddramen des Pierre Corneille.

Zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag desselben (1. Oktober 1684) von Dr. **Paul Langenscheidt.** gr. 8°. 1 M. 50 Pf. Langenscheidtsche Verl.-Buchh. (Prof. G. Langenscheidt) **Berlin.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 21. Februar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Dynamit-Krieg in England. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Philosophie des Aschermittwochs. Von Hieronymus Lorm. — Ein Roman aus Livland's Vergangenheit. Von Theophil Zolling. — Jacob Grimm im Frankfurter Parlament. Von Karl Bartsch. (Schluß.) — **Feuilleton:** Das verlorene Gewissen. Von M. Schtschedrin. — **Aus der Hauptstadt:** Julius von Payer's „Bai des Todes". von A. L. — Notizen: Wien war eine Theaterstadt. — Inserate.

Der Dynamit-Krieg in England.

Von Karl Blind.

Freventlich, ohne Kriegserklärung, unternahm der „alte Parlamentarier" Gladstone, im Sommer 1882, einen bewaffneten Angriff gegen die parlamentarische Fortschrittsbewegung eines mohammedanischen Volkes. Alexandria, die alte Culturstätte, ging in Flammen auf. Arabi wurde gestürzt, den wir doch von ministeriellen englischen Liberalen als den „Garibaldi Aegyptens" hatten bezeichnen hören — Arabi, der selbst von General Gordon als der einzige, für die Regierung des Landes fähige Mann anerkannt worden war. Die Briefe Gordon's, in denen dies ausgesprochen ist, sind in meiner Gegenwart von einem mit ihm befreundeten, den ersten Staatsmännern Englands nahestehenden Manne vorgezeigt worden, an den sie gerichtet waren.

Der ruchlose, seeräuberhafte Angriff auf Alexandria, hinter dem Rücken der englischen Volksvertretung, hinter dem Rücken sogar eines Theiles der Cabinetsmitglieder geplant, war im Grunde nur die Fortsetzung der russischen Politik der unmittelbar vorhergegangenen Jahre. Es ist eine alte, in dem berüchtigten Schreiben des Gesandten Pozzo di Borgo (1829) klar aufgestellte Regel der Petersburger Regierung: keine Reform in der Türkei sich ruhig gestalten zu lassen, da sonst Rußlands Weg nach Constantinopel erschwert würde. Sobald daher ein Parlament des osmanischen Reiches beisammen war, setzte der Zar dem Türken das Bajonnet an den Hals. Das böse Vorbild einer heilsamen Umwälzung am Goldnen Horn durfte nicht geduldet werden. Denn wenn selbst der Türke keine ausschließliche Sultans- und Paschawirthschaft mehr ertrug: wie konnte da die Forderung der Bewegungsmänner in Petersburg, Moskau, Kieff und Odessa nach Gewährung einer Verfassung noch länger zurückgewiesen werden?

So stach denn das Zarenthum den Mohammedaner sammt seinem neuen Parlamente über den Haufen.

Das Gleiche that Gladstone, in welchem die theologische Ader so mächtig schlägt, in Aegypten. Gleichwohl hatte Arabi nichts sehnlicher gewünscht, als zugleich mit der Regierung zu Constantinopel und mit England gut Freund zu bleiben. Und um den schnöden Streich gegen die Erhebung in Aegypten vollführen zu können, wurde das englische Unterhaus von Gladstone mit berechneten Worten hinter's Licht geführt, die gehässige That aber urplötzlich über Nacht vollzogen. Es war „eine Verletzung des Völkerrechtes, ein Bruch des Gesetzes der Sittlichkeit". So sagte damals, indem er empört aus dem Cabinete austrat, John Bright, der bedeutendste liberale Führer, der schon einer hervorragenden Stellung in der Partei genoß, als Gladstone sich noch in den Reihen der Conservativen hielt.

Heute liegen in dem Falle von Khartum die ersten schönen Früchte der Gladstone'schen Politik vor. In Ost-Afrika und bis weit nach Süd-Asien hinein — wo eine Bevölkerung von 250 000 000 Menschen durch ein europäisches Heer von 65 000 Mann im Zaume gehalten wird, während die eingeborenen Vasallenfürsten über bedeutende, gut bewaffnete Streitkräfte gebieten — ist Englands Name und Ansehen tief geschädigt. Inmitten dieser und anderer Gefahren und Wirren spielt der Dynamit-Krieg der irischen Landesfeinde auf Alt-Englands Boden, und die Sprengungen erfolgen gleichzeitig im Parlamentshause selbst und in der uralten Burg der Londoner City!

Wir sagen: Dynamit-Krieg. Aber ist denn das nicht auch ein „Krieg ohne Kriegserklärung", gewissermaßen nach Gladstone'schem Muster?

Nein; doch nicht ganz. Der Krieg ist in diesem Falle vielmehr erkärt. Er ist wiederholt erklärt worden durch die bedeutendsten Häupter der Liga — erklärt in zahlreichen Reden, die sie auf englischem, irischem, amerikanischem Boden gehalten; erklärt auf Volksversammlungen, in der Presse, sogar im Unterhaussaale zu London. „Irlands Kriegführung" hat Hon. Healy, nächst Parnell jetzt der hervorragendste und keckste Ligaführer, vor versammeltem Reichsparlamente die früheren Gräuelthaten genannt.

Wenn diese Partei von „Irland" spricht, so meint sie eben sich selbst. Der Zahl nach bildet sie allerdings kaum ein Viertel der Landes-Abgeordnetenschaft. Mehr als ein weiteres Viertel besteht aus gemäßigten Home-Rulern, die vor Allem dem Papste und der katholischen Kirche dienen. Der kleinere Rest der irischen Volksvertreter besteht aus reichstreuen Liberalen und Conservativen. Gleichwohl nennt die unter 103 Abgeordneten blos etwa 25 Mann zählende Parnell'sche Gruppe sich kurzweg die „irische Partei". Für sie sind die anderthalb Millionen Landsleute von englisch-schottischer Abkunft und protestantischem Bekenntnisse im Nordosten der Insel einfach Fremde, Eindringlinge, eine „ausländische Besatzung".

Mit welchen Mitteln, mit welchen Verbündeten die Parnell'sche Gruppe die Losreißung Irlands von England zu erringen sucht, das haben die letzen Jahre gezeigt. Was die Ziele der papistischen Klerikalen sind, das gab um die Zeit der Ermordung von Lord Cavendish und von Hon. Burke ein Blatt, welches sich der „Katholische Fortschritt" nennt, mit folgenden Worten zu erkennen:

„Irlands Leiden sind alle einer einzigen Ursache zuzu-

Digitized by Google

schreiben: dem Dasein des Protestantismus in Irland. Das Heilmittel könnte nur in der Beseitigung (removal) Dessen gefunden werden, wodurch das fortwährend andauernde Uebel erzeugt worden ist. Warum sind die Iren unzufrieden? Weil sie, die Iren und Katholiken sind, von einer öffentlichen Meinung regiert werden, welche englisch und protestantisch ist. Wenn Irland nicht als katholische Nation regiert und der Entwickelung der katholischen Kirche in Irland voller Spielraum gegeben wird, indem man der katholischen Religion die für die Religion bestimmten Mittel zuertheilt, so wird eine Wiederkehr solcher Ereignisse, wie sie jetzt geschehen, nicht verhindert werden können. Möchte jedes protestantische Versammlungshaus*) vom Erdboden des Landes vertilgt werden! Dann würde Irland wieder sich selbst gehören, und Gräuel wären unbekannt; denn es gäbe dann unter seinen Vorkämpfern keine Beimischung von Ungläubigen mehr."

Das ist, wie damals mit Recht hervorgehoben wurde, der reine (oder unreine) Geist der Bartholomäus-Nacht. Es trifft sich auch zufällig so, daß das Wort: „Beseitigung" (removal) der Kunstausdruck jener „Unüberwindlichen" war, welche sich nach ihrer Verhaftung als dreimal in der Wolle gefärbte Römlinge erwiesen. Mit keinem Worte aber ist diese Lehre von der Nothwendigkeit der Beseitigung der Ungläubigen in Parnell's Blatt „United Ireland", dessen Herausgeber ein Unterhausmitglied ist, noch auch in dem Dubliner Hauptblatte der gemäßigten Home-Ruler, in dem einem andern Unterhausmitgliede gehörigen „Freeman's Journal", getadelt worden.

Das bedeutungsvolle Schweigen, wo zu reden wäre, ist überhaupt eine den Parnelliten ebenso geläufige Kunst wie das Reden selbst. Niemand von den Liga-Führern hat ein Wort der Mißbilligung über die früheren oder neueren Dynamit-Sprengungen geäußert, bei welchen das Leben und die Gesundheit von politisch ganz Unbetheiligten, von Frauen, von Kindern, barbarisch aufs Spiel gesetzt und beschädigt wurde.

Das einzige, bisher im Auslande lebende, frühere Fenier-Haupt John O'Leary, ein Nicht-Liguist, hat bei seiner Rückkehr den Muth gehabt, sich entrüstet darüber auszusprechen. Er that es auf irischen Versammlungen in Manchester und Glasgow. Die Folge war nur, daß begeisterte Hochrufe auf „Rossa, Ford und Parnell" ausgebracht wurden, als auf eine edle Dreimännerschaft. Hätte Hon. O'Leary seinen Unwillen jenseits des St. Georgs-Canals kundgegeben, wer weiß, was ihm sonst noch widerfahren wäre!

Auch diese Hochrufe haben Hon. Parnell nicht zu einer Aeußerung vermocht, die, entschieden abgegeben, wenigstens in manchen Kreisen der Sonderbündler ohne Zweifel Wirkung üben würde. Ist dies Schweigen nur berechtigter Stolz? Geht es aus dem würdevollen Bewußtsein der eigenen Untadelhaftigkeit hervor?

Die englische Presse, welche die Freiheit des Einzelnen mit Recht hochhält, ist nicht leicht geneigt, auch in den schlimmsten Fällen Anforderungen auf eine Aeußerung zu stellen, die nicht zu thun der Einzelne irgendwelchen Beweggrund haben mag. Unbenommen bleibt aber der Presse selbst die Befugniß, sich unter jetzigen Umständen die früheren Reden Parnell's wieder einmal genauer anzusehen. Das Ergebniß ist gewesen: daß der Liga-Führer schon darum nicht leicht reden kann, weil er mit den Häuptern der Dynamit-Bande in Amerika durch persönlichen Briefwechsel und mittelst seiner bedeutendsten Liga-Beamten im engsten Verkehr zu einer Zeit war, wo gerade der jetzt wieder im Vordergrund stehende Hon. Patrick Ford, von der Neu-Yorker „Irish World" — damals noch im Verein mit Rossa — zur Niederbrennung Londons und einer Anzahl anderer Städte Englands und Schottlands öffentlich aufforderte und für diesen Zweck zu Beiträgen für den sogenannten „Scharmützel-Grundstock" einlud. Später trennten sich Rossa und Ford und betrieben das Geschäft der Scharmützelei seitdem Jeder auf eigene Faust.

Den Aufstand mit gewaffneter Hand, d. h. für den Fall, daß sich „Aussicht auf Erfolg" zeige, hat Hon. Parnell früher bekanntlich wiederholt offen gepredigt. „Oh, daß ich diese Waffen für Irland tragen könnte! Nun, der Tag mag noch kommen!" Das waren seine Worte einmal auf öffentlicher Iren-Versammlung in Amerika, wo sich irische Freiwillige mit ihren Gewehren eigefunden hatten. Diesseits und jenseits des Weltmeeres hat Hon. Parnell wiederholt bekannt, daß er „mit verfassungsmäßigen Mitteln nur so lange wirken werde, als es uns bequem ist"; daß „sein Weg gegenwärtig innerhalb der Verfassungslinien dahinläuft"; daß er jedoch eintretenden Falles „das Volk von Irland aufrufen werde, diese Linie zu überschreiten"; denn „wir erklären, daß es jedes Iren Pflicht ist, sein Land loszureißen, wenn er kann".

Auch daran wird jetzt erinnert, daß der Liga-Führer einmal im Unterhause England in ziemlich verständlichen Worten mit kommenden Thaten irischer Verschwörungen bedrohte. Auf Volksversammlungen kündigte er den nahenden „Sturz der englischen Einrichtungen", die Verbannung der Herren Gladstone und Genossen und seiner Baschi-Bozuks, desgleichen irgendwelcher Nachfolger, die etwa nach ihm in Irland erscheinen könnten", an. „Irland muß schlimmer werden, ehe es besser werden kann", rief er bei anderem Anlasse aus; „bald werdet ihr die nationale Unabhängigkeit besitzen, welche das Schlußziel der Land-Liga ist". Es müssen „nicht allein die Grundeigenthums-Einrichtungen, sondern auch die niederträchtige Regierung weggefegt werden". Der englischen Herrschaft müsse „der Hals gebrochen" werden; „die Usurpation, die uns so lange niedertrat, ist aus dem Lande zu jagen; Niemand von uns wird zufrieden sein, ehe wir nicht das letzte Band durchschnitten haben, welches Irland noch an England heftet".

Mit dieser Sprache Parnell's stimmte ganz diejenige von Männern wie Hon. Egan (damals Schatzmeister der Liga) überein, der die Hoffnung äußerte: ein fremder Heerführer werde eines Tages an der Spitze eines Irenheeres nach Irland einbrechen.

So landesverrätherisch diese Gesinnungen auch sein mögen, man darf sie getrost einstweilen als Windbeuteleien betrachten. Anders steht es schon mit den Beziehungen, welche die Liga, und Parnell persönlich, mit der Scharmützel- und Dynamit-Partei gepflogen haben. Darüber sind eben jetzt wieder in der englischen Presse, zumal nach der von Hon. H. O. Arnold Forster, dem Sohne des früheren liberalen Ministers, herausgegebenen Schrift, merkwürdige Zusammenstellungen gemacht worden.

Da ist die „Irisch World" des Hon. Patrick Ford, der in den letzten Tagen noch seine Freude darüber äußerte, daß „John Bull wider Willen nach der Dynamit-Politik tanzen und bei jedem Schritt seines Tanzes theuer dafür zahlen muß", und der jubelnd ausrief: „Mögen die Völker in die Hände klatschen! Babylon zittert vor Furcht und brüllt vor Wuth. Gott sei Dank! Möge das irische Volk in der ganzen Welt ein ‚Te-Deum' singen! Komme, was wolle, unsere Sache wird fortgesetzt werden." Nun denn, über dies selbe Neu-Yorker Blatt, in welchem Hon. Ford schon vor Jahren die gleiche Mordbrennerei anempfahl, welche damals die „Verbreitung des Lichtes" genannt wurde, schrieb Hon. Arnold Forster:

„Die irische nationale Land-Liga ist die Kostgängerin (pensioner) der ‚Irish World'. Es wird nicht geläugnet und ist nie geläugnet worden, daß weitaus der größere Theil des von der Liga empfangenen Geldes durch die Hände des Herausgebers jenes Blattes gekommen ist. Für jeden in Irland zu Hon. Parnell's Zwecken gezeichneten Schilling ist ein Pfund Sterling durch die Bemühungen der ‚Irish World' aufgebracht worden. Die ‚Irish World' wird in Irland mit der Kenntniß und mit Hülfe der irischen nationalen Land-Liga verbreitet. Zwei regelmäßige Mitarbeiter an dem Blatte, die Hon. Brennan und Egan, sind die bezahlten Beamten der Land-Liga."

Nun wird gezeigt, wie die in Ford's Zeitung enthaltenen Rathschläge die „Lichtverbreitung" empfahlen; wie London mit der massenhaften Anwendung von Sprengstoffen heimgesucht werden sollte; wie gesagt war: „irische Weiber sollten bewogen werden, auf die schuftige Soldateska der englischen

*) Das Wort „Kirche" ist dem ultramontanen Verfasser zu heilig, als daß er es den Protestanten gewähren könnte.

Digitized by Google

Verbrecherherrschaft Vitriol zu schleudern"; wie man sich rühmte, daß „das Verdienst, im Fortschritt zur Civilisation hin zuerst das Dynamit angewendet zu haben, Irland zukomme": wie man das Dynamit als großen „politischen Factor" pries — kurz, wie durch Denjenigen, welcher der Dubliner Liga Jahre lang den größten Theil der Geldmittel zusandte und welcher zugleich der Stifter der Scharmützel-Partei war, Woche um Woche zu den scheußlichsten Schandthaten aufgefordert wurde.

Nicht blos hatte Parnell kein Wort des Tadels dafür, nein, er und seine Liga-Beamten richteten an Hon. Ford Briefe des wärmsten Dankes für die gewordene Hülfe und empfahlen dabei die Verbreitung des Schandblattes in Irland. Hon. Brennan schrieb sogar mit spöttischstem Ausdrucke gegenüber England: „Mögen Diejenigen, welche uns so edelmüthig bei der ‚Verbreitung des Lichtes' geholfen haben, in ihrem guten Werke nicht nachlassen! Mögen sie fortfahren, uns in unserem guten Werke zu unterstützen. Die ‚Irish World' wird ihren Weg nach Irland, trotz aller Bemühungen, sie fernzuhalten, finden."

Das war zu einer Zeit geschrieben, wo ein Liga-Redner selbst auf irischem Boden sich nicht scheute, offen zu erklären: „Das irische Volk müsse sich zusammenthun, um diese verdammte Regierung mit Dynamit und Schießbaumwolle in die Luft zu sprengen."

Man kann sich denken, wie unter solchen Umständen die Zuschriften Parnell's, Brennan's, Egan's und der anderen Liga-Häupter an Ford auf die leicht erhitzte Einbildungskraft der sonderbündlerischen Vollblut-Iren wirken mußten. Selbst Hon. Davitt, der neuerdings eine halbe Stellung gegen Parnell eingenommen hat, schrieb damals: „Schickt nur ja die ‚Irish World' nach Irland! Ihre Macht für die gute Sache ist wunderbar. Sie ist eine allstärkende Kraft unter dem irische Volke, und ich kann mich nicht entschieden genug in diesem Sinne aussprechen."

Was soll es, wenn man diese Sachen in Betracht zieht, heißen, daß das clerical homerulerische „Freeman's Journal", nach den Sprengungen im Parlamentspalaste und im Tower, behauptete: „Das Werk der Dynamit-Partei sei die größte Verlegenheit für die Führer der irischen Partei selbst; und ganz abgesehen von dem natürlichen Abscheu gegen so teuflische, so viele furchtbare Folgen nach sich ziehende Missethaten sehe Hon. Parnell seine Verfassungsziele gefährdet, seine nationale Arbeit bedroht durch Handlungen, welche nicht allein Elend über Einzelne, sondern auch ungerechte Vorwürfe und Nachtheil für die Sache bringen."

Auf diese Behauptung des Römlingsblattes hat man erwidert: wie es denn komme, daß, wenn dem so sei, Hon. Parnell weder um der Menschlichkeit, noch um seiner eigenen Sache willen den Mund öffne? Warum blieben die Hon. Healy, Biggar, T. P. O'Conor und andere Genossen Parnell's völlig stumm? Wenn die Thaten der Sprengteufel die größte Verlegenheit für den Führer der irischen Partei bilden und seine Sache so tief schädigen, zeige er sich da nicht durch sein Schweigen als völlig unwürdig seiner Führerstellung? Müßten nicht die wilderen Geister unter seinen Anhängern aus seiner andauernden Verschlossenheit folgern, daß auch er England durch derlei scheußliche Mittel in die Gewährung eines Sonderparlamentes zu Dublin hineinschrecken wolle, welches der erste Schritt zur Losreißung vom Reich wäre?

Gewiß werden aus seiner jetzigen Verschlossenheit diese Folgerungen gezogen, wie man aus seinen früheren, keineswegs so verschlossenen Zuschriften an das Haupt der Dynamit-Partei in Amerika noch viel entschiedenere Folgerungen gezogen hat.

Hon. Parnell wird von seinen Getreuen gern der „ungekrönte König von Irland" genannt. Man hat ihn auch neuerdings von englischer Seite als den „Großwähler" seiner Partei bezeichnet. Während er England gegenüber, im Namen der Freiheit, das Home-Rule oder vielmehr die Unabhängigkeit der Insel verlangt, gestattet er — wie sich dies erst wieder vor ein paar Wochen zeigte — nicht einmal innerhalb seiner Partei den Wählern das Recht, einen Candidaten in nationalistischem Sinne aufzustellen, der ihnen behagt.

So geschah es unlängst in Monaghan. Zwei Drittel der Wähler hatten einen Hon. O'Ryan ernannt. Dieser gefiel jedoch der Pfaffenschaft nicht, welche bisher in manchen Bezirken, hie und da selbst ohne vorherige Befragung der Wählerschaft, die Bewerber um einen Abgeordnetensitz ernannte. Hon. Parnell, der Schein-Protestant und merkwürdige Freiheitsmann, trat auf die Seite der Pfaffenschaft, erschien selbst an Ort und Stelle und zwang Hon. O'Ryan, zu Gunsten eines der römischen Geistlichkeit genehmen Hon. O'Connor zurückzutreten. Hon. O'Ryan, der bis dahin nicht nachzugeben erklärt hatte, vollzog darauf, unter sklavischen Ausdrücken gegenüber „dem ungekrönten König", den politischen Selbstmord!

Dies mag nur als Pröbchen der Zustände dienen. Kein Wunder, daß Engländer Hon. Carl Stewart Parnell ironisch Hon. Parnell „Carl Stuart" nennen. Bei so gebietender Stellung innerhalb der Partei läge ihm selbstverständlich um so mehr die Pflicht ob, den Gräuelscenen durch offene Erklärung Einhalt zu thun; und doch geschieht es immer noch nicht.

Parnell's gebietende Stellung ist übrigens durch sein Verhältniß zur Klerisei beschränkt. Hon. O'Connor war der Candidat des Erzbischofs Croke und der anderen römischen Würdenträger gewesen; darum mußte Hon. Parnell, der Mehrzahl der Wähler zum Trotz, die sonst doch alle sonderbündlerisch gesinnt sind, für diesen und gegen O'Ryan eintreten. Darum auch hat Parnell, der sogenannte Protestant, sich seit Jahren angestrengt, sowohl eine katholische Hochschule aus Staatsmitteln zu erlangen, wie auch das Volksschulwesen noch mehr, als es ohnedies der Fall ist, in die Hände des ultramontanen Pfaffenthums zu bringen.

Das Maß der Theilnahme, das den angeblichen Freiheitsbestrebungen der irischen Partei, die mit den „Scharmützlern" in so enger Beziehung stand und theilweise noch steht, von Seiten wahrer Freunde der Freiheit und Aufklärung entgegengebracht werden kann, bestimmt sich darnach von selbst. In dieser Auffassung darf man sich deutscherseits auch nicht durch die Fehler und Vergehen beirren lassen, deren sich Gladstone unzweifelhaft mehrfach in äußerer Politik schuldig gemacht hat.

Literatur und Kunst.

Philosophie des Aschermittwochs.

Von Hieronymus Lorm.

Jeder, der das Leben zu beherrschen weiß, versteht auch den erbärmlichen gemeinen Katzenjammer in die ehrwürdige Erscheinung des Katers zu verwandeln, der ernsthaft ist und Respect verlangt. Der Katzenjammer ist bekanntlich die Reue des Magens und er gibt sich auch dazu her, des Magens schwer belastetes Gewissen auf eine Weise zu erleichtern, welche er entweder in stillen Winkeln verbergen muß oder durch die er die Welt zum Zeugen seiner Sündhaftigkeit und seiner Buße macht. Kleinlicher, verachtenswerther Katzenjammer! Ganz anders der Kater: auch er weiß sich schwer beladen von den Folgen seines Leichtsinns und den Frevels seiner Genußsucht, auch er kann darob seinen Grimm und sein Murren nicht unterdrücken, aber er hütet sich wohl, der Welt zu offenbaren, daß er selbst der Gegenstand seiner jammervollen Laune ist. Er zeigt sich vielmehr der Welt nur, um ihr zu sagen, daß nicht er es ist, der im Argen liegt, sondern sie; er fordert sie zur Buße auf — für seine Sünden.

Um dies zu bewerkstelligen, schimpft er nicht auf die durchlebten Fastnachtsfreuden, sondern nur auf Dinge, die gar nichts damit zu thun hatten und nur so neben her liefen. Der Katzenjammer hat zu viel Sect getrunken und

Digitized by Google

schneidet deshalb fürchterliche Gesichter; auch der Kater macht ein abscheuliches Gesicht, aber er sieht so moralisch aus, daß selbst die Verleumdung nicht den Muth hätte, zu behaupten, der Kater wisse, daß es überhaupt etwas so Lasterhaftes auf Erden gebe wie Sect. Worüber also schimpft er? Er erinnert sich eben, was er nebst dem Sect in den Tagen der Lust hinunterschlucken mußte. Er gedenkt der ausgeschriebenen Schriftsteller, die in ihren alten Tagen noch immer alte Witze machen, noch immer den Schäker, den losen Schelm bei den Damen, aus ihren Aufsätzen hervorlugen lassen, und gibt sein Mißwollen in der grimmig lächelnden Sentenz zu erkennen: gerade diese Schriftsteller beweisen ihre Unsterblichkeit, denn sie leben noch fort, nachdem sie den Geist bereits aufgegeben haben.

„Ist mein Unwohlsein nicht natürlich", spricht der Kater mit galliger Wehmuth, „wenn mir mitten in der Carnevalslust solche Unglücksfälle, wie die Gedichte über die in Spanien Verunglückten — geschehen sind; ich meine, wenn solche Unglücksfälle geschehen sind! Warum hat man diese „ergreifenden" Gedichte nicht vor der Katastrophe in Spanien selbst vorgetragen? Die spanische Erde wäre davon nicht erschüttert worden."

Ja, es ist ein strenger Winter! Der Himmel aber möge mich davor bewahren, daß ich fortführe, den herben, grollenden Kater in eigener Person sprechen zu lassen. Er brächte mich noch in Conflict mit allen Trägern der zeitgenössischen Literatur, zuletzt käme er noch auf die Theaterstücke, die diesen Fasching begleiteten und fast selbst wie ein Faschingsspuk anzusehen waren, nicht viel anders als der infernalische Schlußgalopp auf dem Fastnachtsball der großen Oper in Paris. Da erblickte man in toller Zusammenstellung Frau Susanne, deren sich getreu nach der Bibel zwei alte Herren bemächtigen wollten; auf der Brust trug sie eine goldene Spinne als Broche, die ihr hätte gestohlen werden können, aber einfach — verloren war. Daneben rasten alle vier Temperamente des Berliner Publicums vor ihren theatralischen Zerrspiegeln, daß bald sogar der Phlegmatiker dem Sanguiniker an die Kehle gesprungen wäre und dieser die letzte Hoffnung aufgab. Lydia, die Geliebte des Horaz, seinen Lehren noch treuer als ihm selbst, stieg nach dreimal neun Jahren aus dem Pulte des Franzosen Ponsard in deutscher Originalgewandung auf die deutsche Bühne. Dies Alles mußte man während des Faschings in sich hineingießen und nun sollte der Kater mit der grollenden Verdrossenheit, die ihm im Magen liegt, nicht den Drang fühlen — loszubrechen? Ich führe ihn aber noch glücklich in den Hintergrund. Nur mit eingezogenen Krallen, nur sanft und minniglich darf der Katzenjammer in Gestalt der Kritik unserer Tage um den Brei der Literatur schleichen.

Wir sind in die Fastenzeit eingetreten. In katholischen Ländern theilt sich jetzt die Bevölkerung in Leute, die nicht aufhören, Fleisch zu essen und in Leute, die nur Fische genießen. Im Hinblick auf diese Völkerschaften wäre es an der Zeit, die modernsten Bücher zu analysiren, welche jeder der beiden Parteien gerecht werden, indem sie weder Fleisch noch Fisch sind. O, Kater, beherrsche Dich und bleibe im Hintergrunde!

In der That geziemt es der Würde des Katers, sich nicht durch Zornausbrüche und Schimpfen, sondern durch philosophische Betrachtung Beruhigung zu verschaffen. Eine Philosophie des Katzenjammers hat einen gewaltigen historischen Ausgangspunkt, denn beim Lichte betrachtet ist die ganze abendländische Weltanschauung, welche schon bald zwei ganze Jahrtausende beständig zur Buße auffordert, nichts weiter als ein ebenso langer Aschermittwoch, nichts weiter als der saure Hering, der einer vom Schwelgen ermüdeten Menschheit unmittelbar nach den Orgien des Alterthums verordnet wurde. Darum kommen wir auch eigentlich auf den Gebieten des Staates und der Gesellschaft aus dem Katzenjammer nicht recht heraus. Wir haben schon längst wieder frischen Durst und gesunden Hunger, aber wir sollen uns noch immer mit dem saueren Hering restauriren.

Man sieht, eine historische Betrachtung des Katzenjammers würde ihn nur immer mehr verstärken und vergrößern; er muß zu dem Mittel einer philosophischen, einer ästhetischen, einer idealistischen Betrachtung greifen, um unabhängig von der Weltgeschichte sein Heil zu finden. Eine idealistische Betrachtung wendet sich an den Augenblick, denn er ist an und für sich das Ewige, während die Vergänglichkeit im wandelbaren Inhalt der Zeiten sich darstellt. So wird man denn meinem idealistischen Gemüth die hingebende Betrachtung des Augenblicks wenigstens nicht als Schuld anrechnen. Der Idealismus kleidet einen deutschen Schriftsteller gewiß sehr schön, wenn er auch bei solcher Kleidung in Lumpen gehen muß.

Der Augenblick aber ist die Fastenzeit. Wenn sie auch in einigen exclusiven Kreisen nicht maßgebend ist für die großstädtische Unterhaltung, so sind doch viele Flammen schon erloschen, welche die vorhergegangene brausende Jubelzeit angefacht hatte. Nicht bloß mit dem Gürtel und mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei, auch mit den Tanzschuhen wird er unbrauchbar gemacht, mit den Bouquets zerblättert, mit Perlen und Diamanten ins Etui gelegt und außer Gebrauch gesetzt. Zu müden Beinen gesellen sich die müden Herzen. Man war wieder einmal jung, man hat wieder einmal „ewig" geliebt — und schon kömmt es Einem wie eine Ewigkeit vor, daß man geliebt hat. Illusionen erbleichen wie farbige Seidenbänder, Schmeicheleien werden werthlos wie Cotillon-Orden nach dem Balle; nüchtern wird die Welt, kalt das Leben, Flammen aller Art sind erloschen, — glücklich, wer noch die Mittel und die Muße hat, sich an die trauliche Flamme des häuslichen Herdes zu setzen. In dieser anheimelnden Situation genügt es aber nicht, die Pantoffel anzuziehen, man muß sich auch der Strümpfe entledigen, ich meine der Blaustrümpfe. Denn die Fastenzeit ist die Zeit des Lesens, und der heimtückische Buchhändler ist im Stande, schreckliche Frauenzimmer „zur Ansicht" an den häuslichen Herd zu senden, eine Amely Bölte, eine Margarethe Halm — o, Kater, um Gotteswillen beherrsche Dich und bleibe im Hintergrunde!

Ich verehre die Frauen, auch wenn sie nebenbei schreiben, aber nicht die weiblichen Schreiber, wenn sie nur nebenbei Frauen sind. Sie könnten an der allgemeinen Herrschaft der Stahlfeder zweifeln machen, diese weiblichen Federn, sie könnten glauben machen, daß ausschließlich der frühere Brauch wieder hergestellt sei.

Man kann die Sinne ganz anders beschäftigen. In dieser fastenstillen Zeit ruht sich zwar die Stadt aus, aber nur wie ein Held, der auf neue Thaten sinnt. Lange, eh' die Falter sich entpuppen, werden die Modepuppen sich entfalten. Wie gut hat es die Natur, daß sie alljährlich den Blumenstengeln denselben Hut aufsetzen und Farbe und Schnitt der Pflanzen belassen darf, wie sie schon anno Adam und Eva gewesen sind! Freilich hat es die Natur als Modistin nur mit der Erde, einer schon etwas ältlichen Dame, zu thun. Was die andern Modistinnen leisten und was manchen jungen Frauen zur zweiten Natur wird, fordert alljährlich seine Erneuerung.

Vor Allem aber sei die baldige Wiederkehr des Sonnenschirmes freundlich begrüßt. Dieser Galanteriedegen der Frauen wird im Winter schmerzlich vermißt. Unsere Frauen entbehren auf der Straße den spanischen Fächer, aber hinter der spanischen Wand des Sonnenschirmes lugt zuweilen noch bei Weitem mehr Romantik hervor. Einem beglückenden Zwiegespräch unter dem Schirm des Mondes ist immer ein reizend getragener Sonnenschirm vorhergegangen.

Man kann die Sinne, wie gesagt, in der Fastenzeit besonders beschäftigen. Die eben erwähnte Entwickelung der neuen Toiletten ist dem Auge gewidmet; die Befriedigung aber, die zwei andere Sinne, das Ohr und der Geschmack, speciell in der Fastenzeit finden, ist dem norddeutschen Protestantismus so ziemlich versagt: die Fastenpredigten und die Fastenspeisen. Daß die ersteren gerade dem aufgeklärten Kirchenbesucher zum Genuß werden können, begreift nur, wer im katholischen Süden, in München oder Wien, jemals den polternden Donner der Kanzel vernahm. Der Kapuziner in „Wallenstein's Lager" ist nur ein schwacher Abklatsch des unfreiwilligen Humors jener Predigten. Allein auch die Fastenspeisen, die man sich allerdings überall verschaffen könnte, hätten im protestantischen Norden nicht die Würze und die

Digitized by Google

Wonne, die ihnen ein problematisches Entbehren verleiht. Daß man auf die köstlichsten Fische und die seltensten Gemüse gleichsam durch religiöses Gebot angewiesen ist, verbreitet darüber einen gewissermaßen feierlichen Wohlgeschmack. Ich lasse mich nicht so tief herab, den Wiener Mehlspeisen ein Lob zu singen, zu welchem ich mich insgeheim stets gern emporschwinge; ich will aber ein Pröbchen der Begeisterung erzählen, welche einmal die Fastentafel im Süden Frankreichs erregte. Einer der Mitesser erhob sich plötzlich und legte den übrigen Gästen einen Subscriptionsbogen für ein zu errichtendes Denkmal vor. „Für wen?" riefen die Gäste. — „Für einen der ersten Entdecker und Erfinder, für einen wahren Wohlthäter des Menschengeschlechts." — „Für wen, für wen?" — „Für jenes erste verdienstvolle Schwein, das die Trüffel entdeckt hat."

Immer aber wird den besten Inhalt der Fastenzeit die Erinnerung an die Faschingszeit bilden, und auch die Philosophie des Katers kann nicht umhin, noch einen Rückblick auf das metaphysische Räthsel zu werfen, daß man im Stande ist, sich ohne Motiv zu freuen, bloß par ordre du Moufti, welcher hier Niemand Anderer ist, als der Kalender. Noch ist an dem Gott in der oft so bestialisch sich äußernden Menschennatur nicht zu verzweifeln, so lange sie des holden Unsinns, der süßen Narrheit, der Poesie fähig ist, ohne allen Grund, ja unter tausend Gründen, die dagegen sprechen, zu springen und zu lachen. Ja, der Ernst des Lebens ist selbst nur eine Maske, womit es den leichtgetäuschten Narren ernsthaft macht und den durchschauenden Weisen zum Lachen bringt.

Ein philosophischer Schneider seufzte: „Was ist das Leben? Ein Pelz im Sommer und ein Nankin-Beinkleid im Winter." Damit ist die närrische Verkleidung, in der sich das Leben gefällt, unbestreitbar nachgewiesen, und es kommt nur darauf an, diese komische Maske des wirklichen Lebens so zu belachen, als ob ein Faschingsnarr sie trüge. Wenn man kann! Denn die Maske des wirklichen Lebens, die dem Unbetheiligten komisch vorkommt, ist für den Betheiligten zuweilen so schrecklich, daß er unmöglich lachen kann.

„Das beste Mittel gegen Zahnschmerz", sagte ein Dorfbarbier, „ist: schlafen." — „Wenn man kann!" stöhnte der Patient.

Die moralischen Zahnschmerzen — sie machen eben ganz und gar die Stimmung des Katers aus, und er käme nicht zu seinem Rechte, wenn er nicht vom wenig verstandenen und unendlich viel mißverstandenen Schlagwort des Tages, vom Pessimismus, sprechen dürfte. Den verfälschten, den modernen, von der Gesellschaft und Geselligkeit zum modischen Kleidungsstück der Gemüth- und Gedankenlosigkeit herabgewürdigten Pessimismus sollte freilich der Teufel holen, und nur, daß er sich dazu nicht entschließen kann, stimmt auch den Unbefangenen pessimistisch. Der rechte und wahre Pessimismus hat Religion und Poesie zu Stützpunkten. Das Buch Kohelet ist der Pessimismus der Bibel; Shakespeare's „Hamlet" ist die Bibel des Pessimismus.

Seltsam, daß gerade das Höchste dem Scherz und der Satire die Mittel an die Hand gibt, um das Niedrigste zu kennzeichnen. Die Anfangsworte des berühmten Hamlet-Monologs hat man in ihrer deutschen Uebersetzung dazu gebraucht, einen ganz anderen Zweifel, als den am Werth des Lebens auszudrücken, den Zweifel nämlich an der literarischen Originalität eines Autors, der im Verdacht des Plagiats steht. Man nimmt sein Werk mit der Frage zur Hand: „Sein oder nicht sein?".

Ich selbst habe den Monolog benutzt, um einem „Kleiderkünstler", der sich als Rentier aus dem Handwerk zurückzog, auf sein Verlangen ein Albumblatt zu schreiben:

„Denn wer ertrüg der Zeiten Spott und Geißel . . .
Wenn er sich selbst in Ruh'stand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß? . . . ."

Ich kenne nicht die Schrift über Pessimismus von O. Plümacher, vor Kurzem an dieser Stelle angezeigt; ich weiß nicht, wie das Buch, das mir nicht zukam, die Dichter des Pessimismus und vor Allem Shakespeare behandelt. Jedenfalls aber dürfte es nicht überflüssig sein, darauf hinzudeuten, daß ein tief aus dem Herzen geschöpfter und erschöpfender Grund für den literarischen Pessimismus in einer einzigen Zeile des Hamlet-Monologs enthalten ist:

„the spurns that patient merit of th'unworthy takes"

(nach Schlegel's rhythmisch einzig möglicher und doch dürftiger Uebersetzung: „Die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist.")

Ein Kennzeichen dieses Unwerthes ist die in den gebildeten Kreisen und in der Kritik immer stärker auftretende literarische Heuchelei. Sie bethätigt sich durch den Cultus mit dem Namen der berühmten Todten, die sie mit Derwisch-Tänzen der Verzückung umkreist, und sie verräth sich zugleich durch die stumpfe Gleichgültigkeit der Gesellschaft und die boshafte Tücke der Kritik, womit die gleichberechtigten, in gleicher Richtung wirkenden und oft noch verdienstvolleren Lebenden von jener ignorirt und von dieser todtgeschwiegen werden. Es ist unmöglich, daß die Verzückung vor den Todten ein wahres Gefühl für Poesie, daß sie etwas anderes als Heuchelei sei, wenn sich damit Neid, Mißgunst oder völlige Unempfänglichkeit gegen die in gleichem Maße poetische Production des Tages verbindet.

Ich fürchte jedoch, im Verlauf so ernster Betrachtung erhielte der Kater im Hintergrunde Macht über mich. Literarisch erheitern kann höchstens der Anblick der Individuen, die zugleich Typen sind, der Literaten, die man in ihrer Einzelgestalt vor sich sieht und dabei die volle Ueberzeugung hat, daß sie in hunderten von Exemplaren in allen größern Städten vorhanden sind. Da ist zum Beispiel: der durch seine Anstrengung, bekannt zu werden, bekannte Schriftsteller, dem ich längst schon eine Monographie zu widmen beschlossen habe.

Literarisch erheitern kann natürlich auch die Production selbst, wenn man der dazu geeigneten zufällig begegnet. Zu leugnen aber wäre, daß dieselbe aus den Gattungen hervorgehen könnte, welche die neue Zeit erst erfunden hat, wie etwa aus dem naturalistischen, aus dem specifisch bedeutenden oder aus dem im besondern Sinn unserer Tage historischen Roman. Was ich unter letzterem verstehe, erklärt vorläufig genügend der Hinweis auf die „Brausejahre" von A. v. d. Elbe — still, o Kater, und rege Dich nicht!

Nur ein Wort noch über den bedeutenden Roman. Unter allen Nationen hat der Deutsche allein einen ungeheueren, durch geduldiges Lesen sich bethätigenden Respect vor dem Schlechten und Langweiligen, wenn es ihm als „bedeutend" angepriesen wird. Das haben nicht blos die Tendenz-Romane früherer Tage bewiesen, in denen wenigstens eine bestimmte Idee, wenn auch schwer athmend und mit lahmen Gliedern, als lebendige Gestalt sich darstellen wollte; das beweisen noch heutzutage Romane, denen nicht einmal eine bestimmte Idee, sondern nur ein Autorname nachzurühmen ist. Sie haben keine Spannung, sie bieten keine Unterhaltung, man weiß nicht, weshalb man sich mit dem Lesen plagt, aber sie sind — bedeutend. Schon einmal habe ich an obscurer Stelle diesen Gegenstand durch ein vergleichendes Bild illustrirt:

Ein Weinschätzmeister wird von einem Fürsten, der auf den Besitz seines Kellers sehr stolz ist, zur Prüfung eines besonderen Fasses berufen. Der Schätzmeister verkostet sorgfältig das Getränk: „Der Wein ist ausgezeichnet, er hat eine Blume, eine Reife, aber er hat einen Fehler."

„Einen Fehler!" ruft der Besitzer mit Schrecken.

„Einen einzigen Fehler: er ist nicht gut. Sonst aber ist er wirklich ganz ausgezeichnet, ein bedeutender Wein."

Die Sonne scheint, die Fastenzeit kündigt deutlich an, daß ihr die Frühlingszeit folgen werde — und der Kater ist verschwunden. Für die Reichen der großen Stadt geht alle Vegetation ihrer eigentlichen Zeit um Wochen voraus und bald wird man in den Straßen Berlins Februarveilchen verkaufen, die eigentlich erst der März bringen könnte. Was liegt an der Zeit? Balsamisch duften die ersten Athemzüge der erwachenden Natur in Gestalt der Veilchen, die aus den verheerenden Stürmen des Vorfrühlings, aus dem Streit der Elemente mit einem blauen Auge davongekommen sind.

Digitized by Google

Ein Roman aus Livlands Vergangenheit.

(„Die von Kelles" von Theodor Hermann Pantenius*)

Endlich einmal ein echter historischer Roman, an dem man seine Freude haben kann! Voll erfaßtes und sicher dargestelltes Mittelalter; keine alterthümelnde Vermummung von modernen Empfindungen und Gedanken, Verwicklungen und Reden; kein literarisches Costümfest, wo unsere lieben Zeitgenossen auf ein Stündchen sechzehntes Jahrhundert spielen. Pantenius hat mit Hülfe von Chroniken und neueren Quellenschriften sich in die Vergangenheit seiner livländischen Heimath eingelebt; er hat aber auch als echter Dichter die Gestalten, die er heraufbeschworen, fixirt und als Philosoph zugleich den Geist der geschilderten Zeit erfaßt. Wir haben überall das Gefühl, daß sich unter den äußeren und inneren Bedingungen jener Epoche die Begebenheiten so und nicht anders zugetragen haben müssen. Das eigenartige Geistes- und Seelenleben des Mittelalters im fernen Grenzlande im Osten prägt sich da auch zu eigenartigen Erscheinungen, zu Typen aus, die uns zwar fremd anmuthen, an deren historische und menschliche Wahrheit wir aber unbedingt glauben.

Es ist kein erfreuliches Bild, was Pantenius von dem Livland des sechzehnten Jahrhunders entwirft. Ein complicirtes Staatengebilde, dem eine kräftig zusammenhaltende Centralgewalt fehlt. Dem Deutschherrenorden gehört der größere Theil des Landes. Nächst dem Herrmeister verfügt der Erzbischof von Riga über den meisten Besitz. Die Stadt Riga wird vom Erzbischof wie vom Herrmeister in Anspruch genommen, nimmt aber beiden gegenüber eine selbstständige Stellung ein. Außerdem gibt es vier landesherrliche Bischöfe, und auch die Städte und Ritterschaften haben ihren Antheil am Regiment. Alle diese Gewalten sind eifersüchtig auf einander und arbeiten sich entgegen. Das Reich ist zu ohnmächtig, um in dem fernen Ordensland nach dem Rechten zu sehen. Ringsum aber warten böse Nachbarn nur auf eine günstige Gelegenheit, um über das unglückliche Land herzufallen. Der Däne bietet seine eigennützigen Dienste an, der Schwede ist zum Raubzug bereit, der Pollak sehnt sich nach dem reichen Küstenland, und der Moskowiter — greift zu. Der russische Großfürst fordert auf Grund eines alten Kreuzküssungsbriefes mit einemmale wieder den längst verjährten Glaubenszins und bricht, als ihm dieser verweigert wird, mit Feuer und Schwert in das parteienzerklüftete Land ein. Wer soll sich da den Tataren und Reußen entgegenstellen? Die Bischöfe sinnen auf Landesverrath, die Ordensherren fühlen sich ohnehin nicht behaglich im Lande, wo sie nur als Eindringlinge, als Westfälinger mißliebig sind, die Städte wehren sich blos ihrer eigenen Haut, sofern nur ihr Weichbild unversehrt bleibt, das Volk aber, die undeutsche Bauerschaft, von den Gutsherren geschunden und geplagt, sieht in den stammverwandten Moskowitern seine Befreier. Bleibt also nur die Ritterschaft. Wie sieht es damit aus? Es ist guter, echt deutscher Adel, tapfer, stolz, gewaltthätig und von einem sträflichen Leichtsinn. Drei hauptsächliche Typen stellt der Dichter auf. Der wackere Stiftsvogt von Dorpat, Eilhard Kruse, nicht frei von Doppelzüngigkeit: in moskowitischer Gefangenschaft wird er ein russischer Knäs, der sein Vaterland an den Großfürsten auszuliefern verspricht, und wieder in der Heimat, verräth er nach kurzem Besinnen seinen neuen Herrn. Da haben wir ferner den wilden Junker von Randen, leidenschaftlich, roh, ein Wüstling im Frieden und ein Held im Kriege. Endlich den livländischen Durchschnittsjunker: gutmüthig, lustig, leichtsinnig, am ergötzlichsten ausgeprägt etwa in dem unverwüstlichen Jürgen Nötken, der, ein anderer Hans von Schweinichen, nach Kurland „auf die Wurst" reitet und zechend, würfelnd, tanzend im Lande „herumbast": erst trinkt er auf einer Hochzeit drei Tage lang, „daß am Abend keiner wußte, wo rechts und wo links war", reitet dann die Güter seiner Vettern ab — „ohne ordentlichen Rausch sind wir auch keinen Abend zu Bette gegangen" —, thut dann über eine Woche einen schweren Trunk bei einem Junker, dessen Vater einen gesegneten Strand gehabt, wovon ihm noch ein paar Faß spanischen Wein im Keller übrig geblieben; das eine wird leer getrunken, aber der alte Herr will mit dem andern nicht herausrücken, und lieber verehrt er den ungebetenen Gästen je fünf Gulden, die sofort im Kruge vertrunken werden, worauf die weinselige Odyssee in einem wüsten Gelage bei einem Komtur endet, der bis zum Mittag Schnaps trinkt, nachher aber nur noch Apfelwein, d. h. er schöpft aus einer Tonne Branntwein, in der ein Dutzend Aepfel schwimmen. Und diese Gesellen sollen den Moskowiter aus dem Lande treiben? Umsonst verkündet der fahrende Prophet Georg von Meißen diesem Lande der Ungerechtigkeit den Untergang; seine Worte finden nur Spott und Hohn, und während Junker und Kreuziger und Bürger aufeinanderschlagen und Herrenmeister und Bischöfe intriguiren, steht oben am Himmel ernst und still, eine blutige Mahnung, die Zuchtruthe Gottes, der Komet.

Diesen Männern sind die Frauen verwandt, die der Dichter in seine ausgelassene, waffenstarrende Welt versetzt. Herb, trotzig, stark im Lieben wie im Dulden. Sehen wir von der bleichsüchtigen Anna ab, so sind es fast lauter Mannweiber. Die tolle Käthe ist, auch mit gebrochenem Herzen und verwirrtem Geiste, eine Figur wie aus Stahl. Die gute Frau Katharina Kruse, die ihrem Mann in die russische Gefangenschaft folgt und dort mit ihm Unsägliches erduldet, wird unerbittlich und grausam, sobald die Ehre ihres Hauses ins Spiel kommt. Und wie heroisch kämpft für die Rechte des Herzens die leichtfertige Barbara von Thedingshausen, deren Liebesgeschichte das novellistische Rückgrat des Romans bildet! Eine Nichte der Frau Katharina, wird die früh Verwaiste zu Kelles erzogen, wo sie mit dem für sie bestimmten Eilhard Kruse zusammen aufwächst. Liebt sie ihn? Gewiß ist er ihr anfangs nicht gleichgültig, aber wenn sie den stets mit Kopfpein geplagten Verlobten mit dem niedriggeborenen Schloßschreiber Bonnius vergleicht, der zwar dem Waffenhandwerk fernbleiben muß, doch das Bild starker Männlichkeit ist, dann wird ihr recht eigenthümlich unterm Brustlatz. Mit Gewalt sucht sie die immer stärker werdende Liebe vor Bonnius, vor Eilhard und am meisten vor sich selbst zu verbergen, ist sie doch hoffnungs- und aussichtslos, ja geradezu verbrecherisch in den Augen des gesammten Adels, der unlängst zu Pernau beschlossen hat, daß jede Jungfrau von Adel, die sich mit einem schlechten Gesellen vergehe, in einen Sack gesteckt und ertränkt werden soll. Darum will Bärbchen, als sie eines Tages mit Schrecken gewahrt, daß ein Knecht Namens Rentsch hinter das Geheimniß ihrer Liebe gekommen sei, einmal deutlich mit Bonnius reden und von ihm Entsagung fordern. Diese Scene ist von großer Schönheit.

Gleich nach dem Essen gingen Barbara und die zwei kleinen Mädchen in Begleitung von Bonnius der Wiese zu. Die beiden Kleinen, die ihn leidenschaftlich liebten, hatten sich an seine Arme gehängt und überschütteten ihn mit allerlei Fragen. Barbara schritt auf der andern Seite des Weges schweigend neben ihm her. Ihr war das Herz voll zum Zerspringen. Wie sollte sie anfangen? Wie fortfahren? Und doch mußte sie sprechen.

Das Wetter war herrlich. Ein leiser Wind fuhr kühlend über die erwärmten Felder, am Himmel trieben ein paar kleine Wölkchen langsam dahin und ihr blendendes Weiß ließ das Blau neben ihnen nur noch tiefer erscheinen. Ueber der grünen Saat jubelten die Lerchen. Als der Waldrand erreicht war, sprangen die Kinder davon, um Blumen zu sammeln. Barbara setzte sich auf einen am Boden liegenden Baumstamm und lud Bonnius durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen. Die Röthe kam und ging auf ihren Wangen und sie athmete schwer. „Bonnius", begann sie endlich, ohne aufzusehen, indem sie einen Grashalm zerbiß, mit dem ihre Rechte bisher gespielt hatte, „Rentsch hat Euch gestern an der Wiese gesehen."

„Ja."

„Bonnius, er wird — es kann sein — er könnte glauben, daß Ihr meinetwegen dort standet."

„Ich stand Euretwegen dort."

„Bonnius, wißt Ihr — kennt Ihr den Pernauer Beschluß?"

*) Bielefeld und Leipzig bei Velhagen und Klasing.

Digitized by Google

„Nein. Was ist das für ein Beschluß?“

„Bonnius, Ihr müßt mich für sehr hochmüthig gehalten haben während der letzten Monate. Ich bin es nicht. Aber, aber — Bonnius, daraus kann nie etwas werden.“

„Warum nicht?“

„Weil sie Euch, wenn sie es wüßten, niederstoßen würden mit ihren Dolchen.“

„Mögen sie. Mir ist an einem Leben ohne Euch nichts gelegen.“

„Um Gott, redet nicht so. Ihr kennt sie nicht. Es ist furchtbarer Ernst. Ihr seid nicht von Adel.“

„Ich kenne sie wohl. Ich weiß, daß ich, der ich doch ehrlicher deutscher Leute Kind bin, von ihnen meiner Herkunft wegen verachtet werde. Aber verachtet Ihr mich auch?“

„Nein, Bonnius, Ihr wißt, daß ich Euch — daß Ihr mir —“

Sie schwieg verwirrt, blickte dann zu ihm auf und erschrak über die Leidenschaft, die aus seinem Auge zu ihr redete. „Bärbchen,“ sagte er mit bebender Stimme, „ich weiß jetzt, daß Du mich lieb hast. Kein Junker der Welt soll Dich von mir reißen. Du gehörst zu mir.“

Barbara schüttelte den Kopf. „Das kann nicht geschehen.“ sagte sie. „Ich habe Euch lieb, mehr als alles andere in der Welt, und wenn es auf mich ankäme, ich folgte Euch, wohin Ihr mich bringt. Aber das ist mir unmöglich. Ihr kennt meinen Bruder nicht. Er würde uns finden und Euch erwürgen. Bonnius, ich schwöre es Euch bei allem, was mir heilig ist, nichts in der Welt soll mich zwingen, eines Anderen Weib zu werden, aber ich kann auch nicht das Eurige sein. Ich flehe Euch an, ich beschwöre Euch, laßt Euch daran genügen.“ Sie sah ihn an mit einem Blick, aus dem ihre ganze Liebe sprach, ihre selbstlose hingebende Liebe. Und er hat diesen Blick nie wieder vergessen, so lange er lebte.

„Wohl“ sagte er „ich will es versuchen. Schwört mir.“

„Ich schwöre.“

Sie schwiegen und blickten eine Weile vor sich hin. Aber die Angst um den Geliebten schreckte Barbara aus der Ruhe auf.

„Bonnius“ begann sie wieder. „Rentsch wird nicht schweigen. Als er mir erzählte, wo er Euch gefunden, erröthete ich. Nun werden sie mißtrauisch werden. Wenn dieses Mißtrauen nur so viel Nahrung findet, um ein Vöglein satt zu machen, seid Ihr verloren. Mein Bruder scheut vor keiner Gewaltthat zurück und seine Diener auch nicht. Ihre Augen werden auf uns ruhen, wo wir auch sind. Sie dürfen nichts sehen, Bonnius, nichts. Ihr dürft mich, auch wenn wir uns allein begegnen, nicht ansehen, Ihr dürft kein Wort zu mir reden, Hört Ihr?“

„Ja, aber werde ich das können?“

„Ihr werdet es können. O denkt an mich. Was würde aus mir, wenn sie Euch erwürgten! Und dann, Bonnius, daß wir uns sehen, uns hören, während wir unter ihnen sind, das können sie uns nicht wehren.“

Die kleinen Mädchen kamen jetzt wieder herbei, die Hände voll Blumen. Barbara wand sie zum Kranz. Ein Sonnenstrahl stahl sich durch die Zweige des Baumes und ließ ihr Blondhaar goldig erglänzen, von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf und ihre blauen Augen sahen mit einem Blick voll innigster Liebe zu dem Geliebten hinüber. Wie an der Schläfe das blaue Geäder unter der zarten Haut hervorschimmerte, wie schön die weißen Hände waren, von denen die rothen und blauen Blumen in den Kranz eingereiht wurden.

Klein-Maiken hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ließ die Augen von Barbara zu Bonnius und von Bonnius zu Barbara wandern. „Wenn Ihr Euch heirathet, das wär' ein schönes Paar.“

„Unsinn“, rief Christinchen. „Barbara kann Bonnius gar nicht heirathen; er ist ja nicht von Adel.“

„O doch“, sagte Maiken.

„Wie dumm Du bist! Nicht wahr, Bonnius, Ihr seid nicht von Adel?“

„Nein, ich bin nicht von Adel.“

„Drum auch. Und wenn einer, der nicht von Adel ist, eine von Adel heirathet, so werden sie beide geschmaucht oder sonstwie umgebracht. Nicht wahr?

„Aber lieben kann man auch einen, der nicht von Adel ist“, rief Maiken.

„Ja, das kann man“ rief nun auch Christinchen, warf die Blumen fort und beide Kinder umarmten den Freund. Barbara sah Bonnius an. „Kommt Kinder“, sagte sie, „wir wollen den Kranz zu Hause beenden.“ Die Kinder erhoben zwar lebhaften Widerspruch, aber Barbara blieb fest. Noch ein Händedruck und Bonnius schritt dem Walde zu während Barbara und die Kinder den Heimweg antraten. . .

Natürlich ist es zu spät zur Entsagung, denn die Liebe ist in ihren Herzen schon allmächtig geworden. Die Liebenden benutzen die kriegerischen Verwicklungen und der Junker Abwesenheit von ihren Schlössern und fliehen mit einander. Doch sie gelangen nicht nach Danzig, nicht zum sichern Port, wo ein Schiff sie nach Deutschland führen soll, sondern verirren sich im winterlichen Urwald, und ein Verräther sorgt dafür, daß das halb erfrorene Bärbchen ihren racheschnaubenden Vettern in die Hände fällt. Sie wird von dem Familiengericht verurtheilt und, wie eine Katze, im Schloßteich ersäuft.

Das letzte Drittheil des Romans schildert uns, wie Bonnius an den Mördern seiner Geliebten Rache übt. Er stellt sich an die Spitze einer Bande von Räubern und Mordbrennern: der wilde Jürgen, Bärbchens Bruder, fällt von seiner Hand und zuletzt auch der Stiftsvogt und sein Sohn Eilhard, Bärbchens Verlobter. Zwei russische Schützen sehen verwundert dem wilden Ringen zwischen den beiden Deutschen zu. „Bah,“ meint der eine Schütze, „die Deutschen fallen oft über einander her, und uns sind sie alle gleich feind. Schieße Du auf den links, ich halte auf den rechts.“ Die Schüsse krachen, und die Kämpfer sinken beide nieder. Im deutschen Hader geht Livland für das Reich verloren. —

Eine winzige Herzensgeschichte, die in einer Fluth von Haupt- und Staatsactionen untergeht. Pantenius will die Epoche in ihrer Totalität schildern, ein umfassendes Geschichtsbild bieten, mehr Historie als Novelle schreiben. Und sein Gemälde ist großartig, lebendig, farbig, überreich an Einzelzügen, Episoden, Genrebildern. Da zieht man aus zu Gelagen und zur Jagd, zu Hochzeit und Tanz, zu Friedensschluß und Krieg, in die Verbannung und in den Tod. Wir werden heimisch im Herrenhaus und im Bischofssitz, in der Bürgerstube, wie in der Hütte des undeutschen Bauers; Landsknechte, Tataren und Räuberbanden ziehen vorüber, Pfarrhaus und Nonnenkloster winken, falscher Kriegslärm und unbeschreibliche Greuel, Feldschlachten, Ueberfälle und Belagerungen folgen sich in sinnverwirrender Hast. Es ergeht schließlich dem Leser wie dem Helden des Romans: man erlahmt, man wünscht das Ende herbei. Der historische Apparat ist zu complicirt und klappert so laut und immerfort, daß dabei der Herzensschlag des Liebespaares, dessen Schicksal uns vor Allem am Herzen liegt, übertönt wird. Es erinnert ein wenig an die alten Wasserwerke von Marly, welche Ludwig XV. für die Wasserkünste von Versailles erbauen ließ: weitläufige Aquäducte, colossale Pumpen, riesige Mühlen, die heute, wo mit Hülfe der Dampfkraft ein einziger Kessel genügt, überflüssig geworden sind und gemach zerfallen. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird durch zu viele sich unnütz vordrängende Personen, Episoden, Zwischenfälle, Beziehungen in Anspruch genommen und ermattet schließlich. Es fehlt die Uebersicht, die Perspective, die Klarheit. Für die mangelnde Einheit der Handlung wird man freilich entschädigt durch das reiche, kräftige Colorit der Zeichnung, die Kraft der Schilderung und vor Allem die Kunst der Charakteristik. Die Figuren von Pantenius sind nicht blutleere Schemen; sie haben Relief, Farbe, Totalität. Da ist nichts Conventionelles, nichts Anempfundenes. An die hundert Menschen läßt der Dichter vor uns hintreten, und sie leben alle, ihr Wesen ist klar, ihre Sprache kernig, echt volksthümlich und doch nicht alterthümelnd. Die Darstellung ist, von den übermäßigen Einschiebseln und Abschweifungen abgesehen, anschaulich und geht, wenn es sein muß, auch dem Nervenerregenden nicht aus dem Wege. Die Kunst der psychologischen Darstellung ist mit das Beste an diesem Buche; man studire nur den Gemüthsproceß des unglücklichen Elert, der in der Noth zum Manne reift, oder die Entwicklung von Bärbchens Charakter. Alles in Allem glaube ich nicht, daß „Die von Kelles“ unsere jungen Damen sonderlich ansprechen werden, und das mag dem Verleger leid thun; der Verfasser wird mit dem Lobe reiferer Leser zufrieden sein, die in ihm eines unserer männlichsten, zukunftsreichsten Talente begrüßen werden.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Jacob Grimm im Frankfurter Parlament.

Von Karl Bartsch.

(Schluß.)

Bei der Wahl des Reichsverwesers am 29. Juni stimmte Grimm für Erzherzog Johann von Oesterreich, der 436 Stimmen erhielt, während z. B. Ludwig Uhland für den Präsidenten der Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, votirte (mit 51 anderen Mitgliedern der Linken). J. Grimm gehörte zu den Unterzeichnern der folgenden aus diesem Anlaß vor der Wahl abgegebenen Erklärung: „Die Unterzeichneten geben hierdurch mit Genehmigung der Nationalversammlung die Gesammterklärung zu Protokoll, daß sie dem Beschlusse, nach welchem die Nationalversammlung den Reichsverweser zu wählen hat, nur in dem Vertrauen beistimmen, daß die deutschen Regierungen zu dieser Wahl ihre Zustimmung geben werden. Frankfurt, den 27. Juni 1848."

Als die Grundrechte des deutschen Volkes berathen wurden, stellte J. Grimm folgenden Antrag:

„Ich beantrage für Artikel I der Grundrechte folgenden einzuschalten:

Alle Deutschen sind frei und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei."

Zur Begründung dieses Antrages sagte er Folgendes:

Meine Herren! Ich habe nur wenige Worte vorzutragen zu Gunsten des Artikels, den ich die Ehre habe vorzuschlagen. Zu meiner Freude hat in dem Entwurf des Ausschusses unserer künftigen Grundrechte die Nachahmung der französischen Formel „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" gefehlt. Die Menschen sind nicht gleich, wie neulich schon bemerkt wurde, sie sind auch im Sinne der Grundrechte keine Brüder; vielmehr die Brüderschaft — denn das ist die bessere Uebersetzung — ist ein religiöser und sittlicher Begriff, der schon in der heiligen Schrift enthalten ist. Aber der Begriff von Freiheit ist ein so heiliger und wichtiger, daß es mir durchaus nothwendig erscheint, ihn an die Spitze unserer Grundrechte zu stellen. Ich schlage also vor, daß der Artikel I des Vorschlages zum zweiten gemacht, und dafür ein erster folgenden Inhalts eingeschaltet werde: Alle Deutschen u. s. w. Ich leite also aus dem Rechte der Freiheit noch eine mächtige Wirkung der Freiheit her; wie sonst die Luft unfrei machte, so muß die deutsche Luft frei machen. Ich glaube, das Gesagte reicht hin, um Ihnen den Antrag zu empfehlen." (Bravo von vielen Seiten.)

Wilhelm Jordan empfahl den Antrag warm mit den Worten: „Ich glaube, was der geehrte vorhergehende Redner soeben gesagt hat, wird bei Allen eine solche Beistimmung gefunden haben, daß Sie gewiß geneigt sind, es anzunehmen, daß der deutsche Boden, wie der englische, die heiligende Kraft in sich habe, Jeden, der ihn betritt, frei zu machen. Das ist ein Gedanke, der gewiß würdiger ist als jeder andere, an der Spitze des Gesetzes zu stehen." Am 17. Juli kam der Antrag zur Berathung. Beseler, als Mitglied des Verfassungs-Ausschusses, berichtete:

„Zuerst und ehe ich zu dem Texte der Grundrechte übergehen kann, ist ein Amendement zu berücksichtigen, das von Jacob Grimm eingebracht ist. (Grimm vom Platz: Es sollte kein Amendement sein, sondern ein Antrag.) Es ist also ein Antrag zu berücksichtigen, der von Jacob Grimm eingebracht ist. (Verlesung desselben.) Meine Herren, auch der Verfassungs-Ausschuß hatte sich schon mit dieser Frage beschäftigt, ob es nicht passend sei, auszusprechen, daß eben jeder Deutsche frei ist, und daß Unfreie, die den deutschen Boden betreten, dadurch frei werden. Der Verfassungs-Ausschuß, meine Herren, ist davon zurückgekommen, einen solchen Antrag zu stellen, er hat sich auch nicht bewogen gefunden, den Antrag des Herrn Grimm zu unterstützen, und zwar aus folgenden Gründen. Der Antrag enthält wesentlich zweierlei, einmal die Erklärung, daß wir Deutsche ein Volk von Freien sind, und zweitens, daß Unfreie, die auf unsern Boden kommen, dadurch frei werden sollen. Was nun die erste Erklärung betrifft, wir Deutsche seien ein Volk von Freien, so halten wir dies auszusprechen für überflüssig, wir sind es und sollen es bleiben. Man könnte freilich sagen, hie und da habe man sich noch von einigen Resten der Leibeigenschaft, namentlich der persönlichen, zu befreien. Dann ist es der Artikel 7, der eine solche Bestimmung aufnehmen kann, wo von der Entlastung der Grundbesitzer und ähnlichen Verhältnissen gesprochen wird; wir glauben aber nicht, daß der Satz an der Spitze eines solchen Gesetzes stehen darf. Der zweite Theil des Antrages bezieht sich auf die Unfreien, die nach Deutschland kommen. Aber hier kann man schon nicht sagen, daß der deutsche Boden Unfreie frei mache, sondern nur, daß sie bei uns als Freie gelten; denn wenn z. B. der leibeigene Russe, der sich bei uns aufhält, wieder zurückkehrt, so zweifle ich sehr, daß man ihn, weil er in Deutschland gewesen, dort als frei betrachten wird. In Deutschland wird es allerdings geschehen, wenn auch vereinzelte Fälle entgegengesetzter Art vorgekommen sein sollen. Sodann, meine Herren, glaubte der Ausschuß, daß überhaupt an einem passenderen Orte davon gesprochen werden kann, aber hier an der Spitze der Grundrechte darf der Satz nicht stehen. Es kann indessen noch bei Artikel 12 davon verhandelt werden. Der Ausschuß tritt also dem Amendement des Abgeordneten J. Grimm nicht bei."

Allerdings war eine Minorität im Ausschuß für den Grimm'schen Antrag.

Zu § 6 der Grundrechte stellte J. Grimm folgenden Antrag:

„Alle Orden für den Civilstand sind aufgehoben und dürfen nicht wieder gestiftet werden. Orden, welche die Krieger auf dem Schlachtfelde erworben haben, bleiben gültig und erlöschen erst mit dem Aussterben der damit Ausgezeichneten. Sie sollen aber nicht mehr neu verliehen werden, sondern an die Stelle aller Orden der einzelnen Reichsländer ein deutscher für die Krieger treten. Auswärtige Orden darf der Civilstand nicht annehmen, das Heer nur mit Erlaubniß der Reichsregierung."

Bei der Berathung über die Abschaffung der Standesprivilegien und des Adels in der Sitzung vom 1. August änderte Jacob Grimm seinen Antrag etwas ab und leitete ihn folgendermaßen ein:

„Meine Herren! Auch mir leuchtet ein, daß der Adel als bevorrechteter Stand aufhören müsse, denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurtheilt, so hat er im Stillen geurtheilt, jetzt darf er ein lautes Zeugniß dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe. Wir wollen die Freiheit als das Höchste aufstellen, wie ist es dann möglich, daß wir ihr noch etwas Höheres hinzugeben? Also schon aus diesem Grunde, weil die Freiheit unser Mittelpunkt ist, darf nicht neben ihr noch etwas anderes Höheres bestehen. Die Freiheit war in unserer Mitte, so lange deutsche Geschichte steht, die Freiheit ist der Grund aller unserer Rechte von jeher gewesen; so schon in der ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Knechtschaft, eine Unfreiheit auf der einen und auf der andern Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. In dieser Gliederung scheint mir ein Beweis gegen den Adel zu liegen. Als die härtere Unfreiheit sich in eine mildere auflöste und neben der härteren bestand, da entsprang auch eine Erhöhung der Freiheit in den Adel und des Adels in die fürstliche Würde. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muß auch die des Adels fallen. (Bravo im Centrum.) Meine Herren, ich will den Adel, ich kann ihn nicht so schwarz malen, wie Redner vor mir gethan haben; ich will vielmehr von seinem Preise ausgehen und hernach einige milde Schatten werfen. In unserer ältesten Geschichte glänzt der Adel in vielen Lichtpunkten. Wir wissen zwar oft nicht in den Geschichtschreibern zu unterscheiden, ob freie oder adelige Männer gemeint seien; es wird aber in den alten Volksrechten zwischen beiden Ständen, wenigstens bei vielen Stämmen, wenn auch nicht bei allen, unterschieden. Ich will, was Sie mir gewiß erlauben werden, weil es mir am nächsten liegt, herausheben, wie der Adel in unserer Literatur geglänzt hat, und das ist doch ein Zeugniß für die geistige Befähigung der Völker gewesen. Im 13. Jahrhundert blühte die deutsche Poesie auf, wie nie vorher. Unter 200 oder mehr als 200 Dichtern ist die überwiegende Mehrheit dem Adel zugehörig gewesen; unser größter deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts war Wolfram von Eschenbach, und nur ein anderer vermag ihm etwa das Gleichgewicht zu halten, Gottfried von Straßburg, der kein Adeliger war, sondern aus einer deutschen Stadt, die jetzt nicht mehr zu uns gehören will. Dies Verhältniß der Stände blieb noch ein paar Jahrhunderte. Nachher trat ein großer Wandel ein: als mit Wiedererweckung der classischen Lite-

Digitized by Google

ratur, mit der Erfindung der Buchdruckerei die ganze Wissenschaft neu geschaffen wurde, konnte die Befähigung des Adels nicht mehr als ausschließliche erscheinen. Die Buchdruckerei ging gerade so der Freiheit im Glauben voraus, wie heutzutage die Erfindung des Dampfes der Freiheit der Völker vorausgegangen ist. Beide sind Vorboten einer Freiheit, die nichts aufhalten konnte. Seit Erfindung der Buchdruckerei wich die Wissenschaft aus den Klöstern und Pergamenten und ging über in die gedruckten Bücher, die dem ganzen Volke zugänglich waren, und siehe da, von jetzt an war die Wissenschaft überwiegend in den Händen der sogenannten Bürgerlichen und nicht mehr der Adeligen. Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es von nun an in allen folgenden Jahrhunderten. Sie werden immer sehen, daß die Mehrzahl der erweckten großen Geister dem Bürgerstande angehörte, obgleich auch noch treffliche Männer unter dem Adel auftraten, wie vorhin schon Hutten genannt worden ist. Aus den neueren Zeiten erinnere ich an Lessing, Winkelmann, Klopstock, Goethe, Schiller, lauter Unadelige, und es war ein Raub am Bürgerthum, daß man den beiden letzten ein „von" an ihren Namen klebte. (Bravo auf der Linken und im Centrum.) Dadurch hat man sie um kein Haar größer gemacht. Da ich doch einmal auf dieses Wörtchen „von" zu sprechen gekommen bin, das in den letzten Jahrhunderten Manchem den Kopf verrückt hat, so sei es mir vergönnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Es ist nichts als eine Präposition, d. h. in der Grammatik ein Wort, das einen Casus regiert. (Beifall.) Es muß also von diesem Wort ein Casus abgehangen haben, sonst würde es sinnlos sein. Immer ist es mir erschienen, daß, was in der Sprache albern und sinnlos erscheint, es auch im Leben ist. Es fordert also immer einen Besitzer oder Herrn des Gutes, worauf es sich bezieht. Ein Heinrich von Kornberg, ein Heinrich von Weißenstein, das hat Sinn; aber es klingt unsinnig: ein Herr von Goethe, ein Herr von Schiller, ein Herr von Müller, denn Müller, Goethe und Schiller sind niemals Orte gewesen. (Beifall.) Meine Herren, nach allem, was ich bisher gesagt habe, kann es mir nur scheinen, daß der Adel aussterben müsse, aber ich glaube nicht, daß er mit seinen Titeln und seinen Erinnerungen getilgt werden darf; diese mögen ihm bleiben, so gut wie uns Bürgerlichen, die wir ebenso lebhaft an unsern Voreltern hängen. Hat man sonst im Reich nach einem Dalberg gefragt, warum wird man künftig nicht eben so gut nach einem Dahlmann fragen? dessen Ehre sein Sohn nicht ebenso auf sich ziehen dürfen wird, als ehedem die Nachkommen Dalberg's. (Beifall.) Solche Erinnerungen sollen überall heilig bleiben, und Niemand wird sie dem Adel wegnehmen oder verkümmern; aber etwas ganz anders ist, daß er künftig aus Vorrechten heraustreten und in allen Standesbeziehungen jedem Andern gleich sein wird. Daß aber jene Vorrechte bestanden, haben wir bis auf die letzte Zeit oft mit Schmerzen erlebt. Es war nicht nur das Recht, goldene Sporen zu tragen oder die Nägel an den Fingern länger wachsen zu lassen, was auch die Mandarine dürfen, von denen man vorher sprach; es waren Vorrechte, die in unsere Sitten und Lebensart aufs empfindlichste eingriffen. — Vielleicht darf ich Ihnen aus meinem eigenen Leben einen ganz unbedeutenden Zug vorführen. Meine gute Mutter hatte acht Söhne dem Vaterlande geboren und sollte ihm fünfe groß ziehen. Es ward mir sauer und schwer in meiner Jugend, ich hatte endlich die Schule durchgemacht und war vielleicht der Beste in der ganzen Classe; da saß mit mir auf einer Bank ein Adeliger, Sohn des reichsten Edelmanns im Lande; als es sich nun handelte um ein Stipendium, und Allen die Verhältnisse genau bekannt waren, bekam ich das Stipendium nicht, sondern jener reiche Edelmann, der mein Freund war und bis zu seinem Tod geblieben ist. Gewiß aber sind viel stärkere und schreiendere Verletzungen zu Gunsten des Adels vorgekommen, als in diesem einfachen Beispiel. Ich komme auf die Orden. Joinville in seinen Denkwürdigkeiten des heiligen Ludwig meldet, daß den Kreuzfahrern, als sie in ein noch unbesetztes Land eingezogen, plötzlich eine Saracenin entgegengetreten sei, in der rechten Hand einen Eimer Wassers, in der linken eine Pfanne Feuers haltend. Das christliche Heer stutzte und wußte die Erscheinung nicht zu erklären. Die Saracenin aber erklärte: „Mit diesem Feuer, ihr Christen, das ich in der Hand trage, will ich euer Paradies verbrennen, und mit dem Wasser will ich eure Hölle auslöschen, damit ihr in Zukunft das Gute nicht thut, weil ihr belohnt werdet, und das Böse nicht lasset, weil ihr die Strafe fürchtet." Meine Herren, das ist ein Grundsatz, tief aus der menschlichen Brust genommen. Wir sollen die Tugend lieben, weil sie Tugend, und das Laster meiden, wel es ein Laster ist. Nichts desto weniger muß doch in der Welt Lohn und Strafe sein; allein das wahre Verdienst sehnt sich nach stiller, prunkloser Anerkennung, was sollen ihm äußere Zeichen, Tand und Flitter, bunte Bänder, Kreuze und Sterne? Gegen die Orden läßt sich zweierlei einwenden. Einmal daß sie, ihren Statuten nach, ursprünglich nicht auf das bloße Verdienst gerichtet waren, sondern auch der bloßen Gunst des Fürsten verdankt werden sollten. Was kann einem Leverrier daran liegen, ein Kreuz zu empfangen für die kühnste Berechnung, die je gemacht wurde und unmittelbar auf einen neuen Planeten führte, wenn derselbe Orden auch an einen Kammerherrn oder Präfectur-Secretär ertheilt werden darf? Sodann ist den Orden nachtheilig gewesen, daß sie überall verschwendet wurden. Meine Herren! Auch das Volk verschwendet seine Ehrenbezeugungen, Fackelzüge, Lieder und Ständchen; es scheint das Schwerste, Maß einzuhalten, indem dessen sparsame Ertheilung den Werth des Zeichens verdoppelt. Je seltener ein Orden ausgetheilt wurde, desto größer war seine Wirkung. Ein Orden, von Friedrich dem Großen, von Napoleon verliehen, ehrte mehr als viele andere. Deutschland hat aber, scheint es mir, für sich allein mehr Orden hervorgebracht als das ganze übrige Europa, und die meisten kamen auf in den letzten Jahrhunderten, in der Zeit unserer politischen Erniedrigung; wie vermochten sie das Herz zu erheben? Jeder Fürst wollte auch seinen Orden, wenigstens seinen kleinen Orden haben, und so sahen wir die bunteste Fülle von Orden und Bändern; die Ihr Auge wohl öfter an einem puppengleich geschmückten Minister oder Kammerherrn angeschaut haben wird. Das kann ein wahres Verdienst nicht ehren, noch die Kraft langer Fortdauer und Ueberlieferung auf die Nachwelt in sich tragen. Meine Herren! Ich bin aufrichtig dem Königthum zugethan; es giebt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene, ist des edelsten Menschengefühls voll, er hat jederzeit Deutschlands Wohl gewollt und wird nie etwas anderes wollen; ich darf fest darauf vertrauen. Aber zugleich hege ich die Ueberzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen oder chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Alterthums zurückzukehren und keinen Orden an Civilisten auszutheilen, da sie ursprünglich bloß für das Heer bestimmt gewesen scheinen. Für dieses, für die Krieger mögen sie bleiben, ihnen kann ich sie nicht absprechen. Es ist etwas Großes, in heißer Schlacht ein solches Zeichen erhalten zu haben und nach ihm pflegt der Krieger zu sehen; aber was soll unter Civilisten ein Ritter, der nie zu Rosse steigt, ein Comthur, der nichts zu commandiren hat? Dem Militär sollen solche Orden erhalten werden, und es frägt sich nur, in welcher Weise? Mir ziemt es nicht, ein Urtheil darüber abzugeben, es hat mir nur geschienen, daß im Militär nur die größern Orden, die historische Erinnerungen mit sich führen, verbleiben sollen, wie das eiserne Kreuz, daß nur Wenigen gegeben wurde, und nur Solchen, die im Kriege mitgedient haben. Das war ein herrlicher Orden. Aber es ist mir ein Gedanke gekommen, ob es nicht zur größeren Gemeinschaft aller Deutschen beitragen würde, für unser Heer einen deutschen Orden zu schaffen, der das Band der Einheit unter uns allen befestigen könnte; worüber ich nicht entscheiden kann, was ich bloß der Versammlung vorzutragen mir gestattet habe. Ich hätte also überhaupt folgende Anträge zu bilden und zu übergeben. In Bezug auf den Adel trage ich darauf an:]

> Aller rechtliche Unterschied zwischen Adeligen, Bürgerlichen und Bauern hört auf, und keine Erhebung, weder in den Adel, noch aus einem niedern in den höhern Adel, findet statt.

Ich glaube, dann wird der Adel selbst nach und nach erlöschen, ohne daß die Erinnerungen an ihn aufhören. Denn dadurch, daß ein schlechter Briefadel zum alten Adel hinzutrat, hat sich der Adel länger erhalten und zugleich entartet. In Bezug auf die Orden möchte ich meinen Vorschlag einigermaßen verändern und folgenden Ihrer Genehmigung anheimgeben:

1. Alle Orden für den Civilstand sind und bleiben abgethan.
2. Der Krieger behält seine auf dem Schlachtfelde erworbenen Orden.
3. Für das Heer wird ein neuer deutscher Orden gestiftet, den ein Kriegsgericht ertheilt, und der nur eine einzige Classe haben darf, der dem Höchsten wie dem Geringsten zufallen kann.
4. Fremde Orden darf weder Civil noch Militär tragen.

Das sind meine Anträge." (Bravo im Centrum und von der Linken. Mehrere Stimmen: Schluß! Abstimmung!)

Bei der Abstimmung über die Frage: Will die Nationalversammlung, daß in dem § 46 außer der Bestimmung, daß Standesprivilegien nicht mehr stattfinden sollen, auch festgesetzt werde, der Adel selbst sei aufgehoben?" stimmte Jacob Grimm

Digitized by Google

mit Nein. Sein Antrag auf Aufhebung des rechtlichen Unterschiedes zwischen Adeligen, Bürgerlichen und Bauern wurde in derselben Sitzung von der Majorität abgelehnt. Auch für den auf die Orden bezüglichen Antrag erklärte sich nur eine Minderheit.

Den von Vincke in der Sitzung vom 8. August gestellten Antrag, welcher durch die Ausfälle des Abgeordneten Brentano veranlaßt worden war, und welcher lautete:

„Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß der Abgeordnete Brentano in seiner am 7. August d. J. gehaltenen Rede einer gröblichen Beleidigung eines deutschen Volksstammes und dadurch auch der Würde der Nationalversammlung sich schuldig gemacht hat, mißbilligt das Benehmen des Abgeordneten Brentano",

hat Jacob Grimm mit unterzeichnet.

Die in derselben Sitzung gestellte Frage:

„Will die Nationalversammlung über die an sie gerichteten Petitionen um Ertheilung oder Erwirkung einer Amnestie für die wegen politischer Verbrechen in Untersuchung befindlichen Deutschen zur motivirten Tagesordnung übergehen?"

beantwortete er mit Ja, während Uhland mit Nein stimmte und in dieser Sitzung den Antrag stellte:

„Die Nationalversammlung beschließt, unter Mittheilung der vorliegenden Actenstücke, die provisorische Centralgewalt zu ersuchen, sie möge durch den verantwortlichen Reichsjustizminister bei den betreffenden Regierungen sich dahin verwenden, daß diejenigen, wegen politischer Verbrechen in Untersuchung befindlichen Deutschen, welche nicht als beharrliche Feinde der öffentlichen Ordnung erscheinen, baldmöglich freigelassen und amnestirt werden."

In den Verhandlungen über den Waffenstillstand mit Dänemark stimmte Jacob Grimm in der Sitzung vom 5. September auf die Frage:

„Will die Nationalversammlung, daß über die Sistirung des Waffenstillstandes erst dann abgestimmt werden möge, wenn über den Waffenstillstand selbst Beschluß gefaßt wird?"

mit Nein; die Frage:

„Will die Nationalversammlung die Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes nöthigen militärischen und sonstigen Maßregeln beschließen?"

beantwortete er mit Ja, in beiden Fällen der allerdings schwachen Majorität angehörend.

Bei der namentlichen Abstimmung über den Antrag:

„Die bestehenden und die neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt; sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig"

in der Sitzung vom 11. September stimmte er mit Nein, wie die überwiegende Majorität, desgleichen bei dem Antrage:

„Die Pfarrer und Kirchenvorsteher der Gemeinden werden von diesen gewählt und ernannt, ohne daß es hierzu der Bestätigung von Seiten des Staates bedarf",

der gleichfalls mit großer Majorität abgelehnt wurde.

Das letzte Mal anwesend erscheint er in der Sitzung vom 16. September. Hier kam folgender Antrag zur Abstimmung:

„Die Nationalversammlung beschließt:

1. der Malmoer Waffenstillstand vom 26. August wird von der deutschen Nationalversammlung nicht genehmigt;
2. Das Reichsministerium wird aufgefordert, die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, sofern die dänische Regierung sich nicht bereitwillig finden sollte, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt der deutschen Bundesstaaten sogleich zu eröffnen".

Jacob Grimm votirte mit Ja; eine geringe Majorität entschied für die Verwerfung des Antrages. Dasselbe Verhältniß war bei der Annahme des folgenden Antrages, bei welchem Jacob Grimm mit Nein stimmte:

„Die Nationalversammlung beschließt:

1. Die Vollziehung des Waffenstillstandes zu Malmoe vom 26. August d. J., soweit solcher nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar ist, nicht länger zu hindern.
2. Die provisorische Centralgewalt aufzuforden, die geeigneten Schritte zu thun, damit auf den Grund der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Modificationen des Vertrags vom 26. August d. J. baldigst eine Verständigung eintrete.
3. Die provisorische Centralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen."

Es war die letzte namentliche Abstimmung, an der sich Jacob Grimm betheiligte: am Schluß der Sitzung war er nicht mehr anwesend. Bei den grauenvollen Vorgängen des 18. September war er nicht mehr in Frankfurt; in der Sitzung vom 2. October machte der Präsident die Anzeige von Jacob Grimm's Austritt aus der Nationalversammlung.

Wie man auch über seine Stellung zu den politischen Fragen, die er in Frankfurt mit berieth, denken möge, eines zeigt sich hier wie in allen seinen Handlungen und Schriften: eine reine hohe Seele, in die man wie in einen klaren ungetrübten Spiegel schaut, voll des edelsten Idealismus und der treuesten Liebe zum großen deutschen Vaterlande.

Feuilleton.

Das verlorene Gewissen.

Von M. Schtschedrin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Grebst.

Das Gewissen war verschwunden. Es wimmelte wie vorher von Menschen auf den Straßen und in den Theatern, wie vorher holten sie einander ein oder stießen sie sich, wie vorher drängten sie sich und haschten im Fluge nach leckeren Bissen, doch Niemand merkte, daß es plötzlich an etwas fehlte und daß in dem allgemeinen Lebens-Orchester eine Flöte verstummt war. — Viele begannen sich freier und muthiger zu fühlen. Der Gang der Menschen schien leichter geworden zu sein, es stellte einer dem anderen geschickter ein Bein, es wurde bequemer geschmeichelt, verleumdet, betrogen und gelästert. Jedes Hinderniß war wie fortgeweht; die Menschen gingen nicht — sie wurden gleichsam getragen; nichts bekümmerte sie, nichts zwang sie nachzudenken; in der Gegenwart und Zukunft schien ihnen Alles zu gelingen, den Glücklichen, die den Verlust des Gewissens garnicht bemerkt hatten! —

Das Gewissen war mit einem Male verschwunden .... fast momentan! Noch gestern flimmerte diese lästige Hausgenossin vor Aller Augen und spiegelte sich der erregten Phantasie vor — und plötzlich war Alles aus! ... Es verschwanden die verdießlichen Irrlicher, und mit ihnen legte sich die moralische Unruhe, die diese Richterin ausströmte. Die kluge Welt begriff, daß sie sich endlich der letzten Fessel entledigt, welche ihr in ihrem Treiben hinderlich gewesen, und beeilte sich natürlich, die Früchte dieser Freiheit zu genießen. Die Menschen kamen außer Rand und Band, Raub, Plünderung und allgemeine Verwüstung griffen um sich.

Das arme Gewissen aber lag unterdessen zerrissen, verachtet, beschimpft und von den Fußgängern zertreten am Wege. Jeder schleuderte es als ein untaugliches Ding weiter von

Digitized by Google

sich. Man wunderte sich sogar sehr darüber, daß sich in einer wohlorganisirten Stadt, auf dem lebhaftesten Platz, ein so klägliches Unding herumtreiben konnte.

Gott weiß, wie lange diese arme Verbannte da liegen geblieben wäre, wenn sie nicht ein unglücklicher Trunkenbold aufgehoben hätte, den es aus seinen gläsernen Augen nach dem nutzlosen Wisch gelüstete, in der Hoffnung, ein Viertel Branntwein dafür zu erhalten.

Plötzlich war's ihm, als durchzuckte ihn ein elektrischer Strom! — Mit trüben Augen blickte er um sich und empfand nun ganz deutlich, wie sein Kopf vom Weingeiste frei wurde — und wie ihm allmählich das bittere Bewußtsein der Wirklichkeit zurückkehrte, trotzdem er für die Befreiung von demselben seine besten Kräfte hingeopfert hatte. Anfangs empfand er bloß Furcht, jene stumpfsinnige Furcht, die den Menschen in Unruhe versetzt, durch das bloße Vorgefühl einer drohenden Gefahr. Darauf erwachte das Gedächtniß und die Phantasie regte sich aufs Neue. Ersteres zog erbarmungslos alle Einzelheiten der Willkür, des Betrugs, der Herzensträgheit und Lügen aus dem Dunkel seiner schmachvollen Vergangenheit hervor. Die Phantasie gab ihnen lebende Form. Darauf erwachte die Reue . . . . .

Dem armen Trunkenbold schien seine Vergangenheit ein durchweg schmachvolles Vergehen. Er analysirte nicht, er fragte nicht, er begriff nicht: er war so niedergeschmettert von dem vor ihm aufsteigenden Bilde seines moralischen Verfalls, daß der Prozeß der Selbstverurtheilung, dem er sich freiwillig unterwarf, ihn viel härter und schmerzlicher traf als das strengste Menschengericht. Er wollte es gar nicht gelten lassen, daß der größte Theil seiner Vergangenheit nicht ihm, dem armen Trunkenbold, gehörte, sondern einer geheimen, ungeheuerlichen Kraft, die ihn nach allen Seiten hin gedreht und gekehrt, so wie der Sturm in der Wüste den schwachen Grashalm hin- und herweht.

Was war seine Vergangenheit? Warum hatte er sie so und nicht anders verlebt? Was war er denn selbst? — Das waren alles Fragen, die er nur mit Staunen und vollständiger Bewußtlosigkeit beantworten konnte. Im Joch war er geboren, im Joch hatte er sein Leben aufgebaut, im Joch würde er zu Grabe gehen. Jetzt kam auch endlich die Erkenntniß — doch was nützte sie ihm? War sie gekommen, um ihm unerbittliche Fragen zu stellen und sie mit Stillschweigen zu beantworten, oder damit das verfehlte Leben wieder in den halb zerstörten Tempel zurückkehre, der diese Umkehr nicht einmal ertragen konnte? Ach, das erwachte Bewußtsein brachte ihm weder Frieden noch Hoffnung, es zeigte ihm bloß eine unerbittliche Folge: die der fruchtlosen Selbstverurtheilung. So wie früher, so herrschte auch jetzt undurchdringliche Finsterniß um ihn her, doch war sie nun voll quälender Gespenster, so wie früher, so rasselten auch jetzt schwere Ketten an seinen Händen, doch hatte sich ihre Schwere verdoppelt, da er nun begriff, daß es Ketten waren. Er brach in einen Strom von Thränen aus, es blieben Leute vor ihm stehen und behaupteten, daß der Wein aus ihm spräche.

— O, Gott! es ist schrecklich . . . . ich halt's nicht aus! schrie der arme Trunkenbold, die Menge aber lachte und spottete über ihn. Sie ahnte nicht, daß er noch nie so frei vom Weine war, wie eben in diesem Augenblick, da er einfach einen unglücklichen Fund gethan, der ihm das Herz in Stücke riß. — Wenn sie selbst diesen Fund gethan, dann hätte sie gewußt, daß es einen Schmerz auf Erden gibt, den grausamsten aller Schmerzen: die Reue. Sie hätte begriffen, daß sie ebenso geistig unterdrückt und verkommen sei, wie der Trunkenbold vor ihr.

— Nein, es geht nicht, ich muß es irgendwie los werden, sonst gehe ich wie ein Hund zu Grunde! dachte der Arme, auch war er schon im Begriff, seinen Fund auf die Straße zu schleudern, doch hielt ihn ein in der Nähe stehender Polizist auf.

— Du scheinst Dich hier mit dem Werfen von Pasquillen zu beschäftigen, sagte der Polizist, mit dem Finger drohend. — Weißt Du, daß Du dafür freies Quartier bekommen kannst?

Der Trunkenbold versteckte schleunig seinen Fund in die Tasche und entfernte sich. — Aengstlich um sich schauend, schlich er der Schenke zu, die einem alten Freunde gehörte. Zuerst blickte er vorsichtig durchs Fenster hinein, nachdem er sich überzeugt, daß sich dort kein Fremder befand, sondern nur der Wirth mutterseelenallein hinter dem Verkaufstisch schlief, öffnete er mit einem Ruck die Thür, lief hinein, und ehe der Erwachende Zeit gewann, zu sich zu kommen, lag der schreckliche Fund bereits in seiner Hand. — - -

Eine kurze Weile stand der Wirth mit weit aufgerissenen Augen da. Endlich bemerkte er den Fetzen, in seiner Hand, — er kam ihm bekannt vor.

- - Ei, ei, sagte er, wenn ich nicht irre, so ist es derselbe Wisch den ich schon einmal mit Mühe losgeworden bevor ich Schnapswirth wurde! Ja ganz recht, — das ist er! —

Als er dessen gewiß war, glaubte er, daß er nun ruinirt sei.

— Wenn der Mensch eine Beschäftigung hat und sich so ein Ding an ihn klammert, dann ist Alles verloren! raisonnirte er fast mechanisch. Er war bleich und zitterte am ganzen Körper, ein unerklärlicher Schrecken hatte ihn erfaßt.

— Wie kann man nur das Volk zum Trunke verleiten! flüsterte das erwachte Gewissen.

— Frau! rief er in Todesangst. Sein Weib kam herbeigelaufen, doch kaum hatte sie bemerkt, was ihr Mann für eine Acquisition gemacht, so schrie sie laut auf: Kommt! rettet! helft! man plündert! —

Mittlerweile hatte sich die Schenke mehr und mehr mit Leuten angefüllt, doch statt wie gewöhnlich die Gäste liebenswürdig zu bewirthen, weigerte sich der Wirth nicht allein, ihnen Wein einzugießen, sondern begann ihnen sehr eindringlich zu beweisen, daß der Branntwein die Quelle alles Elends für den armen Menschen sei.

— Wenn Ihr blos ein Gläschen trinken würdet, dann ginge es, das wäre erlaubt! sagte er weinerlich, — sobald es aber zur Begierde wird, dann genügt Euch ein Schöppchen nicht, und was entsteht schließlich daraus? Ihr werdet auf die Polizei geführt, dort bekommt Ihr Prügel. Bedenkt also, meine Lieben, ob es sich lohnt, so etwas zu thun und Euer gutes Geld zu mir zu tragen.

— Du scheinst ja verrückt geworden zu sein, versetzten die erstaunten Gäste.

— Das ist kein Wunder, wenn Einem so etwas passirt, erwiderte der Wirth. Da seht, was ich mir für ein Patent angeschafft habe!

Er zeigte das ihm zugesteckte Gewissen und fragte, ob es nicht Jemand von den Gästen benutzen wollte. Als sie aber erfuhren, welche Bewandniß es damit habe, weigerten sie sich nicht allein, sondern wichen ihm scheu aus und hielten sich abseits.

— Was gedenkst Du nun zu thun? fragten ihn die Gäste.

— Es bleibt mir wohl nichts weiter übrig, als zu sterben! Betrügen kann ich nun nicht mehr, das arme Volk zum Trinken verleiten . . . Was bleibt mir dann anderes übrig, als zu sterben?

— Das versteht sich, versetzten lachend die Gäste.

— Ich habe sogar die Absicht, das ganze Geschirr hier zu zerschlagen und den Branntwein in den Canal zu gießen.

- Unterstehʼ Dich nur! sagte endlich die Wirthin, deren Herz, wie es schien, noch nicht von dem Gewissen berührt war, da sehʼ doch Einer, was Du plötzlich tugendhaft geworden bist!

Es hielt schwer, den Mann zu beruhigen. Heiße Thränen liefen ihm noch immer die Wange herunter, und er hörte nicht auf zu sprechen.

— Sobald dieses Unglück Jemand zustößt, muß er zu Grunde gehen. Daß er Kaufmann oder Händler ist — entschuldigt ihn durchaus nicht. Es würde ihm auch nichts helfen; er kann sich nur sagen: ich bin ein unglücklicher Mensch auf dieser Erde — weiter nichts.

So verging der ganze Tag mit philosophischen Betrachtungen; obgleich die Wirthin sich entschieden der Absicht ihres Mannes widersetzte, das Geschirr zu zerschlagen und den

Digitized by Google

Branntwein in die Gosse zu gießen. So verkauften sie an diesem Tage nicht einen einzigen Tropfen. Gegen Abend wurde der Wirth etwas heiterer, und er sagte beim Schlafengehen zu seiner weinenden Frau:

— Siehst Du, mein liebes Weibchen, zwar haben wir heute nichts verdient, doch ist Demjenigen leicht zu Muthe, der ein reines Gewissen hat.

Und in der That, kaum hatte er sich hingelegt, so schlief er sofort ein; er warf sich weder hin und her, noch schnarchte er, wie es früher der Fall war, da er wohl viel verdiente, aber kein Gewissen hatte. Doch seine Eheliebste dachte anders darüber. Sie begriff sehr wohl, daß in einer Kneipe das Gewissen eine unliebsame Errungenschaft sei; sie beschloß daher, sich auf jeden Fall von diesem unangenehmen Gast zu befreien. Unruhig harrte sie des Morgens, und als der Tag zu grauen begann, entwand sie dem schlafenden Mann das Gewissen und stürzte damit auf die Straße hinaus. Es war gerade Markttag, und bereits waren aus den benachbarten Dörfern die Bauern mit ihren Fuhren herbeigezogen; auch der Marktaufseher begab sich persönlich dahin, um nach der Ordnung zu sehen. Kaum hatte die Wirthin ihn erblickt, so blitzte auch schon eine glückliche Idee in ihr auf: sie eilte ihm, so rasch sie konnte, nach, und als es ihr gelungen, ihn einzuholen, da schob sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit das Gewissen in die Tasche seines Mantels. — —

Der Marktaufseher war nicht gerade unverschämt, aber er mochte sich nichts abgehen lassen. Sein Blick war nicht gerade frech, aber durchdringend. Seine Hände waren auch nicht gerade händelsüchtig, aber sie griffen nach Allem, was sich ihnen darbot: mit einem Wort, der Beamte war ein bestechlicher Mensch. — Er kam auf den Markt, und da wurde ihm mit einemmal klar, daß Alles, was dort auf den Fuhren und in den Buden lag, fremdes Eigenthum sei. Das hatte er noch nie empfunden; im Gegentheil, er betrachtete es immer als das seinige. Er wischte sich die Augen aus und dachte: Bin ich krank oder ist es ein Traum? Er trat an einen der Wagen heran und wollte mit der Hand hineinfahren, doch die Hand rührte sich nicht; er trat zum zweiten und wollte den Bauer am Bart fassen, aber, o Schrecken! die Hand versagte ihm den Dienst. Er erschrak.

— Was ist mir heute, dachte er, ich verderbe mir ja Alles auf diese Art! Soll ich nicht lieber nach Hause gehen? — Er hoffte aber, es würde vorübergehen, und begann auf dem Markte umherzuschlendern. Die verschiedenen Lebensmittel und Kleidungsstoffe, die da ausgebreitet vor ihm lagen, schienen ihm zu winken und zu sagen: so nimm uns doch!

Als die Bauern merkten, daß er so gleichgültig vorüberging und nichts nahm, machten sie sich über ihn lustig und nannten ihn eine Schlafmütze.

Zu Hause erwartete ihn bereits mit Ungeduld seine Frau und zählte in Gedanken die schöne Beute, die er vom Markte bringen würde. Als sie sich nun in ihren Hoffnungen getäuscht sah, wurde sie wüthend und fiel über ihn her.

— Hast Du mir nichts mitgebracht?

— Ich schwöre Dir bei meinem Gewissen . . .

— Nichts? frage ich Dich!

— Ich schwöre Dir bei meinem Gewissen, wiederholte er aufs Neue.

— Nun, so laß Dich von Deinem Gewissen bis zum nächsten Markttag speisen; ich habe keinen Mittag für Dich.

Der Aufseher ließ den Kopf hängen. Er kannte seine Frau; wenn sie einmal etwas gesagt, dann blieb es dabei. Als er seinen Mantel abgenommen, fühlte er sich jedoch plötzlich wie umgewandelt. Da das Gewissen jetzt im Mantel an der Wand hing, so wurde ihm ganz leicht und frei zu Muthe; es schien ihm wieder, als ob es auf der Welt nichts Fremdes gäbe, daß Alles, Alles ihm angehöre. Von Neuem regte sich in ihm die Begierde nach Raub.

— Jetzt entgeht Ihr mir nicht, meine Lieben, sagte der Aufseher, sich die Hände reibend und behend den Mantel anziehend, um mit vollen Segeln auf den Markt zu laufen. Doch sonderbar — kaum hatte er den Mantel angezogen, so fühlte er wiederum ein inneres Widerstreben, ganz als ob zwei Menschen in ihm wären: der eine ohne Mantel: schamlos und gierig, der andere im Mantel: genügsam und rechtlich. Obgleich er fühlte, daß er viel ruhiger geworden, nachdem er aus dem Hause getreten, so vermochte er doch nicht seine Absicht, auf den Markt zu gehen, aufzugeben. Hoffentlich überwinde ich es, dachte er bei sich. Je näher er aber dem Markte kam, desto heftiger schlug sein Herz, desto stärker regte sich in ihm das Bedürfniß, sich mit diesem armen Volk auszusöhnen, welches sich um einen Groschen in Schmutz und Regen abquälte. Es war ihm nicht mehr d'rum zu thun, in fremde Säcke zu schauen, sein eigener Geldbeutel drückte ihn so schwer, als hätte er plötzlich aus sicherer Quelle erfahren, daß das Geld nicht ihm, sondern einem Fremden gehöre.

— Da nimm fünfzehn Kopecken, mein Lieber, sagte er zu einem Bauer und gab ihm das Geldstück.

— Wofür denn, Schlafmütze?

— Für eine frühere Kränkung, Freund — verzeih' mir um Gottes willen.

So ging er den ganzen Markt auf und nieder und vertheilte alles Geld, das er bei sich hatte. Obgleich er sich nach dieser That erleichtert fühlte, so wurde er doch nachdenklich.

— Nein, es steckt entschieden heute eine Krankheit in mir, sagte er sich noch einmal, ich will lieber nach Hause gehen, ein paar Bettler mit mir nehmen und sie mit dem, was mir Gott gegeben, speisen.

Gesagt — gethan! er las so viele Bettler von der Straße auf, als er fand, und führte sie zu sich auf den Hof. Seine Frau schlug die Hände zusammen und harrte neugierig seiner weiteren Streiche. Er trat jedoch leise zu ihr heran und sagte freundlich: Das sind die armen Leute, die Du mich batest herzuführen. Gib ihnen, bitte, zu essen. — Kaum hatte er aber seinen Mantel an den Nagel gehängt, so fühlte er sich wiederum ganz leicht und frei. Er trat ans Fenster und sah den Haufen Bettler auf seinem Hof. Er sah und staunte.

— Was ist das für Volk? schrie er wüthend und rannte auf den Hof hinaus.

— Wie? was für Volk? das sind die armen Leute, die Du mir zu füttern befahlst, erwiderte grob die Frau.

— Hinaus damit! schrie er außer sich und lief wie ein Verrückter wieder ins Haus.

Lange ging er in den Zimmern auf und ab und sann darüber nach, was mit ihm vorgegangen.

— Mütterchen, binde mich um Gottes willen! Ich fühle, daß ich heute Dinge thun werde, die ich im Laufe eines Jahres nicht wieder gut machen kann, flehte er.

Die Frau sah, daß es mit ihrem Manne schlecht stand. Sie kleidete ihn aus, legte ihn ins Bett und gab ihm etwas Warmes zu trinken. Eine Viertelstunde später ging sie ins Vorzimmer und durchsuchte die Taschen seines Mantels, in der Hoffnung, noch einiges Geld in denselben zu finden. In der einen fand sie den leeren Beutel, in der anderen ein schmutziges, fettiges Ding; als sie es entfaltet, schrie sie vor Schreck auf. So weit ist's also gekommen, daß er das Gewissen in der Tasche herumträgt! Da sann sie darüber nach, wem sie es wohl zustecken könne. Sie wollte nicht gerade Jemand unglücklich machen, aber ein kleiner Schabernack war ihr willkommen. Endlich beschloß sie, daß sein bester Platz bei einem verabschiedeten Branntweinpächter wäre, der in jüngster Zeit Capitalist und Wucherer geworden war.

Nachdem sie diesen Beschluß gefaßt, legte sie das Gewissen vorsichtig in ein bestempeltes Couvert, schrieb die Adresse auf und warf es in den Briefkasten.

— Jetzt kannst Du wieder dreist auf den Markt gehen, sagte sie zu ihrem Mann, als sie nach Hause kam. — —

Der Wucherer saß gerade am Speisetisch mit seiner ganzen Familie und schien glücklich. Er war eben im Begriff, ein ungewöhnlich schmackhaftes Gericht zu essen, als ihm der Diener auf einem silbernen Teller einen Brief überreichte. Kaum hatte er das Couvert in der Hand, als er unruhig wurde und sich wie ein Aal auf Kohlen hin und her warf.

— Was ist das, was soll mir dieser Wisch! jammerte er und zitterte am ganzen Körper.

Obgleich Niemand der Anwesenden diese Schmerzensrufe begriff, so sahen doch Alle ein, daß die Mittagstafel aufgehoben werden mußte.

Digitized by Google

Ich will hier nicht die Leiden beschreiben, die der Wucherer an diesem für ihn so denkwürdigen Tage ausstand; ich muß nur eins bemerken, daß dieser dem Anscheine nach schwächliche, kränkliche Mensch wie ein Held die grausamsten Qualen ertrug, doch weigerte er sich, fünfzehn Kopeken herauszugeben.

— Das ist unerhört! Halte mich nur fest, Frau, bat er, und wenn ich nach der Schatulle frage, so gib sie nicht, auf keinen Fall — lieber laß mich sterben! — Da es aber auf Erden keine noch so schwierige Lage gibt, aus welcher kein Ausgang möglich wäre, — so erinnerte sich der Wucherer jetzt, daß er schon längst versprochen, eine kleine Summe für eine Wohlthätigkeitsanstalt beizusteuern, deren Vorsteher ein ihm bekannter General war. Er hatte es von Tag zu Tag aufgeschoben, nun mahnte ihn der Zufall, die längst gehegte Absicht auszuführen. Gedacht — gethan. Er öffnete behutsam das ihm mit der Post zugesandte Couvert, zog mit einer Zange das Gewissen heraus, legte es in ein anderes Couvert, fügte noch einen Hundert Rubelschein hinzu und machte sich auf den Weg zum General.

— Excellenz, ich habe Ihnen meinen Beitrag gebracht, sagte er, indem er das Packet vor dem erfreuten General hinlegte.

Dann eilte er wie auf Flügeln nach Hause. Am selben Abend hatte er bereits vollständig seine Qualen vergessen. Er machte gleich eine so glückliche Speculation, daß Alle staunten, als sie am nächsten Tage davon hörten. — —

Lange, lange trieb sich auf diese Weise das arme verbannte Gewissen in der weiten Welt umher und kehrte bei vielen tausend Menschen ein. Niemand wollte es aber aufnehmen; ein Jeder dachte nur daran, sich von ihm, wenn auch auf betrügerische Art, loszumachen. Endlich wurde es selbst müde, daß es nirgends ausruhen konnte und ewig unter Fremden, ohne eigenen Herd leben mußte. Da sagte es denn zu seinem letzten Eigenthümer, einem armen Teufel, der mit Lumpen handelte:

— Warum mißhandelt Ihr mich so und werft mich zum Kehricht?

— Was soll ich denn thun, da Dich doch Niemand nimmt, fragte der Lumpensammler.

Da sagte das Gewissen: Geh', suche mir ein kleines Kind auf, öffne mir sein kleines Herzchen und bewahre mich darin. Das unschuldige Kind wird mich vielleicht aufnehmen und mit Sorgfalt großziehen, es wird mit mir wachsen und sich nicht fürchten, nachher mit mir unter die Leute zu treten. —

Nach diesem seinem Wort geschah es. Der Lumpenhändler bewahrte das Gewissen auf in dem Herzen eines kleinen Kindes. Und das Kind wächst heran und mit ihm das Gewissen. Aus dem Kinde wird ein großer Mensch, und auch das Gewissen nimmt zu. Es wird die Lüge, die Gewaltthat und die Hinterlist ein Ende haben, weil das Gewissen dann nicht mehr schüchtern sein, sondern selbst handelnd auftreten wird.

Aus der Hauptstadt.

Julius von Payers „Bai des Todes".

Es ist auffallend, aber ganz begreiflich, daß die Nordpolfahrer von allen Entdeckungsreisenden am seltensten zu dauernder Popularität gelangen. Unter der ganzen Schaar kühner Männer, die in diesem Jahrhundert auszogen, den Schleier zu lüften, ist nur einer, John Franklin, dessen Name selbst in tieferen Volksschichten sich durch zwei Generationen bekannt gehalten hat. Giebt es doch dort oben kein fremdes Märchenland mit üppiger Vegetation, wunderlicher Bevölkerung, welche Phantasie und Sehnsucht weckten, und für die rein ideellen Motive, die zu den verzweifelten Unternehmungen reizen, haben kaum die Gebildeten das rechte Verständniß, wie viel weniger das Volk. Und was Franklins Andenken so lange frisch gehalten hat, ist nur jenes entsetzliche Verhängniß, das ihn und seine hundertsiebenunddreißig Begleiter dahinraffte, die drückende Ungewißheit und die Spannung, mit der beide Hemisphären durch zweiunddreißig Jahre den siebenundzwanzig ihm nachgeschickten englischen und amerikanischen Expeditionen folgten. Mehr als sechzehntausend Männer wagten die Fahrt, seine Spur zu finden, acht Schiffe wurden dabei vom Eise erdrückt, nahezu zwanzig Millionen Mark verschlangen die Zurüstungen.

Wie ein Bild aus der Heldensage wirkt des Nordpolfahrers Julius von Payer's „Bai des Todes", das die letzte Scene der furchtbaren Tragödie schildert. Franklin war bereits todt, an seiner Stelle führte Capitain Crozier die von der Mannschaft der beiden verlassenen Schiffe noch übrig gebliebenen hundert Mann, wahrscheinlich ohne jede andere Hoffnung als die, auf jagende Eskimos zu stoßen. Spätere Expeditionen haben seine Spuren verfolgt. Skelette der Gefallenen — vierzig auf einmal fand man an einer Bucht, die den Namen Terror Bai erhielt — bezeichneten die Lagerstätten. Die letzte Station fand Lieutenant Schwatka, der Führer einer amerikanischen Expedition 1879—80, der letzten, die Franklins Untergang nach Norden gezogen.

Schwatka's Bericht hat Payer zu seinem Werk die Anregung gegeben. Er hat sich nicht damit begnügt, eine allgemein gehaltene Illustration aus eigener Phantasie geschöpft zu bieten, sondern für die Bildnisse und Ausrüstungsgegenstände die sorgfältigsten Studien gemacht, unterstützt durch die Hinterlassenen Franklins und Croziers, von Lieutenant Schwatka mit einer Skizze der Landschaft versehen.

Stavation Cove, die Bai des Hungertodes, hatte dieser zweite Entdecker die Küste genannt. Was uns Payer in dem kalten tageshellen Mondlicht enthüllt, überbietet an Furchtbarkeit die Schilderungen Wereschagins, denn zu allen Gräueln des qualvollsten Hungertodes — die Unglücklichen haben ihre Schuhe schon auf dem Wege verzehrt — kommen die Schrecken der eisigen Oede. Es ist, als ob sich die Unseligen lebend in eine andere Welt gewagt hätten, aus der es keine Rückkehr gibt. Von der letzten Anstrengung, das Boot zu befreien, sind noch ihre Hände entblößt, es scheint, als ob der Eishauch des Todes sie nicht nacheinander, sondern plötzlich durchkältet hätte, so liegen sie neben dem halb im Schnee verwehten Boot, dessen Schnabel hoch gegen den dunklen bleischweren Himmel anstrebt, an dem mit großem ruhigem Licht die Sterne stehen. Einer liegt da, der noch sein Gebetbuch krampfhaft in der Hand hält. Ein anderer trägt ein Tuch um die Augen, ihn hatte der scharfe Reflex blind gemacht und doch nicht unempfindlich gegen die stechende Gewalt. Nur einer, Capitain Crozier selbst, ist noch am Leben. Mit gespannter Flinte sitzt er auf der Bootspitze und späht nach den riesigen Eisbären, die sich träge dem Schreckensort nahen. Das Drama ist noch nicht zu Ende. Doch nicht die Frage, was wird aus dem Letzten, beschäftigt den Beschauer, sondern die Thatsache, daß ein Letzter fühlend und wollend all' das Elend um sich erleben muß. Damit rückt Payer's Stoff in die Reihe jener Probleme, die sich, wie das erschütternde Darkness von Byron, mit dem Schicksal des letzten Menschen beschäftigen.

Payer hatte, wie bekannt, selber mehr als einmal auf seinen drei Nordpolexpeditionen in Gefahr geschwebt, ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Er schildert also gewissermaßen Selbsterlebtes. In seinem allbekannten Werke: Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872 bis 1874 hatte er sich bereits als höchst gewandter Illustrator und tüchtiger Beobachter auch in künstlerischem Sinne bewiesen. Dieselbe Energie, die ihn als Reisenden auszeichnet, wandte er, nachdem er einmal den Schritt beschlossen, auf seine Ausbildung als Künstler. Ein Studienjahr in Frankfurt am Städel'schen Institut förderte ihn so schnell, daß er nach Ablauf eines weiteren in München bei A. Wagner auf eigenen Füßen stand. An Ehren und Auszeichnungen hat es ihm bisher auf seiner neuen Bahn so wenig gefehlt, wie auf seiner früheren. Wir werden wohl noch oft seinen Namen zu nennen haben.

A. L.

Digitized by Google

Notizen.

Wien war eine Theaterstadt. Herausgegeben von der Literarisch-künstlerischen Gesellschaft „Gegen den Strom". Wien, bei Carl Graeser. — Ein „literarisch-künstlerischer" Geheimbund hat sich in Wien zusammengethan, um unter der Larve Oesterreich politisch, literarisch und künstlerisch zu reformiren, und eine dieser Masken ist Adam Müller aus Guttenbrunn, der in der benannten Broschüre des alten Jeremias Klagelied über die gefallene Zion zur Harmlosigkeit zu machen versteht. So furchtbar Schreckliches hat er den Wienern über ihr „gewesenes" Theater zu sagen. Das Heftchen wäre wahrscheinlich längst den Weg aller Antiquare gegangen, hätte Herr Müller nicht den Muth gehabt, pikant um jeden Preis zu sein. Es ist nicht jedem Schriftsteller gegeben, sich der Unwahrheit und Entstellung als Argumente zu bedienen, wer das kann, hat vor Anderen viel voraus. Wer z. B. behauptet, der Personalstand der Wiener Theater sei seit Jahren durch die stehende Figur des Sequesters bereichert, hat die Neugierigen auf seiner Seite, die da fragen: Ich bitte, wo? Die höchst uninteressante Antwort lautet freilich: Nirgend, es ist kein einziges Wiener Theater sequestrirt — aber Herr Müller hat die Leute zum Fragen gebracht. Wer in den letzten dreizehn Jahren in Wien gelebt und nur von Weitem von dem Sarkasmus gehört hat, mit welchem der langbeinige und spitzmäulige Dingelstedt vom Stadttheater sprach, wird gewiß nicht annehmen, daß der Herr Baron dasselbe als ein Concurrenzunternehmen gegen das Burgtheater auffaßte; aber Herr Müller behauptet dies und er hat es ohne Zweifel im Stadttheater gehört. Es steht auch in den Thatsachen fest, daß der „politische Nachtwächter" während seines ganzen Regimes im Burgtheater kein neues französisches Stück aufführen ließ, doch der Bannerträger der Literarisch-Künstlerischen weiß von einem Wettlauf um französische Stücke zu erzählen, an dem sich auch Dingelstedt betheiligt haben soll. „Die Alte muß's wissen", sagte Nestroy. Die Wiener glaubten endlich gesehen zu haben, daß das Ringtheater verbrannte, und nach den beim Strafgericht erhärteten Thatsachen muß der Brand am Morgen auf dem Schnürboden ausgebrochen sein; Herr Müller aus Guttenbrunn erzählt, das Theater Jauner's wäre an einer Operette zu Grunde gegangen. Gar so leicht ist es freilich nicht, einen Brand mit einer Operette zu verwechseln, aber wer es zuwege bringt, verdient Beachtung.

Nach diesen kurzen Proben aus dem thatsächlichen Inhalte von „Wien war eine Theaterstadt" erscheint es vielleicht bedenklich, sich überhaupt darauf einzulassen. Allein auf meiner Seele lastet die Pflicht, wieder einmal ein Wort über das Burgtheater zu sprechen, und weil sich Jemand, von dem man nach dieser Broschüre mit Fug und Recht behaupten dürfte, er sei nie im Burgtheater gewesen, wenigstens nicht mit offenen Ohren und einem offenen Kopfe, herausnimmt, in frevenlicher Dreistigkeit auch darüber zu schreiben, so sei seiner immerhin an dieser Stelle gedacht. Das Burgtheater ist das Gemeingut des deutschen Volkes, die höchste Instanz der deutschen, ja der ganzen europäischen dramatischen Dichtung, die oberste Stätte der deutschen Sprache und des deutschen Stils, ein deutsches Nationalgut, oder, um mit dem Wortführer der „literarisch-künstlerischen Gesellschaft" zu sprechen, „dasjenige Kunstinstitut, zu dem die ganze deutsche Theaterwelt emporblickt." Vor etwa einem Jahre habe ich mir die Freiheit genommen, an dieser Stelle vom Burgtheater zu reden. Was ich schrieb, war stellenweise hart, aber es war nicht ungerecht. Es ist seitdem Vieles besser geworden, das Repertoire der classischen Stücke wurde durch die Wiederaufnahme von „Wallenstein" in einer schönen Scenirung, von „Minna von Barnhelm", des „Erbförster" bereichert, und bei der Auswahl der Neuigkeiten hat sich die Direction hauptsächlich von der Rücksicht leiten lassen, die ein großes Kunstinstitut Dichtern wie Turgenjew und Paul Heyse, Bevorzugten wie Wildenbruch, und Talenten wie Caro angedeihen lassen soll. Man hat ferner die Sprödigkeit gegen die Franzosen aufgegeben und, Dank der berauschenden Leistung des Frl. Hohenfels, mit dem Lustspiele Paillerons „Die Welt in der man sich langweilt" einen großen Erfolg, mit „Herrn Poirier's Schwiegersohn" in Folge der lahmen Darstellung einen mäßigeren Succeß erzielt. Björnstjerne Björnson's „Fallissement" führte die Skandinavier ein, für die Georg Brandes hier jüngst ein warmes Wort sprach. Ein gewissenhafter Chronist wird also in diesem Punkte einen Fortschritt zugeben und sagen, daß Adolf Wilbrandt sich mit größerem Geschick in seine Aufgabe hineinlebt, als dies nach den zahlreichen Unglücksfällen in den ersten zwei Jahren seines Regimes zu erwarten stand. Daß die Novitäten nicht nachhaltig wirken, ist nicht seine Schuld, für die Unproductivität der Zeit kann er nicht verantwortlich gemacht werden. Weniger günstig gestalten sich die neuen Engagements, aber man soll erstlich nicht vergessen, daß die neuen Herren von der Intendanz kamen, und darf zweitens hoffen, daß Wilbrandt stark genug sein wird, die von ihm für Nebenrollen angenommenen Damen, trotz der mächtigen Protection der Regisseure, nicht über das bescheidene Niveau erheben zu lassen, auf das sie ihre geringfügige Begabung stellt. Daß es noch Uebelstände gibt, wird Niemand leugnen; Unsinnigkeiten, wie das Première-Abonnement, kommen nicht auf das Kerbholz des Directors, dessen allmähliches Erstarken im Kräftezuwachs des Burgtheaters deutlich genug wahrzunehmen ist. Letztlich und schließlich haben Kritik und Zuhörer doch nur die Vorstellungen zu richten; sie finden ein abwechslungsreicheres Repertoire, sehen die Schauspieler voll künstlerischer Hingebung an die vornehmsten Gestaltungen der dramatischen Poesie herantreten, sehen herzerwärmende Vorstellungen classischer Stücke und redliche Mühe, dem Neuen auf die Bühne zu helfen, sie müssen damit die Aufgabe des Burgtheaters im Wesentlichen erfüllt halten. Das Wie des Einzelnen unterliegt dem Spruch des Tages, das Ganze verlangt auch ein gesammeltes Urtheil.

Davon wird man in „Wien war eine Theaterstadt" nichts finden, höchstens die kecke Oberflächlichkeit, die, wenn ihr eine Masche am Kleide einer Künstlerin nicht gefällt, gleich die ganze Leistung, ja die Vorstellung verwirft. Freilich, das Burgtheater existirt für den Autor der Broschüre nur zu dem Zwecke, um über Ludwig Speidel, den Theaterkritiker der „Neuen freien Presse", herzufallen, denn dieser Mann ist es der sich jahraus, jahrein herausnimmt, scharfe Musterung zu halten und Jedermann, der über die Schwelle will, allen Ernstes nach seinem literarischen Paß zu fragen. So viel ist sicher, daß bisher außer Bülow noch Niemand einen Angriff auf Speidel wagte. Der Versuch hat also den Reiz der Neuheit für sich. Aber freilich, wo wäre Speidel zu fassen? Er hat in seinem Wesen und in seinem Charakter nichts, was den Spott begünstigt, nichts, was die Verleumdung ermöglichte, auch wenn sie sich bescheiden nur in der Form der zartesten und geheimnißvollsten Andeutung bemerklich machen wollte. Was er thut, thut er aus sich heraus; was er schreibt, quillt aus seinem Geiste. Kein Anderer hat Gewalt über ihn. Er lebt in einem Kreise von Freunden, die er oft genug durch mündliche und schriftliche Aufrichtigkeiten verblüfft. Ein zum Frohsinn geneigtes Naturell, das mit ungebrochener Naivetät und mit der bescheidenen Scheu eines Mädchens zu genießen vermag; ein Mann von fünfzig Jahren, der an dreißig davon ins Theater geht und heute wie das erste Mal lacht oder weint, gleich einem Kinde, wenn es was zum Weinen oder Lachen gibt, ohne eine Spur von Blasirtheit, ohne Voreingenommenheit, ohne eine ernstliche Beziehung zu Künstlern, ohne Haß oder Abneigung gegen Einen, ohne einen Funken von Rachsucht, und im Gegentheile voll Milde und Güte — wie ist dem beizukommen? Doch, doch! Was ist Unnahbarkeit, was ein vollendeter Kunstsinn, was Talent — die Laune begräbt sie alle. Kann man sagen, Ludwig Speidel habe Launen, so ist seinem Worte alle Bedeutung entzogen, ist er allen Ernstes entkleidet, sind ihm alle Principien genommen. So läßt denn die „literarisch-künstlerische" Geheimgesellschaft von Ludwig Speidel verkünden, er sei wandelbar wie das Wetter, er werde von Stimmungen beherrscht. O, die Vehmrichter der Wiener Kunst haben sogar Beweise dafür in Händen! Erinnert euch nur, sprechen sie, wie dieser Speidel über Wilbrandt als Dichter schrieb, und nun sagt er dem Director alles Schöne und Gute, hat ihn eigentlich zum Director gemacht. Gewissenhafte Leute, wie die

Digitized by Google

Literarisch-Künstlerischen schon sind, unterschlagen sie das vernichtende Urtheil, welches Speidel der „Assunta Leoni" des Directors Wilbrandt angedeihen ließ, man kann also von ihnen gar nicht begehren, daß sie die mitunter recht deutlichen Winke, die selbst der Director schon empfing, zur Kenntniß ihrer Leser bringen. Den sichersten Beleg müssen ihnen aber zwei Feuilletons liefern, deren eines von der Nothwendigkeit spricht, jugendliche Kräfte für das Burgtheater zu gewinnen, weil Viele altern; und das andere, das sich ebenso entschieden gegen Neuengagements erklärt und sogar unter ausdrücklicher Namensnennung die Jugendlichkeit mehrerer Damen vertheidigt. Das ist doch ein nicht zu leugnender Widerspruch, ein Beweis von Launenhaftigkeit, Inconsequenz, Principienlosigkeit, sogar von Brutalität und Ungerechtigkeit, wie aus Guttenbrunn berichtet wird. Freilich liegt zwischen den beiden Feuilletons eine ganzes Jahr, und das erste Mal handelte es sich um die Gewinnung von Talenten, wie Frl. Barsescu, die heute schon vom ganzen Publicum anerkannt ist, obwohl sie noch sehr viel zu lernen hat, gegen den Willen dritter einflußreicher Personen; das andere Mal aber war von oben herab eine Invasion der Talentlosigkeit vom Schlage der Frau Schratt, die so ziemlich das ganze Jahr spazieren geht, im Zuge, Frau Bognar, Frau Albrecht, Frl. Groß sollten in das Burgtheater und Gott weiß wer noch, der nicht hineingehörte, aber beim Diner empfohlen wurde. Man sollte glauben, daß sich in einem solchen Falle der Standpunkt der Kritik berechtigtermaßen veränderte. Doch was kümmert das Herrn Müller! Gilt es doch die Vernichtung des Mannes, welcher über den „Einacter eines Neulings sechs Spalten schrieb und die dreiactige Novität desselben Abends mit keinem Wort erwähnt". Der Einacter war die „Burgruine" von Caro, ein Stück, das man unstreitig als das beste deutsche Lustspiel der neuesten Zeit bezeichnen kann und das auch seinen Weg über alle Bühnen genommen hat; die dreiactige Novität hieß „Der arme Hugo" vom Prinzen Elimar von Oldenburg, wurde durch völlig untheatralische Rücksichten auf das Burgtheater gebracht und starb eines bejammernswerthen Todes, was Speidel auch gleich nach der ersten Darstellung constatirte. Er schrieb auch über die „Karolinger" nicht, weil sie dem Repertoire entschwanden, bevor er zum Schreiben kam, wie er überhaupt über Stücke nicht schreibt, die werthlos sind, und wie er zum Beispiel über das Stadttheater nicht schreiben wollte, weil ihm dessen literarische Existenz von vornherein eine Lächerlichkeit geschienen haben mag; er ist kein Vielschreiber und kein Gefälligkeitsschreiber, er muß seinen eigenen schriftstellerischen Proceß durchgemacht haben, bevor er zur Feder greift. Er schreibt nicht für den Tag und die alltäglichen Menschen, sondern im Namen der Kunst, und ihr und dem Talente muß er begegnen, ehe in ihm die Nothwendigkeit entsteht, sich zu äußern. Wie viele Mittelmäßigkeiten klagen ihn an, weil sie diesen Zusammenhang nicht begreifen!

Die Menschen werden nicht gerne den Lebenden gerecht, aber so groß ist das Talent Ludwig Speidel's, so tiefgreifend sein Wort, so packend sein Ernst, so streng und geläutert sein künstlerisches Princip, so gewaltig sein Beruf zur Kritik, daß das österreichische Publicum ohne Rückhalt an ihn glaubt, und daß man draußen im Reiche ihn so hoch hält wie bei uns, daß sein Zeugniß mehr gilt, wie alle anderen zusammengenommen. Die Bedeutung Speidel's für die deutsche Literatur hängt vornehmlich mit seinen Kritiken über das Burgtheater zusammen, das ihm auch wirklich an das Herz gewachsen ist, weil es auf dem Gebiete der gesammten Kunst zur Zeit die größte Einheit und Erscheinung bildet. Wenn man die Ruhmesgeschichte dieser Bühne in den letzten dreißig Jahren durchblättert, so wird man zwischen dem Theater und Speidel theilen müssen. In den Händen eines unwissenden Menschen wie Adolf Bäuerle, in den schmutzigen Fingern eines Saphir lag das Referat, bevor die neue ernste Kritik erstand, deren Seele und Meister Speidel geworden ist, der er die künstlerische Erwägung als allein maßgebendes Princip aufgezwungen hat. Seit Speidel sind Kameraderie und persönliches Interesse ausgeschlossen, und wer über das Burgtheater schreiben will, muß nicht nur völlig objectiv sein können, sondern auch das Recht zur Kritik haben, sonst kritisirt das geschulte Publicum ihn wieder rasch zu Tode. Wie viele Pseudotalente hat er im Namen der ernsten Kunst beseitigt, wie viele wirkliche vor dem leichtfertigen Urtheile der Menge gerettet und erhalten; sie ließ sich seine Zurechtweisung gefallen, sah ihr Unrecht ein und folgte willig der besseren Belehrung. Wie viel Gemeinheit hat Speidel aus dem Wiener Theaterleben ausgemerzt, wie hat er es in die Bahnen der Poesie zurückgeschoben. Und wie ernst nimmt er es mit der Darstellung! Künstler und Künstlerinnen, die ihn gestern priesen, brechen heute in Thränen aus, bloß weil er gestern und heute gleich gerecht gewesen ist. Es gab wohl selten einen Kritiker, der von den Schauspielern so hoch gehalten ward. Speidel tödtet und belebt. Wahrhaft rührend ist die Güte, mit der er, wie der sorgsame Gärtner, die Pflanzen pflegt, die Blüthe und Frucht versprechen. Nicht bloß bereitwillig, enthusiastisch weiß er die Hoffnungerweckenden zu führen, was Frau Wolter und Herr Sonnenthal aus früherer, Frl. Hohenfels und Baumeister aus neuerer und Frl. Barsescu aus der neuesten Zeit bestätigen werden. Sein gutes Wort fließt wie ein Feuerstrom in die Seele des Dichters wie des Schauspielers. Das können die kleinen Leute nicht vertragen, und darum schreiben sie Pamphlete. Aber sie verdienen Dank. Ihre Provocation weckt in uns die Erkenntniß von dem Werthe unseres Speidel und von unserem Glücke, die Kunst unter seine kritische Obhut gestellt zu sehen.

Wien, Anfangs Februar.

X. Wiener.

Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck. Von Kuno Stommel. Fünfte, durchgesehene Auflage. Düsseldorf, Felix Bagel.

Der Verfasser hatte schon 1878 in seiner Schrift: „Die Balkan, halbinsel 1877—78" die Behauptung durchzuführen gesucht, daß Oesterreich ein neues byzantinisches Reich als Föderativstaat bilden müsse daß aber Konstantinopel wegen der vorhandenen Interessencollision eine internationale Freistadt werden solle. In der vorliegenden Brochure entwickelt er diesen Gedanken weiter dahin, daß Konstantinopel zum Patrimonium Petri gemacht werden müsse. Wie Karl der Große die Gründung seines Reiches nur im Bunde mit dem Papstthum und dessen Kirche habe durchführen können, so würden auch die Habsburger das ihrem Scepter unterworfene und noch zu unterwerfende Völkergemisch nur mit Hilfe eines starken Papstthums staatlich zusammenhalten können, und deshalb müßten sie das Papstthum durch Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft neu befestigen. Das deutsche Reich habe einerseits das Interesse, das verbündete Oesterreich zu stützen und zu stärken, andererseits das Bedürfniß nach Wiederherstellung des Friedens mit seinen katholischen Unterthanen, und könne beide Aufgaben zugleich durch Installirung des Papstes in Konstantinopel lösen. Die kleine Schrift zeichnet sich durch einen reichen, auf engem Raume zusammengedrängten Inhalt, gründliche philosophische und historische Bildung, klare gedankenvolle Darstellung, weiten politischen Gesichtskreis und Freiheit von aller politischen Parteibefangenheit vortheilhaft aus und verdient durch diese Eigenschaften sehr wohl die Beachtung, welche das Publicum ihr in reichem Maße geschenkt hat. Daß die politische Presse mit ihr nichts anzufangen gewußt hat, ist sehr begreiflich, da sie in keine Parteischablone paßt. Ihr Werth liegt nicht so sehr in dem angedeuteten Ergebniß, das einer ziemlich nebelhaften Conjecturalpolitik angehört, als in den geschichtsphilosophischen Erörterungen über die Bedeutung des Papstthums, der Renaissance, des antiken Staatsgedankens und der protestantischen Autonomie, welche bei den Politikern aller Parteien Beherzigung finden sollten!

--m.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **W. Spemann**, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

herausg. von Prof. Jos. Kürschner. 53. Bd.: **Wielands** Werke. III. Geschichte der Abderiten. Herausg. von **H. Pröhle.** XVII u. 337 S. Broch. Mk. 2,50. Geb. Mk. 3,50.

Redacteur, w. bereits d. Zeitung e. Stadt v. 100,000 **Einw. redigirt,** u. beste Beziehungen zu bed. Schriftstellern hat, sucht bei **mäß. Anspr. d. selbst. Leitung** e. Wochenschr., auch Tagesztg. liber. Richt. ob. d. 2. Stelle a. e. gr. Bl. Offerten u. **H. V. 270** an **Rudolf Mosse, Hamburg.**

Litterarisches Bureau, Georg Meyer, Luxemburg (Bahnhof).

Verwerthung von Manuscripten jeder Art. **Uebersetzung in alle Sprachen.** Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —

NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien:

Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**

1300 Nummern.

Wir versenden denselben gratis und franco.

Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Fr. Spielhagen's Sämmtliche Werke in 100 Lieferungen à 50 Pf. *Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorräthig.* Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Soeben erschien:

Gustav Meyer, Dr. phil. Professor a. d. Univ. Graz,

Essays und Studien zur **Sprachgeschichte und Volkskunde.**

I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden Märchenkunde. III. Zur Kenntniß des Volksliedes. — 8°. VIII und 412 Seiten. Preis geh. Mk. 7,00, geb. Mk. 8,10.

Berlin W. — Verlag von **Robert Oppenheim.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Dr. Hans Meyer.

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Bei **A. Helmich** in **Bielefeld** erschien soeben nachstehende interessante Novität:

Kleinstädte u. Kleinstaaten auf **industriellen u. gewerblichen Gebieten** von **Oskar Asemissen,** Rechtsanwalt in Detmold.

Preis eleg. brochirt 2 *M.* 75 *pf.*

N. Einsend. des Betrages erf. Frankozusend.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Im Verlage der Kgl. Hofkunstanstalt von **Edm. Gaillard** in **Berlin** erschien soeben folgendes, für Goetheverehrer, Italienreisende 2c. hochinteressante Prachtwerk:

Goethe's italienische Reise,

illustrirt von **Julie von Kahle.**

Textrevision und Einleitung von Professor Dr. Heinrich Düntzer.

Mit 100 Vollbildern und 218 Halbbildern in Lichtdruck in obiger Anstalt ausgeführt.

Folio-Format. — Prachtband mit Goldschnitt. Preis in Calico 75 Mk., in Saffian 100 Mk.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Ambr. Abel in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 28. Februar 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französische Regierung und ihre Partei. Von Wilhelm Singer. — Die Armenpflege und die Arbeiter. Von F. Hirschberg. — **Literatur und Kunst:** Fasching. Von Wilhelm Jensen. — Ungedruckte Liebesbriefe von Nicolaus Lenau. Mitgetheilt von Ludwig August Frankl. — Schulze-Delitzsch als Romandichter. Von Oskar Bulle. — Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Eine Correspondenz aus dem Leben. Von Expertus. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Hense-Woche. Von H. — Inserate.

Die französische Regierung und ihre Partei.

Von Wilhelm Singer.

Zwei Jahre sind es nun her, daß Herr Jules Ferry den Vorsitz im französischen Ministerrathe übernommen. Zwei Jahre! Ein vorübergehender Augenblick im Leben der Nationen — eine fabelhaft lange Zeit im Dasein eines Ministeriums unter der dritten Republik. Als unter maßlos schwierigen Umständen Jules Ferry an die Spitze der Regierung trat, da prophezeiten ihm die kurzsichtigen Gegner eine Dauer von wenigen Wochen, die einsichtigeren ein dornenvolles Vegetiren von mehreren Monaten, und selbst die Freunde rechneten bloß auf ein volles Jahr. Denn daß sich in der Deputirtenkammer, welche Ministerien stürzte, wie wenn sie Regel wären, eine fest zu einander haltende Majorität bilden könnte, gesonnen, der Regierung über alle Schwierigkeiten und Hindernisse eines im Entstehen begriffenen Systems hinwegzuhelfen, das erschien als ein geradezu phantastischer Optimismus, dem sich nur interessirte Leute und Sanguiniker hinzugeben wagten. Und das Wunder ist dennoch geschehen. Eine starke Regierungsmajorität hat sich zusammengethan und hat die Regierung unter mannigfachen heiklen Verhältnissen willig unterstützt. Oft genug war das Ministerium hart an den Abgrund gerathen. Da galt es, die Sicherheit und Solidität der Kammermehrheit zu erproben; sie hat sich jedesmal als verläßlich und anhänglich erwiesen, und heute steht die Regierung an dem Markstein einer neuen gesetzgeberischen Etappe, voll Vertrauens in ihre Zukunft, vom Lande eine imposante Billigung ihrer Politik erwartend. Sich in Vermuthungen zu ergehen, ob das Volk von Frankreich wirklich diesen Erwartungen entsprechen werde, dies wäre ein müßiges Spiel mit Annahmen. Besser ziemt es sich, mit unbefangenem Auge die Elemente zu prüfen, auf welche hin die Regierung das günstige Urtheil des Landes herausfordert. Ob dieselben zur Erlangung dieses Zieles hinreichen werden, wie die Minister und die Kammermehrheit hoffen, oder ob sie, wie die Oppositionen aller Art siegreich verkünden, zum Sturze der bestehenden Regierung führen werden, wie vermöchte das jemand heute schon vorauszusagen, der die Wandelbarkeit der öffentlichen Stimmung in Frankreich staunend und voll fesselnder Verwunderung miterlebt hat?

Vor Allem hofft Herr Jules Ferry auf eine, wenn schon nicht dankbare, so doch gerechte Anerkennung seiner äußeren Politik. Erinnere man sich bloß, in welch' losen Verhältnissen Frankreichs auswärtige Angelegenheiten sich befanden, als die gegenwärtige Regierung ins Amt trat. Frankreich stand fast außerhalb aller Beziehungen mit Europa. Niemand wollte den Franzosen übel, nirgends begegneten sie aber mehr, als einer gewissen gleichgültigen Höflichkeit. Die Beziehungen zu Deutschland waren zwar nicht ungeklärt, faßt man den Verkehr von Cabinet zu Cabinet ins Auge; allein in der großen Masse der Nation herrschte ein widerstandslustiges Unbehagen, weil der irrige Glaube allgemein verbreitet war, Deutschland erwarte nur eine passende Gelegenheit oder bemühe sich, eine soche herbeizuführen, um über Frankreich bald von Neuem herzufallen. Der französische Einfluß in Egypten war nach dem bedauerlichen Beschluß der Kammer, nicht einmal den Suezkanal zu beschützen, fast bloß noch eine historische Erinnerung. Es war endlich eine Situation im fernen Orient zu liquidiren, was, — warum soll man es nicht eingestehen? — die gesammte Diplomatie der Welt sich als leichter durchführbar vorstellte, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Geduld und Klugheit, Festigkeit, gepaart mit versöhnlicher Gesinnung, waren unbedingt nothwendig, um angesichts einer so wenig einladenden Sachlage nicht muthlos zu werden. Herr Chalemel-Lacour, der erste Minister des Aeußeren in der Regierung des Herrn Jules Ferry, liebte es doch, hauptsächlich seine Festigkeit darzuthun; alle dieselbe verträglich machenden Tugenden lagen nicht in seinem scharfen Naturell. Daher machten die Lösungen der bereits gestellten und sich neu aufdrängenden Probleme unter seiner Leitung nicht den gewünschten gedeihlichen Fortschritt, ja eines davon, vielleicht das folgenschwerste, erlitt durch sein stolzes, die Schwierigkeiten des Terrains aber nicht genügend würdigendes Vorgehen eine unerwünschte Ausdehnung und Bedeutung. Die politischen Fragen fanden erst dann ihre entscheidende Physiognomie, nachdem Jules Ferry sich entschlossen hatte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen.

Wenn man nun Frankreichs Stellung von heute in unparteiische Betrachtung zieht, wird man mühelos eine sehr wesentliche Verbesserung constatiren können. Zu wiederholten Malen hat die französische Republik nicht bloß in der maßvollen Vertretung ihrer eigenen Forderungen bei den europäischen Cabinetten Billigung gefunden, sondern die letzteren haben auch, und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit, wie die egyptische, Frankreich als Anwalt von Europa fungiren lassen, eine Thatsache, die sicherlich nicht eingetreten wäre, wenn die europäischen Regierungen die Ueberzeugung gehegt hätten, daß die Republik das Vertrauen Europas nicht verdiene, und daß ihre Politik keine offene, loyale, von egoistischen Sondergedanken freie sei. Auch ist aber, und damit hofft die Regierung die Wähler zu impressioniren, dadurch Frankreichs Situation nicht allein Europa gegenüber eine viel angesehenere geworden, sondern das Land hat den allgemein als großen Vortheil betrachteten Trumpf in die

Digitized by Google

Hände bekommen, mittelst dessen die englische Regierung veranlaßt wurde, als gerecht anzuerkennen, daß Frankreich in Egypten wieder festen Fuß fasse. Das Arrangement der egyptischen Frage auf Grund der von Europa gebilligten und genehmigten französischen Vorschläge ist eine von Seiten der Cabinette der Wirklichkeit zugeführte Erscheinung, und ob es nun von dem englischen Parlament in seinem ganzen Umfang gebilligt werde oder nicht, der thatsächliche oder nur der moralische Erfolg (das hängt vom englischen Unterhaus ab) bleibt immer auf Seite Frankreichs, denn eine Grundlage für Regelung der egyptischen Angelegenheit ist einmal unter allen Umständen geschaffen, unter ausdrücklicher Zustimmung von ganz Europa, und die Engländer würden wohl kaum ein beneidenswerthes Spiel zu spielen haben, wollten sie sich dem europäischen Gesammtwillen hartnäckig widersetzen. Der lebhafte Verkehr mit den Mächten hat die französische Regierung auch erkennen lassen, daß in allen Chancellerien den gerechten Ansprüchen Frankreichs gegenüber eine wohlwollende Stimmung herrsche, die wesentlich zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich beigetragen hat. Durch die Theilnahme Frankreichs an der Congo-Conferenz hat die Republik einen Beweis ihres guten Willens geliefert und dargethan, daß Erwägungen des Sentiments die ernste Prüfung gemeinsamer Interessen nicht zu beeinflussen vermögen, und daß Frankreich gesonnen sei, auch nicht das geringste Staatsinteresse heftigen Gefühlsäußerungen zum Opfer zu bringen. Es gehörte schon ein gewisses Kraftbewußtsein dazu, inmitten der Bestrebungen der Opposition die Annäherung Frankreichs an Deutschland als eine Demüthigung, als eine Beleidigung der nationalen Gefühle darzustellen, unerschüttert den vorgezeichneten Weg weiterzugehen und sich durch Einwürfe, die manchmal sogar von der intimeren Umgebung kamen, in dem einmal gefaßten Vorsatz nicht beirren zu lassen. Daß Herr Jules Ferry hierzu den Muth besaß, das wird ihm nicht in Europa allein, sondern wahrscheinlich auch bei den Einsichtigen des Landes als bedeutendes Verdienst angerechnet werden. Oder, wäre es denn klüger gewesen, die Beziehungen zu Deutschland kühler, schärfer, gefährlicher zu gestalten, statt bei jedem Schritt Deutschlands Entgegenkommen mit übelwollender Zurückweisung und unübersteiglichen Hindernissen zu erwidern und die schwüle, kriegsschwangere Luft zu verdichten, die lange genug über Frankreich gelastet hat und welche die nach freierem Athem schmachtende Industrie und den blutleeren Handel gänzlich ersticken und ohnmächtig zu machen drohte? Wenn es wahr ist, daß Frankreich im Namen der großen Interessen, welche Kräftigung und Erhebung bedürfen, einen langen Frieden begehre, dann muß jene Politik eingeschlagen werden, welche am meisten geeignet ist, Beruhigung und Zuversicht in der Oeffentlichkeit zu wecken und alle Kriegsgefahren nach menschlichem Können in weite Ferne zu rücken. Daß im Kreise einer solchen Friedenspolitik eine schroffe Haltung gegen Deutschland nicht liegen kann, das braucht man Niemandem näher zu erklären, und das dürften die Wähler von Frankreich auch mit Leichtigkeit einsehen.

Man rechnet in gouvernementalen Kreisen ferner auf die Wirkung der Waffenerfolge in Tongking. Heute darüber zu richten, ob der im fernen Osten herrschende Zustand nothwendiger Weise zur gegenwärtigen Form und Ausdehnung hat heranwachsen müssen, mag ein passionirendes Vergnügen für Freunde einer abstracten Kritik sein. Ob Herr Challemel-Lacour seiner Zeit besser gethan hätte, statt abweisenden Bestehens auf mehr theoretisch interessanten, als praktisch nützlichen Rechten, kluge Geschmeidigkeit und feines Wahrnehmen und Benutzen aller gebotenen Vortheile den Chinesen gegenüber zu zeigen, das wird einst Sache des Historikers sein, für den Augenblick hat es bloß den nebensächlichsten Werth. Heute stehen sich Frankreich und China mit den Waffen in der Hand gegenüber, und das Wichtigste bleibt, daß der nun schon lange genug währende Streit in eclatanter, der französischen Waffenehre vollständig Genüge leistender Art rasch beendet werde. Daß dies nun in kurzer Zeit noch vor Eintritt des regnerischen Wetters in Tongking der Fall sein wird, daß die französischen Banner in naher Zukunft auf dem ganzen Gebiete von Tongking wehen werden, daran zweifelt hier Niemand in leitenden Kreisen. Man muß ja auch annehmen, daß sich der neue Kriegsminister, welcher den General Campenon (einen Gegner der verstärkten Expedition) im Amte ablöste, in dieser Voraussicht nicht geirrt und Truppen in genügender Zahl abgesendet habe. Die französischen Waffensiege nun als sicher annehmend, sieht man hier zwei Eventualitäten entgegen. Entweder erkennen die Chinesen, daß sie im Kampfe mit den Franzosen nur Verluste an Menschenleben, Ehre, Territorium und Geld erleiden können und fügen sich den französischen Bedingungen, dann wäre der Erfolg ein vollständiger und die Regierungspartei könnte mit einem großen Gewinn, der Eroberung und diplomatischen Sicherung einer neuen Provinz, vor die Wähler treten und das Verdienst für sich beanspruchen, ausgedauert zu haben, wo die Andern schon die Flinte ins Korn warfen. Oder aber die Chinesen bieten nicht die Hand zu einem friedlichen Arrangement, dann würde auch diese Attitude an dem französischen Besitz nichts ändern; die Franzosen werden ihr mit dem Schwert in der Hand erworbenes Gebiet behalten und daraus alle Vortheile ziehen, welche die Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner nur ermöglichen. In jedem der beiden Fälle wird die Regierung mit Genugthuung auf ein Verdienst verweisen können, und es ist ja bekannt, daß nach dem Erfolge selbst Diejenigen zustimmen, welche pessimistischen Anschauungen huldigten und mit dem Tadel gar nicht sparten, solange jener noch zweifelhaft war.

Zu den Verdiensten auf dem Gebiete der äußeren Politik soll sich eine Maßnahme auf innerem Gebiete gesellen, die von einem großen Theile des Landvolkes gefordert wurde, nämlich der Schutzzoll auf Getreide. Man kann ein Anhänger sein oder ein Gegner dieses Systems, Freunde und Feinde haben jeder für ihren Standpunkt die gewichtigsten Argumente vorgebracht. Das Eine ist sicher, daß dem Drängen der Ackerbauer im gegenwärtigen Augenblick nachzugeben, ein Act politischer Klugheit war. Schon angenommen, daß bloß Wahlrücksichten die Regierung bestimmt hätten, den Schutzzoll auf Getreide zu erhöhen und nicht auch ökonomische, wer könnte ihr im gegenwärtigen Augenblick deshalb leicht Vorwürfe machen? Die letzten Senatswahlen haben gelehrt, daß einzelne Departements den republikanischen Candidaten ihre Stimmen entzogen, weil die Monarchisten und Reactionären sich als die Vorkämpfer für den Schutzzoll ausgaben. Wäre es nicht geradezu eine selbstmörderische Politik, unter solchen Umständen auf einer Doctrin zu beharren, welche der Republik die so schwer erworbenen Stimmen der Landleute wieder entfremden würde? Kann sein, daß die Gegner der Schutzzölle mit vielen ihrer Voraussagungen Recht behalten, aber selbst wenn die Regierung dieses ungünstigen Erfolges gewiß wäre, erschien es ihr noch immer als das kleinere Uebel, verglichen mit dem Schaden, den eine Abkehr des Landmanns von der Republik dem liberalen System in Frankreich zufügen würde. „Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe", wurde die Schutzzollpolitik aufgenommen, ein großer Theil der französischen Landleute forderte geradezu Protection, wie könnte die Regierung der öffentlichen Meinung solch' einer Forderung leicht widerstehen? Freilich, die Arbeitsbevölkerung in den Städten wird über Brotwerthenerung klagen — allein vom Standpunkte der Wahlpolitik, welche in einem Lande, wo das republikanische Regierungssystem noch immer stark angefochten wird und noch nicht so tief Wurzel gefaßt hat, daß von einem Umsturz gar nicht mehr gesprochen werden kann, von höchster Wichtigkeit ist, hat das Gouvernement von diesen Klagen nicht viel zu fürchten. Die Arbeitsbevölkerung in den großen Städten hat fast immer oppositionell gewählt, so wird sie wahrscheinlich auch diesmal oppositionell wählen. Auf eine Nuance mehr oder weniger kommt es nicht mehr an, wenn die Wahl nur nicht monarchisch-klerikal ausfällt, und das ist von den französischen Arbeitern der gegenwärtigen Zeit unter keinen Umständen zu befürchten.

Ausgerüstet also mit den Erfolgen auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten, dem erhöhten militärischen Prestige und der Befriedigung der Landleute glaubt das Ministerium Ferry zuversichtlich an die Wähler appelliren und die Einwendungen wett machen zu können, welche ihr wegen der Schwierigkeiten des Budgets und wegen der nothgedrungenen

Digitized by Google

Abweichungen von einzelnen in ihrem ganzen Umfang unerreichbaren, in der Hitze des Wahlkampfes gegebenen Versprechungen vielleicht erhoben werden. Ja, es konnten manche Forderungen, welche ein Volk an eine Republik zu stellen berechtigt ist, noch nicht erfüllt werden. Aber ein Politiker kann seinen Calcul doch nur auf bestimmte bestehende Grundlagen und sich aus denselben ergebende Folgerungen stellen. Aendern sich die Grundlagen und die auf sie gestellten Voraussichten, so muß die Haltung des Politikers eine den umgestalteten Thatsachen angepaßte Veränderung erfahren. Die Opposition nun wirft die Schuld an den vorgegangenen Veränderungen auf die Regierung und die Majorität. Das Land wird entscheiden. Es wird uns vielleicht in späterer Zeit vergönnt sein, die Regierungspolitik auch im scharfen Lichte der Gegnerschaft zeigen zu können. Diesmal haben wir bloß die Hauptmomente zusammengefaßt, auf welche hin das Ministerium Ferry, falls es die Wahlen leiten sollte, die Majorität des Landes an seine Seite zu bringen hofft. Wird es aber auch die Wahlen leiten? Es wird wohl nicht gar viele Politiker in der Kammer geben, welche daran zweifeln. Soweit man überblicken kann, ist auf dem Horizont für die gegenwärtige Regierung kein bedrohendes Gewitter; es sei denn, daß plötzlich ein Blitz vom blauen Himmel käme und in dem Augenblicke zerstörend in das Gebäude einschlüge, da es seine Krönung glücklich vollziehen sollte.

Paris, Mitte Februar.

Die Armenpflege und die Arbeiter.

Von E. Hirschberg.

In jener glücklichen Zeit des deutschen Volkes, da noch nicht das Jagen nach Erwerb, nach Gold und Schätzen den Einzelnen in seiner behaglichen Ruhe und stillen Zufriedenheit störte, in jener Zeit der Armuth, von der Tacitus sagt, er wisse nicht, ob der Götter Liebe oder Haß den Germanen Gold und Silber verwehrte, hätte man vergebens auch nur ein Verständniß suchen können für das, was man heute mit der Arbeiterfrage zu bezeichnen pflegt.

Das römische Reich hatte schon seinen Nothstand, seine socialen Fragen in mancherlei Art durchgemacht, es stand dafür aber auch auf der Höhe seiner Cultur; und indem es in seine ungeheuere Grenze auch das Germanenthum aufzusaugen trachtete, ahnte es nicht, daß es damit einige Jahrhunderte später sich selbst den Todesstoß geben sollte:

Die Zeiten der Völkerwanderung traten herein, und unwiderstehlich zertrümmerten die Deutschen die heilige Roma.

Doch dies war auch ihr Verderben. Nicht nur, daß die Germanen in den fremden Ländern andere wurden, auch das eigene Land umfaßte ein anderes Geschlecht, andere Götter und andere Sitten, andere Staaten und andere Staatsformen.

Kein Licht aber ohne Schatten: Wohin bisher nur je die Cultur ihre Schritte gerichtet, folgte ihrem Segen zugleich das Elend. Wo Gewinn, pflegt auch Verlust, wo Reiche sind, pflegen auch Arme zu sein. Der Fall der Verarmung, früher ein seltener, wird ein häufiger. Die Familie, nach altgermanischer Gewohnheit die Helferin in Noth, erweist sich nicht mehr als ausreichend, und das Christenthum muß „praktisch" eingreifen. In umfassendster Weise wird die Kirche die Beschützerin der Armen. Man sah das ganze kirchliche Vermögen als ein patrimonium pauperum, als das Eigenthum der Armen an. Aber sei es eine Folge der Verweltlichung der Kirche, welche allmählich anfing, mehr Geschmack an der Sammlung als an der Austheilung von Reichthümern zu finden, sei es, daß das patrimonium pauperum von seinen „Eigenthümern" gar zu sehr mag beansprucht worden sein, die Kirche suchte sich dieser Last etwas zu entledigen. Ein Concilium zu Tours 567 verpflichtete die Gemeinden zur Ernährung der Armen, „damit letztere nicht in anderen Gemeinden umherstreiften". Also der Arme, der bisher überall, wo die christliche Kirche bestand, diese angehen durfte, konnte dies zwar auch noch thun, aber vorerst hatte seine Gemeinde für ihn zu sorgen „secundum vires"; die Armenpflege ward so gewissermaßen localisirt, ähnlich wie heute. Zunächst hatte dieser Concilbeschluß allerdings durchaus noch nicht jene Folge. Er blieb nur Theorie. Die Kirche konnte wohl die Armenpflege zum Theil von sich abwälzen — ein Viertheil des Kirchenguts, hieß es bis zur Reformation, gehört den Armen — aber sie hatte nicht ohne Weiteres das Recht, sie der Gemeinde aufzubürden. Letzteres geschah erst durch Reichspolizeiordnungen Ausgangs des 15. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als — kurz vor der Reformation — die Kirche ihrem Verfalle nahe war. Von einer vollbewußten Armenpflege der Kirche als solcher war damals längst nicht mehr die Rede. Schon war an ihre Stelle die Unterstützung seitens der Klöster in plan- und zielloser Weise mehr zum Schaden, als zum Nutzen getreten. Die Reformation und mit ihr die Säculariſation des Klosterguts fegte die letzten Reste der kirchlichen Armenpflege hinweg, und selbst die katholisch gebliebenen Länder führten die weltliche Armenpflege nothgedrungen ein, d. h. also die Verpflichtung der Gemeinde.

Von großem Interesse sind die allmählich überall in Deutschland Recht gewordenen Ansichten Luther's, die er 1523 gelegentlich der Ordnung eines „gemeinen Kastens" zu Leisnig aufstellte: „Alle öffentliche Armenpflege ist Sache der weltlichen Gemeinde, aber sie kann und soll nur gehandhabt werden in engster Verbindung mit den Organen der kirchlichen Gemeinde. Niemand darf betteln. Die arbeitsfähigen Armen sollen arbeiten oder ausgewiesen, die arbeitsunfähigen versorgt, die armen Kinder in Schule, Handwerk u. s. w. unterrichtet werden. Aus dem aufgehobenen Kirchen- und Klostergut soll ein gemeiner Kasten gebildet werden, der vor Allem für die Armenpflege bestimmt ist. Soweit dessen Einnahmen nicht ausreichen, hat die weltliche Gemeinde die Kosten der Armenpflege aufzubringen." Ein Zeugniß für die Gesundheit dieser Theorie ist es, daß sie im Großen und Ganzen in Deutschland, speciell in Preußen, geltendes Recht geblieben ist. Noch heute bestraft das Strafgesetzbuch des deutschen Reichs den Bettler oder Denjenigen, der sich „dem Müßiggang dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand geräth, in welchem zu seinem Unterhalte oder zum Unterhalte Derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß." Auch heute wie früher besteht die Unterstützungspflicht der Gemeinde, natürlich subsidiär: denn hatten früher die Gilden 2c. der Armenpflege den größeren Theil der Last abgenommen, mußten früher die Hörigen von den Herren unterstützt werden, so bestehen ja auch heute Knappschafts-, Innungs- und andere Kassen in Menge, welche gerade das Eintreten der öffentlichen Unterstützung verhindern sollen.

Einmal allerdings ward im preußischen Staate der Versuch gemacht, eine neue Theorie der öffentlichen Armenpflege gesetzlich einzuführen. Das geschah durch das allgemeine Landrecht vom 5. Februar 1794. Praxis wurde diese Theorie niemals und konnte es auch nicht werden; sie besteht eigentlich noch zu Recht, denn kein Gesetz hat sie aufgehoben; aber ihre eigene Unhaltbarkeit sorgte für ihre Unschädlichkeit.

Die betreffenden Stellen des Landrechts sind unlängst in allen öffentlichen Blättern gelegentlich des Rechts auf Arbeit vielfach besprochen worden. In unserem heutigen Recht beanspruchen sie keine Bedeutung mehr und sind für unsere Betrachtung belanglos.

Das Princip unserer heutigen Armenpflege ist in den citirten Paragraphen des Strafgesetzbuches enthalten. Weitere Gesetze bieten nur die praktische Handhabe zur Ausführung jenes Princips. Freilich enthält Letzteres mehr das Negative als das Positive. Denn indem es den Müßiggang mit Strafe bedroht, falls er den Müßiggänger der öffentlichen Unterstützung zutreibt, und indem es weiterhin (§ 361, 7) ebenfalls mit Haft bedroht Denjenigen, der „aus öffentlichen Armenmitteln" unterstützt, „sich aus Arbeitsscheu weigert, die ihm von der Behörde zugewiesene, seinen Kräften angemessene Arbeit zu

Digitized by Google

verrichten" — indem es dieses mit Strafen bedroht, sagt es nicht, was aus Demjenigen wird, der aus Mangel an Arbeit oder körperlicher und geistiger Unfähigkeit wider seinen Willen sich dem Müßiggang hingiebt. Auf diesen unfreiwillig Arbeitslosen kommt das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz zur Anwendung, das für jeden Inländer die Gemeinde bestimmt, welche ihm erforderlichen Falls den nothdürftigen Lebensunterhalt, nach Ermessen auch Arbeit gewähren muß.

Verhungern läßt somit der heutige Staat Niemanden: das Arbeitshaus, das Armenhaus oder das Gefängniß schützen davor, und zwar schützen sie mehr den Staat als den Arbeiter. Denn das ist der Gedanke der heutigen öffentlichen Armenpflege, daß man die Armen so viel als möglich vom Staate abweist, Müßiggänger durch Strafen schreckt und die schließlich doch Unterstützten eben nur gerade das Leben fristen läßt.

Von der „Wohlthätigkeit des Staates" also finden wir hier nichts, und Niemand, der ein Verständniß für unseren nun einmal individualistisch angelegten Staat hat, wird sich darüber wundern können. Der individualistische Staat ist eben nicht jener allmächtige der Socialdemokraten, der in sich alles concentrirt und absorbirt, um von sich aus den Einzelnen zu beeinflussen, er ist es vielmehr, der gerade die Allmacht des Einzelnen für jeden guten Zweck zu entfesseln strebt, der durch die Einrichtung von Anstalten des Unterrichts, des Verkehrs ꝛc. resp. durch deren Schutz und Beaufsichtigung, durch Abwehr äußerer und innerer Feinde ꝛc., die freie Bewegung des Einzelnen für seine Culturzwecke mit zu erlangen sucht. Der Staat ist nicht ein Wesen außer uns, sondern bewußt oder unbewußt bilden wir den Staat. So ist auch jene Härte der Armenpflege eine nothwendige und — wenn der Einzelne seine Pflicht den Mitmenschen gegenüber erkennt — nur scheinbare. Was würde auch eine Wohlthätigkeit des Staates bedeuten, wenn der Einzelne nicht wohlthätig ist? und welche Folgen müßte es nicht nothwendig haben, wenn das Individuum die Verpflichtung zur Nächstenliebe, zum praktischen Christenthum von sich auf den Staat abwälzt? Der „wohlthätige" Staat kann nicht nothdürftig und in der geschilderten, wenig verlockenden Weise unterstützen; der wohlthätige Staat müßte eine Art Pension oder Lohn statt der Unterstützung zahlen. Er wäre der subsidiäre Brodherr jedes Arbeitslosen. Und dies führt uns auf die Arbeiter.

Es fehlt nämlich in der That nicht an solchen, welche den Staat als die subsidiäre Versicherungsanstalt aller seiner Angehörigen betrachten, von dem Rechte der Bedürftigen auf die Leistungen dieser „Versicherungs"-Anstalt sprechen und bewußt oder unbewußt den volkswirthschaftlichen Gegensatz von Versicherung und Unterstützung verwischen.

Für den aufmerksamen Beobachter hat sich denn auch in den letzten Jahren hinsichtlich der Begriffe Arbeiter und Armer ein bedeutsamer Umschwung vollzogen.

War man so lange gewohnt, den Armen als einen der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit Unterliegenden, als einen von den Mitteln Anderer Lebenden zu betrachten und ihn, wenn möglich, wieder zu einem Arbeiter, d. h. einem aus eigenen Mitteln Lebenden zu machen, dachte man früher über die Art nach, wie man am besten durch Gewährung der Freizügigkeit, der Gewerbefreiheit, durch Einrichtung von Productiv-Associationen, Consumvereinen, Vorschußvereinen ꝛc. die Möglichkeit des Selbsterwerbs und durch ihn die Sicherung der Zukunft ermöglichen könnte, so geht eine heutige Strömung mit Macht dahin, einen Theil dieses Selbsterwerbs dadurch überflüssig zu machen, daß der Staat selbst oder dritte Personen auf seine Veranlassung, unmittelbar ganz ohne oder gegen einen nur geringen nicht entsprechenden Entgelt die Sorge für die Zukunft der Arbeiter übernehmen.

Was also bisher fast ausschließlich in der Armenpflege zur Anwendung kam: die öffentliche Unterstützung ohne Entgelt, beginnt jetzt bereits unter dem Namen Kranken- und Unfallversicherung eine stehende Institution zu werden, die sich alsbald auch über andere Versorgungsarten der arbeitenden Classe erstrecken soll. Mag man nun über die neuen Gesetze denken, wie man will, objectiv wird man zugeben müssen, daß die Begriffe Arbeiter und Armer mit Einführung einer „Versicherung" aus den Taschen Anderer, d. h. also einer Unterstützung, in einander verschmolzen sind, und daß die neuen Gesetze nichts anderes bedeuten, als eine neue Form der öffentlichen Armenpflege, die (selbst durch ihre Leistungen von der eigentlichen Armenpflege nicht viel verschieden) sich noch durch den Zwang auszeichnet, den sie gegen den Arbeiter anwendet und durch den sie ihn in den Augen der Volkswirthschaft auch wider seinen Willen zu einem Armen, d. h. öffentlich aus den Mitteln Anderer Unterstützten, macht. Denn daß diese Unterstützung aus den Mitteln der Arbeitgeber — wie es bei anderen Versicherungen vielleicht noch zu erwarten steht, des Staates — gerechtfertigte Ansprüche der Arbeiter, also Ansprüche auf das Vermögen Anderer, seien, dies behaupten ja nur die Socialdemokraten.

Es soll nun hier gegen einmal nach langen und erbitterten Kämpfen geschaffene Institutionen — bei denen leider auf beiden Seiten die Extreme für eine Einigung zu scharf waren — nicht von Neuem Sturm gelaufen werden. Indessen muß man sich des Umschwungs, in den wir damit mit bestimmten Begriffen gerathen sind, vollkommen klar werden. Denn dies ist der einzige Weg, wie man dem Selbstbewußtsein der arbeitenden Klasse, das aus verschiedenen Gründen darnieder liegt, wieder aufhelfen und auch die Armenpflege theoretisch und praktisch reformiren kann.

Daß eine solche Reform nothwendig ist, wird kaum geleugnet, und sie regt sich seit Jahr und Tag in erfreulicher Weise: „Arbeitercolonien", „Armenstatistiken" u. dergl. sind Zeugniß dafür. Gleichwohl scheint es, als ob die Reform im Allgemeinen — abgesehen von Einzelheiten — nicht an der richtigen Seite begonnen wird:

So oft auch meist Wohlthätigkeit geübt wird, so selten ist diese Wohlthätigkeit wirklich Armenpflege. Denn versteht man unter der Letzteren nicht ein einfaches, dem Zuge des Herzens entspringendes Schenken, sondern ein planvolles, mit Prüfen und mit Mühe verbundenes Unterstützen, so findet sich die Armenpflege trotz einer Menge von Vereinen verhältnißmäßig nur selten vor. Ein Theil der Mitglieder giebt, weil er gutherzig ist, ein zweiter Theil giebt, weil Andere gaben, oder um eine etwaige Currende möglichst schnell los zu werden, und nur bei einem kleinen Theile geht Gutherzigkeit und Pflichtgefühl so weit, daß er selbst den Armen aufsucht, selbst sieht, selbst unterstützt, ja, selbst sich für ihn um Arbeit und Brot bemüht. Und doch ist gerade Letzteres das Wesentliche jeder Armenpflege. Die beste Armenverwaltung ist nicht im Stande, in unseren Großstädten die Armenlast zu vermindern, weil die Armenpfleger zwar schenken und geben in einer Weise, die ihrem Herzen Ehre macht, die aber nicht geeignet ist, den Armen wieder zu einem nützlichen und selbstbewußten Mitgliede der Gesellschaft zu machen. Um Letzteres zu erreichen, müßte die Armenpflege vorzugsweise Arbeitsnachweis sein, und um dies allerdings nicht leichte Ziel möglichst vollkommen zu erreichen, müßten alle unsere so verschiedenartigen Wohlthätigkeitsvereine, die heute oft dasselbe Individuum mehrfach unterstützen, planvoll zusammen arbeiten. In London soll bereits ein Verein erfolgreich wirken, dessen Zweck es ist, Unterstützung zu vermitteln, nicht selbst zu geben. In einen solchen Verein gehört eine zweckmäßige Arbeitsnachweisung.

Nun soll hier nicht verkannt werden, welche Schwierigkeiten es hat, dies auszuführen. Bezahlte Armenpfleger dürften die Kosten der Armenpflege vielleicht nicht unerheblich vermehren. Andererseits aber besitzen wir an Männern, welche über so viel freie Zeit und zugleich Einfluß und Verbindungen verfügen, wie zur Nachweisung von Arbeit für Leute der verschiedensten Berufsarten und Eigenschaften nothwendig ist, keinen Ueberfluß. Es käme vielleicht nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Rentnern in Betracht.

Und so wäre es denn sehr zu wünschen, daß sich auch die Frauen dieser Seite der Armenpflege mehr wie bisher annehmen möchten, und daß ihnen der Arbeitsnachweis vorzugsweise anvertraut werde. Damit würde zweifellos mehr erreicht werden als durch Wohlthätigkeitsbazars und Dilettantentheater. Erst neuerdings hat auf dem Armenpflegercongreß

Digitized by Google

zu Weimar eine Dame selbst für eine systematische Inanspruchnahme des weiblichen Geschlechts für Zwecke der Armenpflege plaidirt. Und in der That liegt darin eine schöne Aufgabe für die Frauen, die ja ihre Gleichberechtigung vielfach energisch in Anspruch nehmen.

Wende man sich darum an sie, solange es noch Zeit ist, solange unsere Armenlast noch nicht „erleichtert" ist, durch jene neue, bisher unbekannte Art von Armenpflege, welche viele Arbeiter den Armen gleichstellt, indem sie dieselben zum Gegenstande ihrer aufgedrungenen Fürsorge macht.

Bereits sind die Begriffe „Armer" und „Arbeiter", „Unterstützung" und „Versicherung", „Geschenk" und „Lohn" in einander verschwommen, und bereits droht das Gefühl des Selbsterwerbs, des Verdienstes dem sittlichen Bewußtsein der Arbeiter unter den socialistischen und socialdemokratischen Agitationen für die Hilfe des Staates und der Arbeitgeber verloren zu gehen. Darum sorge man wenigstens dafür, in dem Armen jenes sittliche Bewußtsein durch eine planvolle Armenpflege wach zu erhalten: Wohlthätigkeit ist noch lange nicht Armenpflege, letztere richtig angewandt aber ist immer zugleich Wohlthätigkeit.

Eine wohlgeordnete Sorge für die Bedürftigen vermag — wie dies die Colonie Wilhelmsdorf u. A. bewiesen hat — der arbeitenden Klasse einen thatkräftigen Zuwachs zuzuführen. Vielleicht gelingt es gerade auf dem Wege der Armenpflege, einen neuen Stamm selbstbewußter Arbeiter zu erzeugen, der aus eigener Kraft, eventuell auf dem Wege der freien Association für die Zeit der Arbeitslosigkeit und für seine und seiner Genossen Zukunft zu sorgen im Stande ist.

Literatur und Kunst.

Fasching.

Ich sah einen lustigen Leichenzug:
Mit närrisch ernsthafter Miene
Als Leidträger schritten hinter dem Sarg
Pantalon und Colombine.

Die Bahrtuchzipfel würdevoll
Hielten vier Harlekine;
Der deutsche Hanswurst kutschirte zu Grab
Seine leibliche Cousine:

Die deutsche Vernunft. Ein Eselgespann
Bewegte den Trauerwagen,
Auf einem Bocke ritt voran
Pierot mit mehlweißem Kragen.

In Stechapfelkränzen aufgebahrt,
Lag sinnig die todte Base,
Ein gutes bürgerliches Gesicht
Mit etwas grober Nase.

Der Busen ein wenig platt; sie trug
Am Kopf eine Gänsekielfeder,
Ihr Kleid fiel sittsam auf die Schuh
Von derbem Rindshautleder.

Und nun am Grabe sprach Hanswurst
Mit meckernd trauriger Kehle:
Sieh, wie wir all' um Dich weinen! Du gingst
Von uns, Du liebe Seele!

Deine Krankheit war schwer, doch hofften wir noch,
Daß sie kuriret werde;
Nur hattest Du der Aerzte zu viel,
Die pfuscherten Dich in die Erde.

Die Charlatane im schwarzen Rock
Verschrieben Dir böse Tränke,
Doch eben so übel war manches Recept
Der Bier- und Schnapshausbänke.

Am schlimmsten waren wohl manche Doctor'n
In bestickten, besternten Fräcken —
Nun wollen wir Narren vom Scheintod Dich
Zum Leben wieder erwecken.

Wir haben die Pritsche dazu in der Hand
Und in der Kehle die Lache:
Steh' auf und wandle durch's Vaterland!
Erwache, mein Bäschen, erwache!

So sprach Hanswurst. Doch hatte der Tod
Den Kirchhofspaß ihm verdorben:
Die gute deutsche Vernunft, sie war
Inzwischen wirklich gestorben.

Sie rührte sich nicht, sie war so todt,
Wie je eine artige Leiche;
Ihr blaues Aug' sah glasesstarr
Auf die lustigen Faschingsstreiche.

Und Pierot grinste mit breitem Maul,
Und es lachten die Harlekine,
Es zerrten sich possenhaft am Rock
Pantalon und Colombine.

Einen Bocksprung machte der Bock, Ha
Die Esel mit wieherndem Gähnen —
Der ehrliche deutsche Hanswurst allein,
Er weinte dicke Thränen.

Er hatte sein Bäschen doch still geliebt
Und schluckte mit stickender Kehle;
Es steckt solch' närrischer Zwiespalt einmal
In deutscher Narrenseele.

Wilhelm Jensen.

Ungedruckte Liebesbriefe von Nicolaus Lenau.

Mitgetheilt von Ludwig August Frankl.

Eine mir befreundete, nahezu achtzigjährige Dame, die vorerst nicht genannt sein will, übergab mir die nachfolgenden, bis jetzt vor jedem Auge sorgfältigst verwahrten Briefe des Dichters, um mit ihnen die demnächst erscheinende neue Auflage meines „Beitrages zur Biographie Nicolaus Lenau's" zu bereichern. Diese, von einer glühenden Phantasie durchwebten, durch Originalität der Gedanken und Form ausgezeichneten Briefe erklären zugleich das Verhältniß, in welchem der Dichter zu der Dame stand, an die sie von ihm gerichtet worden sind.

I.

Es thut mir wohl, daß ich einen Stoff gefunden wie Ziska, der Held des Hussitenkrieges. Da kann ich meinen Unmuth doch austoben lassen und wild sein. Die lang verhaltene Furie wird dann losbrechen, und eine Menschenverachtung will ich ausprägen, daß mancher wünschen soll, seine Seele leibhaftig vor sich zu haben, damit er sie anspeien kann. Ich habe diesen Abend vom Theater gesprochen und der Lüderlichkeit desselben. Den . . . möchte ich in diesem Augenblick hauen, daß er sein nächstes Stück gewiß im Bette schreiben müßte. — Könnt' ich nur Dich herausfangen aus dem Schwarm und mit Dir leben wie der Graf Albert mit seiner Helene im Grafenschloß.

II.

Nachts.

Mit schwerem Herzen ging ich heute in die Gesellschaft, mit einem noch schwerern kam ich nach Hause. Das Ungewisse, Zitternde meines Glückes haben mir Deine letzten Zeilen wieder recht vors Auge ge-

Digitized by Google

bracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als Dich und die schreckende Möglichkeit, Dich zu verlieren. Die vielen Menschen kamen mir vor, als wären sie zusammengekommen, um mir recht schmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt so gar nichts wäre, müßte ich von Dir scheiden. Ich sah immer nur Dein Antlitz, Dein schönes heiliges Auge. Hatte Martensen*) eine Ahnung meines Seelenzustandes, als er mir die Worte von Gemüthsruhe schrieb? Ich glaub' es fast. — Meine Gemüthsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan ohne jeden Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt. Doch war das gut. In den entlaubten Hain scheint die Sonne herein. Wenn ich Dich liebe, steh ich bei Gott, denn er ist in Dir. O Du liebes herrliches Herz!

Morgens.

Hat sich all mein Sehnen und Drängen an Dich geheftet? Du liebes zudringliches Bild, sind ich keine Rettung vor Dir? Die ganze Welt wird mir zu Deinem Rahmen, und würde mir Dein Anblick entrissen, so wäre mir der Rahmen leer und nichts. Mit heftiger Sehnsucht nach Dir bin ich heute erwacht, o S . . . . .!

Februar 1834.

III.

10. Juli, 10 Uhr Abends, Stuttgart.

Lotte Hartmann**) spielte diesen Abend einige Melodien von Bellini auf dem Klavier. Ich sollte die Musik fliehen, wenn ich von Dir getrennt bin, denn sie erweckt in mir eine Sehnsucht und einen Gram von verzehrender Heftigkeit. Ich spüre, wie mein Herz sich traurig in sich zusammenzieht und nur ungern weiterschlägt. Es lastet wieder recht schwer auf mir. Beim Abendessen sagte der alte gute Hartmann mit seiner eigenen Herzlichkeit: „heut ist unser Niembsch ganz caput", während ich eben an Dich dachte.

Dieses schreibe ich, während Du vielleicht auch an mich denkst und traurig bist.

Gute Nacht, liebes Herz! Ich liebe Dich sehr.

11. Juli 10½ Uhr Abends, Eßlingen.

Heute bestürmte mich Alex***) hierher zu kommen. Nachdem ich den ganzen Tag traurig gewesen war und sehr unmuthig, flog auf dem Weg plötzlich eine Heiterkeit mich an, weil es Penzing†) zuging. Ich ließ mir die liebe Täuschung gern gefallen. Morgen geht es aber wieder zurück zu Kerner nach Weinsberg. Ich kann die Freundschaft nicht mehr recht pflegen, seit mich die Liebe hat.

12 Juli, Morgens 6 Uhr.

Bevor ich aufstehe und abreise, will ich noch ein Wort mit meiner Liebe schwatzen. Du hast heute gewiß schon an mich gedacht, bist auch schon auf in Deinem Schlafrock, von dem ich nur den Saum möchte küssen können.

13. Juli, Weinsberg.

Alexander ging nicht von meiner Seite, ich konnte Dir gestern nicht mehr schreiben, weil Abends wegen seiner heftigen Kopfschmerzen wir das Licht auslöschen mußten. Heute besuchte uns Marie.††) Nach Tisch gingen wir auf die Jagd, fanden aber nichts, morgen gehen wir nach Stuttgart zurück. In diesem Augenblick, den ich für Dich raube, Du mein tiefstes, liebstes Leben! — ist Kerner bei uns auf dem Zimmer. Es ist 10½ Uhr. Ich muß schließen. O Geliebte!

14. Juli. Besigheim. 1 Uhr Mittags.

Auf dem Rückweg von Weinsberg sind wir hier eingekehrt und ich benutze die halbe Stunde Alexandrinischer Pause für Dich, meine S . . . . .! Alexander hat sich aufs Bett gelegt, um zu schlafen.

Kerner war sehr erfreut über den Besuch. Wir trafen in Weinsberg einen schwedischen Theologen, Dr. Sederholm, auch Dichter, vorzüglich aber guter Kritiker. Ich las in W.*) meinen ganzen S.**) vor. Bei der letzten Romanze fing Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus.

Die Tage auf meiner Seereise bei windstillem Wetter mitten im weiten Meer sind noch lustige Tage gegen meine jetzigen. Ich habe alles Vergnügen verloren, mich an anderen Menschen zu freuen ohne Dich. Wärst Du da gewesen in Weinsberg! Selbst die Aeols-Harfen wirkten nicht wie sonst auf mich.

Abends 10 Uhr in Eßlingen.

Heute übernachte ich hier, um morgen wieder in Stuttgart zu sein. Der arme Alexander hat ein bedenkliches Kopfübel, auch ist er abgeschwächt und von üblem Aussehen, daß man das Schlimmste befürchten muß. Heut, hoff' ich, hast Du meinen Brief erhalten. Wirst Du mir auch bald schreiben, o thu' es, liebe S . . . . .!

Stuttgart 15. Juli 10 Uhr Abends.

Der Ausflug nach Weinsberg war kurz. Ich sitze wieder auf meinem schwarzen Divan und bin verdrießlich. Cotta zieht noch immer herum. Ich werde meinen S.***) nicht selbst corrigiren, weil es mir zu lange dauern würde. Ganz correct will ihn noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinetwegen! Wenn meinem Dominicaner auch ein wenig Unrath auf der Kutte sitzt oder kriecht. Lieber das, als daß ich so lange ohne Dich bin. Liebstes S . . . . . l! Ich komme sobald ich kann zu Dir. Mein Herz ist vermauert nach allen Seiten hin, wenn Du mir fehlst. Häßlich ist meine Verstimmung.

16. Juli 10 Uhr Abends.

Cotta ist verreist und noch ist nichts geschehen. Der Teufel soll alle Geschäfte holen. Ich bin so mürrisch, daß ich nicht einmal Dir was Angenehmes sagen kann. Ich fürchte, daß Du bei meiner Zurückkunft mich unangenehm finden wirst. Doch wenn ich Dich wiedersehe, werden nur alle Quellen der Freude springen. Alexander will nach Leuk ins Bad und mich mitnehmen. Er ist übel dran. Ich kann aber nicht mit. Wenn ich die Schweiz ohne Dich sehen soll, mag ich nichts davon. Wäre ich lieber schon in der Schmiedgasse.†)

17. Juli. Abends 7 Uhr.

Mein Leben ist hier einen Tag wie den andern. Doch glaube ich, daß diese Monotonie mir unsere Trennung erträglicher macht, als wenn mein Leben wechselnd wäre und geräuschvoll. Ich habe wenigstens ungestört Muße an Dich zu denken und bin nicht genöthigt, mich zu einem gesellschaftlichen Treiben zu schrauben, das mir nie so lästig war, als in diesen Tagen. Meine guten Hauswirthe††) nehmen mich hin, wie ich, bin und sonst sieht mich fast niemand. Alexander reist den 20. in das Schweizerbad Leuk. Dann bin ich noch einsamer. Ich beschäftige mich mit der Revision meiner Gedichte. Noch manches fand ich drin zu feilen. Wenn nur mein S.†††) bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das Meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm. Mir geht es jetzt schlecht mit dem Dichten. Treibt auch hier und dort ein Gedanke in mir, so welkt er doch bald und bevor er gereift ist. Ich werde einen dürren Strauß frühwelker Gedankenblüthen mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen gibt, in welche getaucht welke Blumen wieder aufblühn.

Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst. Doch kann sich in meinem Unmuth nur alles flüchtig und nebelhaft zeigen.

18. Abends 10.

Heute habe ich einen tüchtigen Fußweg und mich müde gemacht. Ich war Abends bei meinem kranken Freunde Carl Meyer in Cannstadt. Er leidet an heftigen anhaltenden Magenkrämpfen, sieht sehr

---

*) Lenau verkehrte mit ihm in Wien mehrere Monate. Es ist derselbe, der über „Faust" eine Broschüre drucken ließ, später nach Kopenhagen, seiner Geburtsstadt, zurückkehrte und vor einem Jahre als Bischof und Confessionär des Königs starb.

**) Ihr schrieb er seine Schilflieder; man nannte sie immer seitdem die „Schilflotte".

***) Der Dichter Alexander Graf von Württemberg.

†) Landstadt bei Wien, wo die Dame, an welche die Briefe gerichtet sind, wohnte.

††) Die Schwester des Grafen.

*) Weinsberg.

**) Savonarola.

***) Savonarola.

†) In Penzing.

††) Die Familie Hofrath Reinbeck.

†††) Savonarola.

Digitized by Google

übel aus und muß eine Badekur brauchen. Da Cannstadt nur eine Stunde Wegs von hier ist, werde ich ihn während seines dortigen und meines hiesigen Aufenthalts noch recht oft besuchen, wodurch ich ihm viel Freude mache und zugleich den Geboten meiner lieben Herz-, Kopf- und Füßebeherrscherin folge. O, S . . . . .! läge ich jetzt vor Dir auf dem Boden! Ich wollte das letzte Stäubchen Staub wegküssen von Deinen schmucken schmalen herzigen Sohlen und Dir bis spät nach Mitternacht in einem fort sagen, daß ich Dich liebe, Dich, Dich, nur Dich.

Stuttgart Juli 1836.

Mein Leben hier ist ungeachtet der großen Liebe, mit welcher mich meine Freunde und Hausgenossen in ihrer Mitte halten, nur ein halbes. Es hat eine wehmüthige Wirkung auf mein Herz, daß ich unfähig bin, die Freude meiner Freunde zu erwidern. Meine Liebe neigt sich hinaus in die Ferne nach Dir, sie lauscht und horcht nach Dir und starrt nach Dir in die Ferne, und achtet aller Liebe nicht, von der sie umgeben ist in der Nähe. Ich bin wahrlich krank. Ich denke immer nur an Dich und den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Muthe, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich über nichts freuen, nicht hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. Neulich schrieb ich Dir, Du möchtest Deine Gesundheit pflegen, und habe selbst so wenig Lebensmuth. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu suchen, was ich wünsche. Doch das wird vorübergehn. Wenn ich Dich nur erst wiedersehe, o Du mein Liebstes.

IV.

6. August. Abends 10 Uhr.

Den Tag über arbeitete ich, schrieb ich an Max*) und Dich, und um 8 Uhr ging ich spazieren in den Schloßpark. Der Himmel war trüb und schwül, die Schattengänge des Gartens waren dunkel und einsam, und mein Herz war traurig. Wie ich so fortschritt, rollte mein ganzes vergangenes Leben vor meinen Füßen hin als ein dunkler Knäuel, den ich immer weiter stieß, bis er wo an einem Strauche hangen blieb. Meine liebsten Stunden, die mit Dir belebten, wo sind sie? Kommen sie wieder? Meine Arbeiten, was sind sie? Blutige Fetzen eines schlechten Verbandes. Schlaf wohl. Ich fühle mich elend.

7. Aug., 10 Uhr.

Meine Cigarre rauchend schreib ich Dir noch einen Gruß. Das Aschenstück an meiner Cigarre wird mit jedem Zuge länger, und das Aschenstück meines Lebens wird es auch mit jedem Athemzug. So eine abglimmende Cigarre ist ein trauriges Ding. Die Asche fällt nicht weg, sondern bleibt, die Form des Verbrannten annehmend. So manches, was wir als Trost bewahren, ist nur bloße Aschencontour.

O S . . . . .! ich möchte weinen, wenn ich denke, wie ich so zerfalle.

8. August, 9½ Uhr Abends.

O wie geht es Dir, Du mein liebes Leben, in dieser garstigen Ferne? Ich sehe Dich in diesem Augenlicke wieder recht klar und schön, wie Du mit Deinen Kindern meinem Wagen folgst. Heute spazierten wir Abends mit Reinbeck's und kamen an einem Minimum von Hütte vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte weilen zu können. O! rief ich aus, unter gewissen Umständen möcht' ich gleich da drin wohnen! Ich fühlte, als es heraus war, daß ichs mit einer verrätherischen Lebhaftigkeit gesagt hatte. Meine Begleiter haben aus meinen Worten Deinen Namen herausgehört, wenn ich ihn auch nicht nannte. Ich merkte das genau. S . . . . .! Du bist und bleibst mein innerstes, süßestes und schmerzlichstes Leben so lang ich lebe. Da fällt mein Blick auf Deinen Brief:

„Leben Sie recht wohl und vergnügt!"

S . . . . .

In dieser Zeile liegt mein ganzes Mißgeschick. Hättest Du mir lieber gar nichts geschrieben. Liebe! Liebe!

*) Der Dichter Max v. Löwenthal.

V.

Penzing October 1836.

Ein Gespräch wie unser heutiges erschien Dir seltsam zwischen einer Frau und einem Manne, ich finde es in unserem Falle gut und recht, den Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung, denn noch jedes Mal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen. Verständigungen dieser Art sind freilich nur bei wenigen Frauen zu wagen, bei den andern käme man zuweilen auf Moor und Sumpf, wo keine Blumen mehr zu pflücken sind, sondern der Fuß ins Verderben sinkt, in das Trostlose, Bodenlose der Nichtachtung. Gefährliche Streifzüge für andere, sind solche Gespräche für uns nur neue Bekräftigungen des Vertrauens und der Hingebung. Scheue Dich ja nie, mir Dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus den Tiefen Deines Gemüthes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.

4. October 1836. Penzing.

Es ist mir nicht mehr möglich diese lustige Tanzmusik zu hören, die mich anklingt, wie aus einer längstverlornen Welt. Mein Herz versteht die Freude nicht mehr, ja es glaubt nicht einmal mehr recht an die Freude, und so ein Ball kommt mir zuweilen vor, wie eine tanzende Heuchelei. Je lauter sie sich freuen da draußen, denn sie freuen sich doch - desto trauriger wird es hier innen, und ich muß mich davon schleichen mit dem was ich im Herzen trage, und was niemand kennt und versteht als Gott, Du und ich. Aber wir drei wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise, schützend in unsere Mitte nehmen, unsere Liebe. - - Ich bin in meiner Stimmung auf den Punkt gekommen, daß mir Einsamkeit noththut. So lange ich mit andern noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann ist es der Schmerz, der sich einsperrt wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgegenschickt, die den störenden Besuch von der Pforte ablocken, während der finstre Alte drinnen sitzt und hämmert. O, meine S . . . . .! was schreib' ich Dir da wieder für dumpfes Zeug. Werde nicht traurig, es geht ja auch vorüber. Das arme Kind, die weinende Waise, hat mir heute gar zu sehr erbarmt. Doch es wird ja wieder lächeln, habe nur Geduld mit ihm. Bleibe Du heute nicht lange auf, liebes Herz, geh' zur Ruhe, sobald Du abkommen kannst, ich werde mich auch bald legen. Max ist sehr gut und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben. Schlaf wohl, mein Liebstes, und träume Dich in eine Welt, wo unsere Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Gute Nacht!

Den 22. October 1836, am letzten Tage unseres Zusammenlebens in Penzing. Abends.

Dein Abschiedsröslein liegt neben mir auf dem Tische und duftet so angenehm, als wollte der heutige Tag sein schönes Leben in dieser Blume verhauchen. O, es war ein schöner Tag! Ich habe ihn beschlossen, als ich im Garten vor Dir ging. Mir ist es fast lieb, daß ich Dich später nicht mehr allein gesehen habe. Die ungestörten waren einmal doch schon abgelaufen und mit ihnen war der Tag vorüber. Fahr wol, Du schöner Tag! Du flüchtiger Gast aus einer bessern Welt! Ich möchte weinen um Dich. O, liebe S . . . . .! Das ist ein Tag, an dessen Erinnerung sich Dein Herz klammern soll, ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal, eine Täuschung und es folgte eine noch schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tiefern Abgründe des Lebens verbürgen mir seine Ewigkeit. Ich habe heute in Deinem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt. Recht deutlich ward mir heut wieder, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele athmet. In einem so schönen Auge wie das Deinige zeigt sich uns der Stoff, aus welchem einst unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe. Wenn ich sterbe, so geh ich reich aus diesem Leben, denn ich habe das Schönste gesehen.

Das Abschiedsröslein duftet so angenehm, wie ein: Gute Nacht! von Dir! — Schlaf wohl, liebes Herz! Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war ein schöner Tag. Ich liebe Dich gränzenlos.

Digitized by Google

Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Kunst und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern beide sich durchkreuzen lasse. Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge meiner Phantasie zu überlassen, thu ich ein Aehnliches auch im Leben, und es geschieht, daß in Momenten der Selbstvergessenheit diese vielleicht zu viel geübte Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein sehr schlechter Oekonom, auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte halte ich zu wenig Berechnung, Maaß, Ordnung. Hier gilt Dein Wort. Es ist nichts mit so einem Dichter. Ich bin ein Melancholiker; der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären. Doch wisse, daß einem solchen Menschen die Augenblicke einer wahren, heiligen Liebe tiefe Einschnitte zurücklassen. Hier wird nichts obenauf gemalt, sondern alles eingeätzt, gegraben und geschnitten. Dein Bild aber und unsere schönen Stunden sind meinem Herzen eingezeichnet mit der Schärfe und Treue des Unglückes, denn unsere Liebe ist unglücklich.

October 1835 Wien.

Als ich in Penzing meinen Koffer packte, war mir zu Muth, als ginge es auf eine weite Reise fort von meinem Liebsten. Ich habe vor 5 Jahren mit leichterem Herzen das Schiff bestiegen, das mich übers Meer tragen sollte, als diesmal den Wagen, der mich aus der Schmiedgasse trug. Die schöne Zeit ist vorüber. Gestern that mir das heitere Wetter fast weh, weil ich nicht mehr bei Dir war. Schurz ist sehr freundlich und vergnügt über unser Zusammenwohnen. Ich kann mich über nichts mehr freuen, als über Deine Gegenwart. Gestern früh war ich in der Stadt, kam zum Essen heraus und blieb dann den ganzen übrigen Tag allein auf meinem Zimmer, nur besucht von mancherlei traurigen Gedanken. In meiner Verstimmung schlug ich Klopstock's Messias auf und las einen Gesang, da wurde es noch ärger. Dieses breite, nüchterne Abhandeln religiöser Mysterien gleicht fast den neuen Entdeckungen der Chemiker, welche in ihren Versammlungen sich die verdichtete Luft in derben Brocken herumreichen. Viele von den Klopstock'schen Versen stießen mir gestern auch so ein Stück verdeckten Himmel an die Seiten. Doch welches Buch in der Welt hätte mir gestern gefallen können.

October 1836. Wiener Schwarzspanierhaus.

Schulze-Delitzsch als Romandichter.

Von Oskar Bulle.

Zweierlei thue der Mann, dem die Götter in unseren Tagen einen berühmten Namen gaben, so lange es noch Zeit ist: ehe er nach dem Geheiß des unerbittlichen Schicksals hinabsteigt zu den Schatten, verbrenne er alle seine Jugendgedichte, so er deren gemacht hat, und schreibe er ein Codicill zu seinem Testamente, welches seinen Erben jede Berührung mit irgendwelchem Buchhändler strengstens verbietet. Hat er versäumt, in dieser Weise sein Haus zu beschicken, dann wehe ihm noch im Tode! wehe seinen Manen! denn dann wird er ganz bestimmt — „herausgegeben".

Es ist eine förmliche Wuth in unsere heutige — wissenschaftliche wie belletristische — Literaturgeschichte hineingefahren, den Nachlaß berühmter Männer herauszugeben. Das Verfahren, welches hierbei gegen die noch im Grabe Bemitleidenswerthen angewandt wird, ist ein ebenso einfaches als unverantwortliches: man schüttet alle Kasten und Fächer des Schreibtisches auf einen großen Haufen zusammen und fängt dann, nachdem man eine flüchtige Rubricirung vorgenommen hat, von oben herab an zu drucken; wenn man den Haufen so nach und nach weggedruckt hat, läßt man Alles in einen oder auch mehrere Bände zusammenbinden und schreibt außen auf dieselben: „Nachlaß des So und So; herausgegeben von Dem und Dem". Der Herausgeber wird dann selbst ein berühmter Mann; wenn er auf der Straße geht, zeigen die Leute auf ihn und sagen: „der dort geht, hat den So und So herausgegeben und ist Der und Der; ein sehr tüchtiger Schriftsteller!" und der Gefeierte geht ruhig und stolz seines Weges und freut sich, zu der großen alexandrinischen Bibliothek unserer heutigen Literatur auch einige Bände hinzugefügt zu haben.

Das Publicum aber macht es mit diesen Bänden, wie mit den meisten Büchern, die heutzutage gedruckt werden: es liest sie nicht; nur hier und da blättert ein Einsichtiger in ihnen herum, schüttelt verwundert sein Haupt und sagt bei sich: „Der berühmte So und So hat doch neben manchem Trefflichen recht viel Unbedeutendes geschrieben; ich hätte das gar nicht von ihm erwartet" und legt den Nachlaß wieder bei Seite, um ihn in irgend einem Winkel seiner Bücherei verstauben zu lassen. Einige Recensenten machen zwar noch pflichtschuldigst darauf aufmerksam, wie sehr die „Beurtheilung des berühmten Mannes durch die Kenntnißnahme von seinem hochbedeutenden und höchst interessanten Nachlaß gewinnen müsse", sie predigen aber wie gewöhnlich tauben Ohren, und die Menge läßt sich in ihrem schon feststehenden Urtheil über den Verstorbenen nicht weiter alteriren. Denn derselbe hat wohl, wie man es von den meisten „berühmten Männern" annehmen muß, schon durch die Werke, die er bei Lebzeiten sehen ließ, gezeigt, wer er war, und brauchte nicht erst auf die Publicirung seiner hinterlassenen Papiermassen zu rechnen, um sich in seinem Wesen bekannt zu geben. Ich kenne wenig „Nachlasse" — wenn sie nicht etwa von dem Verstorbenen ausdrücklich angeordnet waren —, für welche der Nachlasser sich bei seinen Herausgebern wirklich bedankt haben würde, und noch viel weniger stehen mir Verstorbene in der Erinnerung, zu deren Charakterbild die unberufene Herausgabe ihrer unveröffentlichten Schriften hellere Farben hinzugefügt hätte. Meistens verursachen solche nachträglichen Veröffentlichungen viel Anstoß nach allen Seiten hin, erzeugen Kränkungen, die der „Herausgegebene" bei Lebzeiten zu verursachen sich hütete, und bewirken überhaupt nur eine Trübung des Gesammtbildes, welches er als Lebender darbot.

Diese Erwägungen machten mich etwas mißtrauisch, als ich jüngstens den nachgelassenen Roman von Hermann Schulze Delitzsch: „Die Philister"*) in die Hand nahm. Wie thöricht, dachte ich mir, ist es doch, diesen Mann, der durch seine eminente Wirksamkeit auf dem Gebiete der Socialpolitik Zeugniß von seiner praktischen Beanlagung abgelegt hat, nun auch nach seinem Tode noch als Dichter, als Romanschriftsteller, feiern zu wollen. Ein Nachlaß! — der treffliche Mann wollte also selbst das gar nicht sein, wozu ihn der Herausgeber dieser Bände stempeln will, er sah selbst ein, daß seine poetische Schöpfung ein verfehltes Werk sei, sonst würde er sie wohl selbst veröffentlicht haben — kurz ich ging mit einigem Widerwillen an die Lektüre des Romans und meine Abneigung wuchs, als ich auf den ersten Seiten desselben nur mit Mühe vorwärts kam. Ein schwerfälliger, schleppender Stil machte eine rasche vorläufige Orientirung über den Inhalt und Gedankengang des Werkes unmöglich; die Gestalten, die mir in ihm begegneten, waren so wenig plastisch ausgearbeitet, daß ich anfangs sie immer mit einander verwechselte; bald sprach „Hugo", bald „Eberhardt", bald „Frank" und ich wußte doch nie, wer eigentlich gesprochen hatte. Mehrmals legte ich das Buch ganz bei Seite; ich wollte es überhaupt nicht lesen. Aber einige Stellen waren mir doch interessant und bedeutend erschienen; sie hafteten im Gedächtniß; ich nahm das Buch wieder vor, schlug die Stellen auf, suchte ihren Zusammenhang zu ermitteln und schließlich — befand ich mich auf einmal mit Eifer und Spannung bei der Lektüre und vollendete sie, allerdings mit ziemlicher Anstrengung, aber doch schließlich mit einer gewissen Befriedigung, wenn auch nicht einer ästhetischen.

Weitab von der großen Heerstraße unserer Romanliteratur bewegt sich dieses Werk des Socialpolitikers auf ihm eigenthümlichen, zuweilen seltsam verschlungenen Wegen. Ohne jede künstlerische Gruppirung, wie eine breite Masse ohne Rückgrat und Kern, flutbet die Erzählung endlos dahin und gewährt weder die Ruhepunkte, noch die ahnungsvollen Aussichten, welche jede geschickt komponirte Dichtung dem durch sie Dahinschreitenden darbieten muß und ganz von selbst darbietet. Kein

*) 2 Bände. Berlin, Otto Janke.

Digitized by Google

Mittelpunkt für den immer im Kreise sich bewegenden Inhalt bietet sich dem suchenden Auge dar, und hülfelos irrt der Leser auf der weiten Peripherie umher, ohne einem Kerne, einer Grundidee, näher zu kommen. Erst ganz am Schlusse des 2. Bandes, auf den letzten 40 Seiten, scheint sich der energielose Gedankengang auf die Entwicklung einer bestimmten ästhetischen Absicht concentriren zu wollen, aber tritt man derselben erfreut näher, so verflüchtet sie wieder in dem Schwall von Worten, ehe man sie fassen konnte und man liest die letzte Seite des Buches, ohne zunächst klar zu wissen, was man eigentlich in dem ganzen gelesen hat.

Und doch, so sagte ich oben, hätte ich die Lektüre der „Philister" schließlich zufrieden geendet? Ja, so ist es in der That. Unbefriedigt läßt das Buch gewiß nicht, wenn es auch der ästhetischen Betrachtung anfangs so scheinen möchte. Ich meine nicht, daß man sich trotz der unkünstlerischen Anordnung des Stoffes, trotz der schleppenden, breiten Darstellung etwa aus Pietät gegen den „berühmten Mann" zu einem gewissen erheuchelten Befriedigtsein über das posthume Werk zwingen müsse. Im Gegentheil! Man sollte, gerade weil es ein „Nachlaß" ist, um so strenger zu Gericht sitzen und ein um so schärferes Urtheil fällen – nicht über den Verfasser, der es ja 40 Jahre ruhig im Pulte liegen ließ, sondern über den Herausgeber. Aber trotz der gänzlichen Mangelhaftigkeit des Romans, sofern er als Kunstwerk betrachtet wird, finden sich doch gegen jenes harte und scharfe Urtheil einige Milderungsgründe vor. Einer der wesentlichsten von ihnen ist die Originalität des Werkes in geistiger Beziehung. Aus dem breiten, gleichsam uferlos dahinwallenden Strome der Erzählung in den „Philistern" tauchen zuweilen Inseln auf, welche den hülflosen Leser für einige Augenblicke wenigstens Anhaltpunkte gewähren, es sind dies die Stellen, in denen der Verfasser uns schon ganz als der entgegentritt, als welcher er sich später bekannt machte, als der praktische Idealist -- oder besser als der ideale Praktiker. Seine markige Beredtsamkeit, das Gerade und Unbeugsame in seinem Wesen und das Feuer, welches ihn stets durchflammte, leuchten aus diesen Stellen hervor und haften in der Erinnerung, wenn der eigentliche Inhalt wie ein wesenloser Schatten wieder dahingeschwunden ist.

Der Roman zerfällt wie in seiner äußerlichen Gestaltung so auch inhaltlich in zwei selbständige Theile, die nur durch die gleichen Personen, die in ihnen auftreten, im Zusammenhange stehen. Ein Freundeskreis wird uns vorgeführt, dessen einzelne Glieder aber so wenig scharf charakterisirt werden, daß man sie, wie ich schon oben sagte, anfangs immer verwechselt. Im ersten Bande konnte ich mir zwei dieser Freunde nur dadurch auseinander halten, daß ich mir merkte, daß der eine Cello spielt und der andere singt. Und doch ist der eine dieser Freunde, der Sänger, die Hauptfigur des Romans, der zweite Theil handelt allein von ihm, und seine Gestalt scheint den Versuch einer Selbstidealisirung des Verfassers zu bilden. Funk, so heißt dieser Held, kommt als Referendar in eine große Stadt, in deren Nähe sich ein Badeort befindet — die örtlichen Beziehungen lassen Naumburg a. S. erkennen — und findet dort einen anderen Referendar (den Cellospieler), einen Musikdirector, einen jungen Arzt, einen vagabundirenden Baron und viele junge Damen als schon consolidirte Gesellschaft vor. Die Freunde kneipen viel zusammen, machen mit den Damen eifrig Landpartien, verlieben sich, ein jeder in die für ihn passende Dame, die Paare spielen dann ein wenig die „Wahlverwandtschaften", und nach mehreren unwahrscheinlichen Abenteuern mit Schmugglern und anderen Leuten endet das ganze nette Zusammenleben damit, daß dem Cellospieler die Geliebte vor der Nase hinweggeheirathet wird und er infolgedessen in ein bitziges Fieber verfällt. So weit der erste Band. Im zweiten Bande hat sich der Freundeskreis aufgelöst. Funk ist allein in der Stadt zurückgeblieben und benützt diese Vereinsamung zur Anknüpfung eines Liebesverhältnisses mit einem artigen jungen Geschöpfe. Sie liebt ihn heftig und er sie nicht minder -- aber er scheut davor zurück, sie zu heirathen, weil er sich in seiner Ausbildung als Mensch noch nicht fertig fühlt, weil er Dichter ist und seine poetische Zukunft nicht in den Armen eines Weibes vergessen möchte. Wir sehen hier die bekannte alte Geschichte von dem Nicht-heirathen können der Dichter. Funk verläßt in der Mitte des zweiten Bandes jene Stadt, um seinen Vater, einen alten Amtmann, in dessen Geschäften zu unterstützen; er geht für einige Jahre dort in der praktischen Thätigkeit unter, fühlt sich aber schließlich höchst unglücklich, weil er den Kopf voll poetischer Pläne hat und beschließt infolgedessen, eine große Wanderfahrt zu seiner weiteren Ausbildung zu machen. Ehe er sie antritt, ruft er jenen Freundeskreis noch einmal zusammen: sie kommen alle, finden, daß sie sich alle sehr verändert haben und wünschen unserem Funk glückliche Reise. Damit endet der zweite Band und der Roman.

Aber woher der Name „Philister"? höre ich fragen. Ja, mein lieber Leser, das wußte ich anfangs auch nicht; aber ich blätterte zurück und suchte lange, lange, bis ich endlich eine Stelle fand, die mir darauf hinzudeuten schien. Im ersten Bande noch treffen sich die Freunde bei einer vergnügten Kneiperei und unterhalten sich sehr gediegen von allem Möglichen – doch lassen wir die Stelle für sich selbst sprechen:

Die Schicksale akademischer Genossen wurden mitgetheilt, und Hugo knüpfte die Bemerkung daran, wie Viele von den sogenannten flotten Burschen im Leben untergingen.

„Was nennst Du untergehen?" antwortete Funk. „Wenn's nur die lustigen Seelen wären, denen der Spiritus zu mächtig wird; aber da gähnt ein anderer Schlund, von dem sich wenige retten, ich meine das Philisterthum, den Tod in der Schlafmütze! Darum ein Pereat allen Philistern: nach alter Burschenart heut und für immer!"

Während man dem Sprecher Bescheid that, warf der Baron das Bedenken ein, was man mit dieser vagen Beziehung wolle, die ja nur für ihre Erfinder, die Studenten, Sinn habe.

„Gerade für uns", erwiederte Funk, „gewinnt dieses Stichwort die rechte Bedeutung. Sollen wir nicht die Menschen von Sinn den Philistern, der Menge gewöhnlichen Volkes entgegensetzen, die, um es kurz zu fassen, über Beschaffung der äußeren Mittel zur Existenz, die Existenz selbst versäumen und vor lauter Nützlichkeit zur freien Regung des nicht Menschlichen in sich nicht gelangen?"

„Füge den Indifferentismus, das Abschließen gegen die wichtigsten Zeitfragen hinzu," fiel Eberhardt ein, „wenn Deine Diagnose vollständig sein soll. In dem Götzendienste der Gewohnheit und Bequemlichkeit schrumpft ihre Brust dergestalt zusammen, daß sie bald nicht mehr im Stande ist, sich zum Gesammtgefühle der Menschheit auszuweiten. So scheiden sie aus dem geistigen Leben ihrer Zeit völlig aus, und kriechen und wachen auf dem gehäuften Unrathe der Jahrhunderte, damit ja kein Stäubchen davon komme. Möchte doch bald der hereinbrechende Strom der neuen Ideen das edle Geschmeiß fortschwemmen, von dem Herkules: Zeitgeist in ihre Augiasställe geleitet".

Nach dieser vorübergehenden Andeutung hören wir lange nichts mehr von dem Philisterthume, nur gegen Ende des Romans, auf jenen 40 Seiten, von denen ich oben sprach, taucht es wieder auf. Der wieder zusammengetretene Freundeskreis findet sich gegenseitig etwas versauert. In feierlicher Sitzung sitzen die Damen über die Freunde zu Gericht und erklären einem nach dem anderen, worin sein Philisterthum bestehe, nur an einem finden sie keine Spur von diesem allgemeinen Uebel, an Funk. Ihn finden sie nicht nur nicht versauert, sondern im Gegentheil etwas zu wenig stetig, worauf denn dieser einzige unversehrt Gebliebene in der folgenden großartigen Rede sich von ihnen verabschiedet:

„Die ganze Zeit hat es mich gedrängt," antwortete dieser (Funk) ernsthaft, „mich gegen Sie, meine Freundinnen auszusprechen. Glauben Sie nicht, daß das herumstreifende Leben solchen Reiz für mich hat, daß ich die Häuslichkeit, den heimischen Herd darüber missen möchte. Wir haben eine doppelte Heimat: die uns das Geschick anweist, im Elternhause, wo unsere Kindheit wurzelt, wohin das Auge ewig als in den sichersten Hafen zurückblickt -- und die wir uns, zu reiferem Bewußtsein gelangt, in freier geistiger Wahlverwandtschaft selbst schaffen und erkiesen im Kreise der Freunde. Ich war so glücklich, die zweite zu finden, ohne die erste zu verlieren, wie könnte ich sie je vergessen, wie muß es mich nicht ewig dahin zurückziehen? Nur hier im wechselseitigen Verständniß, wie es allein in einem Kreise möglich ist, der sich ineinander eingelebt hat, blüht die wahre Sicherheit, das eigentlich lohnende Gefühl des Daseins. Aber eine gewisse Reife gehört dazu,

Digitized by Google

die zarten Grenzen zu erkennen und zu wahren. Der Gährungsprozeß der Jugend, das Ringen zur Mannheit sind nicht dazu geeignet und treiben uns in die Welt hinaus, die Kraft im Kampfe zu bethätigen. Aus freiem Triebe und zu rechter Zeit zurückzukehren, davon hängt unser Lebensglück ab — —".

Ich habe diese beiden auf das Philisterthum bezüglichen Stellen hier in extenso mitgetheilt, weil sie die Idee, die Schulze-Delitzsch bei Abfassung seines Romans ausdrücken wollte, zu enthalten scheinen — ich sage scheinen, denn es ist schwierig, in diesem Werke überhaupt eine durchgehende Idee zu finden.

Hat der Verfasser wirklich ein Bild von seiner Sturm- und Drangzeit zu geben versucht, so muß man bedauern, daß die Farben sich zu einer künstlerischen Composition nicht zusammenfügten; in unbestimmten Umrissen schwebte ihm sein eigenes Innere vor der bilden Phantasie, es entschlüpfte ihm immer wieder aus den Händen, wenn er es recht fassen wollte, und die Gestalt, von welcher er träumte, vermochte er nicht zur concreten Ausbildung zu bringen. Es ist das Bemühen einer halb-dichterischen Natur um die Gunst Apollo's, ein vergebliches, enttäuschungsreiches Ringen, welches durch diesen Roman zum vollendeten Ausdrucke gelangt; nicht das „was" fesselt an dieser Halbdichtung, sondern das „wie", und nur weil auch der Anblick eines erfolglos Strebenden, eben weil er strebt, Interesse erregt, wird man ohne das Gefühl des Unbefriedigtseins diese beiden Bände aus der Hand legen.

Schulze-Delitzsch hat als Dichter erfolglos, als Mensch und Bürger aber um so erfolgreicher gestrebt; man hätte sein vergebliches Ringen um den Lorbeer des Poeten in der Vergessenheit lassen können, und seine Gestalt als trefflicher Mensch und Kämpfer wäre nicht minder anziehend gewesen. Vierzig Jahre lang hatte jener Roman in seinem Pulte geruht — derselbe ist im Anfang der vierziger Jahre geschrieben —, der klaräugige Verfasser erkannte seine Schwächen besser, als die Herausgeber, warum ließ man es darum nicht bei seinem Urtheile bewenden?

Zur Geschichte des Heidelberger Schlosses.

Von Wilhelm Lübke.

Man erinnert sich noch, wie vor einigen Jahren unter dem Impuls des mächtig aufflammenden Nationalgefühls plötzlich der Ruf nach einer Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses, dieser köstlichen Perle unserer Renaissance, erscholl, nicht blos im Sinne einer eminenten künstlerischen That, sondern auch in der Vorstellung einer nationalen Sühne für die in den traurigsten Zeiten deutscher Schmach und Zerrissenheit erlittene Unbill. Die Männer, von welchen jene Anregung ausging, hatten im löblichen Feuereifer sich über die Tragweite ihres Planes wohl keine Rechenschaft abgelegt, und es konnte daher eine unmittelbare praktische Folge sich zunächst nicht ergeben. Denn wenn man sich klar macht, in welchem Umfange etwa eine solche Wiederherstellung durchzuführen sein möchte und welche Ausdehnung einer solchen Restauration zu geben sein müßte, so wird man zu Ergebnissen gelangen, die einer praktischen Ausführung nichts weniger als günstig sein dürften. Dabei sehen wir noch völlig von der Thatsache ab, daß gar zu oft durch irgend eine Wiederherstellung, sei sie noch so gut gemeint, den alten Monumenten der ganze Zauber der Unberührtheit genommen und dafür ein unerquickliches Zwitterwesen aufgezwungen wird. Vollends sollte man sich davor hüten bei einem Denkmal, das bisher als die schönste und prachtvollste aller Ruinen mit dem gesammten landschaftlichen Bilde so unvergleichlich wie kaum ein zweites in eins verwachsen ist. Wird ja ohnehin gar zu oft, indem man den alten Monumenten nützen will, der ganze Reiz derselben zerstört, so daß in sehr vielen Fällen ein restaurirtes Monument für den Freund der Kunst und des Alterthums zu existiren aufgehört hat.

Immerhin hat jene Anregung das Gute gehabt, die allgemeine Aufmerksamkeit in höherem Maße auf das Heidelberger Schloß zu lenken. In den maßgebenden Kreisen sagte man sich aber bald, daß, wie auch die Frage nach einer Wiederherstellung beantwortet werden möge, ein gründliches Studium des Denkmals die nothwendige Vorbedingung jeder Restauration sein müsse. Denn trotz des Prachtwerks von Pfnorr konnten wir uns bisher einer gründlichen und erschöpfenden Kenntniß dieses großartigsten unserer Renaissanceschlösser keineswegs rühmen, obwohl die schöne Studie von Prof. Stark als trefflicher Beitrag für eine historische und ästhetische Würdigung des Baues ihren Werth behauptet. Großes Verdienst erwarb sich daher Dr. Mark Rosenberg durch seine treffliche Arbeit, in welcher er die historischen Quellen mit dem monumentalen Bestande in Uebereinstimmung zu bringen suchte und für die weiteren Forschungen eine wichtige Basis geschaffen hat. In jüngster Zeit sind dann einzelne einschneidende Punkte von verschiedenen Seiten mannigfach beleuchtet worden, wobei namentlich Oberbaurath Durm und Theodor Alt in erster Reihe stehen.

Diese wissenschaftlichen Bestrebungen haben zu gleicher Zeit eine durchgreifende Förderung erfahren, indem die badische Regierung für die gründliche Untersuchung des Denkmals die erforderlichen Summen bewilligt hat in der richtigen Erwägung, daß ohne genaue, technisch historische Erforschung jede Restaurationsarbeit in der Luft schweben würde. Dieselben Ziele verfolgt nun auch der Heidelberger Schloßverein, der seit Kurzem in einer besonderen Publication „Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses", von welchen das erste Heft erschienen ist, Beiträge für die historische und kunstgeschichtliche Untersuchung des Denkmals zu veröffentlichen begonnen hat. Bei dem allgemeinen Interesse, welches sich diesem Gegenstande zuwendet, dürfen wir wohl auch an dieser Stelle auf den Inhalt des vorliegenden Heftes näher eingehen.

Den Anfang macht ein handschriftlich auf der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrtes Klaggedicht über „die gesprengte Burg und churfürstliche Residentz Heidelberg". Offenbar gleich nach der Zerstörung vom Jahre 1689 entstanden, ist es, wie es scheint, noch nicht veröffentlicht worden. Wir begrüßen seinen Abdruck um so mehr, als sich darin in unmittelbarster Weise der Eindruck jenes furchtbaren Ereignisses auf die Zeitgenossen trotz der holperigen Verse ergreifend genug spiegelt. So gleich der Anfang:

„Ist das die fürstlich Burg, von Heidelberg genent?
Der Nam stehet allein, das Schloß kein Mensch mehr kent,
Ein Steinhauff liget jetzt da, das Blat ist umbgewendt,
Wer hat doch das gethan? Der Türk von Occident.

Die herrlich Residentz liget uf der Erd beysamen,
In der Mordbrenner Glut, durch die französische Flammen,
Die Thürme sind gesprengt durch stolzer Minen Knall,
Laß Gott erbarmen Dich diß schönen Churhauß Fall."

In diesem Tone geht es noch eine Weile fort, und es mag nur noch eine bezeichnende Stelle hervorgehoben werden, wo es heißt:

„Der Allerchristlichst Türck macht noch ein Glori drauß,
Wenn er zu Boden wirfft so großer Fürsten Hauß."

Der folgende Beitrag ist aus den Palatina im Thesaurus Picturarum, der sich handschriftlich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt befindet, entnommen. Diese Handschrift, von dem pfälzischen Kirchenrath Markus zum Lamb in den Jahren 1572 bis 1620 verfaßt, enthält, durch viele Abbildungen illustrirt, manches Werthvolle zur Cultur- und Zeitgeschichte. Besonders interessant ist die Erzählung von dem bekannten Besuch des Herzogs von Anjou, nachmaligen Königs Heinrich III. in Heidelberg 1573. Mit Genugthuung wird erzählt, wie der fromme Pfalzgraf Friedrich dem Gaste nicht entgegengezogen, ihn auch nicht empfangen, sondern „straks im neuen Bau einlosiren, königlich traktiren" und den folgenden Tag morgens um 8 Uhr vor sich in ein Gemach habe kommen lassen, „darin der parisische schändtliche Christdtenmord gerad gegenüber, da der Khönig hingesetzt worden, clärlich ab und ihme für Augen gemalt gewesen und

Digitized by Google

ihme denselben zum hefftigsten mit allem Ernst beschwert und zu Gemüth geführt. Darauff er so gudt als er gekhönndt sich zu endtschuldigen understanden, ist ihm aber jedoch nicht gar heimlich dabey gewesen."

Eine andere dieser Mittheilungen betrifft den Beginn des sogenannten neuen Baues, als durch eine Beschädigung der Hofcapelle und eine starke Senkung derselben im Jahre 1601 zu einem Neubau Anlaß gegeben wurde. Dieser Theil, der bereits wiederholt abgedruckt wurde, erhält durch eine gleichzeitige, auf Tafel I beigegebene Zeichnung der Fassade, die indeß herzlich schlecht ist, eine eigenthümliche Illustration, die indeß, wie die Herausgeber selbst bemerken, nur „negativen Werth" hat.

Der dritte Beitrag, aus dem Großherzoglichen General-Landesarchiv zu Karlsruhe geschöpft, enthält die zum Theil ebenfalls schon bekannten Akten über die Ausschmückung des neuen Baues durch plastische Werke. Nach verschiedenen Versuchen wird mit Meister Sebastian Goetz aus Chur abgeschlossen. Doch ist es von Interesse, zu beobachten, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit die Verhandlungen geführt werden, wie zähe seitens der Kurfürstlichen Räthe und Rechnungskammer die Versuche sind, den Meister im Preise nach Kräften herabzudrücken, wie dieser aber im ruhigen Gefühl sicherer Künstlerschaft sein Interesse wahrzunehmen weiß, und schließlich ein billiger Compromiß zu Stande kommt, da die Räthe selbst zuletzt zugeben müssen, daß „jetziger Zeidt alles vil teurer ist alsz vor Jharen, auch die Kunst höhers Werths geachtet wird." Bemerkenswerth ist auch, daß ein großer Unterschied im Preise zugestanden wird, da er die Bilder „ausz der Kunst und conterfätisch machen soll, nicht ausz den Sinn und seinem freien Willen machen thäte". Letztere als Planeten oder wie sie am Otto-Heinrichsbau gemacht, wolle er für das Stück „mit 30 fl. Batzen sich settigen lassen und vil lieber machen den obiger eins". Auch wird ein Unterschied gemacht, ob die Figuren blos einen Löwen neben sich haben oder auf ihn treten sollen, welch letztere Form nur für diejenigen Fürsten „so Thaten gethan" für passend erachtet wird. Der Entwurf einer solchen Figur, vom Hofmaler Friedrich Hammel gezeichnet, ist auf Tafel II beigegeben.

Aus dem Vorstehenden ist zu ersehen, wie reichhaltig an interessanten Mittheilungen diese Blätter sind, und so darf man diesem Unternehmen sowie überhaupt den Bestrebungen des Schloßvereines den besten Fortgang wünschen.

Feuilleton.

Eine Correspondenz aus dem Leben.

Von Expertus.

Ein großes, aufs Reichste ausgestattetes Wohnzimmer, ganz im „Stil". Die Wände, die Möbel, die Hängeleuchter, der Ofen, Alles „Renaissance". Nur in einer Ecke eine japanesische Ausstellung und in der entgegengesetzten ein „Makartbouquet" bis an das dunkle Holzgetäfel des Plafonds. Die gelben Palmblätter und Wedel stellen die Natur dar, wie sie sich in Verbindung mit der imitirten Kunst vergangener Jahrhunderte zur stätigen Befriedigung des feinsten häuslichen Geschmackes tadellos vereinigt. Jeder eintretende Besucher bricht in die nämliche außerordentlichste Bewunderung über die hohe künstlerische Einheitlichkeit des Raumes aus und beneidet ebensosehr den täglichen Aufenthalt der Bewohner unter dieser „stimmungsvollen" Umgebung, als er das tiefe Bedürfniß derselben für die fortwährende Läuterung des Geistes durch die Linien und Formen vollendetster Schönheit verehrt.

Doch gegenwärtig befindet die Familie, der Banquier Rehkalf, seine Frau und seine Tochter, sich allein in den geschnitzten Armsesseln um den bocksfüßigen Eichentisch unter dem Hirschgeweihkronleuchter; das aus dem Gehörn strömende und leuchtende Gas bildet den einzigen Eindringling aus dem 19. in das 16. Jahrhundert. Alle lesen; der erste die heutige Notirung der Werthpapiere in einer Zeitung, die zweite den neuesten Zola'schen Roman in der Originalsprache aus einer Leihbibliothek, die dritte, eine „junge Dame" von zwölf Jahren, blättert eigentlich nur in der illustrirten Zeitschrift „Die Bildung". Doch nachdem sie die Modekupfer, die fürstlichen Begegnungen, das „Humoristische aus unserer Mappe" betrachtet hat, sieht sie auch einmal in den Text des „Romans" hinein. Dann hebt sie um ein Weilchen später den reizend frisirten Kopf und fragt:

„Mama, was ist ein „Fehltritt"? Ist das, wenn ein Mädchen einen Liebhaber gehabt hat?"

Die Befragte läßt „Nana" auf ihren Schooß von falkengrauer Seide niedergleiten, blickt halb sittlich-streng und halb mütterlich erschreckt hinüber und antwortet:

„Was heißt das? Mein Gott, Cäcilchen, wie kommst Du zu solchen Ausdrücken. Das ist ja entsetzlich! Was liest Du denn da?"

„Hier steht: Sie hatte in ihrer Jugend einen Fehltritt begangen und mußte ihr Leben hindurch dafür büßen."

Nun streckt die Mutter hastig die Hand nach der Zeitschrift. „Hier in dem Roman von Ernst Freimann, sagst Du? Wahrhaftig! Es ist geradezu empörend. Man kann wie ein Engel Tag und Nacht über seinem Kinde wachen, aber die Ruchlosigkeit und moralische Gemeinheit dringt wie Ansteckungsstoffe einer Krankheit doch in die sorglichst behütete Luft herein. Und so etwas duldest Du in Deinem Hause, lieber Mann, und läßt damit das unschuldssüße Gemüth Deiner Tochter vergiften?"

Der Banquier sieht von seinen Coursberichten auf. „Was meinst Du? Hat sie den Zola in die Hand bekommen?"

„Gott bewahre! Hältst Du mich für so unvorsichtig? Uebrigens würde das auch durchaus keine solchen Bedenken haben, denn man liest die Zola'schen Romane nicht um ihres Inhaltes willen, sondern nur aus ästhetischem Interesse an der vollendeten Schönheit der französischen Sprache. Aber Du hast gar nicht gehört, wie es scheint. In diesem Blatte sind in ordinärster Weise auf deutsch Dinge berührt, die zu wiederholen ich mich unter vier Augen mit einer erwachsenen Dame schämen würde."

„Ja, was — Lombard-Zinsfuß 4½—5% — ich meine, was willst Du denn?"

„Ich will als Mutter, Erzieherin und Trägerin der Verantwortlichkeit für die Sitten- und Seelenreinheit meines Kindes, daß Du es von heute an nicht solcher Gefahr durch eine unmoralische Literatur mehr aussetzt."

„Meinetwegen gern", lächelt der Aufgeforderte; „die Literatur, mit der ich mich befasse, ist stets äußerst moralisch, und Du weißt, auf die übrige gebe ich nicht viel."

„So thue gleich, was Deine väterliche Pflicht ist", erwiedert sie und vollzieht ihre mütterliche, indem sie aufsteht und den sittenlosen Roman — der Zeitschrift — unter dem Renaissance-Kaminmantel ins knisternde Feuer wirft.

* * *

An die verehrl. Redaction

der „Bildung".

Beehre mich, anzuzeigen, daß das Abonnement auf Ihr geschätztes Journal aufgebe. Sie werden begreifen, wenn hinzufüge, daß es nicht für wünschbar halte, meine Tochter durch Ihren Roman über weibliche Fehltritte unterrichtet zu sehen, deren Vorkommen wenigstens in meinem Hause unbekannt bleiben soll. Sonst zeichne mich mit vollkommener Hochachtung

Rehkalf, Banquier.

* * *

Digitized by Google

An den Herrn Herausgeber der „Bildung".

Ew. Wohlgeboren

muß ich die Mittheilung machen, daß ich Ihre Zeitschrift nicht länger fortzubeziehen beabsichtige. In dem Roman von Ernst Freimann wird eine adlige Persönlichkeit sowohl lächerlich gemacht, als in ihrer Ehrenhaftigkeit angezweifelt. Ich enthalte mich, den bezeichnenden Ausdruck für solche Tactlosigkeit und Unwahrheit zu gebrauchen.

Ergebenst

Baron Lothar von Löwenklau,
Kammerherr.

* * *

Der Redaction der „Bildung".

Ich kündige hiermit Ihr Blatt, das meine Familie bis jetzt gehalten. Ihr Roman legt einem lutherisch-evangelischen Pastoren die Worte in den Mund, er halte dafür, daß Rechtschaffenheit vor Gott den nämlichen Werth besitze, wie der Glaube an dogmatische Formeln. Die Hinstellung der Möglichkeit eines solchen Ausspruchs von Seiten eines Geistlichen enthält eine gegen die Kirche gerichtete Verläumdung, in der ich zugleich eine strafrechtlich zu verfolgende Verhöhnung der christlichen Religion gewahre. Sie werden sich die weiteren Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Consistorialrath Faulhaber.

* * *

An den Inhaber von Journal

„Die Bildung".

Haben gestern in Ihrer Geschichte Kameraden in alberne Situation gebracht. Mir freilich Buckel gelacht, verbitte mir aber doch in Zukunft. Ist keine Conduite, daß Civilperson, noch dazu Scribent, über Officiere Witze macht. Können sonst Ihr Blatt für sich behalten; verstanden? Brauchen Namen nicht zu wissen, heiße

Lieutenant von Soundso.

* * *

An die Verlagshandlung der „Bildung".

Sehr geehrter Herr.

Es ist tief bedauerlich, das ein Organ wie das Ihrige, welches durch seine weite Verbreitung berufen wäre, einen heilsamen politischen Einfluß auf große Kreise auszuüben, diesem Beruf in so eclatanter Weise entgegenhandelt. Wenn einem Roman an sich auch keinerlei Bedeutung beizumessen ist, so müssen wir uns doch dawider verwahren daß eine Figur desselben ungestraft derartige reactionäre Tendenzen vertritt, und sehen uns deshalb veranlaßt, Ihre Zeitschrift nicht mehr in unserem Zusammenkunftslocal auszulegen.

Der Vorstand des liberalen Vereins.

* * *

An die Redaction der „Bildung."

Der neueste, von Ihnen veröffentlichte Roman ist so revolutionärer Natur, daß ich vom nächsten Quartal Ihr Blatt abbestellt habe. Pfui!

Ein Conservativer.

* * *

Redaction der „Bildung".
Telegrammadresse: „Bildung".

Herrrn Ernst Freimann,
Hochwohlg.

Hochgeehrter Herr.

Zu unserem tiefsten Bedauern haben Sie uns — wie Ihnen aus den beigelegten Zuschriften ersichtlich werden wird außerordentlich großen Schaden zugefügt. Wir müssen uns selbst allerdings der Unvorsichtigkeit bezichtigen, daß wir Ihren Roman mit Rücksicht auf Ihren beliebten Namen — nur etwas flüchtig durchgelesen hatten, sonst wäre uns wenigstens die Mitleidenschaft in dieser höchst fatalen Affaire erspart geblieben. Aber uns däucht, es läge auch kaum minder in Ihrem Interesse, einer solchen Entwerthung Ihrer schriftstellerischen Erzeugnisse hinfort vorzubeugen. Vorderhand, bis die Entrüstung des Publicums sich wieder beruhigt hat, müssen wir selbstverständlich auf Ihre geschätzte Mitarbeiterschaft Verzicht leisten, hoffen indeß späterhin dieselbe erneuern zu können, und möchten uns für die Zukunftsaussicht erlauben, Ihnen ein paar Grundbedingungen aufzuzeichnen, deren Nachachtung durch ihre gewandte Feder eine Wiederholung der unliebsamen gegenwärtigen Störung unserer Verbindung verhüten wird.

Die „Bildung" ist ein auf der Höhe unserer Zeit stehendes Organ, wie schon ihr Titel es treffend ausdrückt, bestimmt, das ganze unermeßliche Gebiet geistiger Interessen der Menschheit und speciell unseres Volkes zu umfassen und zu vertreten. Das Ziel, die Aufgabe, welche wir uns vorgesetzt haben, ist die Emporhebung des Vaterlandes durch eine unausgesetzte Hinlenkung der Gedanken seiner Bewohner auf die wichtigsten und höchsten Probleme des Lebens im Staat, in den Wissenschaften, den Künsten, in allen Werkstätten des Denkens, Empfindens und Könnens. Unser Wahlspruch ist: Eine verschwisterte Blüthenentwicklung des Geistes und Gemüthes durch das Sonnenlicht der Wahrheit! Nichts wird uns zu erhaben, nichts zu scheinbar geringfügig sein, das wir nicht zur Förderung unseres hohen Zweckes, zum Besten unserer Zeitgenossen ohne Rücksichtsnahme auf die uns daraus erwachsenden Unkosten — in unserer Zeitschrift benützen. Sie glauben nicht, welche Opfer wir uns nach dieser Richtung allein schon durch die hohe Kunstvollendung unserer Illustrationen auferlegen.

Aber, hochgeehrter Herr, um diesem segensreichen Bestreben Erfolg zu verbürgen, bedarf es selbstverständlich einer sehr ausgedehnten Zahl von Lesern, denen wir die Aussaat unserer Ideen anzuvertrauen vermögen. Dieselben setzen sich aus den verschiedensten Berufsclassen, Bekenntnissen, Parteistellungen, Richtungen, Anschauungen und Neigungen zusammen. Unser Trachten wird sich mithin darauf zu richten haben, auf diese alle gleichmäßig Einfluß zu gewinnen, um eben auch gleichmäßig zur Veredlung Aller beitragen zu können. Wir werden deshalb kein berechtigtes Interesse hinter einem andern zurücktreten lassen und vor Allem den höchsten Gemeingütern der Menschheit, der Religion und dem Staatswesen, den Künsten und Wissenschaften unablässig Erhellung, Durchforschung und Erläuterung widmen. Aber da wir die Leuchte des Vorschrittes geistiger Entwickelung vorantragen, wird unser erstes Augenmerk darauf verwandt sein müssen, daß wir in gleicher Weise unsere Anziehungskraft auf alle sich widerstrebenden Meinungen bewähren. Mit anderem Wort, wir werden auf den genannten Gebieten, wie auf allen übrigen, keine Aeußerungen veröffentlichen, aus denen eine Nahrung der Zwistigkeiten entfließen könnte, die auf der einen oder andern Parteiseite Anstoß verursachen dürfte. Unser Grundsatz in allen derartigen Hinsichten ist die vollendete Objectivität ruhigen Urtheils, und wir bethätigen ihn auch darin, daß wir uns stets in geistigem Fühlungsconnex mit der überwiegend großen Majorität auf unserem Wirkungsfelde erhalten. Niemand soll etwas Anderes in unserer Zeitschrift antreffen, als was er ihr bereits selbst als Ausfluß seines edelsten Empfindens entgegenbringt; eine Furcht, sei es auch nur eines Einzelnen — den wir für ebenso vollberechtigt erachten als die Gesammtheit — in unseren Spalten irgendwo auf eine Verletzung seiner Ueberzeugungen und Wünsche zu stoßen, muß principiell durch die unantastbare, von höherem Standpunkt überschauende Unparteilichkeit unserer Haltung ausgeschlossen sein. Worin aber nach unserer unerschütterlichen Ueberzeugung die Grundfesten des Staates, der Ordnung, der Gesellschaft, überhaupt aller idealsten Menschheitsgüter beruht, das ist die Familie. In ihr erkennen wir mithin den eigentlichsten, die schönste Ernte verheißenden Fruchtboden unserer unermüdlichen Thätigkeit. Wie auf einen unverrückbaren Punct werden wir stets unsere sorglichste Mühwaltung dahin concentriren, das Höchste und Edelste zur Erhebung, Belehrung und Erfreuung der Familie jedes Hauses zu bieten, wodurch sich zugleich unser hehrer Pflichtberuf als eines argusäugigen Hüters ihrer Unantastbarkeit bedingt. Als ein getreuer Eckardt wachen wir über dem Heiligthum, dem Frieden, der Unschuld des Familienschooßes, daß er in seinem segensvollen Walten von keinem rauhen, keinem skeptischen, vor Allem von keinem unlauteren Tone beeinträchtigt werde. Das Spiegelbild der Welt, das unsere Spalten in jede stillumfriedete Heimathsstätte hineintragen, muß so den obersten künstlerischen und ethischen Ansprüchen genügen, daß es von der heranblühenden Tochter des Hauses in jedem seiner Theile mit vollem Verständniß aufgefaßt und ohne Erröthen, ohne schädlichen Anreiz zu

Digitized by Google

einem Nachdenken über ihr zu verbergende, unwürdige Realitäten des Lebens, betrachtet werden kann. Denn auf ihr, auf der deutschen Jungfrau ruht die deutsche Frau, die Mutter, die Erzieherin, die Bildnerin des deutschen Volkes, in dessen Dienst wir unsere Lebensarbeit gestellt haben, um es zu der Stufe emporzuheben, welche es als oberste unter den Culturnationen der Erde in der Vollreifung des Geistes und der Wahrheitserkenntniß auf allen Gebieten von der Vorsehung einzunehmen berufen ist.

Wir haben uns verstattet, hochgeehrter Herr, Ihnen im Vorstehenden ein paar grundlegende Directiven für eine spätere erfreuliche Wiedererneuerung unserer Verbindung anzugeben, und zeichnen, Ihrer schätzbaren Mitarbeiterschaft auf dieser Basis gewärtig,

Hochachtungsvoll und ergebenst

Die Redaction der „Bildung".

* * *

Wohllöbliche Redaction der „Bildung".

Sehr geehrter Herr.

Mein erster Antrieb war, Ihnen auf Ihre lehrreiche Zuschrift nur mit einem kurzen Goethe'schen Götzcitat zu erwiedern. Bei genauerer Erwägung indeß halte ich doch eine etwas eingehendere Antwort für angebrachter. Nicht, als ob ich mich der thörichten Meinung hingebe, auf Sie den geringsten Eindruck damit zu erzielen, denn Alles, was ich Ihnen zu sagen gedenke, wissen Sie genau ebenso gut, wie ich. Aber Ihr Brief hat einen Anreiz auf mich geübt, es mir selbst einmal bei dieser Gelegenheit, in Worte gefaßt, lebendig vor die Augen zu stellen. Befürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zu viel von Ihrer für den Vorschritt der Menschheit so wichtigen Zeit in Anspruch nehme; ich werde mich mit Rücksicht darauf knapp und möglichst deutlich ausdrücken. Und im Uebrigen bitte ich, meine Entgegnung als eine, an einen unpersönlichen Gegenstand gerichtete, die „Sie"-Anrede darin als an die „Redaction der Bildung" gewandt, aufzufassen. Denn ich spreche zu einem unwandelbar festbleibenden Begriffe „in der Erscheinungen Flucht".

Wenn Ihre Worte Ihre Meinung wiedergäben, würde es allerdings schwer fallen, eine Verständnißbrücke zwischen Ihnen und mir zu schlagen. Sie sagen: das Ziel, das Sie sich vorgesetzt haben, ist eine geistige Emporhebung des deutschen Volkes — und ich antworte Ihnen: Sie lachen über Jeden, der sich von Ihrem Phrasenschwall so viel Sand in die Augen werfen läßt, um nicht zu erkennen, daß Sie überhaupt gar kein Ziel besitzen, als möglichst viele Marktstücke aus möglichst zahlreichen Taschen des deutschen Volkes in die Ihrige herüberzulocken. Dazu ist Ihnen jedes Mittel recht, das diesen Zweck erfüllt und Sie nicht mit strafrechtlichen Ungelegenheiten bedroht. Sie haben keinerlei eigenes Interesse, Verständniß, Zu- oder Abneigung, sondern nur einen kaufmännischen Instinct und Calcül für das Absatzgebiet Ihrer Waaren. Vor einem Krämerladentisch stehend, treiben sie einen weitausgebreiteten Detailhandel mit Religion, Philosophie, Politik, Poesie, Kunst, Wissenschaft und allen ähnlichen gangbaren „Artikeln" Ihres Vorrathslagers und händigen jedem Käufer für den Abonnementspreis seine Portion, in die Papierdüte Ihrer „Bildung" gewickelt, ein. Ihre Waare bildet die geistigen Nahrungsmittel für Hunderttausende — denn dahin hat Ihr „unabläßiges Streben nach der höchsten Entwickelung" es gebracht — und wenn der Silberklang in Ihrer Ladencasse sich nur als ächt herausstellt, so zucken Sie über Den als einen Tropf die Achsel, der Ihnen einwendet, Ihre Waare sei verfälscht und werthlos, mache das Volk kraftlos und blutarm, statt es zu ernähren Denn Sie salviren Ihr Gewissen — falls Sie etwas von einem derartigen Störenfried besitzen sollten — mit dem Vorhalt: Wir stehlen nicht, es ist ja der freie Wille der Leute, uns unsere Artikel abzukaufen. Und eine Marktpolizei gibt es ja verständiger Weise auf diesem Gebiet nicht, oder sie ist mit an unserem Geschäftsausfall interessirt.

So stehen Sie in der That „auf der Höhe unserer Zeit" und wetteifern mit den zahllosen übrigen Schwindelindustrien, die ihren Gewinn durch betrügerische Ausnutzung der Unwissenheit, Geistesarmuth und Leichtgläubigkeit zu erzielen trachten. Aber was bei Ihrem Geschäft besondersten Ekel einflößt, ist, daß Ihre marktschreierische Reclame mit den besten Gütern der Menschheit zu handeln vorgibt und sich zu dieser Anpreisung der Berufung auf eine „Referenz" durch den eigenen Besitz der höchsten Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Zwecke bedient. Für Ihr eigensüchtig gemeinstes Trachten scheuen Sie sich nicht, Blendstücke der feinsten Gefühle, der tiefsten Ueberzeugung und erhabensten Vorstellungen als Köder auszuwerfen. Mit dem tönenden Brustpathos des bewegten Herzens, der übervollen Seele, des unbeirrbaren Wahrheitsdranges verkündigen Sie in hunderttausend Prospecten die „ideale Tendenz" Ihres Wirkens. Und wie lachen Sie über Religion und Wissenschaft, Kunst und Dichtung, über jedes geistige Besitzthum der Menschheit, wenn die dummen Fische auf Ihren glitzernden blechernen Lockfliegen tüchtig angebissen und Ihnen die ausgiebigste Möglichkeit verschafft haben, sich an die einzige reale Idealität Ihres Daseins, an den mit Austern, Trüffeln und Champagner bedeckten Tisch zu setzen und sich an Witzen über die „dumme Masse" zu belustigen, die Ihnen die Mittel für die Erreichung Ihres „höchsten Lebenszieles" geliefert.

Und hinc illae lacrymae, daher Ihr Schreck, Ihr Zorn bei einem Anzeichen, — sei es der albernsten Zuschriften des von Ihnen dazu abgerichteten Abonnentenpublicums — daß der Fang einmal etwas weniger ergiebig ausfallen könnte. Es giebt nichts, was eine ernste Bedeutung für Sie besäße, außer dem Einen, daß es Ihnen bitterlicher Ernst ist, keinen zahlenden Abonnenten zu verlieren. Dies zu verhüten, sind Sie in Wirklichkeit Tag und Nacht bedacht, und Ihren unausgesetzen Calcül bildet die sorglichste Berechnung, wie Sie es möglich machen können, tot capita, tot sensus zu allgemeiner Zufriedenheit unter einer großen Nachtmütze zu vereinigen. Sie haben sich die richtige Antwort gegeben: Indem Sie einen mit Syrup süßgemachten und mit Rosenwasser parfümirten Schlaftrunk zusammenbrauen, der allen gleichmäßig „süffig" über die Zunge gleitet, alle Köpfe in der nämlichen Art gedankenlos einduselt und ohne Kopfweh wieder aufwachen läßt. So entsteht Nummer um Nummer Ihrer „Bildung", deren richtiger Titel „Die wöchentliche Familienbettelsuppe" wäre.

Es ist wahr, Sie thun in diese alle erforderlichen Zuthaten hinein, mit Ausnahme des Salzes. Salz schärft die Geschmacksnerven die abgestumpft werden sollen. Ihr Publicum ist sehr dumm, aber Sie haben das richtige Gefühl, daß Sie es noch besser verdummen müssen. Zu dem Behuf rühren Sie zuvörderst eine Zuckerbrühe an, in der alle Ihre Suppeningredienzien gleichmäßig schwimmen, wie in gewissen Gasthöfen sämmtliche Speisekarten-Artikel in der nämlichen Restaurationssauce. Diese dicke Tunke besteht aus einem Gemisch der landläufig hohlsten Phrasen, mit denen Sie Ihre „Freunde" (d. h. Abonnenten) als die edelsten Vertreter deutscher Vaterlandsliebe, deutscher Gemüthstiefe, deutscher Redlichkeit, Sitte, Treue und unendlicher anderer specifisch deutscher höchster Eigenschaften kennzeichnen. Sie wissen, wie schmackhaft dieser ranzig gewordene Honigbrei der Masse über die Zunge geht, Sie wissen, wie sie sich die Verdauungsgesundheit ihres Magens daran verdirbt, und Sie wissen, daß Ihre ganze Brühe nur aus widrigster Verlogenheit zusammenfließt, daß andere Völker die genannten Eigenschaften ebensowohl besitzen, vielleicht manche derselben in reinerem Zustande, als das gegenwärtige deutsche Volk. Aber Sie reizen damit den Appetit Ihrer Gäste (d. h. Abonnenten) auf den Inhalt Ihres Kochtopfs, und Ihr „deutscher idealer Zweck" ist erreicht.

Selbstverständlich indeß bedürfen Sie in Ihrer Olla potrida auch der festen Bestandtheile an Fleisch und Gemüse für die hungrigen Zähne, und sie hacken mit größter Bereitwilligkeit und mit Umsicht, nichts zu vergessen, Alles hinein, was ein nach geistiger Nahrung lechzender Appetit des 19. Jahrhunderts nur begehren kann. Mit bescheidenem Stolz, mit der gehobenen Demuth des Wahlspruches „Ich diene" sprechen Sie es auch in Ihren Jahres- und Vierteljahres-Programmen aus, daß man nur Ihre Zeitschrift zu lesen (und zu bezahlen) brauche, um in allen Gebieten auf der Höhe der Bildung zu stehen und sich fortzuerhalten. Die von Ihnen aufgetischten Gerichte und ihre Zubereitung wetteifern in der That an Wechselfülle. Sie bringen Alles: Romane, Novellen, Gedichte, Essays, populär gehaltene wissenschaftliche Aufsätze, Kritiken, Gerichtsverhandlungen, Plaudereien, Entdeckungen, technische Belehrungen, Anecdoten, Spiele, hülfsbereite und köstlich humoristische Briefkasten-Antworten, gewaltige (stets als „wundervoll" und „unübertrefflich" von Ihnen im Text gerühmte) Bildwiedergaben von Haupt- und Staatsactionen, Feuersbrünsten, Schiffbrüchen, Schlachten (alle immer „von dem künstlerischen Stift eines Augenzeugen") umherziehenden modernen Gemälden, Genrestücken, der „Prämienbeilagen" Ihrer Zeitschrift, durch welche „Ihre (glücklichen) Abonnenten für einen wahrhaften Spottpreis in den Besitz des köstlichen und künstlerisch vollendetsten Zimmerschmuckes gelangen". Sie bieten das Alles dar, nur haben Sie jedem noch so winzigen Stückchen Fleisch vorher mit chemischer Kunstgeschicklichkeit die Eiweißstoffe, Fette,

Digitized by Google

Kohlenhydrate, Salze, Eisen- und Phosphorsäure, das heißt, die nährenden Bestandtheile ausgezogen und nichts übrig gelassen als süßliche, saft- und kraftlose, scheinbare Fleischbrocken. In jeder Spalte und Falte Ihres großen Kochtopfes ist Alles die nämliche breite Bettelsuppe elender Gesinnungslosigkeit, Feigheit und Habgier, auf Kosten der Wahrheit, der wirklichen idealen Güter und der Gesundheit des Volkes Ihren Beutel zu füllen. Denn Sie fürchten nur Eines, daß irgend Jemand für irgend Jemanden aus irgend einem Grunde Ihre Suppe zu kräftig halten und das Abonnement an Ihrem Wochentische aufgeben könnte.

So vergiften Sie das deutsche Volk, „in dessen Dienst Sie Ihre Lebensarbeit gestellt haben", absichtlich, nicht mit ätzendem Sublimat, sondern mit Mehl und Wasser, aus dem Sie einen verderblichsten Pappbrei für die geistigen Säuglinge anrühren, um Ihnen jede Möglichkeit des Wachsthums zu verkümmern. Sensation, Mode, Albernheit, sentimentale Rührseligkeit und gemeinstes „Gemeinverständniß" bilden den Zielpunct aller Ihrer „Geist und Gemüth erhebenden, dem Vorschritt der Menschheit geweihter Beiträge aus den Federn der ersten lebenden Autoren." Was Sie über die Welt freier und höchster Gedanken, über Wissenschaft, Dichtung und Kunst, Staatsleben und Politik in Ihre Suppe hineinrühren, dient ausschließlich dazu, diese Dinge zur Bedeutungslosigkeit herabzuwürdigen, jedes Nachdenken über sie zu ersticken. Sie gebahren sich nicht allein als Verehrer der „wenigstens vielfältig so segensreichen Wirkungen" des Pfaffenthums — soweit eine allgemeine Zeitmode sich nicht dagegen richtet, oder selbstverständliche Rücksicht auf „Andersgläubige" (die Zahl der „Ungläubigen" ist unter Ihren Abonnenten zu gering) Sie in dem Maß ihrer Hingebung an die Verdienstlichkeit einer bestimmten Kirche beschränkt — sondern Sie sind in Wirklichkeit und bewußter Weise die hülfsreichsten Unterstützer aller pfäffischen Ränke und Rückschrittsbestrebungen, die keine eifriger thätigen Mitförderer an der Erhaltung der Geistesstumpfheit der Menge besitzen, als Ihre wöchentlichen hunderttausend Sendboten der „Bildung". Ihre Zeitschrift, die als ein vatikanischer index dictorum prohibitorum, oder, wie Sie sagen, „als getreuer Eckardt vor dem Heiligthum der deutschen Familie wacht", daß keine Erkenntniß, kein Licht der Wahrheit und Wirklichkeit, kein freier auftreibender Gedanke, kein ächter Ton des Herzens, keine tragische Gewalt menschlicher Leidenschaft in ihr vegetirendes Hinleben hineinfallen kann — diese Zeitschrift „im Dienste der Menschheit" erzieht nicht nur „die heranblühende Jungfrau", sondern ihre Brüder und Väter mit zu unwissenden, selbstgenügsamen, gemüthsleeren und geistverkrüppelten alten Weibern. Mit dem kürzesten und treffendsten Wort ist Ihr „Geschäftsbetrieb" der tiefstgreifende Fluch des deutschen Volkes, der es von gesunder, mit Lebenskraft und -Werth durchströmender geistiger Nahrung abhält, um ihm Kopf und Herz mit erbärmlicher, marklos-zerrüttender Kost zu betrügen.

Ich weiß, daß ich Ihnen damit kein neues Wort gesagt habe, und zeichne mich, unter dem Ausdruck der Befriedigung, nicht zu Ihren „schätzbaren" Mitarbeitern gezählt worden zu sein, und mit der Ihnen gebührenden Achtung

Ernst Freimann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Heyse-Woche.

Die vergangene Theaterwoche stand unter dem glücklichen Zeichen eines großen Dichters. Paul Heyse schüttete mit einem Male die langsam gereiften Früchte jahrelangen dramaturgischen Sinnens vor uns aus, und die beiden maßgebenden Bühnen der Reichshauptstadt durften seine Gaben uns vorführen und von dem Jubel, der zumal seinem persönlichen Erscheinen galt, fröhlich widerhallen. Einen gewagten Versuch unternahm freilich das Kgl. Schauspielhaus mit der Aufführung des schon 1882 im Neuen Münchener Dichterbuch erschienenen dreiactigen Trauerspiels: „Alkibiades", dem wohl die meisten Leser keine rechte Bühnenwirksamkeit zugetraut haben. Es ist ein lyrisches Drama, das uns den Ausgang des göttergleichen Helden zeigt, der historisch ein so unrühmliches Ende fand. Heyse läßt ihn sogar durch Weibereifersucht zu Grunde gehen. Auf dem Wege zum Großkönig beim Satrapen Pharnabazos eingekehrt, entgeht Alkibiades mit knapper Noth dem Hinterhalt eines Spartaners. Doch auch Pharnabazos sinnt ihm Böses, noch mehr: seine Schwester Mandane hat ihm den Tod geschworen, weil er einst ihre jüngere Schwester verführt, verlassen und in den Tod getrieben hat. Aber bei seinem Anblick verraucht all ihr Haß, und statt des Giftes reicht sie dem wegemüden Flüchtling einen Becher Weines, ja, sie warnt ihn obendrein vor ihrem Bruder und erbietet sich, ihn auf ihrem Wagen selbst nach Susa zum Großkönig zu geleiten. Allerdings einzig nur ihn, und — er ist nicht allein. Seine Begleiterin ist die Hetäre Timandra —

„Ein Stück Heimath, das mir folgt,
Wie wir ein Hausgeräth wohl mit uns nehmen
Auf weite Fahrt, das in der Fremde draußen
Uns lieb ist, weil es heimisch ist."

Das Mädchen war einst ein „jung leichtherzig lachend Weib, nicht gut, nicht böse, nur gedankenlos", doch die Liebe zu dem abgedankten Abgott der Athener hat sie gebessert, geadelt und jetzt folgt sie ihm, ein griechisches Käthchen von Heilbronn, überall hin, willenlos, selbstlos —

„So wie ein Hündlein
Sich an die Hand des finstern Herren schmiegt,
Die sparsam nur es liebkost, öfter schlägt.
Denn meiner Launen rauheste, erträgt sie
Demüthig stumm, und streichl' ich ihr das Haar,
So dankt sie mir's wie unverdiente Gunst
Mit Thränen oft. Nun bin ich sie gewöhnt,
Und ihre Stimme klingt mir wie das Lied,
Womit die Mutter einst den heft'gen Knaben
Zur Ruhe sang — nur, weil es griechisch ist."

Alkibiades, halb schon von Mandane umstrickt, willigt nach kurzem Kampfe mit sich selbst ein, ihr nach Susa zu folgen und die Griechin, in die Pharnabazos sich verliebt hat, in dessen Schutze zurückzulassen. Schon hat er sich von der Schlafenden fortgeschlichen und den Fuß auf Mandane's Wagen gesetzt, als ihn die Reue ergreift und er sich von seiner persischen Gönnerin lossagt, um zu seinem griechischen Mädchen zurückzukehren. Er ist Zeuge, wie Timandra, deren Selbstmord Pharnabazos unterdessen vereitelt hat, die Anerbietungen des Satrapen abweist, und er schließt die Getreue frohlockend an sein Herz. Ihr Glück währt nur kurze Zeit. Die verschmähte Perserin stürmt wie eine Furie daher, läßt die Hütte, worin Alkibiades und Timandra ruhen, durch ihre Bogenschützen umzingeln und steckt sie eigenhändig in Brand. Als Alkibiades heraustritt, empfängt ihn ein Schlossenwetter von vergifteten Pfeilen. Tödtlich getroffen, sinkt er in den Sand, und während Timandra sich mit demselben Pfeile, der ihren Geliebten traf, den Tod gibt, stürzt sich Mandane in hellem Wahnsinn ins Meer.

Eine Tragödie, an der nichts antik ist, als die Namen und das Costüm. Heyse hat es verschmäht, uns den griechischen Götterliebling so zu zeigen, wie er, zugleich ein Lump und ein Held, genial, leichtfertig, riesenstark, schön wie Apoll, ehrgeizig und genußsüchtig, in seiner ganzen phänomenalen Größe uns aus dem Plutarch und Nepos entgegentritt. Wären nicht seine Wehklagen über das Schicksal von Athen, wir würden nichts von dem Feldherrn, dem Staatsmann, dem großen Patrioten verspüren. Es hat dem Dichter gefallen, uns aus seiner eigenen Phantasie einen Alkibiades zu construiren, der, wie jeder beliebige Novellenheld, nur den Typus des Don Juan zeigt: alle Weiberherzen fliegen ihm zu, er rühmt sich seiner galanten Erfolge, seiner Kunst im Herzenbrechen, und unentschlossen weiß er nicht, für welche Schöne er sich entscheiden soll. Es ist ein origineller, seltsamer Alkibiades, der alle Gebote der Klugheit, die Staatsraison, seine Rache, seine Zukunft, sein Leben in den Wind schlägt, um einem unbedeutenden Mädchen treu zu bleiben, und er spottet mit Recht über seine eigene Schwachheit:

„So manche Thorheit hab ich schon verübt,
Da ich mein Herz nie bänd'gen lernte — dies
Ist aller Thorheit Krone: Macht und Glanz
Und Liebeslust und Rach' an meinen Feinden —
Ich achtete sie schlechten Kieseln gleich,
Da sie den Rückweg mir zu hemmen drohten
Zu diesem blassen Weibe."

Digitized by Google

Daß ihm sein Schwanken als tragische Schuld, die ihn dem Tode weiht, angerechnet wird, ist zwar grausam, aber doch wieder recht deutsch gedacht, gerade wie Timandra nichts von einer griechischen Hetäre hat, wie der sentimental liebegirrende Pharnabazos kein Satrap ist, wie die jählings verliebte Perserprinzessin eine ganz moderne Figur spielt. Erscheint uns auch diese Auffassung des Dichters allzu gewagt, so wird man doch seine Freude an dem rein poetischen Gehalt empfinden, den auch unser Publikum fein herausfühlte und ohne Rückhalt auf sich wirken ließ. Heyse's Sprache, so edel im Ausdruck, so keusch in den Bildern, so schmeichlerisch im Wohllaut, gemahnt wie ein Nachklang aus Goethe's Iphigenie; sie umhüllt die unwahrscheinliche Handlung, die allzu geistreich ausgetüftelten Charaktere, die undramatische Breite und Schwäche mit einem goldschimmernden Schleier, den auch die nicht eben glückliche Darstellung im Schauspielhause nicht ganz zu zerstören vermochte.

Auch die drei Einacter, die im Deutschen Theater einen genußreichen Heyse-Abend bildeten, sind mehr aus dem Empfinden des Novellisten, als des Dramatikers hervorgegangen, so wohl bewandert sich letzterer auch mit den Kunstgriffen der scenischen Form zeigt. Sie kranken alle an einer künstlichen Erfindung, die den Einzelfall im Individuellen verknöchern läßt, statt ihn ins Typische zu verallgemeinern. Ein längst ehrloser Offizier, der zum Selbstmörder wird, weil er just sein Ehrenwort für eine Lüge gegeben, das ist ein lediglich novellistischer Stoff, ganz wie der an seiner Treue zu Grunde gehende Alkibiades oder der alte Vater Don Juan, den Heyse erst neulich zum Helden eines Trauerspiels gemacht hat. Psychologisch und dichterisch interessant ist aber das einactige Trauerspiel: „Ehrenschulden" jedenfalls. Der lebenslustige Dragoner-Rittmeister v. Aldringen unterhält zarte Beziehungen zu der jungen Frau des Bankiers Leinburg. Durch einen anonymen Brief wird das Verhältniß dem Ehemann verrathen, der sogleich, außer sich vor Aufregung und Schmerz, zu dem Offizier eilt, um ihn zur Rede zu stellen. Aldringen leugnet mit Entrüstung Alles ab; übrigens verdiene ja ein anonymer Brief keine Beachtung. Doch Leinburg glaubt den Verfasser zu kennen: er ist sein bester Freund und ein herzlich braver Mr. Murrkopf, an dessen guter Meinung ihm sehr viel gelegen ist. Er fordert also von dem Offizier das Ehrenwort darauf, daß der Brief eine Verleumdung enthalte, um den alten Freund beruhigen zu können. Jetzt wird der Cavalier mit einemmale stutzig. Er war ehrlos genug, den Alten zu betrügen und gerade vorhin noch zu belügen, aber sein Ehrenwort mag er nicht verpfänden. Leinburg fällt darob wieder in die alte Verzweiflung zurück: er überhäuft ihn mit Vorwürfen und nennt ihn einen undankbaren Menschen und sich selbst seinen Wohlthäter, der einst seinen Vater vor Schande bewahrt habe. Vor dieser wahren, tödtlichen Verzweiflung beugt sich der Officier: er gibt sein Ehrenwort. Leinburg eilt glücklich davon, während Aldringen zurückbleibt — ein gebrochener Mann. Das Gespenst der verlorenen Ehre treibt ihn zum Selbstmord; wie Alkibiades und Timandra mit vergifteten Pfeilen, so ritzt er sich die Haut mit einem vergifteten Dolch. „Er hat dem Leben auch die letzte Schuld bezahlt", schließt sein Kamerad, „mein armer, herrlicher Freund!"

Das ist doch wohl eine Hyperbel, die denn auch nur in der Buchausgabe des Stückes*) steht, aber bei der Aufführung gestrichen wurde. Mit Recht, denn das gefährliche Schlußwort wäre gewiß beim Publicum auf Widerspruch gestoßen. Aldringen treibt nur der Popanz des Ehrbegriffs, nicht das Ehrgefühl in den Tod. Er ist ehrlos, noch ehe er sein Ehrenwort für eine Lüge gibt. Für die frühere Schuld, den Betrug an seinem Freund und Wohlthäter — einen Bruch mit dem Sittengesetz, der nicht einmal die Entschuldigung der Liebe hat, denn Aldringen verräth nicht die geringste Leidenschaft oder Innigkeit — dafür und nicht nur für einen Formfehler, für das verzwickte Phantom des Ehrenwortes mußte er sterben. Heyse motivirt den Selbstmord damit, daß er Aldringen als den Knecht der Vorurtheile seines Standes hinstellt und ihn einmal sagen läßt: „Ich habe nur zwei oder drei Grundsätze, die sitzen aber um so fester." Mit Recht bemerkt sein ehemaliger Kriegskamerad zu seiner Entschuldigung: „Du hast die Wahrheit nicht gesagt, weil sie tödtlich gewesen wäre" und nennt sogar den Bruch des Ehrenwortes eine „fromme Lüge". Was also den Rittmeister in den Tod treibt, ist eine Schrulle, rein individuell, nicht tragisch und noch weniger dramatisch. Fragen wir, wie würde sich ein Mensch von dem Ehrgefühl dieses Officiers im vorliegenden Falle benehmen, so kommen wir zum Schlusse, daß er ruhig zu seinen früheren ehrlosen Handlungen auch diese falsche Verpfändung des Ehrenworts fügen würde, und dies um so sicherer, als — von der nothwendigen Schonung des furchtbar aufgeregten alten Ehemanns abgesehen — auch das Gebot der Galanterie, eines anderen Ehrenphantoms, dies erforderte: das allgemeine Gebot, daß ein Ehrenmann eine geliebte Frau unter keinen Umständen bloßstellen darf. Sardou hat dieses galante Dogma in seinem „Ferreol" dramatisirt und vor ihm schon Gustav Freytag in der „Valentine": beide Helden lassen sich dort als Verbrecher arretiren, um nicht das Stelldichein zu verrathen. Aldringens Tod verfehlt endlich auch vollständig seinen Zweck, denn er macht den Ehemann wieder stutzig und belastet die Frau. Sein Tod ist nicht heroisch, nicht tragisch: er ist eine Unbesonnenheit oder mit Kleist zu sprechen:

„Wenn ihr euch todtschlagt, ist es ein Versehen."

Immerhin verdient die einschneidende Dialektik, womit das verzwickte Thema dem Zuschauer nahegelegt wird, um so höhere Anerkennung, als sie immer innerhalb der Grenzen eines natürlichen, dramatisch belebten Dialoges bleibt, der reich an Pointen und Ueberraschungen, Retardationen und jeux de scène ist. Der Auftritt zwischen dem Officier und dem Ehemann, anfangs etwas schleppend und unsicher (woran übrigens das Spiel des sonst trefflichen Herrn Kadelburg und des ewig weinerlichen Herrn Förster die Schuld tragen mag) entwickelt sich in kunstvoller Steigerung, und die darauf folgende Scene zwischen Aldringen und seinem besorgten Freunde ist in Ton, Ausdruck und Stimmung kein geringeres Meisterstück.

•

Ueber die novellistische Künstlichkeit des noch aus dem Repertoire des vorigen Winters wiederholten Einacters: „Im Bunde der Dritte" kommen wir leichter hinweg, denn der Humor, womit die kluge verständige Hausfrau den alten Junggesellen aus der unbequemen Stellung eines Hausfreundes heraus und hinterrücks in die eines Bräutigams befördert, ist feinkarätig und voller Liebenswürdigkeit. Da ist das Lustspiel: „Unter Brüdern" schon gröber, wenn auch gesünder. Drei Brüder bemuttern ihre Schwester und verweigern, auf ein bloßes Geschwätz hin, einem Bewerber ihre Hand. Das Schwesterlein weiß sich zu helfen, indem es den Bund sprengt und jeden Einzelnen bei seinem Egoismus zu nehmen weiß. Den ältesten und den jüngsten spannt sie schlau ins Ehejoch, dem dritten, einem salbungsvollen Pastor, verspricht sie die längst ersehnte Restaurirung seiner Kirche — ihr Schatz ist Baumeister —, und so wird der letztere bei seinem zweiten Besuch viel günstiger, ja mit offenen Armen aufgenommen. Es ist ein mit behaglicher Breite ausgeführtes Genrebild in der Art, wie Benedix sie zu zeichnen verstand, aber geistreicher und mit einem modernen Zug. Wie hübsch ist der „Rütli-Bund" der sich gegen das Lebensglück ihrer Schwester verschwörenden Brüder, oder die drei diplomatischen Auftritte, wo die schalkhafte Schwester der Reihe nach erst den Weltumsegler, dann den Pfarrer, endlich den Mathematiker „herumkriegt", oder die Liebesscene, wo die Küchenfee Toni mit ihrem selbstgebackenen Apfelkuchen, der eine geometrische Figur in Zuckerguß zeigt, das Herz des zaghaften Professors gewinnt! Ganz correct sagt die Schelmin, um ihm Freude zu bereiten, den wunderschönen pythagoreischen Lehrsatz auf; auch die Figur macht ihn glücklich, obschon die Hypotenuse etwas zu dick gerathen ist und die Quadrate der beiden Katheten nicht ganz correct sind, und so schließt er sie denn in seine Arme mit der Bitte, der heilige Pythagoras möge ihren Bund segnen. Das athmet Alles einen erwärmenden Frohsinn, die ganze Heyse'sche Liebenswürdigkeit.

F.

*) Drei einactige Stücke und ein Lustspiel von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **W. Spemann**, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 20/1: Hans Sachs' Werke I/II. Herausgegeb. von Dr. Arnold.
I) Strophische Gedichte. Einfache Sprüche. LXXVII u. 396 S.
II) Dramatische Sprüche. 465 S.
Broch. à Mk. 2,50. Geb. à Mk. 3,50.

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).

Verwerthung von Manuscripten jeder Art.
Uebersetzung in alle Sprachen.
Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —
NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Werden und Vergehen. Carus Sterne,
Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Soeben erschien:

Gegen Kornzölle
von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.
Preis 60 Pfennig.
Der Verf. hebt verschiedene neue Gesichtspunkte hervor. Er weist z. B. nach, daß **Friedrich Wilhelm III.** gegen Kornzölle war, daß **Gneisenau 1826** seine durch allzu großen Aufwand und **ungewöhnlich niedrige Kornpreise** zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit im Haushalt, Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht wieder herstellte, daß nach **R. Cobden** das Hauptverdienst der Aufhebung der englischen Kornzölle der **Königin Victoria** gebührte. U. s. w.
Der Verf. wurde am 6. Dec. 1884 von Dr. Menger im österreich. Abgeordnetenhause als ein **„vorzüglicher, unbefangener Nationalökonom"** bezeichnet.
Leipzig.
Roßberg'sche Buchhandlung.

Verlag von Gerh. Stalling, Oldenburg und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Tannert, Dr. R., Wider die Zünftelei in der Musik.
Eine Streitschrift. geh. 80 Pf.
(Ist besonders gegen Hanslick gerichtet.)

32. Aufl. Methode Toussaint-Langenscheidt Original.
Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch	Deutsch	Französisch
von den Professoren **Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.**	von Professor **Dr. Daniel Sanders.**	von den Professoren **Toussaint** und **Langenscheidt.**

Englisch oder **Französisch:** Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.
Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur komplett, 20 Mk.
Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen **als Probe** *à 1 Mk.*
Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das **Examen** als **Lehrer** der bezüglichen Sprache **gut** bestanden.
Urteil. d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. **Dr. v. Lutz** Excell., Staatssek. **Dr. Stephan** Excell., d. Profess. **Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig** u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."
Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz,** Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland.
Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.
Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung
von **Dr. Hans Meyer.**
560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.
Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]
„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.
Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.
J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen, Preis 2 Mark:
Die Getreidezölle.
Zweite Auflage
für den praktisch. Staats- u. Landwirth
von Dr. Kuno Stommel.
Verlag von **Felix Bagel** in **Düsseldorf.**
Frankozusendung gegen Frankoeinsendung des Betrages.

Soeben erschien:
Kat. 97. **Literaturgeschichte, Bibliographie, Schönwissenschaftliche Literatur,**
1300 Nummern.
Wir versenden denselben **gratis** und franco.
Buchhandlung **Simmel & Co.** in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. **Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.** **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Getreidezölle. Von Moritz Meyer. — Zur Entwickelungsgeschichte des Staates. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Das Christusideal in der Tonkunst. Von H. Ehrlich. — Eine Gesammtdarstellung meiner Philosophie. Von Eduard von Hartmann. — Ein moderner Minnesänger. Von Paul Schütze. — **Feuilleton:** Die Wittwe. Von Moritz Loebel. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Vergnügungszug. Schwank von Hennequin und A. de Saint-Albin. Von F. — Die Ausstellung bei Gurlitt. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Getreidezölle.

Von Moritz Meyer.

Die Frage, ob ein Getreidezoll unter gegebenen Verhältnissen für ein bestimmtes Land nutzbringend und gerechtfertigt sei oder das Gegentheil, ist an und für sich gewiß von höchster Wichtigkeit und ebenso gewiß nicht leicht zu beantworten. Das haben die letzten Debatten des Reichstages, die eine reiche Fülle von statistischem Material, nationalöconomischer und politischer Erwägungen zu Tage förderten, dargethan. Sowohl von liberaler, wie von conservativer Seite, die letztere unter der Führerschaft des Reichskanzlers selbst, ist mit einem Aufgebot von Scharfsinn und Erfahrung gekämpft worden, die dem Ansehen des Parlaments nur zum Vortheil gereicht. Um so schwerer mag manchem der Volksvertreter, dessen Blick nicht durch Fractions- oder Interessen-Politik getrübt ist, die Entscheidung für oder wider geworden sein. Gegenüber der bedeutenden Erweiterung des Zollschutzes mag auch wohl in weiteren Kreisen der wirthschaftlich liberalen Bevölkerung die Besorgniß erregt sein, daß die Reichs-Wirthschafts-Politik unaufhaltsam einer der wirthschaftlichen Freiheit entgegengesetzten Strömung zutreibe. Wir hören die Frage aufwerfen: Wohin steuern wir mit unserer gesammten Wirthschafts- und Zollpolitik? Welches System, das des Schutzzolls oder des Freihandels, soll fortan für Deutschland die Richtschnur bilden? Soll die Nation abermals, wie schon in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, in zwei große Hälften gespalten werden, „die Schutzzoll, die Freihandel" die Losung sein, und in dem Kampfgeschrei der Parteien Sachlichkeit, Mäßigung und ruhige Ueberlegung verloren gehen? Sollen je nach dem Wechsel der maßgebenden politischen Parteien die Gesetze und Einrichtungen für die materielle Wohlfahrt gestaltet werden? Soll unser Erwerbs- und Verkehrsleben fortdauernden Schwankungen unterliegen und gegenseitige Erbitterung und Verdächtigung unser politisches und sociales Leben vergiften? Indeß glauben wir, daß solche Besorgniß unter den heutigen Verhältnissen, in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, der Capital und Credit-Wirthschaft, überhaupt einer hochentwickelten Weltwirthschaft zu weit geht, und daß die Wiederkehr jener alten Zeiten des Zollvereins für unsere Tage ausgeschlossen erscheint. Insbesondere seit die neuere kritische Nationalöconomie sich frei gemacht hat von der Schablonenhaftigkeit der britischen Systematik, ist man auch auf dem Felde der Theorie zu der vermittelnden Anschauung gelangt, daß es nicht mehr nöthig sei, die Welt in Schutzzöllner und Freihändler zu zerlegen, sondern daß im gegebenen Falle bald das eine, bald das andere System wirksam sein könne, sobald gewisse Voraussetzungen sich erfüllen, sobald es sich insbesondere um große, dauernde, volkswirthschaftliche und socialpolitische Gewinne handle. Der Schutzzoll kann heute immer nur noch die Ausnahme bilden, die die große Regel, den Freihandel, bestätigt. Da, wo er noch auftritt, muß er die Berechtigung seiner Existenz jedesmal erweisen. Er darf auch nur so hoch bemessen sein, um die Größen-Unterschiede der internationalen Volkscapitalien auszugleichen, im Concurrenzkampf durch Ausgleichung der Productionskosten die Waffen gleichzustellen, auch nur zeitweilig bestimmt und so beweglicher Natur sein, daß er, immer kleiner werdend, allmählich sich selbst aufhebe und verschwinde. Das Ideal ist, daß ein Schutzzoll als Angleichungs- und Ausgleichungszoll fungire, nicht als ein Lotterbett der Faulheit der Producenten oder als einseitige Begünstigung derselben und als dauernde Steuer der Consumenten; vielmehr sollen die Opfer, die er zeitweilig den Consumenten und damit einem Theile der Nation auferlegt, als Anlage-Capital für die Zukunft möglichst der Gesammtheit, hauptsächlich der Arbeiterclasse, zu Gute kommen. So aufgefaßt, charakterisirt sich der moderne Schutzzoll lediglich als Uebergangsmittel zum Freihandel, nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck. Er ist keine die Fortentwicklung hemmende, sondern eine den Fortschritt anbahnende Institution. Im Princip muß unter den heutigen Verhältnissen für unsere hochentwickelten Industrie- und Culturländer die Richtung auf den Freihandel festgehalten werden, als ein Hauptmittel, die Errungenschaften der modernen internationalen Arbeitstheilung, die Fortschritte des Capitalismus, der Technik, der Verkehrsmittel, überhaupt der Weltwirthschaft und modernen Cultur festzuhalten und nutzbar zu machen, jedoch immer unter Berücksichtigung der nationalen Interessen. Nur zu leicht vergißt aber der Freihandel über der Solidarität der Menschheits-Interessen die Interessen der eigenen Nation, über dem Interesse der Consumenten das der Producenten und Arbeiter, insbesondere übersieht er nur zu oft, daß allzu billige Preise auch allzu niedrige Gewinne und Löhne voraussetzen, und daß einer allzu geschwächten Kaufkraft auch die billigsten Preise nichts nützen können.

Um eine solche Einschränkung des kosmopolitischen Freihandels handelt es sich im Hinblick auf die Landwirthschaft, um eine leidende Productionsbranche, die den weitaus überwiegenden Theil der gesammten Urproduction umfaßt, die größten Capitalien und die große Mehrzahl aller Lohnarbeiter beschäftigt, die, um in Zahlen der Berufsstatistik zu reden, allein 43,6 pCt. der gesammten Bevölkerung in Preußen oder 53,5 pCt. sämmtlicher Haushaltungen im Staate in sich schließt, deren Existenz somit auf breitester und natürlichster Grundlage ruht, und von deren Gedeihen das Wohl und Wehe der ganzen Nation in

Digitized by Google

wirthschaftlicher, socialer und politischer Beziehung in erster Linie mit abhängig ist.

Daß diese größte aller Productionsbranchen im Staate, insbesondere die große Mehrheit aller Getreide zum Verkauf bauenden Landwirthe und — was so oft übersehen wird — der durch sie beschäftigten Arbeiter, seit mehreren Jahren leidet, ist eine von keiner Seite ernstlich in Abrede gestellte Thatsache. Das zeigt schon ein einziger Blick auf die Preisstatistik der letzten Jahre, in welcher mit Ausnahme zweier Jahre die abwärtsführende Bewegung vorwaltend ist; ganz unbezweifelt ist dies der Fall beim Weizen, doch auch beim Roggen unverkennbar. Während noch im Jahre 1877 Weizen durchschnittlich mit 230 M. pro 1000 kg bezahlt wurde, sank im Jahre 1880 der Preis auf 219, im Jahre 1881 auf 220, im Jahre 1882 auf 208, im Jahre 1883 auf 185 M.; Roggen sank im Preise von 220 M. im Jahre 1881 auf 161 M. im Jahre 1882 und auf 147 M. im Jahre 1883. Allerdings verfügt die officielle Statistik nicht über bedeutende Durchschnitte, aber die letzten Preisabschläge sind doch zu bedeutend gegenüber den Preisnotirungen der vorhergehenden Jahre, insbesondere ist aber nicht zu erwarten, daß nach Lage der auswärtigen Produktionsverhältnisse irgendwie wieder eine erhebliche Besserung eintreten könnte. Sehen wir auf die Differenz der Jahresdurchschnitte beim Weizen und Roggen, so betrug dieselbe im letzten Decennium 79 M., beim Monatsdurchschnitt sogar 104—106 M. beim Weizen und 88 M. beim Roggen, wobei wir gleich bemerken wollen, daß der Zoll nur $^1/_{20}$ dieser Preisschwankungen ausmacht. Die Hauptursache für diese Preisrückgänge bildet, wie bekannt, die von Jahr zur Jahr steigende fremde Einfuhr von Getreide, die durch folgende Zahlen veranschaulicht wird:

Doppel-Centner

	1881	1882	1883
Weizen . . .	3 085 610	6 247 390	5 611 520
Roggen . .	5 638 903	6 425 242	7 649 118
Gerste . . .	1 285 102	2 929 050	2 386 831
Hafer . . .	2 309 992	2 140 388	2 182 537

Die gesammten Einfuhren zum Consum (resp. zur Wiederausfuhr in Form von Fabrikaten, wie namentlich Mehl) bezifferten sich demnach in steigender Progression von circa 16.6 Mill. Doppel Centner 1881 auf ca. 19 Mill. 1882 und 19.5 Mill. im Jahre 1883. Den Löwenantheil daran hat Rußland, dessen Leistungsfähigkeit durch die Vermehrung und Verbesserung seiner Verkehrsmittel von ca. 5 Mill. Doppel Centner 1881 auf ca. 8 Mill. 1882 und ca. 9 Mill. 1883 gestiegen ist; neben Rußland, das fast $^3/_7$ der gesammten Einfuhr allein bestreitet, treten Oesterreich-Ungarn und Amerika hervor. Das Ausland kann deshalb die Preise so viel niedriger ansetzen, weil die Productionskosten des russischen und amerikanischen Getreides hinter den deutschen weit zurückstehen, nicht nur die Kosten der eigentlichen Production, sondern die gesammten Gestehungskosten, während bei uns in Deutschland die Productionskosten des Getreides, insbesondere die Löhne, seit den letzten zehn Jahren um 73 pCt., für die weiblichen Dienstboten sogar um 95 pCt. gestiegen sind, ganz abgesehen von der höheren Belastung der Landwirthschaft durch Schuldzinsen, durch Communal und Armenlasten, Versicherung u. dgl. m. Gemäß den Feststellungen des Landwirthschaftsraths beträgt der Durchschnittssatz der Productionskosten für Weizen 5.88 M. im Königsberger Bezirk, 10.44 M. in der Provinz Sachsen, für das ganze Reich 9.55 M. pro Centner, während der Preis noch nicht 8 M. beträgt. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Verhältnissen die betreffene landwirthschaftliche Production ganz unwirthschaftlich werden und ihrem Verfall entgegen gehen muß.

Ja, hat man von gegnerischer Seite eingewendet, das mag Alles seine Richtigkeit haben, indeß, es sind nur die Großgrundbesitzer, also nur wenige Procente aller Landwirthe, die Getreide zum Verkauf bauen und jetzt leiden; das kann aber nicht für die große Mehrheit aller übrigen Landwirthe und die ganze übrige Bevölkerung ausschlaggebend sein. Es kehrt hier dasselbe Raisonnement wieder, welches schon einmal bei der Gewerbezählung eine Rolle gespielt hat, bis sich herausgestellt hatte, daß zwar nur ca. 2 bis 3 pCt. aller Betriebe Großbetriebe sind, daß aber diese paar Procent allein ca. 38 pCt. aller in den Gewerben erwerbsthätigen Personen beschäftigen. Auch in dem landwirthschaftlichen Gewerbe zeigt es sich mit Hilfe der Berufszählung, daß von 8 119 613 erwerbsthätigen Personen 5 850 345 Personen, d. i. ca. 60 pCt., Arbeitnehmer sind, — gegen 38 pCt. Arbeitgeber —, die theils noch neben ihrem selbstständigen Erwerbe Taglöhner, theils vollständig wirthschaftlich abhängig waren, also zum überwiegenden Theile direct an der Erhöhung der Kornzölle mitinteressirt sind, da ihre dauernde Beschäftigung, ja ihre ganze Existenz nur gesichert erscheint, wenn die 38 pCt. der Arbeitgeber prosperiren. Gegenüber diesem entscheidenden Vortheil der Vergleichmäßigung und Verstetigung des ländlichen Arbeitereinkommens kann eine pfennigweise gerechnete Erhöhung des Brotpreises gar nicht ins Gewicht fallen, noch abgesehen davon, daß auf dem Lande vielfach noch die Naturallöhnung vorherrschend ist. Allerdings befinden sich unter jenen 38 pCt. der wirthschaftlich selbstständigen ländlichen Besitzer sehr viele, ja die weitaus überwiegende Zahl, die wegen der Kleinheit ihres Besitzthums sogar Korn zukaufen müssen, also Nachtheile von den Kornzöllen haben können; doch auch dies Moment kann nicht entscheidend ins Gewicht fallen, da es dann ja erst recht die Großgrundbesitzer sind, die der großen Mehrzahl aller ländlichen Arbeiter die Existenz gewähren. Es ist dieses unseres Erachtens entscheidende socialpolitische Moment in der Diskussion des Reichstages kaum genügend betont worden. Von der Gegenpartei ist ferner der Einwand erhoben worden, daß die vertheuernde Wirkung des Zolls, diese einmal hypothetisch angenommen, sich auch allen übrigen, insbesondere den in den Industrien beschäftigten Arbeitern fühlbar machen werde, daß also die eine Hälfte der Nation gleichsam für die andere aufkommen müsse. Indeß ist dieses Argument doch auch nur scheinbar, weil rechnerisch stimmend, richtig, in Wirklichkeit wird auch hier der Nachtheil reichlich aufgewogen durch die Vortheile, die daraus resultiren, daß unter dem Schutze des Kornzolles die ländlichen Arbeitermassen nicht den städtischen Arbeitern größere Concurrenz machen und die gewerblichen Löhne herabdrücken, daß ferner mit der steigenden Consumtionskraft des platten Landes auch die Gewerbe und Industrien und damit auch die städtischen Arbeiter mehr Beschäftigung und größere Verstetigung ihres Einkommens gewinnen. Gegenüber diesen Gesichtspunkten ist es beinahe gleichgültig, ob der Getreidezoll theilweise oder auch ganz von den inländischen Consumenten getragen werden muß, obwohl die überaus großen Schwankungen der Getreidepreise häufig genug den ganzen Zoll ignoriren. Im letzteren Falle, wo das Ausland den Zoll mehr oder weniger zu tragen haben wird, muß der Getreidezoll dann doch als Finanzzoll — circa 30—40 Mill. M. mindestens — wirken und im Gesammtinteresse wiederum verwendbar gemacht werden können.

Freilich müßte der Zoll nicht auf ewige Dauer verhängt werden, noch von starrer Unbeweglichkeit sein. Sein Zweck ist lediglich der, daß mit seiner Hilfe die deutschen Landwirthe davor geschützt werden, dem Siechthum und einer tödtlichen Agonie zu verfallen, daß nicht unabsehbare Erschütterungen des Credits eintreten, daß nicht die unaufhörlichen Schwankungen, die mit einem häufigen Besitzwechsel verbunden sind, der Landwirthschaft die ihr nothwendige Ruhe und Stetigkeit nehmen, oder daß gar die großen Güter in die Hände des speculativen Capitals gebracht werden, welches darauf bedacht ist, eher durch Umsatz und Verkehrsacte als durch eigene productive Thätigkeit aus dem Landbau Gewinnste zu erzielen. Durch den Zoll soll die deutsche Landwirthschaft Zeit und Kraft gewinnen, zu rationelleren Betrieben überzugehen und sich allmählich auf die Dinge einzurichten. Bereits hat in Preußen, wie der Bericht des Ministers für Landwirthschaft ausführt, eine Bewegung zum Besseren Platz gegriffen, insbesondere ist die Unrentabilität des Körnerbaus theilweise paralysirt worden durch „intensivere Cultur und gehobene Technik". Die Landwirthschaft hat den vielfach störenden Einflüssen gegenüber durch Vielseitigkeit ihrer Betriebszweige, durch Ausbildung der Viehwirthschaft und durch

Digitized by Google

Verbindung mit den technischen Gewerben eine ausgleichende Macht geschaffen. In dieser Entwickelung ist die Perspective einer allmählichen Wiederbeseitigung der Kornzölle gegeben. Einstweilen sind sie das einzige Mittel, die Nation vor gefährlichen Katastrophen zu bewahren.

Zur Entwicklungsgeschichte des Staates.

Von Otto Zacharias.

Wenn es heutzutage noch erforderlich wäre, einen Beweis darüber zu führen, daß die genetische Betrachtungsweise auf allen Gebieten der Forschung der einzige Weg ist, auf dem man werthvolle Ergebnisse zu erzielen hoffen darf — so könnte der vorliegende II. Band der „Urgeschichte des Menschen" von Prof. A. Rauber*), in welchem die Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft behandelt wird, eine solche Beweisführung in wirksamster Weise unterstützen. Wer dieses Buch aufmerksam durchliest, wird nicht mehr daran zweifeln können, daß auch die complicirtesten Erscheinungen des Natur- und Geschichtslebens unserm Verstande zugänglich werden, wenn wir in ihnen die Spuren eines allmähligen Werdens aufzufinden uns bemühen.

Wie weit an der Hand einer solchen Methode zu gelangen ist, beweisen am besten die Capitel über Entwickelung der Sprache, über den Aufschwung der Intelligenz, der Religion und Moral, sowie die vortreffliche Erörterung über den Ursprung des Staates.

Prof. Rauber knüpft seine Discussion des actuellsten aller Themata an eine Betrachtung der zahlreichen, historisch beglaubigten Fälle, wo Menschen, dem Einflusse der staatlichen Gemeinschaft entzogen, unter Thieren aufwuchsen und körperlich ganz wohl gediehen. Was wurde denn in geistiger Hinsicht aus diesen unglücklichen Geschöpfen?

Wir wissen mit völliger Bestimmtheit, daß dieselben den menschlichen Charakter mehr oder weniger vollständig eingebüßt hatten. Die meisten davon waren wild und ungeberdig, besaßen keine Sprache und machten im Ganzen einen bestialischen Eindruck. Dafür, daß diese Personen nicht von Natur aus blödsinnig waren, spricht der Umstand, daß manche von ihnen in der Folge sprechen lernten. Blödsinnige würden auch in der Wildniß nicht Jahre lang haben leben und sich ernähren können.

Wir sehen aus derartigen Beispielen, daß der Mensch sich nur innerhalb der gesellschaftlichen und staatlichen Gemeinschaft zu dem hochstehenden Wesen erhebt, welches die Natur zum Träger von Religion, Wissenschaft und Gesittung auserkor. Außerhalb der staatlichen Ordnung sinkt er zum Thier herab.

Dieser Ueberzeugung gibt denn auch Prof. Rauber lebhaften und energischen Ausdruck, indem er sagt: „Ihr, die ihr behauptet, der Staat sei der Einzelnen wegen da, nicht die Einzelnen des Staates wegen, betrachtet euch den Sinn eurer Rede genau, indem ihr auf die Isolirten hinblickt. Ihr werdet mit Staunen bemerken, daß die Einzelnen kein Recht haben, anspruchsvoll zu sein, indem sie ohne den Staat überhaupt nicht sind. Sagen wir lieber, Alle sind wegen Aller da! Ihr Atomistiker, die ihr den Staat in Atome zersplittert, betrachtet euch das isolirte Atom genau und ihr werdet erschrecken! Ihr, die ihr hervorhebt, Glauben sei die wichtigste Errungenschaft und der höchste Stolz des Menschen, seht hin und glaubt den euch beschämenden Beispielen von Loslösung; erkennt, die Gesammtheit sei auch eure Erzeugerin! Ihr, die ihr frevelhaft und dünkelvoll den Staat als euren Diener, als Diener jedes Einzelnen so gern und so geflissentlich bezeichnet, erröthet über eure Vermessenheit und seht, der Staat sei auch euer Erzeuger. Mit demselben Rechte möchtet ihr die Sonne als euren Diener bezeichnen, da sie euch Gedeihen gibt, überhaupt alles Nützliche, Hülfreiche, so erhaben es auch sein mag, ja die eigenen Eltern. Ihr Bequemen alle, die ihr die Vortheile des Staatslebens genießet, ohne entsprechende Gegenleistung, erkennt endlich die Pflicht, dem Staate zu leisten, wozu ihr befähigt seid. Seht sie und begreift, daß ihr ohne den Staat entweder überhaupt nicht seid, oder geringer als Menschen!"

Man kann mit vollem Rechte (aber mit der sicheren Aussicht auf Widerspruch) den Satz aufstellen: daß Irrthümer über Nichts verbreiteter sind, als über das Wesen des Staates.

Die Socialisten verwechseln ihn beständig mit der Gesellschaft. Aber letztere umfaßt Einheimische und Fremde, Bürger und Nichtbürger, Männer und Frauen — ja sie spannt ihre Fäden über das besondere Staatsgebiet hinaus und verbindet bewußt oder unbewußt die gebildeten Classen der civilisirten Menschheit. Sie ist international. Aber eben dieses Charakters wegen ist sie unstaatlich. Was von der Gesellschaft im Allgemeinen gilt, hat natürlich auch Geltung für die besonderen Gesellschaften, welche zur Förderung einzelner Zwecke (Religion, Wissenschaft, Wohlthätigkeit, Erwerb, Vergnügen ꝛc.) dienen. Durch die Vereinigung der Volkskräfte in den Gesellschaften werden sicherlich höhere Wirkungen erzielt als durch vereinzelte Anstrengungen; aber aus geselliger Verbindung entsteht niemals ein Volk. Rousseau befand sich in einem großen und verhängnißvollen Irrthum, als er den Ursprung des Staates auf einen irgendwo und irgendwie geschlossenen Contrat social zurückführen zu können glaubte.

Der Staat ist seinem innersten Wesen nach ein Naturproduct. Er ist nichts Gemachtes und Willkürliches, sondern etwas Gewordenes und Nothwendiges. Es ist ein Verdienst der deutschen historischen Rechtsschule, zuerst auf die organische Natur des Staates hingewiesen zu haben. Sie stellte vor, das Oelgemälde sei etwas anderes als eine Anhäufung und Vertheilung von farbigen Oeltropfen, eine Statue etwas anderes als eine Verbindung von vielen Körnchen Marmor; ebenso sei auch das Volk nicht bloß eine Summe von Einzelnen, die Gesammtheit nicht eine Summe von äußeren Einrichtungen. Sie machte geltend, der Staat sei, weit entfernt, eine Maschine zu sein, zugleich eine Verbindung von Geist und Leib, gleich einem organischen Wesen; wie letzteres, sei der Staat auch besonderen Wachsthumsgesetzen unterworfen; diese aber fallen nicht zusammen mit dem Leben der Einzelnen.

Merkwürdig genug ist es, daß schon der Hellene den Staat als eine der Naturwelt ähnliche Ordnung auffaßte, als einen Kosmos, ein in sich einiges, schönes Ganze. Wie nach Aristoteles das Ganze vor und über seinen Theilen ist, so ist auch der Staat seiner Idee nach zeitlich eher und dem Range nach höher, als alle einzelnen Glieder, wenn er auch in der Wirklichkeit erst durch die Einzelnen zur lebendigen Gestaltung kommt. Er ist kein äußerliches Aggregat der Einzelnen, kein bloßes Erzeugniß ihres Willens, denn der Mensch ist nicht durch seinen Willen, sondern durch seine Natur ein Staatswesen.

Der Vorgang der ersten Staatenbildung war nothwendiger Weise mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, da der urgeschichtliche Mensch in Bezug auf Wildheit und Zügellosigkeit sicherlich seinen thierischen Vorfahren näher stand, als der Mensch der Gegenwart. Mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß der Staat seinen ursprünglichen Ausgangspunkt in der Familie gefunden hat. Die Familie ist die nothwendige Folge eines Naturgesetzes. Der Trieb zur Erhaltung der Gattung führt zu ihrer Bildung. Mann und Weib stellen nicht jedes für sich die menschliche Art dar, sondern beide in ihrer Gemeinschaft; zu ihnen gesellt sich die Nachkommenschaft. Aus der Familie entwickelt sich auf ganz natürlichem Wege die nächst höhere Gruppe des Verbandes, die primitive Gemeinde, unter der Bedingung, daß die einzelnen Glieder sich nicht trennen. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Nicht-Trennung, da der Mensch ein geselliges Wesen ist; außer der Annehmlichkeit kommt auch der größere Nutzen in Betracht, der aus dem Zusammenbleiben erwächst. Viribus unitis läßt sich manches bewältigen oder erreichen, was dem Einzelnen unmöglich ist.

*) Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig.

Digitized by Google

Blutsverwandtschaft, Geselligkeitstrieb und Nützlichkeit waren hiernach die ersten Bindemittel der ursprünglichen Gesellschaft. Aber den centripetalen Kräften stehen in jedem Verbande centrifugale gegenüber. Letztere können leicht über erstere die Oberhand gewinnen.

Um das zu verhüten, bedarf es eines Oberhauptes, einer leitenden und einigenden Macht, zumal in Kriegsfällen, wo der Einzelne nur bestehen kann, wenn er mit seiner individuellen Kraft die Gesammtkraft unterstützt. Anlage zum Gehorsam und zur Unterordnung unter den obersten Führer verhalf Denen, die sie besaßen, zum Siege über solche Stämme, wo die Einzelnen es vorzogen, lieber für sich, als vereint zu kämpfen. Derartige Stämme wurden naturgemäß ausgerottet und zerstreut, d. h. sie gingen unter. Die andern überlebten und bestanden fort, weil selbstverständlich irgend eine Form der Organisation besser ist als gar keine.

Durch die Jahrtausende (oder Jahrhunderte) hindurch geübte Subordination unter den Führer wurde der Sinn für Gesetzlichkeit vorbereitet, ohne welchen keine staatliche Ordnung bestehen kann.

Offenbar war das auch schon die Meinung des Aristoteles, welcher es als die Aufgabe der Politik bezeichnete: die Bürger qualitativ trefflich zu machen, sodaß dieselben in jeder Beziehung richtig zu handeln im Stande sind.

Heutzutage mag uns eine solche Ansicht sehr conservativ, ja beinahe reactionär erscheinen, aber wir vergessen dabei, daß Aristoteles zu einer Zeit lebte, da die Menschen noch ein lebhaftes Gefühl für die Schwierigkeiten einer Regierung besaßen. Jetzt haben wir das ganz und gar vergessen. Wir rechnen bereits mit Zuversicht auf einen Betrag von Ordnung, von stillschweigendem Gehorsam und von Lenkbarkeit, der zur Zeit des großen griechischen Philosophen noch nicht als Grundlage der Cultur vorhanden war.

Die Entstehung der staatlichen Gemeinschaft geht Hand in Hand mit der Gewöhnung an das Gesetz, an strenge Zucht und Ordnung. Erst hierdurch ward der Urmensch befähigt, Culturträger zu werden. Aber diese Gewöhnung war so schwierig zu erlangen, daß Ströme von Blut fließen mußten, ehe der Sinn dafür allgemein wurde. Der widerstrebenden Menschheit mußte das Joch des Gesetzes, nachdem es einmal vorhanden war, fest aufgelegt werden; und wer Augen zum Sehen hat, der begreift die Opfer, die fallen mußten, um für die Folge die Wohlthat gesetzlichen Handelns zu sichern. Jahrtausende hindurch mußte der primitiven Menschheit eine furchtbare Weihe auferlegt werden, um die Ordnung zu einer gewohnheitsmäßigen zu machen, sodaß keiner mehr daran denken konnte, dem Gesetz zu trotzen.

Es geht hieraus auch mit Evidenz hervor, daß Diejenigen die geborenen Führer und Könige der ersten Menschheit sein mußten, in denen der Sinn für das Gesetz früher erwachte als in den andern. Der König eines primitiven Volkes mußte nothwendiger Weise ein Mann sein, der höhere Einsicht und ein stärkeres moralisches Gefühl besaß als seine Stammesgenossen. Kraft dieses Besitzes war er im Stande, die fesellose, wilde Horde seiner Brüder zusammen zu halten. Der Staat wurde also in grauester Vorzeit jedes Mal da (dem Keime nach) angelegt, wo es einem einsichtsvollen und starken Führer gelang, eine nach Willkür und bloßen Instincten handelnde Rotte unter das Gesetz zu beugen. Das Wesen des Staates ist demnach seiner innersten Natur nach absolutistisch und muß es sein. Wer eine klare Vorstellung von der Art und Weise hat, wie die Staatsidee in prähistorischer Zeit geboren wurde, der wundert sich nicht darüber, daß ihr auch noch in der Gegenwart der Stempel ihres Ursprunges aufgedrückt geblieben ist.

Professor Rauber schließt seine Erörterung über den Staat mit folgender bemerkenswerthen Expectoration: „Man darf nicht, was durch die Anstrengung von Jahrtausenden erreicht worden ist, durch Einpflanzung von Leichtfertigkeit in die Jugend wieder vernichten wollen; es gäbe in der Welt nichts Sinnloseres, Widersprechenderes und Schlechteres. Erziehung ist vernunftgemäße Uebertragung des gewonnenen geistigen Besitzes jeder Art; es ist ein falsches Ziel, der Jugend in den Schulen bloß Kenntnisse beibringen zu wollen: weit mehr noch bedarf sie der Gewöhnung an Ernst, Arbeit und Gesetzlichkeit. Die Jugendzeit ist nicht die Zeit unsinniger Zerstreuung und Vergnügung, sondern der Sammlung und Vorbereitung. Wer der Zerstreuung das Wort reden wollte, versteht nicht die Geschichte der Jahrtausende, die über unser Geschlecht dahingezogen sind. Wir sollten sie, die urtheilsunfähig gemacht worden sind, im Stande sein zu fassen, was in Bälde auf ihren Schultern liegen wird? Wie sollten sie im Stande sein, die Aufgaben zu lösen, die ihrer harren? Wie alle großen Nationen sich zur Zeit ihrer innern Reifung nach außen abgeschlossen, gleichsam im Verborgenen sich vorgebildet haben, genau so wie es die Entwickelungsgesetze der gesammten organischen Welt verlangen, so ist es auch bei der Jugend erforderlich, theils um ihrer selbst willen, theils Derer wegen, die dereinst in ihre Hände gegeben sein werden, um der Gesammtheit willen."

Literatur und Kunst.

Das Christusideal in der Tonkunst.

Von H. Ehrlich.

Das Unaussprechliche, Unerklärbare, das In-sich-versenken des Gemüths ist gleich eigen dem wahren christlichen Glauben und den höchsten Wirkungen der Musik. Diese Kunst ist also die der christlichen Religion nächstliegende. Wie immer sie in der antiken Welt hoch geschätzt ward, welche tiefe Bedeutung immer ihr schon ein Jahrtausend vor Christus im indischen und später im ägyptischen und israelitischen Gottesdienste innegewohnt haben mag: erst mit dem christlichen Glauben begann ihre Verbreitung über die Welt. Auch ist nur in der Tonkunst der Bruch zwischen der antiken Welt und der christlichen ein so ganz entschiedener. Die anderen Künste können der Antike nicht entbehren. Das wäre ein armseliger Dichter, der die griechischen und römischen Classiker nicht kennte; der Architekt, der die antiken Bauten nicht wenigstens in Zeichnungen studirt hat, wird auch schwerlich ein vollendeter Künstler sein; und so lange man von dorischer, jonischer und korinthischer Säule spricht, von Pilastern und Karyatiden und Apsis ꝛc. wird wohl die antike Baukunst nicht ignorirt werden können. Die antike Malerei ist größtentheils verloren gegangen, aber die Reste der Wandmalereien und Mosaiken werden gewiß nicht ohne Rückwirkung auf Tadema's Kunstgebilde geblieben sein. Doch die antike Musik ist als Kunst der Gegenwart fast gleichgiltig. Was die Musikwelt darüber von den gelehrten Forschern Ambros, Bellermann, Westphal u. A. erfahren hat, sind höchst dankenswerthe Mittheilungen von wissenschaftlicher Bedeutung, aber für den schaffenden Künstler, sagen wir es schroff, von keinem Nutzen. Nach den Beispielen altgriechischer Gesänge in Ambros', Bellermann's und Westphal's Werken kann man kühnlich behaupten, daß die Kenntniß aller antiken Chorbegleitungen und Dithyramben-Musik nicht annähernd die Wirkung auf die Entwicklung dramatischer Musik ausüben würde, welche die Kenntniß des griechischen Dramas auf die Dichtkunst aller Zeiten ausüben mußte und wird.

Doch nicht die Frage vom künstlerischen Nutzen archäologischer Musikwissenschaft hat der vorliegende Artikel zu besprechen, sondern überhaupt nur das Verhältniß der Musik zur christlichen Religion auch außerhalb der Kirche und die Möglichkeit, „das Ideal des erhöhten, zum Himmel eingegangenen Heilandes in Tönen zu schildern."

Diese beiden Fragen werden in einer Broschüre von G. Portig*) behandelt, und wir wollen deren Hauptgrundzügen einige Betrachtungen widmen.

*) Das Cristusideal in der Tonkunst von G. Portig; Heilbronn, bei Gebrüder Henniger.

Digitized by Google

Das Büchlein, ist ein sonderbares, aber auch sehr anregendes; es will einerseits Manches beweisen, was sich eigentlich gar nicht beweisen läßt, weil es alleinig in dem persönlichen Fürsichempfinden des Einzelnen begründet ist und im Dogma keinen Anhalt findet; anderseits versucht es Dogmatisches noch weiter auszudehnen, als die Gründer des Dogma selbst es gethan. Es will darlegen, daß „der von der Reformation in weiteren Kreisen entzündete und behauptete wahrhafte evangelische Geist" als Wissensgehalt des sogenannten modernen Geistes „sogar die edelsten Glieder der beiden großen Hauptkirchen, der katholischen und protestantischen", verbindet und eint. Er sagt: „Ist es doch eine der großartigsten Lehren der Reformation, daß über und aus den Organismen der einzelnen äußeren Kirchen sich der unsichtbare Riesenbau der Gemeinde der Heiligen erhebt, d. h. Derer, welche im beseligenden Heilsglauben und nicht im Dogmenglauben stehen".

Und weiter: „Das rein Christliche ist nicht unbedingt an kirchliche Räume und Functionen gebunden, und innerhalb der Kunst bewahrt es wohl allemal einen inneren, nicht aber immer einen äußeren Zusammenhang mit der Kirche. Darum ist auch nur innerhalb der protestantischen Geisteswelt eine Aesthetik statthaft, welche der weltlichen Kunst die Möglichkeit einer ebenso hohen und reinen Idealität zuerkennt wie der kirchlichen; ja streng genommen, beherrscht die weltliche Kunst einen ungleich weiteren Umkreis von Formen und ein viel größeres Gebiet des Phantasie- und Gefühlslebens als die kirchliche. Beide aber beziehen sich auf Gott, auf den Menschen und die Welt u. s. w.". „Weil die Reformation dem Subject den unmittelbaren Zugang in Christo, den directen Verkehr mit dem Quell alles Lebens und aller Liebe erschloß, so vermochte auch der Finger Gottes dem Innern des Menschen unendlich zartere und reichere Tongebilde zu entlocken, als vorher der steinerne Riesenhaß der mittelalterlichen Kirche. Aus dem Vollbesitz und Genuß der göttlichen Liebe ergießt sich ein frischer Strom der Beseligung auch in die Liebe der Geschlechter, und diese Liebe wird nun erst in Tönen gefeiert, welche ewig der Poesie unzugänglich bleiben. Ja noch mehr! Selbst wo der Mensch nicht mehr denkend die Welt erobern und mit seiner Vernunft harmonisch umspannen kann, da bemächtigt er sich dichtend in Tönen noch dieser Unendlichkeit und schafft mit den Mitteln der reinen Instrumentalmusik ein Drama, welches in seiner Weise Antwort giebt auf die letzte Frage einer positiv gerichteten Philosophie".

Dieser letzte Satz klingt stark nach Schopenhauer, der ja auch die Musik, über deren Werke er die grauenhaftesten Urtheile fällte,*) als die Kunst bezeichnet, welche das „An sich" der Welt kundgebe, also die höchste Philosophie in sich enthielte. Er steht auch im Widerspruche mit den zuerst angeführten, welche ja den nothwendigen Zusammenhang der Tonkunst mit dem Christenthum, mit dem Heilande darlegen wollen. Mit diesem Satze wollen wir uns beschäftigen.

So lange der Glaube an ein Höheres, Edleres, Erhabeneres als das Erdenleben und seine Miseren nicht ganz aus der Welt getilgt ist; so lange die Menschheit nicht dem Materialismus so weit verfallen ist, daß sie nur das Begreifliche und Ergreifliche für wahr hält und alles Andere als unnützen Kram verwirft; so lange also die Kunst nicht dahin gekommen ist, daß sie nur in der Darstellung des gemein Alltäglichen und des „Realistischen" ihre Hauptaufgabe erblickt: so lange werden und sollen in Deutschland schwärmerische Gemüther fortleben, die in der Hingabe an mystische Sehnsucht ein Asyl vor der Tagesmisere suchen. Selbst der größte Dichtergenius der Deutschen, der klarste der „Grieche" — Goethe, ist von dieser Sehnsucht nicht frei geblieben. Er läßt seinen „Faust" im Momente des Scheidens von der Erde die höchste irdische Lebensweisheit aussprechen. Aber zu den höchsten Regionen des Himmels gelangt dieser erst auf die Fürbitte Gretchens (Una poenitentium) durch den Spruch der Mater gloriosa, der Himmelskönigin, der Mutter Gottes — als solche wird sie von den drei durch Buße geheiligten Frauen angefleht — und ein „Chorus Mysticus" empfängt ihn. Darf man dieses Schlusses willen Goethe katholischer Neigungen beschuldigen? Gewiß nicht! Er gab sich eben jener Schwärmerei hin, welche allerdings im Mariencultus mehr Nahrung findet, als in dem protestantischen Gottesdienste, besonders in dem von gemüthlosen, unduldsamen, hochmüthigen, orthodoxen Pfaffen geleiteten. Auch in den oben angeführten Sätzen des Herrn Portig finden sich Anzeichen jener Schwärmerei, der Sehnsucht nach unerschlossenen Geheimnissen, nach jener Gemeinschaft mit Gott, die im siebzehnten Jahrhunderte von jenen Pietisten gepredigt ward, gegen welche die Orthodoxen so grimmig zu Felde gezogen sind.*) Herr Portig sieht in dem Christus der Bach'schen Matthäus Passion „das Ideal des historischen Christus", der „Heiland der Menschheit, der erbarmende Retter einer sündigen Welt, der trauteste Freund der gläubigen Seele, Dulder und Held zugleich" ist. Dagegen meint er das Ideal des erhöhten, zum Himmel eingegangenen Heilandes, des „Herrn der Kirche", sei in Tönen überhaupt nur in der Messe zu schildern, und diese Schilderung sei nur ein einziges Mal und zwar in der Beethovenschen, erreicht worden. Wir wollen diese beiden Urtheile, sowie die fast entgegengesetzt lautenden von Spitta ein wenig näher prüfen.

Vor Allem sei auf eine ganz merkwürdige Erscheinung hingewiesen: auf einen bei erster Betrachtung fast unerklärbaren Gegensatz in den künstlerisch-religiösen Anschauungen Bach's und Händel's einer- und Beethoven's andererseits. Gab es je wahrhaft kirchlich fromme Männer, die ohne zu grübeln und zu sichten am überlieferten Glauben treu festhielten, so waren es Bach und Händel. Bach's ganze Thätigkeit hing ja auf das Innigste mit dem kirchlichen Gottesdienste zusammen, und Händel war zuerst im Dienste des Herzogs von Chandos, dann aber während seiner Wirksamkeit als Director der Oper immer und immer wieder mit Schaffen von Tonwerken für den Kirchendienst beschäftigt, bis er sich ganz dem Oratorium widmete, dem religiösen Chor- und Gesangswerke außerhalb der Kirche.**) Beethoven dagegen war ein edel frommer, aber nicht ein gläubiger Christ im dogmatischen Sinne. Ueber seinen Kirchenbesuch wissen die Biographen wenig zu sagen, und der altegyptische Spruch, der in einem Rahmen auf seinem Schreibtische stand,***) deutete auf tiefes Sehnen nach Ueberirdischem, aber nicht auf christliche Tradition. Nun aber haben Bach und Händel nie einen Augenblick gezaudert, weltliche Melodien, die sie früher auf ganz

*) Er stellte Rossini neben Mozart und pries ihn, weil er sich aus den Worten des Textes gar nichts machte. Die vier Menschenstimmen Baß u. s. w. verglich er mit dem Stein-, Pflanzen-, Thier- und Menschenreich 2c.

*) Hier ist darauf hinzuweisen, daß der Pietismus des 17. Jahrhunderts, so läuternd und erhebend er — besonders in seinen Anfängen — gewirkt hat, der freien Entwicklung der kirchlichen Tonkunst nicht günstig gestimmt war; es dünkt mir leicht erklärlich, daß in einer Zeit des hohlen Prunkes und leeren Geredes wahrhaft fromme Männer in der Kirche nur den Gemeinde-Choralgesang gelten lassen wollten; daß der Pietismus zuletzt auch in schönredende Frömmelei ausartete, ist bekannt. Vergleiche Schlossers Geschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts, V. Auflage, Band I 542 ff., Band IV 168 u. 169 und Spitta's Bach-Biographie Band I S. 354 ff., in welcher Bachs Stellung zum Pietismus sehr genau beschrieben ist.

**) Händel hat schon in Italien, wo er nur katholischen Gottesdienst sah, auch kirchliche Musik geschrieben; dieser Gottesdienst, mit dem der Anglikanische viel äußerliche Aehnlichkeit hat, entfaltet große Pracht, und wir finden sie in seinen Chören wieder, während die nach innen gekehrte protestantische Gläubigkeit sich in Bach's Chören kundgibt. Es ist dies eine rein subjective Ansicht, die wir auch nur als solche betrachtet wissen wollen.

***) Daß der eigentliche Sinn dieses Spruches ein ganz anderer war, als Beethoven ihm unterlegte, ist insofern ganz unerheblich, als ja hier nur von Beethoven's Verhältniß zu den religiösen Ideen und nicht vom Verständnisse der Sprüche die Rede ist. Es kann ja auch Einer in der Felsengruppe einen Tempel Gottes sehen und sich zur Andacht gestimmt fühlen, wo der Geologe nur Gneis oder Grauwacke erblickt.

Digitized by Google

weltliche Texte componirten, einigermaßen umgemodelt den tiefstreligiösen Worten ihrer kirchlichen Werke anzupassen. Es ist genugsam bekannt, wie Händel in seinen „Messias" Melodien aufnahm, die ursprünglich zu erotischen Duetten erfunden waren, und wie Bach aus weltlichsten Cantaten Arien in das „Weihnachtsoratorium" verpflanzte. Diese so streng religiösen Männer wandelte nicht der leiseste Gedanke an, daß die Heiligkeit des Gegenstandes eine besondere Vorbereitung und Weihe auch der Mittel verlange, und daß gerade in der Tonkunst das Profane vom Kirchlichen scharf geschieden werden müsse. Es kann in der Malerei vorkommen, daß der Künstler für seine Madonna ein Modell wählt, von dem nur das Aeußerliche dem Begriffe entspricht — obwohl auch selbst hier die Frage berechtigt ist, ob ein frommer Maler denselben Kopf einmal für ein erotisches Bild und ein andermal für eine Madonna verwenden würde; aber in der Musik scheint eine derartige Vermischung vom abstract religiösen Standpunkte betrachtet undenkbar. Und doch ist sie vorgekommen, und bei zwei herrlichsten, deutschen, kirchlich frommen Meistern. Dagegen war sie bei Beethoven ganz unmöglich; er war ja so streng sittlich, daß er „Don Juan" und „Figaros Hochzeit" um des Textes willen fast verwarf und nur die „Zauberflöte" unbedingt gelten ließ; und welch' ein Urtheil hätte er trotz seiner unbegrenzten Verehrung für Händel gefällt, wenn er erfuhr, daß in den „Messias" Melodien aufgenommen waren, die ursprünglich unter sehr lebhaften Liebesworten gestanden hatten?! Diese strengen Anschauungen hinderten allerdings nicht, daß sein „Christus am Oelberge" ein sehr schwaches Werk ist, nicht blos in der Erfindung, sondern auch im Stile, der nichts von religiöser Stimmung erkennen läßt.

Kehren wir nun zu der Betrachtung der beiden Messen, der Bach'schen und Beethoven'schen, zurück. Eine Vergleichung der beiden liegt sehr nahe. Ist in ihnen doch ein und derselbe ganz kirchliche Text von zwei so herrlich großen, so weit verschiedenen Meistern componirt, die nur insofern einander gleichen, als sie Beide Romantiker im höchsten, wir möchten sagen im classischesten Sinne des Wortes waren, daß sie den Inhalt, den Gedanken über die Form walten ließen, daß sie herbe Tonstellungen nicht scheuten, wo der organische Gedankengang solche herbeiführte, daß sie diejenigen waren, die am meisten an der Einheitlichkeit des Gedankenganges festhielten und fast niemals den conventionellen Phrasen, Rosalien, Lückenbüßern den geringsten Platz einräumten. Aber so ähnlich die Beiden einander in künstlerischer Gesinnung sein mochten, in der religiösen standen sie meilenweit auseinander; und es ist daher ganz natürlich, daß jeder der Beiden auf *seiner* Seite das Höchste erreichen mußte, daß Keiner unter dem Anderen steht, sondern ihm gegenüber in gleich erhabener Region, zu der er auf seinem eigenen Geisteswege gelangt ist. Wo das dogmatisch-gläubige Versenken in die christliche Symbolik sich mit dem Ausdrucke der höchsten Kunstform vereinigen kann, dort mußte Bach unerreichbar bleiben; wo ein Erheben über alle Dogmatik in jene mystischen Regionen — die Goethe in seinem Faust-Ende andeutete — zur höchsten Anschauung gelangen kann, dorthin ist Beethoven gedrungen.

Man darf übrigens bei der Beurtheilung derartiger Riesenwerke nicht außer Acht lassen, in welcher Zeit und unter welchen Verhältnissen, nicht etwa den privaten des schaffenden Künstlers, sondern den allgemeinen der Menschheit, sie entstanden sind. Denn gerade die größten Kunstwerke sind diejenigen, in welchen die höchsten Ideen der Zeit, in der sie erstanden, geläutert und verklärt sich wiederspiegeln — selbst die schärfsten Gegensätze sind nicht ausgeschlossen — und vom schaffenden Genius mit den höchsten Ideen aller Zeiten in Verbindung gebracht sind. Das ist ja eben das Merkwürdige, Unerklärliche im wahren Genius, daß Alles, was er schafft, *sein* eigenthümlichstes Gepräge trägt und doch wieder immer und immer mehr sich mit der Allgemeinheit vereinigt, so zu sagen immer gegenwärtiger (actueller) wird, während gar oft das Beste, was die Talente hervorbrachten, über eine gewisse Periode hinaus nur mehr kunsthistorisches Interesse bietet.

Es kann auch nie oft genug betont werden, daß die größten Künstler immer nur die höchsten Spitzen einer sie umgebenden geistigen Gebirgskette waren, über die sie hervorragen. Sowie die Welt nur die Namen solcher höchsten Spitzen im Gedächtnisse behält, von denen aus die weiteste, herrlichste Aussicht über weite Lande sich öffnet, und leicht die der andern Höhen vergißt — obwohl der Weg nach der Spitze über diese andern führt — so auch kennt sie nur die Größten in der Kunst, und dem Forscher bleibt es vorbehalten, die anderen zu erkennen, über welche der Weg zu jenen höchsten führt.

Bach lebte in der Zeit, als das deutsche Bürgerthum trotz aller kleinlichen, oft banausischen Anschauungen und Gewohnheiten doch der wahre Hüter häuslicher Tugend und ungeheuchelter Frömmigkeit gewesen ist. Das Leben an den meisten deutschen Höfen, besonders an den kleineren, den ärgsten Nachäffern Ludwig XV., war ein solches, daß der protestantische Bürger seufzend nur in dem lutherischen Grundsatze von der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Fürsten gegen Gott einen (traurigen) Trost suchen konnte. Und der Kurfürst August III. von Sachsen, König von Polen, dem Bach die ersten Sätze seiner Messe gewidmet hat, folgte dem allgemeinen Beispiele. Die Dresdener Hofwirthschaft jener Zeit ist geschichtlich bekannt genug, wir brauchen also nicht den Leser und uns mit einer Beschreibung aufzuhalten. Leipzig aber war eine durch und durch bürgerliche protestantische Stadt*), und wenn auch des großen Cantors Hoheit als Künstler nicht begriffen ward,**) so galt er doch als Meister der Kirchenmusik der zu dem Gottesdienste in immerwährender Beziehung stand. Er hatte auch bereits eine große Anzahl unsterblicher *kirchlicher* Musikwerke geschaffen, als er sich in der H-moll-Messe zum Höchsten erhob. Beethoven's Messe dagegen ist nicht das Werk eines frommen, gläubigen Kirchencomponisten, sondern eines tief empfindenden, aber nicht kirchlich gläubigen Tondichters, der den Gipfel der Instrumentalkunst erreicht hatte und nunmehr das tiefinnerste Bedürfniß empfand, sich vor dem Ende seines irdischen Wandelns zur christlichen Gottesidee in Tönen aufzuschwingen. Er war der Sohn anderer Zeiten; er hatte die französische Revolution miterlebt und hielt sich fast für einen Republikaner; er hatte Napoleons I. glorreichen Aufgang gesehen und verherrlichen wollen. Er war als 22jähriger Jüngling nach Wien gekommen und sogleich von der hohen Aristokratie so liebenswürdig aufgenommen und in ihre Kreise gezogen worden, wie niemals ein deutscher Künstler vor ihm. Er hatte die Entfaltung des glänzendsten Hoflebens während der Congreßzeit gesehen und war von den höchsten Persönlichkeiten ausgezeichnet worden. Er stand in regem Verkehr mit allen geistigen Größen seiner Zeit. Einen anderen Gottesdienst als den katholischen kannte er nicht, die kirchliche Bedeutung des Chorals war ihm fremd. Sein Versuch, ein Oratorium, Christus am Oelberge, also religiöse Musik in einer Form zu schreiben, die der protestantische Norden handhabte, war ein kläglich mißlungener. Von allen Geistesströmungen Deutschlands wurde in Oesterreich nur die katholisirende romantische, von Novalis, dann von den Convertiten Fr. Schlegel und Ad. Müller in Wien verbreitet, geduldet, ja befördert — da sie sich ganz gut für die damaligen Regierungs-Anschauungen brauchen ließ. Wenn man nun die Individualität Beethoven's im Auge behält und alle die allgemeinen Verhältnisse, in deren Mitte er lebte und schuf, so

*) Es ist höchlichst zu bedauern, daß Spitta in seiner, trotz vieler Ueberschwenglichkeiten sehr verdienstvollen Bach-Biographie kein Wort geschrieben hat über die damaligen Bildungsverhältnisse Leipzigs, über die Stellung seines Bürgerthums und dessen Beziehungen zur Kunst und Wissenschaft. Wenn ein großer Künstler in einer bedeutenden Stadt so viele Jahre an der wichtigsten Stelle, an der eines Leiters der Kirchenmusik an der Hauptkirche, gewirkt hat, so mußte eine gründliche Biographie doch auch wenigstens dem kirchlichen und religiösen Leben dieser Stadt eine genaue Forschung widmen. Namentlich war dies bei Leipzig angezeigt, der Stadt, von welcher gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die stärksten Anregungen zur Bildung und Aufklärung ausgegangen waren.

**) Der hochweise Rath ließ Bach's Frau als Almosenempfängerin sterben.

Digitized by Google

erscheint es leicht erklärlich, daß seinem Genius die höchsten musikalischen Ideen dort zuflossen, wo die Worte der Messe dem mystisch katholischen Muttergottesdienste huldigen wie im „Incarnatus", oder wo sie über das rein Confessionelle hinaus einen allmächtigen Schöpfer preisen und den Glauben aller Zeiten erkennen, wie im Sanctus und im Benedictus, während das reine kirchliche Gebet, das demüthig Gläubige von Bach mit gleicher wunderbarer Weihe und unendlicher Meisterschaft der Form wiedergegeben ward. Spitta hat ganz Recht, wenn er sagt, daß Bach's Messe — obwohl auf Worte der katholischen Liturgie und ohne jede Verwendung des Gemeindeliedes componirt — „dem echten protestantischen Geiste" vollkommen Genüge thut. Ebenso richtig ist sein Hinweis, wie diese Messe und nicht die oft citirte Mathäuspassion dem Händel'schen Messias gegenübergestellt werden müsse, weil nur in diesen beiden Werken der Inhalt des Christenthums zur künstlerischen Gestaltung gelangt. Freilich sind manche von Spitta's Auslegungen der einzelnen Theile der Messe viel mehr pietistischer als dogmatisch orthodoxer Art und erinnern fast an die von Schlosser*) citirte Anschauung aus Arnold's Kirchenhistorie, aber man kann sich ihrer erfreuen. Dagegen sind die Urtheile des Herrn Spitta über die Beethovensche Messe insofern einseitig, als er ganz und gar nicht die katholisch-religiöse Empfindungsweise berücksichtigt, die allein Beethoven gekannt hat; er konnte sie nach seiner Weise und in seinem Geiste klären, verklären; aber protestantisch denken und fühlen konnte er nicht. Was anderseits Herr Portig über die einzelnen Theile der Bach'schen Messe urtheilt, zeugt ebenfalls oft von einseitiger Auffassung; er scheint besonders zu wenig Gewicht auf die strenge Kunstform zu legen, die in der Kirchenmusik jene vom Weltlichen abgewandte Stimmung, jenes In-sich-versenktsein zu erzeugen vermag, wie keine andere Kunst. Und in der künstlerisch freiesten individuellsten Handhabung der strengsten Kunstform steht Bach einzig da.

Die geistreichen und meist zutreffenden Bemerkungen des Herrn Portig über verschiedene andere Compositionen der Messen, das „Requiem" (das Brahms'sche mit inbegriffen) und über die beiden Oratorien „Christus" von Riel und Liszt können wir hier nicht im Einzelnen prüfen, nur darauf hinweisen und dem Leser, der sich von dem Gegenstande angeregt fühlt, rathen, daß er dem 78 Seiten enthaltenden Büchlein ein paar Stunden widme. Wir müssen an die Hauptfrage treten; lassen wir zuerst Herrn Portig selbst sprechen.

„Wann der Genius erscheinen wird, welcher, frei von den Schranken der Confessionalität, aber wurzelnd in den Lebenstiefen des evangelischen Christenthums, das Christusideal in Tönen der Menschheit schenken wird: wer wollte das bestimmen? Fußen müßte er jedenfalls auf den Werken seiner protestantischen Vorgänger, Protestant selbst brauchte er nicht zu sein. Die Gemeinde der Auserwählten (Heiligen) ist in der Kirche wie in der Kunst nicht gebunden an die Grenzen eines Sonderbekenntnisses. Das freilich, was die edleren Elemente der modernen Weltanschauung und Cultur enthält, wird erst noch eine tiefere Versöhnung suchen müssen mit dem geist und gemüthvoll reconstruirten neutestamentlichen Wesensgehalt, ehe in Klängen von himmlischer Schönheit die Liebe und das Leid dessen geschildert werden kann, welcher das Herz und das Haupt der Menschheit im Himmel und auf Erden ist. Wohl wird auch das vollendetste Oratorium immer nur ein Gleichniß, nie ein erschöpfender Ausdruck jener Persönlichkeit von schlechthin einzigen Dimensionen sein; immer aber wird es die innigste und duftigste Sprache enthalten, in welcher überhaupt auf Erden die gläubige Seele von und mit ihrem himmlischen Bräutigam zu reden vermag. Nur das Virtuosenthum kann wähnen, daß in der Kunst mit der schönen Form Alles erreicht sei und der sittlich-religiöse Gehalt das Spiel der reinen Formen selbst in den höchsten Schöpfungen der Kunst nicht beeinflusse oder gar trübe. Die echte Kunst wird nie etwas Anderes wollen und können, als dem höchsten, d. h. dem sittlich-religiösen Gehalt zur Wiedergeburt und Auferstehung zu verhelfen in einer Form, durch welche er erst wahrhaft lebt und befruchtend die matten Herzen der Erdenpilger zu erfüllen im Stande ist. Den übersinnlichen Gehalt des Christenthums aber läßt keine Kunst so ahnungsvoll erscheinen wie die Musik. Den Willen mag mehr das begeisternde Wort, die Phantasie mehr die Malerei anregen: die Tiefen des Gemüths befriedigt die Musik allein. Den Christus des gepredigten Wortes können wir anbeten, den Christus in Farben als Ideal eines Menschenkopfes bewundern: lieben aber werden wir am meisten den Christus in Tönen."

Wir haben hierauf zu bemerken: Das wahre Christusideal kann die Kunst nur in zwei Erscheinungen des Heilandes suchen: in der Bergpredigt, da er die Menschen lehrt, das Heil in der Entsagung und in der Hoffnung auf eine bessere Welt zu suchen, und in der Auferstehung, da er der Welt nicht mehr angehört. In allen anderen Phasen ist Christus der Leidende, „des Menschen Sohn". Jenes aus dem Evangelium geschöpfte reine Ideal, das eigentlich mit der Dogmatik nichts zu schaffen hat — denn wo käme diese hin mit dem Verbot des Eides und dem „Gebet im Kämmerlein"? — ist der Darstellung durch die Kunst unzugänglich und nur der inneren Anschauung sich offenbarend. Die bildende Kunst kann nur menschliche Gesichtszüge veredeln und als Christus gelten lassen, sie muß von vornherein auf das Göttliche, nur zu Ahnende verzichten. Der größte christliche Dichter verstummt, da er versuchen will, die Dreieinigkeit, den Christus im Himmel, zu besingen. Dante sagt im Paradiese ausdrücklich, daß sein Schauen mächtiger ward als die Rede, und daß selbst sein Gedächtniß vor solchem Uebermaße weiche,*) daß die Gottheit im zurückstrahlenden Lichte erscheine,**) und daß es ebenso leicht für den Geometer sei, die Quadratur des Zirkels zu finden, als für ihn (den Dichter) die Erscheinung deutlich zu beschreiben.***) Der Christus in Milton's „Verlorenem Paradiese", der den Menschen als Gottes jüngsten Sohn bezeichnet (Buch III), der sich freiwillig als Sühneopfer für ihn anbietet, und dessen Fleischwerdung dann Gott Vater anordnet, ist eine hochpoetische Erfindung, die der evangelischen Lehre nicht nahe steht, und auch nicht den „Herrn der Kirche" den Heiland schildert. Klopstock's „Messias" ist ein Beweis, wie die tiefste kirchliche Gläubigkeit im breit angelegten Kunstwerk ohne vollendete Meisterschaft der Form oft weniger wirkt, als das einfache, anspruchslose, religiöse Gedicht. Auch die Tonkunst kann nur vorhandene Formen handhaben, um die Darstellung jenes Ideales zu versuchen; sie kann nur die Stimmung erzeugen, welche durch immerwährende weitergehende Abstraction zum inneren Schauen gelangt; und Herr Portig selbst gesteht die Unzulänglichkeit der Kunst, wenn er seine interessante Schrift mit den Worten schließt: „Das ist der Real-Idealismus der Religion, welcher den der Kunst noch übertrifft."

*) Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Band I S. 548-49.

Eine Gesammtdarstellung meiner Philosophie.

Von Eduard von Hartmann.

Niemand kann weniger Bürgschaft für eine unbefangene Kritik solcher Werke gewähren, die sich mit der Gesammtheit der literarischen Thätigkeit eines Autors beschäftigen, als dieser Autor selbst; denn nichts ist schwerer als Selbsterkenntniß, und jeder Dritte kann besser die Aehnlichkeit eines Porträts beurtheilen als der Abgebildete. Bei einem Schriftsteller kommt noch hinzu, daß er die Gesammtheit seiner Leistungen stets durch eine Brille sieht, welche mit den Liebhabereien und Interessen des Augenblicks gefärbt ist, so daß es für einen draußen Stehenden unbedingt leichter ist, einen objectiven Ueberblick über diese Leistungen und ihren relativen Werth zu gewinnen,

*) — — il mio veder fu maggio
Che il parlar nostro, eh' a tal vista cede
E cede la memoria a tanto oltraggio.
Paradies 33 V. 55—57.

**) Ebendas. V. 128.
***) Ebendas. V. 133—136.

Digitized by Google

wenn er sich nur mit Ernst und ohne Vorurtheil in seinen Gegenstand vertieft. Wenn ich es trotzdem wage, mich über ein Buch zu äußern, welches sich mit meiner Philosophie beschäftigt,*) so kann es sich nicht um eine Kritik im gewöhnlichen Sinne handeln, sondern nur um eine Confrontation, aus der zu ersehen ist, in welchem Lichte mir das Bild erscheint, welches der Verfasser von meiner Philosophie entworfen hat. Einer solchen Aeußerung wird niemand einen anderen als einen rein subjectiven Werth beilegen; aber einen solchen wird man ihr hoffentlich auch nicht ganz absprechen und sie als einen Beitrag zur Erleichterung der objectiven Kritik des Buches hinnehmen.

Herr von Koeber ist kein Neuling in der philosophischen Literatur, sondern hat bereits verschiedene Monographien über Schelling'sche und Schopenhauer'sche Philosophie herausgegeben; ebenso wenig ist er ein junger Anfänger, sondern ein gereifter Mann, der in den Naturwissenschaften, der Philosophie und der Aesthetik die gründlichsten akademischen Studien absolvirt hat, in Folge seiner Geburt und Erziehung die russische, deutsche, französische und englische Sprache mit gleicher Sicherheit beherrscht und als Lehrer der Theorie und Geschichte der Musik am Conservatorium zu Karlsruhe wirkt. In der ausgezeichneten Schule Kuno Fischer's hat er gelernt, ein philosophisches System aus seinem Herzpunkt heraus historisch zu begreifen und congenial zu reproduciren; als Schüler Ernst Haeckel's war er besonders berufen, ein System zu würdigen, das der modernen Naturwissenschaft, insbesondere im Gebiete des Organischen, einen hervorragenden Platz in sich einräumt. Dabei besitzt derselbe eine bedeutende schriftstellerische Anlage, jene schmucklose aber treffende Schlichtheit und logische Folgerichtigkeit des Stils, welche um so eindringlicher überzeugt, je mehr sie auf Ueberredung verzichtet. Wenn ein solcher Mann mehrere Jahre seines Lebens einer Monographie widmet und dabei die Selbstverleugnung übt, vor der Hand auf alle Kritik zu verzichten und sich hingebungsvoll in seinen Gegenstand zu versenken (S. 402), so darf man von vornherein auf eine vorzügliche Leistung gefaßt sein, und eine solche ist denn auch in der That zu Stande gekommen.

Meine Schriften umfassen gegenwärtig drei mehrbändige Hauptwerke und eine ganze Reihe von zum Theil recht umfangreichen Nebenwerken; es ist keine geringe Anforderung, diese lange Reihe von Büchern durchzulesen, die alle über verschiedene Gegenstände handeln, und doch wird man zugeben, daß es nicht der Billigkeit entspricht, das philosophische System eines Autors nach einer unvollständigen Kenntniß seiner Schriften oder gar ausschließlich nach seinem vor dem 25. Lebensjahr verfaßten Jugendwerk zu beurtheilen. Die von Max Schneidewin herausgegebene Sammlung von „Lichtstrahlen" aus meinen Schriften kann ihrer ganzen Natur nach nicht über den Zusammenhang meines Systems Aufschluß geben, sondern nur Proben liefern von meiner Art, die Dinge zu betrachten und mich über dieselben zu äußern. Eine zusammenhängende Darstellung meines Systems konnte mir deshalb nur sehr erwünscht sein, in der Hoffnung, daß sie jene Schwierigkeit heben werde.

Das Koeber'sche Buch liefert nun in der That eine Darstellung meiner Philosophie in ihrem systematischen Zusammenhange, aber darum doch keinen Auszug aus meinen sämmtlichen Schriften; es will sich mit Absicht auf die metaphysischen Principien und die von diesen getragenen oder mit ihnen zusammenhängenden Grundgedanken der philosophischen Special disciplinen beschränken, aber alle speciellen, mit den Principien des Systems nur in losem Zusammenhange stehenden Untersuchungen bei Seite lassen (S. 384). So wird z. B. der Inhalt des „religiösen Bewußtseins der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung" nur zum Schluß in einer Art Anhang mitgetheilt, derjenige meines zweiten Hauptwerks, der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", aber gar nicht berührt, desgleichen meine Studien auf den Gebieten der Pädagogik und der philosophischen Kritik von Zeitgenossen. Auch die Naturphilosophie ist nur nach ihren Grundgedanken behandelt, während der Verfasser sich die genauere Durchführung derselben im naturwissenschaftlichen Detail für eine besondere Arbeit vorbehalten hat. Man kann hieraus entnehmen, daß das Buch keinen vollständigen Ersatz für die Lectüre meiner Schriften zu geben beabsichtigt, sondern nur eine Darstellung der principiellen Bestandtheile meines Systems; es bezeichnet sich selbst mit übertriebener Bescheidenheit als eine bloße Einführung in mein System und als einen Führer durch dasselbe (S. 402—403) und weist selbst auf die Lectüre der „Phänomenologie" und anderer meiner Schriften als nothwendige Ergänzung hin (384).

Diese freiwillige Beschränkung auf die Principien des Systems zeigt schon, daß das Buch es nicht auf Popularisirung abgesehen hat, sondern auf gedankliche Concentration. Daß es dem Verfasser trotz dieser Zusammendrängung des schwierigen Stoffes doch gelungen ist, ein vollkommen verständliches und lesbares Buch zu liefern, ist der beste Beweis, in welchem Maße er sowohl seinen Stoff als auch die Sprache beherrscht. Immerhin setzt dessen Lectüre, um lohnend zu sein, bei seinen Lesern ein ernsteres Streben und eine gewisse Sammlung voraus und wendet sich daher weniger an das große Publicum, als an den Kreis der Studirenden und an die Gebildeten von tieferem philosophischen Interesse; für solche aber ist es auch in der That eine ganz vorzüglich zu empfehlende Lectüre, da es, ganz abgesehen von dem behandelten besonderen Gegenstande, als die Einführung eines Lernenden in die wichtigsten Probleme der philosophischen Gedankenwelt entworfen ist (siehe „Einleitung" S. 1—3) und als solche ein Muster sachlich folgerichtiger Gedankenentwickelung bietet.

In besonders hohem Grade gilt dieses Lob von der ersten Hälfte des Buches (S. 1—184), welche ihren Gegenstand, die speculative Gedankenentwickelung seit Kant in Bezug auf Metaphysik und Erkenntnißtheorie, mit gedrängter Kürze und doch mit durchsichtiger Klarheit und ausreichender Vollständigkeit behandelt. Dieser Theil der Arbeit mit seinem stetig fortlaufenden Gedankenfluß erscheint wie ein Stück aus einem Guß; es ist, als ob sich hier noch die erste frische und warme Schaffensfreude ohne ängstliche Rücksicht auf die räumliche Oeconomie des ganzen Buches freien Lauf gelassen hätte, während in der zweiten Hälfte die Fülle des noch zu bewältigenden Stoffes zu starken Einschränkungen nöthigte, wenn nicht der Umfang eines mittelstarken Bandes überschritten werden sollte. Wenn die Geschichte der neuesten Philosophie nur aus dem Abschnitt D meiner „Gesammelten Studien und Aufsätze" wiedergegeben zu werden brauchte, so erforderte schon der Abschnitt über Methodologie und Erkenntnißtheorie die Verarbeitung eines in vielen Schriften zerstreuten Materials und dieser Abschnitt allein (S. 96—184) würde genügen, dem Buche seine Bedeutung zu sichern, da er in seiner concisen Fassung ganz dazu angethan ist, die Aufmerksamkeit auf eine Seite meines Systems zu lenken, welche bis jetzt noch recht wenig Beachtung gefunden hat.

Mit den philosophiehistorischen und erkenntnißtheoretischen Auseinandersetzungen der ersten Hälfte seines Buches (Cap. 1 bis 9) gibt der Verfasser einen inductiven Aufbau für die metaphysischen Principien, welche er im 10. und 11. Capitel entwickelt; dann aber verzichtet er auf weitere inductive Behandlung und beschränkt sich darauf, die Grundgedanken der Naturphilosophie (Cap. 12—14), Geschichtsphilosophie (15), Aesthetik (16) und Religionsphilosophie (17—19) aus den metaphysischen Principien deductiv abzuleiten. Die Ethik und der Pessimismus erhalten nicht einmal eigene Capitel, sondern werden in aller Kürze bei Gelegenheit der Metaphysik und Religionsphilosophie mit erledigt.

Wenn ich sagen soll, was mir an dem Buch am wenigsten zusagt, was mir in dem physiognomischen Ausdruck des Porträts am weitesten von demjenigen des Originals sich zu entfernen scheint, so ist es dieses Verlassen der inductiven Methode von der Mitte des Buches an zu Gunsten einer Deduction aus den metaphysischen Principien, welche aus einer einseitigen philosophiehistorischen und erkenntnißtheoretischen Induction gewonnen worden sind. Gerade darin haben meine Kritiker mir so oft Unrecht gethan, daß sie den induc-

*) Das philosophische System Eduard von Hartmann's. Von Dr. Raphael Koeber. Breslau, bei W. Koebner. 1884.

Digitized by Google

tiven Aufbau jeder einzelnen Disciplin in meiner Philosophie verkannt und mit Verurtheilung der letzten metaphysischen Spitze den ganzen Unterbau und Mittelbau meines Systems gestürzt und vernichtet zu haben glaubten; ich muß befürchten, daß die Koeber'sche Art der Darstellung des Systems diesem für mich verhängnißvollen methodologischen Mißverständniß neue Nahrung zuführen wird. Nach meinem Gefühl hätte auf die Erkenntnißtheorie eine inductive Darstellung der Naturphilosophie, dann eine solche der Geschichtsphilosophie und des Pessimismus, dann eine solche der Ethik und der Religionsphilosophie folgen, und die Metaphysik als Schlußstein der mannichfachen Kreuzwölbungen ans Ende gesetzt werden müssen. Bei solcher Anordnung wäre die geschichtliche Entwickelung des religiösen Bewußtseins aus ihrer Stellung als nachträglicher Anhang der „Religion des Geistes" in die ihr gebührende Stelle als Hinleitung zu derselben wieder eingesetzt worden, und die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" wäre gleichfalls zu ihrem Rechte auf einen Platz im System gekommen. Freilich wäre damit das Buch von 25 auf 32—40 Bogen angeschwollen, d. h. zu einem Umfang, der auf die meisten Leser schon abschreckend wirkt.

Nach äußerlichen Rücksichten betrachtet, kann ich die Beiseitelassung der Ethik und des Pessimismus um so weniger bedauern, als das kürzlich hier angezeigte Buch von Plümacher „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart" diese Lücke ausfüllt, so daß diese beiden gleichzeitig und unabhängig von einander erschienenen Werke sich trefflich ergänzen. Durch die Beschränkung, welche Koeber sich auferlegt hat, sind für die Leser beider Werke alle unliebsamen Wiederholungen glücklich vermieden, und wenn Koeber seine Absicht, eine besondere Darstellung meiner Naturphilosophie zu geben, nach inductiver Methode zur Ausführung bringt, so wird auch die letzte Lücke seines Buches ausgefüllt sein.

Der Verzicht auf Kritik würde unbedenklich sein, wenn der Verfasser sich auf ein trockenes Referat beschränkte und auf jedes empfehlende und lobende Urtheil gleichfalls verzichtete. Aber, wie so oft, hat auch in diesem Falle die längere liebevolle Versenkung in den Gegenstand einer Monographie eine gewisse Vorliebe für denselben erzeugt, deren gelegentliche Aeußerungen nicht unterdrückt werden. Daraus entspringt der Uebelstand, daß das Bild zwar helle Lichter zeigt, aber das Gegengewicht kräftiger Schatten vermissen läßt, was die Modellirung beeinträchtigt. Diese Bemerkung drängt sich besonders in Capitel 5 (S. 75—95) auf, welches eine allgemeine Charakteristik meiner schriftstellerischen Thätigkeit und eine vorläufige Uebersicht über deren Ergebnisse liefert, ähnlich wie die Einleitung Schneidewin's zu den „Lichtstrahlen". Mögen die Leser sich durch diesen Mangel an Schatten nicht abhalten lassen, die Schärfe der Zeichnung und die Lebhaftigkeit des Colorits in diesem literarischen Porträt zu prüfen und anzuerkennen. Der gänzliche Mangel an Kritik gewährt wenigstens den Vortheil, daß keiner Kritik vorgegriffen wird, und jedem Leser freisteht, die seinige von seinem Standpunkte aus zu üben.

Die Genauigkeit der Wiedergabe meiner Ansichten halte ich für so groß, als sie bei dem Durchgang durch ein fremdes Gehirn überhaupt möglich ist. Es steht kein Wort in dem Buche, das ich nicht billigen könnte, woraus freilich noch nicht folgt, daß ich auch das Ganze ebenso geschrieben haben würde. Denn wie ein neues philosophisches System nicht sowohl durch Einführung neuer, als durch veränderte Gruppirung und Betonung alter Gedanken neu ist, so kann auch die Physiognomie eines Gedankencompleres schon dadurch erhebliche Aenderungen erleiden, daß bei der abgekürzten Reproduction die einen oder die anderen Bestandtheile weggelassen werden, und daß die aufgeführten in verschiedener Anordnung und Beleuchtung dargeboten werden. Wo die Zeilen dasselbe sagen, kann doch, je nach der Art, wie sie es sagen, zwischen den Zeilen Verschiedenes zu lesen sein, und bei gleicher Zeichnung und gleichem Farbenverhältnisse kann doch die Copie eines Bildes einen anderen Gesammtton zeigen und dadurch eine andere Stimmung erwecken als das Original. Eine solche abweichende Nuance wird sich niemals Demjenigen beweisen lassen, der sie nicht von selbst sieht, und über das, was zwischen den Zeilen steht, wird sich schwerlich ein anderes als ein ganz subjectives Urtheil abgeben lassen. Oft hängt der fragliche subjective Eindruck sogar von der Stimmung ab, in welcher man sich befand, als man das Bild sah oder das Buch las, und wechselt, wenn man in anderer Stimmung zum zweiten Male herantritt.

Meine Weltanschauung ist ernst, herb, tragisch angelegt, aber nicht trüb, bitter, traurig; wie alle Tragik, zeigt sie die Perspective auf einen düstern Horizont, aber im Vordergrunde fehlen neben den dunklen Schatten auch die satten leuchtenden Farbentöne nicht. Auch in ihr hat die Friedenssehnsucht, die keinem tiefer veranlagten menschlichen Herzen fehlt, das letzte Wort, aber sie verweist die individuelle Friedenssehnsucht auf den Schlummer des Friedhofes und die universelle auf die nebelhafte Ferne des „jüngsten Tages"; sie bekämpft jede schon im Laufe des Tages sich aufdrängende Müdigkeit als etwas Vorzeitiges, Ungehöriges, weil nur für den Feierabend sich Geziemendes. Sie wurzelt mit allen ihren Fasern in der männlichen Energie des Schaffensdranges und der Thatkraft und ergreift damit Partei für die geschichtliche Activität der modernen occidentalischen Völker gegen die ungeschichtliche Passivität der Orientalen und speciell der Inder. Sie faßt das Elend und den unsäglichen Jammer des Lebens scharf und ohne Beschönigung ins Auge, aber nur um aus diesem Wissen den Stachel zu verdoppelter Energie zu gewinnen, und bekämpft die weibische, weichliche Sentimentalität des Weltschmerzes, welche in passivem Mitgefühl stecken bleibt und wohl gar in der empfindsamen Rührseligkeit seiner Lamentationen und in der krankhaften Hyperästhesie seiner Sensitivität schwelgt. Dieser Gegensatz in der Grundstimmung meiner Weltanschauung gegen die Schopenhauer'sche Restauration des Inderthums ist von Koeber wohl in richtigen Umrissen gezeichnet, aber im Localton des Bildes nicht so, wie ich es gewünscht hätte, festgehalten worden; manchmal scheint es, als wenn eine mir fremde elegische Weichheit, trübe Melancholie, oder gar düstere Bitterkeit aus Koeber's Darstellung hervorschimmert, eine mir gefährlich dünkende „Müdigkeit vor dem Abend", d. h. eine gewisse unwillkürliche Hinneigung des Herzens zu dem quietistischen Pessimismus Schopenhauer's, der ersten philosophischen Liebe des Verfassers.

Und doch würde es mir schwer werden, die Stellen aufzuweisen, auf welche dieser subjective Eindruck sich stützt; nur an einer einzigen Stelle bekennt der Verfasser offen seine Hinneigung zu einer eschatologischen Ansicht (237 unten bis 238 oben), welche der Mainländer'schen näher kommen dürfte als der meinigen. Insbesondere bedauere ich, daß bei dieser Gelegenheit die ergänzende Erweiterung nicht erwähnt ist, welche ich der eschatologischen Perspective der „Philosophie des Unbewußten" in späteren Schriften*) gegeben habe, und welche neuerdings in du Prel's „Philosophie der Mystik" (S. 508—514) eine nähere Ausführung gefunden hat.

In einer Specialfrage bekennt Koeber sich offen und entschieden zur Ansicht Schopenhauer's, wo ich es nicht vermag, nämlich in Bezug auf die Theorie der Musik (S. 313—314). Ist es doch kein Wunder, daß ein Musiker, der nicht blos ein Virtuose, sondern auch zugleich ein begabter Componist ist, sich von einer Theorie der Musik angezogen fühlt, welche dieser Kunst nicht nur den höchsten Rang, sondern sogar eine einzigartige Stellung unter den Künsten anweist; um wie viel weniger ist es da zu verwundern, wenn ein Anhänger Richard Wagner's, der in dessen „Parsifal" die Anticipation der „Religion des Geistes" und die höchste Annäherung an das Ideal eines religiösen Kunstwerkes der Zukunft erblickt (349), auch dem von Wagner gegebenen Beispiele des Bekenntnisses zu Schopenhauer's Theorie der Musik nachfolgt!

Die Vorbehalte, zu denen ich mich genöthigt sah, wiegen leicht genug im Vergleich zu der Anerkennung, welche ich dem Werke im Ganzen wie im Einzelnen nicht versagen konnte.

*) „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus", 2. Aufl. S. 232—234; „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie", 2. Aufl. S. 294—295.

Digitized by Google

So bleibt mir denn zum Schlusse dieser Zeilen nur noch übrig, Herrn von Koeber öffentlich meinen herzlichen Dank auszusprechen für die werthvolle Unterstützung, welche er der von mir vertretenen Sache durch seine mühevolle Arbeit hat angedeihen lassen. Möge sein Werk bald allerwärts den ihm gebührenden Platz finden, nämlich den eines Ergänzungsbandes zur Geschichte der neueren Philosophie.

Ein moderner Minnesänger.

Von Paul Schütze.

„Minne", das schöne deutsche Wort, was hat es alles leiden müssen! „Gedenken" bedeutet es eigentlich; es ist gleichen Stammes wie „meinen". Nicht das sinnliche Wohlgefallen wie das Wort „Liebe" betont es, sondern die von Herz zu Herz sich ziehenden Fäden schlingt es ineinander. Es bezeichnet das Verhältniß zwischen Mann und Weib so keusch, so ideal, wie eben nur die deutsche Liebe bezeichnet werden kann. Aber auch auf die Beziehung des Menschen zu Gott und auf die Freundschaft war es anwendbar. Zum Stichworte wurde es in der ritterlichen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts. War doch das ursprüngliche Ideal des Minnedienstes eine des sinnlichen Beigeschmackes entkleidete Liebe, die sich in stetem Gedenken bekundete. Aber wie die übrigen Ideale des Ritterthums, so sank auch dieses von seiner glänzenden Höhe herab in den Staub. Immer mehr ward das Wort „Minne" auf die sinnliche und sinnlichste Liebe beschränkt, und der Edelstein lag da, mit Schmutz bedeckt, so daß keine reine Hand an ihn zu rühren wagte: das Wort „Minne" verschwand gegen das Ende des Mittelalters aus der Sprache der Gebildeten, man mied es als unanständig. Erst die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur leise tastend beginnende, dann seit dem Erstehen der romantischen Schule immer mächtiger werdende Renaissance der altdeutschen Dichtung hat es unserem poetischen Wortschatze zurückgewonnen. Heute bildet es mit den ihm anhaftenden ritterlich romantischen Vorstellungen ein unentbehrliches Stück im Wortinventar unserer Poesie, vor allem unserer Lyrik.

Nicht alle Dichter führen es allerdings so häufig im Munde, wie Otto Franz Gensichen. Seinem poetischen Jargon, wie er ihn sich nun in seiner neuesten Gedichtsammlung herausgebildet hat, eignet es besonders. Dieselbe führt den Titel „Frauenlob"*). Gensichen will damit das Wesen und Gepräge seiner Dichtungen charakterisiren. Aber auch er selbst ist Frauenlob. Man wäre versucht, eine Parallele zwischen dem alten und dem modernen Dichter zu ziehen; vielleicht ließe sich dieser und jener entsprechende Zug entdecken. Doch Heinrich von Meißen, der alte Frauenlob, steht schon der eigentlichen Minnedichtung zu fern; er gehört schon halb dem Meistersange an. Minne aber ist ja gerade das Hauptmotiv in der Poesie des jungen Frauenlob. Besser vergleicht er sich jenen lyrischen Dichtern, die den Verfall des Minnesanges bezeichnen, deren verschwommene, blutlose Liebeslieder schon ihren Zeitgenossen Anlaß zum Spotte geben, die „ewig in falschen Gefühlen entbrennen, weil sie das rechte Gefühl nicht kennen und darum auch in Anderer Herzen keine rechten Gefühle wecken." Diese „Geschmacks und Verstandesvernichtung" zeigen auch die 80 Lieder Gensichen's, welche, unter dem Titel „Hebe" zusammengefaßt, den Eingang und eigentlichen Kern der Sammlung bilden. Er selbst will der mittelalterlichen Richtung in der heutigen Poesie keineswegs wohl; er klagt:

„Weltschmerz — oder Mittelalter
Ist der Dichter Losungswort."

Dennoch entlehnt er dem Minnesange gelegentlich ein Motiv. So erinnert das Lied, in welchem die Schönheit der Geliebten vor der des Frühlings den Vorzug erhält, mit den Versen:

„Selbst die Halme, scheint es, neigen
Sich vor dir in Huldigung.
Endlich bricht der Fink das Schweigen
Staunender Bewunderung.

Und vom keimenden Hollunder
Jauchzt es fernhin durch die Au:
„Was sind alle Frühlingswunder
Gegen dich, du schönste Frau!"

sehr an Walther's unendlich viel schöneres Gedicht (s. Simrock's Uebersetzung, 6. Aufl., S. 158). Sonst hat er mit Walther nichts gemein. Dieser schildert die Geliebte in bestimmter Situation, in Bewegung; er gibt uns ein Bild ihrer Schönheit, indem er die Wirkung derselben beschreibt. Gensichen schwelgt trunken in den einzelnen Vollkommenheiten: „der Augen Blau", „der Purpur" oder „Rosenmund", „das wellig weiche Haar" oder „die Ambralocken", „das rosige Ohr", „der balsamisch kühlende Duft" der Geliebten, „ihr Hauch, der ihn wie Blüthenarom umweht" — aus solchen längst verbrauchten Phrasen soll sich uns das Bild der Geliebten ergeben! Dazu kommt dann noch, an die anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts mit ihrer tändelnd verhüllten Sinnlichkeit erinnernd, „des geliebtesten Busens weiß wogendes Rund".

Der Hintergrund, von dem sich die einzelnen Liebesscenen abheben, ist verschieden. Bald führt uns der Dichter in das eigene Heim; seine „Huldmadonna" — auch ein Lieblingswort — weilt bei ihm:

„Fern brandet der Kaiserstadt dumpfes Gewühl,
Wir lauschen ihm schweigend auf schwellendem Pfühl.
Des silbernen Mondes mild strahlendes Licht
Umleuchtet dein liebliches Blumengesicht."

In dem für Gensichen's Lyrik bezeichnenden daktylischen Versmaß entwickelt sich nun ein von „flammenden" Küssen unterbrochener neckischer Dialog. Die Geliebte, ihr Haupt an sein „bebendes Herz" schmiegend, fragt:

„Wie hämmerts da drinnen! Geliebtester, sag!
Wem pocht deines Herzchens bewegtester Schlag?"

und er erwidert der „wonnigen Schelmin":

„Bis einst mich dahinrafft der letzteste Tag,
Pocht dir meines Herzens bewegtester Schlag."

So geht das Frage und Antwortspiel weiter. Zu zweit glüht seine Liebe der Kunst; seines Herzchens „drittwildester" Schlag aber pocht fürs Vaterland. Wie der Dichter hier mittelst einer Anatomie des Herzens eine Liebesscene zu einer Proclamation seiner Ideale benutzt und aus traulichem, von Mondlicht durchflossenem Gemache seinen Blick hinauslenkt auf Deutschlands Herrlichkeit, so mischt er auch sonst die Motive. Er führt uns ein Berliner Gisbild vor: Wolkenloser Februar — Rousseauinsel — Bäume und Sträucher „mit Diamantenpracht behangen" — auf glatter Fläche er mit ihr, der „Zauberin im Lockenhaare" — unter den Klängen der Musik rhythmischer Tanz — da! welch Gedränge am Ufer? der Kaiser fährt vorbei — Ernst überkommt ihn; seine Leier will er „mit grimmem Hiebe" zerschlagen,

„Priese sie nur Lust und Liebe,
Nicht auch Fürst und Vaterland!"

Gern träumt unser Dichter auch seine Liebesträume am Ufer des Meeres. Er schwärmt von dem „seligen Ruhen auf moosigem Grün, umstrahlt von der Erika Kerzen (!)". Sein zärtlicher Arm umklammert eng die Geliebte: „so schließt ihre Perle die Muschel wohl ein (!)". Unten singen und rauschen „die Töchter des Ocean" ihr ewiges Lied, das ihm wie Brautgesang klingt:

Digitized by Google

„Und wilder als sie, rast wüthig entzückt
Mein pochendes Herz vor Wonne und Weh,
Und ich küsse dich glühend und preise beglückt
Die Göttin der Liebe, die Tochter der See."

Aber Gensichen kennt nicht bloß der Liebe Lust; auch ihr Leid findet einen Widerhall auf seiner Leier. Schon die Minnesänger des 13. Jahrhunderts kennen den großen Werth des Schmerzes für die Poesie. Ihnen war keineswegs immer mit einer Geliebten gedient welche den erbetenen Minnesold willig gewährte. Sie wollten das Wesen der Liebe ganz ergründen, die Bedeutung des alten Wortes: „Nach Liebe — Leid" an sich erfahren, so ist die unglückliche Liebe bei gewissen Lyrikern jener Zeit ein stehendes Motiv. Ein melancholischer Augenaufschlag machte ja so interessant. Auch Gensichen kennt diesen Werth des Schmerzes; ohne daß das „Herz aus tiefstem Mark geblutet (!)" — kein Dichter! Diese Wahrheit ist Gensichen zum vollen Bewußtsein gekommen. Aber er befindet sich zur Zeit vortrefflich. Früher hatte er wohl Grund zu Klagen,

„Als der Haß mein Wirken höhnte,
Als der Neid mir bot den Krieg."

Doch jetzt ist ihm „der Musen Spende vom Erfolg gesegnet" (Felicia. Ein Minnesang. 19. Auflage!); er kann seinem alten schlichten Zimmer Lebewohl sagen und sich „zu reichrem Heim wenden". So,

„Die Schläfe vom Fittig des Ruhmes gestreift
Und geliebt von der wonnigsten Frau",

ist ihm der Schmerz, dieses alte Erbstück des deutschen Poeten, abhanden gekommen. Im Lustspiel ist derselbe ja entbehrlich. Aber für die Lyrik muß man sich doch so einen kleinen Schmerz, ein „smerzelin", wie Walther sagen würde, auf Lager halten. Um denselben einzufangen, nimmt Gensichen jedes Jahr für eine Weile Abschied von Berlin und der Geliebten und hängt seinem Gram darüber auf einer einsamen Spritztour nach. Ueberallhin folgt ihm der fernen Geliebten Bild: an Thorwaldsen's Grabe denkt er ihrer, wie am schäumenden Trollhättafall, an den Ufern des Chiemsee, wie auf den Wellen des Rheines, im Angesichte der Alpen, wie in Hollands „grachtenreichen Gaun". Und wenn er dann heimkehrt, die Geliebte ihm in ewiger Schönheit entgegentritt und er aufs Neue den Minnetrank trinkt und „seine Liebesglut sie umbrandet(!)", da hat er für seine Lyrik als neues wirkungsvolles Motiv den Contrast zwischen dem Weh des Scheidens und dem Glücke des Wiedersehens gefunden, und er ist bestrebt, dasselbe wohl auszubeuten.

Alles in Allem, zeigt Gensichen sich in seiner neuesten Gedichtsammlung im Rückschritt. Während in den früher veröffentlichten „Spielmannsweisen" der Gehalt meist in knappe Worte geprägt ist, begegnen wir in der Sammlung „Frauenlob" einem Stil, so verschwollen, verquollen und auseinanderfließend, wie eine mit Wasser gefüllte Tonne, deren Bänder nicht mehr halten. Oft werden wir mehr noch, als an die gehaltlose Gefühlsüberschwänglichkeit der Minnesänger, an den Lohensteinischen Bombast und Hoffmannswaldauischen Schwulst erinnert, an das Streben der Poeten des 17. Jahrhunderts nach der „reinen Lieblichkeit", die man durch „sinnreiche Erfindungen, durchdringende, geschärfte und löbliche Beiwörter, artige Beschreibungen, annehmliche Sätze und anmuthige Verknüpfungen" zu erreichen glaubte. Auch bei Gensichen ordnet sich der Inhalt meist der Form, welche er mit Sicherheit beherrscht, unter. Auch bei ihm tritt die Sucht nach Epitheten auf das Unerquicklichste hervor; ich verweise auf die früheren Citate. Auch er dichtet am liebsten in Daktylen, die man im 17. Jahrhundert „Dattelverse" nannte und die besonders von den Pegnitzschäfern in Nürnberg (Harsdörfer, Klai) und von Philipp von Zesen, dem Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft in Hamburg, cultivirt wurden. Bei Gensichen endlich — und das ist der schrecklichste der Schrecken — finden wir auch die ganze antike Göttergesellschaft wieder, welche die Poeten des 17. Jahrhunderts in die deutsche Dichtung eingeführt hatten, die sich dann wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, von der sich auch Goethe und Schiller noch nicht emancipiren konnten, die wir jetzt aber, dank der immer mehr Boden gewinnenden altdeutschen Renaissance, für selig entschlummert oder doch wenigstens auf den Aussterbeetat gesetzt hielten. Bei Gensichen ist der ganze Olymp wieder beisammen und tummelt sich fröhlich umher. Seine Geliebte, die er „Hebe" nennt, bietet ihm „den Trank der Hippokrene", „draus dir und mir die ew'ge Jugend lenzt". Der Wein wird in einem antiker Form sich nähernden Liede als „Grambanner Lyäos" besungen. Hin und wieder muß auch die germanische Mythologie herhalten. Ja, sie vereinigt sich, nach dem alten guten Sprichwort „Doppelt reißt nicht", mit der hellenischen und es entstehen monströse Worte wie „Okeaniden Walkyren" zur Bezeichnung der Wellen.

Physiognomielos in Form und Gehalt müssen uns Gensichen's neueste Gedichte erscheinen. Auch der philosophische Saum, welchen er dem ohnehin schon schleppenden Gewande seiner Lyrik anheftet, vermag nicht über den todten, weil nicht durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters gegangenen Inhalt hinwegzutäuschen. Dagegen weisen die seinen poetischen Vorbildern und Idealen, Goethe, Schiller, Bürger, H. v. Kleist, Geibel, gewidmeten lyrischen Betrachtungen manche schöne, formvollendete Strophe auf, ohne jedoch im Ganzen auf die Bezeichnung „schön" Anspruch machen zu können. Dasselbe gilt von den patriotischen Gelegenheitsdichtungen. Am besten glückt ihm noch das heitere, schalkhafte Genre: „Der Erde schönster Ort ist mir Süßliebchens rother Mund"; „Ob wär es noch wie einst bestellt, Da man als Spielmann frei, Ein Habenichts, durchzog die Welt, Ich wäre gleich dabei"; „Hast so lieb mich, mein Schatzel"; und das Champagnerlied, mit dem Refrain:

„Jede Sorge schweigt,
Es verstummt die Pein,
Seligkeit entsteigt
Dem Champagnerwein!"

Gensichen ist sich der Ziele wohl bewußt, welche die Lyrik anzustreben hat. Aber wenn er, sich in die Stunde seines Todes versetzend, Gott, dem Richter über Thaten und Gedanken, bekennt:

„Hab' bei jedem meiner Töne
Stets auf Eines streng gesehn:
Ob vor ihrer (der Geliebten) — Deiner Schöne
Er auch werth sei zu bestehen",

so müssen wir das, was die vorliegende Sammlung anlangt, bezweifeln. Doch wollen wir die erbarmenden Worte, welche der Dichter Gott in den Mund legt, auch unsererseits aussprechen:

„Strebend Irren heischt Verzeihn!" —

Das Beste an der ganzen Sammlung sind die Uebersetzungen. Namentlich die Uebertragungen Horazischer Oden lesen sich vortrefflich. Hier, wo der Gedankengehalt gegeben ist, bekundet sich Gensichen's Formgewandtheit glänzend.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Wittwe.

Von Moritz Loebel.

Es gibt Frauen, die sich schon bei Lebzeiten ihrer Männer als Wittwen betrachten und an den Mann denken, den ihre Neigung ihnen als ihren zweiten Gatten bezeichnet. Eine solche Frau war Eveline Wilken.

In einer Gesellschaft lernte sie den jungen Gutsbesitzer Rudolf Flur und dessen Mutter kennen. Sie verstand es, die Freundschaft von Mutter und Sohn zu gewinnen, die in der Provinz wohnten und nach der Hauptstadt gekommen waren, um sich da eine Zeitlang zu zerstreuen. Als nun ihr Gatte sie zur wirklichen Wittwe machte, wurde die begreifliche Regung von Trauer, die in ihr unwillkürlich auftauchte, durch den Gedanken gemildert, daß es ihr bald vergönnt sein werde, den üblichen schwarzen Wittwenschleier mit dem üblichen weißen Brautschleier zu vertauschen. Aber in demselben Augenblicke, als sie dem Manne, den sie liebte, den Tod ihres Gatten anzeigte, theilte dieser Mann ihr seine soeben stattgefundene Vermählung mit.

Frau Wilken wußte sich zu beherrschen. Sie war eine Frau von Geist, und eine solche trifft immer das Richtige. Sie wartete. Früher leitete sie die Liebe, jetzt die Hoffnung. Ist man denn, einmal verheirathet, noch für immer verheirathet? Ist denn die Ehe, seitdem die Scheidung eingeführt wurde, nicht ein Vertrag auf Kündigung? Die Ehe, von diesem Standpunkte aufgefaßt, hat aufgehört, einem Liebenden ein unüberwindliches Hinderniß zu sein.

Das Trauerjahr, welches sie in stiller Zurückgezogenheit verlebte, ohne während desselben den freundschaftlichen Briefwechsel mit Mutter und Sohn Flur zu unterbrechen, war zu Ende. Sie hatte den Anforderungen der Welt genügt, nun beschloß sie zu handeln. Sie zeigte Herrn Flur an, daß sie ihn und seine Familie besuchen werde.

Flur war von dieser Anzeige bestürzt. Es thut nicht gut, wenn zwei Frauen in der Stellung von Frau Wilken und Flur's Frau sich begegnen oder gar mit einander verkehren. Es könnte ein Wort fallen, ein Blick, und wer weiß, was daraus entstehen könnte. Er suchte Rath bei seiner Mutter, die eine vortreffliche Frau und zugleich seine beste Freundin war.

„Nun ja", sagte sie, „lasse sie nur kommen, da wir es einmal nicht verhindern können. Ich werde sie verheirathen".

„Verheirathen? Sie?"

„Gewiß, mein Sohn. Als Wittwe kann sie versuchen, Dein Glück zu stören, als Frau wird sie nicht daran denken und es auch nicht wagen". — Und als er sie erstaunt anblickte, bekannte sie ihm, daß sie ihn nur deshalb so schleunig verheirathet habe, weil ihr Frau Wilken das nahe Ende ihres Gatten angezeigt hatte. Es war ihr angenehm, dieselbe als Freundin zu haben, aber es hätte ihr Kummer bereitet, sie Tochter nennen zu müssen. Nach eingehender Berathung kamen Mutter und Sohn überein, Frau Wilken freundlich zu empfangen und es so einzurichten, daß sie während ihres Besuches niemals mit Rudolf's Frau, mit Mathilde, allein zusammentreffe.

Sie kam.

Es war im Juli. Die Tage waren schön, angenehm, man konnte alle Freuden der Natur genießen. Man suchte sie auch auf, machte geradezu Jagd auf dieselben: Alles das für sie, die junge Wittwe, welche liebreizender war als je, und es wirklich verstand, Jedem zu gefallen und Alle zu entzücken. Sie war während des Tages nie allein, ausgenommen eine Stunde nach dem Mittagessen, um ein wenig zu ruhen. Diese Zeit benutzte gewöhnlich Flur dazu, Geschäfte außer dem Hause zu besorgen. In einer solchen Stunde war es auch einmal, gerade als er sich anschickte, sein Zimmer zu verlassen, daß Frau Wilken bei ihm eintrat. Er kam ihr mit großer Freundlichkeit entgegen und dankte ihr, daß sie ihn besuche.

„O", sagte sie, „nur so im Vorbeigehen; — ich dachte, Sie hier zu finden — und auch Ihre Frau".

„Meine Frau?"

„Oder Sie allein!"

„Dann also —"

„Wollte ich mit Ihnen plaudern." — Sie setzte sich. Er setzte sich zu ihr und sagte freundlich:

„Und worüber wollen Sie? . . ." — Sein Blick fiel auf eine Uhr, welche ihm gegenüber auf dem Kamine stand. Frau Wilken bemerkte es und unterbrach ihn mit der Frage:

„Sie sehen nach der Uhr. Haben Sie keine Zeit? O, wir können es aufschieben bis heute Abend — bis morgen —"

„Mich ruft allerdings eine wichtige Angelegenheit fort, ich war eben im Begriffe auszugehen, aber ich denke, zehn Minuten . . ." —

„Nein, ich will mir keinen Vorwurf machen, Sie wer weiß in was gestört zu haben; gehen Sie, ich werde mich mit Ihrer Frau unterhalten." — Sie wollte fort. Er hielt sie zurück und sagte mit unsicherer Stimme:

„Mit meiner Frau?"

„Ja. O, sie wird mir Rede stehen, und länger als zehn Minuten."

„Aber wenn ich —"

Sie lächelte. „Gewiß", sagte sie, „Sie sind mir lieber. Ein Mann denkt anders, logischer — aber wenn Sie die Minuten zählen —"

Er stand auf und brachte die Uhr zum Stehen.

„Was machen Sie —?"

„Sie sehen: es gibt keine Zeit mehr! — Sprechen Sie, Eveline, sprechen Sie."

Sie ergriff einen kleinen zierlich gearbeiteten Dolch, der auf dem Kamine lag. „Was ist das? Ein Dolch?"

„Ja. Eine Reiseerinnerung. — Hübsche Arbeit?

„Herrlich! — französisch?"

„Nein, deutsch."

„Ich muß mich also bei Ihnen bedanken."

„Wofür?"

„Sie bringen mir ein Opfer —"

„Ich?"

„Indem Sie dableiben — daß Sie mich anhören wollen —"

„Ich bin Ihr Gefangener!"

„Sagen Sie: mein Meister — denn ich habe Sie um einen Rath zu fragen."

„Einen Rath?"

„Ja. Sie sind verheirathet" — Flur machte unwillkürlich eine Bewegung, aber er beherrschte sich sofort. — „Was ist Ihnen?"

„O, Nichts!"

„Also Sie sind verheirathet — und ich möchte Sie fragen — antworten Sie mir aufrichtig — ist die Ehe das Glück?"

Er sah sie erstaunt an. „Aber Sie müssen das wissen — Sie waren ja —"

Sie schüttelte den Kopf und sagte leise, kaum hörbar: „Nein!"

„Eveline!"

„O, ich hatte einen Mann — ein Greis — immer krank . . . pflegen, Medicamente reichen, trösten, vorlesen. . . . Sagen Sie, heißt das Frau sein, heißt das verheirathet sein? O, ich war nichts anderes als eine durch das Gesetz angetraute Krankenpflegerin! Sie haben mich vor Langeweile — vor Verzweiflung bewahrt, Sie gaben mir eine Familie, die Ihrige — ich hatte durch Sie Freunde, Zerstreuung — Hoffnung — Sie waren mein Tröster! Deshalb frage ich Sie um Rath: man hat mir einen Heirathsantrag gemacht."

„Wirklich? Sie werden sich also wieder verheirathen?"

„Wenn Sie mir dazu rathen —"

„Und wer ist der Glückliche?"

„Das müssen Sie besser wissen, denn Sie vermittelten den Heirathsantrag."

„Ich?"

„Durch Ihre Mutter!"

Digitized by Google

„Was Sie sagen!“

„Ja. Weshalb wünschen Sie das, Rudolf, weshalb?“

„Um Sie glücklich zu sehen — denn glauben Sie mir, Eveline, die Ehe ist das wahre Glück.“

„Für den Mann?“

„Und für die Frau.“

„Auch für Ihre Frau?“

„Sie ist sehr glücklich.“

„Das sagen Sie! Ach, der Mann sieht nur sein Glück! Er ist damit zufrieden, wenn er eine Frau findet, die in ihrer Pflicht nichts versäumt; aber sie, Ihre Frau — wer weiß?“

„Sie zweifeln?“

„Solange man mich nicht überzeugt? Es ist also durchaus nothwendig, daß ich sie selbst frage.“

„Und Sie wollen sie — allein sprechen?“

„Begreifen Sie?“

„Nein — noch nicht!“

„Haben Sie Furcht?“

„Wieso?“

„Nun denn —“ Sie erhob sich. „Ich gehe zu ihr. Adieu!“

„Sie verabschieden mich?“

„Sie wollen ja ausgehen — eine wichtige Angelegenheit —“

„Ich weiß nicht, wie viel Uhr es ist.“

„Die zehn Minuten sind vorüber.“

„Ich bleibe!“

„Hier?“

„Nein, ich gehe mit Ihnen.“

„Zu Ihrer Frau. Und Sie wollen hören, was ich ihr sage — was wir uns gegenseitig zu gestehen haben? — Welches Mißtrauen! Was für eine Seele haben Sie? O, Sie haben etwas gegen mich, und ich muß das wissen. Aber Sie schweigen, und ich weiß nicht, wie ich Sie zwingen kann, es mir zu sagen; aber sie, Mathilde — o, ich werde sie allein sprechen — ganz allein —“

Er unterbrach sie und rief, sich vergessend, heftig: „Niemals!“

„So!“ entgegnete sie ihm. — „Und Sie behaupten: mich glücklich sehen zu wollen! — Warum täuschen Sie mich? Wie? Wenn Sie an meine Liebe glaubten, an meine Liebe zu Ihnen, warum gaben Sie einer Andern den Platz, der mir gebührt? Hatten Sie da kein Unrecht begangen? Gestehen Sie sich's nur. Und wenn Sie nicht an meine Liebe glaubten, weshalb dieser Verdacht? weshalb befürchten Sie, ich könnte aus Eifersucht oder aus Rachsucht Ihrer Frau sagen: daß ich, ich Ihre Frau sein müßte — oder es könnte mir einfallen, ihre Eifersuch herauszufordern und so ihre Ruhe, ihren Frieden, ihr Glück zu vernichten! Sie verdienten das, denn Sie lieben Mathilde sehr, und die geringste Trübung ihres Glückes würde Sie empfindlich treffen. O, wenn ich mich an Ihnen rächen wollte, müßte ich Sie in Ihrer Frau bestrafen! Aber ich liebe Sie noch, Rudolf, — ich liebe Sie — und Sie sehen, daß ich nichts gegen Mathilde unternehmen kann, weil ich damit Sie treffen würde. — Und hätten Sie das bedacht, dann würden Sie auch erkannt haben, daß Mathilde keine bessere Freundin haben kann als mich — daß ich über sie wachen muß, wie über meine Seele, daß ich alles von ihr fernhalten muß, was die schöne Harmonie ihrer Ehe stören könnte.“

Er betrachtete sie aufmerksam, er wurde verwirrt in seiner Meinung über dieses Weib und sagte dann bewegt, zögernd: „Eveline — sprechen Sie im Ernste?“

„Mein Gott, ja. Dieser Zweifel — ich verdiene ihn wahrhaftig nicht — anfangs, ja — nach dem Tode meines Gatten; ich war so einsam, verlassen — und das Leben, das vor mir lag, die Zukunft, sie war leer und freudlos! Weshalb ist das so? frug ich mich — wer hat das gethan? Wer hat mich um mein Glück betrogen, wer hat mir meine Hoffnung geraubt, meinen Glauben getödtet? Es war doch anders — Tage, Nächte, alle sollten sie Freude spenden, immer Freude — ein Paradies! Eine Stimme hat es mir so oft mit den süßesten Worten zugeflüstert — eine Gestalt, die mich jetzt floh, die jetzt einer Andern gab, was sie mir versprach. Und ich sah das; ich sah das Paradies, die Freuden, diesen Treubruch, diese Schändlichkeit, und sollte mich nicht rächen? O, Lügner! Lügner! Du konntest glauben, ich werde es Dir so hingehen lassen ohne Genugthuung, ohne Kampf? Mein Herz, was hast Du damit gemacht? Wo hast Du es? Meine Hoffnung — wo hast Du sie? Mein Glück, meine Freuden — wo hast Du sie? Gieb sie mir, gieb sie mir zurück — ich tödte Dich sonst! — ich tödte Dich!“ — — Sie stand vor ihm, hochaufgerichtet, bereit, den Dolch in seine Brust zu stoßen. Plötzlich lachte sie hell auf, ließ den Dolch fallen und sagte, unverwandt den höchlichst Betroffenen anblickend, mit ganz ruhiger Stimme: „Fürchten Sie nichts —“

„Was ist das!“ rief er ganz bestürzt.

„Eine Komödie!“

„Aber — wozu?“

„Sehen Sie, mein Lieber — wenn ich wirklich daran dächte, etwas gegen Mathilde zu unternehmen, was könnte mich abhalten, eine ähnliche Komödie vor ihr zu spielen und sie so, als wäre es in einem Augenblicke des Wahnsinns, zu tödten. Wer könnte das vorhersehen und verhindern? Und wäre ich dann gerächt? Wie? Werden Sie mir nun noch mißtrauen?

„Es besteht also keine Feindschaft zwischen uns?“

„Oh, gewiß nicht!“

„O, ich habe mich getäuscht — ich habe Sie verkannt — vollständig. — O, verzeihen Sie mir!“

„Sie verdienten es wohl nicht!“

„Und wir sind Freunde?

„Für immer! — Und jetzt gehen Sie — Ihre Angelegenheit —“

„Leben Sie wohl!“ Er ging.

Sie blickte ihm einen Augenblick nach und rief ihn dann zurück: „Rudolf!“

„Was wünschen Sie?“

Sie zeigte lächelnd auf die Uhr. „Die Uhr —“

Er brachte die Uhr wieder in Gang und sagte bewegt: „Welch eine Frau sind Sie — O, ich liebe Sie!“

Er verließ sie. Als sie allein war, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Er wurde hart, streng, und vor Wuth fast erstickend rief sie: „Er verräth mich, er beschimpft mich — und ich, ich sollte mich nicht rächen?“ — —

Nach wenigen Minuten stand sie vor Mathilde — vor ihrer Nebenbuhlerin. — Diese saß in ihrem Zimmer, schlummernd in einem Fauteuil. Sie sah so freundlich aus, so lieblich, wie dies nur bei einem Menschen der Fall sein kann, dessen Seele noch unberührt blieb von den stürmischen Leidenschaften des Lebens, und auf den niemals der Reif eines tiefen Leidens gefallen. Der Anblick dieses friedlich schlummernden Weibes brachte Frau Wilken in Verwirrung. Sie mußte sich auf den neben ihr stehenden Schreibtisch stützen. Dabei berührte ihre Hand ein Blatt Papier, dessen Knistern sie erbeben machte. Sie blickte hin und las auf demselben ihren Namen. Es war ein Brief an die Mutter Mathildens, und offenbar eben geschrieben, wobei sie eingeschlummert sein mochte. Der Brief lautete:

„Frau Wilken ist hier. Ich verehre sie, ohne es sie ahnen zu lassen. Rudolf kannte sie vor unserer Verheirathung und ich glaube, er liebte sie und liebt sie noch. Und warum sollte er nicht? Die Freundschaft ist ja die reinste Liebe! Gewiß liebt auch sie Rudolf, und wie edel muß sie sein, daß sie ein Weib, neidlos gegen seine Frau ist, gegen mich, denn vielleicht kam ihr einmal der Gedanke, daß auch sie seine Frau werden könnte —“ — — Frau Wilken entfernte sich leise, sehr leise, den durch Thränen getrübten Blick auf die Schlummernde gerichtet und kaum hörbar, fast wie ein Hauch, flüsterte sie: „Ich bleibe für immer Wittwe.“

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Vergnügungszug.

Schwank in vier Acten von Hennequin und A. de Saint-Albin.

Nicht mit jener couriermäßigen Fahrgeschwindigkeit, womit sonst erfolgreiche Theaternovitäten die Strecke von Paris nach Berlin zurückzulegen pflegen, ist der „Vergnügungszug" von Hennequin, A. de Saint-Albin und Arnold Mortier — letzterer Verfassername des jüngst verstorbenen Monsieur de l'orchestre des „Figaro" fehlt auf dem Zettel des Residenztheaters — in unserer Hauptstadt eingetroffen, denn das lustige Stück ist schon über ein Jahr alt. Es hat sich in Berlin auch noch insofern verspätet, als die sorgsam vorbereitete erste Vorstellung, immer wieder verschoben, leider nicht zur Faschingszeit, sondern erst nach Aschermittwoch möglich wurde. Und doch ist es eine echte Carnevalsposse, übermüthig, toll, nur aus der Fastnachtslaune heraus und bloß für diese geschrieben. Der erste Act, wo der Schlächtermeister Cassegrain seine Hochzeit feiert und dann mit seinem jungen Weibchen und einigen Bekannten im Vergnügungszug nach Monaco fährt, steht eigentlich ganz allein noch auf dem Boden der Wirklichkeit; die späteren Aufzüge, wo unsere Pariser verspätet, ermüdet, geschunden, bestohlen, ohne Gepäck und ohne Geld als Koch, Kellner, Cicerone und Aufwärterinnen sich verdingen und schließlich als Räuber und Mörder eingesperrt werden, spielen ganz in der verrückten, unmöglichen Welt der Possen des Palais-Royal. Das Stück ist nach dem Muster der alten Reiseschwänke gefertigt, als deren Muster des classischen Labiche „Florentiner Strohhut" Un chapeau de paille d'Italie und „La Cagnotte" oder Angely's ebenfalls dem Französischen entlehnte „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" gelten können. Die Schwierigkeit besteht darin, die tolle Laune durch drei oder vier Acte zu verlängern. Die Verfasser des „Vergnügungszuges" haben wenigstens nach einem etwas schleppenden ersten und zweiten Aufzug einen unterhaltenden dritten und einen ausgelassen lustigen Schlußact gefunden.

In Monaco lebt nämlich ein Polizeipräsident, der zugleich Gefängnißdirector ist. Er erhält von seiner Regierung eine bestimmte Summe, und dafür muß er die Gefangenen verpflegen, wenn solche vorhanden sind. Er hat also ein Interesse daran, daß sein Gefängniß immer leer bleibt. Da er nun zugleich Chef der Polizei ist, so richtet er es dergestalt ein, daß die Verbrecher niemals entdeckt werden, und wenn er wirklich einmal Jemand zu arretiren gezwungen ist, so verhilft er ihm zur Flucht. Nun soll er also unsere Pariser Freunde festnehmen und füttern! Fünf Personen! Er thut im Verhör das Menschenmögliche, um die Schuldigen zu entlasten. Er liefert ihnen selbst die Antworten auf seine Fragen, aber die Dinge wenden sich so, daß die Inculpaten jedesmal, wenn er sie und sich gerettet glaubt, sich nur um so mehr verstricken: die Schuldbeweise häufen sich, und er muß in den sauren Apfel beißen und sie zu seinen Gefangenen machen. Im letzten Aufzuge sägt er die Eisenstäbe ihres Verließes durch, er schiebt die Riegel zurück, er versteckt Feilen in ihr Brod, er verkleidet sich als greiser Mitgefangener, der angeblich schon 20 Jahre hier in Untersuchungshaft schmachtet, umsonst! Meister Cassegrain ist ein Ehrenmann und hartnäckig: er will seine Unschuld beweisen und kein gemeiner Ausbrecher und Durchgänger sein. Ein vortrefflicher komischer Einfall erhöht die Lustigkeit dieses Streites zwischen dem Gefängnißdirector, der seine Arrestanten los werden will, und seinen Gefangenen, die partout nicht so frei sein wollen, frei zu sein. Der Director hat drei Männer und zwei Frauen einsperren lassen. Ein Pariser, der sich in dieser Razzia nicht befand, hat Mitleid mit dem Schicksal seiner Reisegefährten. Er sinnt auf ihre Befreiung, verkleidet sich, schleicht in das so fidele Gefängniß und bringt Brecheisen, Feilen und Strickleitern mit. Da erscheint plötzlich der Director. Er sieht mit Entsetzen, daß seine Gefangenen sich vermehrt haben. „Es sind ihrer vier", jammert er, „und ich habe nur deren drei arretirt!" — „Sie werden falsch gezählt haben." Der neue Ankömmling hat auch ein Männerkleid mitgebracht, unter dessen Schutz eine Arrestantin entfliehen soll. Sie hat es schon angezogen, als der Gefängnißdirector dazu kommt. „Wie? jetzt sind gar ihrer fünf!" — „Sie werden falsch gezählt haben!"

Die Vorstellung im Residenztheater war vortrefflich. Herr Pansa als Gefängnißdirector, Herr Mügge als Fleischer, Herr von Hoxar und die anderen Inhaber der Hauptrollen spielten flott und lustig. Die Damen waren schwächer, aber ihre Rollen sind ja auch, wie in allen Possen des Palais-Royal, höchst unbedeutend. Für die Ausstattung war das Möglichste geleistet; die Decoration im zweiten Act zeigt uns sogar das Felseneiland von Monaco mit der Aussicht auf die Condamine und Monte Carlo, die Küste und das Meer. Auch der Bearbeiter, wohl Herr Director Anno selbst, hatte seine Sache gut gemacht. Schade, daß einige der besten Wortspiele unübersetzbar sind. Die Erzählung des Schlächters von seinem traurigen Abenteuer in der Spielhölle blieb im Residenztheater fast wirkungslos, während sie im Palais-Royal einen Beifallsdonner entfesselte. Die Sache ist wirklich lustig. Herr Cassegrain, nachdem er zwei oder dreimal auf Roth gesetzt, bekommt die einfältige Roulette satt und erkundigt sich, ob man in dem Salon nicht Karten spiele. Er liebt das Piquet. Man weist ihn an einen Tisch, wo er einen Herrn gravitätisch eine Patience legen sieht; man sagt ihm, es sei der Tailleur (in der Bedeutung von Bankhalter.) „Schneider und Fleischer passen zusammen", denkt der Pariser, „sobald er fertig ist, werde ich ihm eine Partie Piquet vorschlagen." Da man ihn aber vorher vor Taschendieben gewarnt hat und all' die Leute, welche ringsum auf die Patience des „Schneiders" starren, sehr verdächtig aussehen, so legt er sein Geld, um es in Sicherheit zu bringen, vor sich hin auf den Tisch, wie es übrigens alle Anderen vorsichtigerweise auch thun. Plötzlich nimmt es ihm ein Herr weg, der mit einem Rechen (râteau. Harke bewaffnet ist und also jedenfalls ein Gärtner sein muß. Unser Fleischer protestirt heftig. „Sie haben verloren", sagt man ihm. — „Wieso? ich habe ja gar nicht gespielt!" Man wirft ihn hinaus, und er bleibt fest überzeugt, daß ein Schneider und ein Gärtner ihn bestohlen haben.

Blühender Unsinn steckt auch in einem Einfall, der hier gestrichen ist, obwohl er keinerlei Uebersetzungsschwierigkeit bietet. Der Gefängnißdirector trägt auf seiner goldstarrenden Uniform 36 Ehrenkreuze, worüber die Pariser sehr erstaunen. „O, ich besitze eigentlich nur eins", erklärt er, „aber ich habe es in der Roulette auf eine Nummer gesetzt, die gewann, und so gab man mir 35 andere." Verrückt, aber als Satire auf die Ordensjäger nicht schlecht.

Z.

Die Ausstellung bei Gurlitt.

I.

Was die erste Hälfte der Winterssaison uns an Kunstausstellungen schuldig geblieben, scheint die zweite durch Ueberhäufung wett machen zu wollen: An fünf Orten zugleich harren geschmückte Räume der Besucher, — die nur spärlich eintreten und sich, wie immer, fast ausschließlich aus der Beamten-, Finanz- und Gelehrtenwelt rekrutiren.

Die Kunsthandlung von Fritz Gurlitt bietet außer dem gewohnten und diesmal hochbedeutenden Böcklin Bilder von Uhde, Max, Meyerheim, eine Uebersicht der hervorragendsten Werke des jüngst verstorbenen Dresdener Bildhauers Karl Schlüter und eine Sonderausstellung des Marinemalers Aiwasowski.

Böcklins „Quelle" hat es uns wieder einmal angethan. So oft uns der Weg durch die Behrenstraße führt, muß sich ein Moment der Muße finden, um dies Wunderwerk tiefer und unverlierbar dem Gedächtniß einzuprägen. Es läßt uns keine Ruhe, bis wir in den Besitz der ganzen herrlichen Erscheinung gekommen sind und sie jeden Augenblick mit jeder Blume im Gras und jedem Wölkchen am Himmel ins Gedächtniß zurückrufen können.

Digitized by Google

Es ist wieder eine jener symbolischen Schöpfungen, in denen sich das übermächtige Naturgefühl des modernen Menschen ausspricht. In einer einsamen Landschaft, über deren waldlose Hügel die leuchtenden Frühlingswolken ziehen, quillt über glattgewaschene, von grünen Algen übersponnene Granitblöcken eine Wasserader. Während die sandigen Kuppen, die aus der Ferne herüberblicken, nur ein graugrünes Dünengras tragen, dessen braune Rispen im Winde zittern, ist um die Quelle ein üppiger Wuchs von vielfarbigen Blüthenträgern aufgesprossen. Alles höhere organische Leben ist in ihren Schutz gestellt. Wenn uns Böcklin weiter nichts böte, als diesen Anblick, in seiner Weise festgehalten, so würde er damit schon weit hinausgehen über Alles, was die moderne Landschaft sonst zu bieten hat.

Aber bei Böcklin bildet das landschaftliche Motiv nur die Anregung. Er sieht in der Quelle nicht bloß eine Erscheinungsform des kreisenden Wassers, sondern in antiker Empfindung ein wohlthätiges Wesen in der menschlichen Gestalt eines schönen Weibes. So läßt er sie in einer Vertiefung lagern, wie sie das Wasser sich auswäscht, auf ihre quellende Urne gelehnt. Ein durchsichtiger wasserblauer Schleier hüllt sie geheimnißvoll ein, nur Kopf und Hände bleiben frei. Der liebliche Kopf! Mit leisem Lächeln wendet sie ihr Antlitz dem bunten Vogel zu, einer gelbbrustigen Bachstelze, die zutraulich auf ihren Finger geflogen ist. Man wird an den Liebreiz der edelsten unter den Tanagrafiguren erinnert.

Von der andern Seite sind zwei Pane der Quelle genaht, derbe plumpe Gesellen. Der Alte hat seinen Durst gelöscht und ist mit seiner Flöte in der Hand auf das weiche Bett der blühenden Kräuter zurückgesunken, seine runden Augen spähen aufmerksam aus dem runden rothen Antlitz in die Ferne. Sein Genosse, ein halbwüchsiger Knabe, bocksbeinig wie er, steht auf einem Block am Wasser und beugt sich weit vorüber, mit der hohlen Hand den Wasserstrahl aufzufangen. Um die Nymphe kümmern sich die Beiden gar nicht. Sie sind Beide wieder so lebendige Schöpfungen, als gäbe es gar keine bequeme Schablone für ihre Bildung, man glaubt an sie wie an leibhaft Gegenwärtiges.

Unabhängig von diesen beiden Figurengruppen schwebt über der niedrigen Erhöhung, aus der die Quelle rinnt, ein Reigen lustiger Kinder, deren duftige, nebelhafte Gestalten sich von den glänzenden Frühlingswolken abheben. Sie halten sich bei den Händen gefaßt, wie Kinder thun, nur an einer Stelle ist die Kette durch einen übermüthigen Gesellen zerrissen, der seiner sich sträubenden Nachbarin einen Kuß zu geben versucht. Umsonst hält der Losgelassene an der andern Seite die Hand ausgestreckt. Wem fallen bei diesem Tanz in den Lüften nicht die steigenden Dünste ein, die sich an der Quelle erheben?

Damit noch nicht genug. Unten im Schatten, von überragenden Felsblöcken fast verdeckt, liegen auf kleinen Urnen, aus denen ein dünnes Rinnsal fließt, zwei Quellenkinder wie im Schlaf.

Von welcher Seite wir dem Werke nahen mögen, überall tritt es uns in voraussetzungsloser Selbstverständlichkeit und dabei in vollkommenster Unabhängigkeit entgegen. Originell ist das Motiv des Ganzen, originell jede einzelne Gestalt, originell die Composition, die auf engem Raum vier Gruppen, die äußerlich nichts mit einander zu thun haben, durch ein inneres Band zusammenhält. Von dem berückenden Colorit, das sich ebensowenig um hergebrachte Regeln kümmert, läßt sich nicht reden. Glücklich, wer mit sehenden Augen der Erscheinung dieses Künstlers zu folgen vermag.

A. L.

Notizen.

Zur Methodik des öffentlichen Rechts. Von F. Stoerk. Wien, A. Hölder. Auf der Grundlage umfassender rechtsphilosophischer Studien rollt der Verfasser das Problem des öffentlichen Rechts auf unter polemischen, aber stets maßvollen und sachlichen Ausführungen gegen die Vertreter der rein juristisch-dogmatischen Staatsrechtslehre. Der bewährten civilistischen Methode des Privatrechts stellt er auf dem Boden des öffentlichen Rechts die publicistische Methode mit gleichem Rechte zur Seite. Die in flüssigem Stil durchgeführte Arbeit ist reich an Ausblicken auf verwandte Wissensgebiete und läßt in ihrem systematischen Aufbau wie in ihren positiven Endergebnissen einen vollen Ueberblick gewinnen über die Bedeutung der methodologischen Fragen, die zur Zeit im Vordergrunde der wissenschaftlichen Discussion stehen.

W.

Salomon Hirzel's Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von Ludwig Hirzel (Leipzig, S. Hirzel). — Bekanntlich ist die Goethe-Bibliothek Salomon Hirzel's im Frühjahre 1877 zufolge letztwilliger Verfügung des Besitzers an die Universitäts-Bibliothek zu Leipzig übergegangen. Es war natürlich, daß sich sowohl in weiteren literarischen Kreisen als auch in der Familie des unermüdlichen Sammlers der Wunsch regte, die Goethe-Bibliothek immer weiter fortzuführen und zu ergänzen, sowie auch besonders den genauen Katalog der Neuerwerbungen derselben zu veröffentlichen. Der letzte Katalog der Goethe-Bibliothek stammt aus dem Jahre 1874. Er ist schon theilweise ungenau, indem manche Neuerscheinungen früherer Jahre — bis zum Jahre 1871 zurück — in ihm noch fehlen. Seit 1874 ist die Masse der Goethe-Publicationen gewaltig angewachsen. Der Sohn des alten Salomon Hirzel, Professor Ludwig Hirzel in Bern, hat dieselben, sofern sie wirklich Neues enthielten, angesammelt und gibt nun mit Hülfe von W. v. Biedermann's „Nachträgen zu S. Hirzel's Verzeichniß" den genauen Katalog bis 1883 heraus, indem er dabei zugleich in Aussicht stellt, daß er diesen Zuwachs zu seines Vaters Goethe-Bibliothek bei passender Gelegenheit ebenfalls der Universitäts-Bibliothek in Leipzig übermachen werde. — Bei einem Ueberblick über das Neue in dem Verzeichniß fallen sofort die vielen Goethe-Briefe in die Augen, welche in den letzten 10 Jahren an allen Orten und Enden aufgefunden wurden und in allen möglichen Zeitschriften und Tagesblättern zur Veröffentlichung kamen. Manche Varianten zu schon festgestellten Texten Goethe'scher Gedichte kommen hinzu — sonst aber fehlt im Ganzen eine wirklich neue und zugleich epochemachende Publication über den Meister. Wir sehen aus dem Katalog aufs Deutlichste, wie sehr die Goethe-Forschung der letzten Jahre zu einer gewissen Kleinkrämerei gelangt ist.

O. B.

Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Hans Meyer. (Leipzig, Bibliogr. Institut.) — Seit der „Weltumseglung" des Grafen Görtz erinnern wir uns nicht wieder eine so frisch geschriebene Reiseschilderung gelesen zu haben, wie die vorgenannte. Der Verfasser ist nicht auf große Erlebnisse und Entdeckungen ausgezogen, aber mit einem fröhlichen Sinne und einer seltenen Genußfähigkeit für neue Eindrücke. Er weiß ebenso heiter und unmittelbar zu schildern, als er auf jeden Fall das Geschilderte erlebt hat, und selbst das Alte und oft Erzählte gewinnt in seiner Darstellung einen neuen gemüthlichen Reiz. — Das Buch war anfangs — die Reise ist schon 1881—83 ausgeführt — als Manuscript für des Verfassers Familie und seine Freunde gedruckt. Seitdem hat der junge Reisende Gelegenheit gefunden, auch die zahlreichen photographischen Aufnahmen, welche er auf seinen Fahrten anfertigte, durch zwei tüchtige Künstler, Maler Richard Püttner und Professor Keller-Lenzinger, bearbeiten zu lassen und hat nun Beides, das photographische Material und das Reisetagebuch, zu einem hübschen Ganzen verschmolzen, der größeren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Illustrationen sind trefflich ausgeführt und bringen, was die Hauptsache ist, vollständig neue Ansichten im Gegensatz zu den sonstigen allbekannten Clichés derartiger Reisewerke. Zuweilen wird man überrascht von dem künstlerischen Blicke, mit dem der reisende Photograph sich die Punkte und Objekte für seine Aufnahmen auszuwählen wußte. Wir glauben, daß das Buch Manchem eine interessante Unterhaltung gewähren wird.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. W. Spemann, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 50/2: Kleist's Werke 4. (Erzählungen; Kleine Schriften). Hrsg. von Dr. Th. Zolling. XVIII u. 385 S. brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Kanarienvögel
R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.
Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Im Jahre 1877 bezog ich von Ihnen, wie ich in Elberfeld wohnte, einen vorzüglichen Kanarienvogel. Heinrich Schäfer, Kupferdreh."

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.
IV.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/2 1/4 1/8 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.
Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben wurde fertig:
Fünfter Neudruck
der
Karte von Afrika
von
R. Andree und A. Scobel
in
4 Blatt.
Massstab 1 : 10 000 000.
Ausgeführt in der Geographischen Anstalt
von
Velhagen & Klasing in Leipzig.
Preis roh in 4 Blatt 20 M,
aufgezogen auf Leinwand in Mappe 22 M.

Die coloniale Bewegung in Deutschland und die Congoconferenz haben rasch hintereinander vier Neudrucke consumirt. Neuerdings verlangt Italien lebhaft nach dieser Karte. Sie ist für die Verfolgung der afrikanischen Begebenheiten ganz unentbehrlich.

Die etwa meterhohe und ebenso breite Karte ist das Resultat langjähriger mühevoller Arbeit; ihr Erscheinen traf wunderbar günstig mit der Colonialbewegung zusammen, der sie ihre bescheidenen Dienste hat leisten dürfen. Aus dem lichtblau gedruckten Meer hebt sich der Erdtheil mattbräunlich hervor, das fein gestochene Terrain ist dunkelbraun, die politischen Grenzen sind in Zinnober.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:
Eine Weltreise.
Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung
von **Dr. Hans Meyer.**
560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.
Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.
„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]
„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Verlagsoff. jeder Art excl. Belletristik erbittet F. H. Nestler & Melle's Verlag, Gröttw. Hamburg.

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).
Verwerthung von Manuscripten jeder Art.
Uebersetzung in alle Sprachen.
Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —
NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Carus Sterne,
Werden und Vergehen.
Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Feldzug im Sudan und das Gladstone'sche Cabinet. Von Karl Blind — Die Wasserprobe der Hexen. Ein Beitrag zur Ehrenrettung des Mittelalters. Von Carl du Prel. — **Literatur und Kunst:** Die Pariser Theaterfaison. Von Eugen von Jagow. — „Die neuen Römer" von Richard Voß. — Anzengruber's „Schandfleck" in seiner Neugestaltung. Von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung bei Gurlitt. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Der Feldzug im Sudan und das Gladstone'sche Cabinet.

Von Karl Blind.

An einem Haar hat es gehangen, daß das Ministerium Gladstone über dem Fall von Khartum, dem Tode Gordon's, dem Mißerfolg des ganzen Feldzuges, und der innerhalb der kriegsfeindlichen Fortschrittspartei erzeugten tiefen Empörung selbst gestürzt wäre. Noch schwankt sein Bestand höchst bedenklich.

Seit mehr als dritthalb Jahren haben sich Freunde des vernünftigen Fortschrittes und des Völkerfriedens eifrig bemüht, die Regierung von dem eingeschlagenen verderblichen Wege zurückzubringen, damit nicht etwa die Tory-Reaction aus den begangenen Fehlern Nutzen ziehe. Der erste Schritt zu solchem Rettungsversuch war die Bildung des „Egyptischen Ausschusses". In ihm war eine Anzahl entschieden freisinniger Unterhausmitglieder, Häupter von Volksvereinen, Arbeiterführer, auch mehrere ehemalige Officiere vom Heer und von der Flotte vereinigt.

Vor Allem handelte es sich damals um die Verhinderung der Hinrichtung Arabi's. Wilfrid Blunt, ein mit den egyptischen Verhältnissen und Persönlichkeiten eng vertrauter Mann, der auch zu Gladstone und anderen Cabinetsmitgliedern in guter Beziehung stand, trat in dieser Sache tapfer voran. Mit bedeutendem Geldopfer besorgte er die Aufstellung von Rechtsbeiständen für Arabi. Dann schaffte er die an verborgenem Ort aufbewahrten Schriftstücke herbei, nach deren Verlesung vor Gericht es schwierig wurde, an dem Führer der egyptischen Reformbewegung den geplanten Justizmord zu vollziehen.

Wir hatten in jener Zeit eine Hauptversammlung des „Egyptischen Ausschusses" in der Memorial-Halle, um auf Gladstone's Cabinet den nöthigen Eindruck zu machen. Die betreffende Zuschrift wurde von mir entworfen. Ich gedachte des bösen, des grimmigen Eifers, mit welchem der „liberale" Premier stets einen anderen mohammedanischen Führer von Arabi's Schlag, nämlich Midhat, den Schöpfer der türkischen Verfassung, verfolgt hatte, obwohl doch Midhat, bei seiner Anwesenheit in London, im Reform-Club geehrt worden war. In dringenden Worten empfahl ich daher den Anwesenden, wegen des in der Wagschale schwankenden Lebens von Arabi, ohne Verzug und mit der festesten Sprache sich an das Ministerium zu wenden. Alle stimmten beifällig zu.

Als Gordon ausgesandt wurde, trat eine Anzahl Männer des „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensvereins" und des „Egyptischen Ausschusses" zu einer Berathung im Gasthofe zum Westminster-Palaste, in der Nähe des Parlamentshauses, zusammen. Mehrere Unterhausmitglieder fanden sich ein; darunter Sir George Campbell, John Morley u. A. Auch McCoan erschien, der stark auf die Regierungsseite neigte. Sir G. Campbell sprach sich vortrefflich aus. Herr John Morley, der bei der neuesten Entscheidung eine richtige Stellung eingenommen hat, war dagegen, trotz der wiederholten Aufforderung des Vorsitzenden und der Anwesenden, anfänglich nicht zum Reden zu bewegen. Er „wollte nur hören".

So mußten denn wir uns abermals erheben, um die Verwerflichkeit und Thorheit des räuberischen Ueberfalls von 1882 nach Gebühr zu brandmarken, das Recht des egyptischen Volkes zu betonen und dem Unternehmen Gordon's nach Möglichkeit die Zeichen zu deuten.

In dieser Rede wurde frei heraus auf des Premiers offenbare Absicht hingewiesen, in Aegypten keine Bewegung sich gestalten zu lassen, welche als Beweis der Reformfähigkeit eines mahomedanischen Volkes dienen könnte. „Man hat behauptet" — hieß es in der Rede weiter — „der Suez-Canal sei in Gefahr gewesen. Der Suez-Canal war keinen Augenblick durch Arabi in Gefahr. Selbst als die englischen Truppen ins Land gebrochen waren, bediente er sich nicht des Canales, um eine Ueberschwemmung zu Vertheidigungszwecken herbeizuführen, was er nach Kriegsrecht hätte thun können und thun sollen. Erst General Wolseley gefährdete den Suez-Canal. Statt die Neutralisirung desselben, von der so viel geredet worden, zu achten, machte er *ihn zur Grundlage seines kriegerischen Angriffs*. Das schließliche Ergebniß ist gewesen, daß die Anfüllung des Wassers mit Menschen- und Thierleichen Europa mit einer furchtbaren Cholera-Pest bedrohte. Freundschaft Englands mit Arabi, der seinerseits mit der Pforte in guter Beziehung stand, hätte Indiens größere Sicherheit bedeutet. Indem man Arabi stürzte, warf man Alles durcheinander, ermuthigte man Rußland zum Vorgehen in Asien während dieses heillosen Wirrwarrs, und nährte man von Neuem die Hoffnungen der Sonderbündler auf der Nachbar-Insel. Arabi war der Riegel gewesen, der die Bewegung des Mahdi abdämmte. Der Mahdi ist erst durch den Sturz des egyptischen Reform-Führers in Kairo obenaufgekommen. Jetzt sendet man Gordon aus, in der Hoffnung, er werde mit dem Evangelium in der Hand, und mit 100,000 Pfd. Sterl. in der Tasche, die Lösung erzielen. Er wird es *nicht* zu thun vermögen; er selbst wird in die Falle gerathen. Das Schwert wird abermals angerufen werden; und dann ist England, inmitten innerer und äußerer Schreckniſse und Wirren, nicht in der Lage, mit der

Digitized by Google

kleinen Truppenmacht, die es gegenwärtig aufzubieten vermag, in jenen weiten und zum Theil wüsten Gebieten Herr zu werden."

Dies und Aehnliches wurde gesagt. Die große Mehrzahl gab ihren Beifall laut und anhaltend zu erkennen, ob es auch ein Fremder war, der mancherlei hörte, Wahrheiten ohne Umschweife vorzutragen hatte.

Erst dann stand John Morley, der radicale Abgeordnete für Newcastle, auf. Er wußte Vieles von dem, was geäußert worden, zu billigen; gegen Anderes jedoch sprach er sich aus. Was Gordon's vermuthliches Schicksal und die Möglichkeit betraf: es könne ein Feldzug zu seiner Rettung unternommen werden müssen und dieser Feldzug gar mißlingen — so wollte er daran nicht glauben. „Es liegt nichts vor, worüber wir uns aufzuregen hätten!" (There is nothing to excite ourselves about!): mit diesen Worten suchte er seine Zuhörer zu beruhigen.

Er mag seitdem wohl öfters an jenen Vorgang gedacht haben. Jetzt handelt er als Führer Derer, welche die Feindseligkeiten im Sudan eingestellt sehen möchten.

Wie anders wäre es vielleicht gekommen, hätte die parlamentarische Fortschrittspartei damals die Schneidigkeit gezeigt, zu der sie sich nach den letzten Mißerfolgen Wolseley's aufgerafft hat!

Gordon war ein tapferer, furchtloser Mann, auch voll Mitgefühl für die Armen. Aber er hatte einen starken religiösen Stich; sein Wesen war voller Widersprüche; seine Haltung unberechenbar. Von Ministern befragt, wie er denn als Einzelner, ohne Truppen, die Aufgabe, zu der er sich so zuversichtlich erboten, zu lösen gedenke, wies er ein Christus-Bild vor und sagte ruhig: „Mit diesem!" Die frömmlerische Ruhmredigkeit soll auf Einige merkwürdigen Eindruck gemacht haben. Was von der staatsmännischen Befähigung Derer zu halten ist, welche auf so himmlisch einfache Kriegskunst vertrauten, braucht man kaum zu sagen.

Uebrigens ermangeln die Frommen im Lande selten der Weltklugheit. Bald nach Vorzeigung des Heilandes verlangte Gordon eine erkleckliche Summe als goldenen Schlüssel zur Eröffnung des Weges in die feinddurchschwärmte Wüste. In Khartum angelangt, drängte er auf Uebersendung eines weiteren Mammons-Zuschusses, schließlich auch auf englische Truppenhülfe. „Mit diesem" wollte er dann seine eigene Politik verfolgen, welche den ihm ertheilten Verhaltungsregeln („Rettung und Räumung") zuwiderlief. Er mochte freilich wissen, daß er für solche Zwecke auf die Zustimmung eines einflußreichen Theiles des in sich gespaltenen Cabinetes würde rechnen können — das heißt, vorausgesetzt, daß er Erfolg hatte. Nichts ist bekanntlich verwerflicher, als eine mißlungene Sache.

Von Gordon dem selbstlosen Menschenfreunde, dem „heiligen Mann", dem „christlichen Helden", dem „modernen Tempelritter", macht man sich doch vielfach eine irrige Vorstellung Er war bei all' seiner Güte gegen Unbemittelte im Grund eine Landsknechtsnatur. In China stellte er sich in den Regierungsdienst zur Niederwerfung einer fortschrittlichen, viele Jahre lang spielenden, von großen Massen getragenen Erhebung. Der gewiß grundschlechten Regierung des Chedives Ismael in Egypten diente er ebenso um einen Jahresgehalt von 2000 Pfd. St. Um sich im vorigen Jahr im Sudan besser festzusetzen, wollte er den alten Sklavenjäger Sebehr Pascha, seinen früheren Todfeind, sich als Unterstatthalter zugesellen, gestattete er durch förmliche Kundmachung die bis dahin aufgehobene Sklaverei, und bot er dem Mahdi eine hohe Stellung an.

Als der Mahdi das Angebot von der Hand wies, erklärte Gordon: er werde ihn „zerschmeißen", und kündigte sogar, der Wahrheit zuwider, das demnächstige Anlangen englischer Truppen an. Weder als Menschenfreund, noch als Soldat hat Gordon sich da richtig verhalten. Er ist es gewesen, der durch seine Eigenmächtigkeit England in die schlimmste Verwicklung hineinzerrte. Was die Minister betrifft, so hat die nachgiebige Schwäche der Einen, die hinterhaltige Doppelzüngigkeit der Andern das Uebel großgezogen.

Einen „bloßen Quark von einem Scheinaufstande" (a mere trumpery insurrection) nannte Gordon die Erhebung im Sudan. Für seinen kriegerischen Blick spricht dies nicht besonders. Wilfrid Blunt verstand sich besser auf die Sache. Als früherer Retter Arabi's, als Freund Gordon's, wandte er sich schon im April v. J. an Gladstone, um ein friedliches Abkommen zu erzielen. Sein Vorschlag wurde dem Cabinet vorgelegt; „doch das Cabinet war", wie Blunt sich ausdrückte, „zu stolz, um zu unterhandeln". Es steht gleichwohl fest, daß der Mahdi damals vollkommen zu einer friedlichen Abkunft bereit gewesen ist, und daß Blunt als Mittelsmann dienen konnte. Diesem Letzteren, der in Egypten Güter besitzt und als englischer Bürger gewiß zu freiem Eintritt in ein, thatsächlich unter englischer Leitung stehendes Land berechtigt war, verweigerte man sogar dort den Zulaß, als er, aus Indien zurückkehrend, in Egypten einsprechen wollte.

Es kam der Wolseley'sche Feldzug mit seinen „entscheidenden Siegen", seiner „thatsächlichen Vernichtung" und „völligen Demoralisirung des Feindes". So lauteten ja die thörichten Berichte. Man war in England fast allgemein der Ansicht: der Aufstand werde bald gebrochen sein, Khartum sonder Zweifel von Wolseley genommen, Gordon gerettet werden.

Da machte Wilfrid Blunt, im Verein mit dem leitenden Ausschusse der „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft", nochmals einen Versuch bei Gladstone. Es handelte sich darum, den Premier in unmittelbaren Verkehr mit einem in London befindlichen Bevollmächtigten des Mahdi zu setzen, um Unterhandlungen anzubahnen. Blunt erbot sich, ohne amtliche Sendung, nur durch einen vom Sultan zu Konstantinopel mitunterzeichneten englischen Paß gedeckt, ins Lager des Mahdi abzureisen. Zu der Abordnung, welche den Premier um eine Unterredung ersuchen sollte, wurde ich miterwählt. Die Fruchtlosigkeit der Reise nach Norden hinauf voraussehend, lehnte ich ab.

Am Vorabend des Weihnachtstages ging die Abordnung (an welcher u. A. der Obmann des Ausschusses jener Schiedsgerichts-Gesellschaft theilnahm, zu deren Ehren-Vorsitzenden auch Lord Derby gehört) nach Chester ab, um von dort aus telegraphisch bei Gladstone in Schloß Hawarden um eine Unterredung nachzusuchen. Er verweigerte sie. „Herr Gladstone" — schrieb Blunt nachher — „war zu unwohl, oder zu beschäftigt, oder zu sehr für den Krieg verpflichtet, als daß er unsere arme Gesandtschaft hätte empfangen können. Wir wurden von seiner Thür abgewiesen. Und doch wären andernfalls Khartum und General Gordon's Leben gerettet und all' die seitdem vergossenen Ströme Blutes erspart worden."

So mußte denn, dank Gladstone's Starrsinn, der tapfere, obwohl eigenwillige Mann sein Leben lassen.

Ehe die Nachricht vom Falle Khartums und Gordon's Tode ankam, wurde, trotz der Weigerung Gladstone's am Vorabend des Weihnachtstages, durch Blunt ein letzter Versuch gemacht. Unter den bei der Versammlung Anwesenden befand sich auch einer der englischen Anwälte Arabi's. Auffälligerweise glaubten die besten Kenner der Verhältnisse: „Gordon würde sich durch Wolseley gar nicht bewegen lassen, aus Khartum sich zu entfernen, nachdem dieses genommen wäre". Man nahm an: er sei zu sehr auf Durchführung seiner eigenen Politik erpicht. Ich meinerseits sprach die Ansicht aus: „daß dem Heerführer im Felde für solchen Weigerungsfall das Recht zustehe, den ungehorsamen Soldaten kriegsgerichtlich zu behandeln und einfach unter Bedeckung fortzubringen".

In seiner Rede vor dem Ausschusse betonte Wilfrid Blunt: „Gerade auf Grund der erfochtenen Siege könne die Regierung jetzt um so eher Unterhandlungen einleiten". Die Siege selbst galten allgemein als entscheidend! Blunt's Antrag unterstützend, bemerkte ich dagegen über Wolseley's Aussichten:

„Diese Kriegführung muß jedem schärferen Beobachter unbegreiflich erscheinen. Zeigen nicht gerade die Einzelheiten der bei Abu Klea und Gubat erfochtenen Siege der verzweifelte Lage, in welcher sich die kleinen, von die Hauptstreit-

Digitized by Google

kraft abgeschnittenen englischen Schaaren befinden? Standen diese nicht um eines Haares Breite am Rande der Vernichtung? Die Tapferkeit ist anzuerkennen; aber was sollen — einmal ganz abgesehen von der Ungerechtigkeit eines Krieges, der mit Gladstone's eigenen Angaben über das Recht der sudanischen Bevölkerung im crassesten Wiederspruche steht — was sollen diese fast ins Blaue hinein gethanen Vorstöße? Es steht wahrlich nicht gut um General Wolseley's Heer! Vom Standpunkte eines Festländers aus läßt sich solche Kriegführung einfach nicht verstehen. Und denken wir an die in nächster Nähe unseres Sitzungssaales kürzlich verübten Verbrechen, denen unzweifelhaft noch weitere schlimmere folgen werden, so daß die Kraft des Landes bald hier in vollem Maße gegen innere Feinde in Anspruch genommen werden dürfte: so muß man gestehen, daß die egyptische Politik der Regierung sich als eine eben so unkluge wie ungerechte erweist, ja, sozusagen einem Verbrechen an dem Gemeinwohle gleichkommt".

Das von Blunt beantragte neue Mahnschreiben an Gladstone ging ab — mit demselben Erfolg wie früher. Rasch traf bald darauf eine Hiobsbotschaft nach der andern ein. Khartum gefallen; Gordon erschossen; Buller auf dem Rückzug nach Korti; eine Reihe höherer Officiere nutzlos hingeschlachtet; der Feldzug mißlungen.

Heute ist der Bestand des Cabinets aufs Tiefste erschüttert; Alles, politisch und kriegerisch, in Verwirrung. Unter solchen Umständen mögen die obigen Erinnerungen dazu dienen, das Bild zu vervollständigen, „wie Alles gekommen".

Die Wasserprobe der Hexen.

Ein Beitrag zur Ehrenrettung des Mittelalters.

Von Carl du Prel.

Die Hexenfrage, die unsere Ahnen Jahrhunderte lang so ernst beschäftigte, daß sie mit Feuer und Schwert dagegen vorgingen, ist von der Aufklärung zwar niedergeschlagen, aber nicht gelöst worden. Was in neuerer Zeit darüber geschrieben wurde, ist als historischer Beitrag theilweise sehr werthvoll, trägt aber nichts zur Lösung des Problems bei, sondern geht meistens von der Voraussetzung aus, daß das Problem nicht existirt. Zunächst zieht Jeder an dem gerade ihm beliebenden Orte den Strich, bis zu welchem er den Berichten Glauben schenkt — der beste Beweis, daß Alle im Unrecht sind und ein objectiver Standpunkt der Beurtheilung noch nicht gewonnen wurde. Die Aufklärung hat noch immer die Frage nicht beantwortet, wie es denn möglich gewesen, daß viele Millionen von Menschen Jahrhunderte lang an ein Nichts glaubten, und daß selbst die hervorragendsten Männer des Mittelalters in einem Zustand permanenter Hallucination lebten, um Dinge zu sehen, die nicht waren. Offenbar ist das Problem eines allgemein herrschenden, aber uns unbegreiflich gewordenen Glaubens nicht gelöst, wenn man gerade den zu diesem Glauben nöthigen Grad von Stupidität bei unseren Vorfahren annimmt. Wer sich in den Proceßacten umsieht, der wird sich zwar schnell klar darüber werden, daß sehr viele Selbstanklagen nur durch die Folter erpreßt wurden, ohne daß ihnen eine Schuld zu Grunde lag; aber es liegen auch freiwillige Geständnisse vor, Anklagen der Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt, daher es nicht möglich ist, durchaus Täuschung und Betrug anzunehmen. Auch als ein bloßer Auswuchs der katholischen Kirche läßt sich die Hexenfrage nicht ansehen; die eifrigsten Verfolger waren nicht Geistliche, sondern Juristen, und zwar in katholischen, wie protestantischen Ländern, wie denn bekanntlich Luther selbst auch an Hexen glaubte.[1]) In den Acten der Inquisition kommt die Hexenfrage nur als Ausnahme vor,[2]) dagegen liefern die Gerichtsacten vieler Städte die reichste Ausbeute.

[1]) Soldan: Geschichte der Hexenprocesse I. 431.

[2]) Vgl. Llorente: Geschichte der Inquisition in Spanien.

Es liegt also eine noch immer ungelöste Aufgabe vor. Zweierlei Fragen sind dabei zu untersuchen: 1. Was ist objectiv vorgefallen, um den Hexenglauben zu erzeugen? 2. Wie sind diese objectiven Thatsachen zu erklären? Nur in der Auslegung der Thatsachen können unsere Vorfahren geirrt haben; daß aber objectiv überhaupt nichts geschehen sei, ist eine ganz unwissenschaftliche Annahme. Probleme werden nicht dadurch gelöst, daß man sie negirt, und es wäre Anmaßung, anzunehmen, daß wir besser wissen, was vorgefallen, als die Augenzeugen von damals.

Ein jedes Zeitalter sieht die früheren Culturepochen zunächst nicht objectiv an, sondern durch seine Brille. Was von unglaubhaften Berichten aus früheren Zeiten vorliegt, erklären spätere Zeiten vom Standpunkt der naturwissenschaftlichen, immer mangelhaften Kenntnisse, worüber sie verfügen, und was sich diesen Erklärungen nicht fügen will, wird entweder verworfen, oder so lange umgedeutet, bis es sich fügt.

Im Nachfolgenden will ich das an einem Beispiele erläutern, und greife dazu die sogenannte Wasserprobe der Hexen heraus, der gegenüber sich der Rationalismus ganz erklärungsunfähig erweist.

Es war im Mittelalter allgemeiner Glaube, daß die Hexen im Wasser nicht untergehen. Um sich über den Charakter verdächtiger Personen Gewißheit zu verschaffen, war es daher ein beliebtes Verfahren, sie der sogenannten Wasserprobe — judicium aquae frigidae, judicium aquaticum — zu unterwerfen. Dieser Glaube ist vielleicht arischen Ursprungs; denn schon in Mann's Gesetzen heißt es, daß die Schwörenden der Wasserprobe unterworfen wurden, und daß das Untersinken im Wasser als Zeichen der Wahrheit ihrer Aussagen galt. Deutlicher noch ist die indische Sankhja-Lehre, worin es heißt, daß ein Jogi — so wurden damals die Fakire geheißen — auf dem Wasser wie Holz zu schwimmen und auf den Wellen zu wandeln vermag.[1]) Ebenso sagt der Neuplatoniker Jamblichus in einem ihm zugeschriebenen Buche,[2]) daß die „vom göttlichen Geiste Ergriffenen" auf glühende Kohlen treten und in wunderbarer Weise Ströme durchschwimmen. Hier wird also die specifische Leichtigkeit im Wasser allgemein mit dem Zustand der Ekstase in Verbindung gebracht. Es fehlt aber nicht an Berichten, welche diese Eigenschaft im Besonderen mit dem Begriffe der Zauberei verbinden. Plinius sagt, daß bei den Scythen der Glaube verbreitet war, daß die mit dem bösen Blick Behafteten im Wasser nicht untersinken.[3]) Er erwähnt die Thibier, von denen der Glaube herrschte, sie gingen auf dem Wasser nicht unter — non posse mergi —; nach Plutarch aber standen gerade diese Thibier im Geruche der Zauberei.[4]) Auch die Henker der im Verdachte der Zauberei stehenden Bewohner der Insel Pontus sagten gemäß ihrer Erfahrung aus, daß Diejenigen, die gebunden zum Wasser getragen werden, häufig durch große Leichtigkeit auffallen.[5])

Als dann im Mittelalter die Vermischung der Begriffe Zauberei und Ketzerei sich verbreitete, wurde auch von Ungläubigen und Sectirern jenes Merkmal ausgesagt. Die Manichäer von Soissons wurden 1114 der Wasserprobe unterworfen, wenn sie leugneten, und von Clementius, dem Chef der Secte, wird gesagt, daß er, in eine Wassertonne geworfen, wie leichtes Holz schwamm. Ebenso wird auch von den Albigensern behauptet, daß sie auf dem Wasser wandelten, ohne unterzusinken.[6]) Auch bei anderen Secten wurde nach dem Zeugnisse des hl. Bernhard jene Probe vorgenommen. Gewöhnlich ließ man einen Exorcismus vorausgehen, bis das lateranische Concil 1215 den Geistlichen zwar nicht die Wasserprobe, aber

[1]) Windischmann: Die Philos. im Fortgang der Weltgeschichte, I, 4. S. 1886.

[2]) Jamblichus: de mysteriis Aegypt. sect. III, 4.

[3]) Plinius: hist. nat. VII, 2.

[4]) Plutarch: Symp. V, 7.

[5]) Görres: Mystik V, 547. Agrippa: de occulta phil. im Commentar zu Plinius.

[6]) Caesarius von Heisterbach: mem. IX, 12. Görres: Mystik V, 23

Digitized by Google

den vorausgehenden Exorcismus verbot.[1]) Allmählich kam dann die Sache wieder in Abnahme, wurde aber um 1560 wieder aufgenommen, und zwar um Hexen und Zauberer zu finden. In Deutschland wurde diese Probe, die schon Franken, Longobarden und Normannen kannten, zuerst in Westphalen wieder versucht und verbreitete sich über die Niederlande und über Elsaß nach Frankreich.[2])

Im sogenannten Hexenhammer fehlt diese Erscheinung natürlich nicht. Es heißt dort, daß verschiedene Hexen bei Regensburg zum Scheiterhaufen verurtheilt wurden. In der Sentenz war bemerkt, daß, wenn das Feuer keine Gewalt über sie haben sollte, sie ersäuft werden sollten. Es gelang aber keines von beiden; man konnte sie weder verbrennen, noch ertränken.[3])

So zieht sich die Sache durch die Jahrhunderte fort, man kann fast sagen, bis in die neueste Zeit. In England sandte das lange Parlament im 17. Jahrhundert einen gewissen Hopkins als Untersuchungsrichter ins Land, der sich gewöhnlich der Wasserprobe bediente und in einem Jahre an 60 Personen an den Galgen brachte.

Hat nicht das lange Parlament
Des Teufels Boten ausgesendt
Mit Vollmacht, der von Haus zu Haus
Nun geht, und spüret Hexen aus?
Und hängt er nicht in einem Jahr
In einer Grafschaft — das ist wahr —
Viel mehr, als sechzig, auf geschwind,
Bloß weil sie nicht ersoffen sind?[4])

Grey in seiner Ausgabe des Hudibras erzählt, er habe eine Liste von etwa 3000 Personen gesehen, die so während der Herrschaft des langen Parlaments ihr Leben verloren. Endlich aber fiel es einem der Angesehenen des Landes ein, diesen Hopkins selbst der Wasserprobe zu unterwerfen, und da er nicht unterging, mußte er es mit dem Leben büßen.[5])

In Esser und Suffolk wurden viele durchs Wasser geprüft; nicht alle wurden für schuldig gefunden; aber einige „ersoffen über der Probe".[6]) Trotz solcher Vorkommnisse läßt sich nicht leugnen, daß die Wasserprobe als Prüfungsmittel ihre wohlthätige Seite hatte, indem sie nämlich an Stelle der Tortur vorgenommen wurde. Sie wurde darum 1581 im Herzogthum Jülich durch ein herzogliches Mandat anbefohlen. Acten dieser Art haben sich mehrfach erhalten, und es ist vielleicht für den Leser von Interesse, ein Beispiel kennen zu lernen. Johann Wilhelm erließ an Bertram von Landsberg folgenden Befehl:

Lieber Getreuer! Was Du newlicher Tagen an unsere Räthe wegen Hillen Gusen bezüchtigter Zauberey gelangt, das ist uns fürbracht. Dieweil nun allerhand starke Vermuthung zu schepfen, damit denn andere Unsere Unterthanen durch berührte Weibsperson gleichfalls nicht beschädigt, und solch unchristlich Unwesend der Gebühr gestraffet werde; so ist Unser Meynung und Befehl, angerichtete Personn gefänglich anzunehmen sie darauf so gutlich alß peinlich abfragen, auch imb Fall sie dergestalt nicht bekennen würde, alsdann auf dem Wasser der Gebur nach zur Probe stellen zu lassen, und Uns fürder alle Gelegenheit zu verstendigen; versehen Uns also zu Dir

Geben zu Cleue amb 24. Jul. 1581.

Johann Wilhelm.[7])

Aus anderen Acten geht hervor, daß Leute, die im Verdachte der Hexerei standen, sich oft freiwillig dem Gerichte stellten und der Wasserprobe unterworfen zu werden verlangten, um sich vom Verdachte zu reinigen. Bei einer dieser Proben wurden 1696 die Geprüften etwa eine halbe Stunde im Wasser gelassen, und mehrere von Denen, welche nicht untersanken, wurden 4—5 Mal ins Wasser geworfen. Nicht immer fielen solche freiwilligen Prüfungen günstig aus. Pfarrer Hery berichtet, daß Personen verschiedenen Geschlechts der Pfarrei Cheu 1701 die Wasserprobe verlangten, um außer Verdacht zu kommen. Man warf sie in den Fluß Armanson, wo er sehr tief war, aber da sie nicht untergingen, wurden sie als Hexen und Zauberer erkannt. Diese Probe wurde in Gegenwart von mehr als 800 Zeugen vorgenommen.[1])

Der Glaube an die Sache hat sich sehr lange erhalten. 1776 unterwarf sich in Suffolk ein Pferdedoctor, der für einen Zauberer gehalten wurde, freiwillig der Probe.[2]) In Oesterreich wurde sie erst von Maria Theresia durch § 58 ihrer „peinlichen Gerichtsordnung" verboten; aber in Siebenbürgen wurde noch 1752 in Maros Vasarhely die Hebamme Farkas der Probe unterworfen, dann gefoltert und schließlich hingerichtet.[3]) Der letztbekannte Fall ist wohl der von 1836 im Fischerdorfe Zeinowa auf der Halbinsel Hela, wo eine als Hexe verschriene Frau von den Dorfbewohnern ins Wasser geworfen, und, weil sie nicht sofort untersank, mit Rudern todtgeschlagen wurde.[4])

Bei allem Skepticismus gegenüber dem einzelnen Fall muß man also doch der Gesammtsumme der durch alle historischen Zeiten gehenden Berichte ein großes Gewicht beilegen. Man kann sich dem Glauben nicht entziehen, daß ein Wahrheitskern in der Sache verborgen liegt. Offenbar haben wir es mit einer Erscheinung zu thun, die um so schwieriger zu erklären ist, als die Zustände, in welchen sie am menschlichen Organismus eintritt, noch gar nicht experimentell untersucht sind. Der Begriff der Hexerei wirft kein Licht auf die Sache. Die Eigenschaft, im Wasser nicht unterzugehen, wurde zudem auch den Besessenen zugeschrieben. Die Acta Sanctorum vom 18. April erwähnen eine solche Besessene. Sie wurde zum Grabe des hl. Usmar gebracht und von den Geistlichen der Kirche in geweihtes Wasser gesetzt; als aber dann der Exorcismus über sie ausgesprochen wurde, ward sie unter den Händen der Geistlichen aus dem Wasser plötzlich in die Höhe gehoben, so daß sie schnell ergriffen und bei den Füßen wieder herabgezogen werden mußte.[5]) Noch verworrener wird die Sache dadurch, daß die christliche Mystik — ja das Evangelium selbst in Bezug auf Christus und Petrus[6]) — das Wandeln auf dem Wasser mit dem Begriffe der Heiligkeit verbindet. Denn als Maurus, ein Schüler des hl. Benedikt von Nursia, dem Befehle des Abtes, einen ertrinkenden Knaben zu retten, nachkam, lief er über das Wasser, packte den Knaben und kehrte wieder zurück. Erst als er wieder auf dem Lande war, „kam er zu sich" und blickte rückwärts. Da er nun sah, daß er über das Wasser gelaufen, erschrak er und wunderte sich über das Geschehene.[7]) Wenn diese Geschichte einen Wahrheitskern bergen sollte, so ist es der Zustand der offenbar vorhandenen Ekstase, die dem Erklärer einen Fingerzeig gibt.

Daß nun diese Erscheinung nicht in der bekannten rationalistischen Weise abgethan werden kann, erhellt deutlich aus dem bei der Wasserprobe angewendeten Verfahren. Gewöhnlich band man den zu Prüfenden den Daumen der rechten Hand an die große Zehe des linken Fußes, und den linken Daumen ebenso an den rechten Fuß, um sicher zu sein, daß Keiner durch unwillkürliche, obgleich gar nicht in seinem Interesse liegende Schwimmbewegungen sich auf dem Wasser erhalte. In diesem Zustande wurden die zu Prüfenden dreimal ins Wasser geworfen, wobei zwei Männer, auf beiden Ufern stehend, sie lose an einem Seile hielten, um die Untersinkenden, also Unschuldigen, herausziehen zu können. Schwammen sie aber obenauf, so wurden sie als schuldig erkannt. Die Probe konnte sowohl in einer Wassertonne, als in fließendem Wasser

[1]) Le Brun: critique des pratiques superstitieuses II, 149 bis 151.
[2]) Görres: Mystik V, 544.
[3]) Horst: Dämonomagie II, 108.
[4]) Hudibras: II, 3.
[5]) Görres: Mystik V, 635.
[6]) Hutschinson: Versuch über Hexerei.
[7]) Reichard: Beiträge zur Einsicht in das Geisterreich I, 283.

[1]) Le Brun: a. a. O. II, 167—171.
[2]) Horst: Dämonomagie I, 268.
[3]) Müller: Geschichte des Hexenglaubens in Siebenbürgen. 50.
[4]) Soldan: a. a. O. II, 333.
[5]) Görres: Mystik IV, 194.
[6]) Mathäus: XIV, 25—31.
[7]) Gregorius Magn. Dial. II, 7.

Digitized by Google

vorgenommen werden. In Mainz wurden die Delinquenten in den Rhein geworfen.

Balthasar Becker, einer der ersten und eifrigsten Bekämpfer des Herenglaubens, bringt gleichwohl folgenden Bericht über eine Wasserprobe: „Diese alte Frau ward an eine große Rivier oder Fluß nahe bei der Stadt geführt, um zu sehen, ob sie auff dem Wasser würde untersinken. Nachdem ihr beyde Beine gebunden, so ward sie darein gelassen, und mittlerweile sie sich auffs äußerst bemühete, mit ihren Händen unter das Wasser zu gerathen, kunte sie dennoch nicht darzu gelangen, sondern gieng auff ihren Rücken liegen, und trieb auff dem Wasser, als ein Stück Kork. Ueber 20 Personen waren gegenwärtig, die Wahrheit hiervon zu bezeugen, die kunten aber keinen Glauben finden an die Meynung des Volks; derowegen ward sie zum andernmahl zum Wasser gebracht, da trieb sie wieder wie zuvor, und waren damahls gegenwärtig mehr als 200 Menschen, diesem Schauspiel zuzusehen, gleichwohl waren viel darunter, die es noch nicht glaubeten. Es ward zu derselbigen Zeit auch ein stark jung Frauen-Mensch in das Wasser geschmissen, die also bald untersank, und ersoffen wäre, wo nicht alles, was helfen konnte, wäre zugelaufen. Um der Welt kund zu thun, und keinen Raum an fernern Zweiffel zu lassen, so hat man das alte Weib zum drittenmahl zum Wasser gebracht, und, als vorhin, darein gelassen, da sie denn abermahl stille bliebe treiben; und war diesesmahl ein solcher Zulauff von Volk aus dem Dorffe, und umliegenden Lande, und darunter viel vornehme Leute, daß es nicht zu zählen war, also daß nun kaum einer ist, der an der Wahrheit dieser Sache Zweiffel hat."

Zu Beckers Zeiten hätte man sich durch bloßes Leugnen der Thatsachen lächerlich gemacht. Er zieht sich also aus der Schwierigkeit ungefähr nach Art moderner Journalisten, wenn er sagt: „Es werden uns dennoch die Naturkündiger sagen, daß die Frauen mehr von der Natur des Korks haben, als die Männer; und vielleicht hatte diese arme alte Frau noch mehr davon, als andere, gleichwie die Naturen nicht alle gleich sind." Die Zeugen aber beseitigt er mit den Worten: „Und denn bleibt auch die Frage noch, ob sie alle an einem bequemen Ort gestanden haben, dieses Werk eigentlich und deutlich zu sehen."[1])

Fügen wir noch einen Bericht aus neuerer Zeit hinzu. Die „Wienerische Zeitung" von 1728 Nr. 67 meldet: „Da unlängst hier zu Szegedin verschiedene Personen wegen beschuldigter Hexerei gefänglich eingezogen worden, hat man sie nach hiesigem Gebrauch zur Probe gebracht. Nemlich, nachdem sie auf dem Wasser wie ein Pantoffelholz geschwommen, wurden sie auf eine Wage gelegt, um sie zu wiegen; dabei denn zu verwundern, daß ein großes dickes Weib nicht mehr, denn 1½ Loth, ihr Mann, so auch nicht von den Kleinsten war, 5 Quentchen, die übrigen aber durchgängig entweder 1 Loth oder 3 Quentlein, oder noch weniger gewogen haben."[2])

Hier zeigt sich also die Gewichtsabnahme unabhängig vom Wasser — ein weiteres Merkmal für die später zu suchende Erklärung.

Die Hauptschwierigkeit für diese Erklärung ist wohl die, daß die Erscheinung jener Constanz ermangelt, die die erste Bedingung der Erklärbarkeit ist. Hermannus berichtet von einigen Dieben, welche Nachts sich selbst auf die Probe setzten, und da sie bemerkten, daß sie untersanken, dann der Gerichtsprobe sich unterzogen, wobei sie aber wie Kork schwammen.[3]) In dieser Veränderlichkeit des Phänomens liegt demnach abermals ein Fingerzeig für den Erklärer, und sie ohne Zweifel war der hauptsächlichste Anlaß, daß von diesem Verfahren abgegangen wurde. Es war daher wohl keine bloße Anwandlung von Menschlichkeit, daß das Parlament in Paris 1601 die Wasserprobe überhaupt verbot. Dann und wann traten selbst Männer gegen dieselbe auf, die im Uebrigen dem Heren glauben ganz ergeben waren. So sagt de Lancre: „L'épreuve qui se fait par l'eau froide est illicite et ne peut-être admise sans une grande contumélie de Dieu".[1]) Ebenso der Bischof von Binsfeld: „Tales autem probationes perversae sunt et superstitiosae".[2]) Auch Wierus und der Jesuit Del Rio waren Gegner der Wasserprobe. Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, sagt in einem Rescript von 1654: „Soviel die Wasserprobe betrifft, darauf ist zumal nicht zu sehen, sintemal solches ein widerrechtliches und trügerisches Mittel ist, darauf man kein Fundament zu setzen. Wornach ihr euch zu achten".[3]) So kam es, daß die Wasserprobe immer mehr als Prüfungsmittel, aber nicht eigentlich als Ueberführungsmittel gebraucht wurde. Einige Weisthümer Deutschlands im 14. und 15. Jahrhundert kehrten die Sache sogar um, indem sie die Sinkenden verurtheilten und die Schwimmenden freisprachen.[4])

An Versuchen zur Erklärung unserer Erscheinung hat es im Mittelalter nicht gefehlt; sie sind aber ganz ungenügend. Wilhelm Scribonius, Professor zu Marburg, der in Lemgo selbst Augenzeuge einer Wasserprobe war, schrieb dem dortigen Magistrat zur Erklärung der Sache, daß der Teufel, welcher leicht wie die Luft sei, diese Leichtigkeit auch der Substanz der an ihn Gebundenen mittheile, und sie dadurch über dem Wasser erhalte. Später sprach er von einem „Hasse des Wassers gegen die Heren", weil nämlich die Heren im Wasser getauft, aber der Taufe später entsagt hätten.[5]) Diese Theorie wurde auch von König Jakob von England in seiner Dämonologie adoptirt: „Wasser nimmt die Heren darum nicht auf, weil dieselben, von Gott und Christus sich lossagend, das Taufwasser von sich geschüttelt." Streitschriften für und wider derartige Erklärungen erschienen sehr zahlreich.[6])

Gelegentlich eines Hexenprocesses in Holland wurden die Professoren der Medicin und der Philosophie zu Leyden um ihre Meinung bezüglich der Wasserprobe befragt. Ihr 1594 abgegebenes Gutachten lautete dahin, daß die Wasserprobe in keiner Weise als Beweismittel gelten könne; das Wasser könne ja nichts berathschlagen und beschließen, und „wenn das Wasser die Heren für schuldig erkennt, warum trägt sie die Erde, warum gibt ihnen die Luft Lebensathem?" Die Thatsachen leugneten sie nicht, aber sie erklärten das Schwimmen der Heren daraus, daß dieselben kreuzweise gebunden ins Wasser gesenkt würden, indem sie so auf dasselbe mit dem Rücken wie kleine Schiffchen zu liegen kämen.[7]) Die christliche Mystik, der ja das Schwimmen und Wandeln auf dem Wasser auch nicht fremd ist, entzieht sich der Erklärung, wenn sie den Accent auf Nebenumstände legt. So heißt es von der heiligen Osanna, daß sie bei einem Schiffbruch auf dem Po, vom Flusse hin und her geworfen, lange auf den Wellen schwamm, bis sie gerettet wurde, was man einem in ihren Händen befindlichen Crucifix zuschrieb.[8]) Die Erklärungen neuerer Rationalisten, wenn sie sich auf eine solche überhaupt einlassen, sind ebenfalls ganz ungenügend. Wenn z. B. der Arzt Charbonnier sagt: „Le moyen age, qui ignorait le ballonement gazeux des hystériques, les condamnait au feu, parce que c'était surnaturel, d'être plus léger, que l'eau"[9]) — so heißt das wahrlich, sich eine Erklärung sehr leicht machen.

Bei der ziemlich umfangreichen Literatur über das Herenbad[10]) läßt sich wohl hoffen, daß die Erklärung noch gefunden wird, wobei uns, wie schon bemerkt, die da und dort angeführten Nebenumstände leiten können. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Erscheinung durchaus nicht constant ist, nicht

[1]) Becker: Die bezauberte Welt IV, 267—269.

[2]) Schindler: Der Aberglaube des Mittelalters. 47. Ausführlicher bei Horst: Zauberbibliothek VI, 134.

[3]) Le Brun a. a. O. II, 137.

[1]) De Lancre: inconstance. 11.

[2]) Binfeld: de conf. maleficarum. 357.

[3]) Reichard: Beiträge ꝛc. I, 285.

[4]) Schindler: Aberglaube des Mittelalters. 233.

[5]) Scribonius: de sagarum natura et potestate.

[6]) Die Literatur darüber bei Görres V. 546.

[7]) Soldan a. a. O. I, 513.

[8]) Görres II, 284.

[9]) Charbonnier: maladies et facultées des mystiques. 3.

[10]) Das Verzeichniß davon bei Hauber: Bibliotheca magica I, 502—506.

Digitized by Google

nur bei verschiedenen, sondern selbst bei gleichen Individuen wechselt, und daß sie Personen beider Geschlechter umfaßt. Die religiöse Färbung der Sache, sowohl im Sinne der christlichen Mystik, als des Teufelsglaubens geht nur insofern an, als die richtige Erklärungsursache beide Zustände umfassen muß. Es hat sich ferner ergeben, daß die Leichtigkeit des menschlichen Organismus auf dem Wasser in Verbindung mit ekstatischen Zuständen eintritt, die ja auch sowohl bei den Märtyrern des Christenthums als bei den Hexen, wenn sie gefoltert wurden, häufig waren. Alle diese Nebenumstände scheinen mir nun darauf hinzudeuten, daß, wenn an der Fähigkeit gewisser Personen, im Wasser nicht unterzusinken, überhaupt etwas ist, wir derselben im Somnambulismus wieder begegnen müssen. Damit wäre dann wenigstens das Gebiet bestimmt, innerhalb dessen die Erklärungsursache zu finden ist, wenn auch die naturwissenschaftliche Erklärung der Sache damit noch nicht erreicht ist.

In der That wird nun, wenn wir auch den Somnambulismus in unsere Untersuchung hereinziehen, die Liste der beobachteten Thatsachen bis in unsere Tage fortgesetzt. Ich führe einige Fälle an:

Dr. Franklin erzählt in seinen Memoiren, daß er einst beim Baden auf dem Rücken liegend einschlief, und eine Stunde lang in seiner Stellung verblieb, ohne unterzusinken oder sich umzuwenden. Brierre de Boismont, der diese Geschichte anführt,[1]) fügt den noch merkwürdigeren Fall an, daß ein irländischer Nachtwandler Nachts aufstand, zwei englische Meilen ans Meer lief und schlafend eine Strecke von 1½ Meilen durchschwamm, bis er aufgelesen wurde, wobei man ihm nur schwer begreiflich machen konnte, daß er nicht im Bette sei. Der Arzt Gmelin führt den neapolitanischen Pagenhofmeister Morcia an, der durch Zufall im Bade über seine Fähigkeit belehrt wurde, im Wasser nicht unterzusinken.[2]) Der seiner Zeit berühmte Barter erwähnt eine „melancholische" Frau, die sich in einem Anfall ins Wasser stürzte und 3 Stunden lang auf demselben lag. „Als man sie gefunden und nach Hause gebracht, war ihr Leib so leicht wie Stroh, und sie erlangte wieder ihre Gesundheit."[3]) Der Arzt Despine behandelte in Aix ein elfjähriges somnambules Mädchen; bei den Meerbädern, die es nahm, gebrauchte es anfänglich Blasen, um gesichert schwimmen zu können, dann aber legte es dieselben ab und war die geschickteste Schwimmerin.[4]) Der Arzt Koreff in einem merkwürdigen Schreiben an Deleuze[5]) berichtet von einer Somnambulen, die nicht schwimmen konnte, aber wenn sie somnambul wurde, sich im Meere verwegen herumtrieb wie in ihrem natürlichen Element. In der Krise gab sie an, daß es nöthig wäre, sie durch die Macht des Willens davon abzuhalten, weit hinauszuschwimmen, weil, wenn sie dabei zufällig erwachen würde, sie ertrinken müßte. Koreff, der dieses Mädchen zu wiederholten Malen sah, fügt bei, daß sie im Meerwasser gleich somnambul wurde. Dies läßt sich aber um so leichter erwarten bei Personen, bei welchen die natürliche Angst vor dem Wasser noch gesteigert wurde durch die Angst der Herenprobe. Schließlich berichtet auch Kerner von der bekannten Seherin von Prevorst: „Wenn man sie (im magnetischen Zustand) in ein Bad bringen wollte, zeigte sich die sonderbare Erscheinung, daß alle ihre Glieder, auch Brust und Unterleib, in ein unwillkürliches Hüpfen, in eine vollständige Elasticität kamen, und sie aus dem Wasser immerwieder ausstieß. Gehülfinen, die bei mir waren, gaben sich alle Mühe, sie mit Gewalt ins Wasser zu drücken, aber ihre Spannkraft strebte immer nach oben, sie konnte nicht untergehalten werden, und hätte man sie in einen Fluß geworfen, sie wäre wohl auch in diesem so wenig wie ein Pantoffelholz untergesunken."[6]) Kerner setzt selbst diesen Fall in Parallele mit den bei der Wasserprobe der Hexen beobachteten Erscheinungen.

Wenn die Leugnung der darüber berichteten Thatsachen früher als ein Act wissenschaftlicher Willkür erschien, so ist sie heute noch mehr als dieses, nämlich ein wissenschaftlicher Anachronismus, weil uns der Somnambulismus die Lösung des Räthsels in die Hand gibt, und die in Frage stehende Erscheinung, die keineswegs auf den Aufenthalt abnormer Organisationen im Wasser beschränkt ist, dem Experimente zugänglich ist. Die Phänomene bei der Wasserprobe bilden somit nur einen Specialfall einer umfangreicheren Erscheinung, die ebenfalls schon im Mittelalter, z. B. bei der Herenwage zu Oudewater, beobachtet wurde, aber auch außerdem noch eine große Rolle spielt in der der Dämonomanie, in der christlichen Mystik, in der Ekstase indischer Brahminen und der egyptischen Neuplatoniker, in den Künsten der indischen Fakire, aber auch in verschiedenen Zuständen des Nachtwandelns und Somnambulismus, worüber in der einschlägigen Literatur ein ungeahnt reicher Stoff zu finden ist. Die Darstellung derselben muß ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten, und muß hier an dem Punkte Halt machen, wo unsere Untersuchung in dieses allgemeinere Problem einmündet.

[1]) Br. de Boismont: des hallucinations. 331.

[2]) Gmelin: Ueber thierischen Magnetismus I, 63.

[3]) Barter: Gewißheit von der Welt der Geister. 98.

[4]) Pigeaire: électricité animale. 275.

[5]) Deleuze: instruction pratique I, 452.

[6]) Kerner: Die Seherin von Prevorst. 61.

Literatur und Kunst.

Die Pariser Theatersaison.

Von Eugen von Jagow.

Vor etwa einem Jahre wies ich in meiner theatralischen Rückschau auf das Vorhandensein einer gegen die auflösenden Tendenzen der naturalistischen Schule ankämpfenden reactionären Strömung hin, welche sich durch eine auffallende Begünstigung der soliden theatralischen Mache, speciell des Scribe'schen und Dumas'schen Repertoires, kennzeichnete; alsdann auf die lediglich durch das beabsichtigte Raffinement der Situationen erzielte Vergröberung des sogenannten Sittendramas durch die jüngeren Dichter wie Delpit und Ohnet, und schließlich auf den mit Coppée's „Severo Torelli" gemachten Versuch, das classische Repertoir zu verjüngen.

In der verflossenen, an einigermaßen hervorragenden Novitäten außerordentlich armen Theatersaison sind derartige Vergröberungs- oder Verjüngungsversuche überhaupt nicht gemacht worden, was meine Auffassung: „Die Stoffquelle für das von Augier und Dumas geschaffene Sittendrama sei versiegt", zu bestätigen scheint. Ich sehe für dieses in der That nur einen in Frankreich aus guten Gründen noch nicht eingehender behandelten neuen Vorwurf: die erst kürzlich eingeführte Ehescheidung. — Dumas' neuestes Schauspiel „Denise", mit dem wir uns im Folgenden ausführlicher zu beschäftigen haben, bezeichnet keine Fortentwickelung des Sittendramas, sondern eine Rückkehr zu dem älteren, in der „Fremden" und in der „Prinzessin von Bagdad" verlassenen Genre. Claretie's „Prince Zilah", in 4 Acten und einem Prolog (Gymnase), der noch am Schluß der Saison einen großen Erfolg hatte, würde man lediglich als eine schwache Copie der „Denise" bezeichnen können, wenn der Originalstoff uns nicht schon seit einem Jahre aus dem gleichbetitelten Romane bekannt wäre. Was den poetischen Werth des Werkes anbetrifft, so ist derselbe noch geringer als der des „Hüttenbesitzer". Claretie ist in seinen Voraussetzungen abenteuerlicher, in seiner Motivirung der Seelenvorgänge minder sorgfältig als der feinere Ohnet, dessen Genre im Uebrigen dem seinen verwandt ist. —

Was nun die Opposition gegen die naturalistischen Tendenzen betrifft, gegen den Versuch, die innere Verknüpfung und Einheit der Handlung der angeblichen Naturwahrheit breiter, locker aneinandergereihter Sittengemälde zu opfern, so hat sie sich in dieser Saison noch schärfer markirt als in der vorhergehenden.

Digitized by Google

kühl war damals die Aufnahme, die Zola's „Pot-Bouille" fand, kühl jetzt die des Fraisse'schen fünfactigen Trauerspiels „Jean Cévenol" (Theater Beaumarchais) und der Becque'schen dreiactigen „Pariserin" (Renaissance), trotzdem beide Werke bedeutender Momente nicht entbehren. Auch Goncourt's neueinstudirte „Henriette Maréchal" dürfte am Odéon keinen nachhaltigen Erfolg erzielen. Für die kommende Saison erwartet uns eine dramatische Bearbeitung des Zola'schen Romans „Germinal", der allerdings zu einer solchen mehr geeignet ist, als irgend ein anderes Glied der „Rougon-Macquart".

Die erwähnte wachsende Opposition hat sich andererseits durch die in noch größerem Maßstab betriebene Neueinstudirung alter, gut gebauter Stücke bemerkbar gemacht, worüber die jüngere, wenig ermuthigte Dichtergeneration natürlich nichts weniger als beglückt ist. Nicht nur, daß man „Macbeth" an zwei großen Bühnen gegeben hat — ohne nachhaltigen Erfolg, beiläufig bemerkt, denn der Franzose besitzt weder für die grandiose Einfachheit der Shakespeare'schen Handlung, noch vor Allem für die Ungebundenheit ihrer Charaktere Verständniß, — nicht nur, daß man fast das ganze Regnard'sche Repertoir wieder aufgenommen, nein, auch Scribe's „Camaraderie", „Damenkrieg", ja sogar Werke der, wie es schien, vergessenen Dumanoir, Granger u. a. m. wurden hervorgesucht. Daneben das laufende Repertoire der Augier, Dumas, Sardou, Labiche, Meilhac und des in den letzten Jahren ein wenig vernachlässigten Octave Feuillet.

Erwähnen wir im Vorübergehen des Bestrebens, die ganz in Mißcredit gerathene Operette durch das alte Vaudeville zu ersetzen und des mißlungenen Versuchs, das zu den Zeiten des älteren Dumas in der Glanzperiode Dennery's, Anicet Bougeois' und Felix Pyat's florirende melodramatische Genre zu regeneriren, dessen glänzendster Typus Soulié's „Closerie des Genêts" bleibt. Dieser Versuch ist speciell deshalb hochinteressant, weil er von keinem geringeren gewagt wurde, als von Felix Pyat selbst. Das Publicum hatte von diesem alten eingefleischten Revolutionär und Communisten, der vor einem Vierteljahrhundert sein Publicum auf der Bühne und im Roman zu elektrisiren verstanden hatte, etwas wild Naturalistisches erwartet, und war nicht wenig erstaunt, sich einem zahmen, versöhnlichen Bourgeoisstück gegenüber zu sehen. Sein „Homme de peine", in 5 Acten und 8 Bildern (Ambigu), der, um seine gefallene Tochter vor weiterer Schande zu bewahren, sich eines nicht begangenen Diebstahls anklagt, ohne an seine Gattin und seine zweite unschuldige Tochter zu denken, erschien dem Publicum schon um seiner inneren Unwahrscheinlichkeit willen nicht annehmbar. Die Zeiten haben sich überdies geändert. Man fordert eine feinere Motivirung, größere Realität; die alte Melodramen-Schablone ist veraltet.

„Denise", Schauspiel (pièce) in 4 Acten, bewährt sich auf der Bühne des Theatre Français als Zugstück. Im Brüsseler Theatre du Parc ist sein Erfolg indessen ein geringerer gewesen. Diese seltsame Thatsache erklärt sich aus der Sonderstellung, die sowohl der Dichter der „Camelliendame", wie das Haus Molière's und dessen Societäre in Paris einnehmen. Einem großen Procentsatz des hiesigen Publicums ist Dumas ein Orakel, der Urquell aller sittlichen, socialen Weisheit, die er von seinem Bühnenkatheder als funkelnagelneu zu verkünden liebt. Dieser Autoritätenglaube schwächt sich aber naturgemäß nach der Peripherie des Dumas'schen Wirkungskreises hin ab. Die Brüsseler klagen offenherzig über die endlosen Längen des Dialogs. Und in der That hat der Dichter den ihm theuren, aber veralteten und verpönten Monolog gewissermaßen durch eine Hinterthür wieder auf die Bühne geschmuggelt, und zwar in den Dialog hinein. Mag der zu endlosem Schweigen verdammte Partner sehen, wie er seine zeitweilige dramatische Außerdienststellung durch stummes Spiel maskirt! Andererseits muß der mit dem Recitiren des verkappten Monologs betraute Schauspieler eine große Macht über das leicht ermüdete Publicum besitzen, und dazu bedarf es eines Coquelin, auf den die psychologische Ciceronerolle des Stückes in der That zugeschnitten ist. Im Park-Theater gibt es nun leider keinen Coquelin, und dieser Satz dürfte noch für manche andere Bühne gültig sein.

Dumas gilt für den Schöpfer der sogenannten Thesenstücke, obgleich es deren gegeben hat, so lange die dramatische Kunst existirt. Immerhin hat er ihnen eine neue, charakteristische Form verliehen. Im Gegensatz zur inductiven Methode Zola's cultivirt er die deductive. Er geht stets von einer allgemeinen These aus. In „Denise" lautet sie: „Der Mann so gut wie das Weib soll rein in die Ehe treten. Ist er es nicht, so soll er auch dem Weibe nicht zur sühnelosen Schuld anrechnen, was er, dank der socialen Vorurtheile, sich selbst so leicht verzeiht. Er sühne seine Schuld durch die Rehabilitation des durch einen Andern schuldig gewordenen, reuigen Weibes." Das ist die etwas sophistische These, deren sittliche Berechtigung ich hier nicht erörtern will. Es versteht sich von selbst, daß Dumas seine Generalregel, die im wirklichen Leben ein Ausnahme sein dürfte, nicht dramatisch verkörpern konnte. Vollkommene Charaktere sind, wie es Lessing und vor ihm ein noch größerer längst nachgewiesen, für das Drama unbrauchbar. Diejenigen Personen nun, welche gewissermaßen die Kehrseite, die Consequenz seiner Moral in Anwendung bringen sollten, mußten schuldig sein wie der junge Graf André de Bardannes und wie die von Fernand de Thaugette, dem Sohn der einstigen Maitresse André's, verführte Musiklehrerin Denise. Wird der in diese verliebte, argwöhnisch gewordene, eifersüchtige André ihre Schuld entdecken und wird er die Gefallene trotz dieser Entdeckung dennoch heirathen? Mit diesen Fragen wird das Interesse des Publicums vier wohlgesteigerte Acte hindurch ausschließlich beschäftigt. Dumas hat einen ähnlichen Entwurf bereits in den „Idées de Madame Aubray" behandelt. Der Sohn will dort die schuldige Geliebte heirathen, die Mutter widersetzt sich dem. In Denise sind diese beiden Figuren verschmolzen, der Conflict in André's Brust verlegt. Soll er mehr der Stimme seines Herzens, mehr der conventionellen Weltmoral und seinen Vorurtheilen gehorchen? Kein durchaus neuer, aber jedenfalls hochdramatischer, variationsfähiger Conflict! Wenn der Dichter ihn nur ausgebeutet hätte, wenn er die Allmacht der Liebe das letzte erlösende Wort der Dumas'schen Moral hätte finden lassen! Aber dieser Schwätzer Thouvenin, der dem Rémonin der „Fremden" wie ein Ei dem andern nachgelegt ist, raubt der Handlung mit seiner bevormundenden Langweiligkeit die jugendfrische Kraft.

„Denise" erfüllt alle jene alten Bedingungen, die man heute nicht mehr stellt; es darf sich nämlich der strikteſten Einheit des Ortes und der Zeit rühmen. Es war nicht leicht, die allerdings nicht zahlreichen Figuren des Stückes auf dem Gute André's zu versammeln und deren Anwesenheit bis zum Ausgange der Handlung in natürlicher Weise zu motiviren. Dumas hat letzteres, der modernen, realistischen, vielleicht zu sehr dem Aeußerlichen, Nebensächlichen huldigenden Tendenz entsprechend, mit solcher Sorgfalt gethan, daß dabei die innere Wahrscheinlichkeit der Charaktere zu kurz gekommen ist. André besitzt eine Schwester Marthe, deren Vormund er ist, und die er in eine Pension geschickt hat, um sich den Zerstreuungen des Pariser Capua ungestörter hingeben zu können. Er hat es der leichtfertigen, koketten Thauzette, seiner früheren Maitresse, gestattet, Marthe in deren Pension zu besuchen, auf diese einen unheilvollen Einfluß zu gewinnen und ihm zu entfremden. Diese sechsundvierzigjährige Dame, die „dreiundzwanzig Jahre Morgens und dreiundzwanzig Jahre Abends" alt scheint, und deren abstoßendes Gesicht der Dichter geschickt mit dem Schleier der Mutterliebe verhüllt, hat ihren leichtsinnigen, nichts weniger als makellosen Sohn Fernand der reichen Erbin ins Herz zu schmeicheln gewußt; sie ist es, welche diese, um ihren Heirathsplan durchzusetzen, von André aus der Pension nehmen ließ, ihm die Familie Brissot empfahl. Und auf diese zweifelhafte Empfehlung hin „vertraute er", wie sich eine der Nebenfiguren ebenso boshaft wie treffend ausdrückt: „dem père Brissot die Verwaltung seiner Güter, der mère Brissot die Wirthschaft und deren Tochter Denise seine Schwester an." Auf das Plausibelste ist somit die Anwesenheit aller dieser Personen motivirt, die der einstigen Maitresse neben der Schwester, die Fernand's neben der einst von

Digitized by Google

ihm Verführten, die André's zwischen diesen Beiden, und die der Eltern Denisens, von denen nur die Mutter das verhängnißvolle Geheimniß kennt. Vortrefflich! Aber, so fragen wir zweifelnd, ist Graf André, der diese Intimität seiner Schwester mit seiner Maitresse duldet, einer so edlen, opfermuthigen That, wie sie ihm Dumas am Schluß des Stückes zumuthet, überhaupt fähig? Haben wir es hier nicht mit zwei ganz verschiedenen André's zu thun, von denen der erste durch den zweiten nur geschickt escamotirt wird? Nimmt man in dieser Weise die übrigen Charaktere, die verzeichnete, unsympathische Marthe, die schier aus Edelmuth und Opferlust zusammengesetzte Denise unter die kritische Lupe, so wird man bald ihrer Schemenhaftigkeit gewahr. Sie sind künstliche Factoren des Dumas'schen Rechenexempels. Aus abstracten Begriffen condensirt, verflüchtigen sie sich schnell.

Alles das ändert an der Thatsache nichts, daß „Denise" im niederen Sinne des Wortes ein gutes Stück ist, eines der besten des Dumas'schen Repertoirs. Mit außerordentlicher Kunst ist die große Scene des dritten Actes vorbereitet in der Denise, um die undankbare Marthe vor einer Ehe mit Fernand zu bewahren, dem um sie anhaltenden André ihre Schande eingesteht. Für den Schmerz und den unversöhnlichen Zorn ihres Vaters, für die Entschuldigungsgründe der Mutterliebe findet der Dichter pathetische Worte, welche ihre Wirkung auf das mehr oder weniger unkritische Publicum eben so wenig verfehlen werden wie der oft witzige, allezeit schlagfertige Dialog, in welchem Dumas von jeher excellirt hat.

Sardou's „Théodora", Drama in 5 Acten und 9 Bildern (Porte-Saint-Martin) hat zu interessanten, zum Theil wunderlichen, ja geradezu kindischen Controversen Anlaß gegeben. Nicht geringere als Sardou selbst und der artistische Director der Gobelins-Manufactur, Darcell, haben sich auf das Erbittertste u. A. darüber gestritten, ob die byzantinische Kaiserin Theodora mit den Fingern oder mit der Gabel, mit der zwei- oder dreizackigen, essen muß? ob es im sechsten Jahrhundert schon Gabeln, Minarets, bunte Scheiben und vergoldetes Silber gab? Und diese dramaturgische Capitalfrage hat die Pariser Presse, ganz Paris wochenlang passionirt! Es versteht sich von selbst, daß es auch an ästhetischen Erörterungen bedeutenderer Natur nicht gefehlt, doch will ich die Geduld meiner Leser damit nicht ermüden. Nur eines, vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet, höchst beachtenswerthen Einwandes gegen diese archäologischen Tendenzen sei erwähnt, eines Einwandes, der sich etwa so formuliren läßt: „Ihr begnügt Euch nicht mehr, für Ballet und Ausstattungsstück eine die Natur möglichst treu copirende Inscenirung zu fordern, Ihr fordert diese nun auch für das Salonstück, für die Dramen im Stil des Assomoir, ja sogar für das historische Drama. Wie soll das enden? Für die persischen Teppiche des Salonstücks, die Strohmatratzen des Assomoir mag's noch hingehen. Die Ausgaben dafür sind zu erschwingen, ja selbst die für die Miethe einer wirklichen Droschke. Aber die Inscenirung „Théodora's" hat so und so viel hunderttausend Francs gekostet. Wird irgend ein Theaterdirector eine solche Summe an das Manuscript eines Dichters wenden, der nicht Sardou heißt?" Gegen dieses Räsonnement dürfte in der That wenig vorzubringen sein; die erwähnte Tendenz, in welcher der Einfluß der naturalistischen Schule allerdings unverkennbar ist, bedeutet, bis zur äußersten Consequenz durchgeführt, gewissermaßen den Selbstvernichtungsproceß des historischen Dramas.

Es bleibt ferner zu untersuchen, ob das von Sardou bereits in seiner „Haine" und anderen Werken begünstigte archäologische Princip nicht einen nachtheiligen Einfluß auf den Bau und die dramatische Handlung Théodora's ausgeübt hat. Was ist der Kern dieses historischen Musterdramas? Eine kaiserliche Messalina unterhält mit dem gegen Justinian und dessen Gemahlin Theodora sich verschwörenden jungen Griechen Andreas, der sie für die züchtige Wittwe Myrta hält, ein Liebesverhältniß. Der Verschwörer wird ergriffen. Obgleich der jetzt ihren wahren Namen entdeckende Andreas sich mit Abscheu von ihr wendet, rettet sie ihn dennoch. Wider Willen reicht sie ihm, statt eines Liebestranks, den Giftbecher. Ihr endlich argwöhnisch gewordener kaiserlicher Gatte läßt sie hinrichten.

Diese trockene Inhaltsangabe enthält nur Eines das uns Theodora sympathisch machen könnte: „trotz seines Abscheus rettet sie ihn dennoch". Ein Opfer, das Eigenliebe bringt, wird stets Eindruck auf uns machen, und nun erst gar dasjenige der Sardou'schen, beiläufig bemerkt keineswegs historischen, Theodora! Aber — machen wir uns schnell den Einwurf — ist denn eine Messalina an solchen Abscheu nicht gewöhnt? indem sie ihn unbeachtet läßt und nur an ihre Freuden denkt, bringt sie gar kein Opfer. Allein gab es für sie kein Opfer anderer Art? gewiß, wenn sie, geläutert durch die Liebe, Kaiser und Thron um Andreas willen verließe, wenn sie diesen wenigstens doch unter Lebensgefahr rettete. Aber nichts von alledem; sie ist und bleibt bis gegen Ende des Stückes die allmächtige Kaiserin, aus dem guten Grunde, weil der Pomp der Inscenirung sich beständig steigern soll und Theodora ihrer kaiserlichen Prachttoiletten folglich nicht entbehren kann. Lieber auf die Steigerung der Handlung, als auf die eines bunten Schaugepränges und der Massenwirkung verzichten! Theodora, ahnt nichts von der Gefahr, in der sie schwebt, und was das dramatisch Bedenkliche ist, Sardou hat keine Zeit gefunden, den plötzlichen Entschluß Justinian's, seiner Gattin sich zu entledigen, eingehend psychologisch vorzubereiten. Ebensowenig ist jener verhängnißvolle Irrthum, der die Vergiftung des jungen Griechen zur Folge hat, als eine Consequenz der Schuld Theodoras, als eine Nemesis der ewigen Gerechtigkeit dargestellt, sondern in rein äußerlicher, conventioneller Weise motivirt.

Die französische Oper ist in vollständigem Verfall. Die wenigen Novitäten wie „Tabarin" u. a. m., sind kaum der Erwähnung werth. An dieser betrübenden Thatsache tragen die financiellen Calamitäten, in der sich die Große Oper beständig befindet, sowie allerlei Uebelstände in der Administration der vom Staate subventionirten Bühne zweifellos auch einen Theil der Schuld. Trotzdem die Wagner'sche Musik in den hiesigen Concertsälen großen Anklang findet, — der zweite Act Tristan und Isolden's wird in der Presse mit Enthusiasmus gefeiert — nimmt man aus engherzigen, angeblich patriotischen Gründen von einer Darstellung selbst der älteren Opern, wie „Tannhäuser" oder „Lohengrin", Abstand und zieht es vor, „Rigoletto" und ähnliche Werke neu einzustudiren. Der seit einigen Monaten gegründeten, von Franzosen herausgegebenen „Wagner-Revue" wird es vielleicht gelingen, jenen „patriotischen" Widerspruch schneller zu brechen, als es bisher zu erhoffen war.

„Die neuen Römer" von Richard Voß.

Besteht die realistische Art in der genauen Wiedergabe der Wirklichkeit, selbst auf Kosten der Schönheit, so ist Richard Voß, der zweimal preisgekrönte und oft applaudirte Dramatiker, der Verfasser kraftgenialischer Skizzen, der beliebte Erzähler höchst eigenartiger Romane, gewiß kein Realist. In seiner stark subjectiven Weise liegt etwas Gewaltsames, das mit sich selbst und der Welt ringt, ein pessimistischer, oft krankhafter Zug, ein dithyrambischer Ueberschwang, der die Gegenstände nur durch einen Schleier sieht, feuerroth oder grau in grau. Die Mitteltöne fehlen fast ganz. Im Roman, wo er sich nicht beengt fühlt, überläßt er sich am meisten seiner Vorliebe für das Absonderliche und Colossale. Seine Figuren sind nicht fest umrissen, ihr Wesen ist sprunghaft, unvermittelt, doch haben sie einen entschieden großen Zug. Dazu kommen die Eigenthümlichkeiten eines ungleichen, hastigen Vortrags, der gerne sentimentale oder pathetische Töne anschlägt und starke Effecte anwendet. Der Autor mischt sich überall ein; zwar nicht durch unkünstlerische Glossen in seinem eigenen Namen, doch sein starker Herzschlag pulst vernehmlich auf jeder Seite. Wir sind niemals im Zweifel, für wen er Partei

Digitized by Google

nimmt. Gleichgültiges vermag Voß nicht zu schreiben, und darum bleibt auch der Leser niemals gleichgültig, selbst nicht in solchen Fällen, wo er sich sagen muß, daß der Dichter falsch gesehen hat oder daß ein Einzelfall kein allgemeines Interesse beansprucht und jedenfalls nicht die Wichtigkeit, die der Verfasser ihm beilegt. Diese gewaltsame, visionäre, aber immer stark dichterische Art finden wir auch in seinem neuen Romane: Die neuen Römer (Dresden, H. Minden).

Der Roman hat eine Vorgeschichte. Richard Voß hat seine Haupthandlung schon früher poetisch verwerthet in dem Trauerspiel „Pater Modestus", das über mehrere Bühnen schritt und u. a. in Frankfurt a. M. einen Erfolg errang, der zu den stärksten des jungen Dramatikers zählt. Aber nach der Aufführung wurde das Stück von der Censur verboten. Wir begreifen diese Strenge vollkommen. Gewiß lag dem Autor jede antikatholische Tendenz ferne, aber ein römischer Priester, welcher seinen Pflegling mehr mit dem Virgil als dem Katechismus für die Kirche erzieht, welcher den aus dem Seminar Entflohenen vor dem Altar mit seiner Geliebten vereint, welcher selbst eine Tochter hat und trotz seiner Excommunication noch priesterliche Handlungen ausübt, von seinen höchst ketzerischen Ansichten z. B. über das „Bete und Arbeite" ganz abgesehen, — wahrlich, es ist ein Wunder, daß dieser herrliche Pfaffe überhaupt nur einmal über die weltbedeutenden deutschen Bretter schreiten durfte. Jedenfalls hat Dame Anastasia mit der Klapperscheere, als sie dem bösen Theaterstück den Lebensfaden entzweischnitt, wohl nicht gedacht, daß es, gleich dem Todtgesagten in Corneille's Lustspiel, in anderer Gestalt und mit dem höhnischen Citat:

„Les gens que vous tuez se portent assez bien"

wieder auferstehen würde. Aus dem gemeuchelten Drama ging der Roman hervor. Pater Modestus lebt.

Das Romeo und Julia-Motiv bildet die Kette in dem kunstvollen Gewebe der Handlung. Zwei feindliche Häuser verbindet die Liebe der Kinder. Auf der einen Seite steht mit seinem Töchterlein Silvia der liberale Freidenker Graf della Rocca, der in der italienischen Kammer die Civilehe durchgesetzt und die Entsumpfung der römischen Campagna vorgeschlagen; auf der anderen die bigotte Fürstin Romanelli, die seit einem Decennium, seit dem argen Jahre 1870, dem Beispiel des hohen „Gefangenen im Vatican" folgend, auf ihren Gütern bei Rom in freiwilliger Verbannung lebt, und ihr Sohn Ruggiero, dem sie die stolze Zukunft bestimmt hat, der Letzte der Romanelli zu sein. Zwischen beiden Parteien steht in seiner edlen Menschlichkeit der Pater Modestus, der schlichte Priester und Sohn des Volkes, der „mit dem geneigten Haupt und den tief hängenden Schultern den Eindruck macht, als drücke ihn das Bewußtsein einer Schuld, als sei er gleichsam zermalmt von dem Gefühle seiner Sündhaftigkeit." Und dieser Eindruck trügt nicht. Die lebendige Erinnerung an seine als junger Priester einst begangene Todsünde, die muntere Turturella, hüpft, scherzt und lacht in seiner Nähe, und der Pater darf sie nicht einmal heimlich Tochter nennen. Nur die Fürstin weiß von jenem Fehltritt, und sie hat darum an dem schuldbewußten Mönch einen Knecht, einen Leibeigenen, einen Sclaven, der, ihr blindlings ergeben, ihren Sohn für die Kirche erzieht. Das heißt auf seine Weise: mehr zum Christen, als zum Katholiken. Als daher der Bischof kommt, um sein Opfer ins Seminar abzuholen, da besteht Ruggiero wohl formell das Examen gut, allein der Buchstabe ist nicht der Glaube und das Christenthum mehr als ein Wort. Der Zögling soll unverzüglich dem schlimmen Einfluß seines Lehrers entzogen werden. Zum Unglück entdeckt jetzt die Fürstin, daß Turturella ihren Sohn liebt. „Ihr seid ein falscher Priester", herrscht sie den zerknirschten Pater an. „Ihr habt an mir und meinem Hause gefrevelt, schlimmer, als durch Todtschlag . . . Wo ist der Sohn, den ich aus Euren Händen für Gott empfangen wollte? Ihr habt ihn mir entwendet. Warum fragt Ihr mich nicht: wo ist meine Tochter? Ich habe sie Euch erhalten, dieses Kind ewiger Sünde. Sie ist groß geworden in meinem Hause, unter Euren Augen, und unter meinen Augen habt Ihr sie meinem Sohne verkuppelt. Ins Kloster mit ihr! Sie soll für die Eltern büßen, deren Sünde heimgesucht wird an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." Während Pater Modestus den schweren Bußgang in den bischöflichen Palast thut, wird Turturella ins Kloster geführt und reist Ruggiero nach Rom ins Seminar. Doch der Jüngling nimmt in seinem Herzen ein liebliches Frauenbild mit, dessen Bekanntschaft er auf einem Ritte durch die Campagna gemacht: er hat Silvia della Rocca gesehen, und ihre jungen Herzen haben sich gefunden. Ihre Liebe wird den Eltern hinterbracht. Die fanatische Fürstin sowohl, wie der freisinnige Graf wollen nichts davon wissen, und Pater Modestus ist vergeblich der Fürsprecher der Liebenden. So vollzieht sich denn das Ungeheure. Ruggiero entflieht dem Seminar und der heiligen Stadt und zwar nicht allein: er entführt Silvia oder eigentlich entführt sie ihn. Pater Modestus aber, der vom Bischof gemaßregelte, in ein fieberschwangeres Kloster verbannte Priester, segnet ihren Bund. Noch nicht genug, er schafft sein Kind aus dem Kloster, da es gerade den Schleier nehmen sollte. Er wird excommunicirt. Vor seinem Tode hat er noch das Glück, die Ehe Ruggiero's und Silvia's wenigstens vom Grafen della Rocca anerkannt zu sehen. Die Fürstin, obwohl der Papst gegen sie entscheidet, bleibt unversöhnlich bis an ihr Ende. Turturella, die Ruggiero hoffnungslos liebt, gibt sich den Tod.

Doch der Roman hat einen anderen Helden als das Drama: nicht Pater Modestus steht hier im Mittelpunkt, sondern die römische Wildniß, die Campagna. Rings um Rom dehnt sich ein Sumpf, eine Wüste, der Herd der römischen Pest. Wo einst dreiundfünfzig Völkerschaften Latium beherrschten, liegt heut eine über hundert Quadratmeilen umfassende Oede. In den pontinischen Sümpfen allein sind zwanzig und mehr Städte versunken. Verfallende Mauern, elende Hütten überall, wo ehedem blühende Ortschaften lagen. Im Frühling grünt und blüht diese unabsehbare Steppe. Wo es am üppigsten aufschießt, liegt der Giftkeim am reichsten unter der Decke. Der Wanderer versinkt bis ans Knie in Blüthen. Dann im Sommer ist die Haide braun und versengt. Nur die homerischen Asphodelen bieten den Pfeilen Apollos Trotz und bedecken in dichten Büschen den Boden. Das starre Laub der Buschwälder überzieht dichter Staub. Immer gieriger saugt der unersättliche Boden das schwärzliche, giftige Wasser ein; unheilvolle Dämpfe entquellen dem tausendfach geborstenen, mit Schlamm überzogenen Boden. Ein gelber Dunst umhüllt Himmel und Erde. Den Sümpfen entwindet sich ein Heer von Nebelgestalten. Sie schweben auf und ab und weben ein Leichentuch. Nur die Wolfshunde und Büffel fühlen sich da behaglich; die Menschen ergreift das Fieber, und aus ihren verglasten Augen starrt der Tod, noch lange bevor er ihre abgemagerten Leiber in den Sand streckt. Allüberall nur Oede, Hunger und Tod. Viele Monate hindurch bleibt der trostlose Anblick der römischen Landschaft unverändert, bis dann ein einziger heftiger Herbstregen sie auf einmal wieder aufblühen und aufgrünen macht und die Wüste wiederum in einen Garten verwandelt. Dieser dauert dann, bis die Fluthen der Regenzeit ihn überschwemmen und zerstören, worauf das große Sterben von neuem beginnt. Dieses traurig erhabene Leitmotiv von der todtbringenden Campagna geht in wechselnden Variationen und Modulationen durch das ganze Buch.

Graf della Rocca erbarmt sich des unseligen Landes. Er macht den Kammern Vorschläge, wie der mit jedem Jahre wachsenden Versumpfung und Verwilderung des römischen Bodens Einhalt zu gebieten sei. Mehr noch: er will selbst mit gutem Beispiele vorangehen und entwässern, austrocknen, anbauen. Er dingt Hunderte von Bergbewohnern, und bald erhebt sich mitten in den Maremmen eine Colonie von Hütten und Zelten. Durch die wüsten Felder zieht diese Legion der Arbeit schmale, tiefe Gräben zur Aufnahme des Regenwassers. Andere roden die Holzschläge aus und pflanzen Tausende von Eukalyptus, jenen schönen, heilsamen und seltsamen Bäumen, die mit unglaublicher Schnelligkeit wachsen und durch gieriges Einsaugen der die Fieberluft bedingenden Stoffe reinigend auf die Athmosphäre wirken. Auch an großartige Reisplantagen denkt man, ebenso werden weite Strecken zur Bepflanzung von Klee vorbereitet. Und die Reformationen des Grafen erstrecken sich noch weiter: bis zur Errichtung einer Schule für

Digitized by Google

die Kinder seiner Arbeiter. Aber seine Leute läßt er nie die Messe besuchen, niemals zur Beichte gehen.

Pater Modestus ist staunender Zeuge dieser für ihn neuen Welt der Arbeit. Er sieht, wie die Wüste sich umwandelt, wie die gesunde Ackerkrume wächst, wie das Fieber verschwindet, wie Gesittung und Wohlstand sich ausbreiten. Und dieser Wohlthäter des Landes sollte ein Ungläubiger, ein Gottesleugner, ein Feind der Kirche sein? Und diesem Manne sollte er, der Priester, entgegentreten? Rauh und stolz begegnet ihm der Graf. Er verheimlicht es ihm nicht, daß er den Priester, daß er alle Pfaffen verachtet. „Was thut Ihr?" fragt er ihn barsch, „was nützt Ihr? Werft Eure Rosenkränze fort und ergreift statt dessen die Pflugschar, meinetwegen die Büchse und den Degen. Werdet aus Betern Arbeiter, aus Mönchen Männer, Männer, wie diese Zeit sie braucht: stark und festgefügt. Gründet Familien mit Söhnen, die ihren Vätern gleichen, mit Töchtern, die ihren Gatten wiederum solche Söhne geben. Dient Gott dadurch, daß Ihr der Welt dient".

Aufs Tiefste ergriffen, lauscht der Pater diesem neuen Evangelium: die Arbeit als höchste menschliche Thätigkeit. In stillen Stunden der Nacht sagt auch er sich: „Priester, wo sind deine Thaten? Herr, Herr, Du selbst hast sie uns ja genommen! Du nahmst sie uns, indem Du uns das Gebet gabst, und dieses ist der Tod aller Thaten." Als nun rings um ihn, in seinem einsamen Kloster mitten in der Wildniß, alle seine Amtsbrüder von der Malaria dahingerafft werden und nur er allein verschont wird, da beginnt er sein Werk. Er will etwas thun, etwas nützen. Eine Hacke, eine Schaufel sind bald zur Stelle. Er unterzieht die Lage seines Klosters einer sorgfältigen Prüfung. Er fängt an zu graben und das Sumpfland nach bestimmten Richtungen hin zu durchstechen. Bald verbreitet sich in der ganzen Umgegend die Kunde, Pater Modestus grabe nach Schätzen. Da strömen die Bauern von allen Seiten herbei. Anfangs will der Pater ihnen in aller Einfalt und Ehrlichkeit den Casus auseinandersetzen, aber Keiner schenkt ihm Glauben; Jeder beschuldigt ihn, den Schatz für sich allein erbeuten zu wollen. So sieht er sich mit einem Mal als Befehlshaber einer ganzen Arbeitercolonie. Seine Begeisterung reißt diese wilden Seelen hin; nur daß ihre Empfindung durch andere Gewalten in Flammen gesetzt wird. Mit Engelszungen verkündigt er ihnen das Evangelium der Arbeit, aber sie verstehen ihn nicht. An diesem Mißverständniß geht er zu Grunde. Die Schatzgräber, die sich von ihm überlistet glauben, schlagen ihn todt. Vor seinem Ende aber ist er noch einmal glücklich. „Er sah seine Eukalyptus - wie sie gewachsen waren! — er sah seine Gräben und Canäle — wie das Wasser in ihnen dahinfloß! Und ringsum sah er nirgens mehr Sumpf. Nirgends mehr das giftige Grün, das hier einst die Wasserlachen und den fieberschwangern Boden bedeckte. In einiger Entfernung sah er sogar eine Strecke Landes zu Feldern umgepflügt, ein köstlicher, jüngfräulicher Acker, abgerungen der Wildniß. Seine Arbeit hatte genützt!"

Dieser Kampf mit der Wildniß, aufgenommen von der Seele und dem Arm eines schlichten Mönchs, entbehrt nicht eines grandiosen Zuges, wenngleich man sich sagen muß, daß durch das Aufwühlen des Bodens, durch bloße Gräben und Löcher ohne hinreichend tiefe Sohle, durch systemlose Spatenstiche der wenigstens während des Paters langer Abwesenheit ihrem habgierigen Vandalismus überlassenen Bauern ein tausendjähriger Morast über Nacht keineswegs entsumpft, fruchtbar und gesund wird. Dem Verfasser hat da offenbar mehr Lafontaine's Märchen von den Schatzgräbern im Weinberg vorgeschwebt, statt Leclerc's Handbuch der Drainage. Auch noch Anderes erscheint nicht genug motivirt und vorbereitet. Dem Pater sollte doch vor Allem darum zu thun sein, die ihm ins Kloster entführte Tochter wiederzugewinnen; statt dessen verliert er seine Zeit mit eigenen und fremden Angelegenheiten, mit dem Liebespaar, mit Reisen nach Ostia und Rom, mit seinen Entsumpfungsarbeiten, so daß er natürlich zu spät kommt. Nicht doch, gerade noch zeitig genug, um den Banditen in die Hände zu fallen, um bei der Einkleidung anwesend zu sein, um dem Bischof gegenüberzutreten, um die Erstürmung des Klosters und die Gefangennahme der Fürstin zu erleben . . . Wahrlich, viele Ereignisse, Schlag auf Schlag, treffliche melodramatische Momente, ein wirksamer Actschluß! Diese Fülle von Ereignissen mußte aber im Buche besser begründet, auseinandergehalten, vielleicht ganz beschnitten werden. Die epische Kunst operirt nicht mit dem Theaterblitz, nicht mit bengalischer Beleuchtung, nicht mit „Wirkungen ohne Ursache", wie Wagner den Effect so hübsch definirt hat.

Sollte der Roman ins Italienische übersetzt werden — und er verdiente es —, so kann man begierig sein, ob jenseits der Berge diese neuen Römer als echte Landsleute erkannt und begrüßt werden, oder ob man dort sich verwundert fragen wird, wo der deutsche Poet wohl seine Modelle gefunden hat. Wer Italien und die Italiener kennt, weiß, daß es kein Land gibt, wo man sich für religiöse Dinge weniger ereifert. Der Streit zwischen Königthum und Papstthum läßt die breiten Schichten des Volkes kalt. Das Märchen von dem Gefangenen im Vatican hat nur deutsche Centrumswähler in Aufregung versetzt, und die empörenden Scenen beim Begräbniß Pio's IX., die Voß ebenfalls schildert, erregten dort wohl lebhaftes Bedauern, aber keinen Entrüstungssturm. Auch der für Italien geringe praktische Werth der Civilehe, „das köstlichste Geschenk, das wir unserem Vaterlande zu geben vermochten, eine der edelsten Errungenschaften des neuen Geschlechts überhaupt", wie Voß den Grafen della Rocca sagen läßt, ist hier nach deutschen Begriffen gemessen und überschätzt. Endlich hat auch die fromme Innerlichkeit des Paters Modestus, der unbeugsame Fanatismus der Fürstin einen starken deutschen Beigeschmack. Da muthen uns der Bauern Abneigung vor den Bettelmönchen, der heitere Utilitarismus des Sindaco von Frascati, die praktische Gläubigkeit der sich einen Seelsorger raubenden Banditen, der Aberglauben Tarpeja's, die Anhänglichkeit der vertriebenen Nonnen an ihr elendes Kloster viel echter an. Auch ist es ein feiner Zug, daß der Papst der Fürstin Unrecht gibt, wenn man gleich bedauern kann, daß die Audienzscene unausgeführt bleibt und der päpstliche Verweis nicht näher motivirt ist. Richard Voß liebt solche Ueberraschungen.

Aber trotz all dieser Ausstellungen ist es doch ein bedeutendes Buch. Wer eine Gestalt wie den Pater Modestus zeichnen und entwickeln kann, ist ein Dichter. Einzelne Auftritte wird der Leser nicht wieder vergessen, so die Liebesscenen zwischen Ruggiero und Silvia, den Ritt Ruggiero's und des Paters nach der Solfatara: wie Turturella die Reiter mit ihrem melodischen Lachen begleitet, wie Modestus das Local der Troerlandung erklärt, wie auf diese heiteren Erfindungen das Nachtstück in der Solfatara folgt. Bei der gewaltigen Schilderung der Pest im einsamen Mönchskloster hat man das Gefühl, als wäre Alles im Fieber geschrieben und als müßte etwas davon auf den Leser übergehen. Prächtig sind auch die Bilder der Campagna zu allen Jahreszeiten und aus dem römischen Straßenleben; letztere zuweilen, wie das Capitel vom Carneval oder vom Monte Pincio im Sommer, mit Humor entworfen. Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke, uns die von der Bühne verbannten Gestalten seiner dramatischen Dichtung noch einmal in breiter, vertiefter epischer Composition vorzuführen, und der Dichter verdient dafür den Dank und die Gunst der deutschen Leserwelt.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Anzengruber's „Schandfleck" in seiner Neugestaltung.

Von Wilhelm Bolin.

Man hat ganz ernstlich darüber gestritten, ob ein Dichter das Recht habe, sein Werk, nachdem er es der Oeffentlichkeit übergeben, einer Neugestaltung zu unterwerfen. Was bei der Wissenschaft und der Unterrichtsliteratur als selbstverständlich gilt, daß neue Auflagen nöthige Verbesserungen erhalten, das soll beim poetischen Kunstwerk unzulässig sein? Ein Werk also, dessen anfängliche Gestalt weder den Autor selbst, noch seinen Lesern recht zusagt, dürfte einer angemessenen Umgestaltung nicht theilhaftig werden, blos weil es einmal in jenem Zustande gedruckt worden. Zum Glück haben sich die besten Dichter — es wären hier recht bedeutende Namen zu nennen — über eine solche Zumuthung der spitzfindigsten Pedanterei hinweggesetzt, wenn es sich darum handelte, Probleme, deren Bewältigung ihnen beim ersten Wurf nicht gelungen, durch eine neue Bearbeitung zur vollen Geltung zu bringen. Hier hat der Erfolg allein zu entscheiden, und wenn die spätere Leistung gerade das bringt, woran es die vorhergehende fehlen ließ, hat man einfach den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit des Autors anzuerkennen, der die Mühe nicht scheut, eine bereits veröffentlichte Arbeit wieder aufzunehmen und derselben die ihr gebührende Behandlung zukommen zu lassen. Eben dies ist der Fall bei dem in der Ueberschrift genannten Roman Anzengruber's, der vor acht Jahren in einer durch äußere Umstände veranlaßten provisorischen Gestalt erschien, nunmehr jedoch in seiner rechtmäßigen Vollendung vorliegt,*) um von allen Freunden des Dichters aufs freundlichste bewillkommnet zu werden.

Bei seinem ersten Erscheinen wurde dem als Dorfgeschichte angelegten Roman mit Recht eine gewisse Zwitterhaftigkeit vorgeworfen, indem durch Verlegung des späteren Schauplatzes in die große Stadt die Identität der Hauptfigur in der zweiten Hälfte der Erzählung dem Leser nahezu problematisch wurde. Nachdem man das allerliebste Landkind in sein Herz geschlossen, so lange man es unter seines Gleichen heranwachsen und sich zu seiner ganzen Tüchtigkeit entfalten gesehen, wollte es Einem gar nicht mehr recht behagen, als es unter die Alltagsmenschen gerathen, an die sein ferneres Geschick geknüpft sein sollte. Es erschien äußerst fraglich, ob seine Versetzung in jene, ihm durchaus fremde Welt auch so segensreich werden könne, wie es vom Dichter offenbar beabsichtigt gewesen, und ob nicht vielmehr das einfache Mädchen vom Dorf in der betreffenden Umgebung dem traurigen Loose entgegen ginge, das seiner Zeit Auerbach's „Frau Professorin" zugefallen, wiewohl die städtischen Verhältnisse selbst, in welche Anzengruber seine Heldin gebracht, sich überaus günstig anließen, und die Familie, in welche sie hineinheirathete, aus lauter exemplarischen Prachtwerten bestand, welche die betreffende Ehe schwerlich als Mesalliance angesehen haben würden. Seither hat der Verfasser die ganze städtische Partie bekanntlich ausgeschieden und als selbstständige Erzählung unter dem Titel „Die Kameradin" veröffentlicht.**) Die hier hinzugedichtete Vorgeschichte hat allerdings auch einen dörflichen Schauplatz, wird aber dem Leser erst gegen Schluß der Erzählung kund und gibt für diese selbst nur den geschickt angebrachten Hintergrund ab. In solcher Fassung ließ man sich die Verwandlung der Landdirne in eine Städterin ganz gut gefallen, da selbige von vornherein aus den ländlichen Verhältnissen bereits gänzlich losgelöst und dabei als Schulmeisterstochter mit einer gewissen Gemüthsrichtung als Mitgift vorgeführt wird, wodurch einerseits das Einleben in minder einfache Verhältnisse nicht undenkbar erscheint, andererseits aber, weil die betreffende Persönlichkeit an den Leser zunächst ohne alle Voraussetzungen herantritt, den Vergleich zwischen Früherem und Bevorstehendem nicht herausfordert. Bei einer derartigen Umgestaltung ist das „Lorle"-Problem glücklich umgangen, da ein so beschaffenes Landmädchen im Stadtgetriebe schon eher zurechtkommen und von den Vorurtheilen und Rücksichtslosigkeiten ihrer neuen Umgebung weniger zu leiden haben dürfte.

Dagegen hat der Autor bei der Umgestaltung seines „Schandfleck" einen andern Einwand, der ebenfalls gegen diesen Roman bei dessen damaligem Erscheinen erhoben ward, gänzlich unberücksichtigt gelassen, und dafür kann er auf die volle Zustimmung aller unbefangenen Leser rechnen. Denn der fragliche Vorwurf betraf nicht die Form der Composition, sondern das eigentliche Problem der Dichtung selbst, wie er es sich zur Lösung und Darstellung vorgenommen gehabt. Man hat es ihm verdacht, daß er seine Erzählung nicht mit dem ersten Theil schließt, wo der Heldin die traurige Kunde wird, daß ihre erste Liebe einem natürlichen Bruder von ihr zugefallen, mit dem sie keine Ehe eingehen könne. Hierauf hat man die Nothwendigkeit eines tragischen Ausgangs für beide Betheiligten gründen wollen, während der Dichter in strengster Folgerichtigkeit der betreffenden Charaktere, nur den unglücklichen Bruder an diesem Conflict zu Grunde gehen, das Mädchen aber siegreich daraus hervorgehen läßt. Seine Erzählung so abzuschließen, wie es von jener Seite her von ihm verlangt wurde, wäre für den Dichter ein Leichtes gewesen. Und nicht darin hat er es bei der ersten Behandlung seines Problems versehen, daß er die Liebenden, die sich als Geschwister erkennen und deshalb von einander lassen müssen, nicht beide deshalb den Tod suchen läßt; auch darin nicht, daß er die Charaktere so angelegt, den Bruder allein verzweifeln zu lassen, während die Schwester Kraft zu einem neuen Leben behält. Eben darin zeigt sich das hier vorliegende Problem so tief gefaßt, daß das Verhältniß der Betheiligten nicht als sogenannte „unglückliche Liebe" dasteht, wonach allerdings, wenn es sich um gewöhnliche Herzensbeziehungen handelte, die unbefriedigt bleiben sollen und allen Hindernissen zum Trotz beharren, ein tragischer Ausgang von der fraglichen Art als unabwendbar erscheint. Im vorliegenden Roman jedoch wird die Liebe, welche die Betheiligten anfänglich zu einander fühlten, durch den Eindruck, den die Entdeckung ihrer Herkunft auf sie macht, völlig aufgehoben. Und gerade das ist so großartig wie richtig gedacht: in Beiden erlischt die Liebe, sobald die Scheu vor der Blutschande an sie herantritt. Was sie gegen die hier ihnen entgegenstehenden Hindernisse sich empören ließe, wäre nicht Liebe, sondern wilde Leidenschaft, wodurch sie weder für den Leser noch gegen einander an Werth gewännen. Seinen herrlichen Stoff durch eine derartige Scheußlichkeit zu würzen, hat der Dichter wohlweislich verschmäht. Gerade dadurch ist sein Geschwisterpaar geadelt, der echten poetischen Theilnahme durch und durch würdig, daß ihre unglückliche Liebe rein bleibt, daß weder er noch sie, nach der furchtbaren Erschütterung, wodurch die Liebe in ihnen ertödtet worden, an ein Erzwingen der ihnen verweigerten Befriedigung denken mögen. Der Bursche stirbt nicht an und nach der Liebe, er geht an der Leere seines Innern zu Grunde: er wird wüst. Das Mädchen hingegen, durch die Entdeckung, daß sie unerlaubter Liebe ihr Leben verdanke und erschüttert durch die Gefahr, in welche sie selber durch die Liebe gerieth, faßt zunächst ein Mißtrauen gegen dies Gefühl, um demselben erst nach einem prüfungsvollen Leben wieder zugeführt zu werden, in welchem sie die Gediegenheit ihres Gemüths bewährt und dadurch den Fluch ihrer Geburt tilgt. Diesen großartigen Zug der Dichtung, daß nur der Bruder, als schwache eigensüchtige Natur, sein Unglück nicht überleben kann, die Schwester aber, als pflichtkräftiges Gemüth, sich emporrichtet und daran erstarkt, hat der Autor mit Recht in der neuen Bearbeitung beibehalten und sein Augenmerk darauf gerichtet, denselben in genauer Uebereinstimmung mit der Grundanlage des Ganzen durchzuführen.

Weit entfernt also, die vortreffliche Grundidee seines Romans irgend zu ändern, hat sie der Autor in dessen Neugestaltung vielmehr dem ursprünglichen Plan gemäß zu ihrer rechten Geltung gebracht. Bis auf einige wenige Capitel, welche die Angehörigen und den Halbbruder des Mädchens betreffen und aus der früheren Bearbeitung entsprechend modificirt herübergenommen worden, gehört der neue zweite

*) Dorf-Romane von Ludwig Anzengruber. Erster und zweiter Band: Der Schandfleck, eine Dorfgeschichte. Neue umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**) Vergl. Gegenwart Bd. XXIV. Jahrg. 1883, Nr. 4.

Digitized by Google

Theil der Charakterdarstellung des Mädchens unter veränderten, jedoch wiederum ländlichen Verhältnissen. Dort wird ihr allerdings auch die Genugthuung, einen braven Gatten und ein gediegenes Hauswesen zu finden; aber es geschieht nicht in jener fast märchenhaften Weise, wie es bei der provisorischen Gestaltung der ersten Ausgabe der Fall gewesen, sondern unter Mühsal, Entbehrung und theils auch unverdienter Demüthigung. Hieran sich emporringend, erfüllt das Mädchen wahrhaft ihren weihevollen Beruf, eine unverschuldete Missethat zu sühnen, um derentwillen sie anfangs so schweres Leid ertragen mußte. Jetzt erst ward die Dichtung, was sie von vornherein hätte sein sollen: ein künstlerisches Ganze von einer wunderbaren Folgerichtigkeit und Klarheit. Nicht nur, daß man die berechtigten Partien keineswegs vermißt, man begreift absolut nicht, wie die Darstellung irgend anders hätte sein können. Vor allen Dingen gilt dies von der Hauptfigur, deren Entwickelung in der neuen Umgebung man unentwegt verfolgt, ohne daß sich — wie dies bei der früheren Fassung der Fall gewesen — Gefühl und Urtheil unablässig dagegen aufbäumen. So vortrefflich und einheitlich wie beim Mädchen, ist das Neue auch betreffs der übrigen Figuren geglückt. Nunmehr liegen die Eheaussichten für das betreffende Paar ganz naturgemäß, ohne jede Spur von Mesalliance, und besonders vortheilhaft hat der Autor es auch darin getroffen, daß die Verbindung selbst durch einen aus der Sachlage sich ergebenden Eingriff der Angehörigen des Hauses gefördert wird. Sowohl das Anbahnen der Neigung selber, wie deren späteres Geltendwerden entwickelt sich in einer ebenso correcten, wie fesselnden Weise: beiderseits liegt eine erste, wiewohl nicht auf gleiche Art verfehlte Liebe in der Vergangenheit, aber für beide Theile ist eine spätere, reife Liebe die rechte, und gerade dieser Contrast, der in der früheren Fassung kaum angedeutet war, gelangt in der Neugestaltung aufs Trefflichste zur Anschauung. Ueberaus bedeutsam ist hier auch das Auskommen mit verhältnißmäßig wenig Figuren im Gegensatz zu der früheren Gestaltung, wo es nach dieser Seite hin einen bedenklichen Aufwand gab, der die Schärfe der Charakteristik nicht wenig beeinträchtigte. Von diesen neu geschaffenen Persönlichkeiten ist jede genau so leibhaftig und deutlich ausgeprägt wie alle aus dem ersten Theil. Daß zwischen den beiden eine erhebliche Zeitspanne in der Abfassung liegt, wie es thatsächlich der Fall, bleibt sogar dem unmittelbaren Vergleich des beibehaltenen Textes mit dem neu hinzugekommenen unentdeckbar. Der Roman ist eben ein organisches Ganze von durchaus homogenen Bestandtheilen, dem schriftstellerischen Naturell des Dichters durch und durch entsprechend, und da der ursprüngliche Plan, der nunmehr zu seinem Rechte gekommen, der einzig richtige war, so befindet sich dieser Dorfroman auf jener Höhe der Vollendung, wie sie der wunderbaren Begabung des Autors entspricht.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

Zuerst ein paar schrill aufkreischende Töne, dann eine Reihe schneller Wehklagelaute, die allmählich ermatten, um mit einem tieferen Gestöhn plötzlich abzubrechen. Nichts weiter, als daß in einem Hofe der Nachbarschaft Holz gesägt wird. Melancholisch, unendlich trostlos klingt es durch die heißbrütende Oede des Sommernachmittags. Ich sitze in dem Dämmerlicht der geschlossenen Jalousien und lausche den Tönen wie gebannt; ferner, immer ferner her kommen sie, aus einer längstversunkenen Zeit, aus einem entlegenen Erdenwinkel, und der häßliche Klang der mechanischen Arbeit verklärt sich zur wehmüthigen Klage — ein frühes Ideal, das jäh zersprang, eine süße Thorheit des jungen Herzens, die der unerbittliche Realismus des Lebens brutal zerriß. —

„Die Holzhauer kommen!" — es gab jedesmal ein Ereigniß für uns Kinder. Die saubere, überaus correcte Idylle unseres Hofes ward ein paar Tage lang von dem Lärm der Arbeit erfüllt; die Gegenstände bedeckten sich mit dem feinen gelben Sägemehl und das ganze Haus durchzog der scharfwürzige Odem des zerkleinerten Buchenholzes. Das Schreien und Kreischen und Stöhnen der Säge dünkte uns damals wie eine Musik; unser Castor aber, Papas emeritirter Jagdhund, der in einer Ecke des Hofes sein Gnadenbrot verzehrte, litt ob solcher Musik unsägliche Qualen, die er in heiseren Wimmerlauten in sich hineinjammern ließ.

Früher kamen sie zu ihrer vier, die beiden Alten und die beiden Jungen; zwei Sägeböcke wurden aufgestellt und mit Holzscheiten beschwert, und die beiden Sägen vollführten gemeinsam ihr schlechtgestimmtes Concert. Später fiel das Weib des jüngeren Mannes aus und dieser verrichtete mit seinen Eltern allein die Arbeit. Ich erinnere mich ihrer stolzen, üppigen Gestalt, und ich hatte das dunkle Gefühl, als paßte sie mit ihrem enggeschnürten Mieder und ihren schneeweißen Strümpfen, die sie kokett zu zeigen liebte, nicht in dies staubige Tagewerk. Sie war von jener luxemburgischen Mischlingsart, herb im Ausdruck, resolut in Sprache und Bewegung; sie hatte eine dunkle Altstimme, auf der Oberlippe schimmerte ein leichter Flaum: über das sehr starke, glanzlose Wellenhaar trug sie zum Schutz gegen das umherstäubende Sägemehl ein rothbuntes Baumwollentuch.

Nein, sie paßte nicht in solch' prosaische Tagesschablone. Und wie ihre kräftigen braunen Arme in Gemeinschaft mit ihrem Mann die Säge hin und her hasten ließen, schien es weniger der Eifer, die Arbeit zu fördern, als vielmehr die schlecht verhaltene Wuth, daß das Schicksal sie in dies Joch gespannt. Eines Tages war sie fort, dem Joch entsprungen. Wohin? Niemand wollte es wissen — nach Frankreich hinüber, ins Preußische, nach Belgien hinein? die Grenze war überall so nah. Man sagte, die Mißhandlungen ihres dem Trunke ergebenen Mannes hätten sie aus dem Hause gejagt; man sagte, es wäre eine Untreue im Spiel gewesen, und ein gewisser Cafehausheld, der gleichzeitig verschwunden war, wurde genannt.

Eine Zeit lang, bis das Töchterchen Irmin herangewachsen war und an Stelle der entlaufenen Mutter eintrat, mühte sich Baptist allein mit seiner Säge ab. Wenn das Eisen sich verfing, entfuhr seinen zusammengebissenen Zähnen ein zischelndes „sacré nom d'un chien!" oder ein „Krrr—t'Jes!" seines Patois (verdorben aus Christo Jesu), seine Gestalt, die nur aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien, richtete sich hoch aufrecht zu ihrer erstaunlichen Länge, mit dem Rücken seiner Hand strich er über die senkrecht gerunzelte Stirn, stierte mit seinem einzigen Auge — das andere bildete eine unschöne Narbe — ins Leere, griff nach der flachen Branntweinflasche, die er in Reichweite neben der Speckschwarte zum Bestreichen der Säge auf einem Holzstoß liegen hatte und nun, den Kopf weit in den Nacken zurückgebeugt, wobei die nackte Brust aus dem offenen Hemd hervorquoll, ließ er den Inhalt hörbar laut die Kehle hinabgurgeln.

Und wie er zuhieb beim Zerhauen der Klötze! Da schien sich sein geheimkochender Zorn auszutoben. Jeden der Hiebe begleitete er mit einem hervorächzenden Ha! Bei den knorrigen Klötzen, die dem ersten Anhieb der Axt nicht weichen wollten, steigerte sich dies Ha! zu einer wüthenden Drohung: ha! das gilt ihr, der Verrätherin! — ha! das gilt ihm, dem Hund von einem Verräther! Und der Klotz fuhr splitternd und krachend auseinander und das blanke Eisen stak tief im unterliegenden Holze.

Zuweilen entfernte er sich mit der Flasche, um sie mit neuem Vorrath zu füllen. Wenn er dann etwas spät erst zurückkehrte, oft nach Stunden und in leicht wankender Haltung, so fuhren die beiden Alten ihn heftig an. Erregte Worte, heiße Flüche flogen hin und her, nur einige Minuten lang, dann setzte die Säge mit ihrem Gekreisch wieder ein und ein scharfhallender Axtschlag schnitt das kleine Drama kurz entzwei.

Sonst redeten die Alten kein Wort. Stunde um Stunde das fortschreitende Einerlei der Arbeit, ein Scheit nach dem andern, das unter ihrer Säge in Klötze zerfiel. Er war ein

Digitized by Google

dürres, gleichsam holztrockenes Männlein, dessen Antlitz die ungewisse gelbbraune Farbe des Buchenholzes angenommen hatte. Um das bloßliegende Muskel- und Sehnenspiel seiner hageren Arme bewegten sich heftig, im Eifer der Arbeit, die dicken Ringe der zusammengewulsteten Hemdärmel, und aus der kleinen, geschwärzten Thonpfeife, die in dem einen Mundwinkel zitterte, kräuselte ein fröhlicher blauer Rauch unter dem Messingdeckel hervor. Sein Weib stellte, ihm zum Gegensatz, ein gewaltiges Stück Körper dar, das auf zwei massiven Beinen fest genug gegründet schien und einen Rücken von übermäßigen Dimensionen zeigte. Sie handhabte die stärksten Scheite mit spielender Leichtigkeit, dabei war es possirlich zu sehen, mit welchem fast zärtlichen Ausdruck ihres rothgedunsenen Gesichtes sie die Säge mit der Speckschwarte strich und gleichsam schmeichelte. Zuweilen entlieh sie sich auf ein paar Scheitlängen den Pfeifenstummel ihres Mannes.

Irmin war das Ebenbild ihrer Mutter. Dieselbe feine Olivenblässe des Teints, dieselbe Fülle der kastanienbraunen Haarwellen, die das Kind zu einer schweren Flechte gefesselt trug, derselbe Hang zur koketten Darstellung ihrer Person, auch im Alltagswust der Arbeit, den die Kleine durch Anlegung von gelegentlich aufgegriffenen Bänderchen und Flittern kundgab. Früher, ehe sie sich das Joch hatte auflegen lassen, mochte auch die Mutter das silberne Lachen und den fröhlich über alle Hindernisse hinwegsetzenden Uebermuth gekannt haben.

Irmin war uns Kindern ein prächtiger Spielkamerad, mit keinem Andern ließ sich's so ausgelassen tollen und jagen wie mit ihr. Die benachbarte Bastion mit ihrem vom hohen Grase überwucherten Geschützbänken bot uns das weiteste Feld für unsere Hasch- und Versteckspiele; von solch' köstlichem Jauchzen hatten die alten feuchtkühlen Casematten und Poternen noch nie wiederhallt. Wir kletterten über die vom Unkraut durchwachsenen Kugelhaufen, turnten an den riesenmäßigen Geschützen umher, trieben Schabernack mit den Schildwachen und reizten den drohend erhobenen Meterstab des griesgrämigen Wallmeisters.

Mit dem letzten Schrei der Säge war all' die Lust dahin. Irmin verschwand dann auf viele Monate — ach, sie mochte dann wohl in einem andern Revier und mit andern Kindern tollen und jagen — eine ganz leise Spur einer dunklen Eifersucht keimte damals in mir auf; wenn ich den Klang einer Säge hörte, so zauberte mir das ihr herzerquickendes Lachen herauf; die Grasflächen der Bastei mit ihrem melancholischen Grillengesang und ihren in der Sonne gleißenden Bronzerohren kamen mir jedesmal, wenn sie fort war, unsagbar öde und einsam vor.

So sah ich sie gleichsam ruckweise heranwachsen, der Zopf auf ihrem Nacken ward breiter und länger, und zuweilen schien es, als mischte sich in das funkelnde Spiel ihrer braunen Augen eine kleine versteckte Absicht. Jedenfalls beherrschte sie uns alle mit diesen Augen, mit dem sonoren Klang ihrer Stimme, mit ihrer immer resoluter hervortretenden Art, die ganz nach der Mutter schlug.

Dann war es auf einmal vorbei mit der Freiheit. Auch sie ward in das häßliche Joch gespannt.

Als ich sie zum ersten Male gemeinsam mit ihrem Vater an dem Sägebock arbeitend fand, fiel es mir heiß auf's Herz, als geschähe mir selbst eine ungeheuere Demüthigung. In der Bewegung der Arbeit schlenkerte der Zopf lebhaft hin und her wie ein trotziges „nein, nein!" Das gekräuselte Wildhaar, das ihr Stirn und Schläfen umwölkte, war ganz gelb bestäubt vom Sägemehl. Ihr herabgesenktes Gesichtchen glühte — war es die ungewohnte Anstrengung, war es die Scham ob solcher Beugung ihres stolzen Sinnes? Ich stand von ferne und beobachtete sie, verschlang jede ihrer Bewegungen mit den Augen, gepreßten Athems und mit pochenden Schläfen. Aber kein Blick von ihr zu mir herüber — ich weiß nicht, war es damals, daß der Feuerbrand dieser seltsamen Leidenschaft zuerst in meinem Herzen zu glimmen begann . . . .

Noch mehr. Das nächste Mal, nach ein paar Monaten, erschien sie mit einer Traghotte, die man für ihre Größe besonders angefertigt hatte. Damit sollte sie an Stelle des Vaters das zerkleinerte Holz die zwei Treppen hoch auf den Boden schaffen. Gewiß, sie war ja zur Arbeit geboren, und es erschien keine Ueberlast, die man damit ihrem jungen Rücken aufbürdete; sie war tüchtig in die Breite und Höhe entwickelt und hätte sich gar bald, in einigen Jahren, zu einer Prachtgestalt wie die ihrer Mutter herausbilden. Dennoch gerieth ich außer mir: nein, das nicht! Alles, nur das nicht! nur nicht das Bild dieser bittersten Demüthigung! Ihre Gestalt, die meine Phantasie in den langen Monaten, da ich sie nicht sah, mit allen Reizen der Poesie zu verklären pflegte, nun tiefgebückt unter der brutalen Last, schwerathmend, Stufe um Stufe hinaufschlürfend. Was wollte ich dagegen thun? Nun, sie da unten an den Sägeböcken zur Rede stellen — ihnen das Ungeheuerliche verweisen. Ach, wie hätten sie mich ausgelacht!

Als ich die Treppe hinabstieg, des sprühenden Zornes voll, kam sie gerade mit einer neuen Ladung herauf. Ihre Hand langsam an dem Geländer entlang rückend, bewegte sie sich in tiefer Beugung nach vorwärts, aber bei jedem Schritt ihrer festen Beinchen ging eine Art elastischen Schnellens durch ihre Gestalt, wie ein Uebermuth der Jugendkraft, die mit solcher Unbill spielt. Die Trageriemen schnitten tief in ihre Schultern ein und preßten die zarte Rundung ihrer jungfräulichen Brust wie in roher Gewaltsamkeit hervor.

„Halt, nicht weiter! Setz es ab!" rief ich.

Sie hob das Antlitz, strahlte mich mit großverwunderten Augen an. Dabei schritt sie weiter.

„Du sollst es hinsetzen, Irmin! Solche Arbeit ist nicht für Dich. Du bist zu gut dazu!"

Eine Glühröthe fuhr über ihr Gesicht. „Wa . . . as?! Wer soll denn die Arbeit thun? Du bist närrisch, weißt Du."

Und da ich immer noch stand, ihr den Weg verwehrend, rief sie: „Mach Platz!" Es klang gebieterisch wie ein Commando. „Was geht's Dich an?" warf sie noch hin. Dann schritt sie an mir vorbei, der ich scheu zur Seite wich; von droben her hörte ich noch ihr halblautes Lachen, das der Donner des abgeworfenen Holzes abschnitt.

Was geht's mich an? Gewiß geht's mich an! Die Liebe ist's, die Liebe — mein Herz, mein kleines thörichtes Tertianerherz, das in Flammen stand! Welch' eine Qual der Ohnmacht, in ihrer Nähe zu weilen und die Schmach, die man ihr in meinen Augen zufügte, nicht hindern zu können! Jeder Donner, der vom Boden hallte, hieß mich zu neuem kindischem Zornesausbruch emporfahren.

Wenn ich ihr nun selbst die Last abnähme? . . . Warum war ich nicht sofort auf diesen Ritterdienst verfallen?

Ich fand sie auf einem Treppenabsatz ausruhend, gegen die hingesetzte Hotte gelehnt, die Füße vorgestemmt, mit hochathmender Brust.

„Komm, laß mich einmal", sagte ich, auf die Hotte deutend.

„Was? Du willst sie hinauftragen? — oho!" Und ihre spitzigen Zähnchen blinkten mich an. „Du bringst es ja doch nicht fertig", sagte sie mit einem kalten, wegwerfenden Ton, die Lider fast mit dem Ausdruck einer Mißachtung halb über den Glanz der Augen gesenkt. „Weißt Du, Du bist ein Preuß!"

Damals herrschte in der Bevölkerung der Festung Luxemburg eine unausrottbare Antipathie gegen das Preußenthum, das ihr der deutsche Bundestag in Form einer starken und wohl auch etwas herrisch sich geberdenden Besatzung auferlegt hatte. Es war die Zeit nach dem italienischen Feldzug von 59 und die Verherrlichung des Zuaventhums stand in höchster Blüthe bei den dortigen Franskillions. Besonders wir Preußenkinder hatten in den ganz in französischem Geiste geleiteten Schulen viel unter dieser Antipathie zu leiden. „Preuß! Ein Preuß!" und wir mußten uns mit unsern Fäusten dagegen wehren, daß dieser Ruf nicht zu stark in den Ton der offenen Mißachtung überschlug.

„Weißt Du, Du bist ein Preuß!" Und sie zuckte die Achseln.

Da griff ich zu, streifte ihr gewaltsam die Tragbänder

Digitized by Google

von den Schultern, nahm sie bei der Hand und riß sie etwas unsanft von der Hotte weg.

Dann legte ich mir selbst die Bänder an und nun wollte ich mich mit der Last aufrichten. Bei dem ersten Versuch blieb die Hotte wie angefesselt, und ich sank ein wenig nach rückwärts: nein, so schwer hatte ich sie doch nicht taxirt.

„Ich bin sehr begierig", spöttelte sie. Da nahm ich alle Kraft zusammen, ruckte mich empor, und mit unsicheren wankenden Schritten machte ich mich auf, nach der Treppe zu. Ich zitterte am ganzen Körper, der Schweiß brach mir aus, ich meinte jeden Augenblick unter der ungewohnten Bürde zusammenzubrechen; mitten auf der Treppe überfiel mich eine Schwäche, und ich stützte die Hotte auf, völlig außer Athem; ein paar Holzstücke polterten die Treppe hinab.

„O, ho, ho! Heda!" rief ihre volle Stimme, die bereits nach dem Alt hinneigte, mir von unten nach.

Es war eine äußerste Ehrensache. Ich fühlte, daß ich für immer bei ihr verspielt hätte, wenn ich's nicht durchführte. Und ich reckte mich von Neuem empor und arbeitete mich mit der Spannung aller Muskeln die Treppe hinan. Mit einem erlösenden Ah! warf ich das Holz nieder und ließ mich dabei selbst auf den Haufen hinsinken.

Sie kam mit den gesammelten Holzstücken im Arm und schleuderte sie hin; mit triumphirendem Kopfnicken rief sie: „Gelt, Herr Student! (wir vom Athenäum wurden im Volke „Studenten" genannt.) Studiren und arbeiten ist zweierlei, he? Dazu noch ein Preuß!"

Mit über der Brust gekreuzten Armen stand sie vor mir, spöttisch lächelnd, die Zähnchen in die Unterlippe gepreßt; und ihre funkelnden Augen forderten mich heraus.

Da sprang ich auf, stürzte mich auf sie, stürmisch umschlang ich ihren Leib mit meinen Armen, festumklammernd, das Gesicht dicht gegen das ihre. „Irmin!" zischelte ich — Drohung und beleidigter Stolz, ach, und all' die Uebermacht der Liebe brach in dem einen Worte aus!

Sie wehrte sich nicht, hielt mir Stand, ihre Augen tiefeinbohrend in die meinen; ihr Antlitz flammte.

Ach, und ich hatte nicht den Muth, meine Lippen auf den herrlichen, feuchtglänzenden Purpur der ihren zu pressen! Wie feige ich war!

Plötzlich entwand sie sich meinen Armen und schlüpfte davon; ich stand noch wie berauscht. Vom Hofe her drang das Gekreisch der Säge herauf. Wie ein Spott klang das.

Mit dem beabsichtigten Ritterdienst war es also nichts. Wie ich mich dieses Fiaskos und meiner körperlichen Armseligkeit schämte — ja mit heißen zornigen Thränen! „Studiren und arbeiten ist zweierlei." Ihren Körper hat die Gewohnheit der Arbeit so prächtig gestählt, während der meine über den Büchern verkümmerte. Welch schaale Wichte dieser Livius, dieser Cornelius Nepos und Xenophon! welch' erbärmliche Spitzfindigkeiten der Mathematik! zum Teufel die Grammatik mit ihren lächerlichen Pedanterien! Der Extract all' der Schulweisheit, der nicht einmal hinreicht, einem geliebten Mädchen eine Trage Holz den Speicher hinauf zu schleppen. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung bei Gurlitt.

II.

Mit der Quelle von Arnold Böcklin theilt Fritz von Uhde's „Tischgebet — Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" den Haupterfolg. Die rücksichtslose Originalität seines „Lasset die Kindlein zu mir kommen" auf der letzten akademischen Ausstellung erweckte die höchste Spannung auf die weitere Entwickelung des Künstlers, dem eine Kraft der Charakteristik eigen, wie sie nur ganz selten einmal zu Tage tritt. Man fragte sich, ob es ihm möglich sein werde, auf dem selbstständig betretenen Pfade weiter zu gehen. Einmal ließ sich man die Darstellung Christi in idealer Gewandung inmitten einer kraß modernen Umgebund wohl gefallen. Man sah sich auch im Verlauf der Ausstellung in das Werk hinein, und was im ersten Moment wie eine ausgedifftelte Absonderlichkeit aussah, imponirte schließlich als eine gewaltige Inspiration. Ob sich aber das angeschlagene Thema weiter entwickeln ließ? Ob Uhde selber in der Folge, ohne in Gesuchtheit zu verfallen, die Richtung einzuhalten im Stande sein würde?

Sein jüngstes Bild gibt die Antwort, soweit ein Werk es überhaupt zu geben vermag. Der Stoff ist ein ganz absonderlicher, man möchte sagen irrationaler. Es handelt sich nicht um eine Begebenheit aus der heiligen Geschichte, die sich Jeder unzählige Male selbst vorgestellt hat, die unendlich oft von der Kunst variirt worden, sondern um eine an sich unmögliche, eigentlich ganz unvorstellbare Situation. Drei Generationen einer armen Arbeiterfamilie, Großeltern, Eltern und Kinder, sind im Begriff, sich zu Tisch zu setzen und haben eben stehend das schlichte, altehrwürdige Tischgebet gesprochen, das in rührender Naivetät den Herren selbst zu Gaste lädt. Da, ehe die gefalteten Hände der Kinder sich gelöst haben, geht die Thür auf und Christus tritt ein in langem blauen Gewande, eine Idealgestalt, dicht neben den modernen Menschen in abgetragenen verblichenen Anzügen. Sie wundern sich gar nicht über die majestätische Erscheinung. Der Hausvater weist dem Gast ehrfurchtsvoll einen Sitz, die Mutter, welche die Speise aufträgt, wendet sich grüßend halb zu ihm, die Kinder sehen neugierig und furchtsam zu ihm hinüber. Nur der Großvater, der noch sein Gebet zu murmeln scheint, und das Kleinste, das sich ausschließlich für die aufgetragene Schüssel interessirt, beachten den Eintretenden nicht weiter.

Es ist noch schwerer für ein modernes Auge, sich mit diesem Vorgange abzufinden als mit Uhde's Auffassung des „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Wäre das Bild nicht durch so viele hervorragende Eigenschaften ausgezeichnet, man würde sich auch gar nicht die Mühe geben, den Standpunkt aufzusuchen, von welchem die Erscheinung Existenz bekommt. Es ist nicht jener der modernen Bildung, sondern der des naiven, kindlichen Glaubens, aus dem das Tischgebet entsprungen ist. Wer den Herrn gläubigen Gemüths zu Tische bittet, der darf sich auch nicht wundern, wenn er eintritt. Wir freilich müssen uns erst nach allen Seiten den Ausblick verhängen und uns künstlich isoliren, ehe wir für einen Moment die Welt von diesem Boden aus ansehen können. Das Gezwungene, Künstliche läßt sich dem Stoff nicht absprechen. Demgegenüber scheint uns jetzt Uhde's früheres Bild gar nicht so sehr aus dem Rahmen des Hergebrachten herauszutreten.

Der Christus ist auf dem „Tischgebet" ungleich bedeutender als Uhde's erster Versuch. In der Charkteristik der übrigen Gestalten bleibt der Künstler hinter seinem ersten großen Wurf nicht zurück. Daß er die dramatische Mannigfaltigkeit nicht angestrebt hat, liegt im Stoff. Das Colorit wirkt günstiger, es ist nicht so kreidig wie früher, wenn auch nach Münchener Art etwas schmutzig. In der Beleuchtung herrscht dasselbe Prinzip. Der Beschauer steht der Lichtquelle gegenüber, eine Methode, die bei den Münchenern nachgerade zur Manier geworden ist. Durch ein nicht eben großes Fenster strömt ein silbernes Licht über den rothen Fußboden und den großen runden Tisch mit grüngestrichener Platte, über der die Petroleumlampe von der Decke hängt.

Uhde hat mit diesem Werk den Beweis geliefert, daß er auf der betretenen Bahn naiver Auffassung religiöser Stoffe mit äußerster Consequenz fortzuschreiten gesonnen ist. Der Erfolg allein kann lehren, ob wir es mit einem lebensfähigen neuen Kunstprincip zu thun haben — was wir vom Standpunkte unseres bis in die tiefsten Schichten gedrungenen historischen Bewußtseins entschieden bezweifeln — oder ob eine schließlich vorübergehende Künstlerlaune zum Experimentiren verleitet hat. Die Absicht, um jeden Preis auffallen zu wollen, bei Uhde als Beweggrund anzunehmen, verbietet uns sein entschiedener Ernst. Das „Tischgebet" macht, wie der Christus als Kinderfreund, durchaus den Eindruck des Ueberzeugten.

Auf dem feingestimmten Bilde von Gabriel Max „Mutter und Kind" ist die Frau eine stille Schönheit mit niedergeschlagenen Augen

Digitized by Google

im bekannten Stil des Künstlers, das Kind, das den Beschauer anblickt, hat etwas unbehaglich Krankes. In der Farbenstimmung mit dominirendem Weiß und Rosa auf dunklem Grund, erinnert das Werk an die „Vanitas", die letzten Sommer in Dresden ausgestellt war.

Franz von Lenbach ist in seinem Frauenbildniß ganz modern bis zur Affectation; sein Porträt von Arnold Böcklin wird von einigen Künstlern in den Himmel gehoben, von andern unbarmherzig verurtheilt. Wir können uns weder dem einen noch dem andern anschließen, wenn uns auch das Gesuchte, Forcirte in Lenbach's Wesen, das sich bei dem Bildniß Böcklin's in der altmeisterlich verräucherten Farbe ausspricht, von jeher unsympatisch gewesen ist.

Paul Meyerheim's „Gute Freunde", ein lagernder Löwe im Käfig, der den Kopf nach einem behaglich zwischen seinen Pranken ruhenden Hündchen umwendet, gehört zu den Thierbildern, in denen sich unsere künstlerische Auffassung des Thierlebens offenbart. Weder in dem dumm-majestätischen Kopf des Löwen, noch in der aufmerksamen, beweglichen Physiognomie des Hundes liegt ein menschlicher Zug, und doch ist ein kräftiges inferiores Seelenleben zu unmittelbarem Ausdruck gekommen. Diese Vertiefung in die Thierseele unterscheidet unsere Thiermalerei wesentlich von der auf rein malerische oder auf dramatische Decorationseffecte hinausgehenden des siebzehnten Jahrhunderts, das in den beiden Niederlanden die Thiermalerei zum ersten Mal in künstlerischer Selbstständigkeit entwickelt hat. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn die moderne wissenschaftliche Auffassung des Thieres in unserer Kunst keinen Reflex gefunden hätte.

Ein schönes Motiv hat sich Hans Barthels aus dem modernen Berlin geholt in seinem Aquarell „Blick auf das alte Museum". Er hat den Standpunkt unter dem Portal des Schlosses genommen, von wo die Architektur Schinkel's wie eine großartige Decoration wirkt. Regenwetter bietet in dem spiegelnden Pflaster die mannigfaltigsten malerischen Effecte.

Eine Anzahl Marinen von Ernst Sattler in Dresden geht auf die Schilderung dramatischer Bewegung und erinnert an verwandte Darstellungen der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts.

Zwei Separatausstellungen schließen sich an die eben in ihren Hauptwerken besprochene. Die eine ist dem im vergangenen Jahr in Dresden verstorbenen Bildhauer Karl Schlüter gewidmet, dessen vorzüglichste Büsten und Statuen übersichtlich vorgeführt werden. Der Umfang des Talentes dieses Schillingschülers war nicht bedeutend, aber er ist sich seiner Grenzen bewußt gewesen und hat sich innerhalb derselben zu höchster Vollendung durchzuringen gesucht. Sein Gebiet war die Schilderung der weiblichen Schönheit und der weichen Jugendformen des Mannes. Der bekannte römische Hirtenknabe in der Nationalgalerie und die weiblichen Büsten, wie die seiner schönen jungen Frau, die mit ihm derselben tückischen Krankheit erlag, bezeichnen die Höhepunkte seines Schaffens. Er hat das vierundvierzigste Lebensjahr nicht überschritten.

Die Ausstellung des russischen Marinemalers Aiwasowski bietet die große Ueberraschung, daß ein Künstler, der als Historienmaler ganz in dem süßlichen Colorit der verflossenen Schule lebt, bei der Wiedergabe einfacher Naturscenen sich in den letzten Jahren zu der auf directe Beobachtung zurückgehenden modernen Richtung bekehrt hat. Es läßt sich nicht leicht eine größere Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit denken als die des nun bald siebzig Jahre zählenden russischen Altmeisters. A. L.

Notizen.

Schiller als Historiker und Philosoph. Von Friedrich, Ueberweg. Herausgegeben von Moritz Brasch. (Leipzig, Carl Reißner.) — Wir möchten die Veröffentlichung dieser Schrift lediglich durch die Pietät gegen den verstorbenen Ueberweg, nicht etwa durch eine Lücke in der literarhistorischen und geschichtsphilosophischen Forschung veranlaßt halten. Denn sie trägt keine neuen Momente für die Beurtheilung Schiller's als Philosoph und Historiker herzu, welche nicht durch das preisgekrönte Werk Karl Tomaschek's über denselben Gegenstand schon angeregt und verarbeitet worden wären. Selbst die kritischen Auseinandersetzungen über das Verhältniß des Aesthetikers Schiller zu Kant, speciell zu der Kritik der Urtheilskraft, erscheinen uns nur insofern neu, als sie den eigenen antikantischen Standpunkt Ueberweg's illustriren, durchaus nicht aber etwa jenes Verhältniß in allen seinen Beziehungen klarer, als es bisher geschehen war, darstellen. Hervorzuheben würde allenfalls noch die treffliche und echt kritische Untersuchung über Schiller's Jugendbildung sein. Diese nachträgliche Veröffentlichung, die Ueberweg selbst gescheut hat, ist daher nur als schätzenswerther Beitrag zu Ueberweg's Biographie selbst zu rechtfertigen. Ueberweg ist in weiteren, als den speciell philosophischen Kreisen durch seinen „Grundriß der Geschichte der Philosophie" bekannt geworden und hat durch seine „Logik" einen gewissen Schülerkreis erworben wenn ihn auch sein früher Tod an der vollständigen Ausbildung seines „Systems" hinderte. Für diesen Kreis möge das Buch, das durch eine beigegebene Biographie Ueberweg's von Fr. A. Lange nach dieser Seite hin noch werthvoller wird, bestens empfohlen sein.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Culturgeschichtliche Skizze von Otto Bähr. Leipzig, Grunow. „Die gute alte Zeit", von der unsere Väter wohl einmal in der Dämmerstunde behaglich schmunzelnd erzählen, wird uns in den vorliegenden Skizzen in ihren einzelsten Erscheinungen vorgeführt; aber es ist nicht der Zweck dieser äußerst anmuthig und anziehend geschriebenen Darstellungen, die vergangenen Jahrzehnte im Gegensatz zu unserer Zeit mit dem Glorienscheine zu umgeben, den die laudatores temporis acti so oft für nothwendig halten, sondern der alte Herr, der uns hier seine Jugendeindrücke vorführt, weist im Gegentheil darauf hin, daß durch die im Laufe des letzten Jahrhunderts gemachten Fortschritte fast in allen Beziehungen das Wohlergehen der Menschen wesentlich gefördert ist, und daß wir namentlich in unserm deutschen Vaterlande heute unendlich besser leben, als dies noch vor zwei Menschenaltern der Fall war. Es ist höchst erfreulich, daß einmal ein Kenner der verflossenen Zustände nicht, wie es heute so häufig geschieht, den allgemeinen Ton der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden anschlägt, sondern daß er eindrücklich uns zuruft: „unser Volk weiß gar nicht, wie gut es ihm heute geht". Den Skizzen sind die Zustände der Stadt Kassel in den zwanziger Jahren zu Grunde gelegt, und sie behandeln zunächst das bürgerliche Haus und seine Einrichtungen und den mäßig wohlhabenden Bürgersmann der Mittelstadt in seinem täglichen Leben und Treiben, seiner Kleidung, seiner Ernährung, seinen Bedürfnissen, um dann auf den weiteren Kreis des öffentlichen Lebens, der Geselligkeit der Verkehrsmittel, der städtischen Einrichtungen und Sitten überzugehen und schließlich sich auf die Sprache, die Literatur und die Künste die Schule und den Buchhandel, wie sie damals innerhalb unseres ganzen Vaterlandes sich gestalteten, zu erstrecken. Manche ihr schon fremd gewordenen und doch recht interessanten Züge wird unsere Generation aus dieser Schilderung an der Physiognomie ihrer unmittelbaren Vorgängerin wahrnehmen können. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Gegen Kornzölle

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 60 Pfennig.

Der Verf. hebt verschiedene neue Gesichtspunkte hervor. Er weist z. B. nach, daß **Friedrich Wilhelm III.** gegen Kornzölle war, daß **Gneisenau** 1826 seine durch allzu großen Aufwand und **ungewöhnlich niedrige Kornpreise** zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit im Haushalt, Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht wieder herstellte, daß nach **R. Cobden** das Hauptverdienst der Aufhebung der englischen Kornzölle der **Königin Victoria** gebührte. U. s. w.

Der Verf. wurde am 6. Dec. 1884 von Dr. Menger im österreich. Abgeordnetenhause als ein **„vorzüglicher, unbefangener Nationalökonom"** bezeichnet.

Leipzig.

Roßberg'sche Buchhandlung.

Litterarisches Bureau, Georg Meyer,
Luxemburg (Bahnhof).

Verwerthung von Manuscripten jeder Art.

Uebersetzung in alle Sprachen.

Günstigste Bedingungen, sorgfältigste Erledigung. —

NB. Auf genügende Frankatur aller Sendungen ist zu achten!

Verlagsoff. jeder Art excl. Belletristik erbittet F. H. Nestler & Melle's Verlag, Gröttw. Hamburg.

Verlag von F. W. Steffens in Dresden und Leipzig.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane!

Soeben erschien:

Graf Petöfy.

Roman von

Theodor Fontane.

3. Auflage.

2 Bände in einem Band. Fein broch. M. 4.50. Fein geb. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

In allen Buchhandlungen. Preis 2 Mark:

Die Getreidezölle.

Zweite Auflage
für den praktisch. Staats- u. Landwirth
von Dr. Kuno Stommel.
Verlag von **Felix Bagel** in **Düsseldorf.**
Frankozusendung gegen Frankoeinsendung des Betrages.

32. Aufl. **Methode Toussaint-Langenscheidt** Original.

Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch	Deutsch	Französisch
von den Professoren **Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.**	von Professor **Dr. Daniel Sanders.**	von den Professoren **Toussaint** und **Langenscheidt.**

Englisch oder **Französisch:** Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.
Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur komplett, 20 Mk.

Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen als Probe à 1 Mk.

Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das **Examen** als **Lehrer** der bezüglichen Sprache **gut** bestanden.

Urteil. d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. **Dr. v. Lutz** Excell., Staatssek. **Dr. Stephan** Excell., d. Professr. **Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig** u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."

Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung

von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 -- eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. Schanz, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Soeben erschien in **F. H. Nestler & Melle's Verlag,** Hamburg, Görttwiete 18:

Richard Cobden's

volkswirthschaftliche u. politische Ansichten.

Auf Grund älterer u. neuerer Quellen systematisch dargestellt

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

6¼ Bogen. Preis 2 M.

Angesichts der social- und zollpolitischen Kämpfe der Gegenwart wird diese Schrift für Gebildete aller wirthschaftlichen und politischen Richtungen von grossem Interesse sein.

Technicum Mittweida (Fachschule für **Maschinen-Techniker**) SACHSEN. Eintritt: April, October.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. **Druck von W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland und die Orientbahnen. Von Paul Dehn. — Ueber die Berufungen der Universitätsprofessoren. Von Academicus. — **Literatur und Kunst:** Eine literarische Frühlingsstunde. Von Hieronymus Lorm. — Ein neues Schillerbuch. Von Theophil Zolling. — Ein Beitrag zur Biographie Darwin's. Von Rob. Lutz. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. — **Aus der Hauptstadt:** Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und die Orientbahnen.

Von Paul Dehn.

Wer um diese Jahreszeit eine Reise nach Konstantinopel antreten will — und im Frühjahr erscheint der Bosporus farbenfrischer und reizvoller als sonst —, der mache sich auf unerwartete Hindernisse und Unannehmlichkeiten gefaßt. Anfangs geht Alles gut. Rasch eilt der Blitzzug von Mitteleuropa über die ungarische Pußta nach Rumänien über Bukarest hinaus, bis die Donau bei Giurgewo den Weg versperrt. Bei Eisgang gestattet der Strom, der sich schon vom Eisernen Thore an zu einem See erweitert, zuweilen Tage hindurch keine Ueberfahrt. Auf der weiten Strecke von Budapest bis zur Mündung hat die Donau, abgesehen von den Ruinen der Trajansbrücke bei Turn-Severin, keine Brücke aufzuweisen. Ist endlich das lustige bulgarische Rustschuk erreicht und die verwahrloste Eisenbahn nach Varna, wo man oft im Schnee stecken bleibt, glücklich überwunden worden, dann beginnen nach der umständlichen Einschiffung aus dem elenden Hafen von Varna mit dem Lloydschiffe die bekannten Leiden einer Seereise, welche sich zuweilen unlieb verzögert, wenn bei Sturm und Wetter der Eingang des Bosporus, gewöhnlich „Loch" genannt, nicht sogleich gefunden werden kann.

Zu Nürnberg wird in diesem Jahre das fünfzigjährige Bestehen der ersten deutschen Eisenbahn gefeiert werden, während Konstantinopel, die älteste unter den Hauptstädten Europas, noch immer nicht durch einen Schienenweg in Verbindung gebracht werden konnte mit der übrigen europäischen Verkehrswelt. Ist der Türke noch so mächtig, daß er dem Franken und seiner höheren Cultur sich zu verschließen vermag? Hat der Padischah in Stambul die moderne Technik und ihre Errungenschaften für den Verkehr in Acht und Bann erklärt, vielleicht weil nichts von den Eisenbahnen im Koran steht? Nein, nichts von alledem. Im Gegentheil, die Türkei besitzt Eisenbahnen und der Muselmann benützt gern ihre Vortheile; denn gewiß hat auch der Koran, der alle Weisheit enthält, von den Eisenbahnen geschrieben: nur hat sich bis heute, so sagte mir einmal ein Türke, noch kein tüchtiger Mollah damit befaßt, die betreffende Koranstelle aufzusuchen.

Nicht der Türke trägt die Schuld an dem Torso der rumelischen Bahnrümpfe, nicht er hat die Verbindung derselben mit dem mitteleuropäischen Netz zu verhindern gewußt, sondern ein grundsatzloser internationaler Geldmann ist hierfür verantwortlich zu machen und mit ihm Europa selbst, welches eine beispiellose Inscenirung von Machenschaften ungeahndet vor sich gehen ließ.

Begonnen wurde der Schwindel des türkischen Eisenbahngeschäftes durch den Grafen Langrand-Dumonceau, den Typus des katholischen, und vollendet durch Baron Hirsch, den Typus des jüdischen Speculantenthums, beide von Wien aus nach Konstantinopel an Sultan Abdul Aziz als Concessionäre empfohlen. Ende der sechsziger Jahre wurde das Geschäft abgeschlossen. Es sollte eine Trans-Balkanbahn gebaut werden von der österreichischen Grenze nach Konstantinopel mit Abzweigung nach Saloniki. Das Capital hiefür gab formell die Türkei in Gestalt eines Anlehens, welches Baron Hirsch finanzirte, in Wirklichkeit aber Mitteleuropa, wo mit Hülfe lautester Reclame die famosen Türkenloose, in welche Baron Hirsch das türkische Anlehen gekleidet, ihren Absatz fanden. Zum Bau von 2000 Kilometer Eisenbahnen waren bei einem Voranschlag von 200 000 Frcs. für den Kilometer 400 Mill. Frcs. erforderlich. Ausgegeben wurden insgesammt 1 980 000 Türkenlose zum Course von 180, vereinnahmt daraus also 356 400 000 Frcs., welche Baron Hirsch nicht etwa an die Pforte abgeliefert, sondern sogleich für sich zur Bestreitung der Baukosten behalten hat. Nach seiner eigenen Versicherung freilich will Baron Hirsch für die Finanzirungskosten, behufs Bestechung maßgebender Staatsmänner, u. A. des Grafen Beust, welcher in Wien zu Gunsten der Türkenloose ein gesetzliches Verbot auswärtiger Loose eigens aufhob, für die Betheiligung der Zeitungen, für Provisionen ꝛc. nicht weniger als 101 854 546 Frcs. verbraucht, demnach nur die Summe von 254 545 454 Frcs. eingenommen und letztere für den Bau der Bahnrümpfe in einer Länge von 1280 Kilometer gerade aufgebraucht haben. Irgendwelche genauere Rechnungslegung ist niemals veröffentlicht worden. Doch läßt sich einigermaßen abschätzen, was dieses Geschäft abgeworfen hat, wenn man vernimmt, was im Wiener „Fremdenblatt", dem Organ des auswärtigen Amtes in Wien, gelegentlich zu lesen war, daß Baron Hirsch sich selbst gerühmt haben soll, bei der Emission der Türkenloose 64 Mill. Frcs. und bei dem türkischen Eisenbahngeschäft in sechs Jahren 125 Mill. Frcs. „verdient" zu haben. Diejenigen, welche ihre Ersparnisse einst in Türkenloosen anlegten, werden nun wohl wissen, wohin ihr Geld gekommen ist.

Vielleicht wäre der Türkenloosschwindel schon in Vergessenheit gerathen, wenn aus dem Erlöse desselben die geplanten türkischen Bahnen im Anschlusse an das mitteleuropäische Netz wirklich gebaut worden wären und Mitteleuropas Handel und Verkehr aus der neuen directen Verbindung mit dem Orient Nutzen hätten ziehen können. Allein wie die mitteleuropäischen Capitalisten mit den Türkenloosen, so sollte der mitteleuropäische Handel mit den Türkenbahnen betrogen werden. In einem zweiten Vertrage mit der Pforte

Digitized by Google

durch Vermittelung des käuflichen Bautenministers Davour Pascha*) wußte sich Baron Hirsch einestheils seiner Verpflichtungen zu entledigen, überwälzte die Herstellung der wichtigen Verbindungslinien auf die actionsunfähige Regierung des Sultan Abdul Aziz und baute statt dessen im Interesse des englischen Handels einige Nebenlinien, nachdem er von Anfang an den Bau der türkischen Eisenbahnen nicht von der österreichischen Grenze aus, was das Natürlichste gewesen wäre, sondern vom Meere aus begonnen hatte. Nichts konnte dem englischen Handel erwünschter kommen als diese Eisenbahnlinien von den Seeplätzen in das Innere der Balkanhalbinsel ohne Anschluß nach Mitteleuropa, denn nun konnten die Engländer, was ihnen denn auch gelungen ist, wirthschaftspolitisch ohne hindernde Concurrenz einen großen Absatzmarkt erobern, welcher vermöge seiner geographischen Lage zur Interessen- und Machtsphäre Mitteleuropas gehörte. An dieser Isolirung der türkischen Bahnrümpfe hatte aber auch Baron Hirsch das größte Interesse; denn er war verpflichtet, für den Betrieb der türkischen Bahnen an die Pforte eine jährliche Pacht von 8000 Frcs. für den Kilometer zu zahlen, anerkannte aber den Beginn dieser Verpflichtung erst mit der Vollendung des türkischen Bahnnetzes. Dieselbe zu verhindern ist ihm denn auch wirklich gelungen, und seit 1873 betreibt Baron Hirsch die türkischen Bahnrümpfe, ohne auch nur einen Pfennig Pacht zu zahlen, was ihm jährlich mindestens 4 Millionen Mark einträgt.

Baron Hirsch, als Sohn eines Münchener Pferdehändlers Deutscher von Geburt, seit langer Zeit in Paris ansässig, wo ihm ein Naturalisationsgesuch abschlägig beschieden wurde, von Belgien oder Coburg baronisirt, seit 1879 Oesterreicher aus Option, mit der Türkei als Ausbeutungsdomäne — wahrlich, nur auf internationalem Gebiete konnten jene unerhörten Vorkommnisse ungeahndet bleiben.

Seit zwölf Jahren stehen die türkischen Bahnrümpfe als Torso da, und ebenso alt ist die Orientbahnfrage, bei welcher es sich äußerlich zwar nur um den Ausbau von kaum 500 Kilometer Eisenbahnen handelt, welche in Wirklichkeit indessen nicht der unwichtigste Theil der orientalischen Frage ist, wirthschaftlich wie politisch betrachtet. Kann es Mitteleuropa noch lange ruhig mit ansehen, daß ihm die Engländer eines seiner wichtigsten, ihm durch geographische Lage natürlich zustehenden Handelsgebiete sozusagen vor der Nase wegnehmen, es rücksichtslos ausbeuten und bewuchern, um schließlich den Mitteleuropäern, wenn sie einmal auf Eisenbahnen ebenfalls in die Balkanhalbinsel eindringen können, eine vollends verarmte Nachbarschaft zu überlassen? Vom politischen Gesichtspunkt aus aber ist zu fragen, wie anders, wie wenig mächtig England mit seinen paar Regimentern in Egypten dastehen würde, wenn die Möglichkeit, und nicht mehr als die bloße Möglichkeit, bestünde, daß auf fahrbaren Schienenstraßen mitteleuropäische Truppen zu Lande über Konstantinopel und Syrien hinaus nach Egypten geworfen werden könnten. Alle Großmächte haben wirthschaftlich und politisch Fuß gefaßt im Orient im Hinblick auf kommende Ereignisse, nur Deutschland hat sich bisher fernhalten müssen. Und doch wäre Deutschland naturgemäß der uneigennützigste Freund und Anwalt jener Länder, da es gegenüber den Sonderinteressen der Westmächte im Orient die Interessen der Orientländer selbst wahrzunehmen hat, indem es in seinem eigenen Interesse dahin streben muß, statt verfallender aufblühende Länder, statt armer Schäfer reiche Bauern zur Nachbarschaft zu erhalten, damit ein für alle Theile ersprießlicher Güteraustausch ermöglicht werde.

Wenn es jetzt heißt, daß die Orientbahnlücken auf türkischem Gebiet durch die französische Ottomanbankgruppe ausgebaut werden sollen, so wäre auch dadurch die Orientbahnfrage für Deutschland noch nicht gelöst, auch wenn Bulgarien ebenfalls seinen Verpflichtungen nachkommt, was keineswegs über allen Zweifel erhaben ist. Denn alsdann tritt neu die Frage des Betriebes dieser Bahnen hervor, über welche im Wesentlichen noch immer Baron Hirsch verfügen zu können glaubt. Die Linien der Gesellschaft Hirsch aber sind so verwahrlost und die Tarife derselben so hoch, daß die berechtigten Anforderungen des deutschen Handels auf rasche und wohlfeile Beförderung unerfüllte bleiben müssen. Dann wird sich Deutschland veranlaßt sehen, über die Orientbahnen eine internationale Enquete von Fachmännern aller Zweige des Eisenbahnwesens einzuberufen, und nachdem dieselbe festgestellt, daß die Gesellschaft des Baron Hirsch ihre Rechte mißbraucht und ihre Verpflichtungen nicht innegehalten hat, daß sie weder der Pforte noch den Nachbarreichen hinreichende Gewähr bietet für den ordnungsmäßigen Bau und Betrieb der Bahnen, wird das deutsche Reich mit dem nämlichen Recht, mit welchem England in Egypten vorgegangen, die Orientbahnfrage für eine europäische Angelegenheit erklären und behufs Regelung derselben als Mandatar Europas interveniren. Mit der Organisation einer internationalen Betriebsverwaltung der Orientbahnen unter Deutschlands Vorsitz nach Analogie der europäischen Donaucommission oder nach Art der angestrebten Reorganisation der Verwaltung des neutralisirten Suezcanals wird dann die Lösung der leidigen Orientbahnfrage gefunden sein.

*) Nach den in Konstantinopel vorgefundenen Originalbriefen des Baron Hirsch (abgedruckt in meiner ersten Schrift „Deutschland und die Orientbahnen" S. 31 u. 32) wurde Davour Pascha mit 2 600 000 Frcs. „betheiligt". In Betreff weiterer Einzelheiten verweise ich auf mein späteres Werk „Deutschland und Orient", Theil I, und auf die ergänzende Abhandlung über die Orientbahnen, welche im April 1885 in Schmoller's Jahrbuch erscheint.

Ueber die Berufungen der Universitätsprofessoren.

Von Academicus.

Die Berufungen der Universitätsprofessoren sind in letzter Zeit wiederholt zum Gegenstande öffentlicher Erörterungen gemacht worden. Ein specieller Fall hat das preußische Abgeordnetenhaus zwei Sitzungen hindurch beschäftigt; die allgemeinen Angelegenheiten des Berufungswesens hat Professor Flach in Tübingen in seiner Brochüre über die „akademische Carrière" behandelt. Die in derselben erhobenen Vorwürfe haben freilich sehr an Gewicht verloren, seitdem die anfängliche Anonymität entschleiert worden ist; denn die Persönlichkeit des Verfassers soll ihn wahrlich nicht dazu berechtigen, den Cato gegenüber seinen Collegen zu spielen. Ueberdies erhellt für jeden auch nur einigermaßen mit akademischem Leben Vertrauten auf den ersten Blick, daß die vorgebrachten Schilderungen des Professorenlebens kein Gesammtbild, sondern blos eine Carricatur geben, oftmals treu nach dem Leben gezeichnet, in welchem der Verfasser, — ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht zu entscheiden, der leidende Theil gewesen ist. Es liegt uns durchaus fern, in eine Kritik dieser an Schmähungen reichen Schrift einzutreten; dieselbe giebt uns vielmehr nur den Anlaß, einmal objectiv zu untersuchen: ob überhaupt Mißstände in der bezeichneten Richtung vorhanden, und welcher Art sie sind, und wie dieselben beseitigt werden können. Vorweg sei bemerkt, daß die Facultäten nicht das Berufungs-, sondern blos das Vorschlagsrecht besitzen; sie machen dem Ministerium zwei oder drei Candidaten namhaft, worauf gewöhnlich die Berufung eines derselben erfolgt. Bei einzelnen Facultäten besteht die Sitte, das Einziehen von Informationen einer vorbereitenden Commission zu übertragen, deren schriftlicher Bericht die Grundlage der weiteren Verhandlungen bildet. An anderen vereinzelten Universitäten passiren die Vorschläge der Facultät noch die Plenarversammlung aller Professoren, wo unter Umständen lebhafte Debatten entstehen, falls in der Facultät eine starke Minorität überstimmt worden war. Die Berufung erfolgt in keinem Falle seitens der Facultäten; viele Vorwürfe über stattgehabte Ungerechtigkeiten sind daher nicht gegen die vorschlagenden Facultäten, sondern gegen die berufenden Ministerien zu richten.

Der erste Vorwurf, welcher gegen die Facultäten erhoben wird, besteht darin, daß das Partei- und Cliquenwesen in denselben eine zu große Rolle spielt, und daß weniger die

Digitized by Google

wissenschaftlichen Leistungen und die Lehrbegabung der Candidaten, als vielmehr die Erwägung, welcher Partei derselbe sich wohl anschließen wird, bei der Berufung maßgebend ist. Fraglos hat das Parteiunwesen eine zersetzende Wirkung auf das collegiale Zusammenleben geäußert, namentlich in den kleinen Universitätsstädten, wo der Dünkel der Professoren, ungedämpft durch andere social gleich oder höher stehende Klassen, leicht zu Zwistigkeiten im Innern geführt hat. Dabei entsprangen die Parteiungen sogar ganz geringfügigen Veranlassungen und trugen einen rein persönlichen Charakter. So ist der Anlaß zu dem langdauernden Gezänk in einer berühmten Universitätsstadt bekannt; es war der Rangstreit zwischen zwei Professoren: „ob der Schenkel ober- oder unterhalb des Knies sitzen soll", — ein Rangstreit, den ein witziger College nur dann entscheiden wollte, wenn er wüßte, „ob der Schenkel ein Ober- oder Unterschenkel wäre." Jene Parteikämpfe erreichten eine solche Schärfe, daß sie sogar zu Erörterungen in der Kammer führten, was natürlich nicht zur Hebung des Ansehens der Universität und ihrer Lehrer im Lande beitrug. Allein so hochgradige Spaltungen persönlicher Natur stehen auch einzig da; im Laufe der Zeit sind sie erloschen und neuerdings hat sich ein freundlicheres Verhältniß der Collegen wieder angebahnt. An anderen Universitäten haben stets wie aller Orten Antipathien und Feindschaften zwischen einzelnen Personen bestanden, ohne jedoch zu solchen Parteibildungen zu führen. Dagegen haben nach dem Jahre 1866 die nationalgesinnten Professoren im Wiederstreit gelegen mit den Welfen an einer norddeutschen und den Großdeutschen an einer süddeutschen Universität; an letzterer ging ihr Bestreben dahin, alle großdeutschen Candidaten aus der Vorschlagsliste fern zu halten, weil der selbst großdeutsch gesinnte Minister sonst unfehlbar einen solchen Candidaten berufen hätte. Nach der Errichtung des Deutschen Reiches haben aber auch diese Parteiungen allmählich ein Ende erreicht. Dafür entbrannte der Culturkampf, und es begann die Zurücksetzung ultramontaner Gelehrten, welche erst in den letzten Jahren durch zahlreiche Berufungen wieder wett gemacht worden ist. In der Neuzeit sind es die Juden, welche unter dem Drucke der leitenden Strömung leiden müssen. Es giebt Universitäten und Facultäten, welche sich seit jeher von den Juden „rein" gehalten haben; und auch die übrigen sind sehr viel zurückhaltender in ihren Berufungen geworden. Gewiß ist solches erklärlich als Reaction gegen die Reclamesucht, das Streberthum und die Kameraderie jüdischer Gelehrter; nichts desto weniger bleiben die Zurücksetzungen eine Ungerechtigkeit, und beeinträchtigen auch junge deutsche Gelehrte, welche als Hintermänner jüdischer Privatdocenten mit jenen vergeblich auf die Beförderung zum Extraordinarius warten müssen. Endlich ist noch der Inzucht zu gedenken, welche seitens mehrerer Ministerien betrieben wird, indem die eigenen Staatsangehörigen nach Möglichkeit bevorzugt werden. Allein man darf die Tragweite der ultramontan-partikularistisch persönlichen Parteiungen nicht übertreiben; wenn dieselben auch hier und da noch fortbestehen, so verglimmen sie doch allmählich; das Feuer schlägt nicht mehr in der Lohe offenen Kampfes hervor.

Maßgebender als die persönliche Clique und politische Partei ist in einzelnen Fächern der Einfluß der „Schule." Namentlich bei den Vorschlägen, welche von der philosophischen Gesammt-Facultät ausgehen, vermögen z. B. die Chemiker und Physiker sich kein Urtheil über die wissenschaftlichen Leistungen und die Lehrbegabung der Historiker oder Philologen zu bilden; ebenso wenig können das die Ministerien. Die Folge davon ist, daß die Vorschlagenden und Berufenden sich an die Autoritäten des Faches wenden und diese um Auskunft bitten. Hier macht sich nun der Einfluß der „Schule" geltend. Es giebt nämlich in einzelnen Fächern ganz verschiedene Richtungen, sei es hinsichtlich der Principien der Forschung, der angewandten Methode, der politischen Ueberzeugung, sei es auch mehr persönlicher Natur. Diese Schulen bekämpfen einander oftmals aufs Heftigste und beschimpfen sich aufs Gröbste. Die „Meister" der Schule haben ihre Gesinnungsgenossen und Schüler, welche in ihrem Geiste forschen und ihrem Herzen nahe stehen; sie protegiren dieselben, schreiben Briefe, ja sie unternehmen sogar Reisen für sie. Es gelingt ihnen, einzelne Universitäten zu Hochburgen ihrer Schule zu machen, während an anderen die Professoren verwandter Fächer aufs Strengste darauf achten, daß die Lehrstühle ihrer entgegengesetzten Richtung erhalten bleiben. So groß der Einfluß der Schule und ihrer Chefs in einzelnen Fächern ist, so beschränkt er sich jedoch auf diese; auch gelingt es mehreren Facultäten, sich demselben zu entziehen; bei weitaus der größten Anzahl der Fächer ist aber von einem Einfluß der „Schule" gar nichts zu verspüren, selbst wenn eine solche existirt.

Eine leidige Rolle spielt das Vermögen der Docenten. Leider! Doch ist solches an Universitäten kleinerer Staaten erklärlich, weil diesen die Aufbringung größerer Mittel schwer fällt. Da sind denn Privatdocenten willkommen, welche keine Ansprüche an die Staatskasse stellen, Extraordinarien, welche sich mit dem Titel, und solche Ordinarien, die sich mit 600 bis 800 Thaler Gehalt begnügen (es sind dies Sätze aus neuester Zeit). Wie sehr wird durch so kärgliche Besoldungen die akademische Carrière erschwert! Muß der Privatdocent doch sechs bis acht Jahre studirt haben, bevor er sich habilitirt, und muß er dann doch noch einige Jahre warten, bevor er zum Extraordinarius befördert wird, als welcher er nicht immer besoldet wird. Die Mediciner und Naturforscher vermögen doch wenigstens als Assistenten ihre Existenz zu sichern; die Docenten einiger anderer Fächer können durch Schriftstellerei sich Nebenerwerb verschaffen; — die Vertreter zahlreicher Fächer aber sind nur auf den Ertrag ihrer Vorlesungen angewiesen und vermögen die akademische Laufbahn nur unter den größten Entbehrungen weiter zu verfolgen. Da gewährt denn der Besitz eines eigenen Vermögens oder eine gute Partie eine große Unterstützung, oder es entsteht jenes Streberthum, welches Professor Flach in der erwähnten Brochüre in so herber Weise gegeißelt hat. Allein auch später, nachdem das Ordinariat erlangt ist, bleibt ein großer Unterschied zwischen den Einnahmen der Professoren. Eine Gruppe für sich bilden die meisten Mediciner und Naturforscher, welche obligatorische und daher stark besuchte und theuer bezahlte Vorlesungen und Curse abhalten; zu ihnen gesellen sich die Vertreter derjenigen Lehrfächer, welche gleichfalls obligatorisch belegt werden müssen und an der betreffenden Universität gerade blühen. Diesem gegenüber steht eine andere Gruppe von Professoren, die Docenten von Wissenschaften, welche nicht belegt zu werden brauchen und ihrer Natur nach stets von Wenigen studirt werden, daher geringen Ertrag an Collegiengeldern abwerfen. Ueberdies halten diese Professoren ihre Uebungen und Seminarien meist unentgeltlich ab, während die erst genannten gerade für ihre Curse die höchsten Honorare fordern. Die Professoren der ersten Gruppe vermögen verhältnißmäßig ein Wohlleben zu führen, namentlich, wenn sie noch durch den Besitz von Privatvermögen unterstützt werden, während die anderen Collegen sparsam und zurückgezogen mit ihrem Wenigen haushalten müssen.

Durch die Ungenügendheit der Einnahmen zahlreicher Professoren werden mehrere Schattenseiten des akademischen Lebens erklärlich. Zunächst die Scheinberufungen. Die Gehälter werden nämlich in fast allen Staaten nur dann erhöht, wenn der Professor einen Ruf nach auswärts erhält; daraus folgt das brennende Verlangen bei den schlecht gestellten Docenten, einen Ruf zu bekommen, selbst wenn sie demselben gar nicht Folge zu leisten gedenken.

Darum werden Freunde und Fachgenossen aufgeboten, um eine Berufung zu erwirken, durch welche eine Gehaltserhöhung erzwungen werden kann. Zwar sind die Ministerien schon gewitzt, und suchen durch Verleihung von Titeln und Orden oder ganz minimale Gehaltszulagen eine Mehrbelastung ihres Budgets zu vermeiden, allein oft gelingt es den Berufenen doch, größere Concessionen zu erlangen. Eine andere Maßnahme, um die zweite Einnahmequelle, die Collegiengelder, auf ihrer Höhe zu erhalten, ist das Fernhalten von Privatdocenten und Extraordinarien, in der Besorgniß, daß durch deren Concurrenz die Studenten sich auf mehr Docenten vertheilen und die Einnahmen sich verringern werden. Endlich wird auch die dritte Einnahmeart, die Promotionsgebühren, manchmal in einer den Universitäten unwürdigen Weise durch eine tadelnswerthe Connivenz gegenüber einer leichten Ertheilung des Doctorgrades

Digitized by Google

vergrößert. Seit dem Auftreten Mommsens hat sich auch in dieser Hinsicht Vieles ganz erheblich gebessert; die Anzahl der zur mündlichen Prüfung vorgeschriebenen drei Fächer dürfte wohl überall genügen. Allein die Praxis der Prüfung ist manchmal eine zu milde, und an die Dissertation werden nicht überall hinlänglich strenge Anforderungen gestellt; ja es giebt wohl noch ein paar Facultäten, wo gar keine Dissertation gefordert wird oder die eingereichte nicht gedruckt zu werden braucht. Die Erleichterung der Promotion hat zur Folge, daß aus dem Deutschen Reiche und Auslande zahlreiche Candidaten die sogenannten Doctorfabriken der betreffenden Facultäten beziehen, und daß die von ihnen entrichteten Promotionsgebühren, welche unter die Ordinarien vertheilt werden, oftmals eine erkleckliche Summe ausmachen. Somit trägt die ungenügende Besoldung der Professoren die Schuld an Mißständen, welche unter Umständen ziemlich groß sein können. Jedoch sei es ferne von mir, zu behaupten, daß alle schlecht besoldeten Professoren und nur diese an den gerügten Mißständen Schuld tragen. Das sei ferne von mir. In dieser Hinsicht hängt Alles von der Individualität ab; es giebt Gelehrte, welche bei geringen Einnahmen eine ideale Gesinnung bewahren, während hochbesoldete Professoren keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, sich ihre Einnahmen zu vergrößern.

Die bisherigen Ausführungen beweisen denn doch, daß die Besoldungsfrage der akademischen Lehrer dringend eine richtige Lösung erheischt. Tüchtige, mittellose Privatdocenten sollten wie in Preußen durch Stipendien unterstützt, die Extraordinarien in gehöriger Weise besoldet und die Ordinarien mit einem gewissen Minimalgehalte, der ihnen und ihrer Familie einen standesgemäßen Unterhalt sichert, ausgestattet werden. Auch sollten die Professoren wie in Württemberg nach ihrer Anciennität von selbst in die höheren Gehaltsstufen einrücken. In dieser Hinsicht ist in den größeren Staaten Vieles erreicht worden, und es gilt blos, bewährte Institutionen zu verallgemeinern. Hierzu sind nicht einmal größere Bewilligungen Seitens der Kammern erforderlich, es ließe sich eine Ausgleichung der Einkommensbezüge der Professoren herbeiführen, wenn man sich nur entschlösse, eine Einrichtung zu reformiren, welche aus dem Mittelalter herstammt, die bei allen übrigen Aemtern aufgehoben ist und sich blos bei den Universitätsprofessoren forterhält, nämlich der directe Gebührenbezug in Gestalt der Collegiengelder.

Die Collegiengelder und die Honorare für Curse erreichen in einzelnen Fächern eine sehr erhebliche Höhe; diese Höhe ist jedoch nicht blos abhängig von dem persönlichen Verdienst der Professoren. Die Anzahl der belegenden Studenten hängt vielmehr in erster Reihe von der Zahl der Studenten an einer Universität überhaupt ab, und diese steigt mit dem allgemein beobachteten Wachsthum aller Universitäten, was mit den wirthschaftlichen Verhältnissen, mit der übertriebenen Werthschätzung der akademisch gebildeten Stände und anderen Umständen zusammenhängt, welche an diesem Orte nicht erörtert zu werden brauchen. Die einzelnen Universitäten werden von den Studenten aus sehr verschiedenen Motiven bezogen. Es lassen sich förmlich einige Classen unter den letzteren unterscheiden. Die Einen, die sogenannten Wald- und Wiesenstudenten, die jungen Semester und flotten Bursche, welche ihre Studienzeit sans souci verleben und Mittel genug besitzen, die Universitäten frei zu wählen, gehen sicherlich nicht den berühmten Docenten nach. Sie wählen die Universität nach anderen Erwägungen: schöne Lage, fröhliches Leben, flotte Corps und Verbindungen üben auf sie ihre Anziehungskraft aus. In Süddeutschland kommt die Gelegenheit für die Norddeutschen hinzu, fremdartiges Volksthum kennen zu lernen und in den Pfingst- und Augustferien die Schweiz zu besuchen, was dem Bruder Studio noch mit wenig Mitteln gelingt, nicht aber dem späteren Arzte oder Amtsrichter in Hannover oder Pommern. So sind die schön gelegenen Universitäten die Sommerfrische der Studenten geworden; im Winter werden die Großstädte mit ihrem bunten Treiben, zahlreichen Vergnügungen und mannigfaltigen Anregungen bevorzugt. Die Sommeruniversitäten zählen daher alle im Sommer ein paar hundert Musensöhne mehr als im Winter; umgekehrt werden Berlin, Leipzig u. a. im Winter von mehreren hundert Studenten mehr besucht. Eine zweite Classe Studenten sind diejenigen, welche in ihren Mitteln beschränkt sind und daher auf den nächstgelegenen Provinzial- oder Landes-Universitäten ihre Studien absolviren müssen, zumal sie hier am ehesten Stipendien erlangen können. Es liegt auf der Hand, daß bei diesen beiden Classen Studenten, welche das Gros der Studentenschaft bilden, die persönliche Tüchtigkeit der Professoren sehr zurücktritt. Vielmehr sind es staatliche Bestimmungen, welche denselben die große Anzahl der Belegenden sichern: vor allem die Prüfungsvorschriften, wonach gewisse Fächer belegt werden müssen, ferner die den Ordinarien für die Hauptfächer zuertheilte Monopolstellung, in Folge deren die Studenten bei jenen die nach dem üblichen Turnus an der Reihe befindlichen Fächer belegen. Darum ist beispielsweise an den Sommer-Universitäten der Unterschied ein so großer zwischen den Sommer- und Winter-Pandekten; wer im Sommer dies Fach liest, hat unbedingt die größere Anzahl Belegender; nicht die Persönlichkeit des Vortragenden, sondern die zahlreichen anderen Umstände entscheiden; daher theilen sich auch die beiden Romanisten in diese günstigen Umstände, indem sie abwechselnd im Sommer Pandekten lesen. Nur bei einer kleinen dritten Gruppe von eifrigen und älteren Studenten, welche vor dem Examen stehen oder ihre Studien mit wahrhaft wissenschaftlichem Interesse betreiben und dabei die Mittel besitzen, die Universitäten frei zu wählen, sowie bei den Ausländern fällt die Persönlichkeit des Docenten entscheidend ins Gewicht.

Wie verschwindend der Einfluß der Persönlichkeit eines Docenten gegenüber anderen Umständen ist, wird so recht deutlich, wenn eine Celebrität eine Facultät verläßt. Statt des befürchteten Rückganges ist dann unter einem unbedeutenden Nachfolger oftmals ein erheblicher Aufschwung der Frequenz eingetreten. Es entscheiden über dieselbe und damit über die Zahl der Belegenden einerseits die „Conjuncturen", wie schöne Lage, Gelegenheit zum vergnügten Leben u. s. w., andererseits die staatlichen Prüfungsvorschriften und die Uebertragung der Hauptfächer an die Ordinarien, ferner in den medicinisch-naturwissenschaftlichen Facultäten der Bau reich ausgestatteter Institute. Wir stellen damit den Einfluß der Persönlichkeit des Docenten keineswegs gänzlich in Abrede; bei großer Unfähigkeit oder hohem Alter vermag das Auditorium des Ordinarius ebenso zu veröden, wie bei hervorragender Lehrbegabung und wissenschaftlicher Bedeutung eines Docenten sich in ungewöhnlicher Weise zu füllen. Jedoch sind das Ausnahmen, welche gegenüber den mittleren und der Zahl nach überwiegenden Fällen nicht in Betracht kommen.

All' das Gesagte berechtigt wohl zur Forderung, daß die Collegiengelder nicht mehr wie bisher in vollem Umfange den betreffenden Professoren zufallen, sondern daß eine Theilung eintreten soll zwischen ihnen und dem Staate, welcher die ihm zukommende Hälfte oder ein Drittel unter alle Universitätslehrer vertheilen soll. Dadurch wird die durch staatliche Vorschriften mit verursachte Ungleichheit in dem Collegiengeldbezuge ausgeglichen. Die Privatdocenten und unbesoldeten Extraordinarien dagegen, welche keinen staatlichen Lehrauftrag haben, müssen selbstverständlich nach wie vor den ganzen Ertrag ihrer Vorlesungen beziehen, da sie ja ausschließlich auf dieselben angewiesen sind. Die vorgeschlagene Ordnung des akademischen Gebührenwesens kommt einer theilweisen Verstaatlichung desselben gleich; der Staat, der durch Zwangsbestimmungen und Monopolertheilung den Bezug großer Gebühren möglich macht, wahrt sich einen Antheil an denselben, um minder bevorrechteten Lehrern das unzureichende Einkommen zu erhöhen. Zu einem solchen Verfahren ist der Staat fraglos berechtigt, denn nur seiner Connivenz danken die Professoren den ganz ausnahmsweise dastehenden Bezug von Gebühren. Zu einem solchen Vorgehen ist aber der Staat auch verpflichtet, weil der gegenwärtige Modus eine Ungerechtigkeit enthält, und eine Reform in der angedeuteten Richtung ein Act wohlwollender „Socialpolitik" gegenüber den minder günstig situirten Professoren wäre, durch welche einige oben hervorgehobene Mißstände des akademischen Lebens beseitigt werden könnten. Solch' eine Reform wäre endlich auch keineswegs ohne Beispiel. An unseren Polytechniken beziehen unseres Wissens die Professoren keine Collegiengelder, desgleichen auch

Digitized by Google

nicht die Universitätslehrer in einigen fremden Staaten; in anderen Ländern ist wenigstens das Honorar geringer als die bei uns üblichen sehr hohen Sätze; auch besteht bei den Promotionsgebühren gegenwärtig schon die Sitte, daß nach Abzug der Vergütung der Examinatoren und des Decans der Restbetrag unter sämmtliche Facultätsmitglieder vertheilt wird. Wir empfehlen, wohlgemerkt, durchaus nicht eine radicale Abschaffung des Collegiengeldbezuges; wir halten vielmehr den Bezug in einer gewissen Höhe für einen empfehlenswerthen Ansporn zum sorgfältigeren und flüssigeren Vortrage; wir wünschen nur eine Theilung des Collegiengeldertrages zwischen den Professoren und dem Staate.

Im Vorstehenden sind wohl mehrere wesentliche Umstände erörtert worden, welche dazu geführt haben, daß bei Berufungen nicht wissenschaftliche Leistungen und Lehrbegabung, sondern andere Umstände entschieden haben. Es erübrigt noch zum Schluß, einen Blick auf das Verfahren bei Berufungen zu werfen. Es ist nämlich von der einen Seite der Vorschlag gemacht worden, bei der Besetzung einer ordentlichen Professur durch Rundschreiben an sämmtliche Fachgenossen eine Abstimmung über den passendsten Bewerber zu veranstalten. Allein die Stimmen wollen ja gewogen, nicht gezählt sein, und bei der Herrschaft einer Clique in einem Fache wäre diese Urabstimmung das sicherste Mittel, um die Tyrannei der Schule zu verewigen. Viel beachtenswerther ist der Vorschlag von Professor Flach: die Berufungen Commissionen zu übertragen, welche aus Ministerialbeamten, Professoren und sonstigen Sachverständigen zusammengesetzt sind. Wir kennen eine Universität, an welcher die Berufungen ohne Theilnahme der Fakultäten durch eine Commission vorbereitet und von einer anderen vollzogen werden. Dies Verfahren hat auf das persönliche Verhältniß der Facultätsmitglieder einen günstigen Einfluß, indem ihnen der Hauptanlaß zu Reibungen entzogen ist, — obwohl auch an anderen Universitäten das persönliche Einvernehmen durch Meinungsdifferenzen über den zu berufenden Candidaten nicht gestört wird. An der genannten Hochschule sind immer die Berufungen meist sehr glückliche gewesen. Allein es zeigt sich doch bei diesem Modus, daß der abgehende Professor oder entferntere Vorgänger einen machtgebenden Einfluß mit ihren Empfehlungen ausüben, und daß die Urtheile der Autoritäten um so durchschlagender wirken, als die Nichtakademiker über die wissenschaftlichen und Personal-Verhältnisse nicht gehörig orientirt sind. Endlich sind an der betreffenden Universität keineswegs Mißgriffe vermieden worden, welche auf das Irregeleitetsein durch das Urtheil der Autoritäten zurückzuführen sind.

Darum möchten wir im Wesentlichen an dem Vorschlagsrechte der Fakultäten festhalten. Zu empfehlen wäre Seitens derselben die Bildung einer vorbereitenden Commission, bestehend aus dem abgehenden Professor, dem Vertreter eines verwandten Faches und einem Neutralen, welcher über die unparteiische Einsammlung von Nachrichten über die Candidaten zu wachen hätte. Der schriftliche Bericht der Commission diente dann als geeignete Grundlage der Verhandlungen in den Fakultäten, welche gehalten sein sollte, mindestens drei Candidaten in Vorschlag zu bringen, und zur Verhütung einer Majorisirung der Minderheit die vota derselben dem Ministerium mitzutheilen. Dieses hätte dann die Wahl zu treffen.

Es wird sich natürlich niemals vermeiden lassen, daß bei den Vorschlägen Ungerechtigkeiten begangen werden. Allein in welchem Stande kommen bei den Aemterbesetzungen nicht auch Bevorzugungen und Zurücksetzungen vor, welche sich später als ungerechte offenbaren? Die Fälle notorischer Ungerechtigkeit — obwohl vorhanden — sind jedoch keineswegs so häufig, als man uns glauben machen will. Entweder fehlte es stets an wissenschaftlichen Leistungen oder an Lehrbegabung, oder es kamen Mängel der Persönlichkeit mit in Betracht, welche bei Beurtheilung derselben nicht ausgeschlossen werden dürfen. Auch unterliegen die Professoren wie alle Sterblichen dem Irrthum, und Mißgriffe ihrerseits sind daher entschuldbar, so lange sie vereinzelt bleiben. Vereinzelt sind aber die Mißgriffe entschieden ebenso wie die charakterisirten Mißstände überhaupt: theils sind dieselben bereits vergangen oder erhalten sich noch in letzten Resten, theils erstrecken sie sich blos auf einzelne Fächer, einzelne Facultäten, einzelne Universitäten oder auf die Universitäten einzelner kleinen Länder. Eine öffentliche Calamität bilden jene Mißstände nicht. Vieles an ihnen läßt sich durch geeignete Maßnahmen, die ich oben zu skizziren versucht habe, beseitigen, — und was durch gesetzliche Vorschriften nicht beseitigt werden kann, diesen Rest vertraue man dem Takt und dem guten Geiste des Professorenstandes an, — man wird sich in seinen Erwartungen nicht täuschen!

Literatur und Kunst.

Eine literarische Frühlingsstunde.

Von Hieronymus Lorm.

Noch schien es Winter zu sein, ich hatte ganz vergessen, wie sich die sichtbare Erde und der sichtbare Himmel zu einander verhalten, so ganz war meine Seele angefüllt von der imaginären Erde der Romanschreiber und dem speculativen Himmel der Philosophen. Einem Berufsleser, der das Unglück hat, die Aufgabe des Recensirens ernst zu nehmen, entschwindet bald der Inbegriff des Lebenswerthes, die holdselige Wirklichkeit, als ob sie ganz und gar in die Rumpelkammer gehörte und nichts mehr des Daseins würdig wäre, als die leiblichen und geistigen Augen in Druckerschwärze zu versenken. Müde das Buch weglegend, sah ich eine unglückselige Fliege aus meinem Tintenfaß herauskriechen, ohnmächtig, die vom Galläpfelsaft schwer belasteten Flügel zu gebrauchen. Kaum hatte sie sich einen Zoll breit weiter geschleppt, so fiel sie kraftlos in die Tinte zurück.

Wer kann ermessen, durch welche Zeichen und Symbole der verborgene Geist des Fatums zum menschlichen Gemüthe spricht! Ich war überrascht, bewegt. Vor allem half ich dem unglücklichen Thiere aus dem schwarzen Meere der deutschen Gelehrsamkeit heraus, wischte behutsam alle Metaphysik von ihm ab und gab es der reizenden Unwissenheit des Lebens zurück, indem ich die Fenster öffnete, damit das arme Geschöpf im Sonnenstrahl draußen die Flügel gänzlich trockne.

Da hatte ich aber auch schon den Sinn der Lehre, der mich halb ohne mein Bewußtsein überrascht und bewegt hatte. Ich entdeckte den Frühling und erinnerte mich jetzt, daß in einigen Tagen sein Anfang im Kalender verzeichnet war. Beglückt ließ ich mich am offenen Fenster nieder und mein erster Gedanke war, daß wir deutsche Schriftsteller gar so mühselig aus der Tinte herauskriechen, vergebens ins unmittelbare Leben hineinzufliegen trachten, weil mit Abstractionen, Theorien und Gemeinplätzen zu schwer belastet und beim ersten Versuch, unbefangene Leute von Welt zu sein, immer wieder in die Tinte zurückpurzeln. Das ist die Geschichte der ungeheuren Mehrzahl deutscher Romane, soweit sie im Salon oder sonst auf den realen Gebieten der Gesellschaft spielen.

Wie beschwert von Tinte sind nun gar erst die Flügel der Philosophen, welche den Vereinigungspunkt von Denken und Sein suchen, ohne das letztere zu kennen und ohne das erstere verständlich zu machen! Der fröhliche Luftzug des ersten Frühlingstages wehte diese Gedanken hinweg, aber schalkhaft und zudringlich ließ er nicht ab, mich zu verlocken, ihm gleich die Bücher selbst preiszugeben, welche jene Gedanken erregt hatten. Sollte ich sie wirklich vom Winde spurlos verwehen lassen? Aus meiner frühen Jugend klang mir ein Lied, nicht so sehr im Herzen, als im Zwerchfell. Ich hatte Nestroy auf der Bühne des Theaters an der Wien gehört, wie er mit dem Ton der tiefinnersten Ueberzeugung sang: „Auf der Simmeringer Haad (Haide) hat's an Schneider verwaaht (verweht)."

Es — das ist das Fatum, das Welträthsel, die Nemesis, kurz, irgend ein unergründliches Mysterium — es hat ihn verweht, den Schneider, gründlich, spurlos, unauffindbar, für

Digitized by Google

immer verweht. Denn er war so dünn, so unendlich dünn, so wesenlos, er mußte von dieser Erde verschwinden, bevor er sich noch recht besinnen konnte, daß er auf ihr zu wandeln versucht hatte. Wie wäre es, wenn ich dem Frühlingswind, der so lieblich und so schelmisch mich dazu auffordert, indem er schon eigenmächtig bis zum Schreibtisch vordringt und die Bücher aufblättert, diesen Band lyrischer Gedichte auf die Schwingen lüde! Er ist leider nicht so dünn wie der Schneider, aber der Wind ist stark und bald — hätt's ihn „verwaaht". Spurlos, für immer wäre er dahin, vielleicht trüg' ihn der boshafte Wind in das erste Nachtigallennest, und die unglücklichen Jungen würden ihr Leben lang ein Grauen davor haben, das Singen zu erlernen.

Eine schöne Illusion! Denn selbst ein Orkan würde zuletzt müde, die landläufige Lyrik, so wenig sie auch ins Gewicht fällt, zu verwehen. Immer aber bleibt die Versuchung, wenn man nach langem Winter den ersten Frühlingstag am offenen Fenster genießt, den Winden preiszugeben, was uns Monate lang gedrückt hat. Das sind nicht nur die Bücher selbst, sondern auch ihre Schicksale, insofern sie das sittliche Gefühl eines Betrachters der Dinge afficiren.

Das Schicksal der Bücher ist die Oeffentlichkeit. Diese ist ein weiter Begriff, dessen innerster Kern Wenigen zum Herzen und zum Gewissen dringt. Das Schicksal der Bücher in dem bekannten lateinischen Spruch ist eine unergründliche Gewalt, die mit der ehernen Nothwendigkeit eines mathematischen Axioms entscheidet. Wir sehen nachträglich, daß die Wirkungen naturgemäß nicht anders sein konnten, als sie in der That erfolgten und haben gleichwohl keine Möglichkeit, die Wirkungen im voraus zu berechnen. Allein diese fatalistische Oeffentlichkeit manipulirt mit einem ganzen Jahrhundert, während die künstliche Oeffentlichkeit, die der Journale, nur mit dem Tage geht.

In diesem Bewußtsein machen sich Viele kein Gewissen daraus, mit der Oeffentlichkeit des Tages nach Willkür umzuspringen, die Oeffentlichkeit des Jahrhunderts wird ja wieder richtig stellen, was jene gefehlt hat. Dieses künstliche Schicksal der Bücher, von welchem der Lateiner noch nichts ahnte, ist eine Axe, um die sich Alles dreht, was auf Erfolg ausgeht, und sie hat zwei Pole: die Reclame und das Todtschweigen. Im Bewußtsein, daß es in hundert, in fünfzig Jahren Alles eins sein werde, macht man sich kein Gewissen daraus, mit ungeheurem Geschrei anzupreisen, was innerlich hohl und leer und jedes künstlerischen Gehaltes beraubt ist, und andererseits mit stoischem Schweigen zu übergehen, was in seinem Innern laut den Geist der wahren Kunst verkündet. Maßgebend für beides ist nur das persönliche Interesse des Journalisten, des Priesters jener Oeffentlichkeit, die blos mit dem Tage geht.

Oft geschieht es, daß ein Journalist sich über die dem Buche fernliegenden Motive seines Lobes getäuscht sieht. Dann „lachen die Geister im höllischen Chor". Allein der Ruhm des Buches ist fertig. Auf wie lange? Eine Liste auf ähnliche Art berühmt gewordener Bücher wäre anzuführen, die heute so gänzlich verschollen sind, daß der Leser nicht an ihre Existenz und noch weniger an ihren Ruhm glaubte. Beispiele für die vergängliche Wirksamkeit des entgegengesetzten Poles, des Todtschweigens, wären leichter zu citiren. Wie lange blieb Gottfried Keller unbeachtet! Schopenhauer wurde 40 Jahre lang nach Erscheinen seines Hauptwerkes so gründlich todtgeschwiegen, daß selbst die Geschichtsschreiber der Philosophie seinen Namen nicht kannten — und heute gibt es kaum einen größern Ruhm in der Literatur, freilich zum Theil in Folge derselben Gedankenlosigkeit, welche früher dem Ignoriren zu Grunde lag.

Die Erwähnung Schopenhauer's erinnert an ein von ihm gern im Munde und in der Feder geführtes Citat aus d'Alembert: „Der Tempel des Ruhms ist von zwei Sorten von Leuten bewohnt, von solchen, die nicht hineinkommen konnten, so lange sie am Leben waren, und von solchen, die hinausgeworfen werden, sobald sie todt sind."

Das Hinausgeworfenwerden ist also die späte Correctur des zu frühen Hineinkommens, oder die Vergeltung, welche das bedächtige Jahrhundert an dem vorlauten Tage übt. In der That, wenn man sich in einem Literaturkalender oder dergl. die Liste der berühmten lebenden Schriftsteller vor Augen hält, so erschrickt man über die unverhältnißmäßig große Zahl Derjenigen, die man sich unwillkürlich als hinausgeworfen denken muß, sobald sie todt sein werden. Nicht immer aber besitzt man die philosophische Gemüthsruhe, um es bei der späten Correctur durch das Schicksal bewenden zu lassen und ist des Glaubens, daß der Versuch einer frühern Richtigstellung ebenfalls eine fatalistische Nothwendigkeit wäre.

Vor zwei Jahren tauchte ein Roman auf: „Ehre" unter dem Pseudonym Ossip Schubin*), und eine deutsche Monatsschrift sah sich veranlaßt, dem Buch eine Lobpreisung zu widmen. An dieser Kritik sind zwei Dinge thatsächlich unrichtig: das totale Uebersehen des technischen Grundfehlers, welcher jenen Roman aus dem Gebiete künstlerischer Composition gänzlich hinausdrängt — und der Tadel, womit der einzige, kleine, wirklich poetische Punkt der Erzählung belegt wird.

Der schreiende technische Grundfehler ist leicht nachgewiesen. Ueber dem Leben des Helden schwebt ein Geheimniß, ein allerdings oft gebrauchtes, aber für den Roman immer berechtigtes Motiv. Nur fordert es, um künstlerisch zu wirken, daß sich das Geheimniß mit Nothwendigkeit verberge und mit der gleichen Nothwendigkeit im Gang der erzählten Ereignisse selbst und in Folge derselben nach und nach enthülle. Beide Nothwendigkeiten müssen in der Handlung begründet sein und erregen dann die erwünschte kunstgerechte Spannung. Was thut hingegen die Verfasserin von „Ehre"? Sie sagt dem Leser schon auf der ersten Seite, daß über dem Helden ein Geheimniß schwebt und weiß nicht den geringsten inneren Grund dafür beizubringen, daß sie es dem Leser nicht auch schon auf der ersten Seite haarklein offenbart. Fast alle auftretenden Personen wissen um den Inhalt des Geheimnisses, sprechen davon als von einer der ganzen Welt bekannten Thatsache — und nur der Leser darf es nicht erfahren. Warum? Damit er geduldig bis zu den Schlußseiten weiter lese, auf denen es ihm die Verfasserin sagen wird.

Das ist ein allzu äußerlicher, allzu kindischer Behelf, Spannung zu erregen, der bei einem ernsthaften Leser die Absicht verfehlt und das Werk dem Bereich der Dichtung entfremdet. Gleichwohl hat es nach der Methode des Hammelsprungs Bewunderer für diese Abgeschmacktheit gegeben.

Hingegen hat jene Kritik getadelt, daß Linda, die Frau des geheimnißvollen Helden, die von Natur aus zu einem abenteuerlichen Leben nach Art der französischen Courtisanen disponirt ist, dem Gesichtskreis des Lesers zuletzt entschwinde, ohne daß er wisse, was ferner mit ihr geschehen werde. Gerade dieser Umstand jedoch ist in dem Charakter der Figur so sicher begründet, daß das consequente Verschwinden aus dem Kreise des Mittheilbaren einen Anstrich von Poesie hat.

Was an der Verfasserin besonders gerühmt wird, der sogenannte Realismus, bietet sich in dem nächsten Roman von Ossip Schubin „Unter uns"**) zu noch genauerer Prüfung dar. Es gibt einen Realismus, welcher von Menschen, die nicht die geringste Bildung besitzen und deshalb oder trotzdem keinen Anspruch auf literarische Geltung erheben, auf das ganz gemeine und gewöhnliche Alltagsleben übertragen wird. Diese Form des geselligen Realismus bezeichnet der Wiener Dialekt mit dem Ausdruck: „die Leut' ausrichten". Wenn eine Kaffeeschwester nur ein Bischen Leben und Geist hat, so versteht sie, was in des Nachbars Haus vorgeht, wie die Menschen dort leben, handeln und sprechen, getreu nach der Wirklichkeit und deshalb höchst ergötzlich wieder zu geben; sie versteht „die Leut' auszurichten". Ossip Schubin hat sich zu gleichem Zweck die vornehmen Kreise der Gesellschaft ausersehen, und dazu gehört allerdings mehr geistige Bildung, mehr Schliff und Lebensart, als gewöhnlich eine Kaffeeschwester besitzt, aber keineswegs — auch mehr dichterisches Talent.

Indessen ist das große Publicum und sind besonders die Frauen des Mittelstandes äußerst begierig, eine richtige Vorstellung von den ihnen sonst verschlossenen Kreisen des aristokratischen high-life zu erhalten. Ossip Schubin versteht es ganz außerordentlich, die Phraseologie der Exclusiven nachzu-

*) Dresden, H. Minden.

**) Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

ahmen und von ihren Manieren, Vergnügungen, Urtheilen und Lebensgewohnheiten eine genaue Copie zu geben, der Toiletten nicht zu vergessen, deren detaillirte Beschreibungen ihr schon als einem echten Frauenzimmer mit congenialer Leichtigkeit von der Hand gehen. Unendliches Interesse, rasendes Entzücken bewirkt die Lectüre und es fällt den Bezauberten gar nicht ein, daß die Geschichte in dieser Art bogenlang fortgeht, ohne daß noch irgend eine Handlung begonnen hätte. Alles ist ja dem Leben „abgelauscht".

Nichts könnte thörichter sein, als einen so meisterhaft geübten Realismus gering zu achten, so lange er ein unentbehrliches, wenn auch untergeordnetes Moment der Kunst bleibt. Anders ist es, wenn das Mittel an die Stelle des Zweckes, der Realismus an die Stelle der Kunst, oder mit andern Worten, die äußere Wirklichkeit an die Stelle der innern Wahrheit tritt.

In „Unter uns" giebt es ein junges Mädchen, „Zinka" genannt, die Heldin des Romans, um die sich die ganze überaus dürftige Erfindung dreht. Zinka glaubt sich von einem jungen Grafen Sempaly geliebt, ja sie ist von ihm geliebt und sie liebt ihn selbst so sehr, daß die Irrwege der Verhältnisse und des Gemüthes, die ihn ihr eine Zeit lang entfremden, für sie eine Quelle gesundheitsschädlicher Kränkungen werden. Endlich in einem unverhofften Augenblick, in einer bezaubernden römischen Frühlingsnacht, während es sinnbestrickend von allen Beeten duftet, finden sie sich in einem Garten zum Verständniß und Einverständniß zusammen. Sie gelobt und verlobt sich ihm mit heißen Schwüren, er darf sie, himmelhoch entzückt, seine Braut nennen.

Nur wenige Stunden später, am nächsten Morgen, schreibt er ihr einen flammenden Liebesbrief, in welchem ihr der Graf zugleich anzeigt, daß sein Bruder, ein Fürst Sempaly, von welchem, als vom Majoratsherrn, die Lebensverhältnisse des Grafen abhängig sind, in Rom angekommen, und daß es gut wäre, ihm die Verlobung noch zu verbergen und erst mit dem fait accompli der Vermählung vor ihn zu treten.

Nun denke man — die unschuldige, unpraktische, nur in Liebe und Poesie lebende Zinka ist von diesem Brief — empört! Sie will den Fürsten nicht hintergehen. Vergessen sind die Monate heißer, herzbrechender Sehnsucht nach Sempaly, vergessen sind die Entzückungen und Schwüre des vergangenen Abends, vergessen ist, daß sie sich ihm mit der Verlobung für ewig zugeschworen hat!

Sempaly ist ein Geschäftsmann und folglich liebt sie ihn auf einmal nicht mehr. Daß sie, selbst wenn er sich als Verbrecher enthüllt hätte, ihm noch Treue schuldig wäre, daran kann ein mit so bezaubernder realistischer Kunst angekleideter und frisirter Haubenstock natürlich nicht denken. Dazu gehörte innere Wahrheit, nicht blos äußere Wirklichkeit. Zinka schreibt dem Grafen um des Fürsten willen, den sie in ihrem Leben nicht gesehen hat, der ihr eine vollkommen unbekannte Größe ist, einen schnöden Absagebrief. Wäre dieser Graf nicht ebenfalls mit seinen dem Leben abgelauschten realistischen Kleidern, Manieren und Redensarten nur eine hohle, dem Mangel an dichterischem Talent entsprungene Figur, so würde der Graf dem Haubenstock folgende Antwort schreiben: „Liebes Kind! Du liebst mich und ich liebe Dich. Weiter hat Dich in der Welt nichts zu kümmern. Richtest Du aber Deine Liebe nach dem Verhalten ein, das ich meinem Dir völlig fremden Bruder gegenüber einschlagen muß, so heirathe den Federstiel von Ossip Schubin."

Diesem Pröbchen von Realismus ohne Poesie stehe noch ein anderes zur Seite. Eine höchst ergötzlich angelegte Figur ist die Mutter Zinka's, die Baronin Sterzl. Thackeray oder Boz hätten sie nicht drastischer projectiren können. Sie spiegelt die lächerliche und komische Eitelkeit und Prahlerei einer Frau, die um jeden Preis zur vornehmen Welt zählen will. So hat der Leser im Anfang seine harmlose Freude an der harmlosen Närrin. Welches schreckliche und scheußliche Ungethüm macht aber nach und nach die Verfasserin daraus! Sie faßt einen wüthenden Haß gegen ihre eigene Figur, statt sich ganz objectiv zu ihr zu verhalten; sie überhäuft sie mit Schimpfworten und zuletzt saugt die Verfasserin dem von ihr so wüthend verfolgten Opfer sogar alles menschliche Blut aus. Die Baronin Sterzl steht am Sarge ihres jungen, hoffnungsvollen, im Duell erstochenen Sohnes — und buhlt um die Gunst der Aristokraten, welche die Aufbahrung besichtigen.

So sieht der kunstberaubte, vom Musengott verlassene und damit auch der Technik und des Geschmackes beraubte Realismus aus, für welchen es eine Kritik gibt, die ihn der Welt als ein neues Genie ausposaunen darf. Mit dem grammatikalisch und logisch ungerechtfertigten: „an etwas vergessen" trägt das Buch den österreichischen Stempel, hat aber mit Frauenschriften in Deutschland auch die falsche Participial-Construction gemein. Nur ein Beispiel dafür: „Seit Jahren mehr oder weniger im Auslande lebend, erweiterten sich seine Ideen." Wie merkwürdig sind die Vorgänge in einem Menschen, dessen Ideen sich erweitern, während sie zugleich mehr oder weniger im Auslande leben! Daß die Verfasserin mitten in der Erzählung, hinter welcher der Autor verschwindet, plötzlich von sich selbst zu sprechen anfängt: „Mich dünkt" ꝛc. — gehört zum übrigen künstlerischen Ungeschmack.

Ossip Schubin hat für descriptive Darstellung eine ausgezeichnete, von Witz begleitete Begabung, welche, wenn sie auf ihrem Gebiete bliebe, deshalb nicht geringer zu schätzen wäre, weil ihr ein dichterisches Gemüth, eine künstlerische Ursprünglichkeit nicht beigefügt ist. Wenn es nicht schon zu spät wäre, wenn sich die Verfasserin nicht bereits zu hoch dünkte, um einen Rath zu empfangen, dann wäre ihr zu empfehlen, den Wirkungskreis ihrer Feder auf Erinnerungen aus dem wirklichen Leben, auf Scenen aus der Gesellschaft, auf Städte, Bilder und Naturschilderungen zu beschränken.

Ein neues Schillerbuch.

Nicht nur die Stein- und Erzbilder, die sich zu Ehren unseres populärsten Dichters in unseren Hauptstädten erheben, auch die geschriebenen Monumente, die von ihm zeugen, vor allem seine Werke selbst und zum Theil die immer höher steigende Fluth der Schiller-Literatur, haben uns daran gewöhnt, einen abstracten, pathetischen, ideal stilisirten und theatralisch drapirten Schiller mit falschem Nimbus zu construiren. Ein begeisterter Posa, der immerfort Gedankenfreiheit fordert, ein wolkenwandelnder Weltbürger im ästhetischen Staat, ein stets verkannter Märtyrer der Kunst und des Lebens, hager, hektisch, allezeit im Kampf mit Daseinssorgen, Pegasus im Joche ... Und nun erscheint ein neues Schillerbuch, das all unsere Vorstellungen über den Haufen wirft und uns einen ganz anderen, aber unzweifelhaft echten Schiller zeigt. Zuerst den Jüngling: feurig, unbesonnen, ein Bischen egoistisch und ironisch wie jedes Genie, aber gutherzig und dankbar, sorgenvoll, doch nie entmuthigt und immer verliebt. Dann den reiferen Schiller, der sich trefflich in die Gesellschaft zu schicken versteht und bald ein wohlbestallter Professor, würdevoller Hofrath und musterhafter Ehemann und Vater wird; kein unweltläufiger Idealist, von seinen lieben Mitmenschen stets übervortheilt, sondern ein gar praktischer Finanzmann, der den Theaterdirectoren und Verlegern gegenüber seinen Vortheil zu wahren weiß; kein genialischer Sprudelkopf, sondern ein planvoll berechnender und sorgsam feilender Künstler; kein friedlicher, von dem bösen Goethe verführter Xenienschütze, sondern nöthigenfalls ein leidenschaftlicher, schroffer, giftiger Kämpfer und tüchtig auf das Publikum schimpfender, gewiegter Redacteur; keine in Noth und Verkennung verschwindende Jammergestalt, sondern ein glücklicher Freund, Liebender, Dichter.

Jawohl, ein glücklicher Schiller! Sein Leben glich keineswegs einem Nachtstück, denn es hatte viel freundliche Lichtseiten. So arm und verlassen er uns auch oftmals erscheinen mag, das Schicksal konnte dem Manne doch nicht an, denn es wohnte ihm etwas Dämonisches inne, welches Geister und Herzen der Menschen unwiderstehlich bezwang. Er wirkte gleich stark in der Nähe wie aus der Ferne, und wen seine Dichtung ihm nicht unterwarf, der gab sich gewiß seiner machtvollen Persönlichkeit gefangen. Er hatte Glück, wirkliches Glück in der Freundschaft. In der Liebe war

Digitized by Google

ihm der große Wurf gelungen. Und er hörte den lauten Beifall der Mitwelt auf der beschwerlichen Reise zur Unsterblichkeit. Von dieser unmittelbaren Gewalt des lebendigen Geistes waren jene providentiellen Freunde Schillers erfaßt, die ihm jedesmal hilfreich beisprangen, so oft feindselige Mächte seinen Lebensweg kreuzten und ihm an Leib und Seele wollten. Es waren gute Menschen, und sie wußten deshalb auch in Schiller den Menschen vom Dichter nicht zu trennen. Es ist ein herrliches Capitel zu Carlyle's „hero-worship". Welch ein prächtiger Charakterkopf ist nicht dieser brave Musikus und spätere Wiener Clavierfabrikant Andreas Streicher, der als Jüngling Schiller unterstützt, auf seiner Flucht begleitet und schirmt, seine Zukunft opfert, indem er ihm zu Liebe auf die Weiterreise nach Hamburg verzichtet, und der noch als Greis Schiller's Ueberreste in Schutz nimmt — eine Freundschaft übers Grab hinaus! Oder der Stuttgarter Concertmeister Zumsteeg, der dem entflohenen Kameraden aus der Karlsschule Briefe im Kraftstil schreibt, ihn „Kerl" und „Schlingel" titulirt und von dem „alten Sauhund" Schubart spricht, und der später als ehrsamer Capellmeister fast alle Lieder und Balladen seines Freundes in Musik setzt. Oder der Bildhauer Danneker, der den Mit Karlsschüler ebensowenig vergessen kann, ihm den ersten hellen Einblick in die bisher fremde Welt der bildenden Kunst eröffnet und sein Bild in Marmor ausführt mit dem enthusiastischen Ausruf: „Schiller muß colossal in der Bildhauerei leben!" Oder das schönste unter allen in der deutschen Literatur verewigten Freundschaftsbündnissen: Schiller und Körner! Es ist eine wirkliche Idylle des Glücks im Körner-Hause zu Dresden: Die drei Männer bei Punsch oder englischem Bier ernstes Gespräch pflegend, Schiller, wie immer, in allen Nerven aufgeregt, Körner, sein schöner Gegensatz, ruhig überlegt in Wort und Geberde, Huber etwas oberflächlich und zerstreut, jeden Augenblick bei dem mit Stift und Pinsel emsig hantirenden Dorchen einen Kuß holend, trotz der häuslich waltenden Frau Consistorialräthin „sträflichem Gesicht" ... Und mit dem unvergleichlichen Körner, dem Herzog von Augustenburg, Graf Schimmelmann, Baggesen, mit Goethe und Karl August ist der erlauchte Reigen freundlicher Genien noch lange nicht geschlossen. Die Verehrer führten nicht immer gräfliche und fürstliche, noch irgendwie bekannte Namen, sie liebten es vielmehr, manchmal in unbekannter Gestalt zu erscheinen, mitten aus der Menge herauszusprechen. Briefe der Anerkennung und Begeisterung von fremder oder halbvergessener Hand bekam der Dichter in erfreulichster Anzahl, und er hat diese Beifallsäußerungen als echte Brustlaute sorgsam aufbewahrt und ihnen neben den Briefen berühmter Männer einen Raum gegönnt.

Zum Glück sind diese Briefe, die Schiller aus dem weiten Kreise seiner Zeitgenossen erhielt, und die von des Dichters rastloser Thätigkeit, weitverzweigtem Verkehr und fernhin zündendem Einflusse zeugen, nicht alle verloren gegangen. Vor etlichen Jahren schon war Professor Urlichs im Stande, einen Theil zu publiciren, und ein anderer großer Rest wurde durch die Fürsorge eines eifrigen Privatsammlers vom Untergange gerettet. Der jüngst verstorbene Karl Künzel, bekannt als Herausgeber einiger Curiosa aus Schillers Nachlaß, hat jahrelang auf die zerstreuten Blätter gefahndet und die größere Hälfte davon glücklich eingefangen. Von ihm haben die beiden Wiener Feuilletonisten Ludwig Speidel und Hugo Wittmann das Recht zur Veröffentlichung aller von ihm erbeuteten Briefe erworben, und es ist eine erste Auswahl aus der ungemein reichhaltigen Sammlung, was sie in ihrem schönen Buche: Bilder aus der Schillerzeit*) darbringen. Von mehr als hundert Correspondenten lagen ihnen mehr als ein halbes Tausend bisher ungedruckter Briefe vor, und jedes Bündel enthielt ein anderes Bild aus dem Leben unseres Dichters. Der gewaltige Poet erscheint da überall als ein herzensguter Mensch voll erfrischender Reine und sittlicher Größe. Wir sehen seine Vollkommenheiten „durch das Medium seiner Menschlichkeiten", mit David Strauß zu reden. Schiller hat nie einen Freundschaftsdienst vergessen und stets die große Kunst der Dankbarkeit als Meister zu üben gewußt. Einen neuen Beweis liefern Speidel und Wittmann in dem Capitel über die Mannheimer Zimmermannsfrau Anna Hölzel, die sich in ihrer Bedrängniß ihres schwäbischen „Zimmerherrn" erinnert, dem einst ihr Mann durch ein Darlehn aus verzweifelter Lage geholfen. Die Leute vom Theater sagten ihr, der langhaarige Jüngling sei nun ein berühmter Mann, ein Hofrath, ein Professor gar, und so griff denn die arme Frau zur Feder und schrieb dem Freund ihren Jammer, worauf Schiller sofort durch Cotta Hilfe bringen ließ und sogar ihrem Sohn eine Stelle am Mannheimer Theater verschaffte. Wie er einst in der schwäbischen Heimath als Knabe seine Sparkreuzer, seine Schuhschnallen und sogar seine Bettlaken an den nächstbesten Bedürftigen verschenkte, so sorgte er, selbst in ärmlichen Verhältnissen, für Zumsteeg's Hinterbliebene, und wie manche Wohlthat verhallte in seiner ärmlichen Stube, hinterließ kein Zeugniß für den „Papierreisenden" Künzel!

Aber hier lernen wir nicht nur Schiller als Freund kennen, sondern auch als Liebenden. Er hat viel geliebt. Schon in Mannheim suchte der Jüngling ein Weib, eine Geliebte, einen Ruhepunkt der Sinne und glaubte aus jedem Mädchenauge einen Strahl der Hoffnung erhaschen zu können. Vier, wenn nicht gar sechs Mädchenbilder standen damals vor seiner Seele. Lotte v. Wolzogen hatte ihm die ersten Heirathsgedanken eingeflößt; jedes Jahr wollte er ihr zuliebe ein Stück schreiben, mit dem Nebentitel: Trauerspiel für Lotte. Der „schönen Schwanin", der Tochter seines Verlegers, näherte er sich mit ähnlichen Gefühlen. Nebenher liefen eine Liebelei mit einer Professorstochter und ein ziemlich ernsthaftes Werben um die Schauspielerin Katharina Baumann, die auch von Iffland zur Ehe begehrt wurde. Auch glimmte wohl noch die Gluth für Laura, ob diese nun Wilhelmine Andreä hieß oder die Hauptmännin Vischer war, und dann hatte er in Bauerbach die Schwester eines Herrn von Wurmb kennen gelernt, von der er hoffte, daß sie ihn zu einem Dichter ersten Ranges oder „wenigstens" zu einem Narren machen werde. Mit der Zeit fand auch Frau Charlotte v. Kalb in seinem Herzen Platz; sie entfesselte alle seine Wünsche, um sie im Augenblicke des Sturmes mit einer eiskalten Redensart von Pflicht und Anstand abzuwehren. Was Wunder, daß Charlotte sein Herz gar nicht ausfüllte. Wie wäre es sonst denkbar, daß er gleich nach seiner Ankunft in Leipzig (April 1785) an Schwan schrieb, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten, der zweite erfolglose Heirathsantrag seines Lebens. „Jedenfalls", bemerkt Wittmann*), „hatte die Liebe unseres Dichters ihre aussetzenden Pulse": aus Andeutungen Huber's wissen wir, daß seine Leipziger und Dresdener Einsamkeit bisweilen in eine „Zweiheit" sich verwandelte, und Anfangs 1787 begann seine Liebschaft mit der leichtsinnigen Henriette v. Arnim, dem Urbilde der Griechin im „Geisterseher". Das drollige Bild des in Liebes- und Dichternöthen seufzenden Dichters wird hier durch einige bisher unbekannte Briefe Huber's vervollständigt, aus denen wir erfahren, daß die schöne Henriette — war sie blos eine raffinirte Kokette? — mit ihrer sauberen Frau Mama dem Durchgänger in sein Exil nach Tarandt nachreiste, sogar in Begleitung eines Verehrers, was Schiller's Eifersucht noch mehr erregte. Das pikante Intermezzo endete bald mit Schiller's förmlicher Absage:

„Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben" ...

bekanntlich der ständige Rundreim eines jeden in Nüchternheit und Enttäuschung verlaufenden Liebesrausches. Hierauf knüpfte Schiller wieder mit Charlotte v. Kalb an. In Weimar begann auf's Neue der alte Kampf, der ihm schon den Mannheimer Aufenthalt verleidet hatte, aber es blieb doch eine Liebe mit lahmen Flügeln, denn Schiller war nun einmal für ein rein geistiges Verhältniß nicht angelegt. Zu seinem Glücke trat bald Charlotte v. Lengefeld, diesmal die richtige Lotte, in seine Lebensbahn, und die „alberne Passion" verkümmerte, nachdem Schiller seinen zum Theil berechtigten Widerwillen bezwungen, allgemach in den Niederungen einer anständigen Freundschaft. Schiller wurde ein musterhafter

*) Stuttgart. W. Spemann.

*) Die Herausgeber bekennen sich durch ihre den Lesern der „Neuen Freien Presse" gleich theure Unterschrift, ein Sp oder W, zu den einzelnen Capiteln.

Digitized by Google

Ehemann. „Während uns Goethe", bemerkt Wittmann, „gottähnlich über allen menschlichen Verhältnissen schwebend erscheint und das Gedächtniß immer eine kleine Anstrengung machen muß, um sich diesen Gott als verheirathet vorzustellen, lebt Schiller in Aller Andenken als das Muster eines Gatten und Familienvaters. Sein vielfaches Lieben war nur ein Ringen nach Einheit und Beständigkeit; seine stürmische Unruhe war nur die Sprache seiner tiefen Sehnsucht nach Ruhe. Diese Ruhe fand Schiller in den Armen seiner Lotte."

Erwähnen wir noch eine bisher unbekannte Episode! Die unglückliche Dichterin Louise Brachmann aus Weißenfels, die mit dem Redacteur der „Horen" seit Langem in Briefwechsel stand, hatte endlich das Glück, den schwärmerisch verehrten Mann in Weimar besuchen zu dürfen. An seiner Hand wandelte sie das Pflaster Jenas und Weimars auf und ab, allein in der Stunde des Abschieds vergaß sie die gewohnte Schüchternheit und ließ sich, ihrer innersten Natur freien Lauf gebend, zu einer sehr pathetischen und wohl etwas lächerlichen Abschiedsscene hinreißen, so daß Schiller, väterlich warnend, den Finger erheben mußte. Gleich nach der Heimkehr entschuldigte sie sich bei dem Dichter, denn erst nachträglich sei ihr der Sinn seiner Worte klar geworden: „nicht aufgeben soll sie sein höchstes heiligstes Leben, nur es verwahren, nur es nicht so unbesonnen in Gegenwart mehrerer Zeugen hingeben." Schiller als solider Ehemann, eine ungestüme Verehrerin zurechtweisend — es ist ein reizender neuer Zug in dem Charakterbild unseres Dichters.

Dies Alles enthält das Buch der beiden Wiener Feuilletonisten und noch viel mehr. Sie bieten fast überall behaglich abgerundete Lebensbilder, indem sie das Schicksal der Glücklichen, die Schillers Lebensweg streifen durften, auch noch über diesen hinaus verfolgen. Charlotte von Kalb, in ihren späteren Schwärmereien für den Schauspieler Beck, für den Russen von Adlerskron, für Jean Paul, bis zu ihrem kümmerlichen Auslöschen im Berliner Schlosse, wo sie von allerhöchsten Almosen lebt, kommt dabei am übelsten weg. Ihr Bild ist nicht geschmeichelt, sogar grausam häßlich. Wir würden für mildernde Umstände plädiren. Die Herausgeber sind auch so glücklich, einen übrigens sehr orakelhaften Brief der Fünfunddreißigjährigen mitzutheilen. Als Charlotte im Februar 1790 ihre Briefe von Schiller zurückforderte, scheint Schiller dieses Unicum in der erotischen Literatur als Denkmal seiner Liebe zurückbehalten zu haben, und diesem verzeihlichen Unterschleif verdankt derselbe seine Rettung aus Feuersgefahr. Neues enthält auch das Capitel über Louise Brachmann, die „deutsche Sappho", und deren Lebens- und Liebesleid, bis zu ihrem freiwillig gewählten, echt sapphischen Tode; Hubers Bruch mit Dora Stock*) und seine späteren Schicksale im Forster'schen Hause bis zu seinem frühen Tode werden neu erzählt und mit bisher ungedruckten Briefen belegt. Besonders interessant sind Wittmann's Forschungen über das französische Bürgerdiplom, womit der Citoyen Sieur Gille eines Tages überrascht wurde, allerdings „ganz aus dem Reiche der Todten", denn die Unterzeichner des Decretes, Danton, Clavière, Roland, Custine, waren seit Jahren schon über das Schaffot hinweg ins Jenseits gegangen. Wittmann hat die Ernennung Schiller's zum ersten Mal aus den Sitzungsberichten des Moniteur dargestellt; er erzählt uns gleich darauf von der ersten Aufführung der „Räuber" in Paris, wobei der Vater von George Sand den „Robert, chef de brigands" spielte. Das fesselnde Capitel von den dänischen Freunden enthält ebenfalls ungedruckte Briefe des Herzogs Friedrich Christian, von Baggesen und Schimmelmann und wichtige Berichtigungen zu Max Müller's Publication über diesen denkwürdigen Abschnitt aus Schiller's Leben. Der bedrängte Poet steht in seiner ganzen stolzen, herben Größe da. Nicht unwichtig sind ferner die ausgegrabenen Briefe des Schauspielers Heinrich Beck an Schiller und charakteristisch die der Unberühmten: des Reichspostens-Revisions-Commissarius Grub, des ins Ausland verschlagenen Karlsschülers Gegel und des schillerschwärmenden obscuren Ungarjünglings. „Ein großer Dichter", schreibt Speidel so schön als treffend, „läßt überall, wo er hinrührt, den Abdruck seines Wesens; ein Strahl seines Lichtes ruht auf jedem, mit dem er verkehrte; die Welt, die ihn umgibt, ist wie der Spiegel seines Lebens; die Zeitgenossen sind ihm Gefäße, die er mit seinem Geist füllt, und was sie sagen und schreiben, ist ein Ton von seiner Stimme, Geist von seinem Geist, Leben von seinem Leben".

Was Wittmann über Schiller's Verhältniß zur Musik schreibt, möge hier folgen:

Schiller ist, wie kein anderer Dichter, von welschen Librettisten geplündert worden; er selbst aber fühlte offenbar keine Lust zum Berufe eines deutschen Metastasio. Die vaterländische Musik verdankt ihm nur Eine unmittelbare, mächtige Anregung: aus seinem „Lied an die Freude", dessen hohe Flugbahn so viele Componisten vergebens zu erreichen strebten, ist die Neunte Symphonie aufgegangen. Gleichwohl thäte man unrecht, unseren Dichter für unmusikalisch oder gar für einen Musikfeind zu halten. Schiller liebte die Musik, wenn er sie auch nie geübt hat. Er erkannte die Macht der Tonkunst, er schätzte sie anderen Künsten ebenbürtig, und als er zur Zeit der Aesthetischen Briefe dem Begriff der Schönheit nachspürte, da prüfte er seine Ideen auch an der Musik und schlug sich — der arme Dichter! — so lange mit Kirnberger's „Reinem Satz" herum, bis er davon etwas wirr geworden war und den musikalischen Freund in Dresden um etwas mehr Licht und um ein klares Buch über die Tonkunst ersuchen mußte. Die Theorie der Notenköpfe war ihm gewiß ein Greuel, doch dem Kunstwerk selbst gegenüber fühlte er sich nicht ohne Urtheil. Die erste Gluck'sche Oper, die er hörte, entzückte ihn, und er soll dabei gesagt haben: „Man wirft mir oft meine Unempfindlichkeit für Musik vor, aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen sein mag, daß ich unberührt blieb" .... Man hat zahlreiche Beweise, daß Schiller für den Sinnenreiz des Tones höchst empfänglich war; jeder Nerv vibrirte in ihm, wenn die Finger einer Laura oder auch des nächstbesten Freundes durch die Saiten meisterten und allezeit blieb ihm die Musik, jegliche Musik ein Genuß, „ein klingend Freud'", der schönste Weg zur dichterischen Stimmung ... Es müssen seltsame Scenen gewesen sein, die sich in dem kleinen Gasthofe zu Oggersheim abgespielt haben, wenn Doctor Schmidt (Schiller's Flüchtlingsname) den guten Streicher zur Abendzeit ans Klavier nöthigte, während seines Spieles stundenlang im Zimmer auf und ab ging „und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach." Was ihm an den Schwestern von Rudolstadt besonders gefiel, das war ihr Klavierspiel, ihre musikalische Fertigkeit, „die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche". Als er einmal seinen Körner auf der Harmonika spielen hörte, kam er außer sich und freute sich schon der „hohen Inspirationen", die ihm der Klang dieses Instrumentes vermitteln könnte. „Du glaubst nicht, wie mich das belebte", schrieb er ein andersmal an Huber, und erzählte ihm, wie in der Stube über ihm die lieben Weiberchen in häuslichen Geschäften herumkramten und mitunter auf dem Klavier klimperten. Wer denkt da nicht an den fröhlichen Brief, den einst der junge Mozart seiner Schwester aus Mailand schrieb: über ihm wohne ein Violinist, unter ihm auch einer, neben ihm ein Singmeister, ihm gegenüber ein Oboist? „Das ist lustig zum Componiren, das gibt Gedanken!"

Doch genug der Proben aus diesem Buche, das so viel des Neuen und noch mehr des Schönen enthält. Denn so wichtig auch Künzel's Material sein mag, so wiegt es doch leicht im Vergleiche zu dem, was die Herausgeber daraus gemacht haben. Sie vereinigten die zerstreuten Farben zum Bilde, die Steine zum schönen Bau. Da ist Alles künstlerisch verarbeitet, farbig, plastisch, lebendig. Es ist eine literarische Resurrection ersten Ranges, ein herrlicher Beweis von dem Werthe des Feuilletons für die Literaturgeschichte, wie geringschätzig auch die Zünftigen von diesem denken mögen.

Theophil Zolling.

*) Die S. 139 erwähnte Kunzin ist Heinrich von Kleist's spätere Braut Julie Kunze. Sie war das Urbild des Käthchen von Heilbronn, gerade wie Dora Stock in dem Scheusal Kunigunde gegeißelt werden sollte.

Digitized by Google

Ein Beitrag zur Biographie Darwin's.

Von Rob. Lutz.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Charles Darwin's aus der Feder seines Sohnes Francis ist in Vorbereitung. Bis dieses Werk erscheint, mag noch eine geraume Zeit vergehen, während deren eine kleinere biographische Denkschrift zu Ehren des verstorbenen großen Naturforschers recht gelegen kommt. Sie ist insofern als ein Vorläufer der großen und authentischen Biographie anzusehen, als ihrem Verfasser von Francis Darwin einiges geschichtliches Material, das sich auf Eltern, Herkunft und Jugend von Charles Darwin bezieht, mitgetheilt wurde. Die genannte Denkschrift ist betitelt: Charles Darwin, a paper contributed to the transactions of the Shropshire archaeological Society by E. Woodall. London, Trübner & Co., also ein Beitrag zu den Verhandlungen der archäologischen Gesellschaft von Shropshire. Die Grafschaft dieses Namens, in Mittelengland gelegen, ist stolz darauf, die erste Heimath Darwin's gewesen zu sein. Die Woodall'sche Denkschrift ruft die Erinnerung an die Voreltern des großen Naturforschers wach und liefert so einen interessanten Beitrag zu der Darwin'schen Familiengeschichte, man möchte fast sagen: zur Naturgeschichte der Darwin's, denn wenn man ihre Entwickelung von Großeltern bis Enkel verfolgt, so ist das wie ein Capitel aus der Descendenztheorie. Der Großvater von Charles väterlicherseits, Dr. Erasmus Darwin, kann als wirklicher wissenschaftlicher Vorgänger seines Enkels bezeichnet werden. Jener Erasmus, 1731 geboren und 1802 gestorben, war ein Mann von umfassender Bildung, der von seinen Zeitgenossen als Naturforscher, Philosoph und Dichter hochgeschätzt wurde. Sein „botanic garden", der ein Lehrgedicht im Geschmack jener Zeit gewesen zu sein scheint, wurde mit einem großen Preis gekrönt; unter seinen wissenschaftlichen Schriften steht die ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzte Zoonomia obenan. Andere Schriften von ihm sind eine „Philosophie des Ackerbaues und der Gärtnerei", ferner ein Lehrgedicht: „Der Tempel der Natur". Charles Darwin rühmt in einer Notiz über seinen Großvater dessen „prophetischen Scharfblick". In Erasmus' Schriften ist bereits ein Schimmer von der Erkenntniß der Entwickelungslehre enthalten; die Vorstellungen und Lehrbegriffe von dem „Ursprung der Arten", „der Befruchtung der Pflanzen", dem „Kampf ums Dasein", der „Veränderung der Thiere in der Hauswirthschaft" sind der Gegenstand seiner Nachdenklichkeit. Sein fern- und tiefblickender Geist zeigte sich recht auffallend darin, daß er die Eisenbahnen lange vor der Erfindung der ersten Locomotive kommen sah, denn längst vor diesem Ereigniß schrieb er:

Soon shall thy arm, Unconquered Steam, afar,
Drag the slow barge or drive the rapid car.

Dieser Dr. Darwin zeichnete sich auch auf dem Gebiete der gemeinnützigen und Sittlichkeitsbestrebungen aus. Er war einer der ersten teetotallers, der durch die Verbreitung des Thees als Hausgetränke wesentlich in seiner Gegend zur Abnahme des übermäßigen Trinkens beitrug; er strebte eine vernünftigere Behandlung der Irrsinnigen an, bekämpfte die Sklaverei, die in die englischen Colonien eingedrungen war, und besaß die fortgeschrittensten Ansichten über Erziehung und Gesundheitspflege. Er bethätigte seine menschenfreundliche Ansichten an seinen Mitmenschen und Untergebenen, wovon Charles Darwin folgende hübsche Anekdote, die er von seinem Vater hatte, erzählt. Der alte Erasmus schrieb einmal seinem Sohne nach Shrewsbury mit Bezug auf eine kleine Schuld und trug ihm auf, für den Betrag eine Ganspastete, wegen deren Shrewsbury damals renommirt war, zu kaufen und zu Weihnachten einer alten Frau nach Birmingham zu senden: „sie war (fügte er hinzu), wie Du Dich erinnern wirst, Deine Wärterin, was bei rechter Erfüllung der größte Dienst ist, den man von einem Niederstehenden empfangen kann."

Ein Bruder dieses Erasmus war ein tüchtiger Botaniker, der sich durch seine Principia botanica einen Namen machte. Erasmus hatte mehrere Söhne, welche sich mit der Wissenschaft des Menschen und der Natur beschäftigten. Der Eine derselben, mit Vornamen Robert Waring, der Vater unseres Charles, ließ sich 1786 in Shrewsbury (Grafschaft Shropshire) als Arzt nieder. Dort kam Charles am 12. Februar 1809 zur Welt; nicht bloß von väterlicher Seite der Abkomme einer durch Geisteskraft und Charaktereigenschaften ausgezeichneten Familie, sondern auch von mütterlicher Seite. Sein Vater hatte nämlich eine Susannah Wedgewood, die Tochter des großen Töpferkünstlers Josaiah Wedgewood, geheirathet. Susannah war in Etruria Hall, dem reich ausgestatteten Heim ihres Vaters, unter den schönsten Anregungen eines geselligen Lebens, in welchem Literatur, Kunst und Natursinn gepflegt wurden, aufgewachsen. Die Bekanntschaft zwischen dem Shrewsburyer Arzt und der Tochter des berühmten Töpfers datirte aus ihrer Kindheit. Denn schon Erasmus Darwin und Josaiah Wedgewood waren einander eng befreundet. Diese Freundschaft war der Anfang verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Familien, welche sich immer wieder von Neuem und stärker befestigten. Wie sein Vater, so heirathete später unser Charles eine Wedgewood, seine Base, und seine Schwester nahm sich einen Wedgewood zum Mann.

Charles (genauer: Charles Robert) wuchs in dem an einem steilen Abhang über dem Severn vor dem Städtchen gelegenen Haus seiner Eltern in Shrewsbury auf. Die Mutter kränkelte und starb während seines Knabenalters; der Vater waltete als ein tüchtiger Arzt. Charles schildert ihn als einen scharfen Beobachter und Theoretiker. In der Wissenschaft hat er nichts geschaffen; seine praktische Thätigkeit nahm ihn ganz in Anspruch. Er besaß ein so ausgezeichnetes Gedächtniß, daß er Geburts-, Heiraths- und Todestag aller angesehenen Leute der Gegend kannte. Mit Vorliebe widmete er sich der Beobachtung menschlicher Charaktere. Er war ein Mann von strengen Grundsätzen, dabei voll Menschenliebe und Mitgefühl für Leid und Freud Anderer, Eigenschaften, die auch auf seinen Sohn Charles übergegangen sind. Eine der Lebensregeln seines Vaters: „Nie Jemandes Freund zu sein, den man nicht ganz achten könne", diente auch dem Sohn zur Richtschnur.

Für den künftigen Naturforscher konnte es kein geeigneteres Heim geben, als das seines Vaters. Die Eltern nahmen lebhaftes Interesse an der Pflanzen- und Thierwelt. Der Garten um das Haus war voll seltener Gewächse und im Hofe wurden Vögel und andere Thiere gehegt und gezüchtet. Aus der Knabenzeit des jungen Darwin ist wenig Mittheilenswerthes bekannt; seine Altersgenossen schildern ihn als einen nachdenklichen Jungen, der gern allein Spaziergänge unternahm. Charles kam mit 8 Jahren in die Schule des Geistlichen der Unitarischen Kirche, die wegen ihres classischen Unterrichts im Ansehen stand. Trotzdem oder vielmehr gerade wegen ihrer überwiegenden Classicität war Charles nicht gut auf sie zu sprechen.

Er hielt die dort zugebrachte Zeit für weggeworfen, und pflegte später zu sagen, daß der Euclid das einzige von realem Wissen gewesen sei, das er sich dort angeeignet. In Bezug auf den Unterricht in den classischen Sprachen hatte Charles dieselbe Ansicht wie sein Onkel Charles und sein Großvater Erasmus, welche der Meinung waren, „daß die Kraft des Geistes in dem Streben nach classischer Eleganz geschwächt werde."

Directe Spuren seiner künftigen Entwickelung als einer der größten Naturforscher sind in seiner Jugendzeit nicht bemerkt worden; dahin gehört höchstens seine Liebhaberei für Sammlungen von Muscheln, Mineralien u. a. Aber schon in Edinburgh, wohin Darwin als 16jähriger Jüngling kam, um gleich seinem Vater Medicin zu studiren, schlug er die Richtung ein, die ihn später berühmt machte. Er ließ sich zum Mitglied der Plinian Society daselbst aufnehmen und lieferte derselben einen durchaus selbstständiges Forschen verrathenden Beitrag über die Ova der Flustra. Bereits nach 1½ Jahren vertauschte Charles Edinburgh mit Cambridge, einem Wunsche des Vaters folgend, der gern gesehen hätte, daß er zur geistlichen Laufbahn übergehe. Aber die Natur-

Digitized by Google

wissenschaften hielten ihn fest. Er fand in dem Professor Henslow einen ausgezeichneten und vielseitigen Naturgelehrten, der sich aufs freundlichste des jungen Studenten annahm. Derselbe war es, der dem jungen Mann die Stelle als naturwissenschaftlicher Begleiter des Schiffes „Beagle" verschaffte, dessen Capitän von der Regierung beauftragt war, an den Küsten von Südamerika Vermessungen anzustellen. Die Reise ging um die ganze Welt und dauerte vom December 1831 bis October 1836. Auf ihr hat Darwin tiefe Einblicke in die Geologie und die organische Natur gethan und seine Anschauung mit dauernden Eindrücken bereichert.

Wir sind bis hierher in Kürze den Mittheilungen Woodall's gefolgt. Es ist nicht unsere Absicht, an seiner Hand weiter die einzelnen Ereignisse des Darwin'schen Lebens zu berühren. An äußeren Ereignissen und Veränderungen war es ganz arm: die Ereignisse seines Lebens wurden seine Werke. Er schuf sie im trauten Kreis der Familie, die er bald nach seiner Heimkehr im Jahre 1839 gegründet hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in London ließ er sich 1842 in der Grafschaft Kent, bei einem stillen Dorfe am Ufer des Surrey, nieder, wo er, in naher Verbindung mit London, bis an sein Ende im April 1882 ein Landhaus bewohnte, bekannt unter dem Namen „Downhouse". Dort entstanden seine epochemachenden Werke, die anfänglich ihrem Verfasser unter den Anhängern alter Ueberlieferungen des Wissens und Glaubens so viele Gegnerschaft bereiteten, bis von den meisten Gebildeten erkannt wurde, daß die Darwin'sche Evolutionstheorie in nichts der Anschauung von einer sittlichen und göttlichen Weltordnung widerstreitet.

In Woodall's Schrift findet der Leser eine vortreffliche Photographie des alten Darwin und Abbildungen seines Geburtshauses und späteren Wohnsitzes. Er erzählt zum Schlusse, wie der bescheidene und weise Mann im Downhouse seinen Arbeiten, die häufig durch einen leidenden Zustand gestört wurden, oblag; welche Geselligkeit und Abwechselung die ruhigen Tage daselbst darboten, und wie er endlich am 19. April vor bald 3 Jahren eines sanften Todes, im Kreise der Seinen, starb und zuletzt von den ersten Männern der Wissenschaft und den höchsten Lords Englands in der englischen Walhalla, der Westminster-Abtei, zu Grabe geleitet wurde. In Darwin hat sein Geschlecht sich in der höchsten Potenz entwickelt; aber wie seine Stammväter, so sind auch seine Nachkommen Männer, die der Wissenschaft zur Ehre gereichen. Er hinterließ fünf Söhne und zwei Töchter: Georg, Professor in Cambridge, Francis, der Biograph seines Vaters, William und Horace, deren Namen als Mitarbeiter des letzten Werkes ihres Vaters über „Erdwürmer" bekannt geworden sind; der fünfte, Bernard, ist Officier im königlichen Ingenieurcorps.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

An den Abenden lauerte ich Irmin auf, wenn die Familie von der Arbeit kehrte. Sie wohnten unten im „Grund" und mußten, aus der Oberstadt kommend, ein langes Defilé von Thoren und Poternen durchschreiten. Ich begegnete ihnen wie von ungefähr auf der rampenartigen Steile dieses Weges. Die beiden Alten waren voran, mit den Sägeböcken und sonstigem Utensil beladen. Baptist fehlte zumeist, er war immer tiefer dem Trunke verfallen; oft blieb er bei der Arbeit gänzlich aus. Irmin kam in einem gewissen Abstand hinterher geschritten, eine Axt oder zwei über der Schulter tragend, eine Säge am Arm. Hoch hielt sie den Kopf, die Augen mit einem eigenartig verschleierten Ausdruck geradeaus gewandt; zwischen den starken Bogenlinien der Brauen standen ein paar feine senkrechte Fältchen. Ihre Lippen waren leicht geöffnet und das vermehrte den Ausdruck drohenden Trotzes, der von ihrer Erscheinung ausging. Gott, wie schön sie war! zu welch' herrlicher Blüthe erschlossen! Sie ähnelte nun immer mehr ihrer Mutter, nur daß der keusche Hauch der Jungfräulichkeit ihr Wesen verklärte. Die volle Büste trug sie eng geschnürt und sie zeigte schneeweiße Strümpfe und auffallend gutes Schuhwerk wie jene; die Flechte war auf dem Scheitel zu einem Nest gerundet und die seitlichen Haarwellen fielen schwer über das halbe Ohr.

Sie sah Niemanden an. Doch meine gluthzitternden Augen haschten, baten, flehten nach einem Blick. Nur ganz selten, wie aus Zufalls Gnade, ward mir das Almosen eines solchen zu theil. Dann huschte wohl die Spur eines leichten Lächelns wie ein matter Sonnenschein über ihre finsteren Züge.

Wie ich von solcher Kostbarkeit zehrte! wie ich damit wucherte viele Tage lang . . .

Eines Nachmittags, da die Holzhauer wieder da waren, ward die monotone Musik der Säge plötzlich durch einen wüsten Streit unterbrochen. Etwas Schweres, wie ein Holzstück, wurde geschleudert — ein Schrei gellte auf, schrill und heiser, wie vom Haß herausgepreßt — ihre Stimme! Dann das schimpfende Gepolter der beiden Alten. Mit verhaltenem Athem lauschte ich. Bald nachher hörte ich sie die Treppe heraufkommen und der Donner des abgeworfenen Holzes erschütterte diesmal mehr als sonst das Haus.

Ich schlich ihr nach. Sie stand mit der einen Schulter gegen einen Pfosten des Speichergebälkes gelehnt; die Arme mit den geballten Fäusten hingen lose herab, der Kopf war halb zur Seite gebeugt und die Zähnchen schnitten tief in die Unterlippe ein; große glänzende Thränen rollten schwer über die bräunliche Röthe ihrer Wangen.

Thränen, Thränen — und aus ihren Augen! — sofort hatte ich ihre Handgelenke erfaßt: „Was ist? wer hat Dir was gethan?" es klang wie eine Drohung aus meiner Stimme.

„Laß!" sie wand die Arme in den Fesseln meiner Hände, immer noch die Fäuste geballt; mit dem Fuße schleuderte sie ein Holzstück zur Seite, das gerade dort lag: „Laß doch!" Scharf und feindlich klang es.

„Irmin, ich will wissen, wer Dir . . ."

Sie hob das Antlitz ein wenig, und wie sie die flammende Entrüstung meiner Mienen sah, flog etwas wie der Ausdruck einer seltsamen freudigen Ueberraschung über ihr Gesicht. Dann senkte sie den Kopf wieder: „Laß . . ." Aber der Widerstand ihrer Fäuste erlahmte schon.

„Er!" stieß sie hervor, eine Art Echo jenes gellenden Haßschreies von vorhin. Darauf in dumpferem Ton: „Er hat meine Mutter wieder geschmäht. Ich laß meine Mutter nicht beschimpfen. Er kann mich nicht leiden, weil ich's nicht dulde. Nein, ich dulde es nicht! Und wenn er mich todt schlüge mit seiner Axt. Ich seh' ihr ähnlich. Auch deswegen haßt er mich. Sie hat Recht gehabt. Ich wär' auch durchgebrannt an ihrer Stelle. Auch ich laß mich nicht mißhandeln, nein, nein, nein . . . ."

Ihre Fäuste zuckten. Nach einigen stürmenden Athemzügen warf sie den Kopf in die Höhe. „Aber ich weiß' was ich thue!" rief sie in ihrem sonorsten Alt.

Ihre Fäuste hatten sich gelöst und nun hielt ich ihre geöffneten Hände widerstandslos in den meinen. „Irmin, sag', sag' mir Alles, sag', was Du thun willst!" beschwor ich sie.

Sie sah mich an, wahrhaftig, durch den Schimmer von Thränen, der noch ihre Augen umflorte, brach ein kurzes Lächeln. „Du bist ein braver Jung'", flüsterte sie, „Du bist gut." Und gleich darauf, ihre Hände den meinen entreißend: „Ah, ich brauch' Niemandes Güte — es soll mich aber auch Niemand schlecht behandeln!"

Plötzlich heftete sie ihre Augen fest in die meinen: „Sag', hast Du Muth? Muth für Dich und mich?"

Es klang so dunkel, so verhängnißtief — Herrgott, was wollte sie?

„Irmin! liebe, liebe Irmin!" In einem Sturm der Be-

Digitized by Google

geisterung ergriff ich ihre Hände und wollte sie an meine Brust pressen.

„Laß das jetzt! Das hat nichts damit zu thun", wehrte sie. Ihre Stimme war hart und streng.

Ihr kurzer zweifelnder Blick glitt über mein Antlitz. Dann, meine Augen immer noch festhaltend mit den ihren, flüsterte sie tonlos, als wäre es etwas ganz Gleichgültiges: „Komm' morgen Abend 8 Uhr ins Petrusthal. Du warteſt an der Alzettebrücke, hörst Du." —

Ich war bereits eine Stunde an jener Brücke auf und ab gegangen, fiebernd vor Erwartung und Aufregung: was soll das bedeuten? was hat sie vor? „Hast Du Muth für Dich und mich?" Mir war es, als hörte ich die Fittiche eines finsteren Geschickes über mir daherrauschen — aber aus der bebenden Ahnung rang es sich wie ein Jubelruf: ja, ja, ja, Alles, was sie von mir verlangt! Muth zu Allem, bis ans Ende der Dinge! Mein ganzes Wesen durchglüht von einer unheimlich schwülen Krankheit — und diese Krankheit hieß Irmin.

Ein fahles Dunkel lag über dem Thal; zu beiden Seiten schichteten sich die hie und da von mühseligem Anbau bedeckten Felsterrassen in die Höhe; auf dem stahlfarbenen Septemberhimmel, den eine feine silberne Mondsichel matt erleuchtete, zeichneten sich die scharfen, pedantischen Linien der Festungswerke ab. Die Luft war von dem Rauschen naher und ferner Gewässer erfüllt. Nun begannen von den Werken ringsum die Hornsignale der Retraite ihre melancholisch langgezogenen Rufe.

Plötzlich, wie hergetragen von diesen Rufen, erklang ihre Stimme. Sie war nicht allein, sie redete mit Jemand, laut und fröhlich, wie ich meinte. Wie paßte das zu dem vorgeahnten Verhängniß dieser Stunde, das meine Phantasie schon so tragisch drapirt hatte?

Die beiden Gestalten der Kommenden konnte ich nun auf dem helleren Wegegrund unterscheiden. Die Knöpfe einer Uniform blinkten, also ihr Begleiter war ein Soldat. An seinen Füßen schimmerte es weiß, er trug Gamaschen, also keiner von der preußischen Besatzung; jetzt unterschied ich deutlich das Roth seiner Hosen.

Gleich darauf hatte ich ihn erkannt. Es war ein ehemaliger Secundaner unseres Athenäums, der im vorigen Jahre in Folge eines dummen Streiches nach Afrika entlaufen war und sich in der Fremdenlegion hatte anwerben lassen. Derartige Escapaden waren durchaus in Mode bei den „Studenten": kein Anspruch auf das Air eines „schneidigen Kerls", wenn man nicht wenigstens den Versuch gemacht, sich des Schuljoches zu entledigen und den Weg nach dem Wunderlande Algier einzuschlagen. Die meisten wurden von den Gensdarmen an der Grenze abgefangen und zurückgebracht; manche blieben unterwegs stecken und kamen trübselig und abgehungert zurückgeschlichen; andere, welche die Fremdenlegion wirklich erreicht und in dem ersehnten Glanz der Uniform staken, mußten aus dem händeringenden Jammer, den ihre Briefe verlauten ließen, durch langwierige diplomatische Reclamationen erlöst werden.

Dieser hier hatte die eiserne Probe bestanden; er war gestern plötzlich in Urlaub, wie er vorgab, aus seiner algierischen Garnison Orleansville eingetroffen. Am Morgen, beim Ausgang des Unterrichts, paradirte er vor dem bewundernden Neid der ehemaligen Mitschüler in seiner gallonirten und rothbehosten Pracht, mit äußerstem Chic seine Cigarrette qualmend und die vorbeikommenden Lehrer höhnisch salutirend. Seine Eltern bewohnten den „Grund", ganz in der Nachbarschaft der Holzhauer. Warum sollte ihn Irmin nicht kennen? Warum sollte sie ihn nicht zufällig am Abend getroffen haben? Warum sollte sie nicht fröhlich mit ihm plaudern? Ah, aber seit einer Stunde wartete ich auf sie in flackernder Erwartung! Und das Räthsel dieses Rendez-vous, das trotzig auf seiner Lösung bestand! Es war etwas, das mit brutal packendem Griff mein Herz zu umkrampfen schien.

„B'jour Preuß!" sagte Irmin mit einem leichten Nicken. „Was machst Du hier? Wie kommst Du hierher?"

Der Legionär grüßte, indem er mit einem nachlässigen Griff sein schiefsitzendes Käppi noch kecker zurechtschob.

Verhaltenen Athems, mit einem fragend erstaunten Blick stiert' ich Irmin an. Was ich hier machte? Sofort aber suchte ich mir ihren befremdenden Gruß zu erklären: sollte doch die Frage nur meiner Anwesenheit den Schein des Zufalls verleihen — Jenem gegenüber.

Und kein Wort über unsere Verabredung, kein versteckter Hinweis, keine Spur eines Blickes aus ihren Augen, nichts, was auf das Einverständniß von gestern gezielt hätte. Nur das muthwillig plänkelnde Geplauder, das die Beiden in meiner Gegenwart fortsetzten und in das ich nur mit ein paar linkisch schüchternen Bemerkungen eingriff.

Wir gingen am Ufer des rauschenden Baches entlang, sie zwischen uns Beiden. Einmal blieb sie stehen: „ein Preuß und ein Franzos — herrlich!" rief sie laut lachend, daß das Echo von den Felsen wiederhallte.

Mein Hinzukommen schien den Bramarbas in ihm erst recht geweckt zu haben. Seine Rede bildete ein Kauderwälsch von französischem Kasernen-Jargon, arabischen Benennungen und luxemburgischem Patois. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne aus einem Hinterhalt einen bis an die Zähne bewaffneten Kabylen wie ein Stehauf-Männchen emporschnellen, oder aus dem Gitterwerk eines Muscharabieh die schwarzen Augen einer Moreskin geheimnißvoll hervorblitzen zu lassen. Wenn ein Hund in der Nachbarschaft anschlug, so erinnerte ihn an das die bellenden Hyänen, die das Zeltlager in der Nacht heutegierig umschleichen. Ah, die durstige Sahara und das Gebrüll der Löwen, Caravanserail und Duhar, die von Gewehrschüssen umknatterte Fantasia der Wüstenscheiks und der wilde Tanz des Göbel-Tasch, sacré nom d'une pipe und Allah il Allah! — und daneben der arme „Preuß", der so gedrückt einherschlich und die erregte Fantasia seines Herzens mit qualvollem Schweigen verhüllte.

Irmin aber schien sich zu berauschen an dem bunten Spiel seiner Rodomontaden; mit gespannten Augen lauschte sie, hie und da fiel ihr zweifelndes „Ach geh!" in seine Rede.

Niclas rühmte sich seiner interessanten und vornehmen Bekanntschaften. Da war sein neunzigjähriger Freund Sidiben-Hairula, ein depossedirter Kabylenaga, der eine Welt voll Plänen und Intriguen in seinem Kopfe wälzte; da war der Graf M., ein ehemaliger österreichischer Officier, nunmehr seiner Corporalschaft zugetheilt, ein famoser schnurriger Bursch — anfangs hat er ihm, Niclas, oft genug die Stiefeln putzen müssen, dieser Graf — „c'est la vie ça!"

Damit fachte er den verglimmenden Brand seiner Cigarette an, daß sein wirklich hübsches, verwegen dreinschauendes Gesicht von einer rothen Gluth wie von einer bengalischen Beleuchtung überstrahlt wurde.

„O, und diese Marketenderinnen da unten! Weiber, Weiber — mille tonnerres, solche Weiber!" Niclas schleuderte den Rest der Cigarette mit einem funkensprühenden Bogen in die Luft, es war wie eine kleine Rakete, die er losließ. „Besonders die von der zehnten, die Jlonka, eine ungarische Magnatin, die ihren Geliebten wegen einer Dummheit, einer Bagatelle von einer Eifersucht erstochen. K'rr' t'Jes, welch' ein Weib! Mehr wie zehn Mann werth! Ihr Fäßchen, das trug sie nur so des Reglements wegen; im Gefecht rangirte sie in die vorderste Front. Fegt' Euch mit ihrer Büchse die Kabylen wie die Spatzen weg. Und immer fesch und immer Elsen! und so voll reizender ungarischer Flüche. Sie fiel beim Sturm auf den befestigten Duhar der Zem-Zem; unter dem Bajonet fiel sie, das handhabte sie wie eine Spielerei, wie ihr andern Frauensleute die Nadel. Ich sehe sie noch da liegen in ihrem famosen Zuavencostum, die rothe Chechia auf dem schwarzen Haar. Und im Sterben ruft sie noch ihr Elsen! Aber die Wuth von uns Allen: sacristi, den Duhar zerrieben wir einfach zu Staub und keiner von den Zem-Zem, der Pardon erhielt. Wir begruben sie mit allen Soldatenehren, drei Salven über ihr Grab. Ihr Capitän, den sie auf die Löwenjagd zu begleiten pflegte, hielt ihr die Grabrede; da hättet Ihr sie heulen sehen sollen, die abgetriebenen Teufelskerle — allez donc, sie war eine Heldin, was soll man weiter sagen — sie war eine Heldin!"

Mit einer theatralischen Bewegung hob Niclas das Käppi empor und hielt es ein paar Secunden lang senkrecht über

Digitized by Google

der Stirn. Eine Weile war es still, nichts wie das Rauschen des Wassers neben uns.

Nur ein kurzes flüchtiges Honneur — wer vermag zu sagen, wie weit das Bedürfniß des Effectes ihn dazu trieb, wie viel echtes Gefühl seines Herzens dabei war. Aber der stumme Gruß an die gefallene Heldin gab ihm, dem hergelaufenen Bramarbas, ein ungemeines Ansehen von Ritterlichkeit. Es war wie ein Hauch wirklichen Heldenthums, der von dem fernen Wüstengrabe jenes tapferen Weibes in unser Schweigen so bedeutsam hereinwehte.

Und Irmin? Nur diese Geste, nur das Anschlagen einer Taste, nur ein wenig mehr als ein mechanisches Muskelspiel — vielleicht entschied es dennoch über das Schicksal ihres Lebens. O, Ihr müßt nur an dem richtigen Fädchen ziehen in der großen Puppenkomödie dieses Lebens: wie die stolzesten Prinzessinnen so lustig tanzen im Verein mit den Harlekins und Pierrots!

Stumm schritt sie zwischen uns, den Kopf ein wenig vorwärts gebeugt; ein so seltsames, fast unheimliches Feuer füllte ihre Augen, deren Lider halb geschlossen waren, als fürchtete sie ein verrätherisches Ueberfluthen dieser Gluth.

Es war der weite Sonnenglanz der Freiheit, der aus jenem Zauberlande zu gewaltig blendend in ihr armes dunkles, verkrüppeltes Dasein hereinbrach.

Bald darauf hatten wir die Behausung der Holzhauer erreicht. Sie verabschiedete sich von uns mit einem eigenthümlich zahmen Lächeln um die Lippen. —

„Ein famoser Kerl — das Mädel", sagte Niclas, als wir den Rückweg antraten. „Du gehst mit ihr?"

Erschrocken sah ich ihn an. Das heilige Geheimniß meines Herzens, das eine rohe Hand mit häßlichem Griff betastete . . .

„Nun ja, ich meine, Du liebst sie? Was ist da weiter?"

Ich hob die Schultern und sagte kein Wort. Ein Ja wie ein Nein wäre eine Entweihung gewesen.

„Was ist da weiter? Freilich ein schwierig Ding das Frauenzimmer da. 'Cré nom! da muß man schon die afrikanische Praxis hinter sich haben. Du armer Jung' Du — ich fürchte, Du kommst mit ihr nicht klar, Du nicht! Du mußt das Andern überlassen. Wie man solche Frauenzimmer manipuliren muß (er machte dabei eine schraubenartige Bewegung mit den Fingern der einen Hand), das lernt man nur da unten."

Dann, die Hände in den Hosentaschen, die er nach Franzosenart ausspreizte, ließ er das Feuerwerk seiner algierischen Liebschaften los. Diese Laila's und Fatmé's mit ihren wunderbaren Mandelaugen, diese üppigen Mirjam's aus dem Judenviertel, und das Corps der Marketenderinnen, das sich aus den „schneidigsten" Weibern Europas rekrutirte — in all' diese Liebschaften aber funkelte die Drohung eines eifersüchtigen Yatagans herein.

Wie widerlich sein grinsendes Taugenichtslächeln, wie lüstern seine unruhig glitzernden Augen!

Endlich erlöste mich der breite einladende Glanz eines Caféfensters von dem Alp seiner Gegenwart. Er hatte ihnen da drinnen beim Biere ja noch von seinem neunzigjährigen Freund Sidi-ben-Hairula und seinem Grafen, der ihm die Stiefeln wichst, zu erzählen. —

Eine unheimlich brütende Sahara-Gluth lag über diesen Tagen; ferne am staubgrauen Horizont brodelt schon der Samum — bald wird er heranwälzen und mit seinem gierigen Feuerhauche alles Lebende verschlingen.

Wieder war es die Qual der erbärmlichen Ohnmacht. Damals hatte ich es dulden müssen, daß man sie in das häßliche Joch spannte, heute saß ich, an allen Sinnen gelähmt, und lauerte, lauerte auf das unausbleibliche Verhängniß dieses Samums.

Was wird denn geschehen? — Ich sehe immer wieder die schraubenartige Bewegung der Hand, mit der Niclas das „schwierige Ding von einem Frauenzimmer manipuliren" wird, und „Du mußt das Andern überlassen, Du armer Jung'!" Ich sehe die verhaltene Gluth ihrer Augen und den Sturm ihrer jungen Brust — wie ihre Gedanken wägen und vergleichen: hier der Sägebock im engen Hof und das staubige Einerlei der Tagesarbeit und der drohende Lärm des angetrunkenen Vaters — dort das sonnig lockende Räthsel eines neuen unbekannten Lebens, die Fata Morgana eines schillernden Glückstraumes, vielleicht gar die Glorie eines Heldenthums, vor dem man das Käppi salutirend heben wird. Hier der „Preuß" mit seinen rosafarbenen unbeholfenen Secundaneridealen, dort der derb zufassende Realist mit seiner „afrikanischen Praxis".

Einmal rafft' ich mich auf. Ich wartete auf sie bei ihrem abendlichen Heimweg, schlich ihr nach, wie sie, die Axt über der Schulter, wieder in einem Abstand hinter den beiden Alten daherschritt. Ich meinte eine auffallend elastische Beweglichkeit in ihrer Haltung zu spüren.

„Irmin, auf ein Wort."

Sie blickte mich ohne sonderliche Ueberraschung an; ich meinte, eine so seltsam vibrirende Röthe belebte ihr Antlitz; der finstere Ausdruck schien daraus verschwunden. „Ah, der Preuß!" sagte sie.

„Irmin, ich will wissen, was Du neulich von mir wolltest, als Du mich ins Petrusthal bestelltest . . ."; mit einem kaum verschleierten Groll kamen die Worte heraus.

„O, Du bist bös, Preuß, das mußt Du nicht. Wenn Du nicht solch' ein Gesicht machen willst, so kann man's Dir sagen."

Sie besann sich ganz kurz, warf den Kopf in den Nacken, wiegte ihn, daß die Wange das blanke Eisen der Axt berührte, und mit ein paar leichten Lachtönen: „nur so eine Idee — eine Dummheit! ich war so wüthend den Tag. (Die Trotzfalten begannen wieder zwischen ihren Brauen zu zucken.) Einfach: ich wollte thun, was meine Mutter that, als es der zu arg wurde . . . ."

Nach einer kleinen Pause, mich mit weiten Augen fixirend, wiederholte sie die Frage, die sie damals auf dem Speicher an mich gerichtet: „Sag', hättest Du den Muth? — mitzuthun — -- Alles, Alles?" setzte sie hinzu.

Um ihren halb geöffneten Mund bebte ein Lächeln, das fast wie ein Mitleid aussah.

Kein Wort fanden meine Lippen — nur aus meinen Augen brach die Vollgluth meiner Seele.

„Nein, nein, nicht bloß mit Deinen Augen — ernstlich mitzuthun, mein' ich — durchzubrennen, in die Welt, überall hin, was weiß ich?" Dabei schob sie die Axt mit einer resoluten Geberde höher über die Schulter.

Schneller setzte sie hinzu, dumpfer, doch mit wegwerfendem Trotz im Ausdruck: „wenn Du's nicht bist, ist's ein Anderer."

„Irmin, ich schwör' Dir — Alles, Alles, was Du willst, Alles . . . ."

Sie erschrak vor dem wilden, heißen Ton, mit dem ich die Worte hervorstieß. Mit halbem Blick sah sie mich von der Seite an. Eine Flamme fuhr über ihre Wangen. Es war wie eine Verlegenheit, daß sie solchen Schwur aus meinem Herzen geweckt, es war ein Erstaunen über die Tollkühnheit der Leidenschaft, die aus den zarten Wolken meiner Schülerliebe so jäh hervorblitzte. Und als fühlte sie sich beengt durch den Schwur: „Ah, weißt Du, man muß es nicht so schwer nehmen. Nur so eine Idee, eine Dummheit, wie gesagt." —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Concerte.

„Sakuntala", Dichtung von Wittkofsky, Musik von Philipp Scharwenka.

Die Leser, welche meine Artikel in den vorderen Spalten der „Gegenwart" mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, werden leicht begreifen, warum ich in den „Concert"-Spalten immer seltener erscheine und ihre und meine Zeit nicht mit der Besprechung der fast unzähligen Concerte in Anspruch nehme. Die Namen der meisten Damen und Herren sind schon eine halbe Stunde nach ihrem Concerte aus dem Gedächtnisse ihrer Hörer entschwunden, wie soll ich nach 14 Tagen noch von ihnen reden? Nur den neuen größeren Compositionen gegenüber hat auch ein Wochenblatt die Pflicht der Besprechung zu erfüllen. Eine solche ist unlängst vom „Cäcilienvereine" unter Herrn Musikdirector Alex. Holländer vorgeführt worden: „Sakuntala", Dichtung von Wittkofsky, für Soli, Chor und Orchester componirt von Philipp Scharwenka. Die Dichtung ist dem allbekannten gleichnamigen altindischen Drama Kalisada's nachgebildet; nur der letzte Theil ist verändert. Im Originale findet König Duschianta auf einer Bußwanderung seinen Sohn, den Sakuntala erst nach ihrer Trennung von dem (sie nicht wiedererkennenden) Gemahle geboren hatte; durch Wunderzeichen wird dem Könige die Abstammung des Knaben offenbar, und so entdeckt er auch die lange gesuchte Geliebte wieder, die nun ihrerseits den durch Gram und Reue ganz verändert Aussehenden nicht erkennt. Herr Wittkofsky hat die Wiedervereinigung der Getrennten in anderer Weise geschildert.

„Sakuntala" ist kein Stoff für ein Concertgesangswerk. Es sind zu viele Scenen darin, welche nur durch dramatische Darstellung zur vollen Erkenntniß des Hörers gelangen. Es ist überhaupt immer sehr gewagt, bei der Composition derartiger Werke Handlungen zu wählen, in denen Irdisches und Ueberirdisches in immerwährender Wechselwirkung erscheinen. Bei biblischen Stoffen kennt fast jeder Besucher des Concertes von vornherein die kleinsten Einzelheiten der Handlung, die Scenerie derselben wird eher seine Phantasie stören, als den Eindruck erhöhen; auch die Wahl der „Odyssee" des Herrn Bruch ist durch die vollständige Bekanntschaft des Hörers mit dem ursprünglichen Gedicht zu erklären. Aber bei allen anderen exotischen Stoffen ist die Gefahr vorhanden, daß während des Concertes die Aufmerksamkeit des Lesers die des Hörers überwiegt, oder wenn die des letzteren die stärkere ist, manche charakteristischen musikalische Momente nicht klar erkannt werden. Wie nun einmal dies Werk vorliegt, muß dem Dichter und dem Componisten die Anerkennung gezollt werden, daß sie Beide viel Begabung und Geschick gezeigt haben.

Herr Philipp Scharwenka, Bruder des sehr bekannten österreichischen (aber in Berlin ansässigen) Hofpianisten und Professor Xaver, hat sich durch manche interessanten Orchesterwerke einen guten Namen erworben. Er besitzt große Formgewandtheit und lebhafte Phantasie und hat davon in der „Sakuntala" vielfache Beweise gegeben. Dies Werk würde viel mehr Wirkung erzeugt haben, wenn nicht die übermäßige Länge zuletzt Ermüdung verursachte. Eine Dauer von vierthalb Stunden ist schon bei einem epischen Oratorium im strengen Stile schwer erträglich, in welchem durch Arien, Chöre und groß angelegte contrapunktische Sätze Abwechslung gebracht werden kann; aber in einem rein lyrisch gehaltenen Werke muß die Einförmigkeit zuletzt auch den besten Stücken Eintrag thun. Die Aufnahme der „Sakuntala" war eine im Ganzen sehr günstige und in vielen Theilen vollkommen verdiente; der Componist wurde stürmisch gerufen. Die Aufführung, an der sich die Weimarer Künstler Fräulein Oberbeck, Fräulein Schärnack, Herr Alvary u. A. als Solisten betheiligten, kann als eine vortreffliche bezeichnet werden. Chor und Orchester waren vom Dirigenten vorzüglich geleitet.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die völkerrechtliche Stellung des Papstes. Von F. H. Geffcken. Berlin, bei C. Habel. Diese Brochüre behandelt ein früher bereits mehrfach erörtertes und neuerdings wieder stark in den Vordergrund der öffentlichen Discussion getretenes Problem. S. 1—47 ist die souveräne Stellung des Papstes, S. 47—62 die geistlichen Regierungsrechte des Papstes in fremden Staaten erörtert, dann folgt S. 62 ein besonders zum 2. Abschnitt allzu dürftiges Literaturverzeichniß. Der ganze 2. Abschnitt aber erscheint überhaupt überflüssig und nicht zur Sache gehörig: Die Mittheilung der bekannten Aussprüche mittelalterlicher und neuerer Päpste über die Machtvollkommenheit des römischen Papstes in § 8 fällt ganz aus dem Rahmen des „Völkerrechtes" und gibt im Uebrigen nur allzu oft gedruckte und erörterte Dinge; dabei laufen auch einige Unrichtigkeiten mit unter, z. B. daß Norwegen die „Königskrone" vom Papst erhalten und daß die Clarendoner Beschlüsse von 1194 seien. In § 9 sind von Interesse die Ausführungen über die rechtliche Natur der Concordate und über diplomatische Vertretungen der Staaten und beim heiligen Stuhle. Die Concordate erklärt Geffcken unter Abweisung der Legaltheorie zwar nicht als „völkerrechtliche", wohl aber als „eine eigenthümliche Art öffentlich-rechtlicher Verträge". Daß die Concordate gegenüber anderen Arten von Staatsverträgen „eigenthümlich" sind, führt Geffcken sehr richtig aus. Daß aber mit der Bezeichnung derselben als „einer eigenthümlichen Art öffentlich-rechtlicher Verträge" juristisch weniger als Nichts gewonnen ist, indem dadurch zu den in dieser Lehre bereits vorhandenen zahlreichen Unklarheiten noch eine neue gefügt wird, dürfte Verfasser selbst kaum bestreiten. Wenn übrigens gegen die Legaltheorie die Nichtpublication des Breve Quod de Fidelium angeführt wird, so ist dies ein Argument von sehr zweifelhaftem Werthe. Jenes Breve gibt den Domcapiteln eine Instruction. Nur die Domcapitel sind daran betheiligt. Wenn unter Vorwissen bezw. auf Erfordern des Staates das Breve den Domcapiteln zur Nachachtung mitgetheilt wurde, ist damit allen Erfordernissen, welche die Legaltheorie an die Publication einer derartigen Instruction stellen kann, Genüge geschehen; eine Publication in der Gesetzsammlung war dafür so wenig erforderlich, wie etwa bei der Instruction für einen Botschafter. Die Legaltheorie, welche wir für die einzig juristisch mögliche halten, wird durch jenes Argument nicht getroffen. — Was die diplomatische Vertretung des Papstes und beim Papste betrifft, so gedenkt Verfasser des eigenthümlichen und für den Staat bedenklichen Zusammenhanges der Nuntiaturen mit der Propaganda auffallender Weise gar nicht. Ueber eine diplomatische Vertretung beim Papste spricht sich Geffcken ablehnend aus. Wir halten dies für ungerechtfertigt: für jeden Staat mit erheblicher katholischer Bevölkerung erscheint uns eine Gesandtschaft beim Papste dringend wünschenswerth; freilich wird die Auswahl der geeigneten Persönlichkeit gerade hier unter Umständen die größten Schwierigkeiten bieten, besonders für eine protestantische Regierung: der Gesandte muß den Katholicismus nicht allein politisch, sondern auch religiös verstehen, wie Niebuhr, und doch zugleich die unantastbaren Hoheitsrechte des Staates zu wahren wissen. Eine solche Persönlichkeit aber kann für den Staat von unberechenbarem Nutzen sein. Der Schwerpunkt der Geffcken'schen Arbeit und deren anerkennenswerthes Verdienst liegt im ersten Abschnitt. Die §§ 1—3 behandeln historisch die Entwickelung des Kirchenstaates, wobei die neueste Gestaltung der Dinge gegenüber der früheren allerdings allzu breit dargelegt wird; § 4 enthält dann eine sehr interessante Zusammenstellung der Vorarbeiten für das Garantiegesetz, § 5 eine eingehende Darlegung des Inhaltes dieses Gesetzes, § 6 die „Bewährung" desselben, §. 7 eine Betrachtung über die Zukunft der Stellung des Papstes; mit großem Interesse haben wir speciell die §§ 4 und 6 gelesen. Der Rechtsinhalt des Garantiegesetzes wurde wiederholt von deutschen Schriftstellern kritisch erörtert; hier bietet Geffcken kaum Neues. Mit Recht betont Verfasser: „diejenige unveräußerliche Souveränetät, welche Cardinal Jacobini betont (Circ. v. 11. Sept. 1883) ist weder ein staatsrechtlicher, noch ein völkerrechtlicher Begriff, als eigentlicher

Digitized by Google

Souverän konnte der Papst nach Verlust seines gesammten Staatsgebietes nicht mehr gelten, denn die Gebietshoheit, so beschränkt sie sein mag, ist eine nothwendige Voraussetzung der Souveränetät und selbst für die ihm belassenen Paläste ist ihm nur der Niesbrauch zugesprochen." Der Papst ist nicht Souverän, sondern er wird nur rechtlich als Souverän behandelt und zwar kraft eines königlich italienischen Staatsgesetzes. Bezüglich der Interpretation dieses letzteren Gesetzes haben wir erhebliche Bedenken gegen die Ausführungen Geffcken's S. 21 f. Darnach wären die Staaten jetzt dem Papste gegenüber völlig schutzlos. Zwar sagt Verfasser, der Papst dürfe seine Unverletzlichkeit „nicht auf weltlichem Gebiete in einer offenbarbar völkerrechtswidrigen Weise mißbrauchen". Dieser Satz ist aber durch die übrigen Ausführungen Geffcken's völlig illusorisch gemacht. Der Papst darf darnach Gesetze eines anderen Staates für nichtig erklären, die Unterthanen von der Gehorsamspflicht entbinden, fremde Souveräne beleidigen — dann doch wohl auch absetzen?! —, ohne daß der verletzte Staat hiegegen sich wehren kann, ja der italienische Staat müßte sogar den Papst schützen, wenn ein anderer Staat Rechenschaft begehren wollte, denn der Papst handelt ja in solchen Fällen immer „nur als geistliches Oberhaupt."! Das ist ein neues und zwar sehr bedenkliches „Völkerrecht". Geffcken meint, fremde Mächte könnten sich über solche „Abnormitäten" nicht beklagen, „nachdem einmal das Garantiengesetz gegeben und ohne Widerspruch der anderen Staaten geblieben ist". Diese Bemerkung ist hinfällig: das Garantiengesetz ist ein königlich italienisches Staatsgesetz, bei dessen Erlaß zu intervenireu oder gar zu „widersprechen" kein fremder Staat berechtigt war. Letztere werden bestimmte Anlässe abzuwarten haben, um sich Italien gegenüber mit dem Inhalt dieses Gesetzes zu befassen. Es steht aber nach völkerrechtlichen Grundsätzen unzweifelhaft fest, daß ein Staat haftbar und verantwortlich ist, wenn auf seinem Gebiete hochverrätherische Anschläge gegen einen fremden Staat geplant oder ausgeführt werden. Unter diesem „völkerrechtlichen" Gesetz steht auch Italien, und wenn man sich hiegegen auf das Garantiengesetz berufen wollte, würde jeder dritte Staat dies mit Recht ablehnen, da ihn dies Gesetz nichts angehe. Darin liegt der wundeste Punkt der dermaligen Rechtslage und für Italien ein Keim von möglichen unabsehbaren Verwicklungen. Das Garantiengesetz ist nach dieser Richtung „völkerrechtlich" unmöglich, wie wir dies früher in einem von Geffcken allerdings nicht der Erwähnung werth befundenen Aufsatze in den Preuß. Jahrb. Bd. 42, S. 541 ff. ausgeführt haben. Werden die Staaten immer ruhig zusehen können, wenn ein Papst unter dem Schutze der königlich italienischen Unverletzlichkeit als „geistliches Oberhaupt" Unterthanen von der Gehorsamspflicht entbindet und damit zur Revolution auffordert? Diese Erörterung von Geffcken ist unbrauchbar und unhaltbar. — In § 6 weist dann Geffcken nach, daß das Garantiengesetz auch in Beziehung auf die internen italienischen Verhältnisse sich nicht bewährt habe. Der Scandal an der Leiche Pius IX. ist noch in Erinnerung, und mit Recht macht Geffcken die italienische Regierung für diesen Scandal verantwortlich. Wir können den in § 6 von Geffcken gegebenen Ausführungen fast rückhaltlos beistimmen. Italien hat das Garantiengesetz auch für seine internen Verhältnisse nicht durchführen können oder nicht durchführen wollen: das beweisen die widersprechenden Urtheile italienischer Gerichte ganz besonders klar. Auch in der jüngst viel erörterten Frage der Propagandagüter hat sich dies deutlich gezeigt, die bezügliche Kritik Geffckens ist ganz zutreffend. Und diese Conflicte werden immer zahlreicher und immer acuter werden. Gleichwohl ist Geffcken der Meinung, daß eine Aenderung des bestehenden Zustandes ausgeschlossen sei: weder werde Italien, noch werde der Papst jemals Rom aufgeben. Dabei hält Geffcken gar nicht für erforderlich, das Problem zu erörtern: ob denn eine Aussöhnung zwischen Papst und Italien, welche letzterem Staate unter Umständen die ganze ungeheure Macht des Papstes über die Gewissen der Katholiken zur Disposition stellen würde als im Interesse der anderen Staaten gelegen behauptet werden kann, ob wir wünschen dürfen, daß die Päpste königlich italienische „Hauscapläne" werden? Auch wir vermögen eine „normale Lösung" für die Frage nicht zu erkennen. Aber daß der gegenwärtige „modus vivendi" eine einigermaßen sichere Gewähr für die Zukunft biete, ist uns, je mehr wir über die Frage nachgedacht haben, desto zweifelhafter geworden. Zum Schlusse noch eine Frage: Ist die Schreibweise „Philip" neue Orthographie? Im kleinen Puttkamer findet sich meines Wissens diese Vereinfachung noch nicht. Auch die vielen Druckfehler in der Brochüre sind recht störend.

Philipp Zorn.

Verdeutschungswörterbuch von Daniel Sanders (Leipzig, Otto Wigand). Wenn der verdiente Verfasser des „Wörterbuchs der deutschen Sprache" mit einem neuen Werke auf dem Büchermarkte erscheint, so ist das immer ein erfreuliches Ereigniß für die deutsche Wissenschaft und das deutsche Haus. Das gilt auch gegenüber dem soeben erschienenen „Verdeutschungswörterbuche". In der Reihe der Sander'schen Werke hält es die Mitte zwischen dem „Fremdwörterbuch" und dem „Deutschen Sprachschatz"; denn bietet das erstgenannte Buch Aufklärung über Bedeutung, Aussprache und Abstammung fremdländischer Eindringlinge in unseren Wortschatz, so wendet sich das vorliegende Werk, wie der Verfasser im Vorwort darlegt, namentlich an diejenigen, die, ohne etymologische oder andere Belehrung zu suchen, ein ihnen aufstoßendes Fremdwort einfach „durch einen gut deutschen vollgiltigen Ersatz beseitigen möchten, doch nicht sofort einen solchen finden können." Das „Verdeutschungswörterbuch" will eben nichts weiter als für überflüssige oder mindestens entbehrliche Fremdwörter eine Anzahl deutscher Wörter oder doch wenigstens ein deutsches Wort bieten, ohne dabei, wie es das „Fremdwörterbuch" thut, auf die Aussprache, Abwandlung und Satzfügung einzugehen. Es grenzt somit nahe an das Stoffgebiet des „Deutschen Sprachschatzes", der nach Begriffen geordnet ist, aber sich nicht auf den bloßen Ersatz von Fremdwörtern beschränkt. Abgesehen von diesem inneren Unterscheidungspunkte, weicht das „Verdeutschungswörterbuch" noch insofern von jenen anderen beiden Werken des gelehrten Autors ab, als diese letzteren compendiöse Nachschlagebücher im Umfange von zwei Bänden sind, während das neue Werk nur ein mäßig dickes, bequemes Handbuch ist. Der starken Durchsetzung mit fremden Wörtern gegenüber, welcher unsere Muttersprache durch üble Gewohnheit der Schreibenden und Sprechenden nach wie vor preisgegeben ist, muß jeder Versuch, hier Abhilfe zu schaffen, freudig begrüßt werden, zumal, wenn er von so maßgebender Seite gemacht wird, wie im vorliegenden Falle.

Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Von A. Mücke. (Gotha, Perthes.) — Das vorliegende Buch ist ein gelungener Versuch, die Ergebnisse der historischen Quellenforschung in eine kurze faßliche Darstellung zu verarbeiten und dieselben bei gleichzeitiger übersichtlicher Anführung des betreffenden Quellenmaterials allgemein verständlich und interessant zu machen. Es behandelt die Biographien Heinrich's VI., Philipp's von Schwaben und Otto's IV., schildert also eine der bewegtesten und tragischsten Zeiten aus der Vergangenheit unseres Volkes, und schließt sich inhaltlich an die früher in demselben Verlage erschienenen Biographien Otto's II. und III. und der vier fränkischen Kaiser an. Stofflich und formell erscheint uns dieses Buch vortrefflich, und ein Umstand dürfte es besonders geeignet machen, der heranwachsenden männlichen Jugend in die Hände gegeben zu werden: die überaus geschickte Heranziehung der politischen Dichtungen Walther's von der Vogelweide, welche selbst, indem sie ein getreues Bild der damaligen Stimmung des deutschen Volkes geben, durch die historische Darstellung eine gediegene Erläuterung finden. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. W. Steffens in Dresden und Leipzig.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane!
Soeben erschien:

Graf Petöfy.

Roman von

Theodor Fontane.

3. Auflage.

2 Bände in einem Band. Fein broch. M. 4.50. Fein geb. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Carus Sterne, Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text u. 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. **Dritte vermehrte Auflage.** Erscheint in 15 Lieferungen à 1 Mark. Alle 3 Wochen ein Heft. Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Soeben erschien im Verlage von **H. Le Soudier in Leipzig:**
Preis 5 Mark

Die Wiener Gesellschaft

vom Grafen Paul Vasili

starker Band in 8° von 542 Seiten. Eleg. broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung gegen Vorhereinsendung des Betrages.

32. Aufl. Methode Toussaint-Langenscheidt Original.

Brieflicher Original-Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium.

Englisch	Deutsch	Französisch
von den Professoren Dr. van Dalen, Lloyd, Langenscheidt.	von Professor Dr. Daniel Sanders.	von den Professoren Toussaint und Langenscheidt.

Englisch oder Französisch: Jede Sprache 2 Kurs. à 18 Mk.; Kurs. I u. II zus. 27 Mk.
Deutsch: Ein Kursus von 20 Briefen, nur komplett, 20 Mk.
Brief 1 jeder dieser 3 Sprachen als Probe à 1 Mk.
Wie Prospekt nachweist, haben Viele, die nur diesen (nie mündlichen) Unterricht benutzten, das Examen als Lehrer der bezüglichen Sprache gut bestanden.
Urteil. d. N. Freien Presse: „Wer kein Geld wegwerfen u. wirkl. z. Ziele gelang. will, bediene sich nur dieser, von Staatsmin. Dr. v. Lutz Excell., Staatssek. Dr. Stephan Excell., d. Profess. Dr. Büchmann, Dr. Diesterweg, Dr. Herrig u. and. Autorit. empf. Orig.-Unterr.-Brf."
Adresse: Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, Berlin SW. 11.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Dr. Hans Meyer.

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Büttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Groß Oktav. Geheftet M. 5.—. Elegant gebunden M. 6.40.

Diese Erzählung schließt sich dem Besten an, was der so rasch und in so weiten Kreisen populär gewordene Verfasser bisher geschaffen hat. Zu seinen sonstigen, von der Lesewelt und der Kritik so allgemein gewürdigten Vorzügen: der originellen Erfindung und der Meisterschaft der psychologischen Detailmalerei, tritt hier der Reiz einer starken, spannenden, durchaus eigenthümlich geführten Handlung hinzu. Einer der schärfsten seelischen Conflicte, in welche Menschen gerathen können, wird im Geiste einer streng sittlichen Weltanschauung gelöst.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Fürstengunst

von

A. S. C. Wallis.

Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von F. v. d. H.

Drei Bände, 338, 370 u. 422 S. 8°. geh. *M* 18.— Eleg. geb. *M* 21.75.

Die pseudonyme Verfasserin, Tochter eines hochverdienten Professors der Universität Utrecht, hat sich bereits durch eine Reihe von novellistischen und dramatischen Dichtungen in ihrem Vaterlande einen sehr ehrenvollen Namen gemacht. Kraft der Charakterzeichnung, Feinheit und Tiefe der psychologischen Entwicklung zeichnen auch diese Erzählung aus.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Fürst Bismarck. Von Philipp Zorn. — Specialforschung und Hypothese. Ein Vorschlag zur Güte für die Planetenjäger. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Der Nachlaß von Hans Makart. Von Carl von Lützow. — Wilhelm Jordan's erster Roman. Von Theophil Zolling. — Die Bismarck-Literatur. Von Gustav Karpeles. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Fürst Bismarck.

Von Philipp Zorn.

„Unser Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Am 1. April vollendet Fürst Bismarck die siebenzig Jahre des Psalmwortes. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt rüstet sich das deutsche Volk, jenen Tag auch äußerlich zu feiern. Zwar fehlt es nicht an solchen, die grollend draußen stehen, sei es, daß sie sich der nationalen Größe überhaupt nicht freuen können, sei es, daß ihre kleinen Bedenken größer sind als unser größter Staatsmann: aber das deutsche Volk ist bei seinem Kanzler. Aus Millionen und Millionen Herzen steigt der zutiefst in der Seele empfundene Dank empor zu der allwaltenden Vorsehung für die siebenzig Jahre unseres Kanzlers und die, wenn es sein kann, noch tiefer empfundene Bitte, daß Gott dies Leben hoch kommen lassen wolle und höher noch als auf die Grenze des Psalmisten.

Denn dies Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, Mühe und Arbeit wie kaum ein zweites Leben, Mühe und Arbeit für uns. Und darum ist dies Leben köstlich gewesen, und es ist unser Gebet, daß die Vorsehung dies köstliche Leben uns noch lange erhalte. —

Fürst Bismarck ist der größte Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Wenn der Parteien Haß und Gunst auf das Bild des Lebenden ihre Schatten werfen, so wird dies Bild einst in der Weltgeschichte in einer Größe und einem Glanze strahlen, wovon wir uns jetzt kaum eine Vorstellung zu bilden vermögen. Denn Fürst Bismarck ist ein gewaltiges Stück Weltgeschichte, Fürst Bismarck ist die Erfüllung des Sehnens der deutschen Nation. —

Aus den Stürmen der Völkerwanderung entstand einst ein germanisches Reich, dessen Größe nicht in den Personen, sondern in den Einrichtungen des Staates beruhte: das Frankenreich. Dies Reich umfaßte Jahrhunderte lang die gesammte germanische Kraft. Innere und äußere Gründe lähmten erst und zerrissen dann das gewaltige Germanenreich Karl's des Großen.

Seitdem war die germanische Volkskraft zersplittert und, wie es schien, gebrochen. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat niemals die Kraft des ganzen deutschen Volkes staatlich zusammenzufassen vermocht. Es fehlt der Geschichte des alten Reiches nicht an großen Momenten und großen Epochen. Wir theilen nicht die Meinung, daß gewissermaßen die deutsche Geschichte erst mit dem Großen Kurfürsten beginne, wir beklagen vielmehr diese Auffassung: ohne die Summe von Culturentwickelung, die das Germanenthum im alten Reiche erarbeitet hatte, wäre auch die staatliche Zusammenfassung der deutschen Stämme im neuen Reiche nicht möglich geworden. Darum ist es ein verhängnißschwerer und beklagenswerther Irrthum, zwischen der Geschichte des deutschen Mittelalters und der Geschichte der deutschen Neuzeit, die sich in Preußen concentrirt, eine Kluft aufthun zu wollen, über welche keine Brücke führt.

Aber so viel allerdings ist richtig: die dauernde welthistorische Bedeutung des alten deutschen Reiches liegt nur nach der Seite der inneren Culturentwickelung, nicht nach der Seite des äußeren Staatslebens. Der staatenbildende Geist der Franken vererbte sich nicht auf das römische Reich deutscher Nation. Was die Geschichte dieses letzteren an Momenten staatlicher Größe und Kraft bietet, beruht auf Personen, nicht auf den Einrichtungen des Staates. Die letzteren waren von vorne herein so beschaffen, daß eine wirkliche staatliche Entwickelung ausgeschlossen blieb. Es waren drei Grundfehler der Organisation, welche in das alte Reich sofort bei seinem Entstehen den Keim des Todes legten: der Mangel des Erbkaiserthumes, der selbstständigen Finanzorganisation und der selbstständigen Heeresorganisation. Alle Krisen und Katastrophen des alten Reiches lassen sich auf diese drei Punkte zurückführen. In der Zeit bis zum Interregnum war wohl die Hoffnung noch begründet, jene Grundschäden beseitigt zu sehen; an Mahnungen der Weltgeschichte fehlte es nicht: der Investiturstreit, der Conflict Heinrich's des Löwen mit Friedrich Barbarossa, zuletzt das traurige Interregnum, um nur dieser Ereignisse zu gedenken, enthüllten die Grundfehler der Organisation nach der financiellen, militärischen und monarchischen Seite mit erschreckender Klarheit.

Aber die Mahnungen der Weltgeschichte blieben vergeblich. Seit dem Interregnum war die Entwickelungsunfähigkeit des alten Reiches definitiv besiegelt. Indeß jenseits des Rheines durch die Zusammenfassung der militärischen und financiellen Kraft des Volkes unter einer starken Erbmonarchie ein festes und concentrirtes Staatswesen sich gestaltete, siechte das entwickelungsunfähige deutsche Reich dahin und mußte Jahrhunderte lang sich das brutale Gesetz aus Versailles dictiren lassen.

Wir werden von der hohen Warte, von welcher aus wir heute den Weg überblicken, den die Entwickelung der deutschen Nation zurücklegen mußte, keine Klage anstimmen dürfen: denn die centrifugale Entwicklung Deutschlands im Gegensatze zu Frankreich hat die beiden Factoren geschaffen, auf welchen

Digitized by Google

die deutsche Geschichte der Neuzeit als auf ihren Grundpfeilern ruht: Preußen und die Reformation. —

Der heutige preußische Staat ist das Werk von drei großen Hohenzollernfürsten: des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter diesen Fürsten war Friedrich Wilhelm I. derjenige, dessen Wirksamkeit sich insbesondere in der Herstellung dauernder und vorzüglicher Institutionen des Staates concentrirte; Friedrich Wilhelm I. war der größte preußische Verwaltungskönig, der große und strenge „Hausvater seines Staates". Schon seit der Zeit des Großen Kurfürsten mußten tiefer blickende Geister erkennen und sprachen es aus: daß eine Zusammenfassung der deutschen Gesammtkraft, wenn überhaupt, nur durch Preußen möglich sei.

Am 26. December 1805 machte der Friede von Preßburg dem tausendjährigen alten Reiche ein Ende: das innerlich längst in seine Elemente aufgelöste Staatsgebilde erlag nun auch äußerlich den Stürmen der Revolutionsepoche. Noch aber waren die Zeit und der Mann nicht gekommen, die das neue Reich schaffen sollten. Auf dem Wiener Congresse mußte Preußen den Intriguen der feindseligen Großmächte sich fügen und dulden, daß im deutschen Bunde ein jammervolles Zerrbild deutscher Einheit aufgerichtet wurde, den Fremden zum Spott, den Deutschen zum Aerger.

Während in Frankfurt dies Deutschland des Scheines, um ein treffendes Wort Treitschke's zu gebrauchen, tagte, sammelte sich in Berlin das Deutschland der Arbeit. Aus der öden Wüste deutschen Staatslebens von 1815—1848 ragt ein einziges gewaltiges Werk preußischer Arbeit hervor: die Errichtung des deutschen Zollvereins. Daß dieser Herstellung der wirthschaftlichen Einheit Deutschlands ohne Oesterreich eine bewußte Tendenz auf Herstellung der staatsrechtlichen Einheit zu Grunde gelegen hätte, darf nicht behauptet werden: so weit reichte damals der Blick der preußischen Staatsmänner noch nicht, wie groß auch weiterhin thatsächlich die Bedeutung des Zollvereines für Erreichung jenes Zieles wurde.

Dann kamen die republikanischen Zuckungen des Jahres 1848. Die Bewegungen jenes Jahres zeigten aber klar, daß jetzt auch in der überwiegenden Mehrheit der Nation die Ueberzeugung feste Wurzel geschlagen hatte: daß nur durch Preußen eine staatliche Wiedergeburt Gesammtdeutschlands gewonnen werden könne. Friedrich Wilhelm IV. lehnte trotzdem die ihm vom Parlamente angebotene Kaiserkrone ab, weil er sich nicht durch den eisernen Reifen an die Revolution ketten lassen wolle.

Als dann die Zeit erfüllet war, das Sehnen der Nation zu stillen, trat Bismarck an die Spitze des preußischen Staates. Der parlamentarische Conflict von 1862—1866, der Krieg mit Oesterreich und die Auflösung des Bundes sind sein persönliches Werk; ihn allein trifft die Verantwortlichkeit vor der Weltgeschichte für jene kritischen Momente, welche zu einer Katastrophe des preußischen Staates führen zu müssen schienen, deren Resultat aber die staatliche Zusammenfassung der gesammten deutschen Volkskraft war. Was man Jahrzehnte allerwärts in Deutschland gesungen, getrunken, geredet — das hat Bismarck gethan. Die Zeit von 1862—1867 umschließt das schwerste, gefährlichste und großartigste staatsmännische Wirken Bismarck's: nur unter den schmerzlichsten Wehen konnte der deutsche Staat geboren werden. Seitdem hat sich eine Fülle welthistorischer Ereignisse vor unseren Augen vollzogen: durch Bismarck war mehr oder weniger das Geschick von Europa, ja des ganzen Weltalls bestimmt. Der Versuch Napoleon's III., Bismarck's Werk zu vernichten, kostete dem Abenteurer, der über ein Jahrzehnt Europa brutalisirt hatte, den Thron, wir aber gewannen die alten Grenzlande wieder und dazu das lang und heiß ersehnte deutsche Reich, das nun auch die süddeutschen Stämme mit Ausnahme der Deutschösterreicher umschloß.

Damit war diejenige Periode von Bismarck's staatsmännischem Wirken abgeschlossen, welche des Schwertes bedurfte, um das neue Reich zu bauen und zu schützen. Die fünfzehn Jahre, welche seitdem verflossen, sind Jahre des Friedens: seit 1870 ist Bismarck der Hort nicht allein des deutschen, sondern des Weltfriedens geworden und geblieben. Es kann kaum ein Zweifel bestehen: ohne Bismarck wäre die Welt nach 1870 von Krieg zu Krieg getaumelt. Daß das deutsche Reich in den siebziger Jahren wiederholt an der Schwelle neuer Kriege mit Frankreich stand; daß der Krieg mit Rußland allgemein als unvermeidlich galt; daß die orientalische Frage nach dem russisch-türkischen zu einem russisch-englischen Kriege und damit zu einem Weltbrande führen zu müssen schien; daß die neuesten Verwickelungen mit England über Colonialfragen uns hart an einem Kriege vorüberführten — das sind bekannte und unvergeßliche Thatsachen. Alle Verwickelungen hat Bismarck friedlich gelöst. Er hat den unversöhnlichen Feind von 1870 nicht nur beruhigt, sondern fast zum Freunde gewonnen; er hat den Feind von 1866 zum treuesten Bundesgenossen gewandelt und die Hoffnung ist heute keine utopistische mehr, daß das deutsch-österreichische Bündniß in absehbarer Zeit zu einer irgendwie gearteten staatsrechtlichen Verbindung führen werde, wonach die lebhaften und allgemeinen Wünsche aller Deutschen, mögen sie sonst noch so sehr in Parteien zerrissen sein, drängen; er hat die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten mit Rußland geebnet, so daß auch nach dieser Seite der Friede nach Menschengedenken völlig gesichert erscheint. Das Alles wissen wir, und schon nach dem, was wir wissen, ist Bismarck's Verdienst um den deutschen und den Weltfrieden ein fast über Menschenverstehen großes. Und wir zögern keinen Moment, den Satz niederzuschreiben: wenn einst die Archive die Gänge der hohen Politik in den siebziger Jahren enthüllen werden, dann erst werden wir jene Verdienste ganz zu erkennen vermögen, denn dann erst werden wir erfahren, welches Maß von Arbeit des Geistes und der Seele erforderlich war, um jene Verwickelungen, speciell die russischen, friedlich zu lösen.

Die fünfzehn Friedensjahre sind erfüllt von einer großen und großartigen Arbeit Bismarck's für den inneren Aufbau und Ausbau des deutschen Reiches. Die Erfolge des Kanzlers sind aber auf diesem Gebiete nicht annähernd so vollständige wie auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Die Verfassung und deren Ausbau in freiheitlichem Sinne; die Revision der Zollgesetzgebung; der Beginn einer umfassenden und tiefgreifenden Reformgesetzgebung zur Heilung der socialen Schäden; der Anfang einer deutschen Colonialpolitik sind diejenigen Zweige unserer Staatsentwickelung, welchen der Stempel der höchstpersönlichen Arbeit Bismarck's in hervorstechenden Maße aufgeprägt ist. Wir verzichten darauf, diese großen Probleme der inneren Politik eingehend zu erörtern: was hier Bismarck erreicht hat, hat er nur gegen eine heftige, theilweise fanatische Opposition im Parlamente, oft nur mit Anspannung seiner äußersten Kraft, zu erreichen vermocht.

An zwei anderen unter den schwersten Problemen deutscher Gesetzgebung der Neuzeit dagegen hat Bismarck nur untergeordneten Theil: an der Ein- und Durchführung der Selbstverwaltung in Preußen und an dem sogenannten Culturkampf. Was speciell letzteren Punkt angeht, so hat Bismarck vor einiger Zeit im Reichstag die hochinteressante Mittheilung gemacht, daß er an den Details der Gesetzgebung von 1873 nicht den mindesten Antheil habe, durch dieselben vielmehr überrascht worden sei, dagegen die Verantwortung für die Gesetzgebung von 1875 voll übernehme. Der Geschichtsschreiber des Culturkampfes wird sich diese Erklärung genau zu merken haben.

Man hat Bismarck immer und immer wieder vorgeworfen; sein Werk beruhe nur auf seiner Person und das „après nous le déluge" sei das unvermeidliche Loos des deutschen Reiches und Volkes, wenn die Person, auf die Alles zugeschnitten sei, nicht mehr sein werde. Darin liegt ein Körnlein Wahrheit. Daß die Gewalt eines übermächtigen, titanenhaften, welthistorischen Menschen, dessen höchstpersönliche Arbeit seit Jahrzehnten alle bedeutenden Momente der inneren und äußeren Politik bestimmt hat, einen ungewöhnlich starken Einfluß auf unser öffentliches Leben ausübt, ist selbstverständlich. Und wir halten es nicht eines Mannes unwerth, sondern vielmehr höchster Ehre und Anerkennung würdig, Diener und Werkzeug einer solchen welthistorischen Persönlichkeit zu sein. Zu einer für gewöhnliche Zeiten passenden

Digitized by Google

Parteibildung, wo das einzelne unbedeutende Individuum in erster Linie auf sein eigenes Wissen und Können zu pochen berechtigt wäre, werden wir, so lange Bismarck lebt, nicht gelangen. Wir leben unter einer geistigen, durch die Weltgeschichte auf's Gewaltigste bewährten Dictatur.

Aber dennoch ist jener Vorwurf in der Hauptsache falsch. Wenn es historisch wahr ist, daß die Stärke des Frankenreiches nicht in Personen, sondern in den Institutionen lag; wenn es historisch wahr ist, daß das Elend und der Untergang des alten deutschen Reiches durch die Schwäche seiner Grundlagen, speciell seiner monarchischen, financiellen und militärischen Grundlagen, verursacht war — dann trägt unser neues Reich die Gewähr der Dauer in sich. Wir kennen sehr wohl das Unfertige und mehrfach Problematische der Einrichtungen unseres Reiches. Und auch abgesehen davon wissen wir wohl und sprechen es in Demuth aus: das „Völker verrauschen, Namen verklingen, finstre Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus" — wird einmal auch das Loos des deutschen Reiches sein.

Aber die drei Grundfehler, an welchen das alte Reich dahinsiechte und unterging, hat Bismarck bei der Gründung des neuen Reiches vermieden.

Wir haben ein deutsches Erbkaiserthum, aufgebaut auf dem Felsen des preußischen Königthumes der Hohenzollern, des stärksten monarchischen Gedankens, den vielleicht die Geschichte aller Zeiten und Völker, jedenfalls die moderne Welt kennt. An diesem Felsen des preußischen Königthumes werden, so Gott will, alle Stürme auf unser Reich zerschellen.

Wir haben ein deutsches Reichsheer, aufgebaut auf der Basis der preußischen Militärgesetzgebung und der preußischen Disciplin, der besten und strengsten, die die Welt kennt, und getragen von den Traditionen preußischen Heldenthumes, an welchem 1870 auch die übrigen deutschen Stämme durch Hingabe von Blut und Leben ihren vollberechtigten Antheil sich erkämpften.

Endlich: wir haben ein wenigstens in der Hauptsache selbstständiges Reichsfinanzsystem, geschaffen durch die Arbeit preußischer Finanzmänner seit 1818, deren Resultate man 1867 nur einfach in die Reichsverfassung aufzunehmen brauchte. Wenn der Bau dieses Reichsfinanzsystemes bis heute nicht fertig gestellt werden konnte, so liegt die Schuld davon bekanntlich nicht an Bismarck, sondern an Denen, welche fortwährend vor dem Volke mit der demagogischen Phrase: nur keine neuen Steuern! prahlen, uneingedenk dessen, daß die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche, dem ersten Machtfactor der modernen Welt, nicht allein erhöhte Rechte gibt, sondern auch erhöhte Pflichten auflegt. Aber auch im Zustande der dermaligen Unfertigkeit ist doch das Reichsfinanzsystem so fest, daß eine Zersplitterung des Reiches in die Elemente der Gliedstaaten kaum zu den Möglichkeiten gerechnet werden kann.

Das deutsche Reich ist nicht auf die Person Bismarck's zugeschnitten, sondern es trägt die Gewähr seiner Dauer in den drei Institutionen, auf welchen es als seinen Grundpfeilern ruht: dem hohenzollerschen Erbkaiserthum, dem vom Kaiser geführten deutschen Reichsheer und dem selbstständigen Reichsfinanzsystem.

Nur Eines hat Bismarck nicht erreichen können: ein dauerndes und festes Einvernehmen mit der Volksvertretung. So lange unser „Völkerfrühling" währte, waren Kanzler und Reichstag in Harmonie. Seit Mitte der siebziger Jahre ist diese Harmonie verloren, und je länger, je mehr muß Bismarck seine äußersten Kräfte einsetzen, um auch nur bescheidene Erfolge gegenüber dem Parlament zu erzielen. Das ist der schwarze Schatten unseres jungen und schönen deutschen Tages, dessen Licht uns seit 1866 erfüllt.

Gleichwohl sprechen wir unsere feste Ueberzeugung dahin aus: in normalen Zeiten wird auch das deutsche Staatsleben der Zukunft nicht mehr ohne Zuziehung einer Volksvertretung sich entwickeln können. Die Principien der Zusammensetzung des Parlamentes aber und insbesondere die Abgrenzung der parlamentarischen und monarchischen Machtbefugnisse sind völlig ungelöste Fragen. Und wir bekennen offen: wir bangen vor dem Momente, da die letztere Frage zur Entscheidung drängen wird. Denn vor dem Auge des Geistes stehen die Jahrhunderte, da ohne das constitutionelle System aus der kleinen Mark Brandenburg durch die Arbeit seiner Fürsten die erste Großmacht der Welt wurde — und dem gegenüber ein Novum und Vacuum, das, soweit die geringe Erfahrung reicht, schwere Bedenken wachrufen muß.

Aber dennoch: diese Krisis wird kommen, und sie wird überwunden werden müssen.

In außergewöhnlichen Zeiten aber und gegenüber außergewöhnlichen Männern scheint das constitutionelle System zu versagen.

Unser Reichstag zählt 397 Mitglieder. Die ziffernmäßige Mehrheit, deren die Regierung, um regieren zu können, bedarf, beträgt somit 199. 66 Mitglieder des Reichstages bilden aber eine absolute Opposition. 100 weitere Abgeordnete stehen in einer fast ebenso absoluten Opposition aus confessionellen Gründen. Es bedarf also nur eines geringen Zuzuges, um die Regierung lahm zu legen. Diese Zustände nöthigen zu fortwährenden Combinationen, Compromissen, Connivenzen, ja selbst zu Schachergeschäften, in welchen unendlich viel der besten Kraft vergeudet wird und die besonders in letzter Zeit häufig zu ganz unwahren und unwürdigen Dingen führten.

Diejenige Gruppe von Parteien, welche dem machtvollen Einflusse Bismarck's sich beugen, wurde zwar bei den letzten Wahlen gestärkt, hat aber auch jetzt nicht die erforderliche Majorität. Die Entscheidung liegt stets bei einer anderen Partei. In wirthschaftlichen Fragen unterstützt das Centrum, der Noth des eigenen Interesses gehorchend, die Regierung; sonst ist letztere auf die Unterstützung der deutschfreisinnigen Partei gewiesen. Der Boden des nationalen Gedankens ist für Bismarck und die deutschfreisinnige Partei der nämliche: das ist von höchster Wichtigkeit; in gefahrvollen Momenten, wie jüngst gelegentlich der Complicationen mit England, bricht die Sonne dieses nationalen Gedankens doch immer durch. Darum ist es auch ein Unrecht, wenn diese Partei von der officiellen Presse als eine Rotte von Reichsfeinden und Reichsverräthern gebrandmarkt wird.

Diese Partei der relativen Opposition erkennt aber die geistige Superiorität Bismarck's nicht als ein Princip an, mit welchem man in unseren heutigen Verhältnissen als mit einem festen politischen Factor rechnen müsse, sondern glaubt sich berechtigt und verpflichtet, im Zweifel immer gegen den Kanzler, speciell in inneren Dingen, Partei zu nehmen. Das Verhältniß Bismarck's zu dieser Partei ist im Laufe der Zeit immer heftiger, gereizter, bitterer geworden. Die Schuld davon liegt sicherlich auf beiden Seiten, aber die weit überwiegende Schuld trifft doch vor der Weltgeschichte das Parlament. Wenn dem Manne, der das deutsche Reich geschaffen, der die Großmächte Europas eine nach der andern matt gesetzt, der uns seit 15 Jahren den Weltfrieden erhalten hat, wenn dieser verkörperten Weltgeschichte ein Mitglied des Parlamentes entgegentritt mit dem Anspruche, gleichberechtigte Macht gegen gleichberechtigte Macht zu verhandeln; wenn man die politische Potenz Bismarck's und irgend eines Abgeordneten X. als gleichwerthige Größen betrachtet, ja, den Kanzler in einem manchmal hart an die Invective streifenden Ton herunterkanzeln zu dürfen meint — so ist das doch, ehrlich gesprochen, eine innere ethische Unwahrheit ohne Gleichen.

Während wir dies schreiben, steht unser Volk wieder unter dem übermächtigen Eindruck einer jener seltenen gewaltigen Reden Bismarcks, in welchen der Strom der Weltgeschichte rauscht. Eine furchtbare Anklage und eine erschütternde Klage hat Bismarck an unser Volk gerichtet, eine Anklage gegen den Parteigeist, der den deutschen Völkerfrühling vernichte, eine Klage um die Gefahren, die das Werk seines Lebens bedrohen.

Möchte der 70. Geburtstag unserem großen Kanzler die Vernichtung des Parteigeistes als Ehrengabe der Nation bringen!

Digitized by Google

Specialforschung und Hypothese.

Ein Vorschlag zur Güte für die Planetenjäger.

Von M. Wilhelm Meyer.

In der Natur ist Alles wichtig. Das ist ein unanfechtbarer Satz, den namentlich die Specialisten in allen verschiedenen Gebieten der Naturforschung auf ihren Schild geschrieben haben und hoch halten. Man erlaube mir, an dieser Stelle den Satz von verschiedenen Seiten zu beleuchten.

Herr Casimir de Candolle unterhielt im Frühjahr 1883 die Genfer physikalische Gesellschaft mit einer sehr detaillirt durchgeführten Untersuchung über die Art und Weise, wie sich der Sand unter bewegtem Wasser auf dem Grunde absetzt. Jedermann hat wohl schon diese wellen- oder rippenförmigen Gebilde auf dem Grunde durchsichtiger Gewässer bemerkt, welche aus Sand und anderen leicht beweglichen Stoffen angehäuft, unter dem bewegten Elemente doch an festen Punkten und Liniensystemen liegen bleiben und sich oft zu seltsamen Formen gruppiren. Ganz besonders deutlich und interessant treten dieselben an den Ufern des krystallhellen Genfer Sees dem aufmerksamen Beobachter vor Augen. Nun, oben genannter Herr — es ist nöthig, hier zwischenzuschieben, daß derselbe sich nach dem Vorbilde seiner Väter der botanischen Wissenschaft widmet — unterhielt uns damals mit der Entstehung dieser Rippen im Sande volle anderthalb Stunden. Er hatte eine Menge verschieden geformter Gläser, die bis auf eine kleine Lücke mit sandigem Wasser angefüllt waren, mitgebracht, schüttelte dieselben, ließ sie oscilliren und rottiren und schließlich zeigten sich die wunderbarsten Gebilde aus Sand auf dem Boden derselben, welche zuweilen lebhaft an die Chladni'schen Klangfiguren erinnerten.

Ich gestehe nun offen, daß mich dieser Vortrag schon nach Verlauf der ersten halben Stunde unruhig machte. Daß man sich für derartige akademische Sitzungen von vorn herein mit einer guten Dosis von Geduld waffnen muß, weiß man ja längst. Daß man überhaupt hingeht, ist ja eigentlich nur ein Freundschaftsdienst, den man seinen Collegen erweist und der ganz auf Gegenseitigkeit beruht. Ich hatte ja selbst oft genug den Langmuth meiner Freunde in Anspruch nehmen müssen, wenn ich Resultate von astronomischen Rechnungen sehr specieller Natur vorzulegen hatte, die eben nur dem Specialisten wieder verständlich sein konnten, die aber nach dem in Akademien nun einmal herrschenden Zopfe nothwendig verlesen werden müssen, wenn man sie nachher in ihren Memoiren drucken lassen will. Mit tiefstgefühltem Mitleide habe ich damals immer auf die unglücklichen Opfer dieses akademischen Zopfes hinabgeblickt während meines unversiegbaren Redeflusses, dessen vielseitige Wendungen sich ausschließlich in überaus reichen Combinationen der zehn Zahlenzeichen erging. Schon nach sehr kurzer Zeit mußte ich dann bemerken, wie die meisten meiner bedauernswerthen Zuhörer wie von Krämpfen befallen wurden, die ihren Leib mit convulsivischen Zuckungen schüttelte, bis sie endlich in dem schrecklichen Kampfe mit dem dunklen Bruder des Todes, Morpheus genannt, hinsinkend erlagen, beklagenswerthe Opfer der Wissenschaft.

An die akademische Langeweile war ich also bereits seit längerer Zeit gewöhnt und in oberwähnter Sitzung der schweizerisch-französischen Akademie in Genf als ordentliches Mitglied derselben bemüht, meinen pflichtschuldigen Theil davon abzusitzen. Aber diese sandigen Rippen begannen sich denn doch so sehr in die Länge zu ziehen, daß die im Saale schon längst ausgebrochene Epidemie des Gähnens gar bedenklich um sich griff, über welche letztere ich, nebenbei gesagt, die Entdeckung gemacht habe, daß sie ganz so wie die Cholera nach Pettenkofer an bestimmte Localitäten gebunden zu sein scheint, welche dann leicht zu Herden dieses ansteckenden Krampfes der Gesichtsmuskeln werden können.

In mir rumorte damals ein mephistophelischer Geist, der mir bei jeder neuen Rippe, welche Herr de Candolle entstehen ließ, vordeklamirte: Wozu der Lärm? Was steht eigentlich dem Herrn zu Diensten? Was wollen Sie mit allen diesen Rippen anfangen, an denen doch kein Fleisch und Blut hängt? Die Ausdauer meines guten Freundes imponirte mir zwar eine Zeit lang, denn es ging aus der verlesenen Abhandlung hervor, daß er monatelang immer und in einemfort wassergefüllte Gläser hin und her geschüttelt haben mußte, um eben solche Rippen in allen Größen, Formen und Figurenbildungen zu erzeugen. Aber bald zeigten sich auch bei mir die unzweideutigsten Symptome der oberwähnten schrecklichen Krankheit, die bereits meine letzten Lebenskräfte zu absorbiren begann, als eine plötzliche Wendung am Schlusse der Vorlesung, welche ich noch mit hinsterbender Kraft meiner Sinne wie aus weiter Ferne hertönend vernahm, mich wie aus einem Traume aufschreckten und mir das Feuer der Beschämung ins Gesicht trieb. Herr de Candolle zeigte nämlich, daß die von ihm erzeugten Sandfiguren in den Wassergefäßen durchaus jenen Gebilden ähnlich sehen, welche die Wandungen pflanzlicher oder thierischer Zellenbildungen aufweisen, so daß sich jene zierlichen und überaus regelmäßigen Figuren, welche die Körper gewisser Infusorien, wie z. B. der Räderthierchen, ausmachen, sich auf rein mechanischem Wege in allen beliebigen Größen darstellen lassen. Es gehört dazu nur ein Gefäß mit Wasser, das unauflösliche kleine Körper mitführt und welches in bestimmten Winkeln und Amplituden bewegt wird, Bedingungen, welche bei jenen Infusorien unmittelbar erfüllt sind. Sie bestehen aus einer größeren Zelle, die mit Flüssigkeit gefüllt ist, und sie bewegen sich in der That schnell pulsend, wie es hier erfordert wird. Es ist also sehr nahe liegende Hoffnung vorhanden, durch oberwähnte Experimente die Bildung dieser kalkigen Schalen mit allen ihren feinen Ciselirungen auf rein mechanischem Wege sehr einfach zu erklären. Herr de Candolle belauschte hier, als er an den Ufern des Genfer Sees die sandigen Rippen auf dem blauen Grunde des Wassers beobachtete, einen Kunstgriff der rastlos schaffenden Natur, welchen sie bei der Bildung von Billionen zierlichster Geschöpfe anwendet, die uns bis dahin durchaus räthselhaft war. Jetzt, unter diesem neuen Gesichtspunkte, hätte ich den ganzen Vortrag gern sogleich noch einmal angehört, und die vielen Gläser und Flaschen, welche mir vordem so zwecklos vorkamen, wurden nun plötzlich in meinen Augen eben so viele riesenhafte Infusionsthierchen, welche mein Freund und Botaniker höchst eigenhändig selbst erschaffen hatte.

Ich habe hier diese Geschichte von den sandigen Rippen unter dem Wasser als ein gutes Beispiel von der Wahrheit des Satzes erzählt, daß in der Naturbeobachtung auch die unscheinbarsten Dinge von Wichtigkeit werden und zu den interessantesten Combinationen Anlaß geben können, wenn man sie unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu stellen versteht. Während der Botaniker an den Ufern des berühmten Sees spazieren ging, hatten sich gewiß schon oft vorher seine Gedanken mit den Mysterien der Zellenbildung beschäftigt, und hier in freier Natur läßt man gewöhnlich der Phantasie weit mehr Spielraum als in dem engen bücherumstellten Studierzimmer. Auf Spaziergängen ist es ja erlaubt, allerlei Hypothesen und wissenschaftliche Märchen auszuhecken, über die man später, zurückgekehrt zwischen die logischen vier Wände, vielleicht von Herzen lachen muß. So traten dem Botaniker jene Rippen im Seegrunde entgegen, die ihn sofort an jene kleinsten Gebilde erinnerten, welche er oft unter dem Mikroskope zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Sofort war die Hypothese fertig: Hier ist ein und derselbe Grund zur Bildung dieser Figuren im Großen sowohl als im Kleinen. Das war aber vor der Hand nur ein Märchen. Die Rippen mußten Fleisch und Blut gewinnen; deshalb waren nun die speciellen Untersuchungen nöthig; deshalb mußte Herr Professor de Candolle monatelang alle möglichen Gefäße schütteln und drehen, bis er sich über die Sache vor seinen Collegen bestimmter aussprechen konnte, bis eben die Hypothese Hand und Fuß gewann.

In diesem Sinne möchte ich hier eine Lanze für die Wichtigkeit der Hypothese in der Naturforschung brechen, welche aus triftigen Gründen in letzter Zeit sehr in Mißcredit gekommen war. Alles, was wir von der Natur wissen, gleicht einem bereits ziemlich umfangreichen Ländergebiete, das

Digitized by Google

wie eine Insel im unendlich großen Umfange des noch unbekannten Terrains eingebettet liegt, also gegen dieses doch unendlich klein ist und immer bleiben wird. Wollten wir nun, um diese Insel des Bekannten allmählich zu erweitern, den ganzen Contingent der Naturforscher an ihren Grenzen als geschlossene Kette aufstellen und sie beauftragen, von hier aus in das Gebiet des Unbekannten in geschlossenen Colonnen Schritt für Schritt vorzudringen, so würden, wegen der immer größer werdenden Ausdehnung der Grenzgebiete, bald Lücken in diesen Colonnen entstehen müssen; es müßten sich die Reihen der Naturforscher immer und immer vermehren, wenn sie der Aufgabe gewachsen bleiben wollten, bis schließlich die ganze Menschheit nicht mehr ausreichen würde, diesen Grenzcordon zu bilden. Das eroberte Gebiet wird dabei nur im Verhältniß der Quadratwurzel aus der angewandten Anzahl von Menschen gewachsen sein, und der bei Weitem größeste Theil des durchforschten Terrains wird sich als flach und uninteressant erwiesen haben oder als analog mit längst bekannten Regionen. Von nun ab muß sich aus notorischem Mangel an Kräften die Kette lösen, man muß sich von vorn herein entschließen, in der weiteren Forschung Lücken zurückzulassen, und es handelt sich jetzt darum, die Richtungen anzugeben, auf welchen gewagte Excursionen vermuthlich zu interessanten Resultaten führen könnten. Dann ist die Hypothese also ein nothwendiges Glied der Forschung geworden. Ich sehe deshalb in der That nicht ein, weshalb man ihr nicht heute schon einen Platz einräumen will? Es wird auch heute schon gut sein, wenn Leute, die als vorzügliche Topographen und gründliche Kenner des bereits eroberten Gebietes der Naturerkenntniß gelten, sich von Zeit zu Zeit über die allgemeine Ebene, wo das Heer der Specialisten arbeitet, erheben, um von dem schneeigen Gipfel eines Bergriesen aus das unbekannte Land zu überblicken, um, mit Hülfe ihrer altbewährten Routine und mit jenem Seherblicke, welcher nur dem innigst mit den Eigenthümlichkeiten des bereits überwundenen Terrains vertrauten Führer eigen ist, anzugeben, in welcher Richtung man nun weiter vordringen soll, wo der schmale Gebirgspfad liegt, der zwischen himmelanstrebenden Hindernissen hindurch ein neues großes Ländergebiet wahrscheinlich aufschließen wird. Darwin ist ein gutes Beispiel eines solchen Gebirgsführers. Vor ihm hatten schon viele Forscher den neuen Weg, der zu der biologischen Erklärung der Thier- und Pflanzenformen führen wird, vermuthet, aber sie hatten nicht den Muth gehabt, ihn zu betreten. Darwin schritt voran und plötzlich folgt ihm ein Heer von Specialisten, die früher nach links und rechts und überall die Kreuz und die Quer herum suchten und bei allem Eifer doch nicht recht weiter kommen konnten.

Leider begegnet man diesen Fällen sehr selten, daß gediegene Forscher solche Späherblicke in das unbekannte Gebiet hinauswagen, weil sie, die ja ohnehin schon auf einem erhabenen Standpunkte stehen und deshalb, vielgesehen sich fürchten, daß am Ende ihre noch so gediegene Erfahrung sie täuschen könne und der vermuthete Weg doch unpassirbar sein möge. Selbst und unbeachtet diesen Weg zunächst zu gehen, ist ihnen gemeiniglich nicht möglich, denn sie sind umringt von Collegen und Schülern, und die Kräfte eines Einzelnen reichen auch selten aus, solche Expeditionen in ein unbekanntes Gebiet auszuführen. Hier ist es dann sehr oft der Mangel an moralischem Muthe, eventuell einen Irrthum öffentlich anzuerkennen, welcher große Entdeckungen ungeschehen läßt, und hieraus erklärt sich auch zum Theil die Abneigung großer Gelehrter gegen die Hypothese. Ein anderer Umstand aber, welcher die Hypothese in sehr begründeten Mißcredit bringt, ist der, daß fortwährend eine Menge hohlköpfiger Schreihälse, die sich für große Propheten halten, auftreten, welche großes Geräusch um sich verbreiten und unablässig prahlen, sie wüßten den Weg ganz genau. Schließen sich ihnen dann wirklich einige Specialisten an und kommen nach einigen Umwegen, genasführt von diesen Hypothesenschmieden, an den alten Punkt unverrichteter Dinge wieder zurück, so mag ihnen allerdings die Lust vergehen, sich noch ein zweites Mal in so ungewisse Expeditionen einzulassen. Die Hypothesenmacher von der letzteren Art sind aber leider ungleich zahlreicher als die ersteren und deshalb ist man in diesen Dingen recht mißtrauisch geworden und arbeitet lieber auf dem altbekannten Boden, Schritt für Schritt vordringend, weiter; davon kann man gerade wie Jemand, der sein Geld in die Sparcasse thut, einen zwar sehr geringen, aber einen sicheren Erfolg erwarten.

Aber es ist eine sehr gewöhnliche Wahrnehmung, daß Leute, welche ihr Geld in der Sparcasse anlegen und also abgesagte Feinde jeder Speculation sind, weil man dabei gelegentlich auch einmal etwas verlieren kann, sehr leicht in das andere Extrem überschlagen und zu Geizhälsen werden, welche auch selbst die Sparcasse nicht mehr für sicher genug halten. Sie graben ihr Geld ein, so daß es regungslos wird und folglich allen Werth verliert. Solche Geizhälse sind leider die Meisten unserer Specialisten in der Naturforschung. Sie sammeln oft mit fieberhafter Ausdauer und einem Fleiße, welcher die höchste Anerkennung verdient, wissenschaftliche Schätze an und glauben, diese Schätze an sich seien das erwünschte Ziel der Wissenschaft. Aber so wie das Geld ehrlicherweise doch nur eine Ansammlung von gebundener Kraft bedeutet, welche uns durch eigenen Fleiß oder denjenigen unserer Väter zur Verfügung gestellt wird, eine Kraft, die wir jederzeit frei machen können und zum Wohle des Ganzen auch fortwährend arbeiten lassen sollten, so sind auch die wissenschaftlichen Daten, welche die Specialisten ansammeln, ein Capital, das an sich ganz werthlos sein würde, wenn es nicht der Speculation innerhalb vernünftiger Grenzen zur Verfügung gestellt wird. Das sehen aber viele dieser Herren Specialisten in ihrem unverwüstlichen Sammeleifer nicht ein und scharren Alles zusammen, dessen sie habhaft werden können und sei es auch ohne allen Werth.

An dieser Stelle kommen wir wieder auf unsere Anfangsphrase zurück: Alles in der Natur ist wichtig, welche mit der Behauptung, daß gewisse Specialisten ganz werthlose Dinge zusammenscharren, im Widerspruche zu stehen scheint. Nun ja. Ich muß wohl zugeben, daß man es einem Dinge in der Natur durchaus nicht gleich ansehen kann, ob es in dem großen Welthaushalte wichtig oder unwichtig ist. Die sandigen Rippen unter dem Wasser haben uns gezeigt, wie Erscheinungen, an denen Tausende gleichgültig vorübergingen, zu äußerst interessanten Schlußfolgerungen den Ausgangspunkt bilden können. Andererseits kann man unmöglich jedes Naturgeschehniß registriren. Wenn jeder Mensch von seiner Geburt an Naturforscher wäre, so könnte dennoch die ganze Menschheit vereint dieser Aufgabe nicht genügen. Es muß eine Auswahl von vorn herein getroffen werden, und um diese Auswahl zu treffen, ist wiederum die Hypothese nothwendig. Es muß rein speculativ ergründet werden, was vermuthlich im unendlichen Bereiche der Natur am wichtigsten, am interessantesten, am beobachtungswürdigsten sein wird, und dieses muß man auf gut Glück beobachten, untersuchen, ergründen; das andere, also den größeren Theil, auf die Gefahr hin beiseite lassen, es könne sich gerade da unter einem unergründlichen Chaos von uninteressanten Dingen etwas Werthvolles versteckt haben. Unsere menschliche Unvollkommenheit, die Unendlichkeit des Universums, in welchem doch ein einziges Infusionsthierchen, um seine Entwickelung und Thätigkeit recht zu verstehen, ein ganzes Heer von Naturforschern in Verlegenheit zu setzen im Stande ist, kurz, die einfache logische Unmöglichkeit, anders zu handeln, zwingen uns zu solchen Vernachlässigungen.

Aber gerade in dieser hypothetischen Auswahl des Untersuchungs-Materials wird meiner Ueberzeugung nach bedauerlich gesündigt und ein sehr frappantes Beispiel bieten hierfür im großen Gebiete der astronomischen Forschung die kleinen Planeten. Als die ersten derselben in den ersten Tagen unseres Jahrhunderts entdeckt wurden, interessirte sich selbstverständlich die ganze Welt dafür. Es war ja eine ganz neue Gattung von Himmelskörpern aufgefunden, und Gauß, der damals in seiner besten Jugendkraft stand, hing bei dieser Gelegenheit der Mechanik des Himmels sogleich ein ganz neues Capitel an, worin er seine eminente Geisteskraft auf das Unzweideutigste documentirte. So lange es bei den ersten vier Planeten dieser Gruppe, Ceres, Pallas, Juno, Vesta, die

Digitized by Google

zwischen 1801 und 1807 entdeckt wurden, sein Bewenden hatte, blieb auch das lebhafte Interesse aller Astronomen diesen himmlischen Kleinstaaten zugewendet. Da entdeckte, nach einer Zwischenpause von 38 Jahren, ein Dilettant, ein Postmeister Hencke in Driesen, den fünften kleinen Planeten, die Asträa, und nun verlief kein Jahr mehr, ohne daß nicht mindestens ein neuer Planet hinzugekommen wäre. Heut zu Tage liest man beinahe alle vierzehn Tage von einer Planeten-Entdeckung, die gewöhnlich hier in Wien durch meinen Collegen Palisa verübt wird. Es gibt jetzt einige zweihundertvierzig kleine Planeten, von denen Palisa allein mehr als vierzig entdeckt hat, eine Zahl, die ohne Zweifel von einer anerkennenswerthen Ausdauer und von großer Geschicklichkeit in der Kunst des Beobachtens spricht.

Im Jahre 1851, als erst elf Planeten der regelmäßigen Berechnung und Beobachtung unterzogen wurden, klagte bereits Encke, der damalige Director der Berliner Sternwarte, über die Arbeitslast, welche ihm als Herausgeber des „Astronomischen Jahrbuches" durch diese Planeten auferlegt wird. Er sagt im Jahrbuche für 1854: „Die von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Entdeckungen von neuen Planeten machen es nicht mehr möglich, mit Sicherheit hinlänglich genaue Ephemeriden dieser zahlreichen Weltkörper in dem Jahrbuche zu versprechen, wie auch schon in dem gegenwärtigen Bande zwei derselben, die für Asträa und für Hygiea fehlen. Es kann erst eine Einrichtung zur Erreichung dieses Zweckes getroffen werden, wenn einmal die Zahl der neuen Planeten wenigstens für eine Zeitlang als abgeschlossen angesehen werden kann." Eine ganz ähnliche Stimme wird, bereits etwas deutlicher, ein paar Jahre später laut. C. F. Pape schreibt in den „Astronomischen Nachrichten" unter dem 23. August 1857: „Da nun die Zahl der vorhandenen Planeten bei weitem noch nicht erschöpft zu sein scheint, so ist es dringend zu wünschen, daß in den Entdeckungen wenigstens eine mehrjährige Pause eintritt, bis die älteren Planeten entweder in Tafeln gebracht sind, oder bis ihre Elemente vorläufig keiner weiteren Verbesserung mehr bedürfen. Alsdann wird man ferneren Entdeckungen wieder ruhig entgegensehen können. Ich kann hier", fährt er dann fort, „eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche Gauß vor mehreren Jahren privatim äußerte, dahin lautend: Man möge unter den kleinen Planeten die interessanteren und helleren auswählen, sich mit ihnen anhaltend beschäftigen und die übrigen ihrem Schicksale überlassen." Diese letztere Bemerkung von Gauß ist mir durch meinen unvergeßlichen Lehrer Klinkerfueß in etwas drastischerer Form überliefert worden. Gauß habe nämlich gesagt, daß die Leute, welche heute noch kleine Planeten entdecken, anderen ehrlichen Astronomen in gewissem Sinne ihre Zeit stehlen, und man die Polizei deshalb auf die ersteren aufmerksam machen solle.

Es ist in der That ganz unzweifelhaft, daß die enorme Arbeitsleistung, welche zur Entdeckung, der ordentlichen Berechnung, der jedesmaligen Wiederauffindung unter der himmlischen Sternsaat und schließlich zur Weiterverfolgung dieser drittehalbhundert von Weltkörpern heute verwendet wird, in gar keinem Verhältnisse steht zu der Förderung, welche die astronomische Wissenschaft durch dieselben erfährt. Man wird unter diesem himmlischen Ungeziefer kaum acht oder zehn Exemplare herausfinden können, welche für höhere Fragen der Himmelsforschung möglicherweise einmal von Interesse werden könnten. Die anderen absorbiren aber mindestens zwei Drittel der ganzen Arbeitskraft, welche der astronomischen Forschung heute zu Gebote steht, und tausend Fragen, deren Lösung durch vereinte Kraft leicht ermöglicht werden könnte, und deren hohes Interesse von vornherein feststeht, bleiben aus Mangel an Arbeitskräften ungelöst; die Astronomie wird förmlich erdrückt unter der Last dieser enormen, rein mechanischen Thätigkeit der Planetenverfolgung, welche jeder höheren Regung Fesseln anlegt, und durch die einschläfernde Macht der ewig eintönigen Arbeit auch auf besser beanlagte junge Geister seinen verderblichen Einfluß nothwendig ausübt. Die Astronomen sind Beobachtungs- und Rechenmaschinen geworden.

Hier haben wir ein böses Beispiel der Specialforschung vor uns. Hier wird nur gedankenlos Arbeit geleistet, Stoff in unendlicher Fülle angesammelt, der eben wegen seiner Fülle werthlos wird. Man verfolgt hier kein Ziel mehr von einem vorgesteckten höheren Gesichtspunkte aus, wie in dem früheren Beispiele. Die Wiener Sternwarte, welche bekanntlich das größeste Fernrohr besitzt, das sich auf Erden gegenwärtig in Thätigkeit befindet, beschäftigt sich fast ausschließlich mit kleinen Planeten. Herr Palisa, der in seinem Feuereifer für kleine Planeten keine Minute unbenützt vorüber gehen läßt, beginnt seine Günstlinge nun auch mit diesem gewaltigen Instrumente zu verfolgen, und es ist deshalb zu erwarten, daß er allein bald eben so viele Planeten entdeckt haben wird, wie vor ihm alle übrigen Entdecker zusammengenommen, denn er hat ja den gewaltigen Vortheil der vielfach größeren optischen Kraft seiner Werkzeuge vor ihnen voraus. Der riesige Himmelsschlüssel wird bis jetzt nur zur Beobachtung von kleinen Planeten verwendet*) und Herr Palisa selbst hat in seiner astronomischen Laufbahn nichts gethan, als Planeten entdeckt. Wie viel hochinteressante Fragen der beobachtenden Astronomie über die Nebelflecke, Sternhaufen und Fixsternsysteme, über die Sonnen, welche einander umkreisen, über tausend andere Dinge in der unendlichen Fülle des Weltalls, wie viel werthvolle Aufschlüsse über den Aufbau des Universums könnte diese glückliche Vereinigung eines der besten Beobachter mit dem größesten Instrument auf dem Erdballe zu Tage fördern! Und es geschieht nichts, gar nichts, als daß die Zahl der kleinen Planeten, das gefährliche Ungeziefer am Himmel vermehrt wird! Das ist schade, das ist wahrhaft jammerschade! Was ist da aber zu thun? Herr Palisa, von der großen Wichtigkeit seiner Arbeit überzeugt, wird von derselben nicht ablassen.

Nun, es gäbe ein einfaches Mittel, das in den Händen des Vorstandes der Berliner Sternwarte liegt. Nur diese allein, keine andere Sternwarte der Welt, veröffentlicht die vollständigen Berechnungen dieser Himmelskörper. Wenn sie diese Arbeit plötzlich fallen ließe, die ihr so enorm viel Zeit kostet, so würden auch plötzlich die Planetenentdeckungen ausbleiben, weil man nicht wissen würde, ob ein Planet, auf den man zufällig stößt, ein neuer oder ein längst bekannter ist. Die bezüglichen Rechnungen aber bei solcher Gelegenheit auszuführen, fällt nie einem Planetenjäger ein.

Diesen Vorschlag zur Güte, den wie erwähnt bereits längst vor mir Gauß ausgesprochen hat, nämlich nur einige wenige interessantere Planeten aus der Menge herauszugreifen und regelmäßig weiter zu verfolgen, erlaube ich mir hiermit dem Forum der Oeffentlichkeit noch einmal zu unterbreiten in der einzigen Absicht, so viel an mir ist, meiner geliebten Himmelswissenschaft förderlich zu sein.

Literatur und Kunst.

Der Nachlaß von Hans Makart.

Von Carl von Lützow.

Die Gegenwart des kunstfreundlichen Wien gehört noch einmal seinem Hans Makart. Wenige Tage noch und der Traum dieses Daseins wird vollends verflogen sein, einer Existenz, wie sie göttergleicher an schöpferischer Kraft, an Erfolgen und Glücksgütern seit den Tagen des Rubens kaum wieder dagewesen.

Wer noch nicht über Makart's Wesen und Bedeutung zur Klarheit gekommen war, als der Meister unter uns

*) Es muß hier jedoch hinzugefügt werden, daß vor einiger Zeit Herr Professor Vogel, Director des Observatoriums in Potsdam, als er einige Monate lang auf Besuch in Wien war, das mächtige Fernrohr zu spektralanalytischen Untersuchungen sehr lichtschwacher Sterne verwendete, zu welchem seine sonst vorzüglichen optischen Mittel in Potsdam nicht ausreichten. Hier hat also in kurzer Zeit ein bewährter Forscher wichtige Resultate zu Tage gefördert durch die kenntnißreiche Auswahl des Beobachtungsmaterials.

Digitized by Google

wandelte, der kann ihn jetzt würdigen lernen, seit Haus und Atelier des Verstorbenen dem von nah und fern heran-drängenden Publicum offen stehen, um seine Schätze bei der demnächst beginnenden Versteigerung den Kauflustigen dar-zubieten. Man dachte mit Eifer daran, das Ganze zu erhalten: der ideale Plan hat sich nicht verwirklichen lassen! Das ist ewig schade. Denn in diesem Ganzen, nirgendwo anders, haben wir den ganzen Makart. Wird diese Hauseinrichtung, dieser Atelierschmuck, wird dieses Ensemble selbstgeschaffener und mit dem selbsterworbenen Vermögen zusammengelesener Kunst, dieser unvergleichliche Verein von Genie und Geschmack, von Altem und Niedagewesenem einmal zerstört sein, — dann, erst dann ist eigentlich unser Makart dahin, für immer dahin!

Beim Durchwandern der Zimmer und der Atelierräume die durch einen kleinen Ziergarten von einander geschieden sind — erkennt man nicht nur das von Makart Geschaffene, sondern betrachtet auch die Art, den Vorgang seines Schaffens. Auf der Staffelei allein konnte man dies nicht. Das Malen an den großen und kleinen Bildern, deren er natürlich immer mehrere in Arbeit hatte, bildete nur einen Theil seiner um-fassenden künstlerischen Thätigkeit. Nebenher ging ein stetes Arrangiren und Decoriren der Wohnung, ihrer Decken, Wände und Möbel. Am Plafond des Schlafzimmers, in welchem der Künstler starb, sieht man einige Ornamente der Tragbalken noch unvollendet, mit deren Ausführung er sich kurz vor der letzten Krankheit beschäftigte. Jeder Schritt gibt uns einen neuen Beweis dafür, mit welch unablässig schaffender Emsigkeit Makart sein Leben und das der Seinigen mit Schönheit zu erfüllen, mit den Gebilden der eigenen Phantasie wie mit den Schöpfungen der Kunst edler Meister der Vergangenheit zu schmücken trachtete. In diesem sieg-reichen Kampf gegen das Gewöhnliche, gegen die Prosa und Philisterhaftigkeit des modernen Lebens bethätigte er seinen Idealismus; in diesem Sinne hat es nie einen begabteren und glücklicheren Poeten gegeben als ihn. Man muß ihn ein Genie der malerischen Lebensgestaltung nennen. Ob das Leben sich in seinem Salon, ob es in dem zum Ballsaal her-gerichteten Atelier, ob es auf der zum Festzugschauplatz ge-wordenen Ringstraße, ob es endlich auf der Leinwand sich abspielt, ist Nebensache: die Art der schöpferischen, der ge-staltenden Kraft bleibt stets die nämliche.

Ein kritische Musterung des ganzen reichhaltigen Nach-lasses liegt nicht in meiner Absicht. Die Details bietet der bei R. v. Waldheim in Wien soeben erschienene, geschmackvoll ausgestattete Katalog, den Makarts langjähriger Freund Baurath Streit herausgegeben hat. Aber von einigen der hinterlassenen Werke Makart's muß doch berichtet werden, weil sie zu dem Bedeutendsten gehören, was der Meister ge-schaffen hat.

Die letzten Pinselstriche machte er an dem „Frühling", einem umfangreichen Langbilde, welches zu dem vor einigen Jahren entstandenen „Sommer" als Gegenstück oder vielmehr als Theil eines Cyklus gedacht war, in welchem die vier Jahreszeiten dargestellt werden sollten. Der „Herbst" und der „Winter" sind dem Meister versagt geblieben! Der „Frühling" ist vielleicht seine poesievollste Schöpfung, nicht nur farbenfrisch und prächtig, wie keine zweite, sondern auch innig empfunden und schön erzählt. Wir stehen am Saum eines dichten Waldes von tropischer Ueppigkeit; neben uralten Bäumen streben jugendliche Pflanzungen empor, dicht besetzt mit duftigen Blüthen; auch aus dem Boden dringt überall der Blumenflor. Inmitten dieser prangenden Vegetation sitzt am sprudelnden Quell eine lichte Frauengestalt, von Kinder-genien anmuthig umspielt. Da naht von rechts her ein jugendlicher Ritter in reicher, golddurchwirkter Tracht, sein Roß am Zügel führend, um aus dem Quell zu trinken. Die Nymphe — so wollen wir sie nennen — reicht ihm den Trunk in goldener Schale, und während er dankbar sich niederbeugt, — trifft ihn der Pfeil des neckischen Genius, der im Dickicht des Hintergrundes zielte. Lenz und Liebe, das dürstende Ver-langen und das heitere Geben der in Jugendlust erglühenden Natur sind niemals reizender und sinniger geschildert worden. Leider findet man große Partien des Bildes noch unvollendet: namentlich das Pferd des Ritters, auch Einzelnes an dessen eigener Gestalt und die meisten der Amoretten. Um so herr-licher ist die Ausführung anderer Theile, besonders des land-schaftlichen Vordergrundes; eine große feurig rothe Blume, die zu Füßen der Nymphe dem Boden entsprießt, ist das Letzte, was Makart's Pinsel berührt hat, — ein Symbol seiner noch im Verlöschen meteorgleich erglühenden Meisterschaft.

Es ist, wie wenn er überhaupt in letzter Zeit zu den duftigen Kindern des Frühlings von eigener Magie sich hin-gezogen gefühlt hätte! Unweit von dem großen Bilde steht eine ebenfalls unvollendet gebliebene Leinwand mit einem mächtigen Blumenstrauß in gemalter vergoldeter Cartouche-Einrahmung. Mohnblumen, Pappelrosen, Schwertlilien, Lor-beer- und Olivenzweige steigen aus einer grotesk geformten Vase empor, ein farbiges Ensemble von dem frischesten Reiz, bei dessen Anordnung alle Grazien des Rococostils dem Künstler zur Seite gestanden haben.

Aus dem unsäglich reichen Gruppenbilde von Pracht-geräthen, Waffen, Sculpturen, kostbaren Geweben und Kostümen, welche alle Wände und Winkel des Ateliers hüllen, lugt da und dort auch ein glühendes Frauenauge, die hoch-ragende Gestalt einer schönen Rumänin, das zarte, blasse Antlitz einer vornehmen italienischen Dame hervor: Andenken an flüchtige Begegnungen, kurze Stunden, in denen die Kunst des Malers der Schönheit ihre Huldigungen darbrachte. Aber mehr noch als diese Sprößlinge des begeisterungstrunkenen Augenblicks fesselt ein ernster, liebevoll durchgebildeter Ent-wurf unsern Blick, mit welchem sich Makart in der letzten Zeit vor seinem Tode wiederholt beschäftigte. Es ist das in drei großen Leinwandbildern und einer Kohlenzeichnung vor-liegende Project einer St. Georgscapelle gothischen Stils in der vollen Pracht ihrer äußeren und inneren Ausstattung. Man glaube nicht, daß es sich da bloß um eine Decoration von nur allgemeiner, andeutungsweise behandelter, malerischer Ausführung handelt! Nein, es ist ein auf's Gewissenhafteste durchgearbeitetes Project, das in allen Details seiner Glie-derungen, Formen und Verzierungen von der genauesten Kenntniß des gothischen Stiles zeugt. Selbstverständlich ist es nicht die strenge Frühgothik, auch nicht der Kathedralstil von Amiens oder Köln, sondern eine bewegtere späte Form, mit geschweiften Bögen, krausen Maßwerkbildungen, phantastischem Blumenwerk. Aber wie frei und reich ist dies Alles erfunden, wie geistvoll entwickelt, wie schön im Ton zusammengestimmt, vielfach durch Gold gehoben oder in Vergoldung auslaufend: ein wahres Kunstwerk, verglichen mit den Handwerksarbeiten unserer gewöhnlichen, einseitig architektonisch gebildeten Gothiker.

Eines geht aus Allem hervor, was Makart geschaffen und hinterlassen: er war ein in's Große und Ganze der Kunst strebender Genius, dem jeder Stil und jede Gattung von Kunst geläufig waren und dienen mußten zu dem gleichen Ziele der Verschönerung des Lebens. In dieser Universalität seines Könnens und Strebens erinnert er an die großen Meister der alten Zeit, denen auch die Kunst nur ein Eines, Unge-theiltes war, die unsere handwerksmäßige Beschränktheit und Einseitigkeit nicht kannten. Mag sein malerisches Ideal wie seine malerische Technik sich als vergänglich erweisen: in der Mannigfaltigkeit der Impulse, die er allen Künsten und Kunst-gewerben gab, wird Hans Makart fortleben und fortwirken für lange Zeiten.

Digitized by Google

Wilhelm Jordan's erster Roman.

Der formgewaltige Epiker und gefeierte Rhapsode hat also auch dem herrschenden literarischen Geschmack seinen Tribut gezollt und sich unter die unabsehbare Schaar der Romanverfasser begeben! Von dem in Stabreimen schwelgenden Siegfried zum realistischen Roman aus der Gegenwart, — läßt sich ein größerer Sprung denken? Aber Wilhelm Jordan hat ihn gewagt, und er scheint ihm wohl gelungen. Unser romanschlingendes Publicum wird ohne Zweifel mit Gier nach „Die Sebalds"*) greifen, und vielleicht wird es bald ebenso sehr Modesache, seine Bildungswuth an religiös-philosophisch-naturwissenschaftlichen Romanen zu stillen, als das alte Rom, das Pharaonische Egypten oder das mittelalterliche Lüneburg oder Antwerpen im Geiste wieder aufleben zu sehen. Mir wäre sogar die neue Mode lieber, zumal wenn der Verfasser, wie es bei Jordan der Fall, ein echter Poet und tiefsinniger Denker, überzeugungstreuer Idealist und scharfer Beobachter ist. Jordan's Romandichtung dient überhaupt nur als Vorwand, um gewisse religionsphilosophische und naturwissenschaftliche Gedanken unter die Menge zu bringen. Es ist zu hoffen, daß das Publicum, gleich dem Kinde des Tasso, sich von diesem Honig der Poesie, der die bittere Arzenei der Wahrheit annehmbar machen soll, täuschen lasse,

E dall inganno suo vita riceve.

Der fromme Betrug liegt hier zuvörderst in der bunten, spannenden Handlung. Der lutherische Hauptpastor an der Sebalduskirche in Odenburg Ulrich Sebald ist der Sproß einer ursprünglich gräflichen Familie, die ehedem über großen Grundbesitz verfügte. Indem aber sein Urahn, der Freiherr Dietleib Sebald, ein eifriger Schüler und Anhänger Luther's, zum Protestantismus übertrat und der erste lutherische Prediger in Odenburg wurde, verschrieb er die Familiengüter seinem jüngeren Bruder. Diese jüngere Linie kehrte später zum alten Glauben zurück und der Besitz verblieb ihr, trotz der formellen Verfügung des längst verstorbenen Dietleib, wonach im Fall eines Glaubenswechsels das Familiengut wieder an den ältesten Sprossen der älteren Linie anheimfallen müsse. Langwierige Processe und Familienstreitigkeiten entfremdeten die beiden Linien des Sebald'schen Hauses immer mehr und mehr. Die in unserer Gegenwart lebenden Sprossen kennen sich nicht einmal. Die ältere Linie, die seit Jahrhunderten der Sebalduskirche die Hauptpastoren gab, ist verkörpert in dem Pastor Ulrich und seinem Bruder Arnulf, einem in Nordamerika weilenden Naturforscher. Die jüngere Linie besteht in dem Grafen Udo und seiner Tochter Hildegard, sowie entfernter Vettern. Der Roman behandelt die Vereinigung der beiden feindlichen Linien.

Dieses Wunder geschieht durch die Bekehrung der in streng katholischen Grundsätzen erzogenen „Stammcousine" zu der Weltanschauung der beiden Brüder. Erst wird Hildegard auf einer Schweizerreise durch den Pastor in ihrem Wunderglauben erschüttert, dann auf einer nordamerikanischen Tour von Arnulf in die Kur genommen und zur Darwinistin umgewandelt. Natürlich ist auch da „über allem Zauber Liebe". Sie wird von einem jeden der beiden Brüder aus höchster Lebensgefahr errettet. Erst zieht der Pastor sie aus einer Gletscherspalte, dann rettet sie Arnulf bei einem Schiffbruch. Und diese künstliche Symmetrie geht noch weiter: während der Pastor, der ihrem Vater und ihr selbst die Unmöglichkeit einer Verbindung mit ihm, dem lutherischen Prediger, überzeugend dargelegt hat, sie für Arnulf bestimmt, will dieser sie für seinen Bruder erziehen. Zum Glück für alle Drei verliert der Pastor mittlerweile sein Herz an eine schöne Convertitin. Cäcilie, die Tochter des jüdischen Bankiers Mendez, kann der Beredtsamkeit des freisinnigen Pastors nicht länger widerstehen und will sich von ihm taufen lassen. Aber der Geistliche, längst mit seiner Kirche im Zwiespalt, weigert sich. Er erzieht sie nicht zur Protestantin, sondern zur Christin. Darauf legt er sein Amt nieder und gründet eine Gemeinschaft „zur Errichtung des neuen Erdenhauses für das Menschenglück". Den Beschluß macht eine confessionslose Doppelhochzeit zwischen Protestanten, Katholiken und Juden.

Jordan spart auch in der Ausführung den Honig der Romantik mit nichten. Er kennt alle Kniffe der Romanschreiber, die ihre Leser um jeden Preis spannen wollen, und verschmäht auch nicht abgebrauchte Effecte und Sensationsmittel: mysteriöse Begegnungen, Familiengeheimnisse, Documentendiebstahl, Rettungen, Jesuitenschliche, Knabenraub. Jawohl, im vorletzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, mitten im modernen Frankfurt a. M. — will sagen: Odenburg — und unter den Augen der königlich preußischen Hermandad, die bekanntlich das Gras wachsen hört, stehlen die bösen Jesuiten einen Knaben aus seinem Bett heraus! Der kleine Loa ist nämlich der Sohn des verstorbenen Bruders von Hildegard und einer unendlich tugendhaften Kunstreiterin, und seine Aehnlichkeit mit dem Pastor Ulrich ist so groß, daß man die Vaterschaft bereits diesem zuschreibt, was dessen Stellung nicht wenig untergraben hilft. In dieser gräulichen Kindergeschichte fühlt sich Jordan freilich selbst nicht ganz sicher, denn er hält es für nöthig, die Kleingläubigen in einem Motto zu beruhigen:

„Das ist der Wahn der Welt: was man berichtet,
Weil man's erlebt, das nennt sie stets erdichtet."

Der Verfasser hat endlich seinen Tendenzroman noch dadurch schmackhaft zu machen gesucht, daß er die Modelle einiger Figuren erkennbar durchschimmern läßt. Schon der Schauplatz der Handlung, obwohl in dem Namen Odenburg leicht verschleiert, ist unschwer zu errathen. Frankfurter Verhältnisse, Oertlichkeiten und Personen sind es, die hier geschildert werden. Die allegorische Stadterweiterungsgeschichte von Odenburg ist eine feine Satire auf gewisse Phasen in der Entwicklung der schönen Mainstadt. Der ergötzliche Conflict am „Neuthor" hat sich zugetragen; die prächtigen Anlagen sind so, wie es hier erzählt wird, zu Stande gekommen. Mendez' altes Haus steht jedenfalls in der jetzt niedergerissenen Judengasse, neben Börne's und der Rothschilde Stammhaus, und die neu gegründete Kirche scheint am Taunusplatz gedacht, wo der Dichter sein Heim aufgeschlagen hat. Auch der persönlichen Anspielungen sind unzählige. In dem jesuitischen Professor Marpinger wird man unschwer den in Frankfurt lebenden Verfasser der „Geschichte des deutschen Volkes" erkennen, die hier eine wankende Katholikin dem Protestantenthum abspenstig machen soll. Auch einige orthodoxe Kampfhähne sind offenbar nach dem Leben gezeichnet. Wer erkennt nicht den Geheimen Oberconsistorialrath von Weidenstamm, „für den die Umwitzelung seines Namens in „Weit vom Stamm" landläufig geworden war," den kleinen Sohn eines großen Mannes, eines genialen und weltberühmten Gelehrten? oder den anderen intoleranten Finsterling Krachmann, der trotz Copernicus den Stillstand der Sonne am Himmel als Heilswahrheit verkündet?

Ist die Erfindung gewaltsam, künstlich und unlebendig, zu sehr nach dem Exempel schmeckend, so ist auch die Charakteristik durchgehends nicht plastisch genug. Es fehlt das concrete Leben, die Gestaltung in Fleisch und Blut, die individuelle Zeichnung. Die beiden Brüder Sebald, ihre treffliche Mutter, der alte Graf, Hildegard und Cäcilie mögen uns wohl fesseln und anregen, aber es sind im Grunde nur Schemen, abstracte Begriffe, Träger einer bestimmten Idee. Sie sind alle Abbilder von Wilhelm Jordan, imponirend durch ihre Fülle des Wissens und der Lebenserfahrung, und sie reden alle dieselbe Sprache, die des Dichters. Sie denken und dociren zu viel und fühlen und leben nicht genug. Umsonst wird man nach etwas suchen, was wie Leidenschaft aussieht. Diese vier Liebenden lieben so vernünftig, so ruhig; es ist ihnen Alles furchtbar klar; das Wort „Liebe" verwandelt sich in ihrem Munde in das altkluge „Verliebniß". Vergeblich müht sich Jordan da und dort, von seiner schweren Art zu lassen und gar neckisch zu sein: er wird nur frostig und unbeholfen. Man merkt dies an einigen Dialogpointen und Wortspielen, z. B.

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2 Bde.

Digitized by Google

der unbedeutenden und dennoch „kapitalen" Entdeckung Arnulfs. Der hübsche Einfall, daß Hildegarde auf des Geliebten Werbung nur: „Komm!" antwortet, bleibt ohne rechte Wirkung, und die ganze Liebesscene schließt nüchtern ab.

Und doch ist es ein hochbedeutsames dichterisches Werk. Die Bilder von der Schweizerreise, zumal die Schilderung von Einsiedeln, die Einweihung des alten Judenstammhauses durch den Talmudisten, das unvergleichlich virtuose al fresco der Nordlichtserscheinung auf dem Meer konnte nur ein großer Poet ausführen. In der ergreifenden Darstellung des Schiffbruchs merkt man auch die Autorität unseres ersten deutschen Marineministers, der Jordan im tollen Jahre Achtundvierzig war. Einmal sogar, und zwar nach einer Schilderung des Niagarafalls, genügt ihm die Prosa nicht mehr und nimmt er seine Zuflucht zum Vers: dann folgt das hinreißende Gedicht über die Musik des Niagara's, das an Robert Southey's phonetische Composition: „Der Wasserfall von Lodore" gemahnt und unseren ersten Verskünstler auf seiner Höhe zeigt.

Seine Prosa ist klar, stahlhart, compact und von größter Anschaulichkeit. Nur selten verliert er sich im Schweren, Dunklen, wo der alte Junghegelianer wieder zu spuken scheint. Er ist nie verlegen um einen präcisen, plastischen Ausdruck. Er schreibt: „moderne Lichtgier und dämmersüchtige Gothik", „den tiefsten Punkt ersinken", „ein Stockwerk überragt das andere", „hemmwüthig", „wortabschneidende Hast", „schwindelfern", „wandelbunt", „das accentbestachelte Griechisch", „Warnwink", „Klaff", „Bodenhaft", „richt auf . . . zu", „die Wahrheit zu siegesgewaltiger Offenbarung zusammengesonnt." Er bereichert seinen umfassenden Wortschatz mit Dialektausdrücken: „Chinesenpadden", „Tobelschlund", „Millioneser", „drängeln". Anderes ist weniger glücklich: „grimmdumm", „Gedeihwecker", „Erbaumeister", „hausbacken dinglich", „Dämmerblink", „es aufgängelte etwas in seinem Gesicht". Auch die Dialekt-Anklänge des Schweizer Führers mit dem „Eisspeer" sind oft von zweifelhafter Echtheit („Albig", „Mütterle"), und das Glarner Bad Stachelberg wird consequent „Stackelberg" genannt. Besonders in seinen Vergleichen ist Jordan immer treffend und originell; er entnimmt sie allen Gebieten menschlichen Wissens, am liebsten den Naturwissenschaften, wobei er eine außerordentliche Schärfe der Beobachtung verräth. Ein Beispiel! „Wie jedes Auge seinen Blindfleck hat, und zwar gerade da, wo der Sammelstrang der Sehnerven eintritt, um sich auf der Netzhaut auszubreiten, so war sein helles Urtheil mit Trübung behaftet in diesem Einen Punkte" . . . Oder das komische Porträt des Küsters und Ohrenvirtuosen:

„Wie dem Spechte der hammerstarke Bohrschnabel und die Kletterfüße sein Waldamt unausweichlich vorbestimmen; wie die Eigenart der meisten Thiere beruht auf der Bildung eines Gliedes oder Gliedtheiles, das auf Kosten der anderen bevorzugt ist mit Ueberwuchs: so hatte der Charakter Spitzer's die Ausprägung, sein Lebenslauf die unabwendliche Richtung empfangen von einem seiner Organe. Er trug sein führendes Schicksal am Kopfe in seinen übermäßig großen und wunderlich gebildeten Ohren. Weit eigentlicher als andere verdienten sie die Benennung Muscheln. Das Läppchen fehlte ganz, beinahe ganz, wenigstens oben der umgefalzte Saumwulst. Scharfkantig auslaufend wie Messerschneiden, vom Gehörgang bis zum Rande flach gewölbt, fast ohne Andeutung der Spiralfurchen, sahen sie in der That zwei längl'chen Flußmuschelhälften sehr ähnlich. Noch vollständiger machte die Vergleichbarkeit ein fettiges Blinken der straffgespannten röthlichen Innenhaut, indem es an Perlmutterglanz wenigstens erinnerte. Henkelartig abstehend, gaben sie seinem Kopf mit dem breiten Gesicht etwas widerwärtig Thierisches. Für die erstmalige Wahrnehmung geradezu schreckhaft, dann aber lächerlich verstärkt wurde dieser Eindruck durch ihre Beweglichkeit. Denn erheblichen Spieles fähig geblieben waren unter der Kopfhaut Spitzers jene Muskeln, welche zwar noch jetzt der Mensch von seinen Vorfahren ererbt, aber meistens nur als nutzlose Rudimente, weil ihr Gebrauch verlernt ward und zuletzt verloren ging, seit im Kulturstaat Nachtwächter, Gensdarm und Schutzmann den Sicherheitsdienst übernommen, den weiland in der Wildniß zur Erhaltung des Daseins durch Warnung vor Gefahr die eigenen Sinne des Einzelnen besorgen mußten. Er vermochte die Ohrmuscheln sowohl einziehend etwas flacher zu stellen, als tiefer gewölbt vorzubiegen. Dann hörten sie, dem Eigener ohnehin ihre Häßlichkeit mit bewunderungswürdig feiner Lauschkraft vergütend, noch etwas schärfer . . . Der Kopf mit den trichterschnell auf- und niederzwinkernden Zuckohren weckte etwa die Vorstellung einer Vogelmißgeburt, die mit ungenügenden Flügelstümpfen vergebliche Flatterversuche anstellt."

Jordan ist der Dichter des Darwinismus. Er verkündet die Wahrheiten der neuen Weltanschauung, spinnt ihre Hypothesen weiter und eröffnet unabsehbare Horizonte und sucht die natürliche Schöpfungsgeschichte auch für Herz und Gemüth fruchtbar zu machen. Die Unterhaltungen der Hauptpersonen, z. B. wo der Pastor Hildegard's Wunderglauben vernichtet oder Arnulf ihr beweist, daß alle Zweckmäßigkeit der Natur nur Ergebniß allmählicher Anpassung ist, die geistreichen Vorträge über die Entwicklung aller Lebensgestalten aus wenigen Urformen und die Disputationen über den alten und den neuen Glauben sind formschöne Abhandlungen voll tiefsinniger Bemerkungen und weltumfassender Ausblicke. Hier liegt die eigentliche Bedeutung des Buches. Der geniale Denker sagt uns Alles, was er auf dem Herzen hat. Er plaudert über Wunderkinder und Kindersprache, über Damenmoden und Mischeben, über Erdmagnetismus und die „Sonnenkindschaft" unseres Planeten, über die Judenfrage und das neue Reich, und gerade hier entwickelt er eine hinreißende nationale Begeisterung, die uns bei dem alten Achtundvierziger doppelt angenehm berührt. Es geht freilich nicht ohne Schrullen ab. Die Zuchtwahl, die Erblichkeit u. a. werden bei jeder Gelegenheit herangezogen. Arnulf mißt Hildegard's Fußstapfen im Sande und erkennt daran ihre Verwandtschaft mit seiner Familie. Die Aehnlichkeit der Gesichter innerhalb einer Familie spielt ebenfalls eine große Rolle, und Jordan hat sogar seine Ansicht, daß die Natur sich immer wiederholt, zum Hauptmotto des ganzen Buches gewählt:

„Gesichter bildend und Gestalten
Erneut Natur gar oft die alten,
Doch merken das wir Eintagsfliegen
Nur dann wir, wenn herabgestiegen
Aus längst schon wurmdurchbohrten Rahmen,
Des Ahnensaales Herrn und Damen
In ihrer Enkelenkel Sprossen
Lebendig sehn als Zeitgenossen."

Sogar der „Strafschlag auf die Schläfe" erscheint als „erbgewohnte" Familieneigenthümlichkeit der Sebald's, und daß der kleine Lothar auf seinem Steckenpferde scharfe Kreis und Slinien reitet, ist natürlich ein Erbtheil seiner Mutter, der Circusdame. Auch die zur Gewohnheit gewordene, mühelos anmuthige Haltung, „die selbst in bester Gesellschaft nicht vollkommen zu erlernen", gilt dem Verfasser als ein von mehreren Vorgenerationen überkommenes Erbtalent. Immerhin ist er unbefangen genug, um einmal mit souveränem Humor sich selbst zu ironisiren: die „Wegwissenschaft" Arnulfs im nie betretenen Schlosse erweist sich nicht als Spiritistenspuk oder Erberinnerung, sondern löst sich auf die natürlichste Weise. Gerade diese über den Personen und ihren Verhältnissen und Anschauungen schwebende Ironie verleibt dem Buch einen großen geistigen Reiz, zumal dort, wo sie nicht in Spielerei ausartet, wie in der zum Theil recht unzarten Komödie unter der Eiche — Hildegarde mimt zu Pferde den tödtlichen Sturz ihrer Schwägerin im Circus! —, sondern sich so poetisch und geistreich ausspricht, wie etwa in der symbolischen Rathsversammlung der Alfen oder in der Parabel von der Weltschöpfung des gelangweilten Zeus. Es ist eben eine im Grunde nüchterne Welt, und aller Mummenschanz, aller symbolische und allegorische Krimskrams täuscht uns nicht über ihre Gemüthlosigkeit. Auch der begeisterte Dichter selbst scheint wohl einzusehen, daß der Darwinismus als Religion nicht genügt. Deswegen ist er nicht lediglich Materialist, sondern erkennt die großartige Bedeutung des Christenthums an.

„Nur die Christenheit hat den Besitz einer allumfassenden Wissenschaft erarbeitet, deren Kenntnißfülle, ein unabsehbares Wachsthum verbürgend, schon jetzt erheblich genug ist, um mit ihr verglichen die früheren Vorstellungen von der Allwissenheit der Götter mehr als nur kindlich zu finden . . . Der Aufbau

Digitized by Google

des Leibes Christi soll dadurch zu Stande kommen, daß einst die Einigung aller Menschen im Glauben und in der Erkenntniß des Gottessohnes den vollkommenen Menschen — das Menschheits-Ideal — dermaßen verwirklicht, daß die ganze Wesenfülle Christi gestaltet vorhanden ist." Darum sagt sich Pastor Ulrich wohl von der Kirche, aber nicht vom Christenthum los. Er will die Anpassung desselben an die Lebensbedingungen der erwachsenen Menschheit, die Vereinigung der modernen Wissenschaft mit der christlichen Weltanschauung. Ueber die geringen Aussichten einer modernen Religionsstiftung ist Jordan völlig im Klaren.

„Die Zeit der kirchlichen Thaten ist vorüber — — Um dem Papste das Schlüsselrecht Petri zu entreißen und sich den sperrgeldfreien Einlaß ins Himmelreich zu erobern, war man bereit, auf Erden das äußerste Elend auf sich zu nehmen, selbst der Gefahr des politischen Todes zu trotzen, dem dann der dreißigjährige Krieg die Nation auch nahe genug bringen sollte. Jetzt hat das deutsche Volk alle Hände voll mit dem Ausbau des neuen Reichs, und mehr als andere Völker, mit dem Aufgebot aller Kräfte der erkannten Natur, um die Erde einzurichten zum Gesundheit, Lebenslust und Glück beherbergenden Hause der Menschheit. Während man schwelgt in der Hoffnung auf Sonnenschein bei Nacht, die Gasgesellschaften zittern vor Edison's Glühlampen, eine Dynamomaschine von Siemens die Dampflocomotiven abzusetzen, wohl gar das lenkbare Luftschiff zu ersiegen verheißt, würde selbst ein Prophet, der das Religionsgenie Jesaja's, Jesu und des Apostels Paulus in einem Kopfe vereinigte, wenig Ohren finden für eine neue Bergpredigt. Die Wunderthäter der Epoche sind die Schüler des Chirurgen Lister, ihr Heilslieferant, der so praktische als speculative Wollenapostel Jäger mit seinen Webern und Schneidern. Das Seelsorgeramt verkommt zur müßigen Antiquität, während die Koch, die Pasteur und Genossen baldige Erlösung weissagen von Schwindsucht, Milzbrand und Hundswuth durch Austreibung der Milliarden kleiner Teufel, welche sie als Bacterien und Bacillen entdeckt haben.

Und darum schaart Pastor Ulrich ohne allzu große Erwartungen seine Andächtigen um sich in seiner neu erbauten Kirche. Er weiß, daß die Stifter solcher Gemeinden fast immer verzichten mußten, noch selbst die Entscheidung zu erleben, ob sie den Grundstein zu einem Heilsbau für Millionen gelegt, oder nur die Unzahl mißlungener Versuche mit einer bald verkümmernden Secte um einen weiteren vermehrt. Jedenfalls ist sein Streben ein hohes, sein Traum ein schöner, sein Ideal der Verwirklichung werth. „Weissagungen wirken ihre Erfüllung" lautet ja der tiefsinnige Spruch aus einer früheren Dichtung Wilhelm Jordan's.

Theophil Zolling.

Die Bismarck-Literatur.

Von Gustav Karpeles.

Es ist begreiflich, daß um einen Staatsmann von weltgeschichtlicher Bedeutung sich frühzeitig schon eine ganze Literatur krystallisirt. Aus der Bedeutung des Reichskanzlers allein würde sicher schon der Literarhistoriker eines fernen Jahrtausends, in dem vielleicht eine neue Sündfluth den größten Theil unserer Bücher vertilgt haben wird, auf eine Literatur schließen dürfen, die sich mit dem Leben und Schaffen des Fürsten Bismarck im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert beschäftigt habe. Diesem Literarhistoriker ist es nun allerdings schwer vorzuarbeiten; aber eine kurze Uebersicht der bis nun erschienenen Bismarck-Literatur dürfte doch wohl gerade jetzt angebracht sein, wo sich das ganze deutsche Vaterland anschickt, den siebzigsten Geburtstag seines Einigers einträchtig zu feiern.

Schon daß man nach kaum zwanzig Jahren überhaupt von einer solchen Literatur sprechen kann, ist charakteristisch für den Mann und sein Werk. Es muß einerseits etwas Großes und Ueberwältigendes in der historischen Erscheinung an sich liegen; andererseits wiederum muß das Werk ein in sich abgeschlossenes und festes sein, so daß es sich leicht überschauen und schildern läßt. Vor dem Jahre 1866 ist natürlich von einer Bismarck-Literatur nicht die Rede, wenn man nicht etwa die scharfen und abfälligen Zeitungsartikel, vorwiegend aus den Jahren 1849 und 1861, sowie die zahllosen Carricaturen dazu rechnen will, die früh schon Bismarck zu einer populären Persönlichkeit gemacht haben. Erst nach dem preußisch-österreichischen Kriege regt sich das Bedürfniß, den vielverleumdeten Mann näher kennen zu lernen und ihm literarisch gerecht zu werden. Von kleinen Broschüren und anderen literarischen Eintagsfliegen pro und contra abgesehen, dürfte das in Altenburg 1867 anonym erschienene Buch „Graf Bismarck, ein Lebensbild" die erste ausführliche Biographie sein, die den Reigen der Bismarck-Literatur anführt.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß sie den Wunsch hegt, ausgezeichnete Persönlichkeiten in ihrer vollen Entwickelung kennen zu lernen. Aus diesem Wunsche und Streben entspringt die reiche biographische Literatur unserer Epoche. Und man darf wohl ohne Ueberhebung sagen, daß die letzten dreißig Jahre uns eine stattliche Zahl guter und würdiger biographischer Denkmäler von Fürsten, Staatsmännern, Dichtern und Gelehrten gebracht haben, so daß dieser Zweig unserer Literatur schon jetzt zu dem Besten gehört und sich neben jede fremde Literatur stellen darf. Naturgemäß ist bei solchem Schaffen ebensowohl eine Steigerung des Bedürfnisses und Interesses als auch eine vorzeitige Befriedigung desselben und eine literarische Ueberproduction eingetreten. Die illustrirten Zeitungen mit ihrem nicht zu erschöpfenden Bilderhunger haben das Ihrige dazu gethan. So kommt es, daß, während im Mittelalter sich nur Wenige malen ließen und deshalb ein großer Mangel an Bildnissen, Kupferstichen und Gemälden berühmter Männer früherer Jahrhunderte existirt, heute dagegen diesem Mangel bereits so weit abgeholfen ist, daß man sich zunächst abbilden läßt und später erst Anstalten trifft, um sich den dazu gehörigen Ruf zu verschaffen.

Diese Ueberproduction bringt eine gewisse Hast zu Tage, vorzeitig den Neigungen des Lesepublicums entgegenzukommen. Wie wir eine Weltgeschichte besitzen, die, kaum ist das Jahr abgeschlossen, auch schon die Ereignisse desselben historisch resumirt, so erhalten wir biographische Werke über Männer, deren Leben noch in voller Entwickelung und daher nach keiner Richtung hin einen Totalüberblick gewährt, während es doch das erste Erforderniß solcher Schöpfungen ist, das Individuum aus seinem Leben und die Zeit aus den Personen, die in ihr gelebt, zu zeichnen und zu schildern.

An allen diesen Mängeln leidet vor Allem die deutsche Bismarck-Literatur. Auf der anderen Seite entspringt ja alles Interesse an Geschichte und geschichtlichen Persönlichkeiten der Liebe zu den Gedanken, der Bewunderung ihrer Thaten. Und so mochte es immerhin gerechtfertigt erscheinen, wenn dem Wunsch, als dem Vater des Gedankens, die Erfüllung so rasch wie möglich nachfolgte.

Wiederum ist es natürlich, daß jene Jahre, in denen die gigantische Erscheinung des „eisernen Kanzlers" am meisten in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit getreten, ein besonders reiches Schaffen auf diesem biographischen Gebiete bezeichnen. Während aber die Periode in und unmittelbar nach dem Jahre 1866 vorwiegend in patriotischem Sinne die Biographie des „Bundeskanzlers" liest und jene große Wandelung vollzieht, in der aus dem bestgehaßten nahezu der populärste deutsche Mann hervorgeht, schwingt sich die Bismarckliteratur der folgenden Jahre zu eminent politischem Charakter auf.

Sie hat eine Mission zu erfüllen. Es gilt, dem Franzmann klar zu machen, wer dieser „Mann von Sadowa" eigentlich sei und was er wolle. Damals lenkte sich in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Grafen Bismarck. Man hatte sich ja in dem deutschen Diplomaten, den der Napoleonische Hof vorher nur mit vornehmem Achselzucken aufgenommen hatte, bitter getäuscht. Jetzt wollte man das Versäumte nachholen. Aus dem „Nebel von Chlum" war man nun einmal heraus; das Nächste war, den Mann genauer kennen zu lernen. Es gibt kaum irgendwo dankbareren Stoff und reicheres Material für den zukünftigen Bismarckbiographen,

Digitized by Google

als die französischen Zeitungen und Revuen von 1867—1869. Damals kamen auch die ersten Interviewers nach Berlin und fanden in der Wilhelmstraße stets freundliche Aufnahme und bereitwillige Antwort auf ihre Fragen. Was sie dann zu Hause ihrem Publicum erzählten, war allerdings in hohem Grade geeignet, großen Respect vor diesem „eisernen Kanzler" einzuflößen. Man erinnert sich wohl noch der Aufsätze, die die „Revue moderne" in jenen Jahren gebracht und die der Autor J. Valbert — wenn ich nicht irre, ein Pseudonym des bekannten Akademikers Victor Cherbuliez — später als Buch unter dem Titel „L'oeuvre de M. de Bismarck", 1863—66, Sadowa et la campagne de sept jours" (Paris, 1869) herausgegeben hat. Das ist nun freilich ein anderer Ton als der, welcher in deutschen Schriften erklingt. Er ist nicht sehr sympathisch, obwohl er sich diesen Anschein gibt, aber frisch und geistreich und verständnißvoll. Ein einziges Buch ist in jenen Jahren erschienen, welches den deutschen Patriotismus mit dem französischen Geistreichthum vereinigt: es ist die ihrer Zeit viel gelesene Schrift von Ludwig Bamberger „Herr v. Bismarck" (Breslau, 1868). Sicher war es der vornehmste Zweck dieser Arbeit, dem Ausland das Verständniß des großen Staatsmannes zu erschließen. Und dieser Zweck ist durch die klare, geistvolle Darstellung des auch in französischer und englischer Sprache erschienenen Buches gewiß erreicht worden.

Nun kannten die Franzosen den Grafen Bismarck. Aber auch die Deutschen sollten ihn gründlicher kennen lernen, als dies bisher der Fall gewesen. Georg Hesekiel war der Mann dazu, dies Unternehmen auszuführen. Er hatte vor Allem einen unwandelbaren preußischen Patriotismus, eine glühende Begeisterung für die Mark Brandenburg und Alles, was mit ihr auch nur im entferntesten Zusammenhang steht, Phantasie, reiches poetisches Empfinden und — zuletzt, doch nicht zuletzt — große schriftstellerische Gewandtheit. Sein „Buch vom Grafen Bismarck" (Bielefeld und Leipzig, 1869), das innerhalb vier Jahren drei große Auflagen erlebte, war ein liebenswürdiges und gutes Volksbuch, dem der inzwischen bekannt gewordene Umstand allerdings besondere Würze verliehen hat, daß Hesekiel jene Informationen aus directer Quelle erhielt. Das war in der That die erste authentische Publication in der Bismarckliteratur. Und ein besonderer, vielleicht der schönste Schmuck dieses auch durch gute Illustrationen geschmückten Buches waren die zahlreichen Briefe Bismarck's, die Hesekiel zum ersten Mal veröffentlichen durfte und die später auch vermehrt in einem hübschen Separatabdruck als „Bismarck-Briefe, 1844—1870" erschienen sind. Hier erhielt man zum ersten Mal einen Einblick in das reiche Geistes- und Gemüthsleben, in die Pläne, Hoffnungen und Ideale, in die verschiedenen Lebensepochen Bismarck's. Das Buch hat von seinem urkundlichen Werth bis auf den heutigen Tag nichts verloren; alle späteren Publicationen fußen auf den Mittheilungen Hesekiel's, der von einer wohlthuenden Begeisterung für seinen Helden erfüllt war und diese auch auf seine Leser zu übertragen verstanden hat.

Es kam das Jahr 1870. Und nun öffneten sich natürlich die Schleusen der Bismarckliteratur. Der Kanzler stand im Mittelpunkt des Weltinteresses, und ganz Europa vor Allem hatte ein sehr lebhaftes Interesse daran, sein Leben und Streben kennen zu lernen. Das urkundliche Material war inzwischen reichlich angewachsen, und so hatte die biographisch-kritische Beurtheilung im Wesentlichen eine ebenso leichte wie dankbare Arbeit. Die buchhändlerische Speculation kam den Neigungen des Publicums bereitwillig entgegen und es entstand förmlich ein Wettkampf um Kriegsgeschichten, Chroniken, Biographien von Kaiser Wilhelm, Graf Moltke und natürlich auch von Graf Bismarck. Leider kann man nicht sagen, daß auch nur ein nennenswerthes Buch als Sieger aus diesem Wettkampf hervorgegangen ist. Aber man wird dieses Resultat begreifen, wenn man bedenkt, daß tüchtige Historiker und ernsthafte Schriftsteller eine gewisse Scheu davor hegen mußten, die Geschichte, die eben noch auf den rauchenden Schlachtfeldern Frankreichs gemacht wurde, auch schon niederzuschreiben.

Nur das, was als Ausdruck spontaner Begeisterung gelten kann, hat sachlichen Werth von dieser Bismarckliteratur des Jahres 1870. Und das sind die flammenden Kriegs- und Huldigungsgedichte, in denen der Retter des Vaterlands, der Held, der Deutschland erlöst und geeinigt, in allen Tonarten und Dichtungsformen besungen wurde. Bei flüchtiger Lectüre jener Liedersammlungen habe ich allein schon mehr als dreißig Gedichte gefunden, die sich direct an den Kanzler wandten. Aber es dürfte überhaupt wohl nur wenige geben, in denen seines Werkes nicht Erwähnung geschähe, und so mag es immerhin als verwunderlich erscheinen, daß kein „Bismarck-Album" damals oder später jene flüchtigen poetischen Spenden zu einem festen Ganzen vereinigt hat. Eine solche Sammlung hätte ihren literarhistorischen Werth als getreues Symptom der Stimmung, die damals alle Kreise und Schichten des deutschen Volkes durchwehte. Aber man würde freilich bei der Lectüre dieser theilweise sehr stimmungsvollen Lieder gar zu oft an den bekannten Vers erinnert werden, den J. V. v. Scheffel als Dank auf ein Glückwunschtelegramm des Reichskanzlers erwidert hat: „Ein Blatt Geschichte — ist mehr werth als tausend Gedichte". Und an der Wahrheit dieses Spruchs würde nicht einmal die Thatsache das Geringste ändern, daß unter jenen Sängern die Namen unserer besten lyrischen Dichter sich befinden.

Leider kann man dasselbe hinsichtlich der Bismarck-Biographen, die nun in den folgenden Jahren schaarenweise auftreten, nicht behaupten. Wenn die Bismarckliteratur jetzt hauptsächlich auf das Volksthümliche sich richtet und als ein beliebter Zweig der Jugendliteratur angesehen werden will, so kann man sie, von dem Grundsatze ausgehend, daß für die Jugend und das Volk eben nur das Beste gut genug ist, nicht gerade loben. Ein bibliographischer Ueberblick ist für jene Zeit ebenso schwer als nutzlos, da zunächst, wie gesagt, die biographischen Werke damals wie Pilze aus der Erde schossen, andererseits aber keines von ihnen auf dauernden historischen Werth Anspruch machen kann. Aber ein Zug verdient doch hervorgehoben zu werden, der ihnen allen gemeinsam ist: der Hang, etwas Romantisches, Seltsames, Wunderbares hinter der großartigen Realität dieses Lebens zu suchen. Entspricht dieser Zug dem deutschen Grundcharakter oder dem Bedürfniß des Leserkreises, an den sie sich vorzugsweise wandten, genug, er fällt auf und wirkt, auch schon bei Hesekiel, etwas störend auf den kritischen Leser. Mir fällt dabei eine charakteristische Anecdote ein, die ich einmal bei Saphir gelesen. Eine junge Dame erzählt einem ihrer Verehrer: „Jetzt habe ich eine interessante Lectüre, eine allerliebste Sammlung von romantischen Erzählungen." Der Freund läßt sich das Buch zeigen — es war eine Uebersetzung der Lebensbeschreibungen Plutarch's. „Das sind keine Romane, mein schönes Fräulein," sagt er, „das sind wahre Geschichten." — „Ach so," erwidert die junge Dame, und von dem Augenblick an las sie keine Zeile mehr im Plutarch. —

Eine neue Periode, man kann sie die dritte, die historisch-kritische nennen, beginnt für die Bismarck-Literatur mit jener großen Wendung im Leben des Staatsmannes, da er, nachdem das Reich fest consolidirt, mächtig und geehrt nach außen dasteht, die große sociale Suppenfrage der Zeit in den Kreis seines Schaffens zieht. Je fremdartiger diese Bestrebungen der Mehrheit im ersten Augenblicke erschienen, desto eifriger suchte man nach irgendwie befriedigender Lösung dieses Lebensräthsels. Aus diesem Suchen und Fragen entspringt von Neuem ein Quell von Lebensgeschichten. Aber der Trank ist reiner und frischer, den wir aus dieser Quelle schöpfen. Am Eingang zu dieser dritten Periode steht ein vortreffliches Buch, das von F. C. v. Köppen „Fürst Otto von Bismarck". 2 Bde. (Leipzig, 1878), ein echtes und rechtes Volksbuch, das aber auch — namentlich in der zweiten Ausgabe — die Bedürfnisse höher gebildeter Leser zu befriedigen vermag. Das ganze reichlich vorhandene Material von Biographien, Zeitungsmittheilungen, Indiscretionen, Gesprächen u. s. w. ist zu einem einheitlichen Ganzen harmonisch zusammengefügt.

Daß es wieder ein Ausländer — und nun gar ein Pole — war, der das geistreichste, aber auch boshafteste Buch über den Fürsten Bismarck in dieser Periode geschrieben, wer würde das nicht begreiflich finden! Das Lob, das der österreichische Publicist Julian Klaczko in seinem französischen

Digitized by Google

und auch ins Deutsche übertragenen Buche „Deux chanceliers" (Paris, 1876) mit zuckersüßer Miene spendet, erinnert lebhaft an die biblische Erzählung von Bileam, der gekommen war, um zu fluchen, und gezwungen war, zu segnen.

Und wiederum wird es Jeder nun einmal begreiflich finden, daß es ein Deutscher war, dem wir das gründlichste und vollständigste Buch dieser Literatur zu verdanken haben. Es ist dies L. Hahn, der in seinem dreibändigen Werke „Fürst Bismarck" (Berlin, 1878) das gesammte Material gesichtet, geordnet und erweitert hat. Das ist nun die wichtigste — und wohl auch die authentischste — historische Quelle für alle zukünftigen Biographen.

Neben diesen drei grundlegenden Werken haben wir aber aus jener Periode noch manches Andere zu verzeichnen, so die in den „Männern der Zeit" veröffentlichte biographische Stizze von A. E. Brachvogel: „Fürst Bismarck" (Hannover, 1878), die zwar an demselben Naturalismus und an der gleichen Stillosigkeit leidet wie alle anderen Arbeiten dieses begabten Schriftstellers, die aber doch auch durch ihre subjective Auffassung nach mancher Richtung hin Werth und Interesse hat. Die Werke von Görlach, Schlüter, Wunderlich, Hocker, Großmann, Rößler, Buchner seien nur kurz erwähnt, weil sie kein neues Moment für die Charakteristik dieser Literatur abgeben. Eher schon könnte die Bismarckbiographie von W. Müller ein solches liefern, da sie das Leben des Kanzlers von einem höheren historischen Gesichtspunkt aus schildert und auf alle romantischen Zuthaten verzichtet.

Interessant und wenig gekannt ist das Buch, mit dem ein Belgier, Revntiens, im Jahre 1875 debütirte: „Bismarck et Cavour et l'unité de l'Italie" (Brüssel, 1875). Das lesenswerthe Buch enthält zuerst die Parallele zwischen Bismarck und Cavour, die seither so oft wiederholt worden ist, ohne deshalb geistvoller vorgetragen zu werden oder aber auch an innerer Wahrhaftigkeit zu gewinnen.

Mit einer französischen Studie von A. Proust „Le prince de Bismarck" (Paris, 1877) und einem deutschen Essay von H. Blankenburg „Fürst Bismarck" — die beide aus der Unzahl von biographischen Studien, Essays und Lebensbildern aller europäischen Revuen als die vorzüglichsten Arbeiten hervorgehoben zu werden verdienen, scheiden wir von dieser Periode, in der auch dem Kanzler ein poetischer Biograph in Gustav Schwetschke erstanden ist, dessen „Bismarkias" und „Varzinias" die denkwürdigsten Momente dieses reichbewegten Lebens mit Geist und Humor, in deutschen und lateinischen, meist gutgebauten Versen schildern. Nicht zu vergessen sei hier „De plattdütsche Bismarck" (Leipzig, 1878) den W. Schröder, der bekannte plattdeutsche Humorist, für alle Liebhaber dieses Dialekts, die ja auch meist besondere Verehrer des Reichskanzlers sind, verfaßt hat.

Die neue Periode, innerhalb welcher wir uns noch befinden, hat die Bismarck-Literatur mit einer erdrückenden Fülle von neuem und wichtigem Material bereichert, größere und einheitlich abgeschlossene biographische Werke aber nicht erstehen lassen. Das ist ein großer, wohl zu beachtender Fortschritt, der dem zukünftigen Historiker noch zu Gute kommen wird. Das Wichtigste sind in dieser Hinsicht die drei Werke von Moritz Busch „Graf Bismarck und seine Leute" (Leipzig 1879) „Neue Tagebuchblätter" (ebd. 1880) und „Unser Reichskanzler" (ebd. 1884). Das größte Aufsehen erregte das erste Werk. Und es ist charakteristisch, daß dieselben Zeitungen, welche die Publication selbst, den Titel und sonst noch Manches zu tadeln hatten, ihre Spalten wochenlang mit Auszügen aus den interessantesten Capiteln dieses Buches füllten. Die gelehrten Professoren, welche am liebsten aus verstaubten Acten der Karls- und anderer Archive „pragmatisch" Geschichte treiben, zuckten natürlich die Achsel, die weisen Politiker zogen ihre Augenbrauen zusammen und hielten die Veröffentlichung dieser Privat- und Tischgespräche für inopportun; dies Alles änderte jedoch an der Bedeutung und Wahrheit der Erzählungen nicht das Geringste, die der Verfasser als Augen- und Ohrenzeuge berichtete. Fürst Bismarck selbst hat auf solche Publicationen als historisches Material ein viel größeres Gewicht gelegt als auf amtliche Depeschen und Gesandtschaftsberichte: „die Hauptsache liegt immer in Privatbriefen", so belehrte er einmal seine Räthe, „und confidentiellen Mittheilungen, auch mündlichen, was Alles nicht zu den Acten kommt." Die Geschichte gewinnt dann allerdings ein anderes Gesicht, als wenn wir sie durch die berühmte Professorenbrille studiren. Aber dieses Gesicht ist das wahre — und das ist doch am Ende bei aller Geschichtsforschung die Hauptsache.

So bieten die Publicationen von M. Busch das werthvollste Material für die zukünftige Bismarckbiographie und für die Zeitgeschichte an sich während der Jahre 1879—1882. Daneben steht an Rang und Bedeutung für die Zeit von 1851—1859 die Veröffentlichung der an den Ministerpräsidenten v. Manteuffel gerichteten Depeschen, Berichte und Privatbriefe Bismarck's, die R. v. Poschinger unter dem Titel: „Preußen im Bundestag 1851—1859, Documente der Königl. preußischen Bundestagsgesandtschaft" in vier starken Bänden (Leipzig, 1884) herausgegeben hat. Die Bedeutung dieses eminent historischen Werkes für die Biographie Bismarck's liegt in der entscheidenden Thatsache, daß sich auf den Studien und Erfahrungen, die er in Frankfurt gemacht, das ganze große Werk aufbaut, mit dem des Kanzlers späteres Leben ausgefüllt ist.

Und daran schließen sich für die Petersburger Jahre die interessanten und fein ausgeführten Schilderungen, die der rühmlichst bekannte Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" in diesen und den folgenden Bildern von dem Wirken und Schaffen des Königl. preußischen Gesandten am Czarenhofe gegeben hat. So besitzen wir nun schon für die Jahre von 1851 bis 1861 und von 1879 bis 1882 überaus werthvolles Urkundenmaterial zur Biographie des Kanzlers. Die Zeit, die dazwischenliegt und nachfolgt, wird wohl erst in späteren Jahrzehnten erhellt werden.

Aber auch für die vorhergehenden Perioden fehlt es nicht an glaubwürdigen und interessanten Berichten, die sich bis in die Frühzeit des Mittelalters erstrecken. Dahin gehören die allerdings vielfach und mit Recht angefochtenen Studien von Riedel im „Archiv für die Geschichte der Mark Brandenburg" über das Geschlecht der Herren v. Bismarck-Schönhausen, ferner die von J. W. Braun herausgegebene Gedächtnißrede — Eloge — Alexander v. Bismarck's auf seine Gattin (Berlin, 1884). Dahin sind auch die Berichte von Prof. Bonnell, einem Lehrer, und E. Krigar, einem Mitschüler Bismarck's, über seine Jugendzeit zu zählen, die Letzterer in einem kleinen Büchlein „Kleine Mittheilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck" anmuthig geschildert hat.

Das nächste Material für die Geschichte des deutsch-französischen Krieges und die diplomatische Thätigkeit des Kanzlers liefern allerdings die gegnerischen Berichte, die Schriften der französischen Schriftsteller und Staatsmänner. Und es ist nicht das geringste Lob, welches sein Biograph dem Kanzler wird spenden dürfen, daß aus allen diesen Berichten, wie feindselig und parteiisch sie auch gehalten waren, sein Charakter und seine Handlungsweise in jener stürmisch erregten Zeit klar und rein hervorgehen. Wie er die glatte Doppelzüngigkeit der alten diplomatischen Schule durch die strenge Wahrhaftigkeit und unbedingte Offenheit einer neuen nach ihm benannten Richtung gänzlich verdrängt hat, dies kann man nirgends eingehender studiren, als in den Berichten und Memoiren von Sorel, Mazade, Duret, Gireaudau, Monod, Gramont, Wimpffen, Boucher, J. Favre, Benedetti, Lamarmora, Guizot, Thiers, Herisson, Ideville, Labonlaye, Cavour u. v. A., die in den zahlreichen deutschen Veröffentlichungen aus den letzten Jahren von Beust, Friesen, Wagener, Meding, Duckwitz, Prokesch Osten, Bluntschli, Beseler ein interessantes Pendant finden. Ja, es dürfte kaum eine historische oder autobiographische Publication in den letzten Jahren erschienen sein, die nicht, sofern sie die Gegenwart oder einen Zeitgenossen schildert, in irgend einer Beziehung neues Material zur Lebensgeschichte Bismarcks geboten hätte.

Daß die Reden des Fürsten Bismarck früh schon gesammelt und in 3 Bänden (Berlin 1867—71) herausgegeben, später noch durch einen Supplementband vervollständigt und unter dem Titel: „Les discours de Mr. le Prince de Bismarck (Paris, 1879) herausgegeben worden sind, ist bekannt. Eine reiche Ausbeute wird der Biograph finden in diesen Reden von höchstem sachlichem Tik, ohne jeden rhetorischen Aufputz,

Digitized by Google

dennoch aber von schlagender Kraft und reich an geflügelten Worten, „deren Schwingen zugleich die Schwingen der umgestaltenden That waren."

Aus allen diesen zahllosen Bausteinen wird sich die Biographie des Reichskanzlers zusammensetzen. Und sie wird dabei natürlich weder die zeitgenössischen Darstellungen der Weltgeschichte „bis auf unsere Tage" — von Bulle, Müller, Corvin, Scherr, Ruge, Schlosser-Jäger, Weber, Treitschke — noch auch die vielen Werke über die drei großen deutschen Kriege — von Fontane, Hiltl, Borbstädt, Hahn, Menzel, Rüstow, Junck, Hirth und Gosen u. v. A. — ja nicht einmal die romantischen Schilderungen übersehen dürfen, mit denen unsere „historischen" Romanschriftsteller wie L. Mühlbach, L. Herbert, J. Reteliffe, G. Hiltl, G. Samarow u. A. das Leben und die Thaten des Reichskanzlers ausgeschmückt haben.

Daß sie an den neuesten Publicationen, die dem siebzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck gewidmet sind, nicht achtlos vorübergehen wird, ist selbstverständlich. Wie bei dieser flüchtigen Skizze überhaupt jede bibliographische Vollständigkeit ausgeschlossen ist, so läßt sich auch die neueste Bismarckliteratur noch nicht übersehen. Allein in wenigen Nummern des „Buchhändler-Börsenblattes" habe ich zehn Biographien des Reichskanzlers angezeigt gesehen. Von diesen sind mir nur zwei zu Gesichte gekommen. „Fürst Bismarck" von Dr. R. Wiermann (Leipzig 1885, Renger'sche Buchhandlung) und der „kleine Poschinger" oder „Bismarck in Frankfurt" (ebd.); beide Bücher sind gut und lesbar geschrieben und erfüllen ihren patriotischen Zweck in bester Weise. In demselben Verlage sind auch in früheren Jahren mehrere Schriften erschienen, die wohl alle aus derselben Feder herrühren und von denen zwei, die ein besonders feines Verständniß für die innere Politik Bismarck's haben, hier besonders erwähnt sein mögen. Die eine führt den Titel: „Bismarck nach dem Kriege", ein Charakter- und Zeitbild, die andere heißt: „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik. 1871—1883."

Ueberseben wir die Fülle von Biographien, Essays, Memoiren, Geschichten, Bildern und Gedichten — ja sogar Dramen und Romanen, die das Leben des Fürsten Bismarck schildern, so ergibt sich, daß die Zahl 500, welche mir ein erfahrener Bibliograph für den Umfang der deutschen Bismarckliteratur angegeben, wohl keineswegs zu hoch gegriffen ist. Es versteht sich von selbst, daß diese Zahl durchaus nicht als eine genaue angesehen werden will. Ebensowenig wie diese Uebersicht eine genaue ist.

Es galt ja nur, in großen Zügen das Bild der Entwickelung der Bismarckliteratur an einem feierlichen Wendepunkte zu entwerfen. Das Resultat war vorhergegeben: Die Biographie des Fürsten Bismarck ist noch nicht geschrieben. Es bleibt einer späteren Zeit vorbehalten, dieses bedeutsame Werk zu schaffen. Der, dem es gelingen wird, darf aber wohl heute schon beneidet werden, ebenso, wie ihn jene Zeit wird bewundern dürfen. Denn es wird ein heller und klarer Geist, ein erfahrener Denker, ein mit den Gängen der Geschichte wohlvertrauter Historiker, ein Mann, der alle Parteien kennt und über Allen steht, mit vollem Verständniß für das Tiefste in diesem großen Leben, für die Folgerichtigkeit und Harmonien desselben, mit einem Worte, ein ganzer und congenialer Mann sein müssen, der unserer Literatur diese fein unterscheidende, in Geist und Charakter seines Helden tief eingehende Charakteristik dieses „gelebten Epos" liefern wird. Ich wüßte nur Einen, der dieser Arbeit gewachsen wäre. Und das ist Fürst Bismarck selber.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

Ich schlenderte am Sonntag Abend zwischen den Buden der herbstlichen „Schobermesse" umher, den Kopf voll fiebernder Gedanken, in deren taumelndem Gewirre nur eines feststand gleich einer granitenen Säule, der Schwur, den ich ihr geleistet.

Vor einer der Schießbuden drängte sich ein Menschenhaufe. Aus dessen Mitte gab Jemand von Zeit zu Zeit das Commando: „Feuer!" Dann prallte das Blei mit hartem Klang auf die Scheibe; einigemale erhob sich ein lautes Halloh.

Durch eine Lücke bemerkte ich von ungefähr die bräunliche Wange eines Weibes, von einer dunklen Haarwelle halb verdeckt, die sich gegen die Kolbe des aufgelegten Gewehres preßte. Daneben leuchtete ein rothes Franzosenkäppi. Sie — Irmin! Sie mit Niclas!

Er commandirte „Feuer!" mit militärisch accentuirter Stimme, sie drückte los, ein paarmal gab es Centrum und über der Scheibe stieg ein Zuave aus gemaltem Blech hervor, der eine Tricolore schwang. Und jedesmal applaudirten die Zuschauer.

Ein Eifer hatte sie ergriffen, schneller folgten die Schüsse, die Wange an der Kolbe glühte. Einmal wand Irmin sich um, ihre Augen funkelten in einem Triumph und ihre Zähnchen blinkten.

Endlich war es genug, die Beiden traten aus dem Haufen hervor. Ich wollte mich ihnen entziehen, aber sie hatten mich schon bemerkt. „Heda, Preuß!" rief Niclas. „Spendirst Du noch ein Dutzend Schüsse?"

Sie nickte mir mit einem kindlich freudigen Lächeln ihres erregten Gesichtes zu, das ich noch nie an ihr gekannt. Es freute sie offenbar, daß ich Zeuge ihres Triumphes gewesen.

„Von 25 Schüssen 16 Centrum! Such' mir doch Einer ein Weib, das dergleichen leistet", sagte er. „Die Ilonka da unten hätt' es nicht besser gemacht."

Der Erfolg des schönen Mädchens, mit dem er „ging", schmeichelte seiner Eitelkeit. In einer renommistisch galanten Weise bot er ihr den Arm. „He, spendirst Du ein Liter?" winkte er mir nachlässig über die Schulter.

Wie sie meine finster grollende Miene sah, zwang sie ihren Begleiter die paar Schritte zu mir heran und legte ihren Arm in den meinen: „Komm, Preuß! ist das ein Schobermeßgesicht?"

Und so Arm in Arm zogen wir drei davon. Willenlos folgt' ich. Ja, ich glaube, ich zwang mich hie und da zu einem Lachen, wenn sie lachten. O, der unwiderstehliche Zauber ihrer Gegenwart, der mich völlig lähmte, zu jedem Widerstand unfähig machte!

Zuletzt, nach einem Rundgang an den Schaubuden und Caroussels vorbei, traten wir in eines der Weinzelte. Es gab damals im September schon einen gewissen Mosel Frühmost, dort zu Lande „Grechen" genannt, ein wegen seines berauschenden Dämons berüchtigtes Getränk. Wir hatten ein Liter vor uns stehen und leerten es gar bald auf die 16 Centrum und das „fabelhafte Schützengenie" Irmins, wie Niclas meinte. „Ich an Deiner Stelle, Irmin (er nannte sie Du — nun ja, sie waren doch Nachbarskinder — aber hatte er sie neulich nicht mit dem landesüblichen „Ihr" angeredet?) ich an Deiner Stelle hätte längst was Besseres gethan als Holz sägen".

Die Falten zwischen ihren Brauen wetterten. „Schweig!" gebot sie in strengem Ton, nahm das Glas und stürzte den trübgelben Inhalt mit weit zurückgebogenem Hals hastig hinab.

Digitized by Google

Wir ließen ein neues Liter kommen, schon spürte ich, wie der Teufel des Getränkes in Hirn und Adern sein tückisch Wesen trieb. Eine schwüllastende dicke Luft erfüllte das Zelt, duftend nach Tabak und vergossenem Wein und dem eigenthümlich kräftigen Ackergeruch, der dem ungedielten Boden entstieg; die von dem Stangengerüst herabhängenden Oellampen waren wie Straßenlaternen in Nebelwetter von dichten Dunstballen umhüllt. Ringsum lärmendes Gespräch und lallende Zungen, Bruchstücke von angestimmten Liedern, die sich in Gelächter verloren, aneinanderstoßende Gläser und Faustschläge, die auf den Tisch prallten; das ganze Zelt aber mit seinem Lärm umwogt von dem mißtönenden Durcheinander der Buden- und Carousselmusik.

Immer ferner ertönte mir dies Chaos, die lärmenden Gestalten im Zelte verwirrten sich vor meinen Augen und die Lampen mit ihren Dunstballen begannen seltsame Kreisbewegungen auszuführen. Niclas stieß öfters mit mir an, dabei zwinkerten seine Augen mit einem unheimlich listigen Ausdruck. Mechanisch that ich ihm Bescheid. Ein paar mal wehrte ihm Irmin, indem ihre Hand seinen mit dem Glase erhobenen Arm niederzog.

Wie die Bilder in einem Guckkasten wirkte das Gespräch auf mich; ich merkte nichts mehr von den Uebergängen — husch, und das neue Bild stand vor meinen verwunderten Augen. Zum Beispiel: wie war man darauf gekommen, wir drei sollten zusammen nach Afrika ziehen? War es nur scherzende Weinlaune, war es ein Hohn, den die Beiden mit mir trieben? — ich stierte sie mit verschwimmenden Augen an. „Prosit! Afrika soll leben!" rief Niclas mit seiner schnarrenden Stimme. Ich zögerte, da traf mich der volle Glanz ihrer Augen: „komm, Preuß", sagte sie und hielt mir ihr Glas entgegen. Da nahm ich das meine, stieß es heftig gegen das ihre, der Wein schüttete über den Tisch und mein Glas bekam einen Sprung.

„Hoho! Du meinst es gut, Preuß! aber so gefällst Du mir", lächelte sie.

Wie ein Echo meines Schwures hauchte es stammelnd über meine Lippen: „Alles — Alles — überall hin . . ."

Niclas erläuterte den Plan; das Käppi weit in den Nacken geschoben, die eine Hand, die mit einem großen falschen Siegelring prahlte, aufgestützt, schwadronirte er in den Qualm seiner Cigarette hinein. „Irmin wird Marketenderin bei der zehnten, die Stelle ist noch frei für eine andere Jlonka, nun und Du — (ein feiner blinzelnder Blick nach Irmin hin, der mir nicht entging) Du wirst Tambour. Irmin und ich wir schießen und Du trommelst dazu, es wird süperb werden! Paff — paff — ein Kabyl — und noch einer — wie die braunen Kerle purzeln — ein Centrum nach dem andern — 16 auf 25 — paff — paff — und Du trommelst dazu (er begann mit dem Glase auf den Tisch zu trommeln) allons enfants de la patri—e—e! Trum, trum, trum — paff paff . . ."

Zuletzt klangen die Schüsse und das Getrommel nur noch aus gedämpfter Ferne. Mein Kopf wurde wie von einem Bleigewicht erfaßt, schwer fiel er auf meine übereinandergeworfenen Arme herab.

Ich weiß nicht, wie lange ich abwesend war. Plötzlich gerieth der Tisch ins Wanken, ein Glas schlug auf, schrille Stimmen erschallten. Ich fuhr empor. Das Erste, was meine Augen trafen, war das Gesicht Baptist's. Irmin hatte sich erhoben, die Hände mit den Knöcheln trotzig herausfordernd auf den Tisch gestemmt. Ihr Vater stand vor ihr, mit zischelnden Worten auf sie einredend; die häßliche Narbe des fehlenden Auges glotzte ihr ins Gesicht, und mit dem vorgestreckten Zeigefinger seiner Hand tippte er heftig befehlend in die Luft.

Eine unheimliche Helle durchzuckte die Schwüle meiner Trunkenheit. Ich sah den Sägebock und ihre herrliche Gestalt, die sich, vom Sägemehl umstäubt, daran abmühte; ich sah sie unter der Last der Traghotte die Treppe hinanschleppen; ich hörte den Hassesschrei, womit sie dem von ihrem Vater geschleuderten Holzstücke ausgewichen war; ich sah die Thränen, die über ihre Wangen rollten — eine Wuth erfaßte mich, ich sprang empor, taumelnd stand ich, mich am Tische haltend.

Jetzt stapfte sie mit dem Fuße auf den Boden. „Nein!" Scharf wie ein Axthieb gellte es; ihre Augen loderten.

Mit einem Griff seiner langen Finger faß er ihr im Nacken, schüttelte ihr Haupt in sprühendem Eifer. Ihre Haare wälzten schwer herab.

Sofort war ich auf ihn losgestürzt, wild durchzuckt vom Zorn über diese neue unerhörte Demüthigung. Einem Raubthier gleich schoß ich empor, an seiner langen Gestalt hinan, mit beiden Händen nach seinem Halse hin, nach seiner Brust, ich weiß nicht mehr was ich that in der Wuth.

Sofort schüttelte er das Raubthier ab. Nur sechs, sieben Secunden eines ungleichen Ringens, dann ward ich zu Boden geschleudert, mein Kopf schlug dröhnend gegen etwas Hartes. In einem Klingen und Rauschen versank mein Bewußtsein.

Es war der Samum, der diesen Traum meiner jungen Tage unter seinem erstickenden Sande begrub. —

Viele Tage blieb ich bewußtlos, die schwere Erschütterung hatte mir eine Gehirnentzündung zugezogen. Nach meiner Gesundung brachte man mich auf das Gymnasium des benachbarten Trier. Irmin war seit jener Nacht fort. Auch Niclas; die Scene im Weinzelt war in eine wüste Schlägerei ausgeartet, in der ein Messer seine blutige Rolle spielte. Wohin sie Beide entflohen? Niemand hatte eine Kunde.

In unserem Hofe erschienen die Holzhauer nicht wieder. Wenn ich eine Säge hörte, so machte ich einen Umweg, oder ich entfloh aus dem Bereich ihres Klanges: ich meinte, es wäre mein Herz, das mit solch' schrillen Tönen schrie und ächzte und stöhnte. —

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Von den Theatern.

Die Saison neigt sich ihrem Ende zu: das bemerkt man nirgends besser als in den Theatern. Die Productivität derselben in großen Novitäten scheint vollständig erschöpft zu sein; was noch in Aussicht gestellt ist, sind wohl nur die Marodeurs, die dem Gros der Armee nachschleudern; sie vermögen an den Siegen oder an den Schlappen, die die Haupttruppen davontrugen, nichts mehr zu ändern — die Reproduction classischer Dramen dagegen scheint noch einmal kräftig aufflackern zu wollen: die beiden Hauptstätten schauspielerischer Kunst, das „Deutsche Theater" und das „Königliche Schauspielhaus", brachten in der verflossenen Woche Neu-Inscenirungen Shakespeare'scher Dramen und verheißen noch weitere für den April.

Im „Deutschen Theater" brachte ein etwas absonderlicher „Hamlet" Kritik und Publikum in Aufregung. Die Leitung dieser Bühne scheint sich in schauspielerischen Paradoxen zu gefallen, wenigstens kann man die frühere Besetzung der Fiesko-Rolle durch Herrn Kainz und die jetzige Darstellung des Hamlet durch Herrn Sommerstorff nicht anders bezeichnen. Wie trefflich würde sich Herr Kainz zu einem schwermüthigen Dänenprinzen herausbilden können, was Herrn Sommerstorff bei aller schauspielerischen Begabung, bei allem Fleiße nimmermehr gelingen wird! Beide Schauspieler besitzen zu scharf ausgeprägte Individualitäten und sind dabei nicht große Künstler genug, um diese stattgehabte Vermischung ihrer Fächer ohne Schaden für den Gesammteindruck vernehmen zu dürfen; es scheint wie Ueberhebung, wenn sie aus den durch ihre Natur und Beanlagung abgegrenzten Gebieten heraustreten; ihre beiden Persönlichkeiten ergänzen sich gleichsam zu einer vollkommenen schauspielerischen Idealfigur, aber es ist bei weitem nicht ein Jeder von ihnen schon für sich dieses Ideal. Deshalb müssen sie, oder die Leiter der Bühne, doch bei der Vertheilung der Rollen etwas sachgemäßer handeln. Es kommt bei ihrer Kunst nicht darauf an, „originelle" Leistungen zu bieten — wie oft ist grade das Originelle das Verkehrte! — sondern den Dichter möglichst mehr zu interpretiren.

Digitized by Google

Herrn Sommerstorff fehlt aber zu einem wahren Shakespeare'schen Hamlet zuerst die Leidenschaftlichkeit des Wesens, die in dem Prinzen von Dänemark wühlen muß. Er ist allzusehr Heldendarsteller und machte aus seinem Hamlet auch im Großen und Ganzen einen pathetischen Helden. Als solchen führte er ihn allerdings mit vielem Geschick und Geist durch. — Im „Deutschen Theater" sind wir durch Herrn Director L'Arronge daran gewöhnt worden, bei Neu-Inscenirungen wirklich etwas Neues zu finden; so waren auch diesmal für den „Hamlet" einige scenische Ueberraschungen vorbereitet, von denen sich einige zur Nachahmung empfehlen; wir meinen damit allerdings nicht die Wandeldecorationen in der Terrassenscene, die wir als gänzlich verfehlt ansehen müssen, wohl aber die Aufführung des Schauspiels, bei welchem nicht dieses letztere, sondern die Gruppe der Zuschauer die Mittel- und Hauptgruppe bildet und schließlich das Arrangement des Fechtplatzes, welcher sehr richtig aus dem üblichen Saal in einen Hof verlegt war.

Das „Königliche Schauspielhaus" überraschte uns mit dem neueinstudirten „Kaufmann von Venedig". Man kann wirklich von Ueberraschung reden, denn die Shylok-Figur des Herrn Kahle brachte diesmal in die Aufführung einen Zug der Originalität, welcher sonst, ganz im Gegensatz zum „Deutschen Theater", der Königl. Bühne so sehr fehlt. Freilich vermögen wir auch diesen originellen Shylok nicht als den wahren Shakespeare'schen wiederzuerkennen: er hat nicht die Vielseitigkeit jener Ghetto-Figur in der Dichtung, sondern baut sich in allzu großer Beschränkung auf nur einigen Zügen auf, die der britische Dichter seinem Juden gab, aber es wehte doch durch die Auffassung dieser Rolle sowohl, wie durch die ganze Aufführung ein frischer Hauch, der uns in dem Haus am Gensdarmenmarkt ganz befremdend vorkam.

Das waren die Bühnen-Neuigkeiten der vergangenen Woche — doch nein! beinahe hätten wir eine Novität in dem „Victoria-Theater" zu erwähnen vergessen, die allerdings von aller Welt schon wieder längst vergessen ist. Eine aus dem Französischen Repertoire genommene Zauberposse „Die Tochter des Teufels" wurde vom Publikum allzu diabolisch und kunterbunt gefunden und höllisch, aber entschieden abgelehnt, so daß nach wenigen Abenden die alte „Sulkurina" wieder in ihr höllisches Reich einzog; laute de mieux, dürfen wir wohl sagen. O. B.

Notizen.

Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Dargestellt von Wilhelm Lübke. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. I. Band. Leipzig, E. A. Seemann. Fast drei Jahrzehnte sind verflossen, seit Lübke's Geschichte der Architektur in erster Auflage erschien und sich rasch neben Franz Kugler's gleich betiteltem Werke die Gunst der Lernenden und der Lehrenden erwarb. Aus dem handlichen Buche von 1855 ist jetzt ein Werk geworden, das zwei starke Bände füllt. Das gibt einen Gradmesser ab für den Erwerb, der mittlerweile für die Kunstgeschichte gemacht worden ist. Mit Ausnahme Otte's, dessen Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie vor Kurzem in fünfter Auflage erschien, hat wohl kein deutscher Kunstschriftsteller so consequent wie Lübke von Lustrum zu Lustrum den Saldo neuesten Wissens gezogen, und was dabei das Beste ist, neben der Aufmerksamkeit, die der Verfasser den Forschungen anderer widmet, ist ebensowohl die Thätigkeit des Periegeten zu verfolgen, der unermüdlich an dem Ausbau eines ungeheuren Materiales auf Grund der eigenen Anschauung schafft. Nur theilweise freilich hat diese dem Wachsthum folgen können, das seit dem Erscheinen der letzten Auflage im Jahre 1873 zu verzeichnen ist. Von der Kunst des Orients und des classischen Alterthums gilt dies zumal, deren Kenntniß durch eine gewaltige Summe von Entdeckungen und neuen grundlegenden Arbeiten erweitert worden ist. Was die Forschung in Egypten erobert hat, das zeigen die Citate von Ebers und des Capitalwerkes von Perrot und Chipiez an. Neue Ergebnisse von bedeutender Tragweite haben Rassam's Reisen in Assyrien gebracht, und vollends sind es Schliemann's Funde und die Entdeckungen di Cesnola's, an die sich ein epochemachender Umschwung in dem Wissen von der Entwickelung des ältesten Formenwesens knüpft. Immer schärfer spitzt sich jetzt die Frage zu, in welchem Verhältnisse die älteste auf dem hellenischen Boden nachweisbare Cultur mit derjenigen des semitischen Oriens gestanden habe, und wohl wird die Klärung derselben noch die Arbeit von Generationen zu beanspruchen haben. Endlich, wie haben die Funde von Olympia, Pergamon und Samothrake mit einem Male den Einblick in alle Richtungen des Schaffens auf der Höhe der hellenischen Cultur eröffnet. Auf Schritt und Tritt zeigen dies die Ausführungen in dem Lübke'schen Werke an, wie neue Anschauungen über den Ursprung der Einzelformen sich geltend machen, wie die früheren Meinungen von der inneren Einrichtung des Tempels berichtigt worden sind, und mit der erweiterten Kenntniß von dem Nachlasse des hellenistischen Zeitalters auch die des Profanbaues Schritt gehalten hat. Lübke's Wirken reicht in die Zeit hinauf, wo Schnaase und Kugler ihre grundlegenden Werke schufen, und wie diese Altmeister hat auch er den ganzen Umfang der antiken und der neueren Kunstgeschichte in den Bereich seiner Studien gezogen. Nur wenige unter den Neueren sind diesem Grundsatze treu geblieben, denn immer mächtiger drängt sich die Forderung nach einer Theilung der Arbeit auf, und Lübke selber mag das beim abermaligen Ausbau der antiken Architekturgeschichte empfunden haben. Nichtsdestoweniger stellen auch diese Abschnitte eine Arbeit von klarer Rundung dar. Ein näher liegendes Gebiet, die Kunstgeschichte der altchristlichen Jahrhunderte bis zum Schluß der romanischen Epoche hat der Verfasser im zweiten Theile behandelt. Auch hier war manches Neue zu vermerken. Besonders Mothe's Forschungen haben eingehende Würdigung in den Abschnitten über italienische Architektur gefunden und es beweisen auch andere Parthien, mit welcher Ausdauer der Verfasser dem neuesten Stand der Specialforschung gerecht zu werden sucht. Nur wenige Ergebnisse haben wir in dieser neuen Auflage vermißt. Bei dem Grundrisse von St. Gallen fällt es auf, wie beharrlich die Kunsthistoriker diese Anlage noch immer vom Jahre 820 datiren, während doch die Entstehung um 830 schon längst durch historische Nachweise fest beglaubigt ist. Ebenso fragt sich's denn doch, ob der Verfertiger dieses Planes in der That „ein Baumeister am Hofe Ludwigs des Frommen" gewesen sei? Nur ungern vermissen wir eine Hinweisung auf die Funde Burgundischer Baureste auf der Stelle der Kathedrale von Genf und unter den romanischen Centralbauten hätten wohl auch die neuerdings wieder aufgefundenen Theile der Kirche auf dem Georgenberge bei Goslar der Erwähnung verdient. — Mit der Erweiterung des Textes hält die Verbesserung des artistischen Theiles Schritt. Es ist eine Freude, zu sehen, wie mehr und mehr jene incunabelhaften Erzeugnisse der Holzschneidekunst verschwinden, die viel zu lange in allen Officinen ausgepreßt worden sind, um Illustrationen Platz zu machen, deren einige als Musterleistungen gelten können, und daß auf diesen Meister Baldinger's Zeichen wiederkehrt, ist ein Beweis, wie unermüdlich der Künstler mit dem Forscher rivalisirt. Die knappe Uebersichtlichkeit und der gewissenhafte Fleiß, der sich in Allem bewahrt, macht Lübke's Architekturgeschichte zu einem Hand- und Hausbuche, dessen wenige Mitarbeiter entrathen möchten. Specialisten mögen das eine und das andere daran auszusetzen haben, wenn sie aber ihre Trift verlassen, um recht ins Weite zu schauen, so werden sie immerhin einen Meister schätzen lernen, der den Zusammenhang der Dinge aus solcher Höhe überblickt.

J. R. Rahn.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. W. Spemann, Stuttgart u. Berlin.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 61, 1. Abt.: Lessings Werke IV, 1 (Recensionen u. anderes aus Zeitschriften). Hrsg. v. M. Boxberger. VII u. 288 S., brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Zum Bismarck-Jubiläum.

Verlag von Fr. Kortkampf. Berlin W. 35.

Ausgewählte
Reden des Fürsten von Bismarck
aus den Jahren 1862 bis 1881.

Mit Einleitungen, Actenstücken 2c. u. Anhang, enth. Reden des **Abg. von Bismarck-Schönhausen a. d. J. 1847 bis 52. 3 Bde.**, kl. 8°. Eleg. geb. in Lwd. 20 M., in Halbfrz. 25 M., in Halbkalbdr. m. Goldschnitt 30 M.

In dieser Sammlung fehlen nur kurze Aeußerungen ohne besondere Bedeutung aus den **ersten Jahren** der minist. Thätigkeit Bismarcks.

☞ Die Fortsetzung, Reden vom Herbst 1884 bis Frühjahr 1885, begleitet von zahlreichen Aktenstücken, Weißbuch 2c. ist im Druck. ☜

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct vom Verleger.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Gratis und franco versenden:

Katalog No. 188. Bibliothek des verstorb. Geheimrathes Professor Dr. **H. R. Goeppert.** Naturwissenschaften. Abtheilung I. Allgemeines. Palaeontologie. Geognosie. Geologie. Mineralogie. Meteorologie. Klimatologie. Botanik. 6522 Nummern.

Antiquarischer Anzeiger XIV. 696 Nummern, darunter die nicht naturwissenschaftlichen Theile der Bibliothek Goeppert.

Breslau, Schweidnitzerstr. 16—18.

Schlettersche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Verlag von Theodor Huth, Leipzig.

Brasch, Dr. Mor., Gesammelte Essays und Charakterköpfe z. neueren Philosophie u. Literatur. Bd. I. Essays. 4,50 M.
daraus separat:
— Socialistische Phantasiestaaten. Ein historisch-politischer Essay 75 Pf.
Rauthon, H., Ueb. d. menschl. Charakter 80 Pf.
Eynáthen, C. von, Die Frau in Haus u. Welt. E. prakt. u. moralischer Führer für Frauen u. Jungfrauen. Eleg. geb. m. Goldschn. 3,50 M.

Obige Werke sind durch jede Buchhandlung, wie auch direct von der Verlagshandlung (franco) zu beziehen.

Soeben erschien:

Geschichte Karls V.

von

Hermann Baumgarten.

Erster Band.

Großoctav. XVI und 536 Seiten.

M. 10.—

Inhalt: Einleitung. Familie und Erziehung. Anfänge der Regierung. Spanien. Karls Eintritt in dasselbe. Die Kaiserwahl. Nach der Wahl. Die Comuneros. Zwischen England und Frankreich. Die Krönung. Machiavelli und Luther. Spanische und europäische Nöte. Der Reichstag zu Worms. Villalar und Worms. Kaiser und Papst.

Anhang: Ueber Machiavelli's Principe.

Stuttgart, März 1885. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Organ der National-Liberalen Partei.

Ausführlicher, gut orientirender **politischer Theil.**

Reichhaltiges **Feuilleton.**

Interessante **Local-Nachrichten.**

Courszettel, Börse, Handel, Industrie und **Landwirthschafts-berichte** etc. etc.

Probenummern gratis.

„NEUE ZEITUNG".

Zwei mal täglich in einer **Morgen-** und **Abendausgabe.**

Abonnements pro II. Quartal zum Preise von **4 M. 50 Pf.** (1 M. 50 Pf. pro Monat) bei allen **Postanstalten,** (im Postzeitungskatalog 3. Nachtrag No. 3557) **Zeitungsexpeditionen** und der **Expedition der „Neuen Zeitung",** **BERLIN S.W.,** 66 Lindenstrasse.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Reise nach dem Schicksal.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Groß Oktav. Geheftet M. 5.—. Elegant gebunden M. 6.40.

Diese Erzählung schließt sich dem Besten an, was der so rasch und in so weiten Kreisen populär gewordene Verfasser bisher geschaffen hat. Zu seinen sonstigen, von der Lesewelt und der Kritik so allgemein gewürdigten Vorzügen: der originellen Erfindung und der Meisterschaft der psychologischen Detailmalerei, tritt hier der Reiz einer starken, spannenden, durchaus eigenthümlich geführten Handlung hinzu. Einer der schärfsten seelischen Conflicte, in welche Menschen gerathen können, wird im Geiste einer streng sittlichen Weltanschauung gelöst.

Stuttgart. **Adolf Bonz & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

Hierzu eine Beilage des Bibl. Instituts in Leipzig und der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Bündniß. Von Karl Theodor Reinhold. — Herat und seine Einwohner. Zum englisch-russischen Conflict. Von Hermann Vambéry. — **Literatur und Kunst:** Dorf-Idylle. Von Klaus Groth. — Eine deutsche Opernschule. Betrachtungen und Vorschläge. Von H. Ehrlich. -- Zola's neuer Roman. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Die Holzhauer. Von Alexander Baron von Roberts. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Bündniß.

Von Karl Theodor Reinhold.

Der letztveröffentlichte Band der Poschinger'schen Publication hat gezeigt, daß der leitende deutsche Staatsmann seit der ersten Zeit seiner deutschen Unionsbestrebungen nach der beschlossenen Liquidation mit der österreichischen Bundestagspolitik die Aussöhnung und Verbündung mit dem Staat Oesterreich klar und energisch beabsichtigt hat. Fürst Bismarck beweist hier einmal wieder, daß von jeher seine allerdings eminent empirische Politik aus dem unfehlbaren Quell echter Staatsweisheit, aus der Natur der Sache, ihre großartigen Ideen geschöpft hat. Das deutsche Volk ist dem Gange dieser bei aller Tiefe so unendlich einfachen Politik mit der Bewunderung und dem Beifall gefolgt, welche die Lösung gewaltiger Probleme finden, wenn durchdringender Scharfblick und eine meisterhafte Technik das Wesen und die Erfüllung einer schwierigen Aufgabe scheinbar auf spielende Weise erreichen.

Allein die von der vorausgesetzten Harmonie dieses politischen Concerts ausgehende deutsche Nation sieht sich in ihrem bisher behaglich gepflegten Ideenkreise wider Erwarten schnell gestört von einer Entwickelung im österreichischen Staat, welche mehr und mehr die ernste Sorge der Politiker jenseits wie diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle herausfordert. Die Beschäftigung mit den inneren Verhältnissen Oesterreich-Ungarns wird allmählich zu einer nicht mehr nur unerquicklichen Pflicht. Der früher so froh und gern nach Wien gerichtete Blick des deutschen Volkes stößt in wachsendem Maße auf unfreundlich aufgerichtete Barrièren aller Art und auf ein hinter denselben aufsteigendes Chaos, welches langsam sich abhebende feindselige Gestalten zeigt. Mit Erstaunen entdeckt der deutsche Patriot eine täglich sich erweiternde Kluft, welche zwischen der auswärtigen und officiellen Politik Oesterreichs und der das Völkergemisch dort ergreifenden Anschauungswelt eine Gegensätzlichkeit erzeugt, die alle realpolitischen Grundlagen der deutsch-österreichischen Freundschaft zu vernichten droht und letztere auf Fictionen stellt.

Durch die beispiellose Genialität der deutschen Politik und ihre dem Humanitätsideal dienende Würdigung des Naturrechts der Völker sind die sprüchwörtlichen Schrecken der alten orientalischen Frage fast verblaßt. Um so widerspruchsvoller erscheint es, daß mit diesem alten Völker- und Staatenproblem verquickt eine neue orientalische Frage sich zu erheben beginnt, welche um so viel furchtbarer denn jene erscheint, als sie näher an unsere Grenzen herangerückt ist. Es ist für das deutsche Volk unmöglich, vor den redenden Thatsachen der Gegenwart sich zu verblenden oder aus naheliegenden Gründen der politischen Klugheit mit der Meinung länger zurückzuhalten. Denn es vergeht kein Tag, der nicht dem alten Glauben an Oesterreich Boden abgrübe und der politischen Sorge neue Nahrung zuführte. Der Pessimismus mit Bezug auf den österreichischen Staat macht überall reißende Fortschritte. Der Untergang desselben wird allmählich ein Dogma, dessen Berechtigung nicht dadurch beseitigt wird, daß der Zusammenbruch „noch immer nicht" eingetreten ist. Wenn Napoleon III. sich nicht mit einer Leiche verbünden wollte, so hat er schon damals, als er das Wort sprach, in seinem Sinne Recht gehabt. Das alte mitteleuropäische Oesterreich ist zu Grunde gegangen. Wenn die 1866 zusammenbrechende Politik es mit dem Bundestage aus Deutschland verschwinden ließ, so wird seine gegenwärtige Politik es in absehbarer Zeit von der Karte verschwinden lassen.

Die sogenannte Versöhnungspolitik ist gleichbedeutend mit der Auflösung des österreichischen Staatsgedankens. Die gegenwärtige Regierung sitzt allerdings fest im Sattel, weil über ihre Erbschaft sofort ein Krieg entstehen würde, der die ganze Größe der Gefahr aufzeigen müßte. Aber diese „Staatsregierung" lebt von der Hand in den Mund mit dem Behagen, wie es allein südlichen und orientalischen Existenzen möglich ist, welche jeden Tag für sich selbst sorgen lassen. Inzwischen treiben alle Rassen und alle „historisch-politischen" Ländergruppen fröhliche Sonderbunds- und Secessionspolitik. Die Unterstützung der gegenwärtigen Regierung wird zwar einstweilen noch unter dem Aushängeschild der gut österreichischen Reichsgesinnung ostensibel und mit Vortheil gewährt. Aber die nationalen hinter der lauten Regierungsmajorität stehenden Actionsclubs verkünden mit offenem Programm die Loslösung von der Gesammtmonarchie und die Bildung einer staatsrechtlichen Selbstständigkeit, welche aus den heutigen Provinzen oder Ländern souveräne Nationalstaaten machen würde. Nach Lage des Falles betreibt man großslavische, großpolnische, magyarische, südslavisch-katholische und italienische Politik. In der harmlosesten Weise wird der systematische Bruch und der Existenzkampf der Monarchie mit allen großen Nachbarstaaten vorbereitet und dabei in jeder Combination ein unlöslicher Widerspruch und eine unheilbare Zerstörung des eigenen Kampfapparats verbunden. Es ist die Politik des Wahnsinns. Die Versöhnung, d. h. die Entlassung der Nationalitäten aus dem Zwange des Staatsgedankens, ergibt ein Kaleidoskop, welches allerdings bunt, interessant und nach bestimmter Structur zusammengesetzt ist, aber in seiner noch hypothetischen Erscheinung eine Völkertragödie am Horizont abzeichnet. Diese

Digitized by Google

mag auf Ministersesseln, in fanatisirten Clubs und Redactionsbüreaus behaglich ertragen werden, aber die irregeführten Massen eines Tages die furchtbare Wirklichkeit fühlen lassen. Polen und Magyaren treiben antirussische, Czechen und Südslaven panslavistische Politik. Letztere wird wieder durchkreuzt von ultramontan-antideutscher, antirussischer und antiitalienischer Politik. Rußland, Deutschland, Italien werden im krassen Gegensatz zur auswärtigen Leitung des Staates nach einander und mit einander bedroht. Dabei ist die Feindseligkeit der einzelnen Nationalitäten unter sich in fortwährendem Wachsen; jede ist durch ihre Geschichte eine Individualität geworden, welche eine staatliche Einheit aus sich heraus ausschließt. Während sie alle einig im Haß und Kampf gegen das deutsche Element sind, tragen sie, schlecht verhüllt durch vergebliche Versuche einer Versöhnung auf Zeit, die tiefste Abneigung, Mißgunst und die künftige nothwendige Todtfeindschaft gegen einander im Herzen, welche bei der relativen Größe der Gruppen auch den Gedanken einer Föderation unmöglich erscheinen läßt. Der Versuch des fanatischen Czechenführers Rieger, eine Annäherung an die Magyaren zur Durchführung der staatsrechtlichen Ziele der „Böhmen" herbeizuführen, ist von dem feinen Instinct der Ungarn zurückgewiesen worden und hat im Erfolge die unvereinbaren Interessengegensätze beider Nationalitäten nur deutlicher gemacht. Die Bewegung, welche Bischof Stroßmayer in Kroatien führt, verhetzt die Völker der Stephanskrone gegen die in Ungarn herrschende Rasse, wie die ultramontane Bewegung das slavische Volksthum gegen Rußland. Niemand denkt mehr an den Gesammtstaat; jeder Stamm sucht auf Kosten desselben sein kleines nationales Ideal zu verwirklichen und aus dem allgemeinen Bruch sein Theil zu retten.

Es würde zu nichts führen, die Schuldfrage für diesen Zustand der Dinge aufzuwerfen, da sie in Jahrhunderte zurückreicht und selbst in ihren anscheinend freien Folgen der Gegenwart Niemandem ganz aufgebürdet werden kann. Die Versäumniß einer festen staatlichen und nationalen Politik in der deutschen Ostmark hat eine Verkettung geschaffen, welche wahrscheinlich nur durch große europäische Umwälzungen gelöst werden wird. Es würde dem deutschen, eben erst aus dem nationalen Existenzkampf heraustretenden Volke schlecht anstehen, die relative Berechtigung der gleichartigen Bestrebungen innerhalb der österreichischen Nationalitätenwelt zu bestreiten. Es muß als ein tragisches Verhängniß betrachtet werden, daß, wie die ganze Menschheit so oft vor kosmischen Thatsachen, in Oesterreich der nationale Gedanke vor ethnographischen Problemen steht, die eine Lösung nur im schmerzlichsten Verzicht finden. Dieser Verzicht als freie That kann in der Politik dem betroffenen Theil vielleicht nicht zugemuthet werden. Aber es ist dann Sache der mit der Leitung großer Staatswesen betrauten Regierungen und der an ihre Seite gewiesenen denkenden Kreise, die Nothwendigkeiten der Lage einzusehen und rücksichtslos zu vollziehen. Der schwere Vorwurf der Gedankenlosigkeit und der Schwäche kann der gegenwärtigen cisleithanischen Staatsleitung nicht erspart werden. Es scheint, als ob in den Kreisen der Wiener Hofburg keine Ahnung von den weltgeschichtlichen Conflicten besteht, denen man mit unbewußter Systematik entgegentreibt. Selbst in die deutsche officiöse Presse — welche von verkappten Czechen und im Innersten deutschfeindlichen Correspondenten bedient zu werden scheint — wird der Strom schönfärbender Regierungspublicistik hineingeleitet. Die von ihr den deutschen liberalen Parteien gemachten Vorwürfe sind allerdings großentheils begründet. Die Worte des Fürsten Bismarck von der Herbstzeitlosen sind vollständig zutreffend. Das über das Deutschthum gekommene Gericht erweist sich als die Folge schwerer, noch immer nicht völlig erkannter Fehler.

Aber es würde ein trauriges Zeichen von der — vorläufig noch vorausgesetzten — Lebensfähigkeit des österreichischen Staates sein, wenn die Irrgänge einer Partei mit der Vernichtung der Nationalität bestraft werden sollten, welche die einzige Naturgrundlage für die gesammtstaatliche Politik sein kann. Mit der Existenz und der führenden Rolle des deutschen Elements steht und fällt die österreichische Monarchie. Wie das einheitliche Bewußtsein und das Gedächtniß den geistigen Einzelmenschen macht, so lebt ein Volk und ein Staat als politische Persönlichkeit von Traditionen. Untergräbt man in Oesterreich systematisch die in der deutschen Vergangenheit wurzelnde geschichtliche Tradition, so ziehen die einzelnen Nationalitäten sich auf die immer lebendiger werdende Tradition ihrer Rasse zurück, welche im schärfsten Gegensatz zu der österreichischen Vergangenheit die staatliche Idee auflösen muß, ohne ihrerseits einer neuen Gesammtstaatsidee geeignete Grundlagen zu bieten.

In dem gegenwärtigen Stadium einer in Cisleithanien hoffnungslosen Verwirrung wendet sich das politische Interesse wieder einmal nach Ungarn. Es wird immer klarer, daß die Erhaltung der Gesammtmonarchie nur durch die Einsicht und Energie des Magyarenvolkes und dessen enge Verbindung mit dem cisleithanischen Deutschthum ermöglicht werden kann. Diese Ehe ist eine notorisch weniger durch Neigung als durch Interesse bestimmte, aber sie ist eine von der geschichtlichen Nothwendigkeit auferlegte Vereinigung auf Gedeih und Verderb. Die ausgezeichnete politische Begabung der Magyaren hat wiederholt die enthusiastischen Regungen der kalten Berechnung unterzuordnen gewußt. Trotz aller verhehlten und offenen Parteinahme der ungarischen Gesellschaft für Frankreich zeigt die Auffassung der leitenden Kreise der Nation eine Klarheit und Bestimmtheit der Entschließung, welche die zum Abgrund rollende Entwickelung Cisleithaniens allmählich nicht nur in ihrer Gefahr erkennt, sondern auch aufzuhalten den Willen und die Mittel hat. Die reiche politische Broschürenliteratur und die Presse Ungarns beweisen, daß in dem theilweise sehr erbitterten Kampfe der letzten Jahre der Gedanke des naturnothwendigen Bündnisses zwischen Deutschen und Magyaren siegreich durchzudringen beginnt. Die bekannte Novemberrede Rieger's im Czesky-Club zu Prag mit ihrer plumpen Verdrehungskunst und der lächerlichen Unterscheidung eines unschuldigen literarischen Panslavismus von dem verdächtigen politischen hat in Ungarn Niemanden getäuscht.

Es kann uns nicht gleichgültig sein, erklärte vor Kurzem treffend ein Pester Blatt, „wenn das ganze traditionelle Gepräge des österreichischen Staates verwischt, die Herrschaft desjenigen Stammes, der dem Staatswesen Inhalt und Richtung gab, zertrümmert und das bedeutendste Culturelement zu politischer Inferiorität herabgedrückt wird." Diese in letzter Zeit sich mehrenden Urtheile zeigen die instinctmäßige Einsicht der magyarischen öffentlichen Meinung. Sie stehen im schroffen Gegensatz zu der kindischen Ueberhebung der czechischen Politiker und zu der von der cisleithanischen Regierung geduldeten frechen Beschimpfung des deutschen Volksthums, wie sie in der berühmten Rede des Professors Victor von Kraus im österreichischen Abgeordnetenhause vom Jahre 1881 und jüngst wieder in den Parlamentsreden des rücksichtslosen Herrn Knotz unter Beibringung detaillirter Beweisfälle geschildert wird.

Wohin die Entwicklung der Dinge in Oesterreich drängen wird, muß sich in der nächsten Zukunft zeigen. Ein längeres Schwanken liegt nicht in der Natur so elementarer Bewegungen, wie sie die Gestaltung staatsrechtlicher Verhältnisse auf einem Nationalitätenchaos enthält. Nur überlegene Einsicht und eiserner Wille der die Reichseinheit festhaltenden Kreise Oesterreich Ungarns vermag der vor der Thüre stehenden Entscheidung die Wendung zu geben, die zum wahren Wohl der mitteleuropäischen Völker ausschlagen kann. Wird diese eine Wendung verfehlt oder unklar verschoben, so ist, von den Blinden vielleicht nicht bemerkt, die andere alsbald gegeben. In den zahlreichen Combinationen, welche dem deutschen Staat durch seine ausgezeichnete Stärke, Lage und Politik wahlweise geboten werden, wird Oesterreich stets eine Rolle spielen, welche mehrere latente oder offene Antithesen im europäischen Concert bedingt. Daß die Verschiebungen im Innern des österreichischen Staates nicht auch auf die auswärtigen Beziehungen einwirken sollten, glaubt möglicherweise der cavaliermäßige Leichtsinn, der ein väterliches Erbe für unerschöpflich hält, aber keine politische Nation. Wenn es so weit in Oesterreich gekommen ist, daß bei der Frage, ob Triest oder Genua Anlaufhafen für die deutschen subventionirten Dampfer werden soll, der ge-

Digitized by Google

sammtstaatliche Gedanke und die wirthschaftspolitische Rücksicht auf die betheiligten Bevölkerungsmassen gänzlich zurücktritt, und nur die „Furcht" vor der Erstarkung der centralistischen Staatsidee, die „Furcht" vor Stärkung des deutschen Elementes gegen das italienische, die „Furcht" für das ungarische Litoral die Erwägung beherrscht, dann — wird es Zeit werden, daß Deutschland seinerseits sich fragt, ob es nicht „zu seinen historischen Traditionen zurückkehren soll". Keine Freundschaft wird voraussetzungslos gewährt. Auch internationale Verträge enthalten die cassatorische Klausel für den Fall, daß die Gegenleistung ausbleibt. Beim Anblick des fortschreitenden Zersetzungsprocesses Oesterreichs muß die Möglichkeit und Nothwendigkeit neuer politischer Systeme ins Auge gefaßt werden. Der Meisterschaft eines Mannes, den der Tod jeden Tag seiner Nation entreißen kann, mag es gelingen, das Gerüst seiner Politik noch zu halten, auch wenn einzelne Balken sich als morsch erweisen. Aber der wahnwitzigen Geschäftigkeit, mit welcher drüben Alles bemüht ist, den ganzen Unterbau jenes Gerüstes zu zerstören, wird der Tag aufgehen, wo die politische Dynamitarbeit sich umstellt sieht und den Lebensernst großer Nationen sich gegenüber haben wird. Diese großen Völker werden es nicht gestatten, daß jede Handvoll nationaler Gruppen den europäischen Frieden in Frage stellt und die Menschheit mit ihrer interessenlosen Sonderpolitik beunruhigt. Gewiß ist Oesterreich eine Nothwendigkeit, die eventuell erfunden werden muß. Aber wenn es in dem gegenwärtigen Oesterreich so weiter getrieben wird, dann steht der europäischen Staatskunst in naher Zukunft eine Neuordnung als Aufgabe bevor, welcher trotz aller Nothwendigkeit die civilisirte Welt nur mit schwerer Sorge entgegensehen kann. Zur Zeit sind noch so viele Völker in Oesterreich selbst an der Erhaltung des alten Staates interessirt, daß eine richtige Politik für die Zusammenfassung der auseinanderfallenden Theile eine genügende Unterstützung im Reiche finden kann. Mit Hülfe des wieder in sein Recht einzusetzenden deutschen Elementes und der Ungarn kann das verhängnißvolle Problem gelöst werden. Stößt man das erstere weiter zurück, und glauben die Letzteren allein fertig werden zu können, dann wird die Auflösung des Gesammtstaates sich schneller vollziehen, als selbst die Feinde Oesterreichs zur Zeit wünschen können.

Herat und seine Einwohner.

Zum englisch-russischen Conflict.

Von Hermann Vambéry.

Dort, wo der innerasiatische Bergriese über die sogenannte Kuhi-Baba-Gruppe gegen Westen sich hinneigend an der Grenze des östlichen Irans in ein niederes Hügelland endet, dort erhebt sich die nach Norden und Nordosten jäh abfallende Gruppe des Paropamisus, ein Name, der noch aus dem Alexandrinischen Feldzuge stammt, indem die Griechen mit diesem Namen das ganze bis zum Hochplateau von Pamir reichende Gebirg benannten. Ein nicht breiter, aber wasserreicher Fluß, der Herirud, entspringt in dem von Hezares bewohnten Theile des östlichen Paropamisus, und nachdem er mit dem kleinen Flusse Tingilab sich vereinigt, durchzieht er in südwestlicher Richtung ein breites, durch außerordentliche Fruchtbarkeit berühmtes Thal, an dessen westlichem Ende die nach dem Flusse Heri benamste Stadt Herat sich befindet, Herat, das vor zweihundert Jahren noch den Namen Heri geführt und seine heutige Benennung nur der Pluralisirung mehrerer in der Umgebung befindlichen Orte verdankt.

Der Umstand, daß sowohl im Norden des Paropamisusgebirges, als auch im Westen, gewissermaßen auch im Süden die Natur theils durch ganz nackte Wüsteneien, theils durch minder fruchtbare Landstriche sich darstellt, hat viel dazu beigetragen, daß die Fruchtbarkeit des wasserreichen Herater Thales zu allen Zeiten aufgefallen und die Asiaten zur Bewunderung hingerissen hat. „Chorasan ist die Muschel der Welt und Herat ihre Perle", lautet das Sprüchwort. Allerdings das Chorasan der alten Welt, welches bis zum Orus reichte und auf dessen weiter Ausdehnung das mit seiner üppigen und mannigfachen Vegetation prangende Herat der erhitzten Phantasie der Orientalen wie eine Perle erscheinen mußte, daher denn auch die verschiedenartigen Lobeserhebungen, die wir in den geographischen und historischen Werken der ältesten moslimischen Schriftsteller über diese Stadt antreffen. Daher denn auch der weitgedrungene Ruf ihrer Pracht und Herrlichkeit. Ich war noch sechs Wochen weit von Herat entfernt, als meine Reisegefährten, den gesegneten Boden Herats schildernd, den Gaumen lechzen machten. „Das Brod ist weißer als der Mond, für eine Kupfermünze bekommt man einen ganzen Krug Rahmes, die Schmackhaftigkeit des Lammfleisches hat nicht ihres Gleichen, das Wasser ist dem Eden entsprungen, die Pracht der Blumen und die Süßigkeit der Früchte würde man vergebens auf jedem anderen Punkte der Welt suchen." So lautete es in der Beschreibung meines schlichten Reisegefährten. Kein Wunder daher, wenn die Schilderungen der Dichter wohl noch viel überschwänglicher klingen, wenn sie Granatäpfel und Birnen in Röthe wetteifern lassen, Trauben und Melonen als reinen Zucker hinstellen und das Terendschebin (eine thauartige Zuckersubstanz), das auf einer Staude in der Umgebung Herats reichlich wächst, als das leibhaftige Mannah betrachten, das Allah in seiner speciellen Gunst nur dieser Gegend gespendet hat.

Ich muß gestehen, nicht nur Orientalen, sondern auch Reisende aus dem Abendlande sind von der Herrlichkeit des Herater Thales entzückt und können die Vegetation nicht genug rühmen. Conolly, der 1840 sich längere Zeit daselbst aufgehalten, vergleicht Herat mit Italien. Nicht minder entzückt ist Ferrier, der einige Jahre später diesen Ort besucht, und obwohl ich selbst die Stadt Herat nur als einen Ruinenhaufen angetroffen und in der ganzen Umgebung tiefe Spuren des gerade damals beendeten afghanischen Krieges gefunden, so hatte Herat selbst in diesem Zustande auf mich überraschend gewirkt und mir die Ueberzeugung beigebracht, daß dieser Ort in Folge seiner glücklichen Lage wohl leicht zum Garten Centralasiens umgestaltet werden könne. Besonders glücklich sind seine klimatischen Verhältnisse zu nennen. Während südlich von Herat, nämlich in Ferrah schon und noch mehr im Norden des Paropamisus, nämlich in Maimene und in Andchoi, die Nähe der Sandsteppen einen plötzlichen Temperaturwechsel hervorruft und namentlich letzterwähnter Ort im Sommer als eine wahre Hölle erscheint — kann sowohl die Stadt, als auch die Umgebung von Herat eines äußerst angenehmen und gesunden Klimas sich erfreuen. Der Winter ist nie besonders rauh und in noch so heißen Sommertagen weht des Abends von dem nahen Hezaregebirge im Nordosten ein wohlthuender kühler Wind, der Menschen und Pflanzen erquickt und den Aufenthalt in der 2500 Fuß hoch gelegenen Stadt zum angenehmsten macht. Das Wasser des Herirudes wird in zahlreichen Canälen nach allen Richtungen hin geleitet, die Dörfer mit ihren dichten Baumgruppen, ihren wohlbestellten Aeckern und Feldern und namentlich die herrlich grünen Wiesen gewähren dem Auge einen entzückenden Anblick. Zweiundfünfzig Belagerungen hat die Stadt nach Aussage orientalischer Geschichtsschreiber bis jetzt ausgehalten, zweiundfünfzig von Grund aus stattgefundene Verwüstungen, doch kaum sind die feindlichen Heere abgezogen, als das Wirken der segenreichen Natur die tiefsten Wunden vernarbt und ihr Füllhorn wieder über die Gegend ausgeschüttet hat. Was die Producte dieses in der That merkwürdigen Ortes anbelangt, so will ich vor Allem auf den prächtigen Weizen und Reis hindeuten, der hier reichlich gedeiht und in Folge dessen diese Stadt sozusagen zur Kornkammer der nahen Steppenwelt geworden ist. Diesem zunächst nimmt das im Leben der Orientalen eine so wichtige Rolle spielende Obst die Hauptstelle ein. Trauben zählt man an zwanzig verschiedene Gattungen, von welchen namentlich die Bidane (Kornlose) von ungewöhnlicher Größe, fleischiger und saftiger als die berühmte Tschauschtraube von Smyrna, hervorgehoben zu werden verdient. Die Kazwini-

Digitized by Google

gattung ist gelb wie Gold und hat ein vorzügliches Aroma. Die Bedachschani ist roth wie Rubin, kugelrund in Form und zuckersüß, während die Granatäpfel mit der dünnen Schale selbst die berühmten Gattungen von Persien weit überragen. Vom Reichthum an Mineralien, den ich so oft rühmen gehört, will ich gar nicht reden, obgleich derselbe schon von den alten Geographen Ibn Haukal und Idrisi hervorgehoben; wir werden über den eigentlichen Sachbestand doch nur dann erst aufgeklärt werden, wenn Europäer das Land zur Genüge untersucht haben. Herat erzeugt besonders viel Asa Fötida, Safran, Pistaziennüsse, Kastanien, gute Baumwolle und Seide, und die Teppiche, die in der Umgebung der Stadt gefertigt werden, übertreffen an Farbenpracht und Dauerhaftigkeit selbst die gleichen Producte der benachbarten Steppe. Unter den Nutzthieren nimmt das Rind und das Schaf die erste Stelle ein, und wenn man bezüglich der Köstlichkeit des Herater Schaffleisches einen Vergleich anstellt, so pflegt man immer nur Schiraz, wo es jeden Monat im Jahre frische Lämmer gibt, als Beispiel anzuführen.

Wir könnten in Beschreibung der Vorzüge Herats noch weiter fortfahren, doch dünkt uns das Gesagte hinreichend, den Leser zu überzeugen, warum diese Stadt, auf der großen Heeresstraße der Emigrationen von dem Innern Asiens nach dem Westen gelegen, bisher zum Zankapfel der verschiedenen Eroberer geworden und warum ihre Geschichte sich in der That durch die buntesten Wechselfälle auszeichnet. Es gibt fast keinen der asiatischen Eroberer, der nicht über Herat weggezogen, einen wilden Ruinenhaufen hinter sich gelassen und aus dem chaotischen Schutte nicht wieder bald eine blühende Stätte der Cultur geschaffen hätte. Die verschiedenen Perioden des Drangsales und des Glanzes müßten, wenn erzählt, ein ganzes geschichtliches Werk ausmachen, wir beschränken uns hier nur auf die hervorragendsten Momente und wollen namentlich das uns näher liegende und von Zeitgenossen ausführlich beschriebene Zeitalter der Timuriden anführen. Herat wetteiferte damals mit Samarkand, das zu jener Zeit in Folge der von Timur und Ulug Bey geschaffenen Prachtbauten zum Centrum der centralasiatischen moslimischen Cultur sich emporgeschwungen hatte. So wie am letztgenannten Orte ein mehr prononcirtes türkisches geistiges Leben zum Ausdruck kam, so hatte sich in Herat ein Centrum der iranischen geistigen Welt gebildet. Dies war namentlich unter Sultan Hussein Mirza der Fall, und die in der That wunderschönen Bauten jener Zeit rufen noch heute in den nackten Ruinen die Bewunderung des Reisenden hervor. Der Fürst, seine Söhne, seine Töchter, seine Veziere, Krieger und Private, Alles wetteiferte in der Ausschmückung und Hebung des Ortes, der nicht nur in seinem Innern, sondern weit und breit in der ganzen Umgebung mit Kiosken, Palästen, Moscheen, Villen und Ziergärten geziert war, so daß Baber zwanzig Tage brauchte, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besichtigen. Er zählt nur kurz die verschiedenartigen Bauten auf, während Abdurrezzak, ein Historiker zur Zeit Schahruch Mirza's, bei der Schilderung einer der Festlichkeiten uns folgendes Bild entwirft: „In dem königlichen Garten waren Zelte aufgeschlagen, deren jedes von 80 bis 100 Säulen mit Scharlachpavillonen hatte. In diesen befanden sich goldene und silberne, mit Rubinen- und Perlenguirlanden geschmückte Throne. Aus den reichen Seidenvorhängen drangen Ambradüfte hervor, während die Empfangszelte voll Moschusduftes waren. Bazare und Gewölbe waren verschwenderisch geziert und erinnerten an die Wunder des Zaubergartens Irem. Die blendenden Kuppeln schienen gleich mit Edelsteinen angefüllten Körben oder waren dem sternenreichen Firmamente ähnlich. Da sah man auf silbernen Piedestalen Ganymede stehen, die mit krystallweißen Händen und lächelnden Lippen goldene Becher darreichten und überall das Zeichen zum Genusse gaben. Sänger sangen in melodienreichen Weisen Lieder, die noch aus dem Zeitalter der Sassaniden stammen, während geschickte Musiker mit den der Laute und der Leier entlockten Tönen das Ohr der Hörer entzückten u. s. w." Dies war zu Zeiten Schahruch Mirza's der Fall, kein Wunder daher, daß Baber bei seinem Besuche Herats die Aeußerung wagte, daß es wohl in der ganzen Welt keine zweite Stadt geben möge, die an Pracht und Herrlichkeit Herat gleichkäme; Herat, das mit seiner Herrlichkeit die Timuriden verweichlichte und ebenso zur Ursache ihres Verfalles geworden, wie der Bosporus das Wesentlichste zum Sturze der Osmaniden beigetragen hat.

Nach den Timuriden kamen die Oezbegen, nach denen die Sevfiden, deren größter Fürst Schah Abbas, sein Augenmerk auf Isfahan richtend, die Perle Chorasans gänzlich vernachlässigte. Auf die Sevfiden waren die Afghanen gefolgt, die für Culturzwecke noch weniger Sinn als die Oezbegen hatten und nach einer nahezu zweihundert Jahre lang dauernden Reihe von Kämpfen, Kriegen und Belagerungen mußte der ehemals prachtvolle Sitz innerasiatischer Cultur zu jenem erbärmlichen Ruinenhaufen werden, als welcher er sich heute präsentirt.

Bunt, wie die Schicksalsfälle seiner Vergangenheit, ist auch die Bevölkerung Herats. Der Grundstock der Bevölkerung ist arischen Ursprungs und gehört zur Familie der Ostperser, ein zähes ethnisches Element, das inmitten der Jahrhunderte lang dauernden Stürme sich immer aufrecht erhalten, ohne in den zeitweiligen Ablagerungen turanischer und afghanischer Kriegshorden unterzugehen. Man findet in Herat Perser, Afghanen, Mongolen, Beludschen, Tadschiken, Hindus und Juden, ein sonderbares Kunterbunt, dem wohl theilweise der Stempel der sprachlichen Einheit aufgedrückt ist, das aber demungeachtet die verschiedenen Nüancen des nationalen Charakters zu bewahren gewußt hat. Die persische Bevölkerung ist trotz der harten Bedrückung noch immer ein Repräsentant der geistigen Fähigkeiten, des guten Geschmackes, des Kunstsinnes, ja, die Bodencultur der Umgebung ist einzig und allein ihnen zuzuschreiben. Der Afghane verleugnet selbst hier nicht seine herrische und kriegerische Natur, und paradirt, ein ganzes Waffenarsenal auf sich tragend, in den Straßen herum. Der Hezare, ein Nachkomme der Mongolen aus der Zeit Dschengiz', der heute fast überall persisch spricht, fällt mit seinen echt tatarischen Zügen, großem Kopfe, kleinen Augen, bartlosem Kinn besonders auf. Er ist dem Schäferleben treu geblieben, bewohnt die Thäler der Umgebung und verleugnet in gar nichts seine turanische Abkunft. Sehr charakteristisch ist die Landbevölkerung der Umgebung, die in Kleidern und in Sitten theils den kriegerischen Afghanen, theils den turanischen Herren der Vergangenheit nachahmt, im Innern jedoch den letzten Funken iranischen Cultursinnes nicht zu unterdrücken vermochte, und in der Hausindustrie, wie in der Bearbeitung des Feldes noch immer Wunder zu leisten im Stande ist. Dem ethnischen Namen nach wird diese Bevölkerung zumeist als Tschihar-Aimak (d. h. vier Stämme) bezeichnet, worunter man die Dschemschidis, Hezares, Firuzkuhis und Teimuri oder Timuni versteht. Die Dschemschidis, welche den oberen Lauf des Murgab bewohnen, sollen zwanzigtausend Familien zählen, eine Zahl, die ich immer für übertrieben gefunden, und die wahrscheinlich noch aus der Vergangenheit herrührt. Sie sind Perser reinsten Schlages, zumeist von brauner Gesichtsfarbe, langer Nase, schwarzen Augen, reichem Haupt- und Barthaare, ziemlich hoch gewachsen und erinnern in ihren physischen Merkmalen viel mehr an den Perser des südlichen Irans als an den Ostiranier, der in Folge seiner Amalgamisirung mit Saken und Chaladschen des Alterthumes, als auch mit sonstigen Türken und Afghanen, viel Ural-Altaisches in seinem Habitus angenommen hat. Die Dschemschidis repräsentiren die einzige Fraction des iranischen Stammes von nomadischer Lebensweise. Ihre Zelte sehen ärmlich und verfallen aus, ihr Viehstand ist gering, auch ihre Hausindustrie steht weit unter der der nomadischen Turkomanen; die Grenzen ihres Migrationsgebietes sind sehr eng, und nur in der kriegerischen Lebensweise erinnern sie einigermaßen an ihre türkischen Standesgenossen in der Steppe. Alles in Allem genommen, können sie nur als Pseudonomaden bezeichnet werden, und zu dieser Lebensweise sind sie eigentlich durch die Jahrhunderte lange Nachbarschaft mit den Sariken und Saloren gezwungen worden. Interessant ist der unter ihnen fortlebende Sagenkreis von der grauen Vergangenheit, sowie ihre Aberglauben, Märchen und Volkslieder, von denen, wenn gesammelt, so manche Aufschlüsse über das iranische Alterthum zu erwarten sind.

Digitized by Google

Die Hezares und Firuzkuhis gehören eigentlich einem und demselben Stamme an, und letzteres ist nur eine locale Benennung von Firuzkuh (der Berg Firuz), den besagte Fraction der Hezares seit Jahrhunderten inne hat. Ihrem Ursprunge nach sind diese Hezares durchwegs Mongolen und stammen von einer Kriegsabtheilung aus dem Heere Dschengiz Chan's ab, die — Hezare bedeutet Tausend — zur Zeit des mongolischen Weltstürmers hier in den Bergen zurückgelassen worden war und sich wahrscheinlich mit den dort wohnenden Ghuriern des Alterthumes vermengt hat.

Die Hezares bewohnen heute den ganzen Gebirgszug, der, von Kabul angefangen, sich in nordwestlicher Richtung gegen den Paropamisus beziehungsweise gegen die Steppe hin zieht. Eine wilde, romantische, aber rauhe und arme Gegend, in deren Thälern und unter deren Felsenabhängen das ziemlich zahlreiche Volk eine ärmliche Existenz fristet und zumeist von den Ziegenheerden und der kärglichen Agricultur lebt. Ihre Heimath ist bis heute von Europäern noch nicht durchforscht, daher nur oberflächlich bekannt geworden; der beste hierauf bezügliche Bericht ist noch immer der des Mountstuart Elphinstone, der zu einer Zeit geschrieben, als Afghanistan dem europäischen Forscher noch viel zugänglicher war als heute.

Meine eigenen Erfahrungen bezüglich der Hezares stimmen, was ihre Verhältnisse zu den übrigen Einwohnern Herats anbelangt, mit denen Elphinstone's wohl nicht überein, doch bezüglich ihres ethnischen Ursprunges leidet ihre mongolische Abstammung gar keinen Zweifel. Auf den ersten Anblick scheinen diese Bergbewohner mit den kleinen enggeschlitzten Augen, dem breiten Gesichte und plumpen Körper, als wenn sie erst jüngstens aus der mongolischen Steppe angekommen wären, doch kaum daß sie ihren Mund öffnen, ist man enttäuscht, denn sie reden ein gut persisches und zwar altpersisches Idiom. Nur in ihren gesellschaftlichen Beziehungen, in ihren Sitten und Gebräuchen, sowie auch in ihrem Aberglauben haben sie noch manche Momente der mongolischen Abkunft bewahrt. Eine Ausnahme von ihnen bildet jene kleine Fraction der Hezares, die als Kohlenbrenner im Nordosten von Herat wohnt und theilweise noch der mongolischen Sprache mächtig sein soll, worüber ich jedoch keine persönlichen Erfahrungen zu sammeln vermochte. Daß ihre Sprache eine bedeutende Anzahl mongolischer und türkischer Wörter aufbewahrt hat, ist selbstverständlich, doch um so bewundernswerther ist der persisch sprachliche Einfluß auf die in den Bergen in strenger Abgeschlossenheit lebenden Mongolen, die obendrein nicht nur die Sprache, sondern auch die Religion des modernen Irans angenommen, denn sie gehören durchschnittlich der schiitischen Confession an, obwohl ihre Nachbarn und jetzigen Herren fanatische Sunniten sind.

Es bleibt uns nur noch von den Teimuri oder Teimuni zu sprechen, die das westliche Grenzgebiet Herats gegen Persien zu, als auch den südlichen Theil bis nach Ferrah hin einnehmen und, wie schon erwähnt, ein gar buntes Amalgam türkischer und iranischer Nationalität darstellen. Ihre Geschlechtsnamen Kiptschak und Kerait erinnern stark an ihre türkische Abstammung, so auch ihre ganze politische und gesellschaftliche Verfassung, was namentlich bei den entlang des Herirudes wohnenden der Fall ist, die in Tracht und Kost den Turkomanen gleichen, obwohl ihre Sprache durchwegs dem persischen Idiom angehört. Wenn von den Umständen unterstützt, geben die Teimuris oder Teimunis sich gern dem Ackerbau und anderen friedlichen Beschäftigungen hin, denn ihr kriegerischer Charakter ist ihnen nur durch die ewigen Grenzkämpfe mit den benachbarten Turkomanen sozusagen aufgedrungen worden. Ihr Religionsbekenntniß ist das der Sunniten, ein fernerer Beweis des starken türkisch-ethnischen Bestandtheiles, und trotzdem sie in Folge dieses Umstandes vor den räuberischen Anfällen der Turkomanen geschützt sein sollten, so lehrt uns doch die Erfahrung, daß von den über Merw nach Centralasien gelangten und dort auf dem Sklavenmarkt verkauften Gefangenen eine bedeutende Anzahl eben diesen sunnitischen Einwohnern Herats angehört.

Was die Bedeutung letzterwähnter Stadt am meisten erhöht, das bezieht sich vorzugsweise auf die sowohl von ihrer in geo- und ethnographischer Beziehung wichtigen Lage zwischen Indien einerseits und den centralasiatischen Chanaten andererseits. Wenn wir von dem Standpunkt ausgehen, daß die Afghanen zum Völkercompler Indiens gehören, wie dies auch der Fall ist, so werden wir in der Bevölkerung Herats ein solches iranisches Element antreffen, das sozusagen das Verbindungsglied zwischen Hindostanern im Süden und Turko-Tataren im Norden bildet und im Alterthume schon gebildet hat. So wie der Reisende, der vom Orus gegen den Indus zieht, hier eine von der Natur in jeder Beziehung begünstigte Etappe findet, und von der üppigen Natur der Umgebung sozusagen zum Ausruhen eingeladen ist, ebenso haben Karawanen und Armeen seit undenklicher Zeit nach Ueberschreitung des Paropamisusgebirges in der Stadt am Herirude sich ausgeruht, hier dem Klimawechsel nach dem Süden hin sich unterworfen und hier am Scheidepunkt der entgegengesetzten Zonen mit den neuen Lebensbedingungen zuerst Bekanntschaft gemacht. Der Weg über den Hindukusch war nie beliebt und ist nur stets zwangsweise benutzt worden, wohingegen der Weg über Herat, durch viele Vorzüge begünstigt, sozusagen von der Natur zur Hauptverkehrsader zwischen Indien und Turkestan geschaffen wurde. Der Kaufmann hat hier seine Warenballen sortirt und aufs Neue gepackt, hat hier die Erzeugnisse des Nordens mit denen des Südens vertauscht und hier an der Mündung der großen Handelsstraße von Westen, d. h. von Persien, auch die Producte des Abendlandes kennen gelernt. Einen Knotenpunkt des Handels, wie Herat, hat es in der innerasiatischen Welt wohl schwerlich gegeben, und groß, wie die commercielle Wichtigkeit dieses Ortes während der verschiedenen Glanzperioden der Vergangenheit gewesen, so groß und viel größer mag die commercielle Wichtigkeit Herats sich gestalten, wenn hier geregelte Verhältnisse eintreten, und die tyrannische willkürliche Regierung der Afghanen einer friedlichen, geordneten europäischen Verwaltung Platz gemacht hat.

Was die militärisch-strategische Wichtigkeit anbelangt, so kommt daselbst die Wegsamkeit der Straßen vom Orus nach Kandahar durch den Bolanpaß nach Indien, wenn mit der schwierigen Route über den Hindukusch durch den Gheiberpaß verglichen, zuerst in Betracht. Dieser Umstand war es auch, daß fast sämmtliche Welteroberer die seit geschichtlicher Erinnerung von Indien nach Turkestan oder vice versa gezogen, ihren Weg über Herat genommen und daselbst längere Zeit ausgeruht haben. Von Alexander dem Großen wird berichtet, daß er über Herat zur Eroberung Indiens schritt, ja die orientalische Mythe schreibt ihm sogar die Gründung dieser Stadt zu. Von den späteren Kriegern finden wir, daß Mahmud Ghaznewi ebenfalls von Herat aus nach Ghazni und von da nach Indien zog. Die Mongolen fielen in letzterwähntes Land nur nach Einnahme Herats ein, desgleichen Timur und Nadir Schah, ja selbst der özbegische Weltstürmer Scheibani trug sich mit dem Gedanken, seine Armee nach Hindostan zu lenken, nachdem er Herat eingenommen hatte. Kein Wunder daher, wenn die Stadt und Umgebung von Herat bald als der Schlüssel, bald als das Thor Indiens bezeichnet wird und wenn die beiden europäischen Colosse in Asien, angesichts der allerneuesten politischen Constellationen, um den Besitz dieses wichtigen Punktes zum Kampfe rüsten. Heute bereitet sich in jenen Gegenden eine wesentliche Veränderung vor, indem einerseits die Russen ihr Eisenbahnnetz schon bis nach Kizil-Arwat auf der Turkomanensteppe ausgedehnt, und bis nach Herat nur 523 engl. Meilen mit dem Schienenstrang zu belegen haben, während andrerseits die Engländer das indische Eisenbahnnetz bis nach Sibi gebracht und von Herat noch 599 engl. Meilen entfernt sind. Politische und commercielle Rücksichten werden die eine wie die andere Macht zur Beschleunigung des Ausbaues anspornen. Es werden keine Jahrzehnte ins Land gehen, daß die Stadt am Herirud, das sogenannte Thor Indiens, von Europa aus in leichtester Weise erreichbar sein wird.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Dorf-Idylle.

Von Klaus Groth.

En Fründ vun mi weer mal de Ferien öwer in en lütten Flecken an de Nordsee, Badeort kunn man nich seggn, awer baden kunn man dar. Büsum heet de Flecken und liggt in de Südwesteck vun Ditmarschen, wo de Elf in de See mündt, recht in de depe Marsch, to de Tied, as 't noch keen Isenbahn und Chaussees gev, kum to recken, binah ut de Welt, sogar för de Ditmarschers, de der sän: bi Büsum weer de Welt mit Bred (Brettern) tonagelt. Keen Wunner, dat se (de Ditmarschers) dat lütt Nest as en Art Kraihnwinkel ansehn un vun de Büsumers all die Geschichten vertelln, de man vun de Krähwinkler und Schöppenstedter kennt. Man keem as Fremder fröher am besten darhin, wenn man sik, wo de Isenbahn obheel, etwa in Glückstedt en Wagen nehm, man harr dann noch veer bet fief Stunn durch't gröne Land to fahrn. In grön rechter Hand un so wiet dat Oog reck, gröne Wischen, grönes Korn, gröne Gaarns, gröne Böm, wiet umher verstreut, rund um de Burhöf' mit Strohdack, grön mit Moos bewussen, um de Gaarns gröne Stacketen, allens schnorgrad, platt as en Disch, mit schnorgrade blanke Watergrabens afdeelt. Links de hoge gröne Elfdiek, wo man meist dicht änner fahr, blot bi een un anner Weerthshus, wo de Kutscher sik un de Peer verpust, gung man mal hinop und keek mal mal hinöwer op den Elfstrom, de Een vörkumt, as de See, kum sicht een wietsichtig Oog ant anner Oever en Schimmer vun Land, vun Hüs' un Böm, as schwimm'n se in Water oder Luft — dat deit de Spegelung, in Italien nennt man dat fata morgana.

So keem man na Büsum, und keem ok min Fründ darhin, möd vun all dat Grön to rechter Hand un de graugröne Elf to de linke. Minschen harr he kum bemött (begegnet) awer rode Köh und Ossen un brune Peer grasen oder keken nieschierig op, wenn se an de Doorn vun den unendlich langen, schnorgraden Wischen vorbifohrn.

In Büsum weer't ebenso, wenig Minschen, nich mal int Weerthshus, wo he saubere Stuben (Zimmer) un sauberes Eten drop, sauber is allens in de Marsch. An Ruh keen Mangel, denn nir stör em, un as he den annern Morgen opwak — dar leeg de gröne Marsch un dar de graugele Elf, dar wander dat Veh un dar wietaf de Schep un en Ton weer nich to hörn, as wenn de Karkenklock slog oder en Koh brüll.

In den lütten Haben achtern Diek legen en paar Schuten. Opt Deck oder half in de Kabäs' stunn Schipper und Schippsmat mit de Hann in de Tasch und snacken, denn dat weer Ebbtied, en Mil' hinut blenker de witte Strand, achter de Getieden (Fluthbewegungen) an slogen de witten Möven un wandern die Krautfrues (Krabbenfänger) as lüttje graue Gestalten, bet se anfungen sik to bucken un to fischen und allmählich mit de Vageln torüggkeem' vör de Floth. Denn keem dat Water achterna, bedeck den Strand, keem in de Prieln, in den Haben, gegen den Diek, patsch und sprütt un deck alles in Grau.

Oewerweg seeg he en Karkthorn, de Weerth sä em, dat weer de ol Möldorper Kark, un de, an de anner Siet, öwert Gröne weg, de lange spitze, weer de von Heide, un so kunn man ak noch den lütten vun Wesselburen sehn, wo Hebbel herstammt.

Dat seeg min Fründ nu jeden Dag: de Ebb, de Floth, de Schute as se keem' un gungn, die Möwen, de Krautfrues, dat Graue, dat Gröne — sunst nir.

So gung't Dag an Dag. Gott — wa weer't uttoholn! Min Fründ weer weglopen, harr he nich Fru und Kinner mit hatt vun sin Broder, de sik in de Ruh verhaln schulln. Also, he muß sik schicken. He fung an to teken: den lütt Haben, de lütt Kark, den Strand mit de Krautfrues — wietaf wink de Mölper Kark, de Utsicht op Heide, op Wesselburen — he weer Maler, awer wat weer to malen? — awer he teken un mal.

Un allmählich sprek he mit de Schippers un de Strandlöpers un de Krautfrues un de Buknechten un de Weerth un de annere Lüd, und he hör, wat de all belevt harrn. De harr ehr Mann verlarn bi en Storm, as he rut gahn weer Minschen to retten, de op Dicksand uplopen weern. Nu ernähr he ehr Kinner mit Krautfischen. De vertell vun de ol Strandlöper Wida, de mal dre ricke Marschburn rett harr, as he ut weern op Seehundsjagd: de Newel harr se üwerfulln, se wussen nich wohin: do kamt de Frues to em: Wida, du mußt hölpen! Ja! wodennig? Also los! Tauen mit! Un he drippt se! Bindt zug fest! Achter nu an! Un los geit et! Oft bet öwern Kopp! Aber he bringt se ant Land.

Wida ree noch en olen Schimmel. Min Fründ seeg em jeden Dag, wenn Ebb, rut rieden. Lohn wull he nich — aber de Burn mußten em, wiel't nich anners gung, för sin Perd sorgen.

So lev he, min Fründ. Un endlich keem he wedder to Hus na Berlin, in de grote Stadt, to all dat Vergnögen!

Och, so hett he mi mehr as eenmal vertellt — oft öwerkeem mi en Sehnsucht na Büsum — ja — as en Heimweh! Weet Gott, wer mi 't andan hett!

Ik freilich weet dat, denn ik bün en Marschkind, ik kenn dat Heimweh na de Marsch, dat uns all mitto öwerfallt, gründlich, awer ik kann dat för Annere nicht beschrieben un dütlich maken, man mutt dat erfahr'n, un wer vörher weglöppt, as de Meisten do't un ok min Fründ dan harr, wenn he kunn, ehr he vun de Krankheit ansteken ward, de kriggt se nich: wi nömt se: dat Langn — langen und bangen, seggt Goethe.

Wer dat Bok vun Fritz Lening list: Dree Wihnachten,*) de kann begriepen lehren, ohn dat he 't erfahren hett. Awer Geduld mutt he ok bi't Lesen hebben. He mutt nich glick na de eersten twintig Sieden denken: dat is ja langweilig! Dat geit int Dörp Motzien her, as in un bi Büsum. Dar sünd en paar Burhöf, en paar Kathen. Man lehrt den Timmermann kenn, den Snieder, den Smidt, den Linnwever, den Scholmeister, den Scheper und binah eben so vel Veh an Peer, Hunn, Köh u. s. w. as Minschen. Da starvt en arme Wetfru und ward begraben, ehr beiden Kinner, Jung und Diern, spelt darbi vor Dör int Sand. En gutmödiger Bur nimmt dat Mäden to sik, de Snieder för twölf Daler jährlich den Jung.

De Verkehr von disse Lud mank enanner, snacken und dohn is nich anners. Dar fallt viel Neckerie vör, als jümmer op Dörpen. Jeder vun de Figurn hett en weke Sted, wo man em faten kann, de een is eitel op en paar französische Brocken, de he ut den Krieg mitbracht helt, de anner op en Bok mit Prophezeihungen, dat he mal op en Auction kofft hett. De Timmermann ist en Art Nüßler mit em Biwort: Jeder kennt sin Fach! „Dat Brüden (necken) geit um" mank disse Dörplüd. Bi en Dachsjagd, woran alle Deel nehmt, griebt se in Düstern Scholmeister sin Hund und dregt em in en Sack to Krog (Wirthshaus). De Timmermann makt en Ritt op en stief old Perd, natürlich Sünndagsmorgens, un dat Dörp is in Halloh.

Ut den neegsten Flecken, wi kunn Büsum segge, spelt en schlaukloken Schoster herin in de Geschichte. He redt messingsch, egentlich berlinsch. Dat ward allens mit Humor vertellt, nich jüs mit Reuter'schen, awer man lacht doch. Un allmählich — wat denn? — lacht und snackt man sik so vel mit de guten Lüd torecht, dat man nich wedder vun se laten kann.

Lening föhrt uns allmählich durch en Reeg von Jahren. De Kinner waßt op — wat schüllt se warrn? Een vun de würdigsten Burn starvt, sin brave Wetfru kriggt en unwirdigen tweten Mann. Mit em tritt dat Unglück int Dörp na alle Kanten und wer den Dichter so wiet folgt is, den het he fat as Büsum min Fründ. Mit de eenfachsten Mittel vun de

*) Dree Wihnachten, 'ne Geschichte in märkische Mundart. Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

Welt makt he 't möglich, dat man em in Angst und Freud um en ganzen Hupen Minschen wieder tohört, oft kloppt Een dat Hart, oft kamt Een Tbranen in de Ogen. Nicht weniger als dree Paar junge Lüd hangt an enanner in echte Lev, de dar prüft ward in Noth un Sorgen. Un wenn man endlich dat Bok in Freden tomatt, so dankt man binah dat Schicksal, dat et allens so gut matt hett — oder ok den Verfasser.

Eine deutsche Operuschule.

Betrachtungen und Vorschläge.

Von H. Ehrlich.

Liest und hört man die Urtheile, welche alle Tage in Feuilletons politischer Zeitungen, in musikalischen Fachblättern und in ästhetischen Kreisen geschrieben und gesprochen werden, so geräth man unwillkürlich auf die Frage: Wie soll denn eigentlich in der deutschen Oper gesungen werden und welcher Schule soll der deutsche Opernsänger angehören wo soll er singen lernen, welche Methode befolgen? Der Concertsänger, der Lieder und Oratorienpartien verträgt, kann gewissermaßen sich an die Ueberlieferung halten. Ist seine Stimme so weit geschult, daß die Register nicht zu ungleich klingen, und hat er sich musikalische Bildung angeeignet, dann kann er als Lieder- und Oratoriensänger auftreten; der Schwerpunkt seiner Leistung liegt im Vortrage; versteht er es, diesen gut einzurichten, das „Ethische", „Innerliche" mit einer gewissen dramatisch declamatorischen Färbung zu vereinigen, so kann er auf Erfolg rechnen, wenn auch betreffs der Stimmmittel und selbst vom Standpunkte der wahren, ungekünstelten Empfindung manches gerechte Bedenken gegen seine Leistung zu erheben wäre. Es bedarf wohl keiner Nennung von Namen, um darzulegen, daß Concert-Sänger und -Sängerinnen mit recht schwacher Stimme durch schönen Vortrag und durch ein gewisses dramatisches Mienen- und Geberdenspiel zu großem Rufe gelangt sind, und daß Opernsänger, deren Mittel für die Bühne nicht mehr ausreichten, mit großem Erfolge im Concertsaale wirkten. Es ist hier auch die eigenthümliche und charakteristische Erscheinung zu erwähnen, daß fast alle bedeutenden Bühnensänger, wenn sie in Oratorien wirken oder Lieder singen, fast sichtlich bemüht sind, jede an die Bühne erinnernde Schattirung, jede derartige Bewegung oder Mimik zu vermeiden, daß sie nur durch ruhigen, gediegenen Vortrag zu wirken trachten, während gerade solche Sänger, denen die Bühne unnahbar ist, manchmal gar nicht genug dramatische Stellungen, Bewegungen und Geberden anzubringen wissen. Allerdings: Effect macht's! Und selbst strenge Kritiker lassen sich manchmal bewegen, diesem „keuschen" Kunstgesange höhere Bedeutung beizulegen als dem dramatischen; Riehl geht ja in seinem Artikel „Kriegsgeschichte der Oper" so weit, daß er gar von einem dramatischen Oratorium schwärmt, welches die Oper ersetzen würde! Auch wir gestehen gern, daß uns das Oratorium und ein schön gesungenes Schubert'sches Lied einen höheren, nachhaltigeren Eindruck hinterlassen, als die meisten Opern; nur können wir uns mit der neuesten keuschen Gesangsmanier nicht sehr befreunden und finden sie oft manierirt und von wahrer tiefer Empfindung entfernt. Wir glauben auch nicht — weil schon einmal das ethische Moment berührt ist —, daß die wahre Moral, die vor Allem sich in Wohlwollen gegen die Mitmenschen äußert,*) bei den Concertsängern und Sängerinnen in stärkerem Maße vorhanden sei als bei den Mitgliedern der Oper.

Diese letzteren haben in Deutschland den schwersten Stand. Sie müssen die Musik aller Länder und aller Gattungen singen und alle denkbaren und undenkbaren Charaktere musikalisch, charakteristisch und dramatisch darstellen, heute „ganz natürliche Menschen" in der „Walküre" oder „Tristan", morgen treueste Ehegatten in „Fidelio", übermorgen moderne, hochromantische, italienische Verdi-Helden, zwei Tage darauf französische Faust-Gestalten, zur Abwechslung auch einmal pikante französische Spielpartien oder auch deutsch-sentimentale Volksgestalten. Der deutsche Sänger soll „dramatisch" singen, „Theaterblut" haben, „Schönheitsgrenze einhalten", die Stimme „nicht forciren", aber „den Anforderungen der Rolle gemäß kräftig entfalten", „gefühlvoll" singen, das „Ideal" „anstreben", aber nicht versüßeln — — und was denn noch Alles??! Bis vor einigen Jahren wurde geklagt, daß Sänger für die große Oper fehlten, weil keine großen Stimmen zu finden wären. Diese Klage ist jetzt unberechtigt; denn alle Vierteljahr verkündigen die Zeitungen irgend einen neuentdeckten „phänomenalen" Tenoristen, dessen Stimme alle bisherigen übertrifft. Wenn auch die Prophezeiung sich nicht vollständig bewahrheitet, so muß dennoch eingestanden werden, daß die meisten der neu Entdeckten wirklich sehr schöne Stimmen besitzen — aber sehr geringe musikalische Bildung, daß sie also sehr schöne Töne von sich geben, aber nicht singen können, weil sie eben zu wenig gelernt haben.

Hier und da ist die Behauptung aufgestellt worden, daß vorzugsweise die neuere musikalische Richtung der dramatischen Musik oder, um gerade heraus zu reden, die Wagner'schen Opern sowohl die Stimmen als die Gesangskunst ruiniren, daß sie den reinen Naturalismus im Gesange befördert haben u. s. w. Die Behauptung erscheint mir zum mindesten sehr übertrieben. Die meisten Sänger, welche Wagner gut singen, leisten auch in anderen großen Partien Ausgezeichnetes, wogegen die meisten der Sänger, die „Wagner's Musik nicht singen wollen", sich in einem höchst beschränkten Rollenkreise bewegen und nicht bloß der Wagner'schen, sondern überhaupt jeder höheren Musik (Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini, Weber) gerne fern bleiben.

In neuester Zeit hat sich zu den vielen Uebelständen der deutschen Oper ein neuer gesellt, der ein um so merkwürdigerer und verwerflicherer genannt werden muß, als er im grellsten Widerspruche mit all' den Grundsätzen steht, die seit 20 Jahren rechts und links, oben und unten, in Wort und Schrift gepredigt werden. In früheren Zeiten gab es in den deutschen Residenzen italienische „stagione", eine Gesellschaft italienischer Sänger führte eine Reihe Vorstellungen vor. In Wien hatte das Hofoperntheater alljährlich seine „stagione", in der Berliner Königlichen Oper kamen derartige Vorstellungen nur als Gastspiele vor, dagegen haben das Victoriatheater, in neuester Zeit die Kroll'sche Bühne und der Skating-Rink (jetzt Philharmonie) öfters ihre Pforten italienischen Operngesellschaften geöffnet. Diese Versuche sind zuletzt eingestellt worden, wahrscheinlich weil die Einnahmen zu geringe waren und das Unternehmen keinen weiteren Erfolg hoffen ließ. Dagegen hat sich die Ungeheuerlichkeit eingestellt, daß jetzt auf den Hof- und anderen Bühnen berühmte italienische Sänger als Gast allein italienisch singen, mitten in der deutschen Umgebung; daß eine italienische Nachtwandlerin ihrem Bräutigam die zärtlichsten Vorwürfe vorsingt, von denen er kein Wort versteht, daß das Gounod'sche Gretchen dem deutschen Faust in italienischer Sprache ihre Liebe erklärt, wobei er ängstlich auf den Capellmeister blickt, damit er ja nicht falsch einsetze, und daß ein italienischer Raoul oder Rahdamès Valentine oder Aida confus macht, weil sie, besonders in den Recitativen, nie das Stichwort vernehmen und verstehen kann. Dabei wird aber überall und immer wieder von „Einheitlichkeit des Stiles" geredet und geschrieben. Und will der Berichterstatter nicht im Streit leben mit der Intendanz, die ja oft nach höheren Weisungen zu Werke gehen muß:*) will er nicht in Mißhelligkeiten gerathen mit der Redaction seines Blattes, die auch den Wünschen der Leser Rechnung trägt und nicht nur den

*) Von der Moral, deren Hauptstärke im Schimpfen auf jeden Andersdenkenden besteht, wollen wir nichts wissen.

*) Die Stadttheater, die keinen höheren Weisungen zu gehorchen haben, lassen sich auch die Patti, Gerster und Mierzwinski nicht entgehen, wenn mit ihnen viel Geld zu verdienen ist.

Digitized by Google

„idealistischen Anschauungen" eines Mitarbeiters; will er überhaupt den Pflichten seiner Stellung genügen und nicht bloß gelegentliche Meinungsäußerungen vorbringen, dann mag er mit der linken Hand Faust im Sacke machen, mit der rechten aber muß er Berichte schreiben über die Ungeheuerlichkeit, sogar überzeugt lobende, preisende, wenn in der kauderwelschen Vorstellung die große Patti oder ein staunenswerther Mierzwinski wirkt! So lange also nicht im Publicum das Nationalgefühl sich gegen diesen Unsinn sträubt, so lange die Deutschen nicht fühlen, welche Herabwürdigung der Kunst und ihres Landes darin liegt, wenn in einer Oper mit dramatischer Handlung die Hauptpersonen im Momente zweierlei Sprache reden und einander nicht verstehen, so lange wird auch der Mißbrauch nicht enden — so lange aber sollten auch gewisse ästhetische Redensarten nicht angewendet werden. Gerade in der Musik, in welcher die Deutschen mit Recht die künstlerische Oberherrschaft beanspruchen können, begehen sie die unglaublichsten, lächerlichsten Thorheiten.*) Es wird keinem Franzosen einfallen, seine Componisten über Wagner zu stellen, und in Italien gibt es jetzt Leute genug, welche Wagner enthusiastisch verehren; aber in beiden Ländern verlangen auch die größten Wagner-Enthusiasten, daß die Sänger in der Landessprache singen — wir möchten einmal sehen, was sie sagten, wenn der gefeierte Götze in Paris oder Mailand den Walther (Meistersinger) oder „Lohengrin" deutsch singen wollte, während die Andern französisch oder italienisch singen sollten? Doch verlassen wir das wenig erfreuliche Capitel von den jetzigen deutschen Opernzuständen und wenden wir uns zu der Frage einer künftigen deutschen Opernschule, zu der Frage: Wie müssen die Sänger lernen, um vollkommen technische Ausbildung der Stimme, die nothwendigen musikalischen Kenntnisse, endlich jene physische Kraft und Ausdauer zu erlangen, die bei den jetzigen Opern und Opernhäusern ebenso unerläßliche Bedingungen sind als die erstgenannten musikalischen Eigenschaften?

Bevor wir die Frage der Zukunft, des Geschehen-Sollens erörtern, wollen wir das, was in der Gegenwart geschieht, beleuchten. Denn im Erkennen dessen, was vermieden werden muß, liegt ja schon ein Theil der richtigen Erkenntniß des zu Vollbringenden.

Wenn heute eine junge Dame oder ein Jüngling glaubt, eine gute Stimme zu besitzen, so wird er von allen Verwandten und Freunden in dem Glauben bestärkt, daß ihr oder ihm alles mögliche Glück, Ehren und Reichthum beschieden seien; es bedürfe nur weniger Vorbereitung, das Andere gibt sich dann Alles von selbst; die berühmte oder der berühmte So und so wären ja auch von Hause her nichts weniger gewesen als „gelernte Musiker", und wie ständen sie da? Das junge Genie wendet sich also an irgend einen Gesanglehrer — meistens wird vorläufig nur der billigste genommen — „für die Anfangsgründe"; die unglückselige Ansicht, daß erst zur künstlerischen Ausbildung ein bedeutender, ein „theuerer" Meister nöthig sei, ist ja noch fast überall verbreitet; sie hat im Studium der Instrumente schon vielen Talenten geschadet, ihre Entwickelung aufgehalten, in dem des Gesanges aber sehr oft geradezu unheilbaren Schaden gestiftet. Manchmal besuchen die künftigen Patti und Niemann ein Conservatorium. In einem solchen erlangen sie zwar einerseits den großen Vortheil, daß sie sich einige musikalische Bildung aneignen müssen und nicht gar so — — — kenntnißlos bleiben wie so viele Miniatur-Patti und -Niemann der Miniatur-Residenzen; dagegen ist andererseits der Gesangunterricht, wenn auch in den besseren Anstalten niemals mangelhaft, doch überall ungenügend. Denn die Lehrer können einem Schüler höchstens 20 bis 30 Minuten widmen, die weniger fähigen und weniger fleißigen Schüler nehmen sehr oft die meiste Mühe in Anspruch (da der gewissenhafte Lehrer ihre Fehler persönlich auszumerzen sucht) und hemmen daher die Fortschritte und die Entwickelung der Begabteren und Strebsameren. In beiden Fällen, d. h. beim Privatunterrichte wie beim Besuche einer Musikschule, erfüllt die jungen Sänger die eine fixe Idee: nur recht bald in die Oeffentlichkeit zu treten, Ruhm ꝛc. ꝛc. zu erwerben. Während sie noch mit den ersten Anfangsübungen zu kämpfen haben, sehen sie sich im Geiste schon als gefeierte erste dramatische oder Coloratursänger, oder als Manrico oder Lohengrin, je nach der Klangfarbe der von allen Verwandten als wunderbar gepriesenen Stimme. Und es kommt gar nicht selten vor, daß solche Genies, während der Lehrer sie in der Unterrichtsstunde noch die ersten Uebungen ausführen lassen muß, zu Hause schon die größeren Partien singen, meistens zum Entzücken der Familie, manchmal auch zum Entsetzen der Nachbarn. Jedes will so schnell als möglich zu Ehre und Einkommen, d. h. zu Engagement auf einer Bühne gelangen. Auch der gewissenhafteste Lehrer ist nicht selten genöthigt, dem ungestümen Verlangen Rechnung zu tragen in unserer mit Dampf fortwirbelnden Zeit, in der Alles nach vorwärts drängt, rasche Erfolge anstrebt, und in welcher für einen ruhigeren Entwickelungsgang nirgends mehr Raum sich findet. Wer heute nicht mit vorstürmen kann, der bleibt weit zurück, wenn er nicht gar — zu Boden fällt und zertreten wird. Nur sehr Wenige vermögen langsamen festen Schrittes nach einem Ziele zu gelangen, sie müssen ihren Weg allein suchen. Bei der immer zunehmenden Ueberfüllung an jungen Leuten, die sich dem Gesange widmen, ist es auch selbstverständlich, daß die Zahl der Gesanglehrer immer zunimmt. Ein Jeder von diesen muß doch das Verlangen hegen, daß sein Name so früh und so oft als möglich genannt werde. Das ist nur erreichbar, wenn er viele Schüler rasch ausbildet. Und gegenüber der Hetzjagd in der Oeffentlichkeit ist also manchmal auch der gewissenhafteste Lehrer gezwungen, seinen Ueberzeugungen einige Gewalt anzuthun, den Schülern Zugeständnisse zu bewilligen, sie früher in die Oeffentlichkeit treten zu lassen, als er sie für dazu geeignet hält; er ist hierzu gezwungen, will er nicht Gefahr laufen, daß seine Schüler sich zu einem Andern wenden, der es versteht, die Leute recht rasch auszubilden, unbekümmert, wie sie sich später bewähren. Und wenn zufällig ein Schüler, den der Gewissenhafte noch nicht reif hielt, unter einem anderen Lehrer zu baldigem bedeutenden Erfolge und zu Rufe gelangt, wie soll sich jener dann vor dem Vorwurfe zopfischer, altmodischer Pedanterie wahren, der auf seine Stellung verderblich zurückwirken muß?*)

Die Unterrichtsmethode für Operngesang ist jetzt angewiesen, den Lernenden nach kurzen nothdürftigsten Uebungen in Tonbildung und Technik (Tonleiter, Läufer, Triller ꝛc.) recht viele Partien einzustudiren; nach anderthalb oder spätestens zwei Jahren wollen die Lernenden sich dem Theateragenten als in allen möglichen Fächern verwendbar vorstellen und auf Engagement vorsingen.**) Von gründlich technischer Schulung der Stimme, von wahrhaft dramatisch-musikalischer Bildung kann selbstverständlich bei solcher Hast nicht die Rede sein. Die jungen Künstler beiderlei Geschlechtes haben also in kürzester Frist die oberflächliche Dressur erlangt, dabei den großen berühmten Sängerinnen oder Sängern allerhand Manieren und Unmanieren abgelauscht. Besitzen sie eine gute Stimme und Kraft, dann werden sie immer eine Anstellung an irgend einem Theater finden, genießen sie noch dazu des Vorzugs angenehmer Erscheinung, so können sie für eine Zeit lang auf Erfolge sicher zählen. Fühlen nun solche jungen Bühnenkünstler

*) Der englische (oder italienische) Hamlet mit der deutschen Ophelia ist freilich auch eine nur in Deutschland mögliche Puppenkomödie. „Objectiv" heißt das Ding.

*) In etwas besserer Lage mögen sich jene gewissenhaften Gesanglehrer befinden, die nur Schüler für den Concertgesang (Oratorien, Lieder) ausbilden. Wir können von ihnen nicht weiter sprechen, da unsere Betrachtungen nur der Opernschule gewidmet sind. Nur Eines sei hier angeführt: Ein wahrhaft bedeutender dramatischer Sänger wird immer auch im Oratorien- und Liedervortrage Ausgezeichnetes leisten, die neumodischen Concertsänger aber bleiben der Bühne fern, weil sie daselbst gute Erfolge nicht erhoffen dürfen; die Stimme reicht nicht aus. Die scharfe Trennung der beiden Gesangsarten ist erst seit 25 bis 30 Jahren so stark bemerkbar.

**) Wem diese Darstellung übertrieben erscheint, der erkundige sich doch einmal bei den bedeutendsten Gesanglehrern, besonders der Conservatorien, der königlichen wie der privaten.

Digitized by Google

höheres geistiges Streben, so lassen sie sich von den ersten Erfolgen nicht verblenden, studiren fleißig weiter, trachten sich von den Theater-Unarten zu befreien und künstlerisch abgerundete Leistungen zu bieten. In dieser Weise ist es manchen Größen ersten Ranges gelungen, den Mangel der Schule zu ersetzen und so lange als nur die Naturanlage und Kräfte es gestatteten, immer weiter vorwärts zu dringen.*)

Aber diesen wenigen künstlerisch Hochstrebenden gegenüber, wie Viele wären zu nennen, die, von ihren ersten Erfolgen berauscht, alles weitere Studium als überflüssig oder zu unbequem betrachteten, die Stimme im Schreien abnützten und nach einigen Jahren in der Dunkelheit verschwanden! „So ging es und geht es noch heute" — denn von einer Besserung in den Anschauungen der singenden Kunstjünger ist kein Anzeichen zu entdecken, und gar viele werden in ihrem Eigendünkel von manchen Lehrern bestärkt, denen ja nur daran liegt, viele Schüler in die Oeffentlichkeit zu schicken. Es waltet eben in diesen Verhältnissen wie in allen andern eine immerwährende Wechselwirkung; zu bestimmen, in welcher Wagschale eben das schlechtere Uebergewicht liegt, das kann bei dem Hin- und Herschwanken der Wagschalen Niemand feststellen.

(Schluß folgt.)

Zola's neuer Roman.

Der zuerst im Feuilleton des Pariser „Gil Blas" und in deutscher Uebersetzung in mehreren österreichischen und deutschen Zeitungen veröffentlichte neue Roman Emile Zola's ist nunmehr in Paris auch in Buchform herausgekommen**) und hat allerorten das größte Aufsehen erregt. Der französische Naturalist hat da wieder einen bedeutsamen Stoff aus der Culturgeschichte unserer Zeit gewählt, eine Begebenheit, die sich leider mutatis mutandis überall abspielen könnte: es ist der Kampf zwischen Capital und Arbeit, die Geschichte einer Arbeitseinstellung mit einem für die Streikenden ungünstigen Verlauf.

Im nordfranzösischen Kohlenbezirk von Montsou soll den Grubenarbeitern der ohnehin kärgliche Lohn unter dem Vorwand einer Tarifänderung herabgesetzt werden. Die Bergleute wollen und können sich das nicht gefallen lassen. Sie stellen die Arbeit ein. Wochen vergehen. Keiner der beiden Theile will nachgeben. Während die Arbeiter in Armuth, Hungersnoth, Krankheit verfallen, ist auch die Lage der Direction keine beneidenswerthe: die Maschinen gehen zu Grunde, Schachte stürzen ein, die Pariser Zeitungen nehmen zum großen Theil für die Arbeiter Partei, und auch der Regierung kommt der Conflict höchst ungelegen, da er die ohnehin schon unbequeme Opposition verstärkt. Trotzdem vergehen zwei Monate. Die Grevisten schließen sich der Internationale an, die sie aber nicht ausreichend zu unterstützen vermag. Das wachsende Elend verdoppelt nur ihren verzweifelten Widerstand. Gereizt durch die Maßregeln der Direction, welche Militär requirirt und belgische Arbeiter kommen lassen will, werden die Streiker zu tumultuarischen Ausschreitungen hingerissen. Sie ziehen von Grube zu Grube, zerstören die Maschinen und Pumpen, plündern einen Bäckerladen, verstümmeln einen Leichnam, belagern das Haus des Directors und insultiren die Tochter eines Kuxbesitzers. Noch vermag eine Abtheilung berittener Gensdarmen die Pöbelmassen in die Flucht zu jagen, aber bald kommt es zu einem ernsthaften Zusammenstoß. Die Streiker wollen die Belgier nicht in die Zeche einfahren lassen; eine zu deren Schutz aufgestellte Section Infanteristen wird von der empörten Menge verhöhnt und mit Steinen beworfen. Die Soldaten können sich nicht mehr beherrschen. Einige Gewehre gehen los, ein Pelotonfeuer folgt, und Männer, Frauen und Kinder wälzen sich in ihrem Blute. Noch wendet sich die Wuth der Arbeiter gegen ihren Wortführer, Etienne Lantier, der den Streik organisirt hat und jetzt an allem Elend schuld sein soll, und nur mit Noth entgeht er der Steinigung. Schließlich nehmen Alle die Arbeit wieder auf. Sogar Etienne, der unbeugsame Agitator. Wer bewirkt dies Wunder? Die Liebe. Und damit kommen wir auf die mit dem socialistischen Sittenbilde verflochtene Familientragödie zu sprechen.

Die Helden derselben sind die Mahen's, eine Arbeiterfamilie, die schon seit hundert Jahren im Boden von Montsou „sich blenden und zermalmen" läßt. Eine Generation nach der andern ist im Dienste der Werkbesitzer elendiglich groß geworden und zu Grunde gegangen. Während jetzt der greise Großvater als Fuhrknecht am Förderschaft arbeitet, mühen sich Vater, Tochter und ein Knabe vor Ort ab. Catherine Mahen ist keine Idealfigur; weder hübscher noch klüger als die anderen unglücklichen Weiber, die da gleich ihr in Männerhosen schichten. Sie kennt ihr Erdenlos zum voraus: Verführung durch einen Kameraden, verspätete Legitimation des Verhältnisses, Prügel, Hunger, schwere Arbeit, Tod im Schacht. So kommt es auch. Chanal, der die Rolle des „Verräthers" im Melodrama spielt, wirft sich zu ihrem Tyrannen auf, verfolgt sie mit seiner Eifersucht, zwingt sie, ihr elterliches Haus zu verlassen und bei ihm zu wohnen, und jagt sie eines Tages mit Schlägen auf die Straße hinaus. Zum Glück für sie endigt der Tod bald ihr freudloses Dasein. Am Tage der Wiederaufnahme der Arbeit wird die Grube von einem russischen Anarchisten, der die Bergleute für ihre Nachgiebigkeit züchtigen und der Gesellschaft einen heilsamen Schrecken einjagen will, unter Wasser gesetzt. Etwa zwanzig Arbeiter bleiben abgeschnitten. Mit Etienne flüchtet Catherine von Galerie zu Galerie, und das immer höher steigende Wasser verfolgt sie überall. Bald ist kein Entweichen mehr möglich. Zu diesen Schrecken gesellt sich eine neue Qual. In der letzten Zuflucht steht plötzlich der ebenfalls verschüttete Chanal hohnneckend vor den Liebenden. So muß sie zwischen den beiden Todfeinden und mit diesen sterben! Chanal reizt durch seine Zudringlichkeiten den Nebenbuhler. Etienne, von ihm herausgefordert, schlägt ihn mit einem Schieferklotz nieder und wirft den Leichnam ins Wasser. Und Stunden und Tage vergehen. Die letzte Lampe verlöscht. Man nährt sich nur noch von verfaultem Holz, einem Ledergurt. Zum Glück fehlt es nicht an Wasser zum Trinken. Da schwimmt plötzlich, die Luft verpestend, Chanal's Leiche her, um sich noch im Tode

---

*) Ein glänzendstes Beispiel solchen immerwährenden Studiums bietet Niemann, den nicht Wenige für einen genialen Naturalisten halten, der sich dem Impulse des Momentes überläßt. Der Verfasser hatte in früheren Zeiten öfters Gelegenheit, diesen merkwürdigen Künstler beim Studium zu beobachten: Er singt jede einzelne Phrase oft zehn bis zwanzig Mal, declamirt oft die Worte allein, sucht dann den Redeausdruck mit dem musikalischen zu vereinigen, singt dann wieder die Melodie allein u. s. w. Dabei geräth er bei jedem ihm mißlungen scheinenden Versuch in Wuth gegen sich, schimpft sich Dummkopf u. s. w., es fehlt nichts, als daß er sich selbst beim Kragen faßt und zur Thür hinauswirft. Und wohlgemerkt! wir sprechen nicht etwa von dem Studium einer Wagnerpartie, die dem Künstler sichere Erfolge verspricht. Vor einigen Jahren sang Niemann in einem Concerte eine neue Composition vom Verfasser dieses Artikels, deren Erfolg ihm doch ganz zweifelhaft sein mußte. Und er studirte sie ganz mit demselben „wüthigen" Eifer und hielt so viele Proben, daß zuletzt der Componist erklärte, diese Aufregung und Abmüdung nicht mehr ertragen zu können. Auch Wachtel, der freilich eine ganz und gar entgegengesetzte Richtung verfolgte und nur auf reine Gesangseffecte hin arbeitete, war immer sehr fleißig. Von Mierzwinski sagen selbst die Sänger, daß er nur durch eisernen Fleiß zu der staunenswerthen Macht über seine ursprünglich spröde Stimme gelangt ist. Unter den Künstlerinnen — diese sind gewöhnlich dem Studium noch weniger geneigt als die Männer, weil ihnen ja auch um so viel mehr gehuldigt wird — können wir Fräulein Lilli Lehmann und Frau Lucca hervorheben. Die erstere hat zwar von ihrer Mutter eine vortreffliche Schule erhalten, aber mehr als Coloratursängerin; jetzt, nach fast 20jähriger Bühnenlaufbahn, hat sie durch Fleiß und Energie in hochtragischen Rollen dieselben glänzenden Erfolge errungen. Frau Lucca, früher eine reine, wenn auch durchwegs geniale Naturalistin, gab in den letzten Jahren staunenswerthe Beweise von denkendem Studium und hat auch einen großen Theil der „Mätzchen" aufgegeben, mit denen sie in früheren Zeiten einen gewissen Theil des Publikums entzückte.

**) Germinal par Emile Zola. Paris, Charpentier.

Digitized by Google

zwischen die Liebenden zu drängen. Dreimal muß Etienne ihn mit dem Fuße zurückstoßen. Schließlich gewöhnt man sich an den entsetzlichen Nachbar, und bei jedem neuen Schluck schiebt man ihn auf die Seite ... Bald vernimmt das Dulderpaar entfernte Schläge der die Rettungsarbeiten rüstig fördernden Kameraden, auch zieht sich das Wasser zurück. Sie können sich nicht darüber freuen, denn es ist Alles zu spät. Eine namenlose Schwäche bemächtigt sich ihrer. Das Fieber schüttelt Catherine's Körper und umschleiert barmherzig mit freundlichen Bildern ihre Sinne. Im Liebesrausche stirbt sie. Etienne wird gerettet.

Diese zwei Volkstragödien, die eine allgemein social, die andere familiär, sind mit einem dritten Trauerspiele verbunden, das die Bourgeoisie zu Helden hat. Denn auch die „Mastbürger" sind nicht glücklich. Der von den kurzsichtigen Arbeitern beneidete, bestgehaßte Direktor Hennebeau, der sich von seiner Frau betrogen weiß, würde gerne mit seinem elendesten Karrenschieber tauschen, der doch wenigstens Liebe findet. Als die Meute sein Haus belagert, scheint ihm sein eheliches Elend größer, als die Noth der armen Teufel. „Dummköpfe!" ruft er den nach Brod schreienden Proletariern zu, „bin ich denn glücklich?!" Es liegt ein grausamer Zug von ausgleichender Gerechtigkeit darin, daß hier nicht nur die Arbeiterfrau ihren Mann, zwei Töchter und einen Sohn verliert, sondern daß auch die Bourgeoisie ihr Liebstes einbüßt: der alte wahnsinnige Bonnemort erwürgt die schöne, glückliche Cécile, den Abgott ihrer Eltern — der Hunger tödtet den Müßiggang.

Diese drei Handlungen leben sich in breiten, zum Theil colossalen Bildern aus. Es ist bewunderungswürdig, wie Zola diese Gruppen und Massen — etwa ein Dutzend Hauptpersonen, vierzig Nebenrollen und die vielen tausend Statisten des Chors der Arbeiterbevölkerung — zu individualisiren*) und zu bewegen und die unzähligen meist monoton aschgrauen Genrebilder wirkungsvoll aneinanderzureihen weiß. Freilich, der Prophet des Naturalismus, der in seinen theoretischen Schriften einmal übers andere versichert, er arbeite wie ein Lastthier, er schreibe einfach die Natur, die Wirklichkeit ab, arrangirt im Gegentheil sehr raffinirt und arbeitet so gut auf den Effect, wie der erste beste „Romantiker". Die Antithese, die Poesie des Gegensatzes wird von Zola gar fleißig geübt, in der Composition seiner Handlung, wie in der Schilderung. Dem Elend der Arbeiter ist die comfortable Häuslichkeit der Bourgeoisie entgegengesetzt. Auf das Capitel, das den Aufbruch zur Arbeit im Arbeiterhause schildert, folgt das Lever der Bürgerstochter. Die Deputation der streikenden Arbeiter stört das reichliche Mahl der Arbeitgeber, und als die Steine ins Directionshaus fliegen, wird eben eine Verlobung gefeiert. Während das Volk nach Brod schreit, besorgt man drinnen, die bestellte Pastete könnte ausbleiben. Fügt Zola in der Schilderung der Grubenschicht einen neuen Kreis zu Dante's Hölle, so beschreibt er mit schöner Unparteilichkeit doch auch die Sonntagsfreuden der Arbeiter. Die abgehetzten Hungerleider sind räthselhaft unermüdlich in der Liebe, und in einem Capitel stolpert der Leser auf jeder Seite über leichtsinnige Paare. Dazu im Gegensatze hinwieder das krankhafte Schmachten von Etienne und Catherine, das, nachdem es durch das ganze Buch gedauert, erst in der grausigen Agonie ihres Hungertodes Befriedigung findet. Diese für einen Naturalisten doch allzu unnatürliche Contrastjagerei ist bis in die Charakterzeichnung zu verfolgen. Der nihilistische Dynamitheld, der tausend Unschuldige hinschlachten würde und ein Dutzend Kameraden gelassen dem Tode weiht, ist ein blonder, mädchenhaft aussehender Mensch, der am liebsten ein Kaninchen streichelt und bei dessen Tod Thränen vergießt. Der Vertreter der Armen ist ein sanfter, heimwehsiecher, ganz unwahrscheinlich sentimentaler Recrut, der von einem halbwüchsigen Schlingel mensch-

lerisch niedergemacht wird. Die cynische Mouquette, die des Berlichingers classische Antwort an den Hauptmann ins Thatsächliche umsetzt, stirbt mit entsagungsfreudigem Edelmuth. Der Arbeiterarzt verschreibt den armen Teufeln, die am Hungertyphus sterben, Fleisch, und Abbé Ranvier ist ein socialistischer Priester. Und so fort, wenn auch nicht immer mit Grazie.

Noch Anderes in der Ausführung widerspricht den naturalistischen Theorien. Zola ist ein Romantiker, wie nur jemals einer gelebt hat. Durchaus poetisch ist der gewaltige epische Zug, der durch seine ganze Composition geht, die Beleuchtung der grandiosen Tableaux von dem Meeting im Walde bei Mondschein, von dem Zuge der Streiker im Abendroth, von dem Sterben der Verschütteten. Hochpoetisch sind auch gewisse symbolische, phantastische Personificationen. Wie der Refrain einer Ballade kehren drei Motive immer wieder. Die „Compagnie", d. h. die Actiengesellschaft, der die Bergwerke gehören, wird stets verglichen mit einem unsichtbaren Gott, und überall ist die Rede von dem unnahbaren Tabernakel, wo der gemästete Götze kauert, dem zehntausend Hungerleider ihr Fleisch und Blut geben und den sie doch noch nie gesehen haben. Und zu diesem Götzen gesellt sich noch ein zweites Ungeheuer: das Bergwerk ist ein böses Thier, das als tägliches Futter 70 Menschen verschlingt. Durch den rauchenden Schlot zieht der „laute, lange Athem der offenbar in ihrer mühevollen Verdauung von Menschenfleisch genirten Bestie." Und noch ein drittes Leitmotiv durchklingt das ganze Buch. Es hat sogar dem Romane den Titel gegegeben. Immer wieder wendet Zola im Laufe seiner Erzählung das Bild und Wort vom unterirdischen Keimen (germer) der socialen Revolution an. Die im Erdenschoße schaffenden Männer vergleicht er mit dem Samenkorne, das tief im Boden keimt und wächst und eines Tages die Ackerkrume sprengen und die Welt erschüttern wird. Am Schlusse des Romans, als Etienne Montsou verläßt, um einer Einladung seines Freundes Pluchard, des Commisvoyageurs der Socialdemokratie, nach Paris zu folgen, wo wir ihn jedenfalls in einem künftigen Roman, der den Commune-Aufstand behandeln dürfte, wiederfinden werden, da ist es Frühling: Germinal, der Keimmonat des französischen republikanischen Kalenders, ist angebrochen. Ueberall beginnt es zu grünen und zu blühen, und der zukünftige Soldat der socialen Revolution hört allerwärts unter seinen Tritten das Pochen der wieder zur unterirdischen Schlachtbank geführten Kameraden.

„Unter seinen Füßen klangen die tiefdringenden, hartnäckigen Schläge der Schramhauen und Fäustel fort. Die Kameraden waren alle da; er hörte, wie sie ihn auf Schritt und Tritt begleiteten. War das nicht unter diesem Runkenrübenfeld die Mahende mit ihrem gebeugten Rücken, deren Schnaufen so rauh emporclang, begleitet vom Schnarchen des Ventilators? ... Links, rechts und weiterhin glaubte er Andere zu erkennen tief unterm Kornfeld, unter den Hecken, unter den jungen Bäumen. Hoch am Himmel strahlte die Aprilsonne in ihrem Glanze, die kreißende Erde wärmend. Dem nährenden Schoß entsprang das Leben, die Schößlinge strotzten von grünen Blattern, die Felder bebten unter den hervorbrechenden Gräsern und Kräutern. Die Samenkörner schwollen, reckten sich, sprengten die Erde, getrieben von einer Sehnsucht nach Wärme und Licht. Eine Fluth von Saft ergoß sich flüsternd, das Geräusch der Keime klang wie ein langer Kuß. Und immerfort und stets deutlicher, wie wenn sie sich der Erdoberfläche näherten, pochten und hämmerten die Kameraden. Unter den Gluthstrahlen der Sonne, an diesem jugendfrischen Morgen war die Landschaft erfüllt von diesem Lärm. Menschen drängten sich empor, eine schwarze Armee der Rache, langsam keimend in den Furchen, entgegenwachsend der Ernte des künftigen Jahrhunderts und bald die Erde spaltend."

Mit schonungs- und theilnahmloser Sachlichkeit erzählt Zola die Geschicke seiner Menschen, nur für die Kinder scheint er ein Herz zu haben. Ist es, weil seine eigene Ehe kinderlos geblieben? Den kleinen Leuten aus dem „Glück der Rougons" gesellen sich hier die von dem Taugenichts Jeanlin terrorisirten Bébert und Lydie, die zusammen von den Kugeln der Infanterie dahingestreckt werden; Zacharie, der für seine Schwester stirbt und die ergreifende Gestalt der kleinen Buckligen Alzire, die zu Hause das Mütterchen spielt und am Hungertyphus stirbt. Und seltsam! der Autor, der

*) Allerdings reden diese schwerfälligen Nordfranzosen ganz dasselbe Argot, wie die beweglichen, witzigen Pariser Helden des „Assommoir". Nur wenige technische Ausdrücke, wie coron, galibot, herrscheuse u. s. w., die der Leser vergeblich im Wörterbuch von von Larchey und noch weniger bei Sachs-Villatte finden wird, scheinen an Ort und Stelle aufgelesen.

Digitized by Google

die Menschen am Liebsten nur in ihren thierischen Instinkten schildert, er vermenschlicht beinahe die Thiere. Die Ankunft des Grubengauls Trompette im Schacht, der Tod seines Cameraden Bataille sind mit der Feder eines feinen Naturbeobachters und dem Herzen eines Thierfreundes und Dichters beschrieben. Das folgende Pferdeporträt bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu den zahlreichen Rohheiten des Buches.

„Bataille, der Alterspräsident der Mine, war ein weißes Pferd, das zehn Jahre Grubenarbeit hinter sich hatte. Durch zehn lange Jahre lebte Bataille schon in diesem Loch, denselben Winkel im Stall einnehmend, dieselbe Arbeit längs der schwarzen Sohlengänge verrichtend, ohne jemals das Tageslicht wiedergesehen zu haben. Sehr fett, mit glänzendem Fell, gutmüthig aussehend, schien er ein Philosophendasein zu führen, geschützt vor dem Unglück von da oben. Uebrigens hatte er in der Finsterniß eine große Schlauheit erworben. Der Grubengang, wo er arbeitete, war ihm schließlich so vertraut geworden, daß er mit dem Kopfe die Windthüren aufstieß und sich an niedrigen Stellen bückte, um nicht anzustoßen. Ohne Zweifel zählte auch er seine Fuhren, denn wenn er die reglementarische Anzahl gemacht hatte, weigerte er sich, eine neue zu beginnen, und man mußte ihn zu seiner Krippe zurückführen. Jetzt kam das Alter, und die Schwermuth verschleierte manchmal seine Katzenaugen. Vielleicht sah er undeutlich in seinen dunklen Träumereien die Mühle wieder, wo er zur Welt kam, eine Mühle am Ufer des Canals, mitten im Grünen, immer vom Winde gedreht. Etwas brannte dort oben in der Luft, eine riesige Grubenlampe, an die sich sein thierisches Gedächtniß nicht mehr genau erinnern konnte. Und er stand mit gesenktem Kopfe zitternd auf seinen alten Beinen und machte unnütze Anstrengungen, um sich auf die Sonne zu besinnen."

Leider ist aber Zola nicht immer Poet. Da und dort, nur allzu häufig, wird er plötzlich an seine naturalistischen Theorien gemahnt und holt das Versäumte reichlich ein. So besinnt er sich plötzlich, daß „Germinal" ja nur das Glied einer Kette ist, der 13. Band der „Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche", der ehrenwerthen Rougon-Maquart. Also flugs macht er Etienne zu einem Sohne der aus dem „Assommoir" bekannten Wäscherin Gervaise und ihres Verführers Lantier. Als solcher hat dieser den Fluch des Alkoholismus, dem seine Familie verfallen ist, geerbt. Er haßt den Wein, den Schnaps, denn er weiß, daß er nach dem zweiten Glas die Besinnung verliert, daß alsbald ein rother Nebel vor seinen Blicken aufsteigt und daß er dann Blut sehen muß. Richtig wird er auch schließlich zum Mörder, aber in nüchternem Zustande. Das Exempel hinkt also, ein Beweis, wie rein äußerlich der Zusammenhang mit der übrigen Romanserie hergestellt ist. Nicht anders verhält es sich mit den Cynismen und Obscönitäten, an denen leider diese tiefernste, erschütternde Studie fast noch reicher ist, als das „Assommoir", als „Pot-Bouille", als selbst „Nana". Es sind geradezu empörend unanständige Einzelheiten, die zudem überflüssig sind und, ohne jede Lücke zu hinterlassen, gestrichen werden könnten. Warum beschmutzt Zola seine grandiosen Conceptionen mit diesem Unflath? Seine Gegner sagen, um das große Publikum anzulocken und seine massenhaften monotonen Schilderungen pikant zu machen. Zola hat aber solche Kunstgriffe nicht nöthig, denn er ist ein jetzt anerkannter Meister, der seines großen Publicums sicher ist. Es ist vielmehr ein krankhafter Zug seiner Welt- und Kunstanschauung. Er glaubt Alles sagen, vor Nichts zurückschrecken zu müssen, und watet, wenn es sein muß, bis an den Hals im Kothe. Er ist auch nie pikant, sondern trägt die größten Cochonnerien mit dem feierlichen Ernst eines sauertöpfischen Pedanten vor. Er beschönigt das Laster nicht, er verführt nicht dazu; er schildert es mit den abschreckendsten Farben, als abstoßend, widerwärtig, geistlos, ein warnendes Exempel.

Der Eindruck, den dieses Buch hinterläßt, ist niederdrückend. Wir sehen da, wie ein colossales Talent einem falschen Kunstprinzip zu Liebe die schönsten Wirkungen seiner machtvollen Dichtung zertrümmert und im Häßlichen, Ekelhaften untergeht. Auch der übertrieben pessimistische Grundton läßt kein Behagen aufkommen. Zola scheint gegen die Anarchisten und die socialistische Proganda und für friedliche Reformen zu stimmen. Er sieht die kommende Revolution, bei deren Vision die Weiber der Bourgeoisie
ihr Ziel erreichen? Wird die Armee mit
abermals das hungernde Proletariat niederreiten,
dem Volke übergehen, dem sie entnommen ist? Als eine Träumerei eines halbgebildeten Arbeiters erscheint die schöne Vision Etienne's von dem Reiche der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, „wo alles Elend verschwindet, wie hinweggeweht von einem vollen Sonnenstrahl, und eine neue Gesellschaft an Einem Tage entsteht, in der jeder Bürger seinen Antheil an den gemeinsamen Freuden hat." Des Verfassers Meinung spricht wohl der Director Hennebeau aus, welcher über die Narren spottet, die das Glück dieser Welt von der Theilung des Reichthums erwarten.

„Diese revolutionären Träumer können wohl vielleicht die Gesellschaft zerstören und eine andere aufbauen, aber sie werden keine Freude der Menschheit bringen, ihr keinen Schmerz nehmen. Sie werden nur das irdische Unglück vergrößern und eines Tages sogar die Hunde aus Verzweiflung heulen lassen, wenn sie sie aus der ruhigen Befriedigung der Instinkte herausreißen, um sie zu dem ungestillten Schmerz der Leidenschaften zu erheben. Nein, das einzige Glück besteht darin, nicht zu sein und wenn man ist, ein Baum zu sein, ein Stein, noch weniger: ein Sandkorn, das unter den Füßen der Vorübergehenden wenigstens nicht bluten kann."

Theophil Zolling.

Feuilleton.

Die Holzhauer.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Schluß.)

Jahre waren vergangen, aus dem „Preuß" war ein preußischer Lieutenant geworden. Wir belagerten Thionville, wenn man die keck zugreifende und den Gegner völlig verblüffende Art, mit der wir diese kleinen Festungen binnen wenigen Tagen in unsere Hände spielten, eine Belagerung im akademischen Sinne nennen will. Ein einleitendes Bombardement hatte die Festung in eine rauchende, von trüb schwebendem Dunste bedeckte Trümmerstätte verwandelt; wie wehrlos lag sie da, kein Zeichen des Lebens auf den Wällen und den abgeholzten Glacis; hie und da tönten verlorene Signale herüber. Zum Abend des 22. November war die Eröffnung einer Parallele angeordnet worden, mehr eine Demonstration als eine Maßnahme, die taktische Zweckmäßigkeit eingegeben hätte.

Am Tage vorher hatte man einen Spion eingebracht. So wenig von Wichtigkeit er der einer sicheren Uebergabe verfallenen Festung auch hätte leisten können, so gebot doch die Consequenz des harten Kriegsgesetzes seine Erschießung. Nur dem Drang der Vorbereitungen zu der Parallele hatte er es zu verdanken, daß man die Execution nicht sofort vollstreckte.

Am Morgen des 22. war ich nach dem Hauptquartier geritten, um eine secrete Instruction einzuholen. Es wimmelte dort von Adjutanten und Ordonnanzen. Mitten in dem Trubel hastender Geschäfte begehrte ein Weib vor den Stabschef geführt zu werden. Ein Wink des letzteren befahl, sie auf eine Minute vorzulassen.

Wir Officiere saßen und standen rings umher in dem zum Büreau hergerichteten Salon, nach dem Dictat des Adjutanten schreibend. Da geht die Thüre auf — das Weib erscheint. Heiliger Gott — sie, sie!

In der ersten Ueberraschung glaubte ich ihre Mutter zu sehen, deren Gestalt mir aus den Dämmertagen der Kindheit noch in der Erinnerung lebte; so viel voller und üppiger und

Digitized by Google

gen die aufsprossende Maid von damals. mit dem Dictiren inne, und alle Augen [illegible] auf die Erscheinung gerichtet. Mit dem von verhaltener Gluth erfüllten Blicke unter den halbgesenkten Lidern hervor — ihr Blick von damals — überflog sie die Versammlung, wie sie, von einer Ordonnanz geleitet, den Salon nach dem Zimmer des Chefs durchschritt, nein, durchstürmte, leicht nach vorn gebeugt, mit harten, trotzigen Tritten. Gewaltig flog ihre Brust, sie mußte geeilt sein, ihre Haare waren in wirrer Unordnung, ihre Kleider zerzaust und beschmutzt, als hätte sie sich durch allerlei Unwegsamkeiten Bahn gebrochen.

Mit stockendem Athem lauschte ich, während mein bebender Bleistift sich abmühte, die Bruchstücke des Dictates, die mein Ohr mechanisch auffing, auf's Papier zu kritzeln. Drinnen geschah ein dumpfer Fall — sie stürzt vor dem Chef auf die Kniee nieder — sie, Irmin, das stolze Geschöpf! — „Erbarmen, Erbarmen, Herr Oberst . . . ." ihre wankende Stimme, die Jenen anfleht. Um was denn? Sie redet im unbeholfenen Hochdeutsch der Luxemburger; es handelt sich um Jemanden, der todtgeschossen werden soll, ihr jammernder Kniefall soll ihn erlösen. „Sie dürfen ihn nicht erschießen, es kann nicht sein, kann, kann, kann nicht sein . . ." in einem Schluchzen verlieren sich die Worte.

„Das Weib des Spions", flüstert man.

Lauter erhebt sich der Ton des monotonen Dictats, als gälte es den Jammer drinnen zu verdecken. Es ist keine Zeit zu verlieren, der Dienst drängt — welch' eine Lapalie ist ein Menschenleben!

„Ich bitte die Uhren zu stellen, meine Herren, meine Uhr ist genau 10 Minuten nach 11", schallt die Stimme des Adjutanten.

Während wir mit unsern Uhren beschäftigt sind, öffnet sich die Thüre wieder. Sie kehrt zurück. Langsam, hochaufgerichtet diesmal, durchwandelt sie den Saal, die Blicke starr und finster auf die gegenüberliegende Thür gerichtet, die Arme mit geballten Fäusten schlaff herabhangend, mit festgepreßten Lippen, zwischen den Brauen jene zuckenden Drohfalten, die aber tiefer und schwerer seit damals geworden. Auf ihren fahlblassen Wangen, aus denen jede Spur der Röthe verschwunden, schimmern die Spuren von Thränen.

So hat sie also nichts ausgerichtet? — Einige zucken bedauernd die Schultern: das Frauenzimmer hätte sich den Weg ersparen können — übrigens wird sie wohl selbst die Hand mit im Spiel haben. Nur keine Sentimentalität! — à la guerre comme à la guerre!

Ich fragte einen der Schreiber nach dem Namen des Spions. Er kramte das betreffende Protokoll hervor. „Nicolas N. aus Luxemburg" stand dort angegeben.

Ich schwang mich aufs Pferd und stürmte davon. So hatte sie ihn dennoch geliebt! So hatte sie ihm neun Jahre hindurch angehangen! So liebte sie ihn heute noch den Kugeln zum Trotz, die ihn binnen wenig Stunden zu Boden strecken werden! — Vorwärts! Es ist keine Zeit zu verlieren — auch die Gedanken gehören dem Dienst! —

Am Abend ward die Parallele ausgehoben. Kein Ausfall störte die Arbeit; nur ein paar vereinzelte Granaten schwirrten matt und müde heran, um im weichen Ackerboden dumpf zu explodiren. Es wäre harmlos wie eine Friedensübung gewesen, wenn nicht der blutrothe Gluthschein der brennenden Stadt, von Zeit zu Zeit von neu aufzischelnden Feuersbrünsten heller entfacht, uns geleuchtet, wenn nicht das scharfsausende Getöse der Granaten, welche die Gentringer Batterien über unsere Köpfe hinweg nach der Festung sandten, und das hohle Dröhnen ihres Platzens da drinnen in den Straßen solch' unheimliche Musik dazu gemacht hätten.

„Wasser!" hieß es auf einmal. Von allen Seiten kam die Meldung, es zeigte sich mehr und mehr Wasser in der Tranchee. Was thut es! nur vorwärts, daß wir ins Quartier kommen! — Das Wasser stieg unaufhaltsam; statt des Bodens schöpften die Spaten nur noch rieselndes Wasser, auf Gerathewohl ward weiter gearbeitet. Heimtückisch wuchs und wuchs es, stieg den Arbeitern bis an die Kniee, bis an die Hüften, immer höher; über einzelne Strecken schwellte es laut gurgelnd gleich einem Strom heran. Der Feind hat die Schleusen geöffnet und das Wasserspiel losgelassen, und der gießende Regen ist mit im Bunde. Gegen das stumm heraufschleichende Element gibt es keinen Widerstand mehr; zuletzt muß die Arbeit eingestellt werden.

Mit um so größerem Eifer arbeiteten die Batterien; zwei Tage darauf wehte ein weißer Fetzen vom rauchumwallten Kirchthurm.

Unter den Klängen des Preußenmarsches hielten wir unseren Einzug. Eine bange Beklommenheit umkrampfte mein Herz. Gleich wird sie erscheinen — aus einer Lücke in der zerschlitterten Balkenwand, die jenes Haus vor der Wuth der Granaten schützen sollte, werden ihre Augen hervorblitzen, in der vollen Entfesselung lang verhaltener Gluth; — dort aus dem gelblichen Rauche der ausgebrannten Fensteröffnung werden ihre drohend erhobenen Fäuste sich uns entgegenrecken: „Preuß! Ha, Du Preuß!" — in einer Nebenstraße stürzt mit donnerartigem Krachen ein Haus ein — ein Schrei gellt auf: der Hassesschrei ihres wilden Herzens . . . . .

Ich war in ein leidliches Quartier gerathen; es war bei einem Kaufmann, der von der Erlösung der Stadt eine Belebung seines eingeschlafenen Handels erhoffte. Von ungefähr erfuhr er über meine luxemburgische Herkunft. „Ah, mein Herr, aus Luxemburg! Famose Leute das. Und was für eine Sorte von Weibern, mein Herr!"

Mit dem Rücken gegen den Ladentisch gelehnt, die Hände in den Taschen, jedes Wort gleichsam mit einer neuen Miene seines äußerst beweglichen Gesichtes unterstreichend, erzählte das Männchen: „Wir hatten eine Luxemburgerin hier, mein Herr, ein Teufel von Schönheit und Courage. Sapristi, ein wahres Feuerwerk von einem Frauensbild, es hat sich Mancher die Finger daran verbrannt. Eine Luxemburgerin, aber ein Stück Welt war an ihrem Rocke hängen geblieben. Man sagte allerlei über ihre Vergangenheit — sie soll in Afrika gewesen sein — sie soll gegen die Kabylen gekämpft und Löwen getödtet haben trotz einem Gérard — sie soll Gold gegraben haben in Amerika — sie soll als Wahrsagerin auf den Messen herumgezogen sein und alle Welt verrückt gemacht haben — sie soll gesessen haben, aber heidi! entsprungen! — sie soll Eine erschlagen haben aus Eifersucht — ich bitte Sie, mein Herr, wegen eines ganz windigen erbärmlichen Kerls — aber sie war toll auf ihn, es war ein Räthsel, wer erklärt mir das, mein Herr? — Sie hielten hier eine Cantine gegenüber der großen Kaserne: „A la belle Africaine". Die war stets gestopft voll, aber eine der ersten von Euren Zuckerhüten, warf das Ding einfach über den Haufen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er sich auf's Spioniren legte. Eine Rache vermuthlich. Sie wollt' es, er that Alles, was sie wollte. Da griffen sie ihn und sollen ihn erschossen haben — c'est la guerre, monsieur! — Am 22. gegen Abend ist sie zum Commandanten gekommen: Herr Commandant, sagt sie, die Preußen wollen einen Coup machen, sie wollen eine Tranchee graben, man muß sie ersäufen — ersäufen, sagt sie, Herr Commandant! (durch den Ausdruck dieses Wortes brach ein ganz leiser Wunsch des Mannes, daß es doch geschehen sein möchte — seine Aeuglein glitzerten), gut, man läßt die Schleusen los, die sie ersäufen sollen, die Herren Preußen. Es war etwas nicht ganz in Ordnung an dem Holwerk, und es gab ein saures Stück Arbeit. Und die Zeit verstrich und die Preußen werden fertig mit ihrer Tranchee. Natürlich, wer zeigt ihnen, denen vom Génie, wie es gemacht werden muß? Natürlich la belle Africaine. „Gebt mir doch eine Axt!" commandirt sie. Bald darauf sieht man sie da unten im strudelnden Wasser auf einem Seelenverkäufer von einem Kahn mit zweien vom Génie. Und nun, sapristi so ein Weib, sieht man sie die Art schwingen gegen das widerspenstische Holz. Aufrecht im Kahn, die vom Génie haben alle Mühe, ihn zu halten, so tanzt er. Aber sie: Plang! Plang! Plang! ein Arthieb nach dem andern. Das rothe Licht der Feuersbrunst leuchtet dazu — Plang! mon dieu, wie die Axt blitzt, wie das Weib zuhaut — solch' eine Wuth, mon dieu, mon dieu! — Endlich ists gethan. Aber Platsch! das Wasser stürzt zu ge-

Digitized by Google

waltig heraus. Die vom Génie halten sich noch gerade im Kahn. Sie aber wankt und stürzt und kopfüber hinab — ins Wasser hinab und keine Möglichkeit, sie zu retten. Man fand ihre Leiche am nächsten Tag — ist es glaublich, Herr, sie hielt die Art immer noch mit beiden Händen, als wollte sie zuhauen — Plang! Plang! — Welch' ein Prachtstück von einem Weib! Man müßte wahrhaftig den Hut vor ihr ziehen. So lange es noch solche gibt, ist Frankreich nicht verloren, mein Herr."

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

Dem peinlichen Bemühen, auf alle Fälle etwas Durchschlagendes, Zugkräftiges zu liefern, nicht dem aus dem Vollen herausschöpfenden Humor verdankt die neue Posse Jacobson's und Girndt's: „Ein weißer Rabe", welche die Novität des Wallnertheaters in voriger Woche bildete, ihre Entstehung. Die Manier, die bloße technische Kunstfertigkeit und daneben das verwerfliche Streben nach einer marktschreierischen Actualität, das ist es, was diese Possen-Fabrikanten, die sich „Dichter" nennen lassen, unter ihrer „Poesie" verstehen. Wie die Händler in Simili-Brillanten und Talmischmuck putzen sie ihre werthlosen Waaren durch eine Politur von Knalleffecten auf und geben ihnen eine täuschende Folie durch entliehene, oder sagen wir ehrlicher gestohlene Gedanken. Es ist ein Jammer, daß unsere hauptstädtischen Bühnen derartige dramatische Surrogate ihrem Publicum unter der Etiquette echter Waare verkaufen dürfen, und es wäre wünschenswerth, daß ein Gerichtshof bestünde, der eine solche Schädigung des Geschmackes durch Bildungsmittelfälschungen ebenso hart ahndete, wie die sanitäre Polizei die Verderber der Nahrungsmittel bestraft. Aber leider verschmäht es sogar die Kritik der Tagespresse, sich zu diesem Gerichtshof aus eigener Machtvollkommenheit zusammenzufinden. Bei der in Rede stehenden Posse zwar constatirte sie einmüthig die nicht zu verkennende Ablehnung durch das Publicum, welche dieselbe gefunden hatte, ließ es aber bei dem Tadel der ganz offenbaren Geschmacks- und Tactlosigkeiten, die sich die Verfasser hatten zu Schulden kommen lassen, bewenden und richtete ihn nicht, wie es ihr von rechtswegen zukäme, in erster Linie gegen das absolut verwerfliche „Geschäfts"-Princip jener Autoren. Diese Fabrikanten haben nämlich diesmal weiter nichts gethan, als einen alten Ladenhüter, der einst gut ging, wieder hervorgesucht und ihn mit einigen colonialpolitischen Modeflittern neu aufgeputzt. „So wird der alte Artikel jetzt wohl wieder ziehen", dachten sie sich offenbar dabei. Aus einem alten Girndt'schen Stücke „Das preußische Strafgesetz" entnahmen sie die an sich ganz gute Idee, daß ein Advokatenfeind, der sich mit seiner Sicherheit vor Gesetzesübertretungen brüstet, doch schließlich durch seinen juristischen Schwiegersohn von seinen vielfachen, unbewußten strafbaren Handlungen überzeugt wird und das Gefühl, in dieser Hinsicht ein „weißer Rabe" zu sein, aufgeben muß. Weil aber das Bismarck-Jubiläum bevorstand, verbanden sie mit der Ausführung dieses Themas eine ganz tolle und peinlich berührende Farce, eine Art Colonialfest, in welcher selbst die Gestalt des Kanzlers mißbraucht wurde, und streuten über das Ganze eine Unmasse von Kalauern aus, die sie mühsam genug zusammengesucht haben mögen. Die zu bedauernden Künstler des Wallnertheaters mußten sich dabei dazu hergeben, zuweilen Clowndienste zu verrichten, und wir können nur die Selbstverleugnung bewundern, mit welcher sie, die entschieden alle Ansprüche auf bessere Verwendung machen können, dies thaten.

Wenden wir uns ab von dem wenig erfreulichen Anblick, welchen die „Kunstgebilde" dieser dramatischen Handwerker darbieten. Eine andere Novität, welche die Schwesterbühne des Wallnertheaters brachte, giebt uns Gelegenheit, im milderen Tone zu plaudern. Ein bisher nur in Hamburg und dort mit vielem Erfolge „Amerikanisch" aus der Feder des alten, uns im Belle-Alliance-Theater aus der scharfen, [illegible] Effecten geschwängerten dramatischen Atmosphäre unserer Tage zum in die behaglichen Zeiten, in denen man sich nur ungern überraschen ließ. Auf einem festgefügten Grunde aufgebaut, in leicht durchsichtiger Structur in die Höhe geführt und mit dem alten, immer wieder ans Herz greifenden Gefühlspathos ausgeschmückt, bildet dieses Stück ein Gebäude, in welches wir gerne nach des Tages Ruhelosigkeit zum behaglichen Aufathmen flüchten können. Warum soll man nicht ein gutes Theil Rührseligkeit, wie es sich in der Erziehung einer emancipationslustigen Dame durch die aufopfernde Liebe ihres Mannes ausspricht, und eine oft märchenhaft anmuthende Unnatürlichkeit dabei mit in den Kauf nehmen? Erfreuen wir uns doch im Grunde unseres Herzens an der Fiction, daß ein überspanntes amerikanisches Wesen durch deutschen Edelmuth überwunden und ein in Geldstolz verhärtetes Vaterherz durch den unvermutheten Anblick der verstoßenen Tochter erweicht wird. Und wenn auch der verfeinerte Geschmack bei einer allzu drastischen Bühnenwirkung, wie sie die Stellung eines lebenden Bildes zum Zweck der Versöhnung des harten Vaters bildet, die Nase rümpft, so mag er sich an anderer Stelle an dem feinen Tacte entschädigen, mit welchem die Grenze zwischen Lustspiel und Posse von dem Autor strenge innegehalten worden ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß als Gegengewicht zu dem rohen Possenhaften, welches wir oben tadelten, derartige „empfindsame" Lustspiele öfters in so meisterhafter Weise, wie es bei Görner's „Amerikanisch" geschah, von diesen vereinigten Lustspielbühnen inscenirt würden. O. B.

Notizen.

Unter dem Titel „Philosophie und Christenthum" hat Alfred Schütz versucht, „eine Charakteristik der Hartmann'schen Philosophie für jeden Gebildeten" zu entwerfen; das Büchlein, in Briefform abgefaßt, liest sich gut und ist voll sinniger Worte, aber es scheint weder recht, daß er Hartmann und die Philosophie unserer Zeit für Eins nimmt und die anderen Denker und Denkrichtungen entweder nicht kennt oder nichtbeachtet, noch scheint es sachgemäß, daß er Hartmanns Lehre nicht auf ihren Wahrheitsgehalt prüft, sondern ihr die religiösen Ideen des Christenthums mit dem Pathos des Herzens gegenüberstellt und den Philosophen auffordert, sich zu denselben zu bekennen. Hartmann kann zufrieden sein, wenn er als der Hochbegabte gepriesen wird, der durch Tiefe und Schärfe des geistigen Blickes, durch kalte Abstractionskraft, wie durch lebendige Phanthasie und blühende Darstellungsweise hervorragt, wenn er geradezu der Philosoph unserer Zeit genannt wird, dessen Genie, dessen colossale Riesenkraft mit zwei Sätzen dem Leben von Tausenden Heil oder Unheil bringen kann; ihn zu lesen, ist intellectueller Genuß, sein Hauptwerk ist von wahrhaft imposanter und hinreißender Geistesthat; aber der Leser kommt nun zum Einzelnen und fragt sich wie zu solchem Preise es stimmt, daß Schopenhauers Schwächen und Unarten bei Hartmann im vergrößertem Maßstabe wiederkommen, daß die ethischen Grundbegriffe des Gewissens, der Sittlichkeit, der Verantwortlichkeit in Nebel aufgelöst, die edelsten Regungen des menschlichen Herzens rücksichtslos zertreten, das heilige Band der Ehe und Familie gelockert, Pietät und Treue verächtlich gemacht, die Fundamente der wahren Humanität untergraben werden; das Ganze ethische Gebiet verdämmert in ein unbestimmtes Chaos, brennende Fragen der Zeit werden zu einer Hanswurstiade, die Lüge wird zum treibenden Lebensprincip erhoben, jedes bessere Gefühl wird in die Kloake der Selbstsucht und Gemeinheit getaucht, dem Bestreben, die Menschheit auf die Stufe der Bestialität herabzuziehen, wird das philosophische Siegel aufgedrückt, die anmaßende Beschränktheit eines bleichsüchtigen Intellectualismus bekennt den Pessimismus mit den Lippen und gibt ihn der Philosophie wie

Digitized by Google

dem Fluch der platten Alltäglichkeit zu ent- losophiren ist ein Irrlichteriren, sein Licht ein ...rrendes Flackerlicht! Da können die Bewunderer wie die Gegner Hartmann's ihre Rechnung finden, aber es bleibt bei den Behauptungen, und weder die Größe noch die Verkehrtheit des Philosophen wird irgendwie wissenschaftlich dargethan; Schütz überläßt es dem Leser, sie zusammenzureimen. Aber das Büchlein ist durchaus gut gemeint. Das Christliche wird nicht in dogmatische Satzungen eingeschränkt, sondern in der Gesinnung, in den Thaten der Liebe, in der Erhebung über das niedere Getriebe der Welt zu einer sittlichen Weltordnung gefunden. „Es ist das Geringste, daß das Christenthum eine Lehre ist; nein, eine Macht ist es, ein Contingent von Persönlichkeiten, eine Heilsarmee, deren Glieder von der ersten Zeit bis auf die heutige sich die Hände reichen zum Kampf gegen alles Niedrige, Gemeine, zum Bund der Liebe." Alfred Schütz versucht es nicht, zu begründen, wie wir in Gott das allein wahre Sein erfassen und uns zugleich als wesenhafte Persönlichkeiten, nicht blos als auf- und ablaufende Wellen im Meere des allgemeinen Lebens begreifen können; aber er betont mit Wärme den Werth der Persönlichkeit und stellt der Verneinung des Willens zum Leben vielmehr die Selbstbehauptung, Selbstzucht und Selbstvervollkommnung mit Recht gegenüber; er betont, wie die Liebe als Lebensprincip die göttliche wie die menschliche Persönlichkeit verlangt; „ich soll mich nicht allein in der Liebe zum Anderen verlieren und in ihm verschwinden, ich soll mich im Anderen auch wiederfinden, und der Andere soll an mir etwas haben, eine ausgeprägte sittliche Persönlichkeit; je mehr er an mir findet, desto mehr hat er an meiner Liebe." Schütz sieht im Leidensweg einen Gottesweg, das Elend der Welt soll überwunden, nicht verewigt werden. Er sagt einmal sehr schön: „Welch' ein gesundes Lebensgefühl, welch' eine Kraft persönlicher Selbstbehauptung spricht aus den Worten Beethovens: „ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich nicht! O, es ist so schön, das Leben tausendmal zu leben!" Und wie er hier redet, gerade so redet, — was sage ich? in einem viel gewaltigeren Tone spricht es aus seinen wunderbaren Tonschöpfungen heraus. Alles Kraft und Leben und Selbstbehauptung bis in die Ewigkeit hinein." An solch' erquicklichen Stellen sind die Briefe reich. Ihr Ziel ist die Versöhnung von Kopf und Herz, eine Philosophie, die der Weltwirklichkeit wie der religiösen Erfahrung und Gemüthsstimmung gerecht wird. Aber die wissenschaftliche Durcharbeitung ist nicht fertig, und wir fragen zum Schluß den Verfasser: Warum nehmen Sie gar keinen Bezug auf Bücher unserer Gegenwart, die das bieten, was Sie ersehnen? Kennen Sie die Religionsphilosophie von Otto Pfleiderer? Verachten Sie die Sittliche Weltordnung des Unterzeichneten? Da ist der concrete Monismus mit Bewahrung der göttlichen wie der menschlichen Subjectivität erwiesen und gegen die verneinende Kritik vertheidigt, da ist, was Ihnen ein Geheimniß dünkt, — und Ihnen soll ja eben das Geheime, Ungesehene heilig sein, es würde für Sie aufhören, wenn es begriffen würde! — offenbar, und gerade auch Hartmann gegenüber mit voller Anerkennung seiner Verdienste dargethan, daß „das Unbewußte" nicht leisten kann, was Sache des Geistes ist, und daß das Unendliche, das Eine gar nicht als solches wäre, wenn es seiner selbst nicht inne wäre, nicht alles Unterschiedene in sich zusammenfaßte als das Selbstseiende.

M. Carriere.

Der „Deutsche Literaturkalender auf das Jahr 1885" von Joseph Kürschner (Stuttgart, Speemann) ist, wenn auch mit einiger Verzögerung, doch in der alten Reichhaltigkeit soeben erschienen. Dieser „Hofkalender" aller Literaten, der seine Sonne in voller Unparteilichkeit gleichmäßig über die Großen wie über die Kleinen scheinen läßt, ist nachgerade ein unentbehrliches Nachschlagebuch geworden, nicht nur für alle Redactionen und Verlagsbureaux, sondern auch für Jeden, der mit derlei Anstalten je in Berührung treten will. Die Anordnung ist im Wesentlichen dieselbe geblieben, wie in den früheren Ausgaben; neu hinzugekommen ist nur die „Städteschau", d. h. eine äußerst praktische alphabetisch geordnete Uebersicht der Städte mit dem Verzeichniß der in ihnen hausenden Schriftsteller, Verleger, Redactionen und Rechtsanwälte für literarische Angelegenheiten. Außerdem ist das Werkchen insofern concíser gedruckt, als der Herausgeber auch hier die in seinem „Taschen-Conversations-Lexicon" angewandten Bezeichnungen für die einzelnen Berufsgattungen gebraucht. Ein Lyriker wird jetzt hinter seinem Namen eine Leier, ein Dramatiker eine Maske, ein Feuilletonist eine Feder, ein Historiker eine Krone u. s. w. abgebildet finden; der Text des Werkchens erhält dadurch allerdings einen etwas bunten Anstrich, doch ist die Uebersicht nicht erschwert. Eine große Masse neuer Namen finden wir in dem Adressen-Verzeichniß. In dieser Hinsicht ist der Eifer und die Umsicht des Herausgebers nicht genug anzuerkennen; was an Vollständigkeit für ein solches Verzeichniß überhaupt erreichbar war, das hat er sicher erreicht. Als Titelblatt ist diesmal das Bildniß Gottfried Keller's mit dem Facsimile seiner Unterschrift beigegeben.

Agrarische Zustände in Frankreich und England von Meitzenstein und Nasse. Leipzig, Duncker u. Humblot. Der Verein für Socialpolitik hat den drei Bänden, welche die Gutachten über die bäuerlichen Zustände Deutschlands der Oeffentlichkeit übergaben, nunmehr vorliegenden Band folgen lassen, in welchem uns das bei Enquêten und in der Literatur zu Tage geförderte Material in übersichtlicher Ordnung vermittelt wird. Die Socialöconomen, welche es leider den Naturforschern nicht nachthun und Experimente anstellen können, sind nun gerade in der Agrarfrage in den Stand gesetzt, die verschiedenen Eigenthumsgestaltungen und deren öconomische Consequenzen an drei großen Culturvölkern zu beobachten. Der vorwiegende Kleinbesitz (in Frankreich), der hervortretende Großbesitz (in England) und die Mischung Beider (in Deutschland) haben in jedem dieser Länder abweichende Verhältnisse erzeugt, deren Studium durch das von den Verfassern objectiv wiedergegebene Material sehr erleichtert wird. Selbst nach Berücksichtigung der natürlichen Vortheile Frankreichs erscheint das Bild der agrarischen Zustände dieses Landes noch immer als das weitaus günstigste, wogegen die constante Verwandlung englischen Ackerlandes in Weide, für welchen Proceß man vergebens nationalöconomische Gründe vorzuführen versucht, ein erschreckendes Schauspiel abgibt; freilich nicht abschreckend für die 5408 Personen, welche Eigenthümer von fast $^2/_3$ des ganzen cultivirten Landes in England und Wales sind. In unserer Zeit, die ihr wirthschaftliches Ideal im Kleineigenthum und Großbetrieb sieht, ist die gegenwärtige Gestaltung der englischen Zustände: Großeigenthum und relativer Kleinbetrieb, unhaltbar. Das Buch bietet jedenfalls nicht blos den Fachgelehrten, sondern auch Solchen, die nur gelegentlich an die Agrarfrage herantreten, reiche Gelegenheit zu anregenden Studien. W.

Joseph Sittard. Zur Einführung in die Geschichte der Aesthetik der Musik. Zwei Vorträge (Stuttgart, Zumsteeg). Der geschätzte Lehrer und Kenner der Musik hat in zwei kurzen Vorträgen eine Uebersicht der Entwickelung der verschiedenartigen Anschauungen der Musik veröffentlicht. Der Gegenstand ist mit klarer Auffassung und in präcisem knappem Style behandelt. Das Büchlein wird also gewiß viele Leser in den musikfreundlichen Kreisen finden.

H. E.

Die Gefangenen. Geschichten und Bilder in Arabesken von Otto Haggenmacher. Leipzig, Otto Wigand. — Der Züricher Dichter wandelt hier in den Spuren seines Landsmannes Gottfried Keller, ohne jedoch das Vorbild zu erreichen. Wie Keller in seinem „Sinngedicht", gibt Haggenmacher einem Strauß verschiedener kleiner Erzählungen dadurch ein gemeinsames Band, daß er sie von Menschen vortragen läßt, deren Erlebnisse selbst wieder eine Geschichte bildet. Die Erzähler gehören in diesem Falle einer auf einer Sennhütte mitten im Hochsommer eingeschneiten Gesellschaft an und sind gut charakterisirt. Leider sind die Geschichten, mit welchen sie ihre unfreiwillige Gefangenschaft abzukürzen suchen, nicht alle unterhaltend, sondern zum Theil sogar überflüssig sentimental und breit angelegt, so daß es uns scheint, die gefangene Gesellschaft würde sich besser unterhalten haben, wenn sie die feierlichen Erzählungs-Sitzungen etwas abgekürzt hätte.

O. B.

Digitized by Google

Parlamentswissenschaft. Von Siegmund Figdor. I. Die parlamentarische Taktik. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.) Der erste Ansatz zu einer systematischen Bearbeitung der Lehre vom Parlamente. Man fühlt dem Buche sofort an, daß man einer lange gepflegten, aus umfassender Sachkenntniß aufgebauten Arbeit gegenübersteht; dennoch glauben wir uns zu einem abschließenden Urtheil noch nicht berechtigt. Es muß erst abgewartet werden, was der Verfasser in der Verlängerungslinie seiner Prolegomena bieten wird, und vor allem, ob es ihm gelingen wird, aus der rein logischen abstracten Sphäre den Uebergang zu den lebendigen historischen Erscheinungen des wirklichen staatlichen Lebens zu gewinnen. St.

Aus der Mappe eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland von Georg Finsler. (Frauenfeld, J. Huber.) Die vorliegende Reisebeschreibung ist von einem jungen Archäologen verfaßt, der Italien und Griechenland studienhalber durchwanderte. Gibt es nicht fast schon zuviel solcher archäologischer Reiseberichte aus dem Süden? so fragt man sich wohl, wenn man das Buch zur Hand nimmt; man schlägt es ein wenig mißtrauisch auf, man liest eine Seite oder zwei, nur um nachzusehen, wie der Wanderer erzählt, und schließlich — kann man sich nicht mehr von ihm trennen. Man lauscht seiner Plauderei, nicht ebensosehr um der Neuheit des Stoffes willen, sondern weil man Interesse für seine Persönlichkeit gewonnen hat; man folgt ihm auf seinen Streifzügen, macht mit ihm Studien und erlebt in seiner Gesellschaft kleine Abenteuer und scheidet endlich von ihm mit fröhlichem Danke für die genußreichen Stunden, die er uns verschaffte. Ein reiches Material von archäologisch interessanten Beobachtungen aus Italien, Sicilien und Griechenland, eine Fülle von kleinen Zügen aus dem italienischen Volksleben, ein harmlos-fröhlicher Ton, den der Wanderlustige reizend anschlägt, viel feine Empfindung und ein helles Auge für landschaftliche und menschliche Schönheit — das Alles tritt uns in jedem Theile des Buches lockend entgegen und fesselt unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich. O. B.

Gestalten aus Wallenstein's Lager I. Johann Merode von Hermann Hallwich. Leipzig, Duncker u. Humblot. Auf Grund von Briefen, welche hauptsächlich in den Archiven von Wien sich finden, unternimmt es der als Wallenstein-Forscher längst bekannte Verfasser, die Wallenstein'schen Generale, von denen die meisten uns durch Schiller vertraute Gestalten geworden sind, in historischer Treue zu zeichnen. Er verspricht uns, außer der vorliegenden die Lebensskizzen von Aldringen, Marradas, Ilow, Holk und Octavio Piccolomini in fortlaufender Folge zu geben. Das Bild nun, welches er uns von Merode entwirft, läßt erwarten, daß dieses ganze Unternehmen des Verfassers ein recht verdienstliches und gut durchgeführtes sein wird. Merode, der schon vor Wallenstein's Sturz 1633 in der Schlacht bei Oldendorf fiel, wird wohl in Schiller's Wallenstein nirgends erwähnt und ist deshalb uns fremder als die anderen Generale — höchstens durch die „Merode-Brüder", in welche damals die marodeurs umgetauft wurden, in weiteren Kreisen bekannt. Um so überraschter sind wir durch sein hier vorliegendes Lebensbild, denn wir lernen in ihm einen kühnen, zum Höchsten befähigten, für seine Zeit hochgebildeten und auch als Mensch trefflichen General kennen, den nur sein Schicksal, das ihn neben einen größeren stellte, und sein früher Heldentod in ein größeres geschichtliches Dunkel rückten als seine, ihn in vieler Beziehung nicht erreichenden Genossen. — Der Verfasser versteht es vortrefflich, seine wissenschaftlichen Funde in lesbare Form zu hüllen. Das Buch ist deshalb allen Freunden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der Sänger der „Felicia."

I.

Zu der in Nr. 10 der „Gegenwart" unter der Ueberschrift „Ein moderner Minnesänger" enthaltenen Besprechung meines „Frauenlob" bemerke ich:

1) In genanntem Werke führe ich das Wort „Minne" keineswegs „besonders häufig im Munde". In den achtzig Gedichten, auf 167 Druckseiten, findet sich das Wort „Minne" nur acht Mal (Nr. 10, 19, 20, 45, 47, 55, 60, 63); außerdem ein Mal (Nr. 15) das Adjectiv „minniges" und ein Mal (Nr. 15) das Particip „minnend". Und nie ist das Wort in einer Bedeutung gebraucht, die nicht durch den herrlichsten Schatz unserer nationalen Poesie, die Nibelungenlieder, berechtigt wäre.

2) Es ist unrichtig, daß ich „am liebsten in Daktylen dichte", daß „das daktylische Versmaß für mich bezeichnend" sei.

Von den 80 Gedichten sind 33 in iambischen, 24 in trochäischen, 17 in anapästischen, 6 in gemischten, aber nicht ein einziges in daktylischen Versmaßen geschrieben.

Otto Franz Gensichen.

II. Antwort.

1) Im Nibelungenlied ist die „Minne", auch die sinnliche, auf das sittliche Verhältniß der Ehe gegründet, was sich weder von „Felicia" noch von „Frauenlob" behaupten läßt. Wenn hier das Wort „Minne" zehn Mal erscheint — an keiner Stelle liegt eine innere Berechtigung zu seinem Gebrauche vor —, so dürfte das schon hinreichend sein, um es als Merkmal eines ohnehin ärmlichen Wortschatzes hinzustellen. Hat doch Herr G. gegen die Bezeichnung des geschmackvollen Wortes: „Huldmadonna", das sich nur 4 oder 5 Mal findet, als „Lieblingsausdruck" nichts einzuwenden.

2) Wer nennt Verse, wie:

„Nun schaukle ich wieder auf schäumender See"

nicht Daktylen? Herr G. nimmt Anapäste, mit einem Jambus an erster Stelle an, theilt also obigen Vers, die Worte sprachwidrig zerreißend, in folgende Füße:

„Nun schau kle ich wie der auf schäu mender See".

3) Es ist nicht behauptet worden, Herr G. habe das daktylische Versmaß häufiger als das jambisch-trochäische verwandt, sondern er zeige eine Vorliebe für dasselbe. Von einer solchen zu sprechen, beberechtigt das Verhältniß 17, resp. 13:80 vollauf, gegenüber der äußerst sparsamen Verwendung des Daktylus seitens der ersten unter den modernen Lyrikern.

Auf jeden Fall ändern die Einwendungen des Herrn G. an dem Resultate meiner Kritik, welche das Wesen und den Gehalt seiner Poesie angreifen und in ihrer Hohlheit bloßlegen wollte, nicht das Geringste.

Paul Schütze.

Digitized by Google

:ate.

Stuttgart u. Berlin

…ben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 61, 1. Abt.: Lessings Werke IV, 1 (Recensionen u. anderes aus Zeitschriften). Hrsg. v. R. Boxberger. VII u. 288 S., brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Kanarienvögel

R. MASCHKE, Andreasberg, Harz.

Von vielen tausend Anerkennungen hier nur eine: „Mit den vor einem Jahre von Ihnen bezogenen Harzer Vögeln bin ich sehr zufrieden. Dragica, Hauptm. 8. Inf.-Reg., Brünn."

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung

Berlin W., 29 Behrenstr. IV.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1	1/2	1/4	1/8 = Pfd.-Dose
850	800	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

A. Baron von Roberts.

Von dem neuerdings zum zweiten Male preisgekrönten Verfasser erschienen im Verlage von Heinrich Eimelen in Dresden und Leipzig:

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben:

Die Nihilisten.

Von

Johannes Scherr.

Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Verlag von Gerh. Stalling, Oldenburg und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tannert, Dr. R., Wider die Zünftelei in der Musik.

Eine Streitschrift. geh. 80 Pf. (Ist besonders gegen Hanslick gerichtet.)

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Fürstengunst

von

A. S. C. Wallis.

Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H.

Drei Bände, 338, 370 u. 422 S. 8°. geb. M 18.— Eleg. geb. M 21.75.

Die pseudonyme Verfasserin, Tochter eines hochverdienten Professors der Universität Utrecht, hat sich bereits durch eine Reihe von novellistischen und dramatischen Dichtungen in ihrem Vaterlande einen sehr ehrenvollen Namen gemacht. Kraft der Charakterzeichnung, Feinheit und Tiefe der psychologischen Entwicklung zeichnen auch diese Erzählung aus.

Soeben erschien:

Geschichte Karls V.

von

Hermann Baumgarten.

Erster Band.

Großoctav. XVI und 536 Seiten.

M. 10.—

Inhalt: Einleitung. Familie und Erziehung. Anfänge der Regierung. Spanien. Karls Eintritt in dasselbe. Die Kaiserwahl. Nach der Wahl. Die Comuneros. Zwischen England und Frankreich. Die Krönung. Machiavelli und Luther. Spanische und europäische Nöte. Der Reichstag zu Worms. Villalar und Worms. Kaiser und Papst.

Anhang: Ueber Machiavelli's Principe.

Stuttgart, März 1885. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben erschienen:

Die Aristokratie des Geistes

als Lösung der socialen Frage.

Ein Grundriss der natürlichen und der vernünftigen Zuchtwahl in der Menschheit.

Gr. 8, eleg. br. M. 3.—

Leipzig—Berlin, Verlag von

Wilhelm Friedrich.

Ossip Schubin's

neuer, größerer, im modernen Leben spielender Roman

„Gloria victis"

eröffnet das Aprilheft der

„Deutschen Rundschau"

und wird in den weitesten Kreisen tiefgehendes Interesse erwecken. — Dasselbe Heft bringt ferner u. A. folgende bedeutungsvolle und hervorragende Beiträge: **„Händel, Bach und Schütz"** von **Ph. Spitta, „Die Parlamentsreform in England", „Bilder aus dem Berliner Leben"** von **Julius Rodenberg, „Reisen in den Andes von Chile und Argentinien"** von **P. Güssfeldt, „Corporal Sylvester"**, Erzählung von **Salvatore Farina, „Das älteste Manuscript** von **H. Heine's Romantischer Schule", „Politische-"** und **„Literarische Rundschau"** 2c. 2c.

☞ **Abonnements-Aufträge** nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, **Probehefte** sendet auf Verlangen die Verlagsbuchhandlung von

Gebrüder Paetel in Berlin W.

Soeben erschien bei **A. L. Prager** in **Berlin, N.W. 7.** und ist durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung zu beziehen:

Die

Philosophie des Rechts

von

Diodato Lioy,

Professor der Nat.-Oekonomie an der Univ. zu Neapel.

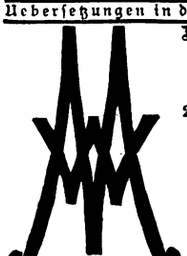
Nach d. 2. Aufl. des Orig. m. Genehm. d. Verf. übersetzt von

Dr. jur. Matteo di Martino.

XX., 552 S. S., gr. 8, brosch. M. 10.—, eleg. Hfzbd. M. 12.—.

Die in Deutschland bisher weniger beachtete italienische Philosophie wird dem Deutschen Publikum durch dieses Werk näher gebracht, und ist dasselbe nicht nur dem Fachgelehrten, sondern auch jedem Gebildeten bestens zu empfehlen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1885.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands äußere und innere Lage. Von Karl Blind. — Zur Tiefseeforschung. Von Ernst Voges. — **Literatur und Kunst:** Lyrische Novitäten. Besprochen von Ernst Ziel. — Aus Fritz Reuter's Nachlaß. Von Oskar Bulle. — Ein englisches Buch über Peter den Großen. Von A. Brückner. — Eine deutsche Opernschule. Betrachtungen und Vorschläge. Von H. Ehrlich. — **Feuilleton:** Pienza. Eine toscanische Skizze. Von Ludwig Hevesi. — Notizen. — Inserate.

Englands äußere und innere Lage.

Von Karl Blind.

Als Marschall Rückwärts, nicht als Marschall Vorwärts hat sich Wolseley diesmal gezeigt — „Englands einziger Feldherr", wie er bisher rühmend genannt worden war. Nach Khartum hin ist die Unternehmung auf Monate hinaus abgebrochen. Dafür sind zwanzigtausend blaue Brillen für das englische Heer nach dem Sudan abgegangen. Wolseley selbst, der ein gläsernes Auge trägt, ist in der Sehkraft seines anderen bedroht. So lautet, trotz halbamtlicher Beschwichtigungsmeldung, eine Nachricht aus guter Quelle. Welche Qualen die Truppen bei der nun beginnenden Gluthhitze vom „General Sonnenstich" werden leiden müssen, läßt sich nach den Schilderungen Derer ermessen, die uns aus Erfahrung über jene Schreckensgegend erzählen.

Mittlerweile verlautet: man wolle wieder einmal die Guineen im blutbedeckten Wüstensande rollen lassen, um Bundesgenossen gegen den Mahdi zu werben, wie früher gegen Arabi. Im Sommer soll dann die Metzelei vor Khartum abermals beginnen, wie jetzt vor Suakim. Selbst im günstigsten Falle aber bliebe der Feldzug eine aussichtslose wilde Kameeljagd, und England hätte sich mit einer ständigen schweren Aufgabe belastet, die seine geringe Streitmacht fast zu Boden zieht.

Unterdessen stehen Rußlands Vorposten bereits am Felsenthore Indiens — nein, innerhalb desselben, nicht weit von Herat!

Bei so gefahrvoller Lage bemüht sich die englische Fortschrittspartei von Neuem, das Gladstone'sche Cabinet vom Abgrunde wegzuziehen. Die kommenden Festtage sollen zu Massenkundgebungen dafür benutzt werden. In London steht ja der sausende Webstuhl der Politik nie still. Um der Zukunft des Reiches, wie um des Fortbestandes einer liberalen Regierung willen wäre es zu wünschen, daß die erneuten Mahnungen nicht wiederum ungehört verhallen. Von drei oder vier Seiten ist ja das Ministerium in dieser Sudanfrage im Parlament bedroht gewesen und noch bedroht.

Da sind zuerst die Tories. Immer nach neuem Land- und Machterwerb begierig, sind sie dem Ministerium auffässig, weil es den Krieg zu spät, zu lässig, nicht glücklich geführt hat. Dann eine Gruppe Whigs. Von Hrn. Göschen geführt und mit Speculantenthum zusammenhängend, gehen sie Hand in Hand mit den Tories und suchen Gladstone beiseite zu schaffen, um sich selbst an die Stelle zu setzen. Drittens eine wirklich freisinnige Partei. Eingedenk des von dem Premier früher gebrauchten Ausdruckes: „Das Volk des Sudan kämpft mit Recht für seine Freiheit" (a people rightly struggling to be free), will diese Partei ihn beim Worte fassen, ihn zwingen, nach der eigenen Erklärung zu handeln. Endlich kommen die Parnelliten, welchen die Verhandlungen des Unterhauses nur als Gelegenheit zum reinen Jux und zur Verübung von Frechheiten dienen. Sie werfen sich bei der Abstimmung zuerst auf die Tory-Seite, obwohl diese den Krieg und die Niederzwingung der Araber will; und gleich darauf auf die Fortschritts-Seite, die gerade umgekehrt den Abbruch der Feindseligkeiten und die Räumung des Sudan verlangt. So handeln die Parnelliten als politische Hanswürste.

Als Gladstone ins Amt trat, gebot er über eine Mehrheit von 116 Anhängern. Selbst angenommen, daß die Home-Ruler zu den Gegnern übergingen, blieben ihm damals immer noch etwa 65 Stimmen Mehrheit. Diese hat er allmählich in der egyptischen Sache ganz herunter verspielt: im vorigen Jahre auf 49; dann auf 28; in der heurigen Tagung auf 14.

Zu diesen Vierzehn gehörten die Minister selbst! Hätten sie nicht für das eigene Verbleiben im Amt gestimmt, so wäre das Cabinet in die Minderheit gerathen. Von einer Anzahl liberaler Abgeordneter weiß man überdies zur Genüge, daß sie die knappe Mehrheit zu Gunsten der Regierung nicht etwa deshalb zu Stande bringen halfen, weil sie die egyptische Staatskunst oder Staats-Unkunst derselben gutheißen, sondern lediglich weil sie die Bildung eines toryistischen oder whiggistisch-conservativen Ministeriums verhindern wollten. Um die ganze innere Schwäche des Cabinets zu erkennen, muß man deshalb die 112, für den Antrag von Hrn. John Morley abgegebenen Stimmen, wovon nahezu zwei Drittel aus denen von Fortschrittsmännern bestanden, ebenfalls in Anschlag bringen. Dieser Antrag war auf Abbruch des Krieges gerichtet.

Betrachtet man den Lauf der Ereignisse seit Gladstone's Amtsantritt, so kann man sich nicht genug über die furchtbare Verblendung wundern, die ihn 1882 zu der Missethat vor Alexandria trieb und noch jetzt bei dem nutzlosen Metzelgeschäfte in der afrikanischen Einöde festhält. Was jeder ruhige Beobachter wußte: daß Irland durch eine auf Gewaltthat sinnende, mit Geheimbünden zusammenhängende Partei von Reichsfeinden durchwühlt sei — das hatte er, geständigermaßen, bei Amtsantritt nicht gewußt! Das Erwachen aus seinem Friedenstraume oder Narren-Paradiese war ein entsetzliches. Was lag da näher, als sich inmitten dieser inneren Schrecknisse nicht auch noch freventlich eine süd-afrikanische Schwierigkeit auf den Hals zu laden?

Digitized by Google

In der stärkstmöglichen Sprache hatte ihm der Premierschaft, das Recht der auf Wiederherstellung der bedingungs- Unabhängigkeit ihres Freistaates anerkannt und gefordert. Ein Jahr lang mahnten diese vergeblich an die Erfüllung der Zusage. Dann brachen sie während der heftigsten Wirren in Irland mit den Waffen in der Hand los. Man weiß, wie schließlich England seinen Rückzug aus Transwaal antreten mußte.

Kaum war diese süd-afrikanische Verwickelung auf eine Weise gehoben, die in der Brust vieler Engländer einen Stachel zurückließ, so stürzte sich Gladstone, während in Irland fortwährend Gräuel auf Gräuel folgten, in Nord-Afrika in ein neues Kriegsunternehmen, indem er es nur spöttisch als „keinen Krieg" bezeichnete. Hier, wie in Bezug auf die Transwaal-Republik, war er allen freisinnigen Grundsätzen, war er seinem wiederholten Versprechen, eine auf „Frieden und Sparsamkeit" gegründete Fortschrittsregierung einsetzen zu wollen, schmählich untreu geworden. Hatte er das nicht hundertmal, auf Volksversammlungen, in Eisenbahnhöfen, zum Wagenfenster heraus, selbst wenn die Schaffnerglocke schon zu läuten begann, mündlich, brieflich, postkartlich zugesagt?

Mit irischen und egyptischen Wirren auf dem Halse, mußte er sich auf ein russisches Vorgehen in der Richtung nach Indien hin gefaßt machen. Auch das hielt ihn nicht ab, sich am Nil die Hände zu binden! Hatte er doch einst, um der, in Bezug auf Afghanistan vorschauenderen Politik Beaconsfield's entgegenzutreten, den großen Gedanken geäußert: „Selbst wenn Indien, etwa durch eine Erdumwälzung, eines Tages ins Meer versänke, so würde sich die englische Thatkraft schon auf einem anderen bewohnbaren Theile des Erdballs neue Pfade zu öffnen wissen." — Erklärt sich vielleicht daraus seine Haltung in Sachen Angra Pequenas und Neu-Guineas?

So viel ist gewiß: auf den thörichten Einbruch nach Egypten folgte Rußlands Vordringen nach Merw. Jetzt hat es die Bärentatze schon auf Afghanistan gelegt; und in England weiß man sich keinen Rath, wie ihm zu begegnen.

Wieder hatte Gladstone die beste Gelegenheit im vorigen Jahre, durch Erfüllung seiner alten Zusage gute Freundschaft mit der Süd-afrikanischen Republik herzustellen. Aber im Gegensatz zu dem doch gewiß hinreichend conservativen Lord Derby ist gerade er es gewesen, der selbst dann noch darauf drang, dem einst von Beaconsfield vergewaltigten Freistaate eine lästige Vertragsfessel anzuheften. Ueber das dadurch erzeugte Gefühl haben uns die Häupter der Transwaal Regierung, die uns den Text des Abkommens eine halbe Stunde vor Unterzeichnung im Auswärtigen Amte zeigten, nicht im Unklaren gelassen. Schließlich hat Gladstone's Regierung den Vertrag selbst gebrochen, indem sie widerrechtlich ihre Schutzherrschaft über Betschuana-Land ausrief. Und so stehen jetzt englische Truppen, unter dieser Friedens-, Fortschritts- und Sparsamkeits-Regierung zugleich am Nil- und am Waal-Fluß in Afrika!

Zehn Millionen Pfund Sterling haben die egyptischen Feldzüge schon im Wüstensande aufgesogen. Zwanzig Millionen werden bald verschleudert sein. Unterdessen gährt es beständig in Irland. In Nordwest-Schottland greift die Bewegung gegen hartherzige Gutsbesitzer mit Macht um sich. Die Reichshauptstadt wird ab und zu durch Dynamit-Sprengungen bis in den Parlamentspalast und die Burg der Altstadt hinein erschüttert. Brodlose Arbeitermassen, von communistischen Rednern angefeuert, schicken ihre Abordnung mit Drohworten vom Themse-Kai bis ins Allerheiligste von Whiteball.

Hätte nicht Gladstone, die Sinnesart der Masse seiner Landsleute wohl kennend, die Bauernschlauheit gehabt, die Menge mit der Stimmrechts- und Neuvertheilungs-Bill zu beschäftigen, während er im Auslande die Dinge verpfuschte: längst wäre er, all' dieser Mißgriffe halber, zu Falle gekommen. Diese Stimmrechts-Bewegung drohte freilich ihm selbst zuletzt über den Kopf zu wachsen. Da entschloß er sich über Nacht, den Grafen Salisbury, seinen Todfeind, in das Khartum von Downing Street hineinzurufen und ihm den Willen zu thun. Als Dank dafür hat der Tory-Führer ihm in der egyptischen Frage im Oberhause eine Niederlage mit 189 Stimmen gegen 68 beigebracht.

So tief ist nun freilich die Macht der Volksvertretung unter diesem liberalen Premier noch nicht gesunken, daß das Herrenhaus über den Bestand eines Ministeriums entscheiden könnte. Anders steht es hinsichtlich der Abstimmung der erwählten Abgeordneten des Volkes, bei denen die Erbweisheit nicht als angeboren gilt. Bei diesen ein „Nicht-Schuldig" mit nur 14 Stimmen Mehrheit erlangt zu haben, wobei die Angeklagten selbst durch Stimmabgabe sich mit knapper Noth vor dem „Schuldig" retteten: das ist ein kläglicher Sieg. Noch ein solcher — und das Cabinet ist verloren.

Es war unter diesen Verhältnissen nur klug von Seiten Granville's, seinen Frieden mit Deutschland zu machen. Gladstone ist mit ähnlicher Erklärung gefolgt. Wer sie aufmerksamer liest, wird freilich in ihr einen gewissen hohen Ton finden, darauf berechnet, einen Gegensatz zu Granville's Sprache zu bilden, welche von chauvinistischen Franzosen so übel vermerkt worden war. Dem Manne, der 1863, im Verein mit Napoleon III., Deutschland wegen Schleswig-Holsteins den Krieg hatte erklären wollen, und der sich dessen noch vor seinem letzten Amtsantritte rühmte; dem Manne, der auf der ritualistischen Seite der englischen Hochkirchler steht, also dem Kulturkampfe abgeneigt ist; dem Manne, der es mit der slavischen und russischen Sache hielt und darum nicht bloß gegen die Türkei, sondern auch gegen den jetzigen Bundesgenossen Deutschlands, gegen Oesterreich-Ungarn, erging: ihm wird es natürlich doppelt und dreifach schwer, so zu reden, wie Granville es gethan.

Ein Irrthum wäre es freilich, zu meinen: unter den Tories würde das besser. Im Gegentheil; was die deutsche Ansiedelungspolitik betrifft, so würde es unter dieser Partei für uns nur schlimmer werden. Im liberalen Lager, dessen sei man drüben versichert, lassen sich immer noch Hebel ansetzen, mit denen Manches erzielt werden kann. Die Tories mögen heute das liberale Cabinet, was seine Stellung zu Deutschland betrifft, mit Worten angreifen. Ans Ruder gelangt, würden sie sich in Thaten ergehen, welche rasch genug wider sie zeugen müßten.

Zum Schutze Indiens allerdings träte eine conservative Regierung fester gegen Rußland auf, als ein Gladstone und ein Granville es mit ihrer Vergangenheit vermögen. Doch die Gewalt der Ereignisse drängt da zu einer Lösung, bei welcher es sich bald darum handeln wird, ob selbst die bisherigen Freunde der Petersburger Regierung sich zu einer That ermannen, oder ob England herabzusteigen gedenkt von seiner Stellung als Weltmacht.

Zur Tiefseeforschung.

Von Ernst Voges.

Angeregt durch die wissenschaftlichen Ergebnisse der neulichen Expeditionen des „Travailleur" und „Talisman" haben jüngst französische Physiologen interessante Experimente angestellt über die Wirkungen des Druckes auf verschiedene Organismen. Man setzte dieselben solchem Drucke aus, wie er gewissen Meerestiefen entsprach. So brachte Renard ein Quantum Hefe unter den Druck von 1000 Atmosphären, welcher der Tiefe von 6500 Faden entsprach. Nach einer Stunde fand man sie mit einer Zuckerlösung gemischt. Aber die Stunde verfloß, ohne daß sich irgend eine Gährungserscheinung zeigte. Eine Mischung von Hefe und Zuckerlösung gährte überhaupt nicht, solange sie dem Drucke von 600 Atmosphären, der einer Tiefe von 3900 Faden entsprach, ausgesetzt

Digitized by Google

war. Ließ Renard solchen Druck auf Infusorien und Mollusken wirken, so verfielen sie in einen schlafähnlichen latenten Zustand. Derselbe gleicht der Kälte- und Wärmestarre, worin die Thiere gerathen, wenn sie bestimmten niedrigen oder hohen Temperaturgraden unterliegen. Sie erholten sich von ihrer Erstarrung, nachdem sie sich längere oder kürzere Zeit unter normalen Bedingungen wieder befunden. Ein Fisch mit fehlender oder luftleerer Schwimmblase ertrug unbeschadet einen Druck von 100 Atmosphären, der einer Tiefe von 650 Faden entspricht. Bei 200 Atmosphären verfällt er der Druckstarre, aus der er jedoch zurückkehrt, sobald der Druck nachläßt. Kommen 300 Atmosphären über ihn, was 2000 Faden Tiefe entspricht, so stirbt der Fisch. Den Druck gewann man durch Wasser, das keine andere Luft enthielt als die bei gewöhnlichem atmosphärischen Druck aufgenommene. Insoweit wurden also die Experimente unter ähnlichen physikalischen Bedingungen vorgenommen, wie sie sich in der Tiefsee vorfinden. Es wäre zu wünschen, daß diese Versuche, welche wohl die ersten ihrer Art sind, unter den nöthigen Cautelen eine weitere Vervollständigung erführen. Anscheinend dürften sie uns im weiteren Verfolg ganz neue Gesichtspunkte über die physikalischen Lebensbedingungen der Organismen eröffnen.

Aehnliche, wenn auch in anderer Absicht unternommene Experimente stellte Paul Bert an. Er suchte nämlich die Wirkung des Wassers auf Lebewesen zu erforschen, wenn das Wasser unter dem Drucke comprimirter Luft steht. Wurden junge Aale längere Zeit einem Drucke von 7 Atmosphären ausgesetzt, dann starben sie; bei 15 Atmosphären erfolgte der Tod sehr rasch. Was Bert hierbei besonders betont, das ist der große Unterschied zwischen diesen künstlichen und den natürlichen Bedingungen, welche die Tiefsee aufweist, wo der Gehalt des Sauerstoffs an der Oberfläche unter dem Druck von nur einer Atmosphäre aufgenommen ist.

Wohl trachtete man darnach, die Thiere während der Versuche unter ähnliche natürliche Lebensbedingungen zu bringen, wie sie in der Tiefsee herrschen. Aber das war doch nur im geringen Maße möglich. Schon die unvermittelte Ueberführung von einem geringeren unter einen stärkeren Druck und nicht die allmähliche Gewöhnung, wie sie im Meere stattfindet, wenn die Thiere nach Gefallen in den Tiefen auf- und abwärts steigen, macht die Gleichförmigkeit mit den Tiefseebedingungen unmöglich. Dazu kommt als gewichtigstes Moment das Mißverhältniß in der Zusammensetzung der Luft des Meerwassers und der des Experimentirwassers. Im Meere erneuern die Strömungen den Sauerstoffgehalt und führen die schädliche Kohlensäure, welche die Thiere ausathmen, hinweg. In dem Versuchswasser aber vermindert sich der Sauerstoff, während die Kohlensäure zunimmt, weil die Thiere den vorhandenen Sauerstoff im Athmungsproceß verbrauchen und die Kohlensäure abgeben. Wird also die Luft nicht in dem Wasser erneuert, so erlischt schließlich das thierische Leben. Ob deshalb die Thiere nur allein dem ausgesetzten hohen Drucke oder auch dem eintretenden Sauerstoffmangel im Wasser zum Opfer fallen, das müssen erst weitere Versuche erweisen. Jedenfalls, so interessant diese Experimente an sich auch sind, geben sie uns doch in der Art, wie sie jetzt vorliegen, kein richtiges Bild von dem Einfluß der physikalischen Lebensbedingungen, die in den Tiefen herrschen.

Großen Einfluß auf das Tiefenleben hat sodann die Temperatur. Von ihr hängt vornehmlich die Verbreitung der Thiere im Meere ab. Welche Bedeutung im Allgemeinen die Temperatur für das Leben hat, weiß wohl Jedermann. Ich erinnere nur an den Einfluß der Jahreszeiten auf die Entwickelung des Lebens! Wie ungleich wirken da nicht Kälte und Wärme auf den Organismus. Aber es ist dann nicht gerade der niedrigere oder höhere Temperaturgrad als solcher, nicht die absolute Kälte oder Wärme, welche immer so verändernd wirken, sondern die Ungleichförmigkeit, der jähe Wechsel in den Temperaturzuständen. Dahingegen ertragen Thiere bei einer allmählichen Gewöhnung gewisse Temperaturgrade, die ihnen sonst schädlich sein würden. Natürlich verhalten sich die einzelnen Organismen ganz ungleich gegen ein und denselben Temperaturgrad. Während die einen ihn unbeschadet ertragen, ruft er bei anderen bestimmte Organisationsveränderungen hervor und dritten b
Manche Thiere sind geradezu Sklave
Teichhornschnecke vollzieht den Stoffwechsel und
thum nur bei 14—15° C. Wasserwärme, wie Semper fand. Hält das Wasser 30—32° C., so stellt sie jegliche Arbeit ein; bei 20° C. fühlt sie sich am wohlsten. Die meisten Thiere, welche in unmittelbarer Nachbarschaft mit der Teichhornschnecke leben, sind freilich in dieser Hinsicht besser daran. Sie brauchen sich nicht an solche Temperaturen zu kehren. Das Insect, der Frosch, der Vogel leben dort bei höheren und niedrigeren Temperaturgraden, welche der Schnecke schaden würden. Solche Thiere nun, welche starke Temperaturschwankungen ertragen können, nennen wir mit Möbius eurytherme; solche, die nur geringe Schwankungen um ihr Temperatur-Optimum herum, das heißt um die ihnen am zuträglichsten Temperaturgrade, ertragen können, bezeichnet man als stenotherme Thiere.

Und wie äußert sich der Temperatureinfluß auf das Leben? Allgemein in gewissen Reactionserscheinungen, die in der Art der Bewegung, der Ernährung, des Wachsthums und der Vermehrung zum Ausdruck kommen. Und insofern verhalten sich Kälte und Wärme in ihren Wirkungen gleich, als nach der einen wie nach der anderen Richtung hin bei gesteigerten Graden das Leben allmählich latent wird, um, ist eine bestimmte Grenze überschritten, zu erlöschen. Wärme wie Kälte rufen den Sommer- beziehungsweise den Winterschlaf mancher Thiere hervor, in welchem sich ihre Lebensthätigkeiten auf ein Minimum beschränken. In die Kältestarre, wie Roßbach den Zustand nennt, wo die Bewegung vollständig aufhörte, verfielen Infusorien bei 3° bis 2° C. über Null. Hielt diese Temperatur länger an oder wurde sie weiter erniedrigt, so starben sie. Dahingegen ertrug die Teichhornschnecke noch dieselbe Temperatur, wie Semper beobachtete. Aber ihr Wachsthum litt darunter. Es entstanden Zwergformen. Diese experimentelle Beobachtung des directen Einflusses der Kälte auf das Wachsthum illustrirt die bekannte Thatsache, daß Kälte allgemein das Wachsthum hemmt, Wärme aber beschleunigt. Wer dächte dabei nicht gleich an die Zwergformen des Lebens, wie sie an den Polen und auf hohen Bergen vorkommen, und an die Riesenformen der Tropen, obwohl es die Temperatur nicht allein ist, welche sie hervorbringt. So weit geht die Resistenzfähigkeit mancher Thiere gegen Kälte, daß sie unbeschadet das Einfrieren ertragen. Wenigstens berichtet man von Seerosen, Rundwürmern, Insecten, Krebsen, Meeresschnecken, Fröschen, Kröten und Fischen, daß sie vollständig einfroren und beim Aufthauen wieder auflebten. Eine ganz besondere Resistenzfähigkeit gegen hohe Kältegrade haben die Eier und Embryonen der Insecten, Krebse, Lachse u. a. und die Keimkörper der Moosthierchen, was für die Erhaltung der Art von größter Bedeutung ist.

Aehnlich wie die Kälte äußert sich die Wärme auf die Thierwelt. Zunächst steigert sie bis zu einer gewissen Grenze die Lebensthätigkeiten. Auch hier ist das Wärmeoptimum für jedes Thier ein anderes. Wird dasselbe überschritten, so lassen die Lebensthätigkeiten nach und erlöschen bei einem bestimmten Grade ganz und führen zum Tode. Die energischste Bewegung zeigen die Infusorien nach Roßbach bei 30° C. Wird diese Temperatur erhöht, so verlangsamt sich die Bewegung der contractilen Vacuolen und der Körperborsten, um bei 45° C. ganz zu erlöschen und zum Tode zu führen. Auf die Generationsthätigkeit äußerte sich die Temperatur in der Weise, daß Kiemenfußkrebse, mit denen Brauer experimentirte, bei 19° C. wohl wochenlang lebten, aber nicht geschlechtsreif wurden. Als sie jedoch in eine Temperatur von 11° C. kamen, waren sie schon nach zwei Tagen geschlechtsreif. Und ihre Eier gelangten erst dann zur Entwickelung, als sie auf kleine langsam schmelzende Eisstückchen gebracht waren. Werden Thiere der Nordsee einer directen Sonnenwärme unter 30° C. ausgesetzt, so sterben sie, während der Kiemenfuß sich recht behaglich dabei fühlt. Die höchste bis jetzt beobachtete Temperatur, welche Thiere unbeschadet ertrugen, war 75° C. In ihr leben die Bewohner der heißen Quellen von Tozer und Cafra in Tunis. Das ist um so wunderbarer und bis jetzt noch unerklärt, als sonst das thierische Protoplasma, diese Lebenssubstanz, bei 40—50° C. abstirbt.

Digitized by Google

[redacted]t die Wärme aber die Generations-
[redacted] sei nur des Umstandes gedacht, wie
[redacted] und Larven mancher Thiere, welche die Winterkälte in der Entwickelung zurückhielt, die warme Frühlingssonne zum erkenntlichen Leben und zum fortschreitenden Wachsthum erweckt. Es sei ferner an die frühzeitige Reife unter den Tropen und die spätere in den gemäßigten und kalten Zonen erinnert. Man spricht von Winter- und Sommereiern der Thiere und will damit den unterscheidenden Einfluß der Kälte und Wärme ausdrücken. Genug, durch zahlreiche Beobachtungen hat man den directen Einfluß der Wärme auf die sexuelle Entwickelung nachgewiesen.

Am zuträglichsten für die Organismen ist natürlich eine gleichmäßige Temperatur. In ihr gedeihen sie am besten, da Schwankungen ihr Wachsthum und ihre Fortpflanzung nicht hemmen. Und gerade sie, diese günstige Existenzbedingung, weist die Meerestiefe auf. Im Allgemeinen nimmt die Temperatur von der Oberfläche gegen die Tiefe hin ab. Und zwar zuerst rasch, später jedoch langsamer bis zu 700—1000 Meter. Hier herrschen durchschnittlich 4° Wärme. Von da nimmt die Temperatur gegen den Meeresboden hin noch langsamer ab und schwankt in 5000 Meter Tiefe zwischen 0° bis + 2° C. sowohl in der tropischen, wie in der gemäßigten Zone, während sie in den Polargegenden bis auf — 2,5° C. fällt. Die Bodentemperatur ist zwar niedrig, aber, was eben Bedeutung hat für das Tiefseeleben, auffallend gleichförmig in allen Zonen. Während die Oberflächentemperaturen beträchtliche Schwankungen von — 3° C. in den Polargegenden, bis + 30° in den Aequatorialgewässern aufweisen, zeigen die Bodentemperaturen jener Gebiete nur Unterschiede zwischen + 2° und — 3° C. Daraus erklärt sich auch die unerwartete Erscheinung, daß die Tiefen der arktischen Meere eine verhältnißmäßig reiche Fauna haben, die man am allerwenigsten in den eisigen Gewässern vermuthete. Und zwar eine Fauna, die, weil hier dieselben Lebensbedingungen wie in den tiefen tropischen Gewässern herrschen, dieser tiefseeischen Thierwelt so sehr ähnelt. Die Tiefenregion der Gewässer ist denn auch das Gebiet der stenothermen Thiere. Dahingegen sind die Oberflächenschichten der Gewässer, welche in Folge der wechselnden Jahreszeiten und der Strömungen starken Temperaturschwankungen unterworfen sind, die Heimath der eurythermen Thiere. Daß ihrer weniger sein werden als jener, liegt wohl auf der Hand. Und deshalb haben wir auch den größten Thierreichthum nicht an der Oberfläche, sondern in den Tiefen zu erwarten.

Wie störend solche Temperaturschwankungen auf das Leben der Seethiere wirken und wie andererseits eine gleichmäßige, wenn auch niedrige Temperatur gedeihlich für sie ist, lehrt eine Beobachtung von Möbius. Er fand nämlich, daß in den tieferen Theilen des Nördlichen Eismeeres dieselben Muscheln, Krebse und Würmer, welche auch in den flachen Theilen der Ostsee vorkommen, dort viel größer wurden als hier. Er führt diese Gegensätze auf den directen Einfluß der Temperatur zurück, indem die mit den Jahreszeiten wechselnden Kälte- und Wärmeunterschiede, welchen die flache Ostsee unterstellt ist, den Assimilationsproceß und das Wachsthum seiner Bewohner unterbrechen, während die gleichmäßige Temperatur der Nordmeertiefe den ungestörten Fortgang jener Lebensprocesse fördert. Ob die Temperatur allein so bestimmend wirkt, stehe dahin.

Solche Gleichmäßigkeit in einer der wichtigsten Lebensbedingungen bringt es denn auch mit sich, daß die Entwickelungsperioden der Thiere unabhängig von den Jahreszeiten sind. Während wir in unseren Breiten von einem Erwachen des Lebens sprechen, wenn mit der steigenden Sonnenwärme die überwinterten Eier und Larven in die Entwickelung treten, finden wir dort, wo der stärkere Temperaturwechsel fehlt, zu allen Jahreszeiten die Thiere in den verschiedensten Entwickelungsstadien. Das ist weniger auffällig für die warmen, als für die kalten Meere, welche, von einer Eisdecke überzogen, in ihren Tiefen die entwickelungsfähigen Eier der Tiefseebewohner beherbergen. So fand Möbius an einem Muschelpfahl, der aus dem Eise der Kieler Bucht gezogen wurde, die Eischnüre der Kiemenschnecken Dendronotus und Aeolis.

Am größten sind die täglichen wie jährlichen Temperaturdifferenzen in den Meeren der gemäßigten und kalten Zone. Während im Sommer heiße Sonnenstrahlen die oberen Wasserschichten durchwärmen, bringt ihnen der Winter eisige Kälte. Erst mit zunehmender Tiefe verlieren sich diese Gegensätze. Die Meere der Tropen hingegen kennen solche Schwankungen nicht. Oft beträgt der mittlere Wärmeunterschied zwischen Sommer und Winter nur wenige Grade. Also nicht bloß in der Höhe, sondern, was viel wichtiger ist, auch in der Beständigkeit der Temperatur sind jene Gewässer besser als unsere gestellt. Denn, wie wir sahen, gewöhnen sich die Thiere viel eher an eine beständige niedrige Temperatur, als an eine hohe mit abwechselnd niedrigerer. Hiermit bringt man die Erscheinung in Verbindung, daß gewisse boreale Thiergattungen, welche in den nordischen Meeren nur die gleichmäßig temperirten Tiefen bewohnen, in den tropischen Gewässern nahe der Oberfläche leben. Unter den Holothurien oder Seegurken führte man früher eine Anzahl Gattungen auf, welche typisch für den Norden seien. Allein Semper fischte dieselben Thiere aus nur geringen Tiefen der Philippinischen Gewässer. Sie leben also innerhalb weiter Temperaturgrenzen, und die absoluten Wärme- oder Kältegrade sind es nicht, welche ihnen schaden, sondern nur ein jäher Wechsel darin. Die Seeigelgattung Pourtalesia bewohnt in den Meeren höherer Breiten gewöhnlich die Tiefen, im Stillen Ocean fand man sie auch in den Oberflächenschichten. Dasselbe gilt für die Armfüßergattung Lingula. Andererseits liegt die Annahme nahe, daß die äquatorialen Meerestiefen mit ihren niedrigeren Temperaturen den nordischen Thieren den Aufenthalt ermöglichen würden, was in der That denn auch zum Theil der Fall ist.

So viel ist klar: in den temperaturbeständigsten Meeresbecken ist der größte Thierreichthum zu erwarten. Das bezeugt uns das Rothe und das Mittelländische Meer, wenn auch ihr organischer Reichthum noch mit anderen günstigen Lebensbedingungen zusammenhängt. Die Oberflächentemperatur des Rothen Meeres beträgt nach Pullen 26°—30° C. im März. In 730 Meter sank sie bis auf 21,7°, in 1250 Meter auf 21,4° C., eine Temperatur, die sich fast gleich blieb bis zum Meeresgrunde. Diese constante Wärme in der breiten Tiefenschicht stimmt mit der durchschnittlichen Winterwärme des Oberflächenwassers überein. Rechnet man dazu die abgeschlossene Lage, da nur enge und seichte Meeresstraßen das Rothe Meer mit den Oceanen verbinden, so ist sein Thierreichthum, den uns besonders Klunziger kennen gelehrt hat, erklärlich. Gerade so verhält es sich mit dem Mittelländischen Meere. Seine Oberfläche zeigt 25°—28° C. Die Wärme nimmt nun, dem allgemeinen Gesetze folgend, wohl mit der Tiefe ab, aber doch nur bis zu 365 Meter. Von da ist die Temperatur bis zum Meeresgrunde, innerhalb einer Schicht von 200 bis 3500 Meter, eine constante von etwa 13° C., während jenseits der Straße von Gibraltar das Atlantische Wasser bereits in 2500 Meter Tiefe nur 3° C. hat. Jene Tiefentemperatur von 13° kommt der mittleren Wintertemperatur des Oberflächenwassers gleich. Diese gleichmäßige Wärme, welche in den beiden Meeresbecken herrscht, rührt daher, daß hohe Bodenschwellen sie von dem kälteren Wasser der benachbarten Oceane trennen. Und welchen Lebensreichthum birgt nicht erst das Mittelmeer! Seit Jahren ist es deshalb das besuchteste Arbeitsfeld der Naturforscher. Und eine eigene zoologische Station, die zu Neapel, hat es sich zur vornehmsten Aufgabe gestellt, seinen Meeresreichthum zu erforschen.

Außer dem Rothen und dem Mittelländischen Meere existiren noch warme Wasserbecken dieser Art in den Malayischen Gewässern, freilich nicht so sehr von dem benachbarten Meere abgeschlossen wie jene. Je abgeschlossener aber das Becken ist, desto constanter die Temperatur und desto ausgedehnter die Wasserschicht, in welcher sie herrscht. Wenn auch weit geringer, als die durchschnittliche Wintertemperatur der Oberfläche, so ist hier doch die Temperatur größer, als die des benachbarten Stillen Oceans gleicher Tiefen. Die Sulusee hat eine 3700 Meter mächtige Wasserschicht von 10,3° C. Sie ist dort das wärmste Wasserbecken. Die anderen durch Bodenerhebungen abgeschlossenen Seen sind in gleichen Tiefen kälter. Die Chinasee hat in 1700—3800 Meter Tiefe nur 2,3° C.,

Digitized by Google

die Celebessee in 1450—4750 Meter 3,6° und die Bandasee in einer 3500 Meter mächtigen Wasserschicht 3° C. Und wie steht es um ihre Bewohnerschaft? Daß sie reich, vielfältig und bevorzugt an eigenen Formen ist in diesen üppigen Gegenden, über welche die Natur verschwenderisch ihr Füllhorn gegossen, kann nicht verwundern. Ob aber die höheren Tiefentemperaturen in den einzelnen abgeschlossenen Meeresbecken einen förderlichen Einfluß auf die Fülle und Verbreitung des Tiefenlebens haben, das zu entscheiden, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten. Freilich behauptet Willemoes-Suhm, einer der Naturforscher des „Challenger", daß sie keinen weiteren Einfluß auf die Fauna hätten. „Zwar waren unserer Züge nicht sehr viele, aber dennoch erlaubten sie den Schluß, daß da unten dieselben Thiere vorkommen, wie in den Tiefen östlich von Australien." Von der Chinesischen See, in deren Mitte sie in 2100 Faden dreggten, sagt er sogar, daß sie dort mit wenig Erfolg arbeiteten, während es ihnen an der Küste von Luzon (Philippinen) gelang, aus 1075 Faden Einiges heraufzubringen. Indeß verweilte der „Challenger" in jenen Meeresbecken nicht lange genug und befuhr auch nur einen zu geringen Theil derselben, um in dieser Frage schon ein abschließendes Urtheil abgeben zu können.

Von gleichem Interesse wäre es, zu erfahren, ob und in wieweit die vulkanische Thätigkeit, welche bekanntlich in jenen Gewässern so rege ist, auf das Tiefseeleben Einfluß hat. Ob etwa Gase, wie das Kohlensäuregas, das aus den unterseeischen Vulkanen strömt, in gewissen Regionen das Leben beeinflussen.

Noch in anderer Weise findet eine ungleiche Vertheilung der Temperatur im Meere statt und macht sich geltend auf dessen Bewohner. Wie die warmen Meeresbecken, so sind nämlich auch die warmen Meeresströme bedeutungsvoll für die Verbreitung der Seethiere. Bis hinauf hoch in den Norden sendet die Aequatorialströmung ihre warmen Ausläufer und führt dorthin Wärme, wo sonst jegliches Leben vor eisiger Kälte erstürbe. Wärmespeicher der tropischen Gabe sind die Fjorde, welche durch unterseeische Bänke dem Zufluß des kalten Tiefenwassers wehren, während die wärmere Oberflächenströmung darüber hinwegfluthet. Dort sind denn auch die Stätten, wo das thierische Leben sich häuft. Mit den Meeresströmen hängt es ferner zusammen, daß in Regionen, welche neben einander liegen, die Fauna, je nachdem eine kalte oder warme Strömung vorherrscht, verschieden ist, indem erstere mehr boreale, letztere mehr südliche Thierformen aufweist.

Literatur und Kunst.

Lyrische Novitäten.

Besprochen von Ernst Ziel.

Wer heutigen Tages — wenn das Bild gestattet ist — auf der Tenne der Literatur die eingebrachten Früchte vom Felde der Lyrik zusammenfegt, um den Weizen von der Spreu zu sondern, der wird kein erfreuliches Resultat erzielen. Er sammelt ein und schwingt das kritische Sieb — Kaff und Häckerling wird erschrecklich viel darin bleiben, aber die gesunden, werthvollen Körner, die auf die Tenne zurückfallen, wird er leicht an den Fingern aufzählen können — und er wird meistens nicht einmal alle zehn dazu gebrauchen. Wenig fehlte, und ich hätte bei meiner heutigen Revue mit den Fingern der einen Hand gereicht: unter nahezu dreißig Sammlungen, die mir vorlagen, sind nur acht der Erwähnung werth, und unter diesen acht befindet sich eine, die ich nur als abschreckendes Beispiel und zur schimpflichen Bastonnade aufmarschiren lasse!

Das schöne Geschlecht ist in der Reihe der heute von mir zu würdigenden Poeten nur durch einen Kopf vertreten. Die Galanterie gebietet, dieser einzigen Zo
den Vortritt zu lassen: Alberta vo
in ihren „Dichtungen" (Leipzig, Edwin
interessantes Talent ohne alle weiblichen Schwächen, ...
Charakterkopf mit der Physiognomie eines nahezu männlichen Geistes: mehr im schildernden als im stimmungsvollen Genre heimisch, mehr plastisch bildend als melodiös sich ausklingend, hat unsere Dichterin Höhe des Gedankens und Tiefe des Gefühls, aber das Pathos der Reflexion überwiegt in ihr die Leidenschaft der Empfindung. Demgemäß erweisen sich von den fünf Rubriken der Sammlung die „Bilder und Skizzen" und die „Freien Rhythmen" als am bedeutendsten, während sich in „Von Liebe" und „Aus der Natur" neben Werthvollem einiges Mittelwerthige und nahezu Werthlose findet und in „Empfindung und Stimmung" unklare Pièceen und Passagen leider nicht ausgeschlossen sind. Einen großen geschichtsphilosophischen Zug — um Einzelnes besonders hervorzuheben — bekunden die al fresco entworfenen Charakterbilder „Moses Tod" und „Diogenes vor Corinth"; lyrischen Schmelz haben die liederartigen Gedichte „Der Schmerz", „Leuchtkäfer", „Hochzeit" und einige der „Lieder an einen fahrenden Ritter", ächter Hymnenschwung aber spricht aus den stolz dahinwogenden freien Rhythmen der letzten Abtheilung. Im Ganzen wird die Poesie Alberta von Puttkamer's von feinem Takt und geschultem Formgewissen getragen; sie hat Naturlaute, aber diese brechen niemals als roher Aufschrei der Leidenschaft hervor; die Verfasserin weiß sie stets künstlerisch zu artikuliren und ihre Dichtungen in Rhythmen und Sprache mit dem Glanze einer eigenartigen Schönheit zu durchleuchten; sie handhabt die dichterische Form mit jener Strenge, die allen poetisch empfindenden Naturen eigen ist, aber sie geht darin niemals bis zum pedantischen Regelzwange. Die Leidenschaft der Empfindung will eine gewisse Freiheit, und das allzu Correcte ist häufig genug das Langweilige. Hier gilt das chinesische Sprichwort: „Allzu klares Wasser hat keine Fische". Was den geistigen Inhalt der Puttkamer'schen „Dichtungen" noch besonders kennzeichnet, das ist, daß sie durchaus vom modernen Bewußtsein durchhaucht und von einer stark ans Skeptisch-Pessimistische streifenden Welt- und Lebensanschauung erfüllt sind, die eine hervorstechende Richtung des heutigen Zeitgeistes eindrucksvoll wiederspiegelt. Das tritt in den Liedern und reflectirenden Strophen unserer Dichterin oft evident hervor, und sie selbst charakterisirt diese Grundstimmung ihres Dichtens am treffendsten mit dem Satze:

„Und alles Sein ist fürchterliches Spiel".

Die Gegensätze haben ihren Reiz, und so stelle ich in dieser Revue neben die Freigeisterei der Skepsis den positiven Kirchenglauben, neben Alberta von Puttkamer's „Dichtungen" Karl Gerok's „Letzten Strauß" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Es ist wieder der milde und edle Geist der „Palmblätter" und der „Blumen und Sterne", der aus diesen neuesten Gedichten des ehrwürdigen Sängers zu uns spricht, jener Geist, der sich bei vollem Beharren auf dem Standpunkte des überlieferten Glaubens von aller Mystik, von allem bigotten und intoleranten Wesen fernhält und sich bei unbeirrter Kirchlichkeit einen weiten, freien Blick in Welt und Leben bewahrt. Zeugniß für diesen Standpunkt legt u. a. das schöne Gedicht „Zum Zwinglitag" ab, das ausdrücklich Protest erhebt gegen den engherzigen confessionellen Sondergeist. Gerock ist bei aller Religiosität ein weltfreudiger, ja ein humorvoller Sänger, und so weht denn eine warme, behagliche, oft an den Ton der Idylle streifende Atmosphäre in diesen Poesien. „Des Pfarrherrn Jubelgruß an Doctor Luther" und andere Gedichte sind Belege hierfür. Unser Autor ist vor allem descriptiver Poet, und das tritt auch in diesem „Letzten Strauß" unverkennbar hervor, an dessen Titel die Kritik nur den Wunsch zu knüpfen hat, die abschließende Bedeutung, welcher er Ausdruck leiht, möge durch ein weiteres Jahrzehnt rüstiger Productivität des nunmehr siebenzigjährigen Sängers Lügen gestraft werden. Gegenüber den bisherigen Gerock'schen poetischen Erzeugnissen weist die gegenwärtige Sammlung eine einigermaßen veränderte Physiognomie auf. In seinen früheren Gedichten durch Bilderpracht und Bilderreichthum her-

Digitized by Google

ig, die sich namentlich in der Para- kundgab, tritt uns der Poet hier er Rhetoriker entgegen — denn vorwiegend ist er hier wie dort. Aber das os magna sonaturum, das wir an ihm gewohnt sind, der hohepriesterliche Schwung der Gedanken, wie ihn seine früheren Gedichte theilweise athmen — z. B. die grandiosen „Apokalyptischen Reiter" in den „Palmblättern" — kommt hier leider nur selten zu Wort, so daß ein leises Sichabwärtsneigen von der Höhe des dichterischen Standpunktes kaum zu verkennen ist. Nichtsdestoweniger kann ein Band Gedichte, der so reine und edle Perlen der Poesie enthält, wie der vorliegende, gar nicht freudig genug begrüßt werden. Zu diesen Perlen gehören in erster Linie die vom Geiste behaglicher Lebensfreudigkeit erfüllten Gedichte „Im guten Jahre", „Auf stillen Wegen" und „Ein alter Freund" wie die fein gemeißelten Geschichtsbilder „Antigone", „Arria", „Thusnelda" und „Tristan Spielmann". Das Poem „Eine Zeitbetrachtung" dagegen leidet an einer störenden Disharmonie des Tons: die erste Abtheilung stimmt die hohe Musik der Ode an und bewegt sich in den schönen und freien Linien der Reflexionslyrik großen Styls, während die zweite ihr Pathos in einer ziemlich kleinlichen Exemplification verzettelt und verpufft.

Vorwiegend descriptiver Natur, wie die Gerock'schen, sind auch die Poesien, zu denen ich mich jetzt wende: Theodor Kirchhoff's „Neue Gedichte" (Altona, Schlüter'sche Buchhandlung). Der Verfasser, der sich durch seine früheren Veröffentlichungen — „Adelpha", „Gedichte und Balladen" u. s. w. — unter den deutsch-amerikanischen Dichtern eine hervorragende Stellung errungen und sich namentlich als literarischer Vermittler zwischen dem Deutschthum diesseits und dem jenseits des Oceans mannigfache Verdienste erworben, bietet uns in diesen seinen neuesten Gedichten in erster Linie Schilderungen und Verherrlichungen des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Natur, und zwar vorwiegend in epischer Form. Das exotische Colorit, das den meisten dieser Dichtungen eigen, erinnert in Vers und Reim mehrfach an die farbenprächtige und sinnlich greifbare Darstellungsweise Freiligrath's, obgleich Kirchhoff die Plastik des Sängers vom „Löwenritt" nicht ganz erreicht. Was diesen formenschönen Gedichten Kirchhoff's, unter denen „California", „Deutscher Gesang", „Nebelnacht auf dem Tenessee", „Meinem Vater" und „Nach der Heimath" eine auszeichnende Hervorhebung verdienen, aber einen besondern Reiz verleiht und ihren eigentlichen ethischen Werth ausmacht, das ist die große patriotische Wärme, die in ihnen lebt, patriotisch im deutschen Sinne, patriotisch im amerikanischen; es ist die Vaterlandsliebe eines Bürgers zweier Welten, die hier zum Austrag kommt, und in dieser patriotischen Doppelliebe liegt vielfach das Interesse, das die Kirchhoff'schen „Neuen Gedichte" im Leser erwecken; sie bilden nach Inhalt und Form eine schätzenswerthe Bereicherung der deutsch-amerikanischen Literatur und werden sicherlich in beiden Hemisphären die Freunde der Kirchhoff'schen Muse erheblich vermehren.

Eine frische, fröhliche Kraft, ein vielseitiges Talent bekunden die „Rothen Rosen, neue Gedichte" von Harbert Harberts (Hamburg, J. F. Richter). Es geht der gesunde Zug eines dem Leben unbefangen und keck zugewandten Optimismus durch diese Lieder, Balladen, Zeit- und Reflexionsgedichte. In religiöser wie politischer Beziehung steht der Verfasser auf dem Boden des Liberalismus; er ist ein klarer Denker ohne alle Verschwommenheit, ausgesprochen norddeutsch geartet — Harberts ist ein geborener Emdener — und allem Schönen und Guten, das die Erde bietet, mit robuster Lebensfreudigkeit zugewandt. Die starke, gerade Natur des Nordländers spricht aus seinen Gedichten, wie es auch im Wesentlichen nordische Naturscenerie und nordische Sitte ist, was ihnen Inhalt und Stimmung gibt. Im Erotischen — bei Harberts eine starke Seite! — klingen die Lieder oft allzu sehr an Heine an, aber dem Dichter gelingt auf diesem Gebiete doch manche anmuthige Strophe, wie z. B. die beiden neckischen Lieder „Nixen" beweisen. Die glücklichsten Töne aber schlägt die Sammlung in den beiden Rubriken „Erzählendes" und „Zeit, Streit und Gelegenheit" an; namentlich die erstere Abtheilung enthält Stücke von großer realistischer Darstellungskraft und geschickter Pointirung, wie „Störtebeker", „Weihnacht mit Schrecken" und „Don Diego Parricida". Der starke Band dieser „Neuen Gedichte" des talentvollen Harbert Harberts würde indessen an Werth gewonnen haben, wenn der Dichter bei der Auswahl der Gedichte eine etwas strengere Selbstkritik geübt hätte, aber auch so, in dieser weniger rigorosen Auswahl, ist der Eindruck, den die „Rothen Rosen" machen, ein durchaus wohlthuender; sie tragen ihren Namen mit Recht; denn sie sind echte Kinder des Lenzes; sie haben Farbe und Duft.

Fröhlich auf dem frischen, kräftigen Boden des wirklichen Lebens erwachsen sind auch die von originellen Einfällen übersprudelnden „Zündnadeln, Gedichte von Oskar von der Boberau" (Leipzig, Eduard Wartig's Verlag), die ein hübsches, frisch zugreifendes Talent, viel gesunde Beobachtungsgabe und eine ungewöhnliche Formgewandtheit documentiren. Die ernsthafte Seite des Lebens findet in der Poesie Boberau's eine weniger glückliche Resonanz als die heitere. Der kecke, frische Humor, oft mit sarkastischem Beigeschmack, ist die eigentliche Domäne des Verfassers, und auf diesem Gebiete leistet er Treffliches. „Der Blaustrumpf", „Carmen" und andere heitere Lieder legen dafür Zeugniß ab. Es ist immer ein erfreuliches Symptom, in einer Zeit, wo in Kunst und Leben der Ernst eine so große Rolle spielt, in der Dichtkunst hier und da den herzenbeglückenden Humor sein heiteres Auge aufschlagen zu sehen, und darum möge das kleine Buch der Beachtung wärmstens empfohlen sein.

Und kleidet sich der Humor nun gar in das Gewand des Dialekts, so ist das doppelt erfreulich, denn der Dialekt bringt den genius loci poeticus einer abgegrenzten Provinz prägnant zum Ausdruck, das Provinzielle aber in der Literatur bewahrt die literarische Production einer Zeit vor Einseitigkeit und Verknöcherung und erfrischt sie mit dem verjüngenden Hauche des Individuellen. Solch erfrischender und verjüngender Hauch weht in den oberbayrischen Gedichten, mit welchen Peter Anzinger die lesende Welt beschenkt. „Es feit si' nix!" (München, Caesar Fritsch) betitelt sich das Buch. Unter den Dialektdichtungen ist es nächst der plattdeutschen gegenwärtig in Deutschland wohl die oberbayrische, welche am ausgiebigsten und kräftigsten blüht, und sie zeitigt in der That manche werthvolle Frucht, wie die Gedichte Karl Stieler's u. A. beweisen. Zu den achtbaren Leistungen auf diesem Gebiete gehören auch die vorliegenden Anzinger'schen lieder- und anekdotenhaften poetischen Kleinigkeiten. Neben einigem allzu Derben und Flachen — ich hebe aufs Gerathewohl nur „Dee neua Stiefi" heraus — enthält das Buch eine Reihe äußerst charakteristischer, fast ausnahmslos lustiger und neckischer Schilderungen und Episoden aus dem oberbayrischen Volksleben und speciell aus dem ländlichen. Die Form ist meistens, wie dieses Genre es erfordert, eine aphoristische, und man muß dem Dichter nachrühmen: er bekundet in der Wahl der Stoffe wie in der geschickten Zuschneidung derselben für seine Zwecke eine sehr glückliche Hand. Sein Buch wird durch zwölf Illustrationen von L. Blume-Siebert, H. Engel, E. Horstig, Hugo Kauffmann und Mathias Schmid geschmückt, unter denen namentlich diejenigen der beiden letztgenannten Meister alles Lob verdienen, und ist nicht nur an sich eine dankenswerthe poetische Leistung, sondern hat darüber hinaus auch noch den culturhistorischen Werth, daß es dem Leser in die Eigenart des oberbayrischen Volkes, in sein häusliches, gewerbliches und provinzielles Leben, manchen neuen und interessanten Blick eröffnet.

Volksthümlich, wenngleich in einem ganz anderen Sinne als die Anzinger'schen Gedichte, ist ferner eine Liedersammlung, über die ich nur ein kurzes Wort sagen möchte. Haben wir es bei jenen oberbayrischen Dichtungen mit volksthümlichen poetischen Erzeugnissen zu thun, die unverkennbar aus dem Volke selbst herausgewachsen sind, so begegnen wir in den nunmehr zu registrirenden Gedichten einer Art gelehrter Volkspoesie oder doch der Volkspoesie eines Gelehrten. Ich spreche von den „Liedern, Romanzen und Balladen" von Richard Zoozmann (Berlin, E. Neuenhahn), welche in jeder Zeile auf das Studium der nordischen Ballade und des deut-

Digitized by Google

schen Volksliedes zurückweisen und den Ton ihrer Vorbilder mit großem Geschick treffen. Von modernem Empfinden kann somit in diesen Gedichten, die bei aller Volksthümlichkeit des Vortrags einen gewissen akademischen Zug, und zwar einen von mittelalterlich-archivarischem Gepräge, nirgends verleugnen, nicht viel die Rede sein. Aber es spricht aus ihnen ein liebenswürdiges Talent, und Balladen wie „Die Roncevalschlacht", „Hans Hutten's Ende" u. a. zählen zu dem Besten, was jüngsthin auf diesem Gebiete in Deutschland geschaffen wurde.

Nachdem ich in meiner heutigen Besprechung bis hierher in der angenehmen Lage gewesen, über die zu beurtheilenden poetischen Werke das Füllhorn des Lobes reichlich ausschütten zu dürfen, kann ich am Schlusse dieser Revue meine Indignation nicht zurückhalten über eine in Goldschnitt und feinstem Einbande prunkende dichterische Geschmacklosigkeit und moralische Leichtfertigkeit, wie sie mir in meiner bisherigen kritischen Praxis kaum je vorgekommen. Das Buch betitelt sich „Im Banne der Venus" von Karl von der Ems (Berlin, Verlag von R. Jacobsthal). Man braucht wahrlich kein prüder Philister, kein weltscheuer Asket zu sein, um den Gedichten dieses Venusapostels gegenüber etwas wie ästhetischen Ekel und moralischen Degout zu verspüren. Der Verfasser errichtet in diesem sauberen Romanzero des Hetärenthums und der Prostitution seinen jeweiligen Freundinnen — mehr als zwei Dutzend an der Zahl — eine förmliche Walhalla, in der jede dieser Huldinnen unter überschriftlicher Verwendung ihres nom de guerre — Cilly, Henny, Nanni u. s. w. — lyrisch porträtirt oder apostrophirt, jedenfalls aber gebührend glorificirt wird. Wir blicken hier in einen Abgrund von sittlicher Verwilderung und Geschmacksverrohung, welchem gegenüber sich uns die Frage aufdrängt: was ist in dem vorliegenden Falle größer, die Entäußerung jeder Selbstachtung, welche der Verfasser durch die Veröffentlichung dieser poetischen Beweisstücke seines lüderlichen Lebenswandels documentirt, oder die beleidigende Despectirlichkeit, die er dadurch dem lesenden Publicum gegenüber an den Tag legt? Längst ist es bei mir eine aus guten Gründen geübte kritische Maxime, dieses Genre von Literatur — soweit es an mir liegt — todtzuschweigen, aber es gibt eine gewisse Grenze des literarischen Wohlanstandes, über deren Innehaltung die Kritik gewissenhaft zu wachen hat und bei deren Ueberschreitung sie sich zum energischen Proteste aufgerufen fühlen muß, wenn sie sich nicht zur Mitschuldigen an dem begangenen literarischen Verbrechen stempeln will. Ich constatire ein solches Verbrechen an der öffentlichen Moral und dem guten Geschmacke des Publicums, an der Ehre des Schriftstellerstandes und an der Würde der Poesie, begangen durch die von der Ems'schen Gedichte „Im Banne der Venus", und gebe den wahrscheinlich — und sehr tapferer Weise — pseudonymen Verfasser sowie den natürlich „höchst ehrenwerthen" Herrn Verleger hiermit der öffentlichen Beurtheilung preis.

Aus Fritz Reuter's Nachlaß.

Von Oskar Bulle.

Keine Dichterfigur der neueren Tage ist so bald legendarisch geworden, wie die Fritz Reuter's. Zwar ist der jetzt so weitverbreiteten Volksausgabe seiner Werke die ausführliche und zuverlässige Biographie des Dichters von Adolf Wilbrandt beigegeben, aber sie ist eben zu ausführlich, darum wird sie wenig gelesen, und die Fabeln, die über des einstigen „Hochverräthers" Leben, über sein unglückliches Körperleiden und vor Allem über die Art seines Dichtens sich herausgebildet haben, treiben lustig weiter ihr trügerisches und doch so anregendes Spiel. Die den meisten Reuter-Verehrern geläufige Vorstellung ist die, daß der plattdeutsche Dichter, durch Noth getrieben, eines schönen Tages die Schnurren, die er so vorzüglich zu erzählen wußte, zu Papier gebracht und, nachdem er eine gehörige Menge derselben aufgeschrieben, sich, ermuntert durch den Beifall seiner Frau, entschl[oss]
Druck zu geben. Der Anklang, den si[e]
habe ihn zum Weiterschreiben veran[laßt]
und nach zum Dichter geworden". Diese
Auffassung von der Genesis des Reuter'schen Dichtergenius mag durch mißverstandene Erzählungen der Wittwe des Dichters selbst entstanden sein; sie fand wenigstens ihre weiteste Verbreitung durch eine Schilderung des Anfangs von Reuter's Schriftstellerleben, die Friedrich Friedrich vor einigen Jahren in der „Gartenlaube" veröffentlichte, und welche sich im Wesentlichen auf die Mittheilungen „Luisings" von jenen schönen Winterabenden, in denen die „Läuschen und Rimels" entstanden, stützen konnte. Reuter erscheint in Folge jener Auffassung auch heute noch Vielen als der „Naturdichter", dem das Talent und der Humor die köstlichsten Schöpfungen freigebig in die Feder dictirte, und der mühelos und in heiterer Naivetät nur hinzuschreiben brauchte, was ihn eine glückliche Beobachtungsgabe um sich herum erblicken ließ. Aber nur wenigen Glücklichen unter den Dichtern ist, wie der Knospe im Morgenstrahle, eine unbewußte und rasche Entfaltung zu freudiger Blüthe beschieden, und Keinem unter ihnen ein Erlangen des Lorbeers ohne Kampf und Schweiß gewährt. Und Reuter gehörte nicht unter jene Glücklichen, so sehr es beim ersten, oberflächlichen Anblick seines Lebens auch scheinen möchte.

Als der plattdeutsche Dichter mit den ersten unscheinbaren Gaben seiner in heimischer Zunge redenden Muse, mit jenen harmlosen Schnurren „Läuschen und Rimels" sich an die Oeffentlichkeit wagte, hatte er schon eine nicht unbeträchtliche, freilich jedes äußeren Erfolges baare Thätigkeit als hochdeutscher Poet hinter sich. In seinem Pulte ruhten, verschwiegen und begraben bis über seinen Tod hinaus, nicht nur jene Gedichte, die, in der trübsten Zeit seines Lebens entstanden, uns jetzt noch durch ihre schmucklose Einfachheit wie durch die warme Unmittelbarkeit des Empfindens anheimeln, sondern ruhten auch die ersten Conceptionen der großen Dichtungen, durch welche er der populärste Schriftsteller Deutschlands werden sollte. Es ist wenig bekannt, wenngleich schon in manchen Biographien des Dichters erwähnt, daß „De Reis' nach Belligen", die in ihrer plattdeutschen Fassung 1853 als zweites Werk Reuter's erschien, schon sieben Jahre vorher hochdeutsch begonnen ward, und noch überraschender wird Vielen die Mittheilung klingen, daß selbst „Ut mine Stromtid", das Werk, welches dem deutschen Volk die ihm am liebsten gewordenen humoristischen Gestalten gab, schon beinahe 20 Jahre vor seinem Erscheinen von dem Dichter nicht nur etwa in flüchtigen Umrissen concipirt, sondern hochdeutsch fast vollständig fertig geschrieben worden war. „Wie ein dickleibiges lästiges Fragezeichen" lag das Manuscript dieses Romans in seiner ersten Fassung dem Dichter 20 Jahre lang im Pulte, und wie eindringliche Mahner mögen ihm die Gestalten jener ersten großen Dichtung immer vor der Seele gestanden haben, bis er sie, in ein neu Gewand gehüllt, aus ihrer poetischen Verzauberung erlöste.

Schon Wilbrandt, der durch den Dichter selbst Kunde von jenem ersten Versuche erhalten hatte, ohne ihn aber jemals zu Gesicht zu bekommen, wies auf die Wichtigkeit desselben hin. Könnte man doch, so ruft er aus, jene frühere hochdeutsche Gestalt dieses Romans mit der jetzigen vergleichen, was für anziehende Merkmale der Entwickelung würde man auffinden! Aber Reuter war nicht dazu zu bewegen, jenes „dickleibige Fragezeichen" dem Fürwitz der Literarhistoriker zu überliefern. Er hat es nie einen Menschen sehen, geschweige denn lesen lassen und scheint überhaupt nur zu Wenigen (darunter Wilbrandt) davon gesprochen zu haben. Wenigstens ist in dem vortrefflichen Essay Julian Schmidt's über Reuter nirgends eine Andeutung von dem Vorhandensein jener Urgestalt des Romans zu bemerken. Und Julian Schmidt gehörte doch zu den Literarhistorikern, die Reuter am frühesten und am eingehendsten gewürdigt haben, ja, er stand, wie jetzt erst veröffentlichte Briefe kund thun, ihm persönlich sehr nahe. — Dieses sorgfältige Verbergen seines poetischen Erstlingswerkes ist ein trefflicher Beweis für Reuter's schriftstellerische Einsicht und für das gute Urtheil, mit welchem er selbst seine eigenen Leistungen nach ihrem Werthe abzuschätzen

Digitized by Google

…ter" wäre wohl etwas rascher und …öffentlichung seiner ersten Arbeit zu …t einmal als „Ausgabe aus seinem …Reuter das Bekanntgeben seines Versuches …, er war eben bescheidener als so viele seiner Collegen in Apollo; und 10 Jahre nach seinem Tode verstrichen, ehe seine Wittwe einem Kundigen Einsicht in das Manuscript jenes ersten hochdeutschen Romans gestattete und damit zur theilweisen Erfüllung jenes literarhistorischen Wunsches Wilbrandt's Gelegenheit gewährte. Dieser Kundige ist der durch seine Schriften über die niederdeutsche Literatur, besonders das niederdeutsche Schauspiel, bekannte Karl Theodor Gaedertz, der vor kurzer Zeit eine Schrift „Fritz Reuter-Reliquien"*) veröffentlichte, in welcher er auch über jene Urgestalt von „Ut mine Stromtid" ausführlichen Bericht gibt. Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß er jene erste hochdeutsche Fassung des Romans ganz abgedruckt hätte; doch muß wohl für den dereinstigen Herausgeber einer kritischen Reuter-Ausgabe noch etwas zu thun übrig bleiben, darum wollen wir einstweilen für das Gegebene dankbar sein.

Bevor wir an eine Vergleichung der Urgestalt des Romans mit der späteren Fassung gehen — soweit eine solche an der Hand des Berichtes von Gaedertz möglich ist —, wird es nöthig sein, ein Wort über die Entstehungszeit jenes hochdeutschen Versuches zu sagen. Wilbrandt gibt als solche das Jahr 1847 an, ohne jedoch einen Grund für diese Annahme hinzuzufügen. Sollte Reuter in seinen Briefen an ihn, in welchen er jenes „dickleibigen Fragezeichens" Erwähnung thut, diese Zeitangabe gemacht haben? Mit Gaedertz müssen wir ihre Richtigkeit bezweifeln, selbst wenn sie auf des Dichters eigener, dann eben irriger, Aussage beruhen sollte. Denn alle Anzeichen und des Dichters Lebensverhältnisse selbst weisen mit größter Wahrscheinlichkeit auf den Winter 1844/1845 als die Entstehungszeit hin. Bekanntlich hatte der Dichter nach den harten sieben Jahren auf der Festung die noch schrecklicheren zehn Jahre zu durchleben, in welchen er sich jeden Tag die bange Frage vorlegen mußte: „wat nu?". „In dese schreckliche Frag'", so sagt er selbst am Schlusse von „Ut mine Festungstid", „bün ik Johre lang herümmer bistert". Das wieder aufgegriffene Rechtsstudium legte er nach einem Winter schon wieder bei Seite, um nach einem Jahre des zwecklosesten Umherbummelns endlich die Einwilligung seines Vaters zur Erlernung der Landwirthschaft zu erhalten. Die dreijährige „Stromtid" folgte dem Bummeljahr. Auf dem gräflich Hahn'schen Gute Demzin bei Malchin wird der in den Anfang der dreißiger Jahre stehende Exstudent ein tüchtiger und frischer Oeconom; aber die Lehrzeit geht vorüber und die Frage „wat nu?" steht wieder drohend vor dem „Entspekter". Er ist mittellos, sein Leiden stellt sich zeitweise in aller Furchtbarkeit ein, sein Vater, der dessen physischen Ursprung nicht kennt, hält seinen Sohn für verloren und zieht die Hand von ihm ab. Das ist im Jahre 1844. Der Umhergestoßene findet eine Zuflucht bei dem treuen Freund, den er während seiner „Stromtid" erworben, bei dem Gutsbesitzer Fritz Peters in Thalberg bei Treptow an der Tollense. Dort verlebte er den Winter von 1844 auf 1845 und dort und in diesem Winter ist es zweifellos gewesen, daß der stellenlose Landwirth die frischen Eindrücke, die in ihm das Landleben angeregt, sammelte und in seiner ersten größeren Dichtung niederlegte. Sicher war er eifrig bei dem Werke, und vielleicht erfüllte ihn der Reiz des Schaffens wieder mit frischer Hoffnung, als der Tod seines Vaters (22. März 1845) das beschauliche Treiben störte. Der Vater war im Zorn gegen den Sohn dahingeschieden. Im Testamente hatte er ihm nur unter der Bedingung das Erbtheil zugebilligt, „daß er sich innerhalb vier Jahren gänzlich das Laster des Trinkens abgewöhnt habe". Welcher Gegensatz! Als der Vater diese Worte bitteren Herzens hinschrieb, waren in der Phantasie des scheinbar verlorenen Sohnes schon die Gestalten zum Leben erwacht, die einst Tausende mit Freude und Lust erfüllen sollten!

*) Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Denn die Menschen, deren Schicksale die Haupthandlung in „Ut mine Stromtid" bilden, sind alle schon in dem titellosen „Roman" zu finden, welchen Reuter in jenem Winter verfaßte, und die Grundzüge der Fabel decken sich in beiden Abfassungen vollständig. Wenn man überhaupt in „Ut mine Stromtid" eine Haupthandlung anerkennen will! Das ist ja nicht so selbstverständlich, da die Episoden, die sie umschlingen, das Interesse an ihr wenn nicht überwuchern, so doch bedeutend ablenken. Faßt man aber als Mittelpunkt des plattdeutschen Romans, als Stamm, um den sich das üppige Grün der Erzählung windet, die Erlebnisse Habermann's auf dem Gute des jungen „unbewußten" Landedelmanns auf, so findet man eine vollständige Uebereinstimmung zwischen dem Kern beider Gestaltungen der Dichtung. In dem hochdeutschen Roman ist Habermann ebenfalls der Inspector, welcher nach harten, unverschuldeten Schicksalsschlägen sich in die Dienste des alten einsichtsvollen Gutsbesitzers begibt, und durch dasselbe Ereigniß, den an seinem Boten begangenen Diebstahl, wird er von dem Sohne, den er ebenfalls beim Ringen um ein Gewehr durch einen Schuß verwundet, aus seiner Stellung verjagt. Hier wie dort ist der Inspector der tüchtige, bewährte, ehrliche Mann, der junge Edelmann der schwache, verlogene und eitle Charakter, ist die junge Herrin ein edles und einsichtiges Weib und der Eleve des Inspectors der „entfahmte Windhund" Fritz Triddelfitz, der ein Speisekammer-Verhältniß mit Mamsell Möller hat. Auch die innere Motivirung der Charaktere ist dieselbe; dieselben kleinen Züge aus den Lieutenants-Jahren des jungen Gutsbesitzers, aus seinem Verkehr mit seinen Tagelöhnern und seinem Nachbarn Pomuchelskopp, die komische Empfangsscene bei seinem Einzuge auf dem Gute, seine sonderbaren Ideen bei der Bewirthschaftung desselben, sein Vollblutpferdesport und Fritz Triddelfitzen's Abenteuer mit der Vollblutstute; kurz Alles, was den Inspektor Habermann bis zu seinem Weggange vom Gute angeht und was um ihn vorgeht, ist selbst in den kleinsten Einzelheiten in jener ersten Fassung schon ausgearbeitet. Deshalb schlägt Gaedertz auch vor, man möge jenes unbetitelte Manuscript „Inspector Habermann" benennen.

Die hochdeutsche Abfassung schließt mit dem Weggange Habermann's vom Gute. Der gekränkte, alte Mann befindet sich auf dem Wege zu seiner Tochter Luise, die er unter der Obhut eines unverheiratheten Bruders und einer alten Haushälterin im nahen Städtchen hat erziehen lassen und die, wie ihr Ebenbild in „Ut mine Stromtid", ein ebenso durch die Heiterkeit und Anmuth des Wesens wie durch eine über ihren Stand hinausgehende Bildung ausgezeichnetes Mädchen ist, welches selbst der adelstolzen Frau von Hackensterz einst imponirte. Auch sie wird von einem wackeren Jüngling geliebt, und das kummervolle Bangen des Vaters, daß durch seine Verdächtigung nun auch das Lebensglück der Tochter zerstört sei, bildet das tragische Ausklingen jener Erstlings-Erzählung.

Es muß bemerkt werden, daß die Tragik des Abschlusses der Urgestalt von „Ut mine Stromtid" nach der Meinung mancher Kritiker, welche jene erste Abfassung nicht gekannt haben konnten, auch das einzig Folgerichtige für den plattdeutschen Roman gewesen sein würde. Schon Julian Schmidt hebt dies in seiner Analyse hervor. Er sagt über „Ut mine Stromtid": „Der Dichter scheint, hält man namentlich den Schluß vor Augen, poetische Gerechtigkeit in der alten Weise ausznüben: es geht am Ende jeder der betheiligten Personen genau so gut, als sie es verdienen. Es wäre interessant zu wissen, ob das ursprünglich in der Absicht des Dichters lag; ..... Manches macht mich zweifelhaft. Es finden sich in den ersten Bänden einzelne Andeutungen, die Luisens frühen Tod befürchten lassen, und ich glaube nicht, daß diese Andeutungen ohne Zweck sind. Der Ausgang Habermann's aus dem adligen Gut am Ende des zweiten Bandes ist in einer so leidenschaftlichen Erregung, daß man sich auf einen tragischen Ausgang gefaßt macht; und ich muß bekennen, daß mir der dritte Band, was den stofflichen Inhalt betrifft, sehr viel matter und gezwungener vorkommt als die früheren .... Ich glaube, wenn Fritz Reuter seiner ursprünglichen

Digitized by Google

terischen Anlage gefolgt wäre, so hätte er die
he tragisch ausgehen lassen." Dieses Urtheil scheint
weit eher auf die Urgestalt als auf die spätere Aus-
ung zu passen. Ja, wenn Reuter seinen hochdeutschen
an hätte zu Ende führen wollen, würde jener von Julian
nidt postulirte Ausgang der einzig richtige gewesen sein,
die „Stromtid" hätte ihn aber auch nicht einmal die
prüngliche dichterische Anlage Reuter's" als den rich
erkennen dürfen. Denn in der plattdeutschen Abfassung
n, wie ich schon oben sagte, Episoden zu der Habermann'
Haupthandlung hinzu, welche dieselbe nicht nur in den
tergrund drängen, sondern auch — und das ist das
entliche — sie mit einem kräftigen und gesunden Lebens-
e erfüllen, so daß ein tragischer Abschluß nicht mehr folge
ig erscheint. Die Bedingungen, unter welchen dieselbe
pthandlung zweimal entwickelt wird, sind total veränderte,
Luft, welche der Habermann von 1845 athmete, ist eine
ere als die, in welcher der Havermann von 1863 lebt,
darum erscheint hier die Schlußwendung zum Glück so
raus richtig, während dort ein Vergehen in Kummer und
zensnoth das Natürliche gewesen wäre.

Auch die erste Abfassung hat ihre Bräsig Figur; der
rfschulmeister, welcher in „Ut mine Stromtid" nur wenig
die Handlung eintritt, trägt dort die hervortretendsten
ge des späteren „Entspecters" und redet sein Messingsch.
ist der von Reuter öfters (in „Vänschen und Rimels", in
e Reis' nach Belligen" und in „Hanne Nüte") abconter
e wohlbekannte Küster Suhr aus Jabel, das eigentliche
ild Bräsig's. Aber noch entbehrt die Zeichnung dieser
gur in der ersten Abfassung jener Herzlichkeit und Joviali-
, welche den alten Bräsig zu Jedermanns Liebling machen,
trägt mehr satirische Linien und Schnörkel an sich, als
ß sie sich zu einer wirklich humoristischen Gestalt hätte aus
den können.

Vor Allem aber fehlt jener Urgestalt des Romans die an
nerlichem Leben und herzerfreuender Kräftigkeit so reiche
ngebung, welche Reuter in dem Pastorenehepaare und der
milie Nüßler bei der zweiten Ausführung seiner Haupt-
ndlung gab. Diese Umgebung allein ist es, welche dem
nzen Romane ein anderes Gepräge aufdrückt. Wie bezeich
nd für den Entwicklungsgang des Dichters! Jener arme,
ltverlassene „Strom" des Jahres 1845 hatte, wenn ihm
ch der Blick für das Gesunde und das Faule in den ihn
ngebenden Verhältnissen schon geschärft war, doch noch nicht
e innere Fassung, die Objectivität gewonnen, welche es ihm
äter ermöglichte, wie ein Gott in ruhiger Heiterkeit über
m Ganzen schwebend, das Kräftige und Gesunde mit festem
riffe herauszugreifen und das Jämmerliche in all seiner
ächlichkeit daneben zu stellen. Die Familie Pomuchelskopp
ildert Reuter auch in der Urgestalt schon mit denselben
rbsatirischen Strichen, auch manche der Rahnstädter Klein
irger treten uns schon in ihrer grotesken Lächerlichkeit ent-
gen, aber für die freundlich anmuthenden Gestalten einer
rau Nüßler oder Frau Pastorin, eines trefflichen Geistlichen
eben einem wackeren alten Juden, hatte seine Palette damals
ch keine Farben. Es ist deshalb der Entwicklungsgang zur
ervollkommnung hin, den Reuter zwischen beiden Gestaltun
n des Romans einschlagen durfte, viel eher ein tiefinner
cher als ein äußerlich formaler zu nennen. Nicht der
Poet" in Reuter ist so sehr viel weiter gediehen, sondern der
Mensch" in ihm. Wenigstens versichert uns Gaedertz, daß
i der Form, in der Sprache und plastischen Ausrundung
r Figuren jene erste hochdeutsche Abfassung nicht allzuweit
inter der späteren plattdeutschen Ausführung zurückstände.
s fänden sich schon dort neben den steifen Figuren der
öheren Stände die lebenswarmen Gestalten aus dem Mittel
nd Arbeiterstande, die ebensogut schon ihr Platt reden, wie
e es später thun. Es darf deshalb nicht der durchgängigen
lbfassung im Dialect und dem größeren Figurenreichthum
er überwiegende Zauber von „Ut mine Stromtid" zuge
chrieben werden, sondern man muß ihn hauptsächlich darin
uchen und zu finden verstehen, daß der Dichter inzwischen
u einer innerlichen Gesundheit herangereift war, welche schon
urch sich selbst Alle, die ihn kennen lernen, herzerfreuend an
muthet. Damals warfen noch die
nisse ihre Schatten in seine Seele,
Lichte des erreichten Zieles aufath
uns die Urgestalt von „Ut mine Stromtid"
literarhistorisch bemerkenswerth, als vielmehr bedeutsam
das frohe Gedeihen eines uns liebgewordenen Menschen.

Ein englisches Buch über Peter den Großen.*)

Von A. Brückner.

Es kommt äußerst selten vor, daß Ausländer der russischen Sprache so weit mächtig sind, um bei der Erforschung eines Rußland betreffenden Stoffes auch die einschlagende russische Literatur verwerthen zu können. Indessen sind uns derartige Fälle in den letzten Jahren mehrmals begegnet. Wir erinnern an die vortrefflichen Leistungen Wallace's und Leroy Beaulieu's. So ist denn auch das Buch über Peter den Großen, welches Eugen Schuyler, der Verfasser eines hervorragenden Werkes über Turkestan, veröffentlichte, ein erfreuliches Zeichen, daß die Kenntniß der russischen Sprache und der russischen Literatur in weiteren Kreisen sich ausbreitet und wesentlich dazu beiträgt, daß auch in Westeuropa ein gründlicheres Urtheil über Rußlands Geschichte und Gegenwart gefällt werden kann.

Schuyler, diplomatischer Vertreter der Vereinigten Staaten, früher in Rom und Bukarest, jetzt Gesandter in Griechenland, hat längere Zeit in Rußland geweilt und die Verhältnisse dieses Reiches zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. Kein Wunder, daß er ein Interesse gewann an der historischen Bedeutung Peter's des Großen, dessen reformirende Thätigkeit für Rußland und für die Welt eine epochemachende war. Mehrere Jahre verwandte Schuyler auf ein sorgfältiges Studium der Geschichte des größten Herrschers, welchen Rußland je gehabt. Die Ergebnisse dieser Arbeiten liegen in einem Buche vor, welches, ohne daß davon ausdrücklich die Rede gewesen wäre, bereits zwei Auflagen erlebt hat.

In den Jahren 1880 und 1881 erschien in der in London und New York herausgegebenen Zeitschrift „Scribner's Monthly" Schuyler's Werk „Peter the Great as Ruler and Reformer", und zwar reich illustrirt, mit einer Fülle von zum Theil sehr gelungenen Holzschnitten, welche indessen nicht alle die Zeit Peter's zum Gegenstande hatten, sondern überhaupt russische Verhältnisse veranschaulichten. Es entsprach der Beschaffenheit jener auf einen sehr großen Leserkreis berechneten Zeitschrift, wenn der Verfasser, wie er in der Vorbemerkung ausdrücklich hervorhob, von jeder Art von Quellenangaben absehen zu müssen meinte. Obgleich aber das sehr umfassend angelegte Werk im besten und weitesten Sinne populär war, d. h. sich durch Lesbarkeit auszeichnete, so mochten kundige Leser keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß hier das Ergebniß sehr tiefgehender Studien, die Frucht der umfassendsten Belesenheit vorlagen. Diese erste Bearbeitung hatte indessen den Mangel, daß die ganze zweite Hälfte der Geschichte Peter's in wesentlich abgekürzter Form behandelt, so zu sagen über's Knie gebrochen worden war. Diesem Mangel ist nun in der als Buch erschienenen Edition, welche sonst im Wesentlichen eine Reproduction der früheren Arbeit ist, abgeholfen worden, und es liegt in den zwei umfangreichen, vortrefflich ausgestatteten Bänden eine vollständige Geschichte Peter's vor.

Es ist sehr erfreulich, daß der Verfasser am Schlusse jedes Capitels auf die wichtigsten Quellen hinweist, welche er bei der Zusammenstellung benutzte. Besonders dienten u. A. als Hülfsmittel die in der „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" (Grote'scher Verlag) erschienene Geschichte Peter's des Großen, sowie eine Reihe von anderen Arbeiten des Referenten, welche diese Epoche behandelten. Auch eine Menge von

* Peter the Great, Emperor of Russia. A study of historica biography. By Eugene Schuyler. London 1884.

Digitized by Google

...hen Zeitschriften erschienen sind, sowie ...nfassenden Werke Ustrjalow's und ...ßt, ferner Sammlungen von Acten, ... w., gelegentlich auch wohl ungedruckte Archivalien aus verschiedenen Archiven.

Die Form der Darstellung ist eine schmucklose, schlichte Erzählung. Dadurch gewinnt das Ganze mehr den Charakter einer literarischen und viel weniger denjenigen einer specifisch wissenschaftlichen Leistung. Der Verfasser hat es unterlassen, sich über die Bedeutung der erforschten und dargestellten Thatsachen zusammenfassend zu äußern. Das Urtheil über die Tragweite der Geschichte Peter's bleibt dem Leser überlassen. Es finden sich kaum irgendwo Reflexionen. Es wird keine Summe gezogen. Schuyler begnügt sich damit, zu erzählen, und er erzählt vortrefflich. Es ist eine anspruchslose Form der Geschichtsschreibung, jedenfalls diejenige, welche auf den größten Leserkreis rechnen kann. Die einzelnen Thatsachen als solche sollen interessiren und thun es in hohem Grade.

Dieser Form der Erzählung entspricht auch die vorwiegend chronologische Anordnung des Stoffes. Die Zeitfolge ist das maßgebende Princip bei der Eintheilung in Capitel. Der ganze Stoff ist in 77 Capitel zerlegt; auf ein Zusammenfassen einzelner Capitel zu besonderen Gruppen hat der Verfasser verzichtet. Dieser Mangel an einer von allgemeinen Gesichtspunkten bedingten Gliederung entspricht dem Charakter des Werkes, welches uns die Reihenfolge des Geschehenen zur Darstellung bringen will. Auch die Theilung des Buches in zwei Bände ist nur durch den äußeren Umfang erforderlich gewesen.

Der Zeit der Jugendgeschichte Peter's ist ein bedeutender Theil des Werkes gewidmet; die 18 ersten Capitel behandeln die Vorgänge bis zum Jahre 1689, von welcher Zeit an Peter's eigentliche Regierung datirt werden kann. Die folgenden 16 Capitel beschäftigen sich mit der Zeit von 1689 bis 1700. In den Capiteln 38 bis 74 erzählt der Verfasser die Vorgänge von 1700 bis 1725 in der Weise, daß mit vorwiegender Beobachtung der Zeitfolge die Ereignisse der auswärtigen Politik und die Darlegung der Entwickelungen auf dem Gebiete der Verwaltung, Gesetzgebung u. s. w. in besonderen, mehr oder minder zufällig auf einander folgenden Capiteln behandelt worden. So z. B. folgt auf sechs Capitel, in denen die Geschichte der ersten Jahre des nordischen Krieges behandelt wird, ein Capitel über Menschikow und Katharina; den daran anschließenden elf Capiteln über die militärischen und diplomatischen Ereignisse der Jahre 1702 bis 1709 folgen drei Capitel, in denen die Reformen und die Unruhen der Jahre 1700 bis 1708 erzählt werden. Die Episode mit Alexei Petrowitsch ist in verschiedenen Capiteln behandelt, welche durch andere Stoffe von einander getrennt sind. Eine solche Anordnung, welche nicht einmal consequent chronologisch sein kann, erscheint mangelhaft. Es fehlt an Uebersichtlichkeit. Es gibt keine Fragstellung. Das Einzelne wird als Einzelnes erfaßt. Alles erscheint coordinirt; nirgends findet sich eine Ueberschau, ein Resumé. Es hängt dieses mit einer gewissen, dem ganzen Buche anzumerkenden Anspruchslosigkeit des Verfassers zusammen. Dadurch wird es ihm um so leichter, sich einer absoluten Objectivität zu befleißigen. Die Erzählung ist anschaulich, aber es fehlt die Anschauung. Der rein epische Charakter des Buches, der völlige Mangel an Raisonnement läßt das Ganze als im größeren Sinne farblos erscheinen.

Nur etwa zum Schlusse fällt der Verfasser ein Urtheil. Es heißt da (die Stelle fehlt in der ersten Bearbeitung in „Scribner's Monthly"): „Ein Vorwurf kann, wie wir meinen, Petern gemacht werden, daß er Rußland zu früh in den Strudel der Politik Europas brachte. Wie das auf Europa wirkte, ist bei den zeitgenössischen nationalen Eifersüchteleien nicht klarzustellen. In Betreff Rußlands selbst kann darüber nur eine Meinung sein. Das Ergebniß war, daß die Machthaber Rußlands dadurch von den Angelegenheiten des Landes selbst abgelenkt wurden, daß eine regelmäßige Entwickelung innerer Institutionen behindert wurde durch die auswärtige Politik und die Herstellung einer großen Militärmacht. In dieser Hinsicht kann Peter's Regierung nicht als eine Wohlthat für Rußland gelten."

Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser sein Buch mit mehr derartigen Betrachtungen ausgestattet hätte. Bei so reichem politischen Urtheil, bei einer solchen Beherrschung des thatsächlichen Materials hätte ein mehr subjectives Verhalten des Verfassers der Sache wesentlich genützt.*) Indessen können wir in dem soeben berührten Punkte dem Verfasser nicht beipflichten. Es wäre die Frage zu erörtern, ob bei dem Proceß der Europäisirung Rußlands eine Antheilnahme an der Orientalischen Frage und der Kampf um die Ostseeküsten überhaupt zu vermeiden war. Peter's militärische Liebhabereien bildeten den Ausgangspunkt zu mancherlei Reformen. Die Reise ins Ausland, entscheidend für eine Reihe von durchgreifenden Aenderungen auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung, wurde durch den Stand der Orientalischen Frage veranlaßt. Der Kampf um die politische Bedeutung Rußlands stand in naher Beziehung zu der Annäherung an Westeuropa, und diese ist entscheidend für den Fortschritt in Rußland. Es würde zu weit führen, diese Ideen weiter zu verfolgen.

Schuyler's Buch wird unzweifelhaft sehr viele Leser finden, und diese werden dem Verfasser dankbar sein. Ein solches Werk muß wesentlich zur Verbreitung eingehender Kenntniß und vorurtheilsfreier Beurtheilung beitragen.

An Einzelheiten, welche eine Zurechtstellung erheischen, fehlt es nicht. Die Engländer entdeckten den Seeweg nach Rußland nicht 1558 (I. 242), sondern 1553. Daß die Damen in Matwejew's Hause in deutscher Tracht erschienen seien (I. 11), ist sehr zweifelhaft; ebenso daß der Zar Alexei Beerdigungen beigewohnt habe (I. 25), während in Kotoschichin's Werk Entgegengesetztes sich findet. Derjenige, welcher die ausländische Briefpost schuf, war kein Schwede (I. 251), sondern hieß Johann von Schweden und war ein Holländer. Die Bezeichnung der betreffenden Hofbeamten hieß nicht „Spalny", sondern „Spalnik" u. dgl. m. — Daß der Verfasser die Namen mit Accenten versehen hat, ist sehr erfreulich, doch findet sich dazwischen eine falsche Accentuirung, z. B. Menšhikóf statt Ménshikof, Ramadanówsky statt Ramadánowsky, Igór statt Ígor u. dgl.

Dem Werke ist ein Porträt Peter's von Moor, eine Karte und eine genealogische Tabelle beigegeben. Daß von Illustrationen abgesehen wurde, ist erfreulich.

*) Auch eine Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial und den Vorgängern des Verfassers wäre sehr wünschenswerth gewesen. Die Note auf II. 635, in Betreff des relativen Werthes der Gesandtschaftsberichte, zeigt viel Schärfe und Erfahrung in solchen Dingen.

Eine deutsche Opernschule.

Betrachtungen und Vorschläge.

Von H. Ehrlich.

(Schluß.)

Bei dem Sturmlaufe in allen Bahnen und bei der jetzigen Gestaltung der Opernverhältnisse insbesondere ist eine Schulung nach früherer Methode in langsamer, organischer Entwicklung nicht mehr zu erhoffen. Es sind also nur mehr die Fragen zu erörtern: Wie wäre innerhalb der gegebenen Verhältnisse der Unterricht für den dramatischen Gesang einzurichten? Wie sind die Schüler vorzubereiten? Ließen sich nicht gewisse allgemeine Grundsätze feststellen, welche selbst in der praktischen Thätigkeit, d. h. in der Bühnenlaufbahn beim Einstudiren der Opern und auf den Proben mit Nutzen befolgt werden könnten?

Was den ersten Gesangsunterricht und dessen Methode betrifft, so ist diese Frage noch gar nicht vollständig zu beantworten, aus dem einfachen Grunde, weil die vielgepriesene alte italienische Gesangsschule nicht mehr und eine feststehende neue deutsche noch nicht existirt. In Italien wird — besonders

Digitized by Google

n Nord- und Südamerika und selbst Australien italienische
ergesellschaften importiren — nur auf schnelle Dressur
gelehrt. Die Verdischen Opern (selbst schon die letzten
etti'schen) sind ja auch gar nicht mehr für jenen Kunst
; geschrieben, der für richtige Wiedergabe der Bellini'schen
er älteren Donizetti'schen (von den Rossini'schen gar
zu sprechen) die unabläßliche Hauptbedingung war.
m der „dramatische Ausdruck" auch auf den italienischen
n vorwiegt, befleißigen sich nur mehr noch die Coloratur
innen einiger Studien. Alle anderen Bühnenkünstler,
n und Herren, trachten viel große Partien mit großer
und Ausdauer zu singen und daher die Stimme schnell
widerstandsfähig zu entwickeln. Die italienischen Lehrer
lso bemüht, den Sängern jene helle Tonbildung beizu
n, welche alle Töne recht klar wiedergibt, ohne die Brust
rengen, die aber auch jeder Tonfärbung unfähig ist.
neisten italienischen Tenoristen (und auch die in Italien
bildeten deutschen) haben diesen mir unausstehlich hellen
nklang. Diese haben wenigstens einige Studien gemacht;
igen aber, welchen die Natur eine recht volle Bruststimme
n hat, lernen gar nichts und lassen sich für hohes Geld
Amerika engagiren, wo das Klangmaterial noch immer
estbezahlte Waare ist. Es gibt also keine italienische
gsschule mehr in dem Sinne, wie sie zur Zeit der
, Pasta, Malibran, Viardot-Garcia, Rubini, Donzelli
ur Ungher-Sabatier, Tadolini, Poggi und Debassini be
n hat. Man kann wohl behaupten, daß die wenigen
er der Jetztzeit, welche wirkliche Gesangskunst besitzen,
ieselbe meistens durch eigenes Studium angeeignet haben.*)
Also die eigentliche italienische Gesangsschule existirt nicht
und eine eigentliche deutsche, d. h. die gewisse entschiedene
nale Merkmale böte, existirt noch nicht. In den letzten
n haben höchst achtenswerthe Versuche stattgefunden, eine
zu gründen; von Hey in München und Stockhausen in
furt sind Schulen erschienen, Prof. Gust. Engel hat in
n Werke „Die Consonanten der deutschen Sprache" einen
nein schätzenswerthen Beitrag zur deutschen Gesangslehre
en. Bis nun eine deutsche Gesangsmethode festgestellt
wird, dürften immerhin einige Jahre vergehen; dagegen
en unbedingt die Grundlagen der deutschen Opernschulen
jetzt in Angriff genommen werden.

Zuvörderst müßten die Damen und Herren reines Deutsch
en lernen. Denn es giebt nicht wenige sehr bekannte,
t berühmte Künstler an Hof und großen Stadttheatern,
och den breitesten Provinzial-Dialect sprechen, und ihn
e in den Momenten des höchsten Affectes vernehmen
, in denen sie eben sich den Gefühlen hingeben und auf
Aussprache nicht mehr die nöthige Aufmerksamkeit ver
en. Es ist noch gar nicht lange her, daß der Verfasser
Artikels in dem Berichte über eine Spieloper am Hof-
r der deutschen Reichshauptstadt die Bemerkung an-
te: „Es gab Momente, in denen man glauben mochte,
rden ‚Die Wiener in Berlin' gegeben". Da nun dieselben
tler welche die Bemerkung veranlaßten, vielfach und mit vollem
e, auch in ganz tragischen Opern verwendet werden, so
der Leser die Folgerungen selbst ziehen. Also allgemeines
ges Lehren rein deutscher Aussprache.

Zweitens dürften die Damen und Herren nicht gleich
große Partien ausführen, sondern zweite und dritte, damit
solchen, bei denen sie im Hintergrund bleiben, die rechte
tniß der Bühne erwerben können, wie und wo man steht
wie man die Kraft der Stimme richtig verwendet, auf
nicht jedes forte mit dem Aufwande aller Mittel heraus
ien werde. Der Mangel an richtiger Oeconomie der
me ist eine der Hauptursachen, welche den frühen Ruin

) Herr Mierzwinski, der neue „Tenorstern", hat uns wiederholt
Bestimmteste versichert, daß die italienischen Lehrer ihn sehr wenig
t, ja sogar meistens jede Anwartschaft auf eine glänzende Laufbahn
eden abgesprochen hatten, und daß er erst zu Rufe gelangt sei,
em er sein eigener Lehrer geworden war. Und wenn man seine
sche Vortragsweise hört, so erscheint seine Versicherung vollkommen
haft.

mancher stimm- und talentbegabte
haben.

Drittens — und darauf lege
müßten die Damen und Herren ihre Partien
studiren, damit sie richtig betonen und besonders die richtig
Bewegungen und Geberden lernen; es ist gar nichts Seltenes,
daß ein „Stern" — der noch sechs Monate, bevor er in der
tragischen Oper glänzte, in irgend einem sehr unmusikalischen
Berufe leuchtete — bei den Worten: „Ich beuge mich nicht"
die Hände nach oben ausstreckt, oder die Klage: „Mein Herze
bricht" mit nach rechts und links ausgeworfenen Armen be
gleitet. Bei Damen kommen solche phänomenalen Wandlungen
wie die oben angedeuteten der männlichen Sterne fast gar
nicht vor; es giebt kein junges Mädchen, das nicht gleich ent-
deckte, daß es singen und zum Theater gehen könnte. Die
Damen gehen daher so früh als möglich in die Musiklehre
und sind im Ganzen weniger ungebildet als die Männer.
Doch gibt es auch unter ihnen und unter den best Gebildeten
noch genug, deren Mienen und Geberdenspiel sofort errathen
läßt, daß sie nur zu Hause und nicht in einer praktischen
Bühnenschule gelernt haben, und die immer steif und ungelenk
bleiben. Es müßten selbst auf den Bühnen solche
Sprechproben eingeführt werden; wenn Held und Heldin
ihre Partie nur einmal erst sprechend versucht haben, dann
werden sie Ausdruck und Geberde von vornherein ganz anders
und sicherer gestalten, und nicht erst nach zehn bis zwölf
Singproben, nach allerhand Anweisungen des Regisseurs,*)
nach Auseinandersetzungen mit dem Capellmeister ꝛc. ꝛc. zum
richtigen Ausdruck, zur richtigen Geberde gelangen.**) Weil
uns das Wort „Capellmeister" in die Feder geflossen ist,
wollen wir gleich auf einen großen Uebelstand hinweisen, der
sehr oft die richtige Entwickelung des Operngesanges hemmt:
Es wird in den meisten Opern viel zu stark begleitet! Und
hierin liegt auch eine Hauptursache des Uebertreibens, von
Seiten der Sänger des Schreiens. Würde der Capellmeister
die Begleitung des Orchesters weniger hervortreten lassen, so
dürften die Sänger nur mit vollem Tone, aber nicht immer
stark singen. Die Vorstellungen in Bayreuth haben bewiesen,
daß auch bei anscheinend schwächerem Begleiten des Orchesters
jede Feinheit der reichsten und in üppigsten Tonfarben com-
ponirten Instrumentation zur vollen Geltung gelangt. Da-
gegen bringt die in manchen Theatern gebräuchliche Begleitungs-
art nur ein gegenseitiges Ueberbieten und Wirrwar zu Wege.
Der Sänger schreit, um gehört zu werden, das Orchester
streicht und bläst aus Leibeskräften um es dem Schreien des
Sängers gleich zu thun, und die Wirkung ist eine unschöne.

Auch die Chöre der großen Theater müßten anders geführt
werden, die meisten gehen immer mehr und mehr abwärts,
und das ist unendlich zu bedauern.***) Wer das Theater kennt,

*) Und was leisten noch immer manche Herren Regisseure selbst
an großen Hofbühnen in — Unbegreiflichkeiten, um das gelindeste
Wort zu gebrauchen! Noch heute sticht Don Juan in der letzten Scene
mit dem Dolche auf den Geist des Comthurs, vielleicht um zu sehen
ob nicht irgend ein maskirter Schreckenberger dasteht?! Wenn der
Regisseur ein einziges Mal den Text mit Ueberlegung gelesen hat, darf
derartiges nicht mehr vorkommen. Und hundert solcher Mißgriffe
könnten wir aufzählen.

**) Der Director eines großen Stadttheaters, dem ich vor zwei
Jahren diesen Vorschlag mittheilte, fand ihn ganz vortrefflich; genau
mit denselben Worten hatte ihn schon früher ein sehr hochgeschätzter
Gesanglehrer bezeichnet. Doch wird wohl noch einige Zeit vergehen
bis man diesen Vorschlag auszuführen auch nur versuchen dürfte.
Unsere großen und kleinen Bühnengenies können ja Alles, ohne erst
lernen zu müssen.

***) Wir müssen leider gestehen, daß der Chor der Königlichen Hof-
bühne in Berlin in den letzten Jahren im bedenklichsten Rückschreiten
sich befindet, daß in Don Juan (Finale des ersten Actes), Zauberflöte
Lohengrin, Hugenotten, Tell und anderen Opern, in welchen dem Chore
öfters große Aufgaben zufallen, die Leistungen unter denen mancher
Stadttheater stehen, und daß der Chor an der Wiener Hofoper als
ungleich besser zu bezeichnen ist. Die Gründe zu prüfen, ist hier nicht
der Ort, die Thatsache muß festgestellt werden.

Digitized by Google

Chöre eine bedeutende Wirkung auf sühen, während im umgekehrten Falle ndruckes bedeutend geschädigt wird.

großen Sänger der alten Schule sind aus dem Chore hervorgegangen; von denen der neuen Schule dürften manche momentan berühmte von dem Augenblicke, als sie ihre hohen Effecttöne nicht mehr herausschreien können und ihre Kraft abnimmt, kaum mehr als Choristen verwendbar sein, denn Musik gelernt haben sie ja nicht.

Die Frage, ob Opernschulen aus staatlichen Mitteln errichtet oder nur unterstützt werden sollen, ist hier nicht zu erörtern, da hierbei auch die Frage der Organisation der Hoftheater mit herangezogen werden müßte und der Artikel die Ausdehnung eines Buches gewänne. Die Vorschläge, die ich hier vorgebracht habe, können nach meiner Ueberzeugung so ziemlich in allen höheren Musikschulen und in allen besseren Bühnen berücksichtigt werden, ohne daß eine Veränderung in der Organisation vorgenommen würde; selbst den Künstlern, die noch lernen wollen, dürfte es ein Leichtes sein, Manches davon bei ihren Studien im Verein mit Gleichgesinnten zu versuchen. Ich bin weit entfernt, für meine Vorschläge eine andere Bedeutung zu beanspruchen als die einer Anregung zu Versuchen, die zu noch besseren Vorschlägen von anderen Seiten führen können. Und nur von diesem Gesichtspunkte bitte ich sie zu betrachten.

Feuilleton.

Pienza.

Eine toscanische Skizze.

Von Ludwig Hevesi.

Wieder ein paar Tage in Siena gewesen. Piccolomini'sche Luft geathmet. Durch Piccolomini'sche Hallen gewandelt. Piccolomini'sche Inschriften buchstabirt. „Pius der Zweite seinen Sippen." — „Pius dem Zweiten Pius der Dritte." – „Pius der Dritte sich selbst." So geht das alte Lied, das stolze, lapidarische, am Architrav der Loggia del Papa, an der Decke der Libreria im Dom, am Grabaltar und noch so manchem schönen Stück pietra serena. Sie waren Vollblut, die Piccolomini, man merkt es sogar noch an Octavio's Max, der doch niemals gelebt hat. Vollends an Aeneas Sylvius, dem gelehrten und wanderlustigen, bücherkundigen und naturfrohen Frührenaissance-Menschen, der sogar im Lande „Novergia" (Norvegia) gewesen. In einem Lande, so nebelfern, daß Meister Pinturicchio es gar nicht orthographisch richtig herausgebracht hat in der Inschrift unter einer seiner Pius-Scenen in der Libreria. Kein Wunder, daß der berühmte Dichter Tito Strozza, der sich doch hauptsächlich von Ferraras Glanz nährte, Siena glücklich pries um Pius' willen (Eroticon lib. V.): „Felix Sena Pii patria Pontificis." Armer, erfindungsloser Tito Strozza! Hättest du mich gefragt, ich wollte dir ein ganz anderes Argument gegeben haben, um den gelehrten Papst zu besingen; er hätte dich dafür vielleicht zum Cardinal ernannt. Hast du denn deinen Vergil nicht aufmerksam gelesen, daß dir seine Prophezeiung über Aeneas Sylvius entgangen? Wo Anchises dem Aeneas im Elysium seine Nachkommenschaft vorherzeigt, heißt es im sechsten Buche, Vers 769—70, ausdrücklich:

Silvius Aeneas, pariter pietate vel armis
Egregius . . .

Auf diese Stelle gestützt, hättest du den Stammbaum des großen Papstes geradenwegs auf den Sohn der Venus und des Anchises hinaufleiten können. Ein Venus-Enkel als Petri Nachfolger: höchste Pikanterie für die katholisch heidnische Humanistenwelt des fünfzehnten Jahrhunderts. Ja, du hättest mit etwas philologischer Haarspaltungskunst aus der Stelle sogar nachweisen können, daß der poeta vates, der Dichter-Prophet selbst das vorhergesagt hat, unter welchem Namen er einst Papst sein werde. Pietate egregius kann ja auch heißen „durch sein Piusthum hervorragend". Aber das ist dir leider Alles nicht eingefallen, guter Tito, und so hast du den Purpur nicht bekommen.

Wer weiß übrigens, ob du dem belesenen Papste damit etwas Neues gesagt hättest? Vielleicht hat er die Stelle selbst einmal beim Malvasier citirt, wenn er in seiner weitoffenen, säulengetragenen Loggia mit seinen Sippen, jenen gewissen „gentilibus suis Piccolomineis", saß und gefüllte Ortolane speiste im Angesichte des Volkes, bei Geigen und Flötenklang.*) Denn die Piccolomini, den belesenen Aeneas Sylvius mit eingerechnet, hatten die Schriften von Begumil Goltz nicht gelesen, der irgendwo sagt: „Vor einem Bettelkinde kein Butterbrod essen, das ist wahre Humanität." Uebrigens verstanden sie als Humanisten auch das Wort Humanität ganz anders als der bitterliche Humorist aus Warschau, welches Land vielleicht noch eine Strecke über „Novergia" hinaus liegt. Und die anderen toscanischen „famiglie di loggia"**) haben auch nichts von solcher Empfindsamkeit gewußt. Z. B. die Rucellai, denen der große Leon Battista Alberti ihre Loggia gebaut; sie steht noch heute gegenüber dem Palazzo Rucellai in Florenz. Oder die Albizzi, welche aber die Nemesis für ihren Hochmuth gestraft hat, denn ihre stattliche Loggia, die noch vor einigen Jahren an der Ecke des corso degli Albizzi und der via delle seggiole zu Florenz stand, hat ein wohlweiser Stadtrath abbrechen lassen, um Raum zu gewinnen für einen Fiakerstandplatz. Für einen Standplatz von Fiakern, ja wohl, und ganz recht ist ihnen geschehen, nicht wahr? den gefühllosen Albizzi, die da Jahrhunderte lang Butterbrod gegessen vor Bettelkindern. Nun, der Loggia del Papa wird es nicht so schlimm ergehen, denn in Siena haben sie gottlob viel Raum und nur wenig Droschken.

Unter solcherlei Gedanken faßte ich den Entschluß, nach jenem Corsignano zu fahren, welches Pienza heißt, seitdem sein einziger berühmter Sohn zum zweiten Pius geworden. Aber wo in aller Welt liegt Pienza, die verschollene Piusstadt? Der Director der toscanischen Eisenbahn weiß es von Amtswegen nicht, vielleicht weiß es der Generalpostmeister des Königreichs Italien. Oder ist es gar nicht mitannectirt worden, weil es so außerhalb aller gangbaren Welt liegt? Man reist mit der Eisenbahn sechs Kilometer gen Süden bis Salarco, einer unsichtbaren Ortschaft, fährt von der stazione mit einem Wagen anderthalb Stunden den Berg hinan nach Montepulciano, trinkt dort ein Glas vino nobile und bezahlt dafür fünf Lire, froh, daß der Wirth nicht zehn verlangt hat, bezahlt der braungescheitelten Teresa eine Lira für das Annähen eines abgerissenen Knopfes mit englischem Zwirn, welchen Mister Brook in Genua dreht, bezahlt dann weitere zwanzig Lire für eine Kalesche, die Einen in zwei Stunden übers Hügelgelände nach Pienza und später wieder zurück bringen soll, fährt dann außen um die Stadt herum und denkt sich dabei, Montepulciano sollte doch eine jener australischen Kirschen im Wappen führen, welche ihren Kern außen angewachsen haben, denn gerade so ist der herrliche Dom San Biagio's neben die Stadt hingestellt, statt in ihrer Mitte zu stehen . . . und so befindet man sich nachgerade auf dem Wege nach Pienza.

Man fährt über die braunen Hügel hin, wie über bewegte Meerfluth; die lehmigen Erdwellen, deren stiebender Schaum der Staub ist, heben und senken den Wagen abwechselnd. Die Hügel sehen aus, wie riesige Ameisenhaufen aus lockerem Erdreich. Hie und da ist eine magere Eiche hineingesteckt mit grauer, feingerippter Borke, als trüge sie einen stählernen Kettenpanzer, oder es führt eine schattenlose Cypressenallee

* Ein Bild Taddeo Gaddi's im Louvre stellt ein adeliges Familienessen dieser Art dar.

**) So hießen jene Geschlechter, welche vornehm genug waren, eine solche eigene offene Halle für ihre Versammlungen, Gastmäler u. dgl. zu besitzen.

Digitized by Google

dein zu einem versteckten Podere. Unten liegt die staub- Ebene, mit eisengrauen Waldstreifen. Ringsum wogen rge im Sonnenlicht, und feine Rauchfäden steigen von in die blaßblaue Luft, als hätten sie noch immer ische Anwandlungen. Vor uns auf langem, braunem rücken taucht nach einer Stunde unser Ziel auf, eine niedrige Stadt-Silhouette mit etlichen Thürmen gegen nke Ende hin. Und wie sich die Hügel unter uns oder heben, tauchen Pienza vor uns und Montepulciano uns abwechselnd auf und nieder, daß niemals beide zu- in Sicht sind. Es ist eine Wagenfahrt auf wogendem

Bandita Newton." Diese fürchterlichen und zugleich haften Worte wecken uns aus solchen landschaftlichen sen. Sie sind auf eine Tafel geschrieben, welche hoch e graue Eiche genagelt ist. Der Name Newton und egriff eines Banditen! Ist der Mann an diesem Baume t worden und soll die Tafel seine Gesinnungsgenossen n? Oder ist sie eine Firmatafel, welche zu Geschäften ndem Eigenthum einladet? Nur nicht erschrecken, furcht- Fremdling! „Bandita" ist nicht „Bandito", sondern et ein Jagdgehege und solche Tafeln der Jagdpächter en ja überall in Italien die eingefleischten Wildschützen ugend der Enthaltsamkeit. „Il Signor Nekton" aber changesehen in der Gegend, einer der vielen Engländer, it Generationen in Toscana festgewurzelt sind, Zwirn- nder, Salz-Engländer, Borax-Engländer, Kupfer-Englän- nd augenscheinlich das unglimpfliche toscanische Sprichwort achthaben: „Inglese italianato è un diavolo incarnato" talianisirte Engländer ist ein eingefleischter Teufel). Mr. on aber ist Käse-Engländer, und das ganze Land rings- ißt ohne Furcht den Käse, den er in seiner großen erei und Käserei herstellt. Seine schneeweißen Kühe, von weißen Hunden bewacht, als flösse der rinderbleichende nnus durch sein Anwesen, strotzen sichtlich von Caseïn. Eine Ruine am Wege . . . Vorbei!

Ein Rohziegelpalast am Wege, mit dickem Thurm: zo Massaini . . . Vorbei!

Nun durch eine Thalsenkung voll großer Schollen und cher, eine zerschlagene Welt von Lehm, und hinan zur Piusstadt, zum Palastdorfe der Piccolomini. Ein hohes es Kreuz steht links am Wege, darauf ein naiver rhahn, der im Winde kreischt, als krähe er noch immer Petrus, dem in diesem Dorfe zwei Nachfolger, Oheim Neffe, geboren sind. Das Kreuz ist seltsam aufgeputzt allen Marterwerkzeugen der Passion; Nägel, Hammer, ange, Lanze, Schwamm, Alles ist in natura daran auf- gt.

Kein Stadtthor. Vom Ackerfeld aus betritt man ohne eres den „Corso". Selbstverständlich zu Fuße, denn man nicht in Pienza; es wäre zu klein dazu. Auch hat der her seine Pferde im ersten Hause links eingestellt; nur Pferde gibt es Unterkunft, einen Gasthof für Menschen t die Stadt nicht, deren Sohn, ein katholischer Odysseus, eler Städte Herbergen gesehen und Wirthsrechnungen er- et. Das Alles wissen die alten Weiber von Pienza genau, n haben sie ihre Strohsesselchen sämmtlich mitten auf den hingestellt und unterhalten sich mit dem Aufsetzen neuer en auf alte, und dabei schwatzen sie, als wäre Pienza der elpunkt der Weltereignisse, und diese hingen vor Allem Gange ihrer Zungen ab.

Ein stattlicher Corso, der von Pienza. Er mag seine n zweihundert Schritt laufen, ehe er die Piazza del mo erreicht. Und breit ist er auch; er hat die Breite erer Fußgänger. Und eine Sparcasse ist daran, und eine heke, in der man Theriak bekommt, das Arcanum des gen Jahrhunderts, wie noch heute in den Apotheken von dig, Rom und Neapel. Die Ecke des Corso gegen den platz hin bildet der gewaltige schwarzgraue Travertin- el des Palazzo Piccolomini. Man muß ihn sofort er- en, denn er hat die kennzeichnenden Piccolomini-Fenster dem Kreis im Halbkreis, wie der Palast in Siena. Ein er Junge, drei Newton'sche Käse hoch, sitzt auf der hohen nstufe, die um den ganzen Palast läuft. Wie er mich er- blickt, springt er auf mich zu und ruft, mit ungewaschenem Finger stolz auf die eigene Brust deutend: „Ich bin auch darauf!" Er wiederholt die seltsame Anrede vier- oder fünf- mal, mit immer freudigerem Stolze, wobei er ordentlich zu wachsen scheint. Sollte der arme Junge einen Anfall haben und phantasiren? denke ich mir; und der ehrenwerthe Cavaliere Moses Levi, Professor der Kinderheilkunde an der medicinischen Schule zu Florenz, ist so weit! (Ich weiß nicht, ob er ver- wandt ist mit dem tapferen und steinreichen Major Levi, Ab- geordneten für Reggio d'Emilia.) Es kommen aber alsbald noch etliche Kinder herbeigelaufen, Knaben und Mädchen, und rufen mir dieselben Worte zu: „Ich bin auch drauf! Signore, ich auch! Wir alle sind drauf, Signore!"

„Worauf?" frage ich endlich.

Aber keiner weiß es zu sagen. Endlich tritt ein Grau- kopf herzu und antwortet für sie: „Auf dem Bilde, Signor, auf der Photographie." Es war nämlich vor vierzehn Tagen ein Photograph in Pienza gewesen, der erste seit Gründung der Stadt, und hatte Aufnahmen der Bauten gemacht, mit der ersten besten Staffage, die ihm von selbst in die Bilder hinein- lief. Es scheint, daß die ganze Einwohnerschaft auf diesen Photographien mit verewigt ist, d. h. die Männer ausgenom- men, denn Pienza ist eine Stadt von Ackersleuten, und die Männer sind tagsüber an der Feldarbeit. Die Aufregung ob des merkwürdigen Besuches hatte sich aber noch nicht gelegt, die Weiber auf dem Corso plauderten noch immer von den Zauberkünsten des Mannes, der eigentlich hätte verbrannt werden sollen, und die Kinder spielten mit Vorliebe Photo- graph, indem sie sich Apparate aus den seltsamsten Geräthen zusammenstellten.

Der Domplatz ist ungefähr so groß wie der Straubinger- Platz in Gastein und ebenso von vier oder fünf mäßig großen Gebäuden umschlossen. Aber freilich von welchen Ge- bäuden! In ihrer sonnenwarmen, graugrünen Travertin- Pracht stehen sie da, ein Stück Großstadt im damaligen Sinne, mitten in ein Dorf hineingestellt. Pius II. wollte in keinem Dorfe geboren sein, sondern in Klein-Rom. Da steht seine dreischiffige Hallenkirche und bildet die eine Seite des Platzes; sie ist nicht zu groß, aber stattlich und mehr als bischöflich; man sieht ihr deutlich einen Papst an, schon weil die Façade ausgebaut ist. Diese hat zwei Stockwerke, mit kräftigen Säulen gegliedert, und oben einen Giebel, drei Bogen im Erdgeschoß und darüber ein großes Rundfenster, von Wappen und Tiara überragt. Links davon der Palast, den er für den Bischof gebaut, nachdem er den Bischof für den Palast ge- schaffen, denn Corsignano war noch kein Bisthum, aber Pientia wurde eines. Der Bischofspalast ist mehr niedlich als an- sehnlich, aber der hochwürdigste Herr Vescovo Bianchi, der jetzt darin haust, findet sich bequem genug untergebracht. An der Rückseite des Platzes der Palazzo Pretorio, das Rathhaus, mit einem Florentiner Signorenthurm und drei offenen Bogen im Hauptgeschoß. Rechts vom Dom die eine Riesenflanke der Piccolomini'schen Residenz und in ihrem Schatten, ganz zur Seite gerückt, der reizende steinerne Ziehbrunnen, auf dessen Architrav unter feingebosseltem Zierrath „Pius II. P. M." eingegraben steht. Aber wo stünde dies nicht eingegraben? Im Dom freilich bezieht sich ein Theil der vielen Inschriften auf die Wiederhersteller des Gebäudes, das von jeher arg wacklig gewesen. Der ganze Boden gegen den Hauptaltar hin hat sich gesenkt und bildet eine schiefe Ebene, die Gewölbe zeigen große Risse, das Dach ist durch eiserne Ketten und Bänder zusammengehalten, die Pfeiler beim Chor sind zwei Fuß tief unters Pflaster gesunken, fünf Bogen im rechten Schiffe sind gar schon aus Holz ersetzt und nur wie Mauer- werk getüncht. Schon 1597 spricht eine Inschrift von Restau- rirung der Einsturz drohenden Kirche (templum hoc ruinam minans"). Der Hochaltar, laut Inschrift von Pius II. am 29. August 1462 geweiht (im Ornament seines Sacraments- häuschens ist der wohlbekannte Piccolomini'sche Halbmond reihenweise verwendet), wurde anno 1600 erneuert und 1760 von Francesco Piccolomini, neunzehntem Bischof von Pienza, neuerdings geweiht. Es ist, als wollte der Dom seinem Er- bauer durchaus nachsterben, wie Pienza seinem Pius thatsäch- lich nachgestorben.

Digitized by Google

Etwa dreißig Eingeborene waren mit mir in die Kirche eingedrungen, meistens barfüßige Jungen. Einer, der Egisto (Aegisth) hieß, als komme er gerade aus der „Klytämnestra" des Aeschylos her, erwarb sich die meisten Verdienste um mich. Er lief und rief nach allen Seiten, um Kirchendiener und Kleriker herbeizuschaffen, die auch ohne ihn augenblicklich zur Stelle waren. Er half mir, die Architektur der Kirche zu begreifen, indem er jeden Pfeiler umarmte, den ich eben ansah, und hinterher jede Thür beklopfte, welche ein Schlüsselgewaltigerer mir schon aufgethan hatte. Besonders im Halten meines Hutes und Stockes entwickelte er einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn. Doch ich thäte Unrecht, den wackeren Egisto mit der sogenannten Lauge eines wohlfeilen Spottes besprengen zu wollen. Sie waren wirklich intelligente Kerle, er und seine Altersgenossen; das zeigte sich, als der Sakristan die Rückwand des Hauptaltars öffnete und die schweren Folianten voll Miniaturen des fünfzehnten Jahrhunderts zu entfalten begann. Etwas unsauber waren zwar einige dieser Bände, denn sechs Hände zugleich griffen immer in die Seiten und blätterten unter allerlei polemischem Meinungsaustausch vorwärts und rückwärts. Diese Gassenjungen kannten jedes Bild in diesen Büchern und riefen alle zugleich dem Kleriker zu, bald die Santa Madonna mit dem schwefelgelben Kleide zu zeigen, bald den heiligen Sebastiano mit den vermaledeiten Bogenschützen nicht zu vergessen, oder den himmelblauen Mantel der heiligen Elisabeth. Dennoch hätte ich das Blatt des „Giorno della santa croce" schwerlich zu Gesichte bekommen, wenn nicht Egisto durch eine hochpathetische Rede an den Sacristan — sie war selbst mit Schmähungen über dessen Unwissenheit gewürzt — und durch eigenhändiges Umwühlen des pergamentenen Schatzes mir noch glücklich dieses prächtige Blatt zugänglich gemacht hätte. Auch zu den Paramenten Pius' II., welche noch sämmtlich in großen Schränken bewahrt werden, geleitete mich das kunstbegeisterte Gedränge. Wie oft hatten die Rangen schon den prächtig emaillirten silbernen Bischofstab gesehen, welchen laut Inschrift Pius II. „auf seine Kosten für die Ecclesia Pientina machen ließ", und die Rauchfässer desgleichen und die kostbaren Osculatorien und gar den gothischen, reich verzierten Kelch des großen Papstes; aber dennoch staunten sie Alles mit großen runden Augen an, als sähen sie es zum ersten Male. Und ganz verstohlen strichen sie mit dem Handrücken (der war etwas sauberer als die hohle Hand) über die schweren schimmernden Brokate und flandrischen Tapeten mit eingewebten Scenen, aus denen diese Pluvialen und Dalmatiken gefertigt sind, einige Dutzende, eins hinter dem andern, flach über hölzerne Rahmen gehängt, vier Jahrhunderte an kirchlicher Goldstickerei, bis auf die heutige weißseidene, moirirte Nüchternheit herab. Einige knieten sogar nieder vor der Mitra ihres gewaltigen Landsmannes; denn sie ist schwer in Gold und Silber und Perlen gestickt, edle Saphire und Topase umflackern sie wie blaue und grüne Flämmchen, und in der Mitte, gerade über der Stirne, funkelt ein viereckiger Riesensmaragd, der ganz sicher heilige Geheimkräfte besitzt, zwischen vier wundersamen Emailbildern, die wie Feuer glühen, ja selbst noch die Bänder sind sehenswerth, denn sie endigen mit Emailplatten, auf denen das Wappen Pius' zu sehen ist. Das letzte Pluviale, das er trug, ein prachtvolles, ganz mit historischen Bildern besticktes Gewand, paßt gut zu diesem Hauptschmuck, besser jedenfalls als der schlichte Ornat, den er als kleiner Cardinals-Secretär auf dem Concil von Trient getragen.

Die ästhetisch geschulten Gassenjungen wollten mich gar nicht wieder entlassen, ehe ich nicht jeden Brocatrock ihres Papstes so ungefähr auswendig gelernt hatte. Egisto wachte sogar darüber, daß ich jedesmal auch das Futter in Augenschein nahm; „la fodera, signor, ecco la fodera". Endlich entkam ich in den Palazzo Piccolomini. Im Verhältniß zu den übrigen Bauten steht er so colossal da, als hätte man ihn noch vor der Sintfluth gebaut; man hat im Eintreten das Gefühl, als müsse im Hof eine monumentale Hundehütte stehen, mit einem kleinen Megatherium als Hofhund. Alle vier Seiten des Hauses hat Pius ausgebaut; man darf wohl sagen Pius, denn ein Blick in seine „Commentarien", die erst 120 Jahre nach seinem Tode gedruckt wurden, zeigt, daß er seinen Baumeister wie einen Canonicus commandirte. Wenn er das Haus heute sehen könnte, in dem sein gräflicher Abkömmling wohnt, ohne es irgend auszufüllen. Wie sollte er auch? Der Speisesäle allein enthält der Palast drei, einen eigenen für jede Jahreszeit (im Winter war man Römer). Wer wird denn so viel speisen? Obwohl es im Grunde auch an Pius' Tafel nicht gar glänzend herging, denn er war ein sparsamer Herr und sein Hofstaat bekam nicht immer satt zu essen, so daß sich seine Umgebung mit Epigrammen dafür entschädigte.

Im Hofe des Palastes arbeiten etliche Maurer, Alles ist voll Schutt und Gerümpel. Das schöne achteckige Marmorbecken des Brunnens mit seinen verstaubten Zierrathen hat kein Wasser. Die reichen Capitäle der Säulen sind sämmtlich verstümmelt und quer durch ihr ganzes Schnitzwerk mit eisernen Reifen umschnürt. An den Wänden zeugt nur noch farbiger Schmutz von gewesenen Malereien, von einem Mosaikfries über den Arkaden, deren zwei untere Reihen noch offen sind, während die oberste vermauert und zu einer Reihe kleiner Fenster eingeschrumpft ist. Einst war diese ganze Rückseite des Palastes durch alle Stockwerke in Säulen-Loggien geöffnet, als hätte man gar nicht genug Oeffnungen anbringen können für die Unendlichkeit von Aussicht, die sich zu Füßen der Palastbewohner entrollte. Der Fremdling genießt sie jetzt vom Garten aus, der zu einem ruppigen Küchengarten verwildert ist, mit dorrenden Kohlstrünken und zerzausten Salathäuptern. Der Blick hinab ins braune Orciathal mit seinem Flüßchen, das sich hin und wieder krümmt, als suche es rechts und links die einzelnen Wassertröpfchen zusammen, die der Sommer übrig gelassen, ist reizend. Und er wird großartig, sobald man die Augen zu den jenseits emporgegipfelten Bergen hebt. Lauter todte Feuerspeier, abenteuerliche oder feingeschweifte Kegel, der Monte Cetone, der Radicofani, der Monte Amiata.

Ah! Monte Amiata. Ein vornehmer Berg, der Herr seiner ganzen Umgebung. Der Schauplatz der schönsten Seiten in den Memoiren des Silvarum amator, des Waldfreundes Sylvius. Im zehnten Buche hat er ihn geschildert, mit blühenden arkadischen Farben, ein Feuilletonist und Romantiker lange vor Erfindung des Feuilletons und der Romantik. Man schrieb das Jahr des Heils 1462, als er hier jenen merkwürdigen Sommer verbrachte, wandelnd auf ewigjungem Rasen, ruhend in immerkühlem Schatten, dem Vogel im Laub horchend und dem Bach im Kies. Unten in der Ebene, in Stadt und Dorf, wüthete die Pest, als wollte sie einem neuen Lukrez Modell stehen; oben aber auf Berges Mitte, wo das alte Longobardenkloster San Salvatore steht, blühten die frischen Farben der Gesundheit. Jenen Sommer war der Monte Amiata der mons Vaticanus, und sein Berggipfel prophezeite die Peterskuppel, welche Aenas Sylvius noch nicht kannte. Die Christenheit wurde damals von diesem Berg aus regiert. Der Papst hatte seine ganze Curie mitgenommen und das Insiegel des Statthalters Christi. Da wurde denn Segnatura gehalten, und im linden Kastanienschatten mag manches Breve milder ausgefallen sein, als es in einer römischen stanza della segnatura gerathen wäre. Denn wenn der Cardinal im rothen Hut gestrengen Rath zu raunen begann, sang ihm der Dompfaff im bunten Federrock vom nächsten Baumzweig etwas Lustiges drein. Wenn der heilige Vater darüber einschlief, kam ganz sacht der (von ihm erwähnte) Hirsch aus dem Dickicht und guckte ihm über die Achsel ins Geschriebene, wie ein anderes Thier dem heiligen Lukas. Und wenn er in lauschiger Abendkühle seine Cardinäle vor dem Klosterthor versammelte und mit ihnen gelehrte und ungelehrte Scherze trieb, so daß die sales und lepores (mit langem „o"), wie man damals die Witze nannte, bis ins Pagliathal hinunterschallten, so war das den Landleuten noch immer lieber, als wenn der gewaltthätige Pandolfo Petrucci, der Bürgertyrann von Siena, hier oben sommerte und sich die Langeweile der einsamen Abende damit vertrieb, daß er ungeheure Felsblöcke mit eigener Hand zu Thale kollern ließ, froh, wenn es ihm gelang, aufs Gerathewohl einen Menschen oder gar ein Haus zu zerschmettern.

Noch ein modernster Italiener preist auf dem Monte Amiata nicht minder begeistert als Papst Pius die hellen

Digitized by Google

und lachenden Sonnenuntergänge, das Rauschen der
n Wälder und den melodischen Tropfenfall der Gewässer,
ßen Hesperus' und das Mondlicht, das auf schweigenden
spielt zwischen See und Quell. Aber er ist nicht
ein Päpstlicher, vielmehr Giosuè Carducci, der gottlose
r Satans.

Notizen.

s Theodor Körner's Nachlaß. Liebes- und Liebes-
an Antonie Adamberger. Zum ersten Mal vollständig und
nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters heraus-
von Friedrich Laendorf. (Leipzig, Bernh. Schlicke.) —
ctavheft, in welches Theodor Körner unter Anderem die Ge-
us dem ersten Halbjahre seines Wiener Aufenthalts und also
ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit „Toni", seiner späteren
eingeschrieben, hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt: die
Körner's hat es nämlich in einem unbegründeten Groll gegen
nie den späteren Herausgebern von Körner's Werken in gleicher
vie den übrigen Nachlaß, zur Verfügung gestellt, sondern es
halten, um durch Veröffentlichung der meistens an jene gerich-
eder dieselbe nicht über ihr Verdienst zu ehren, und es schließ-
Hüter der Körnergräber in Wöbbelin, Ludwig Wiechelt, ge-
welcher es, wie seine mütterliche Freundin, streng vor den
der Oeffentlichkeit bewahrte. Erst der Sohn des alten Wiechelt
chdem er sich überzeugt, daß die Gründe, welche Körner's
zur Zurückbehaltung dieses Heftes bestimmte, hinfällige seien,
laubniß zur Veröffentlichung der bisher noch unbekannten
Körner's an seine Braut gegeben. Der Herausgeber hat sich mit
Geschick und großem Eifer seiner Aufgabe unterzogen und, in-
die 16 bisher noch unbekannten Gedichte aus jenem Hefte mit
on in anderen Ausgaben veröffentlichten zu einem reichen Kranze
te, ein Büchlein geschaffen, welches nicht nur einen vollen Ein-
Körner's Liebesleben gewährt und manche neue Perlen seiner
ietet, sondern auch durch den textkritischen Nachtrag zu den be-
werthen Erscheinungen auf dem Gebiete der literarhistorischen
ng zu rechnen ist. Unsere Leser werden sich erinnern, daß der
Theil der neuaufgefundenen Gedichte bereits von dem Heraus-
der „Gegenwart" (1884, Nr. 26) veröffentlicht worden ist.

chdem nunmehr die von der deutschen Verlagsanstalt (vorm.
llberger, Stuttgart und Leipzig) unternommene, von Heinrich
er herausgegebene illustrirte Goethe-Ausgabe mit der
ferung vollständig geworden ist, wird es angebracht sein, einen
enfassenden Rückblick auf dieses mit künstlerischer Vollendung
hrte Werk zu werfen. Der Gesammteindruck, den man bei dem
lättern der Hefte erhält, ist entschieden ein günstiger zu nennen:
ustratoren haben ihre Aufgabe groß genug aufgefaßt, um im
einen die Gebilde der Phantasie, die Goethe's Dichtungen schon
in uns erzeugt haben, nicht unangenehm verblassen und den
t zwischen unmittelbarer Auffassung durch die Lectüre und der
e Illustration vermittelten Anschauung nicht zu einem allzu schroffen
zu lassen. An Einzelheiten wäre freilich oft genug etwas aus-
; in manchen Heften stößt man auf Befremdliches, ja zuweilen
schieden Unverständliches und Unverstandenes in den Illustra-
so besonders in den Gedichten, wo das subjective Empfinden
ers durch das beigegebene Bild häufig genug verletzt wird.
aber nun einmal bei Illustrationen zu Dichtungen nicht zu
en, und es wäre verlorene Mühe, wollte man sich mit den dar-
en Künstlern über die Berechtigung dieser oder jener Auffassung
reiten. Die „Gedichte" sind aus diesem Grunde in der vor-
en Ausgabe entschieden am schlechtesten weggekommen; für die
nsten Partien des Werkes halten wir die Illustrationen zu Faust
von Franz Simm und die zu Reinecke Fuchs von Carl Gehrts. Die Illustrationen der Dramen (Iphigenie, Egmont, Tasso, Clavigo u. s. w.) ist bei Weitem nicht so geistvoll aufgefaßt, wie diejenige der vorgenannten Werke, dagegen sind in der bildlichen Erläuterung der Prosaschriften (Wilhelm Meister durch Erd. Wagner, Wahlverwandtschaften durch Grotjohann, Dichtung und Wahrheit durch Klimbsch, Kögler u. s. w.) die historische Treue, die liebevolle Vertiefung in die Einzelheiten des Textes und das verständnißvolle Herausgreifen der darstellbaren Scenen anzuerkennen. Man wird bei der Lectüre dieser prosaischen Schriften durch das bildliche Beiwerk nicht gestört, sondern im Gegentheil auf das Furchtbarste angeregt werden, und in dieser Hinsicht ist die Illustrirung vortrefflich zu nennen. — Es ist selbstverständlich, daß auch die sonstige Ausstattung des Werkes eine gediegene und prächtige ist. Als Titelbild ist demselben Goethe's Porträt von Kuthsteiner beigegeben worden. Wir können diese Ausgabe als eine werthvolle Bereicherung der Familien-Bibliotheken auf das Angelegentlichste empfehlen.

Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Pätel. — Die Eigenthümlichkeiten der Storm'schen Erzählungsweise sind zu bekannt, als daß wir dieselben bei der Besprechung der vorliegenden Novelle, welche sie in ganz charakteristischer Weise an sich trägt, nochmals hervorzuheben brauchten. Ein kurzer Ueberblick über den Inhalt der Dichtung wird daher eine Kritik vollständig ersetzen: Grieshuus „baven de Haidkul" ist ein Dorf in der jütländischen Haide, neben dem sich noch die Trümmer eines verfallenen Herrenhauses zeigen. In dem letzteren wuchs um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Brüderpaar auf, ungleich an Leib und Seele. Der Aeltere, kräftigen Körpers, von gutem, aber leicht zum Jähzorn erregten Gemüthe, der, dem Waidwerk und Landbau ergeben, daheim bleibt, liebt ein Mädchen aus dem Dorfe, das Kind eines alten Schreibers, und heirathet sie nach dem Tode seines Vaters; der Jüngere, der eine gelehrte Erziehung genossen und herzoglicher Rath geworden, macht wegen dieser unebenbürtigen Ehe des Aelteren Anspruch an den Stammsitz und bewirkt durch Hinterlist den Tod seiner Schwägerin die vor Schreck zu früh einem Kinde das Leben gab. In finsterer Nacht treffen sich die beiden Brüder auf der Haide und der Aeltere ersticht den Jüngeren im Zorn. Die hinterlassene Tochter des Mörders, der flüchtig wird, heirathet einen schwedischen Obersten und gebiert den letzten Erben von Grieshuus, den jungen Rolf. Für die Schilderung dieses heranwachsenden Erben hat nun Storm den ganzen Zauber seines Talentes verwendet. Der Knabe, feurig, kräftig, wie sein Großvater, wird von diesem, der unerkannt von den Dorfleuten, aus Liebe zu seinem Enkelkind, als Wildmeister in des Obersten Dienst tritt, behütet und erzogen. Er wird schwedischer Officier und stirbt den Heldentod in einem Gefechte gegen die Russen, das nahe bei Grieshuus stattfindet. Der alte Wildmeister aber kommt in derselben Stunde auf einem wilden Ritte um, den er zur Rettung des Enkels unternommen So endet das Geschlecht derer von Grieshuus. O. B.

Aus meiner Studienmappe. Von Eugen Salinger. Drei neue Erzählungen. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. — Der Verfasser studirt, wie es scheint, wie aus Nichts Viel zu machen sei, denn seine drei neuen Erzählungen leiden an einem übergroßen Mangel an Erfindung. Von der ersten Novelle: Capitän Werner, könnte man allenfalls noch sagen, daß sie ein Stimmungsbild sei, die beiden anderen sind aber nicht einmal dieses. Wir empfehlen daher das Buch Allen welche an Schlaflosigkeit leiden. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag v. **W. Spemann** in Berlin u. Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,
hersg. von Prof. Jos. Kürschner, Bd. 6: Kudrun, herausg. von Karl Bartsch. 8°., XIX u. 267 S., brosch. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und Leih-Bibliotheken vorräthig.

Neueste Romane.

Byr, Rob., Castell Ursani.
Roman. 3 Bände. 8°. broch. 12 Mk.

Byr ist als einer der gedankenreichsten Autoren längst anerkannt. Die Byr'sche Eigenart liegt nicht in moderner Effecthascherei, sondern in der feinen Charakterzeichnung der einzelnen Figuren.

Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser „Im Banne der dritten Abtheilung." 2 Bände. 8°. 8 Mk.

Der Zug der Zeit schließt sich dem vorangegangenen Werke des Verfassers „Im Banne der dritten Abtheilung" an, behandelt ebenfalls die russische Gesellschaft u. russischen Zustände u. wird gleiches Aufsehen wie dieses erregen.

Zu kaufen gesucht werden
Allgemeine gangbare Verlagsartikel,
die an keine provinziale Beschränkung und Oertlichkeit gebunden sind, **gleichviel welchen Charakter** dieselben an sich tragen und sind Offerten **sub No. 1000 an die Expedition der „Gegenwart"** zu richten.

A. Baron von Roberts.
Von dem neuerdings zum **zweiten** Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig:**

„Es" und anderes, III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman. II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin. Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Novellenschatz.
Gesammelt v. **Paul Heyse, H. Kurz u. L. Laistner.** 50 Bde. m. 170 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 Mk. Katalog gratis von R. Oldenbourg in München.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Liederbuch des Deutschen Volkes. Herausgegeben von Carl Hase, Felix Dahn u. Carl Reinecke. Neue Auflage. 1000 Lieder.

Reichscommersbuch, Allgem. für deutsche Studenten. Herausgeg. v. Müller v. d. Werra. Unter Mitwirkung v. Stud. M. R. neu bearbeitet v. Felix Dahn u. Carl Reinecke. 7. Auflage. 716 Lieder.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus 5 Jahrhh. Herausgeg. v. Hans Ziegler. 364 Lieder. — Graf Moltke gewidmet. Empfohlen von den Königl. hohen Kriegsministerien von Preußen, Bayern u. Sachsen, sowie dem Kgl. Generalkommando des Württemb. Armeecorps u. a. milit. Behörden
Preis geh. à ℳ 3.—. Eleg. geb. à ℳ 4.—.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von **E. Mentzel.** 8°. Elegant geheftet M. 4.—. Elegant gebunden M. 5.—.

Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von **E. Salinger.** 8°. Elegant geheftet M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt a. M.

Organ der National-Liberalen Partei.

Ausführlicher, gut orientirender **politischer Theil.**

Reichhaltiges **Feuilleton.**

Interessante **Local-Nachrichten.**

Courszettel, Börse, Handel, Industrie und **Landwirthschafts-berichte** etc. etc.

Probenummern gratis.

„NEUE ZEITUNG".

Zwei mal täglich in einer **Morgen-** und **Abendausgabe.**

Abonnements pro II. Quartal zum Preise von **4 M. 50 Pf.** (1 M. 50 Pf. pro Monat) bei allen **Postanstalten,** (im Postzeitungskatalog 3. Nachtrag No. 3637) **Zeitungsexpeditionen** und der **Expedition der „Neuen Zeitung",** **BERLIN S.W.,** 66 Lindenstrasse.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Bad Reinerz
bei **Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.** Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Bergландschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

Gratis und franco versenden:
Katalog No. 188. Bibliothek des verstorb. Geheimrathes Professor Dr. **H. R. Goeppert.** Naturwissenschaften. Abtheilung I. Allgemeines. Palaeontologie. Geognosie. Geologie. Mineralogie. Meteorologie. Klimatologie. Botanik. 6522 Nummern.

Antiquarischer Anzeiger XIV. 696 Nummern, darunter die nicht naturwissenschaftlichen Theile der Bibliothek Goeppert.

Breslau, Schweidnitzerstr. 16—18.
Schlettersche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Verdeutschungs-Wörterbuch
von
Daniel Sanders.
Preis 5 Mk.

Bestens empfohlen von hervorragenden Fachmännern in vielen in- und ausländischen Zeitschriften.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

16. Berlin, den 18. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

eden Sonnabend erscheint eine Nummer. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
ezieben durch alle Buchhandlungen und Postämter. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

alt: Das neue französische Ministerium. Von Wilhelm Singer. — Henry George und unsere Agrarier. Von H. Nordmann. — **Literatur und Kunst:** Der Journalismus im heutigen Rom. Von Heinrich Breitinger. — Erinnerungen an Franz Abt. Von Otto Felsing. — Der Dichter der Polenfraction. Von August Scholz. — **Feuilleton:** Erzählung eines Markörs. Von Graf L. Tolstoi. Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff. — **Aus der Hauptstadt:** Ludwig Burger-Ausstellung. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das neue französische Ministerium.

Von Wilhelm Singer.

Das letzte Mal schrieben wir an dieser Stelle von dem terium Ferry: „Soweit man überblicken kann, ist auf Horizonte für die gegenwärtige Regierung kein bedrohen- ewitter; es sei denn, daß plötzlich ein Blitz vom blauen el käme und in dem Augenblicke zerstörend in das Ge- einschlüge, als seine Krönung glücklich vollzogen werden Der Blitz vom blauem Himmel ist wirklich gekommen at den mächtigen Chef der Regierung jäh hingestreckt. würde es frommen, über der Vergangenheit angehörende chen philosophische Betrachtungen anzustellen? Die sische Kammer votirt heute dem Ministerpräsidenten ihr uen. Morgen kommt eine Depesche aus Tonking, daß al Negrier durch die chinesische Uebermacht gezwungen Langson zu räumen, dessen Besitz der Ministerpräsident, t auf die Mittheilungen der die Campagne führenden ale, als gesichert erklärt hatte. Da bemächtigt sich eine hreibliche Fieberwuth der Gemüther. Anderswo würde ich gefragt haben: Wie kann der Ministerpräsident für rgänge auf dem Kriegsschauplatze verantwortlich gemacht , sofern er den Heerführern die begehrten Kräfte und zur Verfügung gestellt hat? Man würde vielleicht n Erwägung gezogen haben, daß eine Schlappe in n, so empfindlich sie die nationale Ehre auch zu be- vermöchte, doch noch immer kein Nationalunglück be- wegen dessen die öffentlichen Gewalten ihre Besinnung n müssen. In Paris aber riß das stürmische Tempera- lle Schranken nieder. Es mußte ein Opfer für das che Rachebedürfniß gefunden werden, und da fiel man en armen Ministerpräsidenten her. Allen Groll über hnmacht und Verstoßenheit, in welcher sie seit dem 1870 leben müssen, schütteten Monarchisten und Pfaffen- über das Haupt Desjenigen, der kurz vorher an der iner beifallstollen Schaar von Anhängern einherschritt. Die tsmänner von links klagten ihn mit grauenerregender chaft an, und von den Freunden wagte Niemand mannhaft einzutreten. Draußen schrie die erregte Menge: „Tod Ins Wasser mit ihm", und unter einem Haufen von igen Stimmzetteln wurde sein politisches Glück be- Daß die Niederlage von Langson nicht so unglücklich ls der die stylistische Tragweite seiner Depeschen nicht berechnende General Brière de l'Isle in der ersten Be- g geschildert; daß die Chinesen trotz dieses Zwischenfalls edensvorschläge Jules Ferry's annahmen und das Land plötzlich von einem lästigen, viel Opfer an Blut und Gut erfordernden Krieg befreit wurde, das konnte dem gefallenen Minister nichts mehr fruchten. Zwar bemühten sich Diejenigen, welche im kritischen Augenblick so heldenmüthig geschwiegen, hinterher dem Gestürzten eine eclatante Genugthuung zu bereiten; aber diese Bestrebungen glückten nicht und trugen nur dazu bei, die Krise peinlich lange zu machen. Die Thatsachen haben Jules Ferry's politische Auferstehung herbeigeführt, er ist, wenn auch nicht für den Augenblick, doch für einen späteren Zeitpunkt wieder möglich geworden. Vielleicht gar ist es ein Glück für ihn, daß er vor dem neuen Appell ans Land von der Regierung zurücktreten mußte. Der Fall wäre tiefer, weniger unheilbar gewesen, wenn bei den Hauptwahlen das Land die Politik der Regierung nicht in genügendem Maße ratificirt hätte — was zwar nicht sehr befürchtet zu werden brauchte, aber immerhin auch möglich war. In der Politik muß man mit den actuellen Thatsachen rechnen, und deshalb nehmen wir Abschied von dem Politiker, der mehr als zwei Jahre lang mit Glück und Geschick die Geschäfte Frankreichs geleitet und sich im Lande wie in Europa den Ruf eines tüchtigen und energischen Mannes erworben, der gute Beziehungen zu allen Nachbarstaaten erhielt und der plötzlich das Opfer, wir möchten sagen eines nationalen Mißverständnisses, geworden.

Was hat die Welt, und was hat Frankreich von dem Ministerium Brisson zu erwarten? Der Nachfolger Jules Ferry's bekleidete einen großen Theil seiner politischen Wirksamkeit das in Frankreich so bedeutende Amt des Kammerpräsidenten. Eine verschlossene, wenig zugängliche, nicht sehr mittheilsame Natur, ein strenger Republikaner und unparteiischer Mann, hat er sich hauptsächlich auf die Ausübung der in seinem Wirkungskreise gelegenen Pflichten beschränkt, an dem täglichen Getriebe des politischen Lebens nur als Beobachter Theil genommen und sich, obwohl aus der radicalen Linken hervorgegangen, stets über den Parteien zu halten gewußt. Man sagte ihm nach, er reservire sich für die Präsidentschaft der Republik. Nur höchst ungern und geradezu der zwangsweisen Aufforderung der großen Parteien in der Kammer folgend, übernahm er, nachdem Ministerium um Ministerium, kaum gebildet, wieder gescheitert war, die Regierung. Er sah ein, daß seines Bestehens nicht sein könne, wenn die feindlichen Fractionen im republikanischen Lager nicht ihren unglückseligen Zwist begraben und geeint das neue Urtheil des Landes anrufen. Zwar für den Moment mußten sie, da sie nicht anders können, sich um ihn schaaren. Aber wenn die Vereinigung nicht freiwillig geschieht, wie lange mag sie dauern? Er brachte das Opfer ohne Enthusiasmus, aber auch ohne Zagen, im Vertrauen auf — den guten Genius der

Digitized by Google

Republikaner, wie ein Anderer auf Gott vertraut. Es wurde von ihm behauptet, daß er bezüglich der „Revanche" Gambetta's Ideen theile. Möglich. Deutlich ausgesprochen hat er sich darüber sehr selten. Wir zweifeln aber, daß er jene Ideen in aggressivem Sinne habe. Je weiter nach links, desto weniger ist die republikanische Partei für Angriffskriege eingenommen. Eher würden wir vermuthen, daß Herr Brisson über Krieg und Frieden Clemenceau's Ansichten theile: das Land in starken Vertheidigungszustand setzen, die Kräfte schulen und zusammenhalten, aber Krieg vermeiden, solange man nicht direct angegriffen wird. Sich aufs Messer vertheidigen, wenn es noth thut, im Uebrigen aber sich in keine Händel und Streitigkeiten der Welt mischen und stark sein, um Frieden mit Ehren halten zu können. Im Uebrigen, welche Ansichten der Ministerpräsident auch hegte, es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß er sie auf das Gebiet der äußeren Politik nicht zu übertragen sich bemühen wird. Denn die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hat er seinem Vertrauensmann Herrn von Freycinet übergeben, einem Staatsmann, der kein Neuling mehr ist in der diplomatischen Welt und über dessen friedliche Absichten und Bestreben, gut freundnachbarliche Beziehungen zu halten, die politische Welt beruhigt sein kann. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dürften, wenn keine unvorhergesehenen Complicationen eintreten, der neuen Regierung weder von außen noch von innen nennenswerthe Schwierigkeiten entstehen. Der Frieden mit China ist nach aller menschlichen Voraussicht und soweit man den Versicherungen der chinesischen Diplomatie Vertrauen schenken kann, dem baldigen Abschluß nahe. Die egyptische Frage dürfte durch die Annahme des von den europäischen Cabineten gebilligten Arrangements um einen Schritt zum Besseren gerückt sein, und wenn auch die Neutralisation des Suezcanals glücklich geregelt sein wird, dann kann Frankreich, wenn nöthig, mit Ruhe seine Stimme zur Erhaltung des allgemeinen Friedens erheben und mit dem Gewichte seiner Großmachtstellung allen der Humanität zu gute kommenden Fortschritt wirksam unterstützen und fördern. Sich unnöthig und großmannssüchtig in die Angelegenheiten Anderer einmischen, da nach Erfolgen jagen, wo Frankreichs Interesse nicht im Spiele ist, oder gar Händel suchen, das liegt nicht im concilianten, klugen und vorsichtigen Naturell des Herrn von Freycinet. Man kann also fast mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn die Beziehungen Frankreichs zu den Nachbarstaaten nach Maßgabe der Verhältnisse dauernd freundliche waren, so werden dieselben unter dem Ministerium Brisson kaum eine Veränderung erleiden. Vielleicht dürften sie sich um eine Nuance zurückhaltender gestalten — aber auch dieses ist noch nicht sicher.

Nicht so außer allen Fährlichkeiten befindet sich das Ministerium des Herrn Brisson nach innen hin. Das Band, welches seine Majorität bis jetzt zusammenhält, ist noch lose geknüpft, und schon gibt es sogar Skeptiker, die sich fragen, ob es überhaupt eine Majorität habe? Es fällt uns nicht ein, die Leser dieser Blätter mit den Wünschen und Beschwerden, Stärken und Schwächen der verschiedenen Fractionen und Fractiönchen in der französischen Kammer zu belästigen; wir sind noch nicht einig, ob wir darüber mit Ironie oder bedauerndem Ernst schreiben müßten. Nur in der Hauptsache glauben wir ihnen mittheilen zu sollen, was sie übrigens, wahrscheinlich, schon wissen werden, daß die ehemalige durch die Schlappe in Langson so sehr in Deroute gebrachte Majorität die gefallenen Minister wieder an die Oberfläche zu bringen bemüht ist, weil sie glaubt, daß mit ihnen, wir wollen nicht sagen ihren eigenen Wahlinteressen, sondern den Interessen des Landes besser gedient würde. Wenn es dieser reconstruirten Partei aber gelänge, ihr Vorhaben zum Siege zu bringen, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die anderen Parteien, anstatt sich zu unterwerfen, sich gegen die herrschende Partei verbünden und daß dann die Republikaner entzweit und unter den beklagenswerthesten Bedingungen vor die Wähler treten würden. Leicht wäre es unter solchen Umständen möglich, daß von dem Streite der Republikaner untereinander die Monarchisten und Pfaffen profitirten und, wie man glaubt, auch die extremsten Parteien der Linken. Da der Natur der Sache nach die beiderseitigen Oppositionen des neugewählten Parlaments miteinander stimmen würden, so könnten sie nahezu jede Regierung unmöglich machen. Dieser Eventualität auszuweichen, hat Herr Brisson die Regierung an sich genommen. Um seine Fahne, meinte er, können sich die Republikaner, die gestern noch entzweit waren, vereinigen und den gemeinsamen Feind des republikanischen Regierungssystems bekämpfen. Die Sache liegt so offenkundig, daß man nur erstaunt sein muß, wie denn Jemand andere Ansichten haben könne? Aber es giebt eben zu viel Leute, welche lieber dem unsicheren Besseren, als dem sicheren Guten nachjagen! Und dann glauben gewisse Führer, daß, wenn Ferry wieder am Ruder wäre, ihnen der glänzende Sieg nicht fehlen könnte, zumal wenn der Minister des Innern ein Mann ist, der bei den Wahlen die Geschicklichkeit über die platonische Ehrlichkeit stellt. Auch geht ihnen nahe, daß, wenn die geeinigte Partei auch bei den Wahlen eclatant siegte, die Majorität, die bis jetzt geherrscht, jedenfalls nicht mehr in derselben Form wiederkehrt. Darum werden der neuen Regierung schon Minen gegraben, werden ihnen Wünsche in kategorischer Form vorgebracht und (wie nicht wenige Politiker voraussagen) dürfte ein Sturm auf ihre Positionen noch vor den Wahlen unternommen werden, um sie zu stürzen. Wird es Herrn Brisson gelingen, diesem Ansturm siegreich zu widerstehen? Oder wird es ihm möglich sein, sich aus der ehemaligen Regierungspartei genug Anhänger zu recrutiren, um dann auch die militante Gruppe zur Fahnenfolge zu bestimmen? Sein Bemühen geht dahin, die Feindseligkeiten der Republikaner untereinander zu neutralisiren, ungestüme Wünsche zu vertagen und allen guten Willen, alle Kräfte der Republik zur Bekämpfung der Monarchisten und Clericalen aufzurufen. Die streitlustigen Führer aller Parteien, diese freilich werden sich nicht bald fügen, aber es kann schon sein, daß die Treue für das gewesene Ministerium bei den vielen unschlüssigen und weniger entschieden auftretenden Kammermitgliedern bald zu schwinden beginnt (das Talent hierzu ist ohnedies in nicht geringem Maße vorhanden), und daß Diejenigen, welchen ein Bischen Ministerialismus gar so wohl thut, für ihren Ehrgeiz sowohl als gegenüber den an ihre Allmacht glaubenden Wählern, sich dem neuen Gestirn zuwenden und also auch für Herrn Brisson eine anhängliche Majorität bilden, wie sie es so gerne, ja so virtuos für Herrn Jules Ferry lange Zeit gethan. Dann stünden die mißvergnügten Führer ohne Soldaten da und müßten sich, wollen sie oder nicht, mit guter Miene in ihr Schicksal ergeben. Ob nun die jetzt unzufriedenen Elemente zur Raison kommen und ihr Versprechen, Herrn Brisson zu unterstützen, auch halten werden, das ist die ganze Frage. Wenn sie den zwischen ihnen und Herrn Brisson stillschweigend eingegangenen Contract pünktlich ausführen, können die Republikaner bei den Wahlen mit imposanter Einigkeit auftreten und siegen — wo nicht, dann wird ein Mann, dessen Autorität bisher noch unbefleckt war, noch eine ansehnliche Kraft für die Republik abgenutzt oder wenigstens geschädigt sein, und der Erfolg kann schließlich ein kläglicher, die Täuschung eine grausame werden. Dem republikanischen Lager gegenüber ist das Wort des Feldpaters aus Wallensteins Lager ganz am Platze: Er kann seinen Mund aufthun, zum Helf Gott, wie zum Kreuzsakerlott.

Paris, Mitte April.

Digitized by Google

Henry George und unsere Agrarier.

Von H. Nordmann.

ie Frage des Grundbesitzes steht in beiden Welten auf esordnung, und es ist interessant, in wie verschiedener ie hüben und drüben aufgefaßt wird. In Europa in agrarischer Form angreifend auf, und der Grund- trebt offen nach Herrschaft über das wirthschaftliche veil angeblich auf ihm das Wohl des Ganzen beruhe. Habe rundbesitz seine gehörige Rente, so fallen für alle Gesellschaftsklassen von seinem reichen Tische hin- e Brosamen ab. In Amerika dagegen entwickelt sich ewegung gegen den Grundbesitz, weil er an und für en übrigen Leuten die Möglichkeit zu leben erschwere, rbeit die Frucht wegnehme und auf diese Weise ein niß der gedeihlichen Entwickelung der menschlichen Ge- t werde. Der Angriff leidet nicht an agrarischer Be- ung, sondern dehnt sich folgerichtig auch auf den städti- auplatz aus, wie er denn nicht von kleinlichen Sonder- en, sondern von einer größeren Auffassung der allge- Verhältnisse getragen wird. Der hervorragendste Ver- ieser Bewegung ist Henry George in seinen Aufsehen den beiden Büchern „Progress and Poverty“ und l Problems“.

sagt, die Verfassung der Vereinigten Staaten, wie die sche Erklärung der Menschenrechte, verheiße allen en gleiche Rechte: wenn aber diese Verheißung nicht n wesentlichsten Punkte eine Lüge sein solle, so müsse ches Recht an die Erde geben, denn ohne letztere sei en überhaupt nicht denkbar. Wer nur mit seinen ge- Gliedern auf die Welt komme und die Erde bereits itze Anderer finde, der sei diesen auf Gnade und Un- n die Hand gegeben. Seine Kraft zur Arbeit, zu ge- dazu bedürfe er eines Gegenstandes, aber es gebe keine Dinge, als solche, welche dem Grund und Boden ent- n. Dieser ist an letzter Stelle die einzige Quelle von gelegenheit, und wer sie Anderen verschließen kann, hat er Hand, diesen die Bedingungen ihrer Arbeit und theil an dem Producte derselben vorzuschreiben, welchen abgeben müssen. Robinson auf seiner Insel habe als Sklaven gehalten, aber wenn er ihn freigelassen äre das Verhältniß dasselbe geblieben. Freitag habe ortfliegen noch fortschwimmen können, auf der Insel be Alles Robinson gehört und dieser sei daher unbe- er Herr über das Leben seines Gefährten gewesen. anz so klar, aber ganz ebenso schlimm liegen die Ver- e überall, wo man die Aneignung der Erde Seitens er dulde. Die Sklaverei sei angeblich abgeschafft, allein aven seien nur aus der Hand ihres Herrn in den vbesitz des Grundbesitzes und des Capitals übergegan- s aus dem Grundbesitz entsprungen. Die früheren hätten es niemals so schlecht gehabt als jetzt die lrbeiter, um welche sich Niemand kümmert, während lavenhalter seine Leute schon wegen des in ihnen n Geldwerthes gepflegt habe und gesetzlich verpflichtet sei, sie im Alter zu füttern.

enn die Sklaverei wieder erlaubt wäre, ließe sie sich cht wieder einführen, denn wer würde Menschen kaufen, ie so billig miethen kann?

enn eine Eisenbahn eine neue Gegend der Cultur er- wenn eine Stadt gegründet wird oder sich ausdehnt, st der Werth des Grund und Bodens, aber nicht der lohn. Die Aneignung des Landes an Einzelne treibt rigen in die Städte zusammen und in Europa schon n Lande: die englische Regierung exportirt sogar ihre püssigen“ Irländer auf Staatskosten, und die Bevölke- r Insel hat sich seit einem Menschenalter um mehr Drittel vermindert. Ohne den Abfluß nach Amerika die Zustände in Europa längst unleidlich geworden er auch in Amerita sei das freie Land nicht unendlich den älteren Staaten der Unien mache sich die Noth bereits fühlbar: der Preis des Bodens steige und der der Arbeit falle, wie diese beiden Werthe überall in umgekehrtem Verhältniß stehen.

Das Capital, aus dem Grundbesitz hervorgegangen, benutze ebenfalls seine Macht zur Erlangung von unbilligen Vortheilen und Monopolen mittelst der indirecten Steuern, welche die Regierung corrumpiren, die öffentliche Moral fälschen und die Gedanken des Volkes benebeln. Es mache die öffentlichen Schulden möglich, und die großen Nationalschulden der Welt, die zum Zweck der Tyrannei und des Krieges gemacht wurden, können unmöglich für etwas Anderes als ein Uebel angesehen werden. Wenn Grund und Boden frei wären, so gäbe es auch jetzt noch kein Land in der Welt, in welchem nicht jeder Einwohner seine Bedürfnisse durch mäßige Arbeit sich in reichlichem Maße verschaffen könnte. Die Erde habe noch Raum für Alle, aber einige Wenige haben sie in Besitz genommen und schließen die Vielen davon aus. Mit der wachsenden Bevölkerung wachse das Uebel. Grundbesitz und Capital verkaufen die Erlaubniß zu arbeiten — gleichbedeutend mit der Erlaubniß zu leben — immer theurer, die Bodenrente, von welcher die Hypothekenzinsen einen Theil bilden, und die öffentlichen Schulden wachsen fortwährend, und immer kleiner wird der Antheil an dem Arbeitsproduct, welchen der Arbeiter für sich behält, so daß er nie mehr als kaum das nackte Leben gewinnen kann. Deshalb helfen ihm auch alle industriellen Fortschritte nichts. Einzelne Personen, welche nie die Hand zu nützlicher Thätigkeit rühren, nehmen in der Form von Grundrente und Capitalzins Tausenden von arbeitenden Menschen die besten Früchte ihres Fleißes oder schneiden ihnen die Arbeitsgelegenheit überhaupt ab. Die Nachfrage nach Arbeit mache sich eine täglich zunehmende Concurrenz, während der Grundbesitz unverändert bleibe.

Dieser unerträgliche und unnatürliche Zustand soll aber nicht gewaltsam geändert werden. Nicht eine Aufhebung der bestehenden Besitzverhältnisse und eine Neutheilung soll stattfinden, sondern die Gesellschaft auf indirecte Weise in ihr Eigenthum wieder eintreten, das sie niemals hätte aufgeben dürfen. In der germanischen Vorzeit habe an dem Grundbesitz der Kriegsdienst und eigentlich die Uebernahme sämmtlicher staatlichen Lasten geklebt. In der weiteren Entwickelung seien ihm diese Lasten abgenommen und mißbräuchlicher Weise aus der ursprünglichen Verleihung freies Eigenthum geworden. Dieser Mißbrauch müsse abgestellt werden und zwar seien nicht allein alle Staatsbedürfnisse auf den Grundbesitz zu legen, sondern die Gesellschaft müsse denselben als Gesammteigenthum zurücknehmen, indem sie den vollen Pachtwerth als Steuer einfordere, so daß dem Besitzer von der Nutzung nur bleibt, was aus seiner persönlichen Thätigkeit entsteht: also der Unternehmergewinn und der Arbeitsertrag. Was zu der Hausmiethe die Baustelle und zu dem Gewinn der Landwirthschaft der rohe Boden beiträgt, gehört dem Staate: d. h. nicht der aus der Verbesserung hervorgehende Werth, sondern die ursprüngliche Nützlichkeit. Auf diese Weise würde Niemand Grund und Boden halten, den er nicht benutzen kann und ebensowenig auf das Steigen des Grundwerthes speculiren, welches nicht ihm, sondern dem Staate zu Gute käme. Die Möglichkeit des Entstehens so colossaler Einzelvermögen mit ihrer Rückseite der furchtbaren Massenarmuth wäre ausgeschlossen, jeder würde lohnende Verwendung seiner Arbeitskraft finden; das ungesunde Zusammendrängen in den großen Städten würde aufhören und das Land sich gleichmäßiger bevölkern, der Staat mit seinen Ueberschüssen aber aus dem Büttel oder Executor der allgemeine Wohlthäter werden. Er würde die Städte mit Licht, Wasser, Wärme und Theatern, das ganze Land mit Eisenbahnen, Canälen, Telegraphen und Telephonen, Schulen, Bibliotheken und wer weiß was noch Allem, versorgen — und zwar gratis. Kurz, die Erde müßte zu einer verbesserten Auflage des Paradieses werden, in welcher nicht einmal der Baum der Erkenntniß verboten wäre.

Man kann ebenso wenig leugnen, daß in diesen Gedanken manche Uebertreibung stecke, als daß sie einen wahren Kern einschließen. Daß der letztere sich entwickeln und seiner Zeit durchbrechen werde, kann gegenüber dem wachsenden Raum-

Digitized by Google

mangel für die sich stetig vermehrende Bevölkerung keineswegs für unmöglich gehalten werden. Den Eintritt dieses Zeitpunktes und die Form der Entwickelung vorherzusehen, ist menschlichen Augen freilich versagt, aber die Welt bewegt sich jetzt schneller als früher, und der Weg von dem Gedanken zur Ausführung ist kürzer. Wenn etwas zur Beschleunigung beitragen kann, so ist es die Auffassung der europäischen Agrarier, welche die Frage von der entgegengesetzten Seite aus lösen wollen und sich dem Drange der Zeit entgegenstemmen. Beide Parteien gehen von dem alten Princip der Physiokraten aus, welche den Staat mit dem Grund und Boden identificirten. Aber die Amerikaner betonen die Pflichten, die Agrarier die Rechte; die Ersteren wollen, daß der Grundbesitz den Staat trage, die Letzteren, daß der Staat dem Grundbesitz diene. Wenn dieser zu den Beschränkungen, die er an und für sich der Gesellschaft auferlegt, noch eine künstliche Vertheuerung der ganzen Lebenshaltung hinzufügen will, so maßt er sich offenbar eine Herrschaft an, welche noch über die Natur des Verhältnisses hinausgeht. Der ländliche Grundbesitz schließt keinenfalls ein Privilegium zur Versorgung der Gesellschaft mit Lebensmitteln ein, sondern im Gegentheil eine stillschweigend vorausgesetzte Pflicht, und das preußische Landrecht hat noch eine Art staatlicher Aufsicht darüber, daß die Unterthanen ihre Felder ordnungsmäßig bestellen. Wenn nun in den europäischen Culturstaaten das Land in seiner jetzigen Vertheilung die Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermag, so muß der Grundbesitz die Möglichkeit, das Fehlende vom Auslande zu ersetzen, nicht als einen Schaden, sondern als ein Glück ansehen. Ohne diese Beihülfe müßte ein Kampf um das Dasein im weitesten Sinne des Wortes entstehen und sich vor Allem gegen den Grundbesitz richten, in welchem die alleinige Rettung läge. Der Hunger würde die Menschen zwingen, sich ihres angeborenen Rechtes auf die Erde zu erinnern.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Streben unserer Agrarier nach künstlicher Vertheurung der nothwendigsten Lebensmittel nur ein Mittel, die Gefahr zu vergrößern und zu beschleunigen. Der Trost, daß der Schaden nicht bemerkt und zu erheblichem Theile durch den Gewinn des Grundbesitzes ersetzt werde, dürfte sich als eitel erweisen. Die wenigen Grundbesitzer, denen ein fühlbarer Vortheil entstehen würde, können keinen erheblichen Einfluß auf den Absatz und Werth der städtischen Arbeitsproducte üben, und wenn sie eine Flasche Wein mehr trinken, ein paar Dutzend Austern mehr essen oder theurere Cigarren rauchen, so wird das vom Zusehen den Arbeiter nicht satt machen. Selbst ein vermehrter Verbrauch der Erzeugnisse seiner Arbeit würde ihm nicht viel helfen. Alle industrielle Arbeit ist nur formgebend, das Material dazu liefert Grund und Boden, auch die Arbeitskraft entsteht erst aus den Nahrungsmitteln und mit ihrer Vertheurung wächst die Auslage des Arbeiters wie mit der des Rohstoffes diejenige des Unternehmers. Der ganze Aufschlag kommt dem Grundbesitzer zu und zwar in viel größerem Verhältniß, als er in seinem persönlichen Bedarf die Auslage wieder erstattet. Daß der Arbeiter keinen größeren Antheil für die vermehrten Kosten seiner Kraft erhalte, dafür sorgt der Unternehmer, die Concurrenz des Arbeitangebotes und vor Allem der Umstand, daß die Preise aller unserer Industrieerzeugnisse nicht vom Inlande, sondern von dem auswärtigen Markte bestimmt werden, auf welchen wir in so großem Maße angewiesen sind. Das alte Sprüchwort:

„Hat der Bauer Geld,
Hat's die ganze Welt",

welches jetzt so gern wiederholt wird, stammt aus der Zeit, als Deutschland, noch hauptsächlich Ackerbaustaat und dünn bevölkert, sein eigenes Getreide nicht verbrauchen konnte, sondern auf die Ausfuhr angewiesen war. Gestaltete sich diese günstig, so brachte sie fremdes Geld in das Land, welches zunächst in die Hand des Bauern floß, von hier aus Anlage suchte und so Allen zu Gute kam. Daß ein Einströmen des Geldes vom Auslande ein Land reich machen kann, sehen wir an Nordamerika, was es aber nützen solle, im eigenen Lande den Städter zum Vortheil des Bauern zu plündern, ist schwerer zu begreifen. Nur Herrn von Münchhausen ist es angeblich gelungen, sich an dem eigenen Zopfe emporzuheben, und auf diese Autorität hin so durchgreifende Maßregeln zu ergreifen, scheint doch etwas bedenklich.

Es wäre ein Schritt auf einer abschüssigen Bahn, auf welcher keine Umkehr möglich. Man schätzt die Hypothekenschulden des deutschen ländlichen Grundbesitzes auf 18 bis 20 000 Millionen Mark und sie sind eine Beleihung der Grundrente, welche einen hohen Werth der letzteren beweist, wie er auch aus den Pachtpreisen hervorgeht. So lange eine solche Grundrente vorhanden, kann man doch füglich nicht sagen, daß die Landwirthschaft nicht mehr lohne, und die Klagen können sich nur auf Ueberschuldung stützen, bei welcher das Zinscapital in die Rolle eingetreten ist, welche Henry George dem Staate zuweist — nämlich den Grundwerth an sich zu nehmen. Nach den in Preußen vorgenommenen Stichproben hatte sich in den zwanzig Jahren von 1837 bis 1857 die Verschuldung genau verdoppelt, und seitdem wird die Zunahme eher schneller als langsamer geworden sein. Erbtheilung, Restkaufgelder und Zinsverpflichtungen werden sie auch ferner wachsen lassen, und so wird die durch Zollvertheuerung bewirkte künstliche Erhöhung der Rente am letzten Ende nicht bei dem Grundbesitz bleiben, sondern dem Zinscapital zu Gute kommen. Wenn die letzte Unterstützung durch den Zolltarif von 1879 nicht bereits diesen Weg genommen hätte, würden heute — nach fünf Jahren — die Klagen nicht wieder so lebhaft sein als vorher. Nach weiteren fünf Jahren würde trotz neuer Hülfe das alte Lied wieder ertönen, und wenn endlich das Mittel versagt, die Verschuldung weit über die natürliche Grenze gestiegen sein und über den Grundbesitz eine allgemeine Katastrophe hereinbrechen — wie jetzt über die Zuckerfabriken.

Wenn man vor einer Confiscation der Grundrente zurückschreckt, so läßt es sich noch weniger rechtfertigen, sie unter empfindlichen Opfern für den größten Theil der Gesellschaft dem Zinscapital in die Hände zu spielen und dabei doch die durch das Einzeleigenthum an Grund und Boden auferlegten Beschränkungen zu dulden. Dem wäre Henry George's Vorschlag weit vorzuziehen. Uebrigens bewegt sich dieser durchaus nicht mehr bloß im Reiche der Träume. Sein Urheber hält es nicht für unmöglich, in seinem Lande schon jetzt eine Majorität dafür und namentlich die Zustimmung der kleinen verschuldeten Besitzer zu finden, und daß der Gedanke bereits in vielen Köpfen spukt, zeigt die neue Vorlage an den Congreß, nach welcher Ausländern der Erwerb amerikanischen Bodens untersagt werden soll, damit den eigenen Bürgern der Raum nicht knapp werde. Wenn dies schon in Amerika geschieht, so liegt die Gefahr nahe, daß bei unserer viel schlimmeren Beengung und der socialistisch viel gründlicher vorbereiteten Stimmung die agrarische Frage auf die offene Herausforderung eine ungeahnte Wendung nehme.

Literatur und Kunst.

Der Journalismus im heutigen Rom.

Von Heinrich Breitinger.

Als im Monat September 1870 das neue Italien durch die Bresche der Porta Pia in die ewige Stadt einzog und diese zur nunmehrigen Capitale des Königreiches machte, da besaß das päpstliche Rom nur ein beschränktes Geistesleben localer Tradition. Die Dichterei war eine Hauptsache; denn noch waren die Schäfer der süßlichen Arkadia nicht ausgestorben, bilden ihre Nachkommen doch heute noch eine mit clericalen Elementen stark versetzte akademische Zunft, welche in der altberühmten Villa des Bosco parrasio (Parrasia lag in dem alten Arkadien!) sich zu versammeln fortfahren. Fremde

Digitized by Google

üsse hatten diese römischen Dichter allerdings nicht unrt gelassen. Während die Gebrüder Maccári ihren rdiculus trieben, übersetzte Fabio Nannarelli Goethe's st" und der Fürst Torlónia gefiel sich in seiner Stimsverwandtschaft mit unserem Novalis. Stimmungslyrik überhaupt die Stärke dieser Römer von 1870. Wenigstens ihnen Anderes nicht recht glücken. Die Dichterin machte Fiasco mit ihrem Drama (Tasso in Sorrent), pi mit seinen Novellen, Castagnóla mit seinem historischen ne Spartacus. Bedeutendes leistete nur die römische ctpoesie, deren volksthümlicher Inhalt das Künstliche und hte von vorne herein zurückwies. Joachim Belli's gr Name reihte sich von selbst im Urtheile Italiens neben nicht vergessenen Namen des Sizilianers Meli, des ners Fucini und des Mailänders Porta. Andere junge wie Pascarella, folgten Belli nicht ohne Glück.

Nun aber ward es mit einem Male anders, ganz anders r gemüthlichen Stadt der Arkadier. Streber, die Brod en, Streber, die Einfluß, Ehre, Macht und Ruhm n, drangen mit einem Heere von Beamten durch die verißvolle Bresche ein, Journalisten, Politiker, Literaten, eurer begannen das clericale Pflaster unsicher zu machen. terarischen Leben der neuen Hauptstadt machte sich die gung zunächst durch Einwanderung der großen Zeitungen r. Von Florenz her wanderten ein: die „Opinione", Diritto" und der kurz vorher durch Martini gegründete ulla". Letzterer, den Namen eines Nationalhelden aus Romanen Azeglio's an der Stirne tragend, machte e, da er die Behendigkeit, die pikante Kurzweiligkeit und razie des französischen Journals auf italienischen Boden rpflanzen bemüht war. In der That, Ferdinando Martini einen Mitarbeitern gebührt das Verdienst, den Journalnd durch diesen auch den Romanstil Italiens aus einem fälligen in einen leichtgeschürzten, durchsichtigen, rasch Ziele stürmenden verwandelt zu haben. Man vergleiche z. B. den Mailänder „Crepusculo" von 1855 mit ni's Blatt von 1875. Was für ein Fortschritt in Stil Diction! Neider und Spötter nannten den „Fanfulla" twegdas Hofblatt und den Hofnarren (Buffone di e), aber es brachte von Anfang an seine zwölftausend olare an Mann und führte das journalistische Scepter 876. — Aber die Buchliteratur wollte nur langsam und d gedeihen. Auch heute noch gibt es in Rom keine n Verlagsgeschäfte, wie sie in Florenz, Mailand und vorkommen, und bedeutende Literaten ließen sich erst ierer Zeit daselbst nieder; sie sind selbst heute nicht zahlder Neapolitaner Bonghi, der Mailänder Cavallotti, oskaner Arbib, der Genuese Barili, der Piemontese io, der aus Pésaro, Rossini's Geburtsort, eingewan-Senator Mamiani erschöpfen die Liste so ziemlich. Unter römern selbst erlangte nur Pietro Cossa (gest. 1881) einen Dramen (Nero — Messalina — Plautus) eine stelle in der Werthung Italiens. —

Wir leben in einer Zeit, wo das Buch durch die Zeitdie Zeitschrift durch die Zeitung mehr und mehr bewird. Auch in Rom trat eine Schöpfung der Tagesin die Lücke, welche die Buchliteratur gelassen. Ich die halbliterarischen Sonntagszeitungen. Auch hier ging ährige Ferdinando Martini bahnbrechend voran. Sein ulla della Domenica", gegründet 1878, hatte zudem die sprochene Tendenz, in der Literatur mit dem Zopfthum omantik ein für alle Mal aufzuräumen. Gleich die Artikel griffen die Lombarden an und suchten die ische Dictatur der radicalen Toskanerschule (Carducci, ni und ihrem Anhange) in die Hände zu spielen. Vier später rief Martini eine zweite Sonntagszeitung, die enica letteraria", ins Leben und überließ die Redaction ersteren von nun an seinem Freunde Barrili, dem eingerten Romanschreiber aus Genua. Heute ist Martini alsecretär des Unterrichtsministers und hat unter Car Eingebung die Romantik auch in der Schulliteratur Korn genommen. Manzoni's Roman wird als Lectüre och in einem Winkel der Lyceen geduldet. Carducci entsogar die Lesebücher der unteren Classen. Manzoni ist eben zu katholisch und zu wenig Demokrat für die Tonangeber von heute. Er wird aber wieder auferstehen, sobald diese nicht mehr da sind.

Seit 1880 brach eine lärmende und übermüthige Bande junger Streber in diese Sonntagsliteratur ein, um da ihr Mülhchen zu kühlen, ihre Galle zu leeren, die Gegner zu „vermöbeln", Kameraden herauszustreichen, über Alle und über Alles zu plaudern und ab und zu ein Bischen Blasphemie und Pornographie zu verüben. Ein tolles Durcheinander von Stimmen wie in Dante's Hölle:

„Unerhörte Sprachen, greuelvolles Schelten,
Klagende Worte, Töne zornentbrannt.
Faustschläge hallten, heis're Stimmen gellten."

Viel Geschrei und wenig Wolle; doch ist auch Wolle da, und es wäre ungerecht, unter dieser meist aus Süditalien stammenden Jugend die unverkennbaren Talente wie Scarfoglio, D'Annunzio, Mazzoni nicht bemerken zu wollen.

Die Organe dieser Jeunesse dorée sind der „Capitan Fracassa", sodann das Sonntagsblatt dieser täglichen Zeitung und die „Cronaca bisantina". —

Der „Capitan Fracassa" wurde 1880 von dem Genuesen Vassallo nach dem Muster des Pariser „Figaro" gegründet, er hat seinem Vorbilde manches Geheimniß abgelauscht und sucht ihm auch in der äußeren Form zu gleichen. Ihren Namen hat die Zeitung mit dem Helden eines Romans von Theophile Gautier gemein. Der „Fracassa" versuchte also auf der vom „Fanfulla" bereits gebrochenen Bahn um einen Schritt weiter zu kommen. Thatsache ist denn auch, daß der „Fracassa" durch die lebendige Frische seiner Form wie durch den Reichthum seines Inhalts den „Fanfulla" bereits überholt hat. Uebrigens war der „Fracassa" von Anbeginn eine gegen den „Fanfulla" gerichtete, sehr bewußte Reaction, welche einerseits eine radicalere Politik, andererseits eine Bevorzugung des römischen Elementes unter den Zeitungsmachern der Hauptstadt anstrebte. Vassallo, der feurige Ligurier, holte bei Cossa und dem radicalen Giovagnòli seine Rathschläge und Eingebungen; seine heutigen Mitarbeiter sind meistens junge Leute aus Rom und aus dem Süden. Der Römer Pascarella schreibt für ihn Sonette im heimathlichen Volksdialect; Scarfoglio aus den Abruzzen, Lodi aus Bologna, Fleres der Sizilianer, besonders aber die Neapolitanerin Matilde Serao, welche Scarfoglio soeben als Gattin heimgeführt, zählen zu den Besten seines Stabes.

Auch der „Capitan Fracassa" hat im Anfange dieses Jahres sein Sonntagsblatt gegründet. Dasselbe wird von Carducci's Freund Chiarini, der als Gymnasialdirector von Livorno nach Rom herüberkam, geleitet. Seinen Ruf verdankt Chiarini in erster Linie seinen Leistungen als Dichter, Literaturhistoriker und Kritiker, sodann und vielleicht nicht weniger einer engen Verbindung mit Carducci. Karl Hillebrand soll ihm bei der Uebersetzung Atta Trolls keine unwesentlichen Dienste geleistet haben. Chiarini ist ein ehrenwerther, feingebildeter Mann, etwas starr, zuweilen einseitig, dafür ein Mann, der den Muth besitzt, den jungen Pornographen den Kopf zu waschen. „Diese Dichtung gehört weniger ins Gebiet der Kritik als in dasjenige des Strafrechtes (roba non da critica, ma da questura). — Das sind Heldenthaten eines Riesenschweins (prodezze di porcellone)", so redet Chiarini's letzte Vorrede zu D'Annunzio, dem jungen Abruzzesen, welchen er doch selbst in die Literatur eingeführt. Man sieht, die alten Herren haben heute etwas Mühe, die Geister, die sie riefen, wieder loszuwerden. — Natürlich kniet auch der Sonntags-„Fracassa" vor dem großen Meister Carducci und preist in jeder Tonart den Propheten Allah's. Carducci hat erreicht, was er erstrebte. Der toskanische Literat ward Professor in Bologna, der Professor ward zum italienischen Victor Hugo und trommelte mächtig auf dem republikanischen Tamtam. Nachgerade spitzte sich die Frage zu zwischen Carducci und anderen noch lebenden Dichtergrößen Italiens, schließlich zwischen dem lebenden Carducci und dem todten Manzoni. Heute sind sie alle besiegt, bei Seite geschoben und

Digitized by Google

provisorisch vernichtet; denn hinter Carducci steht ein Heer von entschlossenen Schreiern mit streitbaren Ellenbogen, die unisono das Lied jenes Kritikers singen, dem Heine die Worte in den Mund legt: „Da kommt der Büffel aller Büffel, der Stier aller Stiere. Er allein ist der Büffel, alle Andern sind nichts als gewöhnliche Ochsen!"

Die „Cronaca Bisantina" wurde 1883 von Sommaruga ins Leben gerufen. Dieser unternehmende Mann hat eine Vergangenheit, die der Feder eines Balzac würdig wäre. Mit nichts hatte er angefangen und wenig genug besaß er, als ihm in Cáglari die Gründung eines kleinen literarischen Blattes „Farfalla" (Schmetterling) gelang. Er siedelte nach Mailand hinüber, wo die „Farfalla" für die französische Realistenschule und ihre Geschmacksrichtung geräuschvolle Reclame machte, bis sie 1879 wieder einging. Jetzt entschloß sich Sommaruga für Rom, welches noch keinen einzigen bedeutenden Verleger zählte; mit dem Capital seiner Freunde gründete er einen Verlag, dessen Artikelchen durch elegante Ausstattung, billige Preise und pikanten Inhalt die italienische Nation zum Bücherkaufen erziehen sollten. Gleichzeitig ging Sommaruga an die Gründung der Eleganten Literaturzeitung, welche er Byzantinische Chronik taufte. Der wunderliche Titel birgt ein Compliment für Carducci, welcher einst gesungen hatte: „Italien forderte stürmisch sein Rom zurück, aber siehe da! unsere Bourgeoisie gab ihm statt dessen ein Byzanz." Damit das Blatt ein Ansehen bekäme, mußte es der unvermeidliche Carducci aus der Taufe heben. Carducci ließ denn auch mit sich reden, und Sommaruga kündigte an, daß jede Nummer eine Dosis Carducci enthalten werde. Die Chronik aus der Hauptstadt ward der eleganten Feder von Matilde Serao anvertraut, Scarfoglio und Genossen übernahmen die Gladiatorenrollen literarischer Klopffechterkunst, D'Annunzio versprach in der Fleischmalerei das Mögliche zu leisten. Dieser talentvolle Jüngling aus den Abruzzen wagte selbst für einen Olindo Guerini (Stechetti), der doch auch seine Postuma und Anderes auf dem Gewissen hat, zu viel. In einem Spottgedichte läßt Guerini sich so gegen D'Annunzio und dessen Lieblingsadjectiv „nudo" vernehmen. „Ein Sonett hab' ich gereimt, wo das Weiße und das Rothe, das Grüne und das Blaue durcheinander schimmern, wo der Regen der nackten Haide droht, der nackte Joseph mit seinem nackten Kinde spielt, eine dito Dame den seidenen Strumpf anzieht, der nackte Koch den Morgeneinkauf auf dem Markte macht. Sechs nackte Häscher fah'n den Dieb in fuga .... Ein niedlich Ding, ich schenk's dem Sommaruga." — Was Herr Gymnasialrector Chiarini über die „Musa porca" seines früheren Schützlings zu bemerken hat, ist oben angedeutet worden.

Schließlich, und das ist das Beste von Allem, geriethen Dichter und Verleger wegen einer „moralischen Frage" einander in die Haare. D'Annunzio hatte nämlich eine Sammlung schmutziger Novellen unter dem Namen „Das Buch der Jungfrauen" (il libro delle Vergini) bei Sommaruga verlegt. Der Verleger ließ das Bändchen mit einem höchst eindeutigen Umschlage ausstatten. D'Annunzio protestirte nun gegen den obscönen Buchdeckel, der den sittlich ernsten Inhalt aufs Schändlichste verleumde. Der erstaunte Sommaruga fand keine bessere Entschuldigung, als daß er den Inhalt des Buches zwar nicht kenne, wohl aber dessen Autor.

Von jeher hatte Sommaruga auf den Scandal speculirt, und deshalb gründete er letztes Jahr die „Caudinischen Pässe" (Forche caudine), in welchen der Professor Sbarbaro, als improvisirter Volkstribun des Trastévere, den Wahnwitz seiner Wuth gegen Alles, was in den Regierungs und Hofkreisen Ansehen genießt, so lange ausließ, bis die Häscher ihn in Bande schlugen. Auch sein Verleger wurde bald darauf unter die Anklage versuchter „ricatti" (franz. chantage, Erpressungsversuche durch Drohungen) verhaftet. Sommaruga befand sich gerade am Theaterballe (veglione), wo er am Arme seiner schönen Adele Maï, einer in Rom sehr bekannten Tänzerin, von den sauren Neujahrswochen sich zu erholen gedachte. Sein Verlag ist vorläufig verwaist; die Liebeslieder der Gräfin Lara (Schwiegertochter Mancini's), seine eigenen Novellen (Sommaruga schreibt unter dem Namen eines Doctor Pértica*), die ganze weiß-grün-rothe Poesie D'Annunzio's und so viele andere nette Büchelchen sind in die Masse seines Fallimentes gerathen, ein sehr prosaisches Ende eines so hochstrebenden poetischen Gründerthums.

Noch ist beizufügen, daß Sommaruga in den letzten Wochen seiner römischen Verlegerexistenz eine neue modische Zeitung, den „Nabab" (Director Panzacchi) vom Stapel ließ. Dieses Blatt gleicht in seiner ganzen Ausstattung dem „Figaro" und soll natürlich auch seinem Geiste nach für die Boudoirs von Rom dasselbe werden, was in Paris der „Figaro" bedeutet. Aber schon nach einigen Wochen ist aus dem täglichen „Nabab" ein wöchentlicher geworden, was auf einen gewissen Widerspruch zwischen dem Titel und den Hülfsquellen des Journals schließen läßt.

Bisher ist nur erst von den literarischen und figaresken Zeitungen des heutigen Roms gesprochen worden. Versuchen wir's auch die politischen Blätter in Kürze zu charakterisiren.

Die „Opinione" nennt der Spott des heutigen Publikums die „Großmama" (la nonna); damit soll der Gegensatz ihrer ehrbaren Haltung zum ausgelassenen Treiben des Tages bezeichnet werden. Die „Opinione" ist allerdings betagt, sie ward zu Olim's Zeiten, ich glaube Ende der vierziger Jahre, in Turin vom Deputirten Dina, dessen Büste heute auf dem Monte Pincio steht, gegründet. Sie focht ritterlich an Cavour's Seite, wird heute vom Marquis d'Arcais, einem hochgebildeten Sarden, redigirt, steht seit zwei Jahren zu Depretis, zählt als Mitarbeiter Luzzati, den Nationalöconomen von Padua, bleibt ernst und würdig mitten in der steigenden Fluth des italienischen Ameritanerthums, besitzt einen bescheidenen, aber getreuen Leserkreis, der kaum sechstausend übersteigen dürfte, kennt weder Schliche noch Leidenschaft, — die wackere und ehrwürdige Ahnfrau der großen italienischen Zeitungsfamilie.

Neben ihr steht der „Diritto" von der doctrinären Linken, wie es heißt, Mancini's Organ, natürlich auch ein Blatt, das nicht in die Massen dringt. — Ebenfalls doctrinär, aber im socialistischen Sinne, ist die „Rassegna", früher eine toskanische Wochenschrift, heute ein tägliches, von den Toscanern Somino und Franchetti und von dem Neapolitaner Fortunato unter der Direction der Gebrüder Torráca geführtes Blatt, das nationalöconomische, literarisch-politische Organ der „Rassegnati". Diese Herren wollen den Socialismus durch die Regierung, sie bilden den Kern einer vorgeschrittenen Monarchischen Zukunftspartei. Der von Turco geleitete „Versagliere" und die von Levi dirigirte „Riforma" werden, jener von Nicotera, diese von Crispi inspirirt. Die sogenannte pentarchische Linke (Baccarini-Cairòli-Zanardelli-Crispi Nicotera) welche, vor zwei Jahren gegen Depretis ihren Bund schloß und ihn an den Banketten von Neapel besiegelte, pflegte hier die Gefäße ihres Zornes auszuschütten.

Die „Stampa" ist auch ein ernstes Blatt, das von dem beredten neapolitanischen Exminister Taiani inspirirt wird. — Das kleine Localjournal „Il Messagero" befriedigt die Neugier des Tages, ein Lieblingsblatt der Kutscher, Soldaten und Mägde, sofern diese Leute nicht zu den Analfabeti gehören.

Rom ist auch heute noch arm an literarischen Zeitschriften. Auf die von den Liberalen der dreißiger Jahre in Florenz gegründete „Antologia" folgte seit 1866 die „Nuova Antologia" von Protonotari, welche seit 1870 ihren Sitz nach Rom verlegte. Diese Zeitschrift wird natürlich von den Jungen mit Verachtung als „codina", als ein Kind der Zopfzeit, ihr kundiger Redactor als „Protosomari" (das erste unter den Lastthieren) verhöhnt. Ernster ist der Vorwurf, daß die „Nuova Antologia" der Literatur und ihrer Geschichte immer weniger Aufmerksamkeit schenkt. Dies hat seinen Grund wohl hauptsächlich darin, daß die guten Köpfe sich auf die feuilletonistische Vielschreiberei legen, eine leichtere Arbeit, die zugleich sich besser bezahlt.

Seit Juli vorigen Jahres erscheint in Rom und Florenz

*) Pértica: Die Stange, Anspielung auf die lange, hagere Statur des Autors.

Digitized by Google

ritische Monatsschrift von nur einem Bogen Umfang
billigen Preise von sechs Lire per Jahr, welche in
Knappheit, ihrem gemessenen und sicheren Ton an unsere
en Literaturzeitungen gemahnt und gewiß sich eine Zu
chaffen wird, sofern die „mala fede degli associati"
ie angeborene Antipathie des italienischen Abonnenten
die Ausrichtung des Abonnements, nicht hier wie so
on einen Strich durch die Rechnung macht. Wir wün
diesen braven Leuten besten Erfolg. Als Redacteure
sich: Zenatti und Morpurgo, zwei in Rom nieder
ne Triestiner, und Casini, ein Schüler Carducci's.
rgo ist jüdischer Abkunft. Da in Deutschland so viele
steller diese Abkunft mit Morpurgo theilen, dürften
Notizen über die parallelen Verhältnisse Italiens nicht
Interesse sein. Jüdischer Abkunft sind folgende hervor
e Schriftsteller des heutigen Italien:
Der Senator Massarani von Mailand, Maler, Dichter,
r und Millionär. — d'Ancona, Professor der italieni
Literaturgeschichte in Pisa, heute der gründlichste Kenner
Gebietes in Italien, Verfasser zahlreicher Monographien
rgeschichtlichen Inhalts. — Franchetti aus Florenz,
chtsschreiber und Literaturhistoriker. — Luzzatti, National
n in Padua. — Maurogónato in Venedig, National
n. — Ascoli, ein Sprachforscher von europäischem Rufe,
ailand. — Camerini, der verstorbene Kritiker von Mai
— Fast alle Deputirte des Venezianischen sind Juden. —
enedig und Padua sind die besten Anwälte Juden. Der
dvocat in Padua heißt Signor Levi. Die Namen:
Civita, Diena, Dina, Fano, Errèra, Vivante, Sacerdoti,
n haben in Italien einen guten Klang. In Süd
sollen verhältnißmäßig wenige jüdische Familien wohnen,
rden gilt Mantua als ihr Hauptsitz.
inen gemeinsamen Mittelpunkt haben die Leute der
hen Presse in der von De Sanctis gegründeten und
von Bonghi präsidirten „Associazione della Stampa",
die Rechte der Journalisten vertheidigt und Ehren
e zur Schlichtung ihrer Händel ernennt. Präsident
i, der kleine, lebhafte, wüthend gesticulirende Neapoli
der nie ins Parlament kommt, ohne alle Taschen mit
gen, Broschüren und Büchern vollgestopft zu haben,
spartanische Einfachheit durchaus nicht hindert, daß er
Verleger seiner nie erscheinenden römischen Geschichte
mmerwiederkehrende Wippchenbillet richtet: „Lieber Proto
, einen Vorschuß von hundert Lire auf meine römische
chte!" — Bonghi ist ein Mann, der trotz seiner kreischen
istelstimme die „Parlantina" seiner Heimath — der
th Cicero's und Ovid's — als Meister handhabt und
uzen Reichthum seines fruchtbaren Gehirns alle Augen
für das Wohl der italienischen Presse und ihrer Arbeiter
chließen bereit ist. Der Redactionssalon des „Fracassa"
s stets belebte Rendezvous der jungen Presse und ihrer
n Gäste.
So ist denn in Rom der Journalismus heute das domi
e Element der Literatur, ein Mittelpunkt der publicisti
Thätigkeit und ein Sammelplatz von Zukunftssuchern,
chts und links den Regierungskarren umdrängen; alte
nacher, wie Carducci, Martini, De Renzis, De Zerbi,
n hier zu Artikelschreibern. Die Stille der Studirstube
r zwischen den täglichen Plänkeleien und gelegentlichen
chten der journalistischen Polemik ebenso überflüssig wie
kbar. Das heutige Rom gehört Allen und ist die Hei
von Keinem. Ein Glück, daß der tägliche Verkehr die
ligen Spitzen abstumpft und die tägliche Reibung die
fühlt, statt sie zu mehren. Freilich, wenn sie am
talistentage beisammensitzen, so können manche dieser
n mit der Selbstironie Hamlet's sich ins Ohr raunen:
are arrant knaves, all; believe none of us."

Erinnerungen an Franz Abt.

Von Otto Felsing.

Eines Sonnabends im Winter 1879, kurz nach meiner Uebersiedelung nach Braunschweig, wurde ich dort im Clublocale der „Kleiderseller" — einer freien Vereinigung von Männern, die sich aus Beruf oder Neigung mit Literatur, Kunst und Wissenschaft abgeben — einem dicken, rothbäckigen Herrn vorgestellt, der sich mit wahrer Wollust über ein Beefsteak hergemacht hatte und nach dessen Vertilgung in ein zweites hieb, als habe er den ganzen Tag über hungern müssen. Seinen Namen hatte ich bei der Vorstellung nicht verstanden, wie das ja gewöhnlich so zu gehen pflegt; aber an dem geradezu legendären Appetit erkannte ich ihn: es war der braunschweigische Hofcapellmeister Franz Abt, der von allen Stämmen germanischen Geblütes in drei Welttheilen, Europa, Amerika und Australien, hochgefeierte Liedercomponist.

Wenn sich irgendwo das Bild, welches man sich von einem geistig Schaffenden auf Grund seiner künstlerischen Hervorbringungen macht, mit der Wirklichkeit nicht deckte, so war es bei Franz Abt der Fall. Seine zum großen Theil süßlich-sentimentalen Liedercompositionen lassen ganz sicher nicht auf einen Mann von seiner Figur und seinem Wesen schließen, contrastiren damit vielmehr im stärksten Maße. An ihm war nichts Süßliches, nichts Sentimental-Schwärmerisches. Sah man die untersetzte, umfangreiche Figur, das glatte, zeitweise beinahe schon violett angehauchte rothe Gesicht mit den Hängebacken und dem höchst ansehnlichen Doppelkinn, beobachtete man das naive, unvergnügte Behagen an rein materiellen Genüssen, so konnte man sich kaum des Zweifels daran erwehren, daß man in der That Franz Abt vor sich habe, den Componisten so vieler tausend, von schwärmerischen Mägdelein und verliebten Jünglingen mit so viel „Gefühl" gesungenen Lieder. — Ich habe ihn später genauer kennen gelernt und mehrere Jahre mit ihm in ziemlich regem Verkehr gestanden; aber immer und immer wieder habe ich mir die Frage vorgelegt: ist es denn möglich? Können denn der Mensch Abt und der Componist Abt zwei so verschiedene Persönlichkeiten sein? Der einzige Charakterzug, den Beide gemein hatten, war der einer gewissen Trivialität, eines gewissen Banausenthums, das freilich der Liebenswürdigkeit nicht entbehrte; im Uebrigen aber hatten der künstlerische und der menschliche Charakter Abt's keinerlei gemeinsame Züge, und man durfte mit Recht das viel citirte Wort auf ihn anwenden, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten.

Ihn als Musiker zu würdigen, bleibe den Fachkritikern überlassen; hier soll nur von dem Menschen die Rede sein. Er war einer der liebenswürdigsten, gefälligsten und harmlosesten Persönlichkeiten, die sich denken lassen. Seine colossalen Erfolge hatten ihn nicht stolz, nicht eitel gemacht; er sprach wohl zuweilen davon und zeigte seinen Bekannten gern die vielen Lorbeerkränze und die hunderte von Diplomen, welche ihm aus aller Welt zugingen; ja, er konnte eine kleine goldene Denkmünze, die in Amerika oder Australien auf ihn geprägt war, viele Wochen lang in der Tasche tragen und Jedem zeigen, mit dem er sprach; allein das geschah so ohne jede Prätension, so absolut harmlos und mit so wirklich aufrichtiger Freude, wie dem so ersichtlichen Wunsche, daß sich Andere daran mitfreuen sollten, daß sich wohl die meisten unserer lebenden Componisten ein Exempel daran hätten nehmen können. Wie ihn die namentlich auf seiner Amerikafahrt zu großartigen Triumphen gesteigerten Ovationen nicht eitel machten, so konnte ihn abfällige Kritik — und er hat sie ziemlich häufig erlebt — nicht verbittern. „Nu cha", pflegte er dann in seinem sächsischen Dialecte zu sagen, „ma' kann doch nich immer Kutes componir'n?! Der Mann wird schon Recht haben!" — „Kott, wenn's dem Mann' nich kefällt .... ich habe ja so viel Anderes kemacht, da kann er sich ja 'was von aussuchen!" Das war die einzige Aeußerung auf unverständige Ausstellungen. Er ging sogar noch weiter und erklärte gelegentlich selber diese oder jene seiner „Sachen" für

Digitized by Google

dummes Zeug. Eines Tages, als wir uns auf der Braunschweiger Theaterpromenade trafen, bat er mich, trotzdem ganze Bibliotheken gedruckter und hohe Stöße geschriebener lyrischer Gedichte in seiner Wohnung zu finden waren: „Heeren Se, lieber Freund, Se könnt'n mir'n kroßen Kefallen thun .... mach'n Se mir'n paar Getichte!" — „„Aber, Hofcapellmeister, Sie haben ja eine Unmasse davon!"" — „Ja", antwortete er mit unfreiwillig komischem Seufzer, „es is wahr, aber dieses viele Herumsuchen in der Menge .... mach'n Se mir lieber 'n paar neue! So 'was mit Frühlingsluft und erster Liebe und was überhaupt solche Sachen sind. Wissen Se, was so für mich paßt!" — Nun, ich brauchte ihm keine paar neue zu machen; von der Sorte hatte ich Einiges auf Lager! — Abt kramte trotz seines Abscheues vor dem „Herumsuchen" eine Stunde lang in meinen Manuscripten herum und sagte schließlich: „Nu, ich will Ihnen 'mal was sagen, ich wer' mir acht Stück davon mitnehmen!" Er that's, und schon am selben Abend brachte er mir eine Composition des ersten „Stücks". Sie gefiel mir nicht. Er setzte sich ohne Weiteres hin und fing an, die noch leeren Seiten des Manuscripts mit Notenköpfen zu bedecken .... „Warten Se 'mal, ich klaube, ich habe 'ne bessere Idee!" — Nach einer Weile spielte er mir diese bessere Idee vor, sagte aber selber zum Schluß, zweifelnd: „Na na! — Was meinen Sie'n dazu?" — „„Rund herausgesagt, Hofcapellmeister, es ist nichts!"" — „Nu cha", erwiderte er, „ich dacht's mir auch schon eben, es is dummes Zeug. Nu, ich mach Ihnen ein anderes Lied. Aber ich will Ihnen 'mal was sagen (seine Lieblingsredensart), umsonst will man doch nicht gern 'was geschrieben haben: ich wer' mir'n englischen Text heraussuchen, der so einigermaßen in die Melodie hineinpaßt. Für die John Pulls ist Das immer noch zu schade. Die verstehen nichts von Musik, sonst wär'n se nicht so versessen auf — meine Sachen!"

Abt arbeitete in den Jahren, wo ich ihn kannte, nur wenn ihm das Messer an der Kehle saß, und dennoch öfter als ihm lieb war, denn er befand sich unausgesetzt in Geldverlegenheiten, trotzdem er eine ganz ansehnliche Gage als Hofcapellmeister der Braunschweiger Bühne hatte, trotzdem er von einem englischen Verleger für das Recht der Wiederpublication der zuerst in Deutschland veröffentlichten Liedcompositionen ein Jahrgehalt, wenn ich nicht irre, von 800 Thalern und außerdem ganz hübsche Einnahmen von seinen deutschen Verlegern bezog. Sein Wohlleben, seine verschwenderische Freigebigkeit und sonstige kostspielige Liebhabereien verschlangen sehr viel Geld. Und so kam es, daß Abt manchmal Monate lang in allen dienstfreien Stunden am Schreibtische saß und componirte. Böse Zungen sagten ihm nach, daß er gleich 12 Blätter für 12 Texte vor sich auf dem Tisch ausgebreitet und um den Zeitverlust beim Dintetrocknen und Umblättern zu ersparen, gleich den neuen Text auf Blatt zwei zu componiren angefangen hätte, wenn er bei Nummer 1 unten angekommen, und schließlich, wenn Text 12 bis zur ersten Seite gediehen, die Blätter umgewendet und vom ersten Text an bis zum letzten die Fortsetzungen so zu sagen in einem Athem der Reihe nach niedergeschrieben habe. Als ich ihn eines Abends in lustiger Gesellschaft scherzhaft fragte, ob sich das wirklich so verhalte, antwortete er mit seinem gutmüthigen Lächeln: „Nu, nich' kanz so, oder doch — wenigstens nich' immer!"

Im Ernste gestand er denn auch zu, daß er sehr häufig nicht aus innerer Nöthigung componire. Man müsse doch schließlich leben und die Hofcapellmeistergage sei „rein zum Verhungern". Nun, wie gesagt, sie war ganz ansehnlich; aber freilich — bei seinem Appetit ....! Er pflegte seinen Gaumen und seinen Magen mit den auserlesensten Speisen und nahm geradezu ungeheuerliche Massen davon zu sich. Eines Tages holte ich ihn irrthümlicherweise um eine Stunde zu früh zu einem großen Bürgervereinsfestessen ab, und diese Stunde benutzte er, um sich ein Wiener Schnitzel und zwei Brödchen in der Parterrerestauration des betreffenden Hotels trefflich schmecken zu lassen. Als der Beginn des Festessens sich nun ungebührlich lange verzögerte, führte sich Abt außer dem in seiner Serviette steckenden Milchbrode noch 5 andere zu Gemüthe und aß dann das ganze Menu gewissenhaft durch; sehr gewissenhaft sogar. Aber noch nicht genug damit. Wir gingen von dem Essen aus noch in den „Kleiderseller", der sehr lange zu tagen oder vielmehr zu nächtigen pflegt, und ich hörte, wie Abt nach einer Weile zu seinem Nachbar, dem Romanschriftsteller Wilhelm Raabe, sagte: „Ich weiß karnich, wie mir heut is — ich habe doch schon eine kanze Menge kegessen, aber ich klaube, ich habe factisch noch 'n bissel Appetit. Kellner, bring'n Sie mir doch die Speisekarte .... wie? Fasan is heut so gut? Na, da will ich Ihnen 'mal was sagen, da bring'n Sie mir 'mal 'ne Portion!" — Er hat auch die noch aufgegessen!

Von Abt stammt auch das Wort: „Eine Gans ist ein sehr hübscher Vogel; er hat aber einen recht dummen Fehler: für Einen ist er ein bischen zu viel, und für Zwei wieder viel zu wenig." — Als Abt eines Abends vergnügt schmunzelnd aus seiner Stammkneipe trat, redete ihn ein Bekannter an: „Na, Herr Hofcapellmeister, es gab wohl heute etwas Extrafeines zum Abendessen?" — „„Nu cha"", war die Antwort, „„wie man's nehmen will. 's war 'n Truthahn.""" — „Waren denn viele Personen dazu?" — „„Das krade nich', wir waren nur zwei; bloß ich und der Truthahn!""

Im Trinken war Abt im Verhältniß sehr mäßig. Doch hatte er eine große Freude an den zahlreichen Weinsendungen, die ihm von den vielen Verehrern seiner Compositionen zugingen, und es hat ihn tief geschmerzt, als bald nach seiner Uebersiedelung nach Wiesbaden ein Einbruch bei ihm verübt wurde, und die Einbrecher, in ihren Erwartungen getäuscht, wenigstens den Inhalt des Weinkellers mitgehen hießen.

Diese Uebersiedelung nach Wiesbaden war keine ganz freiwillige. Abt wäre gern noch in Braunschweig als Hofcapellmeister thätig geblieben, aber er sah sich, wie er mir mehr als einmal klagte, durch Cabalen schließlich gezwungen, um nur zur Ruhe zu kommen, seine Entlassung zu nehmen. Es darf übrigens nicht unerwähnt gelassen werden, daß es ihm auch wohl ohne diese fortgesetzten Theaterintriguen nicht möglich gewesen wäre, noch lange das Dirigentenscepter zu führen; denn mit seiner Gesundheit ging es auf einmal schnell abwärts und plötzlich legte er sich auf Wochen. Als er sich vom Krankenlager erhob, war aus dem Fleischberg ein Skelett geworden; er war nicht wiederzuerkennen. Er selber war recht unglücklich darüber, tröstete sich indeß mit der Hoffnung, wieder völlig zu gesunden, wenn er nur erst die Theatercabalen hinter sich habe — es war ein Irrthum!

Nun deckt unsren volksthümlichsten Liedercomponisten, dessen Wesen ich hier durch das bunte Medium seiner Menschlichkeiten zu zeichnen versucht, der grüne Rasen ... Aber ist auch sein liederreicher Mund verstummt, man wird in seinen Tönen von Leben und Liebe, von Jugend und Jugendlust singen auf Jahrzehnte, vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus, überall auf dem Erdball, wohin der Deutsche seinen Fuß setzt und noch setzen wird. Ist auch schon Manches verweht von Dem, was er geschaffen, wird auch noch manches, vieles Andere aus der großen Zahl seiner Tonschöpfungen bald vergessen sein, so werden doch einige von seinen Weisen sicher noch in fernen Zeiten erklingen — und ist es nicht ein beneidenswerthes Loos, auch nur mit einem Liede fortzudauern im Andenken seines Volkes? Abt's langjähriger Freund, der Dichter Karl Stelter, hat dies am Grabe des Sängers in trefflichen Versen ausgesprochen:

Wohl hat der Tod den Liedermund geschlossen,
Doch Töne dringen übers Grab hinaus
Und leben fort im Chor der sel'gen Geister.

Sie nahmen auf den großen Liedermeister
Und Frühling schmückt die Gruft nun mit dem Strauß,
Der unverwelklich seiner Kunst entsprossen.

Digitized by Google

Der Dichter der Polenfraction.

Von August Scholz.

ie Poeten des deutschen Reichstags haben sich seit der Wahl auch um einen Sänger polnischer Zunge ver- Der Name Józef Kościelski ist unter den jüngeren hen Lyrikern wohl geachtet, aber die deutsche Kritik isher kaum von dem Sänger des Posener Landes genommen. An den Ufern des sagenumwobenen Goplo- cht an der Ostgrenze des Reiches, hat der Erbherr von und Abgeordnete für Inowraclaw manches tief- dene Lied gesungen, das jeder Literatur zur Ehre ge- würde. Einen ersten Band seiner Dichtungen hat von Kościelski kürzlich bei Gebethner & Wolf in au veröffentlicht — lyrische Producte zumeist, die be- daß die östlichen Provinzen in literarischer Beziehung o steril sind, wie man im Westen gern annimmt.

er „Sänger vom Goplo", wie man Herrn von Kościelski Provinz zu nennen pflegt, ist ein weitgereifter, in s- und Wissenssachen wohl erfahrener Mann. Neben egischen Element, das mehr oder minder der gesammten hen Poesie eigenthümlich ist, klingt uns aus Kościelski's ngen der moderne Pessimismus entgegen, von dem heutige Lyrik nun einmal lebt. Doch hat Kościelski nanchen reinen Naturton gefunden, der uns frisch und würdig anmuthet. Zahlreiche Uebersetzungen aus dem sischen, Englischen, Russischen und Deutschen beweisen, er Dichter sein Talent gewissenhaft geschult und seine k nach gediegenen Mustern vervollkommnet hat. Er auch in den Uebertragungen gern Stoffe von pessimisti- Färbung, zumal Heine scheint ihm sehr ans Herz ge- en.

lls Politiker ist Herr von Kościelski bisher in der neuen seines Wirkens nur gelegentlich hervorgetreten. Möge eutsche Publicum ihn indessen aus den nachfolgenden, bersetzten Proben von seiner unzweifelhaft liebenswürdigen ischen Seite kennen lernen.

Ein tiefes Gefühl der Vereinsamung athmet das Gedicht Rückkehr" („Rozbitek"). Hinausgeschleudert ins Getriebe Welt, vom feindlichen Geschick bald dahin, bald dorthin lagen, kehrt der junge Wanderer, der in kühnem Fluge geeilt war, mit gelähmten Fittichen in die Heimath zurück, n ihrem Schooße die ersehnte Ruhe zu finden. Aber eisig kalt ist der Empfang, der ihm zu Theil wird, und gelt er wieder zurück in das wogende Meer, das er ver- . Mancher Jüngling schon, der „mit tausend Masten" sstrebte in die Ferne, ist so hoffnungslos zurückgekehrt, wie ielski es schildert:

Ein trauriges Wrack,
Die Ruder zersplissen,
Geborsten der Mast,
Die Segel zerrissen —
So kehr' ich zum Port,
Den ich froh einst verließ —
Ach, wenn er doch Ruhe mir,
— Ruh' jetzt verhieß'!

So herzlich der Abschied,
Der Willkomm so matt!
Wo ich war, forscht jeder,
Doch nicht, ob ich satt.
Was für Sitten und Trachten,
Das wüßten sie gern;
Daß mein Haar dort ergraute —
Was kümmert's die Herr'n?

Sie wußten's ja gleich,
Meine Müh' wär' verloren.
Nun gellt mir ihr weiser
Rath in den Ohren:
Warum bliebst Du nicht hier
Auf fruchtbarer Flur,
Statt zu folgen der Schwalbe
Fernstrebender Spur?

Konntest ruhig ins Meer schau'n
Aus Schloßfensters Bogen,
Doch Du stürztest Dich keck
In die stürmenden Wogen.
Schon früh hat kein Lorbeer,
Kein Kampf Dich verdrossen —
Welch schädliches Beispiel
Für unsere Sprossen!

Du wolltest, ein Falke,
Erjagen das Glück —
Jetzt kehrst Du als Bettler,
Ohn' Beute zurück.
Wir sä'ten und mähten
Und schafften in Ehren —
Du folgtest den Winden,
Sie mögen Dich nähren!

Ach, und wie zog's mich
Zurück in dies Land,
Wo der Väter Asche
Ruhet im Sand!
Nun grüßt mich die Heimath
So kalt wie der Tod — —
— Was soll ich am Ufer?
Zurück in mein Boot!

Ihr stoßt mich hinweg —
Wohlan denn, in See!
Nicht klag' ich — im Kampfe
Verlernt' ich das Weh.
Nicht umsonst war mein Schweifen,
Es stählt' meinen Muth:
Willkommen, ihr Sterne,
Du wogende Fluth!

Seinen Liebesschmerz läßt der Dichter in den folgenden resignirenden Worten austönen:

Bäumchen pflanzte in den Acker
Segnend meine Hand:
Junge Reiser, sprosset wacker,
Schattet dieses Land!

Wenn ich einst aus eurem Kreise
Schied, dann singt vielleicht
Hier ein Vöglein seine Weise,
Die der meinen gleicht.

Fallet dann mit eurer Zweige
Sanftem Rauschen ein,
Daß ein Zauber rings entsteige
Aus dem Liede mein.

Wecket, was darin enthalten,
Daß im Licht es strahl':
Euch, ihr bunten Traumgestalten,
Dich, mein Ideal!

Nur die Wunde mir im Herzen
Keinem sei gezeigt!
Daß ich euch gepflanzt mit Schmerzen —
Das, o das verschweigt!

Daß die Thrän' aus meinem Auge
Fiel auf Euch herab,
Daß des Grames bittre Lauge
Euch das Leben gab;

Daß ich diese Fluren schmückte
Nur für sie allein,
Während meine Brust erdrückte
Schwere Herzenspein;

Daß in euren Kronen tönte
Ihres Namens Klang,
Daß durch eure Knospen stöhnte
Mancher Seufzer bang.

Diese Seufzer, grüne Linde,
Laß sie nicht hervor,
Daß den Weg nicht einer finde
An ihr stolzes Ohr!

Digitized by Google

Du auch schweige, weißer Flieder —
Jeder trägt sein Joch;
Sollen meine Klagelieder
Andre plagen noch?

Auf dem Gebiete der Ballade hat sich Kościelski nicht minder glücklich versucht, wie auf demjenigen der reinen Lyrik. Im Tone des erzählenden Volksliedes, wie es sich bei den Polen ausgebildet hat, ist die nachfolgende „Ballade" gehalten:

Vier junge Recken durchschritten den Wald,
Einen Trümmerhaufen erschauten sie bald.
Dem schien er ein Kloster, dem ein Palast,
Dem Dritten ein dumpfer Kerker fast.
„Was schweift ihr so weit?" sprach der Vierte da —
„Liegt doch des Räthsels Lösung so nah!
Der Rest ist's von einem Wunderschloß,
Zernagt und verstreut von der Jahre Troß."
Und immer heißer entbrannte ihr Streit,

Da taucht aus dem Schatten eine Gestalt —
Bleich, welken Gesichts, dem Tode geweiht,

Graulockig umweht, weißbärtig umwallt.
Und also tönt's dumpf: „Wehrt euren Zungen!
Jedem von euch ist die Lösung gelungen.
Vor Alters stand ein Palast an dem Orte
Mit Burghof und Thürmen, mit Wall und mit Pforte.
Der ward mir zum Kloster — ich betete drin
Ein engelgleich Weib an mit gläubigem Sinn.
Der Zauber, der seinen Augen entfloß,
Wandelte mir's in ein Wunderschloß.
Ein Kerker ist aus dem Schlosse erstanden -
Drin meine Ritterehre in Banden.

Hört, wie es kam! Aus hohem Haus
Rief einst mich des Königs Bote heraus:
„„Verlaß den Palast, nimm Helm und Wehre,
Dein König ruft dich aufs Feld der Ehre.""
„„Nicht kann ich Dir folgen"", so sagt' ich dem Gast,
„„Denn hier ist mein Kerker, nicht mein Palast.
In schweren Fesseln lieg' ich gefangen
Und trage nach Kampf nicht, nach Ruhm nicht Verlangen.""
Alsbald des Zweiten Heroldruf braust:
„„Auf, Ritter, das Vaterland heischt deine Faust!
Heim sucht es der Feind mit Kriegesgrauen
Und wüthet und plündert in seinen Gauen.""
Da sag' ich: „„Ein Kloster ist diese Stätte,
Und ich bin der Mönch, und singe die Mette
Vor einem wunderthätigen Bilde —
Sprich selbst, was soll ich mit Schwert und Schilde?""
Und zum dritten Mal hör' ich's entgegen mir schallen:
„„O Ritter, der letzte Mann ist gefallen!
Die Weiber, die Kinder — gefangen, entehrt!
Auf, schwinge dein flammendes Rachеschwert!""
Da sagt' ich: „„Zu schwach wohl ist dieser Arm,
Um Hilfe zu leih'n eurem bitteren Harm.
Denn ein Märchenprinz bin ich, von Feenhand
An diese Stätte des Zaubers gebannt.""
Und weiter führt' ich ein Leben der Lust
An meiner Heiligen Schwanenbrust,
Als wieder ein Bote ins Haus mir dringt
Und solche Kunde vom Könige bringt:
„„Elender Verräther, weibischer Wicht!
Ueber dein Haupt das Blut, das geflossen!
Als dein wir bedurften, erschienest Du nicht - -
Sei drum vom Siegesfest ausgeschlossen!""
Kaum hatt' er geendet, da trat sie herein,
Bleich, zitternd, doch strahlend in hehrem Schein:
„„O weh dir, Verräther!"" so tönte ihr Wort,
„„Nicht bin ich mehr dein — fort, Elender, fort!
Ehre den Tapfern — Fluch diesem Haus!""
Sprach's und folgte dem Herold hinaus."
Noch standen die Vier, von Staunen gebannt,
Als zwischen den Trümmern der Alte verschwand.

Mancher treffliche Gedanke findet sich unter des Dichters „Aphorismen". Wir bringen zum Schluß unserer kurzen Skizze einige derselben, die uns für Kościelski's im besten Sinne moderne Weltanschauung bezeichnend erschienen.

1.

Wer die Menschen nicht ruft zur Arbeit, sondern zur Buße,
Macht um der Menschheit Wohl sich gar wenig verdient.

2.

Nicht von oben herab — von unten miß immer die Menschen!
Schau, ob sie hoch über'm Sumpf, nicht, ob sie weit noch von Gott.

3.

Auch der fruchtbare Nil schuf oft schon Tod und Vernichtung —
Manchen Arbnez schon zeugte lautere Lieb'.

4.

Alles hast du erkannt, die Räthsel des Weltalls ergründet —
Grinsend starren nur zwei Sphinxe: Anfang und End'.

Feuilleton.

Erzählung eines Markörs.

Von Graf L. Tolstoi.

Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff.

Es war wohl gegen drei Uhr. Es spielten der Herr, den wir immer den „hohen Gast" zu nennen pflegten, der Fürst, den man stets in der Begleitung desselben sah, ein Herr mit einem Schnurrbart, ein kleiner Husar, der Schauspieler Olliver und ein polnischer Edelmann. Es war noch ziemlich viel Gesellschaft da.

Der hohe Gast spielte mit dem Fürsten. Ich gehe um das Billard und zähle: zehn zu achtundvierzig, zwölf zu achtundvierzig ... Das Leben eines Markörs kennt Jeder. Man hat noch keinen Happen in den Mund und die letzten beiden Nächte keinen Schlaf in die Augen bekommen — aber man hat immer zu zählen und die Bälle wieder hinzulegen. Also ich zähle, plötzlich tritt ein fremder Herr herein. Er macht die Thür zu, sieht sich um und setzt sich aufs Sopha.

Wer kann das sein? d. h.: ist er von hohem oder niedrigem Range? denke ich.

Sehr fein gekleidet, Alles so sauber und funkelnagelneu; carrirte Hosen, Rock nach der neuesten Mode, eine Weste von Sammet, eine goldene Kette und allerlei Bammelwerk daran. Aber war er fein gekleidet, so sah er selbst noch feiner aus: zierlich, schlank, modern frisirt, weißer Teint mit rothen Backen, kurz, ein schmucker Kerl.

Unser Einer sieht natürlich sehr verschiedene Leute; die vornehmsten Herren, aber auch allerlei Gesindel. Wenn auch nur Markör, aber Menschen lernt man doch kennen; man bleibt nicht immer dumm.

Gut, ich seh' mir den Herrn an und bemerke, daß er still dasitzt — also mit Keinem bekannt, und der ganze Anzug so neu! „Vielleicht ein Ausländer!" denke ich: „Wahrscheinlich ein Engländer oder auch ein neu angekommener Graf."

Trotz seiner Jugend hatte er doch etwas Wichtiges. Ihm am nächsten saß Olliver — der rückte sogar etwas von ihm ab. —

Die Partie war zu Ende. Der hohe Gast hatte verloren und schnauzte mich an:

„Du machst Alles verkehrt", sagt er, „hast wohl nicht richtig gezählt, weil Du überall herumguckst!"

Schilt, wirft das Queue hin und geht fort.

Digitized by Google

So sind sie. Am Abend hatte er mit dem Fürsten noch fünfzig Rubel die Partie gespielt, jetzt hat er nur Flasche Macon verloren und ist darüber außer sich! für ein Charakter! Ein andermal spielt er mit dem en bis zwei Uhr, im Netz liegt kein Geld, dann weiß ich Geld hat weder der Eine noch der Andere; aber renom- thun sie doch: „Was meinst Du? Wären wohl 25 er Ecke zu riskiren?" — „Ja, es geht!" Aber dabei Einer mal oder stell' den Ball nicht ganz richtig! Und ist doch auch nicht aus Stein!? „Wir spielen nicht um ne, sondern um Geld!" Das kann mich am meisten n!

Nun gut also. Als der hohe Gast fort war, redete der den neuen Ankömmling an.

„Wollen Sie mit mir eine Partie machen?"

„Mit Vergnügen!" sagt er.

Er saß so selbstbewußt da, ordentlich zum Bewundern. er aber jetzt aufstand und nach dem Billard ging, wurde f einmal ganz blöde — blöde gerade nicht, aber man s ihm an, etwas war ihm nicht recht; ob ihm der neue unbequem saß, oder ob es ihn genirte, daß Alle ihn an-, aber so dreist wie vorher sah er nicht aus; geht so s von der Seite, bleibt mit der Tasche an den Netzen en, reibt das Queue mit der Kreide und läßt sie dabei — hat er gestoßen, guckt er sich um und erröthet, gar so wie der Fürst. Der versteht die Sache: reibt sich nur Hände mit Kreide, krempt sich die Aermel auf, und kaum t er an zu stoßen, da knacken die Bälle nur ordentlich so, dem er auch nur klein ist.

Sie spielten zwei oder drei Partien, da legte der Fürst Queue hin und sagte:

„Erlauben Sie: mit wem habe ich die Ehre?"

„Nechlydow", antwortete er.

„Ihr Vater war der General?"

„Ja", sagte er.

Hier fingen sie an, sich französisch zu unterhalten. hrscheinlich sprachen sie noch von ihren übrigen Bekannt- ten.

„A revoir", sagte zuletzt der Fürst, „ich freue mich sehr, Bekanntschaft gemacht zu haben."

Er wusch sich die Hände und ging zu Mittag. Der ere blieb mit seinem Queue am Billard stehen und stieß Bälle.

Bekanntlich ist es bei uns so Brauch: kommt ein Neuling e gröber, desto besser. Deshalb fing ich an, die Bälle sammeln. Er erröthete und fragte:

„Darf man nicht mehr spielen?"

„Freilich", sage ich, „dazu ist das Billard da!" Sehe aber dabei nicht an und stelle das Queue fort.

„Willst Du mit mir spielen?"

„Gern, mein Herr", sage ich und setze die Bälle wieder „Um Durchkriechen?"

„Was ist das? Um Durchkriechen?" fragt er.

„Ganz einfach", sage ich, „Sie setzen 50 Kopeken und klettere unterm Billard durch wenn ich verliere."

Das erschien ihm drollig. Er lachte.

„Ja, das wollen wir."

„Gut", sage ich, „wie viel geben Sie mir vor?"

„Spielst Du denn schlechter als ich?"

„Wie denn nicht? Solche Spieler wie Sie haben wir ige."

Wir fingen an zu spielen. Er hielt sich wirklich für n Meister, stößt mit aller Kraft und der polnische Herr dabei und sagt:

„Das ist aber ein Ball! Das war ein Stoß!"

Ja, aber wie? Ein Stoß war es, aber ohne alle Be- nung! Nun, wie gewöhnlich, verliere ich die erste Partie, che unten durch und stöhne tüchtig. Olliver und der Pole ingen auf und stoßen mit den Queue's:

„Prachtvoll! Noch einmal! Noch einmal!"

Jawohl! Der Pole würde für 50 Kopeken nicht nur lerm Billard, sogar unter der blauen Brücke durchkriechen. er er schreit doch mit:

„Prachtvoll! Er hat noch nicht allen Staub da unten abgewischt."

Aber ich bin kein Spielverderber. Ich verlor auch die zweite Partie.

„Mit Ihnen, mein Herr", sage ich, „werde ich nicht fertig."

Er lachte. Ich gewann jetzt drei Partien. Dann — er hatte schon 49, ich nichts — legte ich das Queue aufs Billard und sagte:

„Wollen Sie ums Ganze, mein Herr?"

„Wie denn ums Ganze?" fragte er.

„Sie zahlen drei Rubel oder nichts."

„Wie?" sagt er: „Spiel' ich mit Dir um Geld? Dummkopf!"

Er erröthete sogar.

Gut, er verlor die Partie.

„Genug", sagte er, zog eine ganz neue Brieftasche hervor und öffnete sie. Ich merkte, er wollte sie zeigen. Ganz voll Geld, lauter Hundertrubelscheine.

„Nein", sagte er, „da ist kein Kleingeld". Er nahm drei Rubel aus der Börse. „Hier sind zwei Rubel, das Andere ist für Dich als Trinkgeld."

Ich bedankte mich sehr. Ich merkte, er war ein prächtiger Herr. Eins nur war schade: daß er nicht mit mir um Geld spielen wollte; hätte sonst wohl zwanzig, vielleicht vierzig Rubel gewonnen.

Als der Pole bei dem jungen Herrn das Geld sah, sagte er:

„Wollen Sie nicht mit mir eine Partie spielen? Sie spielen so ausgezeichnet."

„Bedaure. Ich habe keine Zeit mehr", sagte er und entfernte sich. —

Gut, aber Nechlydow kam wieder zum zweiten, zum dritten Mal; lernte Alles: mit drei Bällen, à la guerre, Pyramide; wurde dreister, mit Allen bekannt, ward ein recht guter Spieler. Jeder achtete ihn — Selbstverständlich. — Ein reicher junger Herr aus guter Familie. Nur mit dem hohen Gaste gerieth er einmal aneinander — wegen einer Kleinigkeit.

Der Fürst, der hohe Gast, Nechlydow, Olliver und noch Einer spielten zusammen à la guerre. Nechlydow stand am Ofen und unterhielt sich mit Jemandem. Der Hohe war am Spiel. Sein Ball kam in die Nähe des Ofens. Eng war es da und er holte gern weit aus.

Sah er nun Nechlydow nicht, oder that er's absichtlich, genug, er holte weit aus und stieß Nechlydow mit aller Gewalt vor die Brust, daß der Arme ordentlich aufschrie. Aber meinen Sie, daß er sich entschuldigte? Fällt ihm gar nicht ein, diesem Grobian! Geht weiter, sieht sich nicht einmal um, sondern knurrt noch vor sich hin:

„Was haben Sie da zu stehen? Hab' deshalb den Ball nicht gemacht! Ist denn sonst kein Platz da?"

Der Andere tritt auf ihn zu, ganz bleich, und sagt einfach, sogar sehr höflich:

„Sie müßten sich doch erst entschuldigen, mein Herr! Sie haben mich gestoßen."

„Hab' jetzt keine Zeit dazu; ich würde gewonnen haben, jetzt machen Andere den Ball."

Da sagt der Andere: „Sie werden sich entschuldigen!"

„Ach, scheeren Sie sich!" antwortet der Hohe: „Was klebt er an Einem!" Und sieht selbst immer nur nach seinem Ball.

Da tritt Nechlydow ganz nahe vor ihn hin und faßt ihn am Arm.

„Sie sind ein Flegel, mein Herr!"

Er war nur zierlich und fein, wie ein junges Mädchen, aber wie herausfordernd! Seine Aeugelchen leuchteten, als wollte er ihn auffressen. Der hohe Gast war ein starker, großer Mann, ganz anders als Nechlydow.

„Wa—as?" rief er: „Ich ein Flegel?"

Oh, wie er brüllte und ausholte! Aber die Andern sprangen dazwischen, hielten ihre Arme und brachten sie auseinander.

„Das und noch mehr!" rief Nechlydow: „Er soll mir Genugthuung geben! Er hat mich beleidigt!"

Digitized by Google

„Ach was! Genugthuung! Er ist ein dummer Junge, weiter nichts! Ich will ihm die Ohren ziehen!"

„Wenn Sie mir keine Genugthuung geben, sind Sie ein Feigling!" Er weinte beinahe.

„Und Du bist ein dummer Junge, Du kannst mich nicht beleidigen!"

Man brachte sie, wie immer in solchem Fall, Jeden in ein besonderes Zimmer. Nechlydow war mit dem Fürsten schon gut Freund geworden.

„Geh", sagte er zu diesem: „sprich mit ihm."

Der Fürst ging, aber der Hohe sagte:

„Ich fürchte mich gar nicht, aber mit einem Knaben verhandle ich nicht. Ich will es nicht und damit basta!"

Was also weiter? Redeten noch eine Zeitlang und schwiegen dann. Aber der hohe Gast besuchte uns seitdem nicht wieder. —

Bei Beleidigungen, oh, was war er für ein Kerl! So aufbrausend! Ich meine Nechlydow . . . Aber von andern Dingen hatte er noch gar keinen Begriff. Ich erinnere mich noch.

„Was hast Du hier für Eine?" fragte ihn einmal der Fürst.

„Gar keine", sagt Nechlydow.

„Wie? Gar keine?"

„Nein. Wozu?" sagt er.

Alle lachten fürchterlich. Ich freilich hatte gleich begriffen, worüber sie lachten, und dachte: „Was wird er jetzt wohl thun?" Indessen sprechen die Herren leise mit einander.

„Fahren wir!" sagt der Fürst: „Sofort!"

Sie fuhren auch.

Erst um ein Uhr kamen sie zurück und setzten sich zum Abendessen. Es waren Viele da, lauter vornehme Herren: Atapow, Fürst Rasin, Graf Schustach. — Und alle gratulirten Nechlydow und lachten.

„Euch Allen ist lächerlich zu Muthe, mir aber traurig", sagt er. „Dir, Fürst, werde ich es nie verzeihen, mir selbst auch nicht."

Es standen ihm die Thränen in den Augen. Der Fürst ging zu ihm und lächelte.

„Schwatz' doch keinen Unsinn. Wir wollen nach Hause fahren, Anatole."

„Ich will nirgends hin fahren. — Was habe ich nur gethan!"

So seufzte er und ging nicht vom Billard weg.

Genug. Er war unschuldig gewesen, wie ein junges Mädchen. —

So kamen sie oft zu uns, er, der Fürst und ein bärtiger Herr, der jetzt immer bei dem Fürsten war.

Fedotka nannten ihn die Herren. — Breite Kinnbacken, häßliches Gesicht, aber sehr gut gekleidet und fuhr stets in eigener Kutsche. Was die Herren eigentlich an ihm fanden, ich weiß es nicht. „Fedotka!" hieß es, immer „Fedotka!" Und sie bewirteten ihn mit Essen und Wein und bezahlten für ihn. Aber ein Schlaukopf war er. Verspielte, zahlte aber nie; gewann er aber, dann: bitte sehr! Und was gewann er nicht Alles, aber mit dem Fürsten ging er immer Arm in Arm.

Gut also: sie kamen und sagten:

„Wollen wir zu Dreien à la guerre spielen?"

„Schön", sagte er.

Sie fingen an und spielten um drei Rubel die Partie. Nechlydow und der Fürst schwatzten viel miteinander.

„Kleine, reizende Füße! Nein, was für Füßchen, sage ich Dir!" sagt er, „und was für Haare!"

So schwatzen sie und achten freilich nicht auf das Spiel. Aber Fedotka kennt die Sache. Erhält sechs Rubel von Jedem. Weiß Gott, was für eine Rechnung er mit dem Fürsten hatte, aber sie bezahlten einander nie; nur Nechlydow holt zwei grüne Scheine hervor und reicht sie ihm.

„Nein", sagt er, „behalte Dein Geld. Wollen einfach spielen; wollen doubliren — also das Doppelte oder garnichts."

Ich stelle die Bälle auf. Fedotka fängt an und sie spielen. Nechlydow dreht sich bald um, bald läßt er stehen: „Nein", sagt er, „der ist zu leicht." Aber Fedotka ist ganz bei der Sache. Er maskirt sein Spiel und gewinnt wie zufällig.

„Noch einmal, auf Alles!"

„Gut!" —

Mag nun sein, wie's will, aber um 50 Rubel könnte man sich doch schon besinnen. Aber nein, Nechlydow bittet schon: „Noch einmal um das Ganze."

Sie fangen wieder an, immer weiter, stehen schon auf 280 Rubel. Fedotka kennt den Rummel; eine einfache Tour verliert er, aber die Ecke gewinnt er.

Der Fürst sitzt dabei und sieht, die Sache wird ernst.

„Assez", sagt er: „Assez!"

Aber wo? Sie doubliren nur weiter.

Nechlydow hat schon ungefähr 500 Rubel verloren, da legt Fedotka sein Queue hin und sagt:

„Jetzt ist es wohl genug. Ich bin müde."

Und er ist doch bereit, bis zum Morgen zu spielen, wenn er nur Geld bekommt. Selbstverständlich nur Schauheit. Der Andere möchte nun erst recht. „Spielen wir noch eine", sagt er.

„Nein, wahrhaftig, ich bin müde. Komm nach oben. Will Dir dort Revanche geben", sagt Fedotka.

Oben spielten die Herrschaften Karten. —

Seit diesem Tage hatte ihn Fedotka in seinen Klauen, so daß sie jeden Tag kamen. Spielen ein oder zwei Partien, dann gehen sie nach oben.

Was da Alles passirt ist, das mag Gott wissen, aber er wurde ein ganz anderer Mensch, und immer zusammen mit Fedotka. Bisher so modern, so sauber und frisch frisirt — jetzt nur noch Morgens nüchtern; und kommt er von oben herunter, sieht er sich gar nicht mehr ähnlich.

Einmal kommt er mit dem Fürsten herunter, ist todtenbleich und seine Lippen zittern. Er zankt.

„Ihm werde ich es am wenigsten erlauben, mir . . . . Ja, wie sagte er doch noch? „Daß i ch nicht delicat bin . . ." Oder so etwas: „Und daß e r nicht mit mir spielen will! Ich habe i hm zehntausend bezahlt, da könnte e r sich in Gegenwart Anderer vorsichtiger ausdrücken!"

„Nun, laß nur!" sagt der Fürst: „als ob es der Mühe werth wäre, sich über Fedotka zu ärgern!"

„Nein", sagt er, „ich werde es ihm aber doch nicht so hingehen lassen!"

„Hör' nur einmal auf! Wer wird sich so wegwerfen wollen, mit Fedotka in Händel zu kommen."

„Ja, aber es waren Fremde zugegen!"

„Was gehn uns denn die Fremden an? Wenn Du willst, so soll er es Dir sofort abbitten."

„Nein", sagt er, und murmelt etwas auf Französisch, was ich nicht verstand.

Und wie nun? Noch am selben Abend aßen sie mit Fedotka zusammen und es war wieder die alte Freundschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Ludwig Burger-Ausstellung.

nn bei anderen Künstlern, deren Werke die Nationalgalerie nach Tode in übersichtlicher Anordnung zu einem Gesammtbilde ver- er Termin der Eröffnung heranrückte, so gab es für die Beamten ihe unruhiger Tage Correspondenzen flogen in alle deutschen zu den Besitzern der Kunstwerke, schwere Kisten kamen als ut, Packete mit der Post aus allen Weltgegenden.

s Material für die Ausstellung zum Gedächtniß des im ver- n Herbst verstorbenen Ludwig Burger hat ausschließlich die geliefert. In mehr als 150 Mappen konnte sie wohlgeordnet chlaß zur Verfügung stellen. Was in den zwei Cabinetten, dem nd dem Corridor des Handzeichnungskabinets an Skizzen und fen ausgestellt ist, bildet nur einen verschwindenden Bruchtheil zen Bestandes.

nnoch genügt es, um von der Vielseitigkeit und von dem uner- Fleiß, der rastlosen Productionskraft des Meisters eine Vor- zu geben.

rger war in den letzten Jahren namentlich der jüngeren Gene- fremd geworden. Die Bücher, in deren Illustrationen er die Summe seiner Kraft und seines künstlerischen Vermögens aus- , nahm sie selten zur Hand. In vornehmen Privathäusern war hrzahl seiner Wandgemälde der Oeffentlichkeit entrückt. Der r selbst hatte sich von dem Verkehr mit seinen Fachgenossen, aus Wirksamkeit in den Vereinen fast ganz zurückgezogen. Was von die Welt ging, waren durchweg Arbeiten des Erwerbes, in ich eine Weise kundgab, die, aus einer anderen Periode kommend, m Tagesgeschmack nicht immer Fühlung hatte. War es ein r, wenn die Zugewanderten und die Jungen, die Burgers frühere mkeit nicht miterlebt, halb ungläubig den Mittheilungen älterer e des Künstlers lauschten, die von der Frische und Vielseitigkeit Studien und Entwürfe erzählten?

roß war die Ueberraschung für Alle, die dem Künstler nicht persönlich gestanden, als die Ausstellung der Nationalgalerie eine Uebersicht Schaffens eröffnete. Vor Allem frappirten die zahlreichen Aquarelle tudien nach Pflanzen und Thieren aller Art. Wer hätte diese ät und Frische der Empfindung bei einem Meister gesucht, der pätling der romantischen Richtung alles Andere mehr als ein so s Verhältniß zur Natur vermuthen ließ? Man sollte bei den latten Blättern mit den Fischen und Hummern, den Blüten und en einen Jünger der modernsten Richtung vermuthen. Besonders steht mir ein Zweig reifer Kirschen im Gedächtniß, dessen saftige e und trockenes kaltgrünes Laubwerk in der Farbe nicht weniger ig wiedergegeben sind als die zierliche Bewegung in ihrem ast der schwer hängenden Kirschen und der schwebenden Blätter. iese Kunst stammt nicht aus der Periode, in welcher sich Burger's nentaler Stil gebildet hat. Während seiner Lehrjahre war das ell ein bleichsüchtiges Wesen ohne Saft und Kraft. Burger hat der modernen Gestalt schon ziemlich früh in Anwendung gebracht, ngs seltener an freien Kunstwerken als an Studien.

rst nachdem sich das Auge an diesem unerwarteten Schmaus gt, treten die übrigen Skizzen und Studien in ihr Recht. Es colossales Material an Vorarbeiten zu Schöpfungen der ver- nsten Art. Wie Menzel, der ihm in mehr als einem Zuge erwandt ist, beherrschte Burger das ganze Gebiet, auf dem ein ner Künstler seine Erfindung tummeln kann, von der Tischkarte r Monumentalmalerei. Nur daß ihm ein mißgünstiges Geschick die nderte Entfaltung verwehrt hat. So fehlt unter seinen Arbeiten das schaffene Bild kleineren Umfanges fast gänzlich. Im Drange der äge an Wandmalereien und Buchausstattung blieb ihm keine in behaglicher Muße zu gestalten, was ihm selber lieb gewesen

Seine Wandmalereien entstanden zum größten Theil in der jüngsten großen Periode der Entwickelung Berlins. In ihnen zeigt er sich wesentlich als Romantiker im Sinne Schwind's. Noch thut er nicht den Griff in unser eigenes Leben, sondern liebt es, sinnige Gedanken in phantastischen Gestalten auszudrücken, deren Costüm nur in Nebendingen auf unsere Welt zu weisen pflegt. Das Rathhaus, die Ruhmeshalle, der Lesesaal der Universitätsbibliothek in Berlin, das Cadettenhaus in Lichterfelde, die Bahnhofshalle in Metz und Berliner Paläste und Privathäuser — von Thiele-Winkler, Ravené, Pringsheim, Sußmann-Hellborn, Gilka — sowie verschiedene öffentliche Locale Berlins haben ihren künstlerischen Schmuck ganz oder zum Theil Burger's Hand zu danken.

Als Illustrator wird Burger vielleicht am längsten leben. Hier sind es vor Allem die Bilder in Th. Fontane's patriotischen Werken über die Kriege von 1864 und 1866, die seine hohe Bedeutung verstehen lehren. Sie bilden sowohl in ihrer künstlerischen Anlage wie in der historisch getreuen Schilderung der Dinge, die der Künstler im Gefolge der Heere selber gesehen hat, eins der wichtigsten Denkmäler der Zeit, dessen ganzen Werth erst unsere Nachkommen ermessen können, welche nicht aus eigener Erinnerung ein Bild jener Tage besitzen. Von Burger's Thätigkeit für illustrirte Werke und Zeitungen aller Art auch nur in Andeutungen zu sprechen, reicht der Raum nicht. Ueberall beruhte seine Arbeit auf den sorgsamsten Studien. Gehörte er doch seit langen Jahren zu den berufensten Kennern Berlins in Allem, was Costüm, namentlich Uniform und Waffen, angeht. Ein Denkmal dieser Studien bildet seine Geschichte der Kanone, ein Cyklus Zeichnungen großen Stiles, welche die Betheiligung dieser Waffe an allen weltbewegenden Ereignissen der letzten Jahrhunderte illustrirt.

In der Wandmalerei wie in der Buchillustration hat sich Burger als origineller Ornamentist große Verdienste erworben. Aber auch auf diesem Gebiete stand sein Wirken unter keinem günstigen Stern. Julius Lessing hat in einem warmen Nachruf die Ursachen beredt auseinandergesetzt, indem er auf den Zwiespalt hinwies, der zwischen Burger's genialer Weise, Naturstudien nach Allem, was kriecht, fliegt und blüht, direct zu Zwecken des Ornaments zu verwenden, und den Tendenzen der Periode herrscht, in die Burger's fruchtbarste Zeit fällt, der Wiederaufnahme schematisirender Renaissanceformen. —

Die Ausstellungen der Nationalgalerie haben schon oft dem Urtheil über jüngstverstorbene Künstler eine andere Richtung gegeben. Noch ist jedoch kein Anderer so glänzend aus diesem Todtengericht hervorgegangen wie Ludwig Burger.

A. L.

Notizen.

Meyer's Conversations-Lexikon. Vierte Auflage (Bibliographisches Institut, Leipzig). — Dem Vorgange von Brockhaus folgend, veranstaltet auch Meyer jetzt eine neue, gänzlich umgearbeitete Auflage seines Conversations-Lexikons. Die dritte Auflage hat bekanntlich eine ungeheure Verbreitung gefunden, und das Unternehmen des Bibliographischen Institutes, nicht, wie bisher, in Supplement-Bänden den Neuerscheinungen des Lebens gerecht zu werden, sondern diese immer noch viel gekaufte Auflage durch eine von Grund aus verbesserte zu ersetzen, verdient um so mehr Anerkennung, als man wohl hoffen darf, daß bei der Neubearbeitung auch manche Mängel der alten Auflage verschwinden werden. Der Stamm der Mitarbeiter scheint ja auch für das neue Werk der altbewährte zu sein, und die Erfahrungen, welche die Redaction bei den früheren Ausarbeitungen gewinnen konnte, werden sicher der neuen Auflage zu gute kommen. Eine besondere Erweiterung wird, nach dem Probeheft, welches uns vorliegt, zu schließen, der illustrative Theil des Lexikons erfahren: es sollen 550 Beilagen in Holzschnitt, Lithographie, Kupferstich und auch 80 Blätter in

Digitized by Google

Aquarelldruck, welche sich auf alle Wissensgebiete beziehen, beigegeben und außerdem etwa 3000 in den Text gedruckte Abbildungen geliefert werden. Die Proben, welche das erste Heft enthält, lassen auf ganz vorzügliche Ausführung dieses illustrativen Theiles schließen, und man darf erwarten, daß wie bisher hierin auch ferner das Meyer'sche Lexikon sich als ein Musterwerk erweisen wird.

Das Spiel ist aus. Roman in drei Bänden von Conrad Telmann (Leipzig, Karl Reißner). Die Handlung in diesem neuen Romane des fruchtbaren Erzählers concentrirt sich vollständig um einen Punkt unseres Erdtheils: um das Casino in Monte Carlo; um eine Leidenschaft: die Spielwuth; um ein Unglück: den Verlust am grünen Tische. Alle Personen, welche auftreten, werden von jener Leidenschaft erfaßt, von ihr in das maßloseste Elend versetzt und aus diesem nur gerettet durch — einen glücklichen Coup, durch ein gewonnenes Spiel, dadurch, daß einer von ihnen die Bank in Monaco sprengt. Es ist also ein vollständiger Roman des Spiels, jenes wahnsinnigen Hazardirens, wie es offen nur noch in Monaco getrieben werden darf. Aufregend wie das Spiel selbst, oft abenteuerlich wie das Leben in dieser kleinen Republik, verläuft auch die Handlung in dieser Dichtung von der Roulette. Eine jener Damen, welche die Bank in Monaco besoldet, damit sie „Gimpel fangen" sollen, tritt neben einem trefflichen deutschen Edelfräulein in den Vordergrund der Scene, zwei ungleiche Brüder, der eine ein deutscher Regierungsassessor, der andere ein russischer Abenteuerer, und ihr Vater, der „Spielbaron", der zuletzt die Bank sprengt, sind die männlichen Hauptfiguren; gegensatzvollere Figuren konnten kaum nebeneinander gestellt werden. Ueber Alle spannt sich der blaue Himmel jener Küste, um Alle breitet sich die herrliche Natur jenes Paradieses aus, die mit gewohnter Meisterschaft geschildert sind. Und Alles wird uns erzählt in einer raschen lebendigen Sprache, die nur ganz selten etwas Knappheit vermissen läßt, und mit der tiefen poetischen Auffassung vom menschlichen Herzen und seinen Schicksalen, die wir an dem Verfasser schon längst kennen. Allen Freunden einer recht spannenden, ergreifenden Lectüre ist darum dieser Roman sehr zu empfehlen.

Çunita, Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. (Hamburg, Verlag von J. F. Richter.) In höchst eleganter Ausstattung liegt uns hier die metrische Bearbeitung einer Sage aus den Veden vor, deren Inhalt sich kurz folgendermaßen angeben läßt: Çunita, der Tochter eines indischen Fürsten, wurde bei ihrer Geburt von Wischnu das folgende Orakel ertheilt: „Dies Loos soll sie erben: Früh wird sie sterben, Ihr Leben der Ewigkeit angehören Und des irdischen Unrechts Herrschaft zerstören." Çunita wird in Folge dessen von dem Fürsten, dem vor diesem Kinde graut, in den Ganges ausgesetzt, aber der heilige Strom trägt sie zu der Hütte eines alten Hindu, der sie mitleidig aufnimmt und neben seinem Sohne Amru erzieht. Auf einer Pilgerfahrt nach Väränäsi stirbt der Alte, theilt aber noch vor seinem Tode dem Amru, der ihn begleitete, die seltsame Herkunft Çunita's mit und zugleich ein auf ihn selbst sich beziehendes Orakel, daß er von dem Ganges, dem heiligen Flusse, sein Glück einst empfangen werde. Amru wallt, nachdem er seines Vaters Leichnam dem Strome übergeben, weiter und rettet auf seiner Fahrt Khöri, die Schwester des mächtigen und reichen Fürsten Siddhar, von dem Tode des Ertrinkens im Ganges. Sie ist die Glückesgabe, die er vom heiligen Strome empfangen sollte, denn sie entflammt in Liebe zu ihm und flieht mit ihm seines Vaters Hütte zu. Siddhar setzt dem Paare nach, wird aber unterwegs von einem Unwetter niedergeschlagen und schwerverwundet in der Nähe der Hütte des alten Hindu von Çunita aufgefunden. Diese pflegt ihn und erwidert die Liebe, die in ihm entbrennt, mit gleichem Feuer. Als sie eines Morgens dem heiligen Strome ihre Opfergabe darbringt und dabei für das Leben und das Glück des Geliebten betet, wallt das Wasser empor und verschlingt sie; Siddhar, der herbeieilt, um sie zu retten, empfängt ihren Leichnam in seinen Armen. Mit gräßlichem Fluche erwidert er dem heil'gen Strome diese böse Gabe, aber aus den Fluthen tönt ihm nochmals jenes der Çunita mitgegebene Orakelwort entgegen, das er schon einmal vernommen hat, zugleich mit der Deutung, daß die Reue für ihn gestorben sei, damit er, der Fürst, mit Unrecht zu herrschen aufhöre. Siddhar beherzigt diese Worte des heiligen Stromes, verzeiht dem Amru und der Khöri, die gerade ankommen, und wird ein gerechter und trefflicher Fürst. — Diese Sage ist von dem deutschen Dichter in zehn Gesängen behandelt und zwar in einer edlen, der östlichen Heimath des Inhalts sich wohl anpassenden Sprache. Manche Episoden und manche Nebenfiguren, z. B. die des Hofnarren, sind von ihm hinzugefügt, und dadurch ist dem Ganzen eine etwas vollere, rundere Gestaltung gegeben; freilich sind auch manche Weitschweifigkeiten dabei mit hineingebracht worden. Was die Verse anlangt, so wäre ein etwas sorgsameres Ausfeilen der Dichtung am Platze gewesen; zuweilen stolpert man über überflüssige Füße oder bleibt hängen an Reimen, wie dem folgenden:

— Das Herz mir brachst in der Qualen Völle,
Fluch dir, du Strom, du Tochter der Hölle.

Eine gute Beigabe verdienen die Sinnsprüche genannt zu werden, welche am Eingange eines jeden Gesanges stehen. Sie sind meistens der Sammlung indischer Sprüche von Böhtlingk entnommen und voll tiefen Sinnes und ernster Weisheit.

O. B.

Aus Goethe's Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen. — Die Verfasserin der „Berühmten Liebespaare" hat in dem vorgenannten Buche eine Darstellung der Frauenbilder unternommen, welche bewegend in Goethe's Leben eingegriffen haben. Wenn Frauen Goethe's Herzensleben beurtheilen, kann man von vornherein annehmen, daß sie eher einen allzustrengen als einen allzumilden Maßstab anlegen, denn niemals können es die gefühlvollen weiblichen Herzen dem „Unstäten" verzeihen, daß er die Friederike Brion nicht geheirathet hat. Fr. von Hohenhausen macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme von der Regel, und es scheint, daß sie selbst eine gewisse Voreingenommenheit gegen Goethe's allzuweites Herz bei sich wahrgenommen hat, die sie durch die Anmerkung, daß sie „durchaus im Lichte der geschichtlichen Wahrheit" schildern wolle, nachträglich zu entschuldigen sucht. Nun, wir wollen der Verfasserin aus ihrem weiblichen Standpunkt in dieser oft erörterten Frage keinen Vorwurf machen, umsoweniger, da sie sonst mit unverkennbarer Pietät gegen den großen Dichter schreibt. Sie meint es in beinahe mütterlicher, sorglicher Weise noch nachträglich gut mit seinem Lebensschicksale; bei den Berichten über Friederike Brion, Maximiliane Brentano, die Gräfin Stolberg, ja selbst über Corona Schröter kann sie sich niemals des Seufzers enthalten: wie gut hätte doch Goethe gethan, wenn er diese geheirathet hätte; sie hätten beide so gut für einander gepaßt! Dieser Wärme des Tons, mit dem sie Goethe's Leben und Lieben behandelt, entspricht eine große Milde in der Gesammtauffassung der weiblichen Figuren, die selbst über Bettina von Arnim ein wohlverdientes härteres Urtheil nicht zuläßt, und der Eindruck des ganzen Buches erhält durch diese Freundlichkeit der Darstellung etwas durchaus Anheimelndes und Gemüthliches. Die Verfasserin, die ihr Werk einem der ersten Goetheforscher, G. v. Loeper, widmet, hat auch die Arbeiten dieser Männer genau zu Rathe gezogen und fleißig verwerthet, so daß durch die leicht lesbare Ausführung hindurch fast überall der Untergrund der sachlichen Gewissenhaftigkeit schimmert.

O. B.

Der Verwalter. Die Verschollenen. Novellen von Adolf Wilbrandt. (Breslau, S. Schottländer.) Zwei Novellen, die der Zufall zu einem Bande vereinigt hat und die nach ihrem Inhalt und künstlerischen Werth von einander sehr verschieden sind. „Der Verwalter" steht nicht ganz auf der Höhe dessen, was wir von Wilbrandt's Novellen zu erwarten berechtigt und gewöhnt sind, ist aber frisch, anmuthig und keck erzählt. Die Novelle behandelt das alte Thema der „Frauenemancipation" in origineller, aber nicht sehr glaubwürdiger Weise. Vielleicht hätte sich der Stoff eher zu einem Lustspiel geeignet, und das flotte Tempo der Erzählung wie die dramatische Gliederung scheinen förmlich darauf hinzuweisen. Wir hätten dann auch den

Digitized by Google

gel feinerer Uebergänge nicht zu beklagen gehabt, wie nun in der elle. Auch die lange vorbereitete und natürliche Lösung erfolgt in s conventioneller Art. Immerhin ist die Novelle sehr unterhaltend voller reizender Züge. Ungleich bedeutender ist aber die zweite hlung, trotz einer gewissen Lockerheit in der Composition und trotz er Unglaubwürdigkeiten in den römischen Abenteuern des Helden. ist Alles eigenartig, in der Erfindung wie in der Behandlung Stoffes, poetisch in der Schilderung, voll reicher, ächt künstler Details, groß in den Anschauungen und lichtvoll in der Aus- ng seelischer Conflikte. T—n.

Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines orbenen Pessimisten. Herausgegeben von Karl Ludwig. Zürich, ags-Magazin. Ein neuer Hamlet! Und wo ist der Shakespeare, der besingt? O, er ist sich selbst Shakespeare, er besang sich selbst, ehe er ing zu seinen Vätern, und ein Freund hat seine geheimste Mappe, sein rlichstes Leben an das Licht einer spöttischen Welt gezogen. Der rlich wenig pietätvolle Freund, Herr Carl Ludwig, giebt uns zunächst Partie Lyrik des Verstorbenen, den er überdies sehr unmotivirt einen imisten nennt. Ueberall viele Klagen, vieles Leiden und vermeint- s Streiten, aber Alles, Alles „durch des Gedankens Bläße ange- kelt", so würde der alte Hamlet sagen. Für unsere Zeit ist diese von Lyrik, die allerdings, wie der Herausgeber sagt, theilweise aus den vierziger Jahren stammt, nicht mehr begeisternd. Was sollen mit diesem Singsang voll schwermüthiger Reflexionen, für die uns r greifbare Hintergrund fehlt? Sollen wir blos die Form aner- nen, die allerdings hier zuweilen anerkennenswerth ist? Noch immer ist es um die dramatischen Fragmente des Verstorbenen be- t, die der Herausgeber, den bei der lyrischen Partie die Formvoll- ung noch entschuldigen möge, wirklich ganz unmotivirt veröffentlicht. lches Zeug hat jeder deutsche Student in seiner Mappe, der nur germaßen den Pegasus reitet. Und ebenso die prosaischen Aufsätze r Macbeth, Cola Rienzi, über Calderon's „Leben ein Traum", über versitätsreform u. s. w., welche ja ganz geistreich und stilistisch vandt geschrieben sind, sowie das Stück Selbstbiographie des Ver benen! Warum diese Sachen der Oeffentlichkeit anheimgeben, die Interesse daran finden würde, wenn ihr der Verfasser schon längst eressant wäre? Den Verfasser kennt man ja nicht, und seine borate sind wahrlich nicht bedeutend genug, ihn nach seinem Tode weitere Kreise interessant zu machen. — Zum Schlusse eine ganz e Vermuthung: Ist vielleicht der Herausgeber selbst der Verfasser? rum dann, o neuer Hamlet, diese Unfertigkeit und warum diese onymität? O. B.

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit, Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich n Sybel. (Leipzig, S. Hirzel.) Fr. von Uechtritz ist ein „todt- chwiegener" Dichter. In wenigen ausgewählten, feingeistigen Kreisen ar wird sein Andenken noch lebend erhalten, und werden seine amen und Romane noch gelesen, aber in der großen gebildeten erwelt kennt man kaum seinen Namen. Die Sturmfluth einer lauter reienden, den Markt lärmend erfüllenden Literatur ist über seine erke hinweggebraust und hat sie mit der Staubschicht der Vergessenheit erdeckt; und diese Werke selbst waren nicht glanzvoll genug, um auch ch diese Hülle hindurchzuleuchten. Es wird auch den beiden Heraus- bern dieser vorliegenden „Erinnerungen", der Gemahlin des Dichters d seinem Freunde, Heinrich von Sybel, nicht gelingen, etwa noch e posthume, allgemeinere Theilnahme an seiner Gestalt und seinen höpfungen in unserer literarischen Welt wachzurufen; des Dichters nzes Leben und sein Schaffen waren zu still und verborgen abge- ommen, als daß nun noch nachträgliche Berichte aus demselben laute ahnrufe für die Zeitgenossen, sich seiner zu erinnern, werden könnten. er solche zu veranlassen scheint auch nicht die Absicht der Heraus- ber dieser Publication gewesen zu sein; vielmehr stellt sich diese ammlung von Briefen, die theilweise von dem Dichter, theilweise an n geschrieben sind, als eine Erinnerungsgabe für den kleinen aber sto festeren und bedeutenderen Freundeskreis hin, welchen der Dichter n sich schaarte. Und als solche wollen wir sie auch lediglich auffassen. — H. von Sybel hatte Fr. von Uechtritz in Düsseldorf kennen gelernt, wo derselbe in den dreißiger Jahren in regem Verkehre mit Immermann, Schnaase, Schadow, Lessing u. A. eine glückliche Jugend- und Mannesszeit durchlebte. Des Dichters Leben, so unverhältnißmäßig arm an äußerem Wechsel — eine kurze Skizze desselben von Th. Paur ist dem Buche beigegeben —, ward reich durch den Umgang mit jenen Männern, die Düsseldorf in den mittleren Decennien unseres Jahrhunderts zu einem Brennpunkte geistigen Lebens machten. Der Briefwechsel bewegt sich auch ganz auf dem Gebiete, welches in diesen „geistreichen" Kreisen cultivirt wurde; er umfaßt das literarische und künstlerische Leben in dem Zeitraume von 1830—70 in allen seinen hervortretendsten Erscheinungen und gewährt noch einmal einen Abglanz von dem leider jetzt gänzlich abgebrochenen tiefen und inhaltreichen Briefverkehr, der einen nicht zu unterschätzenden Bestandtheil unserer classischen und nachclassischen Literaturepochen bildet. Zunächst sind die Briefe aufgenommen, welche Uechtritz als Student und später aus seiner ersten amtlichen Thätigkeit heraus an seine Eltern und Geschwister schrieb. Sie sind zum großen Theile sehr umfangreich, geben genauen Bericht über das poetische Schaffen und die dichterischen Erfolge des Jünglings und entbehren nicht der Wärme und Herzlichkeit, die uns den Menschen in dem Dichter erkennen lassen. Dann folgen Briefe des bekanntlich so schreibfaulen Ludwig Tieck an Uechtritz, ein Zeichen der Werthschätzung, welche der große Dichter dem kleinen entgegenbrachte, und hieran schließen sich die Briefe von Dorothea Tieck, der Tochter Ludwig's, an unseren Dichter. Es ist zu bedauern, daß wir nicht auch die entsprechenden Antworten auf diese letzteren Briefe haben, denn gerade dieser Briefwechsel würde die Publication zu einer auch für weitere künstlerische und literarische Specialforschung werthvollen machen. Dies sind die großen Partien des Buches. Es sind an sie noch viele kürzere und deshalb inhaltlich weniger reiche Briefwechsel angefügt, die aber Bedeutung durch die Namen der Schreibenden erhalten. Wir finden die Correspondenz von Uechtritz mit Schnaase, Friedr. Hebbel und Rudolf Koepke, außerdem finden sich Briefe von Immermann, Houwald, Streckfuß, Ruge, Varnhagen, Helmine von Chezy, Jürgens, Geibel, Kinkel, Roquette, Ritschel, Bendemann, v. Holtei, Kuh, Hübner u. A., gewiß ein auserlesener Freundeskreis, aus dessen schriftlichem Verkehr sich manche Anregung und mancher tiefe Einblick in die geistigen Zustände der vergangenen Zeiten gewinnen lassen. — Die erwählte Gemeinde, an welche diese Publication sich wendet, wird ihren Werth und Gehalt zu schätzen wissen mögen ihr noch manche Mitglieder durch dieselbe gewonnen werden.

O. B.

Berichtigung. In den plattdeutschen Artikel von Klaus Groth „Dorf-Idylle" in Nr. 14 haben sich verschiedene Druckfehler eingeschlichen, die, bloß auf Verwechselung ähnlicher Buchstabenformen (ü und ä, e und n) beruhend, vom aufmerksamen Leser leicht erkannt werden. Doch heißt das Heimweh, die Sehnsucht in Ditmarschen: dat Lengn, nicht Langn. Und in derselben Spalte 2 Z. 9 und 11 ist zweimal se (sie) statt he (er) zu lesen.

Offene Briefe und Antworten.

Zur „Bismarck-Literatur".

Ich erlaube mir zu dem Artikel in Nr. 13 der „Gegenwart" berichtigend zu bemerken: Das Buch von Victor Cherbuliez (unter dessen Namen, nicht pseudonym erschienen) führt den Titel: L'Allemagne politique depuis la paix de Prague, 1866—1870. (Das Pseudonym Valbert in der Revue ist richtig.)

Das Buch: L'oeuvre de Mr. de Bismarck 1863—1866 Sadowa et la campagne des sept jours hat zum Verfasser einen Correspondenten des „Siècle", J. Vilbort, der den Krieg im Hauptquartier des Kronprinzen mitmachte. v. L.

Digitized by Google

Inserate.

Zu kaufen gesucht werden

Allgemeine gangbare Verlagsartikel,

die an keine provinziale Beschränkung und Oertlichkeit gebunden sind, **gleichviel welchen Charakter** dieselben an sich tragen, und sind Offerten **sub No. 1000 an die Expedition der „Gegenwart“** zu richten.

Bücher,

einzelne Werke jeder Art sowie **ganze Bibliotheken** kauft stets zu höchsten Preisen das

Braunschweigische Antiquariat

von Richard Sattler.

Braunschweig. Steinweg 10.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

F. Schmeding, Prof. am Realgymnasium zu Duisburg,

Die klassische Bildung in der Gegenwart.

Preis 3 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Zu allen Buchhandlungen und Leih-Bibliotheken vorräthig.

Neueste Romane.

Byr, Rob., Castell Ursani.

Roman. 3 Bände. 8°. broch. 12 Mk.

Byr ist als einer der gedankenreichsten Autoren längst anerkannt. Die Byr'sche Eigenart liegt nicht in moderner Effecthascherei, sondern in der feinen Charakterzeichnung der einzelnen Figuren.

Der Zug der Zeit. Roman vom Verfasser „Im Banne der dritten Abtheilung.“ 2 Bände. 8°. 8 Mk.

Der Zug der Zeit schließt sich dem vorangegangenen Werke des Verfassers „Im Banne der dritten Abtheilung“ an, behandelt ebenfalls die russische Gesellschaft u. russischen Zustände u. wird gleiches Aufsehen wie dieses erregen.

Novellenschatz.

Gesammelt v. **Paul Heyse, H. Kurz u. L. Laistner,** 50 Bde. m. 170 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 Mk. Katalog gratis von R. Oldenbourg in München.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die tolle Braut.

Roman von

Eugen Salinger.

8°. geh. Mark 3.50, eleg. geb. Mark 4.50.

Dieser neue Roman legt wieder Zeugniß ab für das glänzende Erzähler-Talent Salinger's, sowie insbesondere für die künstlerische Art, mit welcher derselbe ungewöhnliche psychologische Conflicte zu behandeln weiß. Die Erzählung, welche abwechselnd in Deutschland und in Spanien spielt, ist reich an leidenschaftlich bewegten und tief ergreifenden Scenen.

Zugleich erschien in **zweiter Auflage:**

Allerlei Herzensgeschichten.

Novellen und Studien von **Eugen Salinger.**

8°. geh. Mark 3.—, geb. Mark 4.—

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Zum Bismarck-Jubiläum.

Verlag von Fr. Kortkampf. Berlin W. 35.

Ausgewählte

Reden des Fürsten von Bismarck

aus den Jahren 1862 bis 1881.

Mit Einleitungen, Actenstücken 2c. u. Anhang, enth. Reden des **Abg. von Bismarck-Schönhausen a. d. J. 1847 bis 52. 3 Bde.,** kl. 8°. Eleg. geb. in Lwd. 20 M., in Halbfrz. 25 M., in Halbkalbdr. m. Goldschnitt 30 M.

In dieser Sammlung fehlen nur kurze Aeußerungen ohne besondere Bedeutung aus den **ersten Jahren** der ministr. Thätigkeit Bismarcks.

Die Fortsetzung, Reden vom Herbst 1884 bis Frühjahr 1885, begleitet von zahlreichen Aktenstücken, Weißbuch 2c. ist im Druck.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct vom Verleger.

Soeben erschien in **F. H. Nestler & Melle's** Verlag, Hamburg, Görttwiete 18:

Richard Cobden's volkswirthschaftliche u. politische Ansichten.

Auf Grund älterer u. neuerer Quellen systematisch dargestellt von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

6¼ Bogen. Preis 2 M.

Angesichts der social- und zollpolitischen Kämpfe der Gegenwart wird diese Schrift für Gebildete aller wirthschaftlichen und politischen Richtungen von grossem Interesse sein.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fach-schule für Maschinen-Techniker Eintritt: April, October.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll“ ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben erschien:

Gegen Kornzölle

von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 60 Pfennig.

Der Verf. hebt verschiedene neue Gesichtspunkte hervor. Er weist z. B. nach, daß **Friedrich Wilhelm III.** gegen Kornzölle war, daß **Gneisenau 1826** seine durch allzu großen Aufwand und **ungewöhnlich niedrige Kornpreise** zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit im Haushalt, Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht wieder herstellte, daß nach **R. Cobden** das Hauptverdienst der Aufhebung der englischen Kornzölle der **Königin Victoria** gebührte. U. s. w.

Der Verf. wurde am 6. Dec. 1884 von Dr. Menger im österreich. Abgeordnetenhause als ein **„vorzüglicher, unbefangener Nationalökonom“** bezeichnet.

Leipzig.

Roßberg'sche Buchhandlung.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 25. April 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eine neue europäische Conferenz. Von Paul Dehn. — Neuere Untersuchungen über Hypnotismus. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Julius von der Traun. Von Friedrich Schütz. — Philosophische Fragen. Von Th. Achelis. — Goethe's Beziehung zur bildenden Kunst. Von G. Ebe. — **Feuilleton:** Erzählung eines Markörs. Von Graf L. Tolstoi. Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eine neue Operette. Von H. Ehrlich. — Aus den Theatern. Von O. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Eine neue europäische Conferenz.

Von Paul Dehn.

Inmitten des tobenden Lärms der letzten französischen Ministerkrisis und des frohen Jubels der deutschen Bismarckfeier ist fast unbeachtet der Zusammentritt einer internationalen Staatencommission erfolgt, welche eine ähnliche und dabei schwierigere Aufgabe zu lösen hat als die erfolgreich beendete Congoconferenz. Nachdem es dem einmüthigen Willen der maßgebenden europäischen Mächte gelungen ist, in dem dunklen Welttheil einen neutralen Staat zu schaffen, nachdem fast gleichzeitig das internationale Arrangement in der egyptischen Frage zum Maßstab gebracht worden war, wurde in einem besonderen Zusatz zu dem egyptischen Uebereinkommen vom 17. März cr. „in Anerkennung der Nothwendigkeit von Verhandlungen zu dem Zwecke, um durch einen Conventionalact die Festsetzung eines definitiven Reglements zu sanctioniren, welches die Freiheit des Suezcanals für alle Zeiten und für alle Mächte garantirt" der Zusammentritt einer internationalen Commission am 30. März in Paris bestimmt, um auf Grundlage des englischen Rundschreibens vom 3. Januar 1883 jenes Reglement vorzubereiten und zu entwerfen. Hiermit hat Europa sich angeschickt, in Berathung darüber zu treten, unter welchen Formen dem vielumstrittenen Defilé auf dem kürzesten Wege zwischen Europa und dem ferneren Orient die Neutralität zu gewähren sei. Am Tage seines Sturzes (30. März) hat Jules Ferry die Sitzungen dieser Commission feierlich eröffnet, deren Verhandlungen England so ängstlich lediglich auf den Suezcanal begrenzt wissen will, daß es gedroht haben soll, seine Vertreter alsbald abzuberufen, falls auch die Neutralisirung Egyptens zur Sprache gebracht werden sollte. Allein bei der Eigenart dieses Canals, welcher nicht zu trennen ist vom Rothen Meere und mit demselben ein großartiges Defilé auf dem Wege zwischen Europa und Asien bildet, bei dem Umstande, daß Defiléen beherrscht werden von den Höhen, welche sie umgeben, wie Canäle und Meerengen von ihren Küsten, wird von vornherein der Gegenstand der Verhandlungen der Suezcanalconferenz sich räumlich erweitern und gar bald auf der Tagesordnung an Stelle des Theiles das Ganze, die egyptische Frage, erscheinen, welche eine europäische ist, ob auch die Engländer es in Abrede zu stellen versuchen.

Seitdem der Welthandel, mit Hülfe intercontinentaler Arbeitstheilung, die Organisation einer solidarischen Weltwirthschaft anzubahnen begonnen hat, ist das Verkehrsbedürfniß der Menschheit ein so großes geworden, daß zur Befriedigung desselben ungeheure Mengen von Intelligenz, Arbeitskraft und Capital aufgewendet worden sind und zwar zur Schaffung von Verkehrsmitteln, insbesondere von Verkehrswegen. Allein für den Bau von Eisenbahnen sind bereits 100 Milliarden Mark verausgabt worden, und in Anerkennung ihrer Wichtigkeit hat sie vielfach der Staat in die Hand genommen. Eisenbahnen und Landstraßen sind nationale Verkehrswege und unterliegen dem nationalen Recht. International dagegen ist das Meer, frei und offen für alle Völker auf Grund seines internationalen Rechtes, nachdem alle anderen Auffassungen, wie z. B. die frühere Territorialhoheit Venedigs über das Adriatische Meer, beseitigt worden sind. Zwischen zwei Meeren ist nun ein internationaler Canal gebaut worden, und alsbald bildet sich aus dem Wesen dieses neuen Weges heraus sein Recht. Als internationales Stück des internationalen Meeres fordert er das Recht der Freiheit für Alle, als bloßes, anderweit beherrschtes Defilé verlangt er aber zugleich die Sicherung und Gewährleistung dieses Rechtes der Freiheit für den Verkehr durch besondere Maßnahmen und zwar durch die Neutralitätserklärung seiner selbst wie seiner ihn beherrschenden Umgebung.

Das ist das Problem des Suezcanals, und mit unüberwindlicher Gewalt treibt es seiner Lösung zu.

Unter dem Widerstreben Englands, welches den Seeweg nach Indien und Ostasien um das Cap mit seiner Flotte beherrschte, ist der Suezcanal von den Franzosen gebaut worden. Als dann die Vortheile desselben hervortraten, machte England davon rasch und klug so ausgiebigen Gebrauch, daß schon im ersten Jahrzehnt seines Bestehens der Suezcanal eine englische Straße geworden zu sein schien, da 75—80 pCt. des gesammten Verkehrs auf englische Schiffe entfielen. Indem es den Actienbesitz (176 602 Stück von 400 000 Actien überhaupt) des Khedive erwarb, warf sich England zum Hauptactionär der Unternehmung auf und begann den französischen Einfluß zurückzudrängen. Insgeheim wurde Aden befestigt, später Cypern besetzt. Doch erst als England durch das Bombardement von Alexandrien im Sommer 1882 mit plumpem Sprung sich Egyptens selbst bemächtigte, da wurde Europa stutzig. Noch im Sommer 1882 wandten sich die Continentalmächte an den Inhaber der Souveränetät über das Gebiet des Suezcanals mit dem Verlangen, die Suezcanalschifffahrt zu sichern. Dieser Souverän war der Sultan in Constantinopel, im Besitz des Rechts, doch ohne die genügende Macht. Aber dadurch, daß sich die Continentalmächte nach Constantinopel wandten, gaben sie der Suezcanalfrage einen europäischen Charakter und vindicirten sich selbst die Entscheidung darüber. Nicht um eine englisch-französische, sondern um eine europäische Angelegenheit handelte es sich da. Das mußte England,

Digitized by Google

wenngleich widerstrebend, anerkennen, und in seinem Rundschreiben vom 3. Januar 1883 über die politische Reorganisation Egyptens sagte Lord Granville, daß die freie und ungehinderte Schifffahrt auf dem Canal zu allen Zeiten und das Freibleiben des Canals von jeder Unterbrechung oder Beschädigung durch Kriegsacte für alle Nationen Gegenstände von Wichtigkeit sind, und auf das Drängen Europas befürwortete er selbst, um für die Zukunft die Behandlung des Canals auf eine klarere Grundlage zu stellen, den Abschluß eines Uebereinkommens zwischen den Großmächten behufs Neutralisirung des Canals auf Grund folgender Bestimmungen: Die Durchfahrt für Handelsschiffe aller Nationen soll unter allen Umständen frei sein; Kriegsschiffen wird jedoch zur Kriegszeit ein bestimmter Termin vorgeschrieben, über den sie nicht im Canal bleiben können. Feindseligkeiten dürfen im Canal nicht stattfinden, selbst wenn die Türkei einer der kriegführenden Theile wäre, ausgenommen den Fall, daß es sich um die Vertheidigung Egyptens handelte. Auch dann muß jede Macht, deren Kriegsschiffe den Canal beschädigen, ihn auf ihre Kosten wieder herstellen lassen. Am Canal und in seiner Nähe dürfen keine Befestigungen errichtet werden.

Behufs Berathung dieser Bestimmungen ist die europäische Suezcanal-Commmission nunmehr in Paris zusammengetreten. Nach dem von Granville entworfenen Programm soll sie sich nicht nur auf diese Punkte beschränken, sondern überdies die territorialen Rechte der egyptischen Regierung in keiner Weise antasten. Granville war nämlich in seinem Rundschreiben vom 3. Januar 1883 der Ansicht, daß die egyptischen Angelegenheiten in zwei Gruppen zerfallen, in eine solche, welche andere Länder betrifft und somit Gegenstand der Einwilligung und Mitwirkung der europäischen Mächte bildet, und in eine solche, welche die innere Verwaltung angeht und allem Anschein nach der Entscheidung Englands allein vorbehalten bleiben sollte. Inzwischen wird wohl auch Granville eingesehen oder sich durch die europäische Regelung der egyptischen Finanzfrage belehrt haben, daß eine solche unterschiedliche Gruppirung nicht durchzuführen ist. Die egyptische Frage ist eben eine europäische Frage und kann nach keiner Richtung hin einseitig von einer Macht geregelt werden.

Schon vor dem Zusammentritt der Commission erlitt England in Bezug auf dieselbe eine Niederlage. Von Frankreich war auf der Londoner Egypten-Conferenz der Vorschlag gemacht worden, zum Sitze der Suezcanalcommission Paris zu bestimmen. England wehrte sich dagegen und fand keinen Grund, den Verhandlungsort zu wechseln, nachdem die egyptische Finanzfrage so glücklich in London beigelegt worden sei. Frankreich hob hervor, daß der Suezcanal ein französisches Unternehmen sei, England seinerseits, daß dasselbe hauptsächlich vom englischen Handel getragen werde. Allein hinter Frankreich standen damals Deutschland und Oesterreich-Ungarn, welche ebenfalls, wie der französische Vertreter erklärte, der Einberufung der Commission nach London widerstrebten und nur nach Paris gehen wollten. Erst da gab England nach ... Auch im Laufe der Verhandlungen dürfte diese Gruppirung mehrfach hervortreten. Deutschland unterstützt im Wesentlichen die Vorschläge Frankreichs und legt außerdem besonderen Werth auf die Wahrung der Souveränetätsrechte des Sultans, einerseits im Interesse der Consolidation des türkischen Reiches, andrerseits um in dem Kaiserpalast am Goldenen Horn jene sozusagen neutrale Stelle zu stärken, durch welche Europa seine Gesammtinteressen in der Levante am unbefangensten zur Geltung bringen kann. Zu den mitteleuropäischen Mächten hält auch Rußland, zunächst mit der Frage, ob England jene Theorie auch auf den Suezcanal anzuwenden gedenke, welche Lord Beaconsfield auf dem Berliner Congreß von 1878 aufstellte, indem er mit Bezug auf die Verträge, durch welche die Dardanellen-Durchfahrt für Kriegsschiffe verschlossen sein soll, einschränkend erklärte, diese Neutralisirung der Dardanellen nicht als eine Verpflichtung gegenüber Europa, sondern lediglich gegenüber dem Sultan anzuerkennen. Nur Italien scheint eine zweideutige Haltung annehmen zu wollen.

Was der moderne Verkehr mit seinen Bedürfnissen von dem Defilé der kürzesten Straße zwischen Europa und dem fernen Orient fordert, wird, unterstützt von dem gemeinsamen Interesse der europäischen Continentalmächte, gegenüber dem Widerstande Englands, durchgesetzt werden müssen: die Freiheit der Schifffahrt auf dem Suezcanal und dem Rothen Meere, dauernd überwacht durch eine internationale Canalflotte und gewährleistet durch die Neutralisirung Egyptens. Jahrtausende hindurch in Folge der Gunst seiner Verkehrslage ein beklagenswerthes, blutgetränktes Kampfobject für mächtige Herrscher würde das arg heruntergekommene Nilland endlich Ruhe und Muße zu neuer Wiederaufrichtung finden.

Nachdrücklich hat in der verunglückten Londoner Conferenz über Egypten vom Juli-August 1884 Deutschland jene wichtigste und wundeste der egyptischen Verwaltungsfragen hervorgehoben, an deren Regelung Europa das unmittelbarste Interesse hat. Alle Großmächte des Continents hatten den Vorschlag Deutschlands, die sanitäre Frage in Egypten europäischerseits zu prüfen, unterstützt, mit Ausnahme von England, welches aus Aerger oder Verlegenheit darüber die Conferenz unversehens auf unbestimmte Zeit vertagte. Damals hat Deutschland den rechten Punkt angedeutet, an welchem Europa gegenüber England in Egypten eingreifen muß. In Folge der jüngsten Zunahme von Cholerafällen in Bombay und Madras ist Mitte März 1885 der österreichisch-ungarische Delegirte des Conseil maritime et quarantenaire in Alexandrien auf jene deutsche Anregung wieder zurückgekommen, um die Reorganisation dieser Körperschaft, in welcher der englisch-egyptische Einfluß allzusehr überwiegt, anzuregen und nach Herstellung eines den europäischen Interessen genügend Rechnung tragenden Stimmverhältnisses wirksamere Maßnahmen gegen die Einschleppung der Cholera über Egypten nach Europa, als sie England bisher aus übergroßer Rücksicht für seinen Handelsverkehr beliebte, in Wirksamkeit zu bringen. Wieder hat England die Discussion dieser Anregung aus formalen Gründen zu verhindern gewußt, allein wieder sah es sich isolirt allen übrigen Großmächten gegenüber, und wird doch es seine Forderungen und Ansprüche in Opposition zu dem gesammten Europa nicht aufrecht erhalten können, weder durch Vergewaltigung noch durch Nichtbeachtung der gerechten europäischen Anträge. England sollte sich nachgerade mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß außer ihm noch einige andere ebenbürtige Mächte auf der Erde walten, und gegenwärtig wahrlich nicht daran denken, seine geschwundene Welthegemonie geltend zu machen.

Gelingt es den Engländern, mit Egypten an der Scylla der Pariser Suezcanal-Commission glücklich vorbei zu laviren, so harrt ihrer bereits eine gefährliche Charybdis in Gestalt der von Italien schon seit längerer Zeit vorbereiteten internationalen Conferenz in Rom behufs Revision der Zusammensetzung und Befugnisse der internationalen Sanitätscommission in Alexandrien. Der erste Choleratodte des Jahres 1885 wird diese nächste europäische Commission ins Leben erwecken, und mit der Reorganisation der egyptischen Sanitätsverwaltung wird die Neutralisirung Egyptens durch Europa ihren Anfang nehmen.

Neuere Untersuchungen über Hypnotismus.

Von Moritz Alsberg.

Die Geschichte lehrt uns, daß Irrwahn und Aberglaube nicht selten zu wichtigen Entdeckungen und zu Forschungen von größter Tragweite den Anstoß gegeben haben. So ist es z. B. bekannt, daß jener mittelalterliche Glaube, wonach es möglich sein sollte, durch Mischung einer Anzahl von Stoffen Gold künstlich herzustellen, nicht nur zur Erfindung des Schießpulvers und Porcellans geführt, sondern zugleich die Grundlage für die spätere Entwickelung der Chemie gebildet hat; so ist aus der Astrologie — jener Lehre, welche sich bestrebte, aus den Gestirnen die Schicksale der Menschen zu erkennen — die heutige Astronomie hervorgegangen. Etwas Aehnliches erleben wir nun auch gegenwärtig. Jene Erscheinungen des sogenannten „thierischen Magnetismus" resp.

Digitized by Google

„Hypnotismus", welche in Folge des Mißbrauchs, den Marktschreierei, Lüge und Fanatismus damit getrieben haben, eine Zeit lang in Verruf gerathen waren, versprechen, seitdem Aerzte und Naturforscher sich bestreben, diese Vorgänge und Zustände ihres mystischen Nimbus zu entkleiden, dieselben nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu untersuchen und ihren Ursachen auf den Grund zu gehen, sowohl für die Physiologie wie für die Heilkunde von höchster Bedeutung zu werden. Unter solchen Umständen dürften wohl auch die nachfolgenden Betrachtungen, in denen wir, anknüpfend an eine soeben erschienene inhaltsreiche Schrift,*) die wichtigsten Ergebnisse neuerer Untersuchungen über das Wesen des Hypnotismus zusammenfassen, für unsere Lehre nicht ohne Interesse sein.

Um zunächst der Geschichte des Hypnotismus mit einigen Worten zu gedenken, so erwähnt bereits der Jesuitenpater Anastasius Kircher in seinem Werke: Ars magna lucis et umbrae (1646) jenen bekannten Versuch, demzufolge eine an den Erdboden niedergedrückte Henne, nachdem man einen Kreidestrich von ihrem Kopfe auf den Erdboden gezogen hat, auch dann, wenn sie nicht länger in der besagten Stellung festgehalten wird, einige Zeit unbeweglich in derselben verharrt. — Bekannt ist ferner, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts F. A. Mesmer durch seine öffentlichen Productionen und die in Verbindung mit denselben aufgestellte Behauptung, daß er über gewisse Individuen — die sogenannten Medien — eine nur ihm eigene übernatürliche Kraft ausübe, großes Aufsehen erregte, und daß vor vier bis fünf Jahren der dänische Kaufmann und Magnetiseur Hanßen, indem er, das Beispiel Mesmer's nachahmend, durch seine vor zahlreichen Zuschauern vorgenommenen Proceduren eine Anzahl von Individuen in den „magnetischen Schlaf" versenkte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Wie sehr der Mensch zum Wunderglauben neigt und wie leicht selbst Leute von Intelligenz und Bildung beabsichtigten und unbeabsichtigten Täuschungen zum Opfer fallen — dafür haben wir in Deutschland einen Beweis erlebt in der Person eines auf seinem Wissensgebiete hervorragenden, jüngst verstorbenen Mannes, welcher vor einigen Jahren mit Hilfe des Amerikaners Slade Geister citirte und deren Fußstapfen photographirte; dafür zeugt auch der Umstand, daß der Glaube an die „vierte Dimension" noch heutzutage in Köpfen spukt, welche keineswegs zu den in geistiger Beziehung unbedeutenden gerechnet werden dürfen. Um so größer ist aber auch der Dank, den wir jenen Forschern schulden, welche anscheinend wunderbare und unerklärliche Vorgänge auf natürliche Ursachen zurückgeführt haben. Daß bezüglich der Erklärung der hypnotischen Erscheinungen der Engländer Dr. Braid zu Manchester (gestorben daselbst im März 1860) sich ein nicht leicht zu überschätzendes Verdienst erworben hat, wird in neuester Zeit, wo die Schriften dieses scharfblickenden Arztes und Naturforschers durch Preyer der Vergessenheit entrissen worden sind, immer mehr anerkannt. Während derselbe in England im vierten und fünften Jahrzehnt unseres Säculums — freilich in zunächst wenig erfolgreicher Weise — der Ansicht Geltung zu verschaffen suchte, daß die hypnotischen Zustände auf die nämlichen Gesetze zurückgeführt werden müssen, denen auch die normale Thätigkeit unseres Nervensystems unterworfen ist, waren es in Deutschland Gelehrte wie der bereits erwähnte Preyer, ferner Czermak, Weinhold, Heidenhain, Berger, Grützner u. A., welche theils der Erforschung des bei Thieren erzeugten hypnotischen Zustandes, theils dem Studium des beim Menschen hervorgerufenen Hypnotismus seit 5 bis 6 Jahren ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Auch wurden die von den besagten deutschen Gelehrten angestellten Untersuchungen, durch jene Versuche, welche Charcot und Richet in Frankreich, Tamburini in Italien angestellt haben, nicht unwesentlich ergänzt und unterstützt. — Daß die Anschauungen der Forscher bezüglich des Wesens und der Grundbedingungen der hypnotischen Erscheinungen in mancher Beziehung noch erheblich differiren — diese Thatsache wird nicht verwundern, wenn man erwägt, daß die Erforschung der hypnotischen Zustände sich gegenwärtig noch in ihrem Anfangsstadium befindet und daß die unter der Bezeichnung: „Hypnotismus" zusammengefaßten Phänomene, indem sie in proteusartiger Weise wechseln und bei verschiedenen Individuen in verschiedener Weise sich äußern, der Erklärung sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen. Jedoch kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die bereits von Braid gelieferte Definition — nach ihm bezeichnet „Hypnotismus" einen eigenthümlichen schlafähnlichen Zustand des Nervensystems, welcher künstlich herbeigeführt werden kann durch anhaltendes gespanntes Richten der Aufmerksamkeit, besonders des Blickes, auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit — noch jetzt im Allgemeinen als zutreffend bezeichnet werden darf und daß mit diesem „nervösen Schlaf" eine künstlich erzeugte Katalepsie — d. h. ein Zustand, in welchem das Gleichgewichtsverhältniß der Muskeln und die Coordination verschiedener Muskelgruppen gestört ist und demzufolge eine eigenthümliche Starrheit, unter Umständen auch „wächserne Biegsamkeit" der Gliedmaßen zu Stande kommt — Hand in Hand geht. — Um auf das zur Erzeugung des hypnotischen Zustandes dienende Verfahren zurückzukommen, so kann derselbe auf die verschiedenste Weise, nämlich entweder, wie schon bemerkt, durch einige Zeit hindurch fortgesetztes Fixiren eines dem Auge nahegehaltenen Gegenstandes (wobei eine angestrengte Thätigkeit der Augenmuskeln stattfindet) oder durch Bestreichen der Haut (Einwirkung auf die Tastnerven), durch Wärmeeinfluß (bewirkt durch die aufgelegte warme Hand oder durch andere wärmeabgebende Körper) durch gewisse Gehörseindrücke und auf andere Weise hervorgerufen werden. Auch sei bezüglich des verschiedenen Verhaltens, welches verschiedene Individuen im hypnotischen Zustande aufweisen, hier sogleich bemerkt, daß, während einzelne Personen bei Bewußtsein bleiben und während andere wiederum durch Hypnotisirung in einen Zustand vollständiger Bewußtlosigkeit versetzt werden, die Mehrzahl der hypnotisirten Individuen sich während der Dauer dieses Zustandes in einer Art von Traumleben befindet, in dem sie zwar auf Fragen noch Rede und Antwort stehen, in welchem jedoch die jeweilige Umgebung und Situation nicht mehr klar erkannt wird. Erwähnt sei ferner, daß fast regelmäßig während der Hypnose eine bemerkenswerthe Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Proceduren (Analgesie) beobachtet wird, und daß häufig eine Abstumpfung resp. Verkehrung der Sinneswahrnehmungen — die Gesichtseindrücke werden nicht mehr richtig aufgefaßt, Farbenunterschiede nicht länger empfunden oder unrichtig gedeutet, bittere Substanzen wie Wasser verschluckt u. dergl. — in anderen Fällen wiederum eine Verschärfung der Sinneseindrücke sich bemerkbar macht.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Bemerkungen über die Erscheinungen des Hypnotismus, wie solche von den zuvor erwähnten Gelehrten zuerst wissenschaftlich festgestellt wurden, zu den in neuester Zeit von Rieger angestellten Versuchen, so begann derselbe seine Untersuchungen damit, daß er zunächst eine Reihe von Thieren (Frösche, Enten, Zeisige u. s. w.) bezüglich ihres Verhaltens gegen Hypnotismus erzeugende Einflüsse prüfte, wobei er zu dem Schlusse gelangte, daß die bei Thieren künstlich hervorgerufene hypnotische Katalepsie nicht, wie man bisher geglaubt hat, als eine durch Schrecken hervorgerufene Lähmung des Bewegungsapparats zu betrachten sei, sondern vielmehr darauf beruhe, daß das behufs Erzeugung des hypnotischen Zustandes vorgenommene Festhalten der Thiere in einer ihnen ungewohnten Lage dieselben für einige Zeit der Fähigkeit beraube, mit Hilfe ihrer activen Muskelinnervation ihre natürliche Haltung wiederzugewinnen. Während der Hypnotismus der Thiere das regelmäßig wiederkehrende unveränderliche Bild der Starrsucht bietet, so nehmen diese Zustände bei den für hypnotisirende Einflüsse empfänglichen menschlichen Individuen — nach Rieger sind zur Nervosität disponirte oder an nervösen Störungen leidende Personen für solche Einflüsse besonders zugänglich — in Folge des complicirten Baues des menschlichen Nervensystems und der

*) Der Hypnotismus. Psychiatrische Beiträge zur Kenntniß der sogenannten hypnotischen Zustände von Dr. Conrad Rieger, Privat-Docent der Psychiatrie an der Universität Würzburg. Nebst einem physiognomischen Beitrage von Dr. Hans Virchow. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1884.

Digitized by Google

mannigfaltigen Factoren, welche das Geistesleben des Menschen beeinflussen, eine mannigfaltige Gestaltung an, wobei jedoch jene bereits erwähnte Katalepsie, ferner die Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eingriffe, die Abstumpfung resp. Verkehrung der Sinneseindrücke, sowie jene Eigenthümlichkeit, für welche Charcot die Bezeichnung: „Suggestionserscheinungen" eingeführt hat, ganz besonders hervortreten. Was den zuletzt erwähnten Punkt anlangt, so gelingt es bei denjenigen Personen, bei denen der Hypnotismus sich nicht als vollständige Bewußtlosigkeit, sondern vielmehr als jenes bereits erwähnte „Traumwachen" äußert, durch gewisse Stellungen, die man dem Körper oder einzelnen Körpertheilen gibt, die Ideen der hypnotischen Personen in bestimmte Bahnen zu lenken. Wurden z. B. bei einem hypnotisirten Mädchen die Hände wie zum Gebet gefaltet, so traten sofort Visionen von Kirche, Gottesdienst u. dergl. auf, während bei einer anderen weiblichen Versuchsperson das Ausstrecken der Arme die Erinnerung an den Geliebten bewirkte. Andererseits fiel es Rieger nicht schwer, bei den erwähnten, sowie auch bei anderen Versuchspersonen durch gewisse Bemerkungen resp. Fragen den Gedanken derselben eine bestimmte Richtung zu geben resp. bestimmte Vorstellungen zu erzeugen, so daß sich die hypnotisirte Person bald in einem von vielen Menschen besuchten Wirthsgarten, bald in anderer Umgebung zu befinden glaubte. Bei diesen Versuchen ergab sich ferner noch als unzweifelhaft, daß die betreffenden Individuen während des hypnotischen Zustandes zwar eine folgerichtige Beurtheilung ihrer eigenen Persönlichkeit an den Tag legen, daß sie in demselben ihre Charaktereigenthümlichkeiten bewahren, und daß sie über allgemeine Dinge, wie z. B. Jahreszahl und Datum, völlig richtige Angaben machen, daß aber andererseits ihr Urtheil bezüglich der Außenwelt ein vollständig verschrobenes war. — In hohem Grade bemerkenswerth ist ferner das, was Rieger als „doppeltes Bewußtsein" bezeichnet. Während nämlich die Versuchspersonen nach dem Erwachen aus dem hypnotischen Traumschlaf in vielen Fällen sich an gar Nichts aus dem abnormen Zustande erinnern — letzteres auch dann nicht immer, wenn sie durch Frage oder Bemerkungen darauf gebracht werden — so gelingt es, wenn sie bei einem neuen Versuche abermals in den hypnotischen Zustand versetzt werden, dieselben auf Gespräche aus einem früheren abnormen Zustande zurückzubringen resp. Unterhaltungen, die damals abgebrochen wurden, fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Julius von der Traun.

Von Friedrich Schütz.

Vor wenigen Wochen wurde Julius von der Traun in Wien zur Erde bestattet. Künstler, Schriftsteller und Politiker legten ihm pietätvoll Kränze auf das Grab. Ein echter Poet war mit ihm gestorben, ein politischer Poet, dem der Sang, von aller Welt verstanden, aus heller Kehle schmetterte. Er hat lyrische Meisterwerke geschaffen, die im Schimmer edelster Weltanschauung erglänzten, er hat das Pathos der erzählenden Dichtung zu stärkster Wirkung geführt, er hat — ein sprachgewandter Meister — die Novelle in seinem „Schelm von Bergen" und der „Aebtissin von Buchau" in vollendeter Weise gestaltet. Mit Recht betrauern die Deutschen Oesterreichs in seinem Verluste den Heimgang eines Dichters, dessen Lyrik wie ein stets sich erneuernder Blüthenschmuck alljährlich neue Gaben brachte, dessen Epik reiche Früchte der reflectirenden Poesie bot.

Julius von der Traun, mit seinem wahren Namen Julius Alexander Schindler, war zu Wien in den zwanziger Jahren als Sohn eines Kaufherrn geboren. Seine Jugendeindrücke schwankten vom kaufmännischen Comptoir zur Hochschule. Praktischer und poetischer Sinn in ihm gelangten zur Ausbildung. Früh — man schrieb den Anfang der vierziger Jahre — regte sich der Dichter in ihm. Er stimmte in den vielstimmigen Chorus ein, den die damalige junge österreichische Dichterschule aus voller Seele sang, trat als Waffenbruder Lenau's und Grün's in die Schranken, um wider die Pfaffen- und Büreaukratenwelt des alten Oesterreich, wider Polizei und Censur sein zorniges Wort zu kehren. Schon damals versuchte er sich in der Novelle. Er schrieb, um seinen Lebensunterhalt zu finden, Rittererzählungen in romantischem Schimmer, schrieb sie wie Alles, was er dichtete, in gleicher Tendenz. Das Liebeslied, das seiner Lippe entströmte, die Novelle, die er heiter lächelnd erzählte, das Epos, das er in die glänzenden Farben einer malerischen Phantasie tauchte, zollte dem politischen Glauben, wie er damals Geister und Gemüther beherrschte, sein redliches Pflichttheil. „Wir sind Männer", tönt es aus jeder seiner Schöpfungen den Machthabern jener Tage zu, „gebt uns unser Recht, die Gedanken, die uns bewegen statt Strafe und Verfolgung: Ehre und Herrschaft!"

So trat er als ein politischer Dichter auf die Bühne. Als Dingelstedt am Vorabende der Revolution in Wien erscheint, um die reale österreichische Welt in sich aufzunehmen, harrt Schindler seiner am Bahnhofe. Der hessische Poet mit den langen Fortschrittsbeinen durchschlenkert mit dem gleichfalls langen, jungen österreichischen Dichter die alte Kaiserstadt. Heitern Auges blickten sie in ihre schmalen Gassen, in ihr nur an der Oberfläche glückliches Dasein. Eine Galerie von Bildern, die Dingelstedt mit sicherer Hand in der „Allgemeinen Zeitung" entwirft, ist die Folge dieser kritischen Rundgänge. Kleine und kleinliche Verhältnisse schauen aus diesen Zeichnungen, die Typen der vorachtundvierziger Miniaturphäaken, die im Lebensgenusse den Druck ihres Zwergtyrannen am Ballplatze kaum verspüren. „Welche Fälschung", zeterte es in den reactionären Blättern der k. k. österreichisch privilegirten Pächter des öffentlichen Urtheils. Dingelstedt aber kichert zu diesem heisern Gekrächze und schreibt, dankbar für alle Anregung, die er empfangen, seinem „Führer durch Wien" treue Freundschaftsverse in sein Album. Die Sonne mußte gar oft auf- und niedergehen, ehe Dingelstedt und Schindler in Wien wieder zusammentreffen, beide nicht mehr junge Literaten, die ob ihrer Meinungen, Artikel und Poesien büßend und mit Strafe bedroht erscheinen, sondern mächtig an Rang und Einfluß in vorderster Reihe des öffentlichen Lebens stehend. —

Vor den Blitzen und Donnerschlägen des Jahres 1848 kroch Schindler in ein bescheidenes Amt zu Steyer unter. Das deutsche Dichterloos mit seiner Noth und Pein umfing ihn. In den verschiedensten Lebensstellungen durchmaß er die fünfziger Epoche. Zornig ballte sich seine Faust wider das Deutschthum Bach's, das ihm nur Hülle schien für die den Deutschen feindselige Richtung, die seit Kaiser Josef's Zeiten zur herrschenden in Oesterreich geworden war, um Alles, was Geist und Intelligenz besaß, in Gegnerschaft gegen den Staat zu treiben. Schon damals sagte er vorher, daß dies System die traditionelle Hegemonie Oesterreichs in Deutschland vernichten müsse. Man schalt ihn einen Pessimisten, wie man ihn dreißig Jahre später einen Schwarzseher nannte, als er einer Sammlung reizender Novellen aus aller Herren Ländern ein Vorwort vorherflattern ließ, in welchem er als sichern Eindruck, den die große schöne Fremde im Gegensatze zu seiner Heimath auf ihn gemacht, die Ueberzeugung aussprach, daß seinem Vaterland alsbald der Todtenzettel würde geschrieben werden.

Als Schindler diese Prophezeiung niederschrieb, war er eben aus dem politischen Leben geschieden. Ein Dutzend Jahre hatte er ihm angehört. So lange saß er, vom Jahre 1861 angefangen, auf den Bänken der deutschen Opposition im österreichischen Abgeordnetenhause, einer seiner glänzendsten Redner und geistvollsten Improvisatoren. Wie keiner unter seinen Collegen hat er den Witz volksthümlich gemacht durch Reden, die noch heute von unverwüstlicher Wirkung sind. Das

Digitized by Google

officielle Oesterreich damals, durch selbstverschuldetes Unglück genöthigt, den Geist des Fortschrittes als Retter in der Noth zu rufen, blickte auf Schindler wie auf seine Freunde nur mit scheelen Augen. Das alte und neue Oesterreich standen einander so feindselig als möglich, von steten Mißverständnissen gepeinigt, gegenüber. Die Februarverfassung hatte Wünschen und Forderungen der Volksmeinung nicht Genüge geleistet. Man kämpfte für Einengung der Kronrechte, für Verantwortlichkeit der Minister, für die Grundrechte des Volkes. Zornige Worte fielen von der Ministerbank. In den Ausschußsitzungen wetterleuchtete es. „Wir begehen die Renaissance der Reaction", spottete Berger nach einer einschneidenden Erklärung Schmerling's für die Prärogative der Krone. Schindler improvisirte unter schallender Heiterkeit seiner Collegen ein Epigramm:

Indopersische Verfassung.
Nicht zur Nachbildung für europäische Culturvolksvertreter reproducirt.

§ 1.

Ich bin der König,
Verspreche viel, halte wenig;
Das Volk gleichsam absolut
Unbedingt meinen Willen thut.

In solchen Scherzen spiegelt sich der Geist, in dem Schindler rückhaltlos zu sprechen liebte. Ueber das bloße Parteigezänke hob sich seine Rede, sein Talent, die bitterste Wahrheit in die Hülle des Scherzes zu kleiden, feierte die nachhaltigsten Triumphe. Nicht lange, und die Rechte stellte ihm einen Gegner. Er trug geistliches Gewand, Tirol war sein Heimathland, in seinen Thälern hatte er die Künste eines Volksredners meisterlich geübt. Der Mann mit den glatten Gesichtszügen und den großen Augen, die wie dunkle Kugeln in dem feisten Antlitz schwammen, meldete sich regelmäßig zum Worte, sowie Schindler gesprochen hatte. Schindler, ein Bild schlichter selbstgewonnener Würde, und Greuter — so war der Name des Paters — der Typus des Mönchspredigers, standen einander regelmäßig gegenüber. Ein Duell zwischen Einst und Jetzt ward ausgefochten, feindlich bekämpften sich mit allen Künsten der Rede der Geist unserer Zeit und der dumpfer klösterlicher Abgeschiedenheit. Es wurde Mode, diesen Zweikämpfen beizuwohnen. Wien eilte herbei, wie zu einer interessanten Première in der Burg. Vor dem Abgeordnetenhause hielten vornehme Gefährte in reicher Zahl, auf den Galerien drängte die Menge, die Redner durch Zurufe zu Hieb und Gegenhieb ermunternd. Wie echte Ritter des Turnieres standen sich Greuter und Schindler nur feindlich gegenüber, so lange Kampfes- und Kriegeslust währten. Schon nach ihrem ersten Waffengange waren sie auf einander zugekommen, um sich kräftig die Hände zu schütteln. Dann duzten sie sich, nannten sich bei ihren Vornamen, gingen auch miteinander zum Mahl und tranken gemeinsam schäumendes Bier: der Pater, den der Papst ob seiner Redekunst zum Monsignore erhob, und der Jurist, der, dank seiner Meisterschaft das Wort zu handhaben, es vorläufig nur zum Notar gebracht hatte. Jahre kamen und gingen. Schindler lag krank darnieder. Die Schatten des Todes umkreisten ihn. Die alte Krankheit des Poeten, ein unheilbares Herzübel, hatte ihn niedergeworfen. Unter Denen, die am häufigsten Erkundigungen einzogen über sein Befinden, war Monsignore Greuter, und als der Tod mit allmächtiger Hand den Mund Schindler's schloß für immer — eilte Greuter, nachdem die Trauernachricht im Abgeordnetenhause von Bank zu Bank ging, zu einem nahen Verwandten Schindler's, der auf der Linken saß: „Der arme Julius, er ist also stumm und todt. Mir war es immer, als fehlte mir etwas, seit er nicht mehr im Hause war, und ich dachte, er werde doch wiederkehren. Nun ist's aus, aus mit ihm. Gott gebe ihm ewige Ruhe und Frieden." Und über die Feuerkugeln im Antlitz des Monsignore zog sich ein Schleier. Pater Greuter weinte seinem liberalen Gegner von ehedem eine Thräne nach. —

Schindler ist nicht freiwillig aus dem Parlamente geschieden. Niemals konnte man ihm politischen Farbenwechsel vorwerfen, dennoch hatte sich die öffentliche Gunst von ihm abgewendet. Das Erbübel des Volkscharakters, der Neid, beschuldigte ihn, allzurasch Reichthümer zu sammeln. Sein Notariatsgeschäft hatte mit seinen wachsenden politischen Erfolgen einen Goldregen über ihn gestreut. Sein Wohlstand erbitterte. Plötzlich wurde er seines Mandates verlustig. Ein tiefer Groll über den Undank der Menschen erfüllte ihn. „Man riß mich", schrieb er einem Freunde, „aus einem Lebenskreise, dem ich mit enthusiastischem Gemüthe angehört. Ich bin mir keines Fehls bewußt. Nie haben meine Geschäfte den Rahmen des Gestatteten auch nur um eine Linie überschritten. Zwei Lieferungsverträge, die ich für dritte Personen in meiner Eigenschaft als Notar mit dem Kriegsministerium schloß, die Ausarbeitung der Statuten für die Nordwestbahn, die ich besorgte, eine Intervention bei der Financirung der Rudolfsbahn sind die einzigen vier Geschäfte meines Lebens, die den Charakter des gewöhnlichsten Notariatsactes theilweise verließen. Keines derselben hatte irgend einen Einfluß auf meine politische Meinung, war mit irgend einer Pflicht meines Mandates im Zusammenhang." Schindler sah sich trotzdem plötzlich von der Meute der Radicalen angefallen. Er glaubte höhere Einflüsse hinter dieser wilden Jagd nach seinem guten Namen. „Ich erinnere mich", erzählte er, „genau, wann diese Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen. Es war nach einem Gespräche, das ich in einer unserer Slavisirungsepochen mit dem Grafen Beust führte, und das ich dem Wortlaute nach mir aufgezeichnet habe. Hier ist derselbe:

Schindler: Welche Politik bereitet sich in Oesterreich vor, der Slave wird herangezogen zu Macht und Ansehen. Er soll in unserem Hause unser Geld verthun, sich an unserem Wein laben, während wir die Deutschen darbend außen lassen. Und Sie glauben, die Deutschen werden all dem ruhig zusehen?

Beust: Ich kenne die Deutschen, sie fügen sich schließlich dem Unabänderlichen.

Schindler: Die Deutschen des Kleinstaates vielleicht. Sie haben im Kleinstaate nur kleine Menschen gesehen.

„Mit solchen Worten", schloß Schindler seine Erzählung, „kauft man keine Freundschaft. Graf Beust schürte zuerst die Feindseligkeit gegen mich, seine Presse machte den Anfang, als es galt, meine Person zu verunglimpfen."

Das Bewußtsein, im Streite mit seinen Gegnern erfolglos bleiben zu müssen, warf ihn nieder, den Tod im Herzen kehrte er zur Literatur zurück. Es ward ihm beschieden, hier große Erfolge zu erringen. Sein Epos „König Salomo", eine ätzende Polemik gegen die rückwärts drängende Richtung des confessionellen und politischen Vorurtheils, durchwehte der schöpferische Athem einer echten, vollen Dichternatur. Es weckte Theilnahme, Beifall und Bewunderung. Der Autor fühlte sich trotzdem vereinsamt und verbittert. Wiederholt ergreift er den Wanderstab, ab und zu erfaßt ihn die Lust, der Heimath ganz den Rücken zu kehren, nur Familienbande fesseln ihn an Wien.

In den letzten Tagen entsank ihm auch die treueste Trösterin, die ihm geblieben, die Feder. Er vermochte nur noch zu entwerfen, nicht auszuführen. Er hat drei groß angelegte unausgeführte Novellen hinterlassen, eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege „Oberst Lumpus", eine Erzählung „Jeunesse dorée", endlich den Entwurf zu einer Dorfgeschichte, „dem Leben wahrheitsgetreu nacherzählt". Ihre Handlung spielt in der majestätischen Bergwelt der österreichischen Alpen. Ihr Held ist ein Caplan. Er findet das Christenthum zu viel versetzt mit Anklängen falscher heidnischer Religionen und predigt Umkehr zu seinen reinen Anfängen. Die Satzungen Jehovas sollen in edlen Formen wieder zu Ehren gelangen. Der neue Messias gewinnt zwei Apostel: einen Förster, den die Staatsverwaltung verjagt, und einen Bauern, den die hohe Grundsteuer an den Bettelstab gebracht hat. Diese heilige Trias gewinnt mit jedem Tage mehr Gläubige. Schließlich hängen die Bewohner eines halben Dutzends von Dörfern an ihrem Munde. Die Satzungen des alten Testa-

Digitized by Google

ments sind ihnen heiliges Gebot, auch dort, wo sie den Tod des Gegners und des Fremden heischen. Der neue Messias bringt seiner neuen Gottheit Menschenopfer, um abschreckend auf Jene zu wirken, die seinem Worte nicht hören wollen. Diese halbtolle Welt verbreitet Furcht und Schrecken, bis von Innsbruck ein paar Bataillone anrücken, Apostel und Priester der neuen Secte festnehmen und in sicheres Gewahrsam bringen. Ein strenger Proceß beginnt. Plötzlich befiehlt Kaiser Franz, ihn niederzuschlagen, „die Sache würde zu viel Lärm machen". Diesen Inhalt seiner Bauerngeschichte hat Schindler der Wirklichkeit entnommen, er hat in die Acten dieses seltsamen Processes Einsicht genommen, Abschriften von denselben gemacht, die Oertlichkeit der blutigen Vorgänge, die er schildern wollte, studirt. Seine Bauernnovelle sollte eine Anklage der alten conservativen Zeit sein, die selbst den Mord schützte, um Unebenes auszugleichen und ihrem Vertuschungssysteme nicht untreu zu werden.

Krankheit und Tod unterbrachen solche Pläne. Inmitten einer conservativen Aera ist der Dichter von uns gegangen. Mit der Trauer über seinen Verlust verbindet sich die über die allgemeine Lage der Deutschen in Oesterreich, deren Horizont düster umwölkt erscheint und keinen Ausblick gewährt auf freundlichere und bessere Tage.

Philosophische Fragen.

Von Th. Achelis.

Was ist Philosophie? Ist sie die Summe der Lebensweisheit, omnium rerum humanarum atque divinarum, wie Cicero sagen würde, oder in realistischer Auffassung die Bearbeitung der Begriffe oder endlich nach einem glänzenden Vorbilde die Lehre vom Wissen, d. h. von den Principien des Erkennens? Man könnte leicht diese verschiedenen Versuche einer begrifflichen Erfassung vermehren, ohne der Lösung der Frage irgendwie näher zu kommen; diese wird erst durch eine genetische Perspective des Entwickelungsganges und der Ziele der philosophischen Disciplin angebahnt, nur durch diese geschichtliche Uebersicht läßt sich der objective Maßstab der Beurtheilung endgiltig festsetzen.

Mit Recht hat Professor Windelband in seinem jüngst erschienenen Werke (Präludien, Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Freiburg und Tübingen. J. C. B. Mohr 1884) den Griechen das Verdienst zugeschrieben, aus dem bunten Gemengsel eines encyclopädischen Wissens die Philosophie als Wissenschaft κατ' ἐξοχήν mit klarem Blick herausgelöst zu haben. „Wie den „Spieltrieb", so haben sie auch den Wissenstrieb aus den Umschlingungen mythischer Vorstellungen, aus dem Dienste sittlicher und alltäglicher Bedürfnisse herausgehoben, und so haben sie, wie die Kunst, auch die Wissenschaft zu selbständigen Organen des Culturlebens gemacht. In der phantastischen Verschwommenheit orientalischen Wesens verlaufen sich die Anfänge künstlerischen und wissenschaftlichen Triebes in das Gewebe eines ungeschiedenen Gesammtlebens: die Griechen als die Führer des Occidentalismus beginnen damit, das Ungeschiedene zu scheiden, das embryonal Unentfaltete zu differenziren und für die höchsten Thätigkeiten des Culturmenschen die Arbeitstheilung zu finden. So ist die Geschichte der griechischen Philosophie die Geburtsgeschichte der Wissenschaft: das ist ihr tiefster Sinn und ihre unvergängliche Bedeutung." (p. 13.) Dieses Factum bleibt so lange unbestreitbar, als es nicht gelingt, das Dunkel zu lichten, das bislang hartnäckig sich über die verschwiegenen Beziehungen der griechischen Cultur zur egyptischen lagert. Umfaßte nun diese neuentdeckte Weltanschauung die ganze materielle und intelligible Existenz der Dinge, so trat erst mit der Vervielfältigung der Kenntnisse eine schärfere Sonderung der einzelnen Elemente ein, und Aristoteles war es, der in der „ersten Philosophie", als einem Kanon der Erkenntnißlehre, die allgemeinen Gesetze zu bestimmen suchte, welche alle unsere Vorstellungen beherrschen. Dann absorbirte die praktische Philosophie der Stoa jedes Interesse, das nunmehr lediglich auf Erreichung eines sittlich geläuterten Charakters und eines glücklichen Lebens gerichtet ist. Als endlich die alte Welt ermattet zusammenbricht und alles Streben des Individuums sich als eitel ausweist, erhält das Ideal des Forschens unvermerkt einen immer mehr specifisch religiösen Anstrich; die Welterkenntniß wird zur Gotteserkentniß und das gesammte Rüstzeug griechischer Dialektik christlicher Apologetik und Systematik unterthan. Dieser erbitterten Naturverachtung machte die Opposition der neueren Zeit für immer ein Ende, die in ihrem weiteren Verlauf durch den Kriticismus zwischen individuellem Meinen und Glauben und zwischen objectivem Wissen feste, unverrückbare Schranken zog; sie schuf eine Theorie der Wissenschaft, keine Metaphysik der Dinge, sondern des Erkennens. Aber während Kant's Vorgänger diese Aufgabe meistens rein psychologisch verstanden, d. h. in der genetischen Herleitung der Vorstellungen und Empfindungen aus bestimmten seelischen Processen den Zweck und das Ziel ihres wissenschaftlichen Untersuchens erblickten, trennte Kant die psychologische Frage vollständig von der erkenntnißtheoretischen und wies nach, wie Windelband sich ausdrückt, wie vollkommen gleichgiltig für den Wahrheitswerth einer Vorstellung der naturnothwendige Proceß ihrer Bewußtwerdung ist. Die Art und Weise, wie wir nach den psychologischen Gesetzen als Individuen, als Völker, als menschliche Gattung zur Aufstellung bestimmter Vorstellungen und zum Glauben an ihre Richtigkeit gelangen, entscheidet über den absoluten Wahrheitswerth derselben Nichts. Der naturnothwendige Proceß des Vorstellungsverlaufes kann bei dem Einzelnen so gut, wie bei Allen eben so sehr zum Irrthum als zur Wahrheit führen; er herrscht überall, und seine Aufweisung ist daher kein Beweis für die Geltung der einen Vorstellungen im Gegensatz zu den anderen. (p. 24.) Diese kritische Feststellung des Werthes der Vorstellungen ist aber nicht bloß auf das logische Gebiet beschränkt, vielmehr hat die Ethik die letzten Beurtheilungen des Guten und Schlechten, die Aesthetik die des Schönen und Häßlichen zu prüfen, und so bezeichnet unser Autor die Philosophie als die kritische Wissenschaft von den allgemein giltigen Werthen; ja, „diese Beurtheilungen gelten absolut, auch wenn sie gar nicht oder nicht allgemein thatsächlich zur Erscheinung kommen." (p. 35.) Wir müssen gestehen, wir halten diese letzte Einschränkung für nicht unwichtig; denn in der That wüßten wir nicht, wie es die Philosophie fertig bringen wollte, Methoden und Formen des Denkens zu objectiver Anerkennung zu bringen, wenn ihnen de facto hartnäckig diese Würdigung vorenthalten würde, d. h. wenn sie nie zur Anwendung gelangten. Denn mögen jene Verfahrungsweisen auch noch sehr ein aprioriſches Besitzthum des menschlichen Geistes sein, ihre wissenschaftliche Souveränetät tritt doch erst mit dem Augenblicke ein, wenn sie aus dieser latenten Hilfslosigkeit in das volle Licht kritischer Beurtheilung gerückt werden. Es ist eine idealistische Uebertreibung, wenn W. in diesem Sinne so fortfährt: „ . . Wir sind überzeugt, daß gegenüber diesen Nothwendigkeiten des naturgesetzlich sich vollziehenden Fürwahrhaltens es eine absolute Werthbestimmung giebt, wonach über wahr und falsch entschieden werden soll, gleichgiltig, ob das geschieht oder nicht." Denn die formale Logik mag sich so spröde gegen jede Vergewaltigung seitens der Materie geberden, ganz kann sie der Anwendung auf die Wirklichkeit des Geschehens nie entrathen, oder sie müßte es sich gefallen lassen, als ein völlig interesseloses, fadenscheiniges Schema von blassen Möglichkeiten des Denkens allmälig einer wohlthuenden Ruhe und Ignorirung übergeben zu werden. Dasselbe gilt in verschärftem Maße von ethischen und ästhetischen Untersuchungen. Wohl aber stimmen wir der Behauptung des Verfassers bei, daß diese absoluten Werthbestimmungen nicht durch irgend welche quantitativen Operationen sich erweisen lassen, daß überhaupt die hier gemeinte Allgemeingiltigkeit „keine factische ist, sondern eine ideale, keine, welche wirklich ist, sondern eine, welche sein sollte." Dieses Bewußtsein der die Welt beherrschenden Normen (neben und über den Naturgesetzen) soll die Philosophie zur Klarheit bringen und

Digitized by Google

aus dem empirischen Complex der Vorstellungen hervortreiben und durch ihre eigene Evidenz zum unverlierbaren Besitzthum des Geistes machen. Denn, ein Satz, wie der logische des Widerspruchs, ein Princip, wie das moralische des Pflichtbewußtseins sind nicht zu beweisen; man kann nur an dem wirklichen Vorstellungs- und Willensleben des Menschen sie zum Bewußtsein, zur klaren Formulirung bringen, und man muß dann darauf vertrauen, daß in Jedem, der sich ernstlich besinnt, das normale Bewußtsein mit unmittelbarer Evidenz sich in ihrer Anerkennung geltend machen wird. Mit Niemandem könnten wir mehr logisch und wissenschaftlich verhandeln, der die Geltung der Denkgesetze leugnete; mit Niemandem könnten wir uns sittlich verständigen, der jegliche Pflicht ablehnte. Die Anerkennung des normalen Bewußtseins ist die Voraussetzung der Philosophie: es ist in abstracto dieselbe Voraussetzung, welche in concreto allem wissenschaftlichen, allem sittlichen, allem ästhetischen Leben zu Grunde liegt. Jede Verständigung über irgend Etwas, was die Individuen als geltende Norm über sich anerkennen sollen, setzt dies Normalbewußtsein voraus." (p. 44.)

In einer anderen Abhandlung hat der Verfasser dann Umfang und Bedeutung dieser Regulative des Urtheils im Gegensatz zu den Gesetzen psychologischer Forschung eingehend erörtert; auch hier stellt er Thatsache und Werthschätzung, naturgesetzliche Begründung des Geschehens nach dem Schema der Ursache und Wirkung in scharfer Isolirung dem Ideal gegenüber, an dem wir die Wirklichkeit messen. Und wiederum ist hier die Allgemeingiltigkeit, die sich in dieser abschließenden Resumirung der verschiedenen Werthe bekundet, keine rein factische, überall und immer mit gleicher Unfehlbarkeit eintretende, sondern eine ideale, die nur das Verlangen der allgemeinen Geltung in sich schließt. „Normen sind diejenigen Formen der Verwirklichung von Naturgesetzen, welche unter Voraussetzung des Zwecks der Allgemeingiltigkeit gebilligt werden sollen. Normen sind diejenigen Formen der Verwirklichung der Naturgesetze des Seelenlebens, welche in unmittelbarer Evidenz mit der Ueberzeugung verbunden sind, daß sie und sie allein realisirt werden sollen, und daß alle anderen Arten, in denen die naturgesetzliche Nothwendigkeit des Seelenlebens zu individuell bestimmten Combinationen führt, wegen ihrer Abweichung von der Norm zu mißbilligen sind." (p. 226.) Wie aber sollen diese letzten Kriterien aller Beurtheilung dem Bewußtsein nahe gebracht werden, um ihnen thunlichst eine möglichst große Sphäre ihrer Verbindlichkeit zu sichern? Windelband verwirft jede inductive und genetische Betrachtung und stellt nur eine teleologische Perspective frei. „Von ihrer einzigen Voraussetzung her, daß es Vorstellungen, Willensentscheidungen und Gefühle geben soll, welche allgemein gebilligt werden dürfen, hat die kritische Methode alle diejenigen Bewegungsformen des psychischen Lebens sich zum Bewußtsein zu bringen, welche als unerläßliche Bedingungen für die Realisirung jener Aufgabe nachgewiesen werden können, und sie hat bei diesem Nachweise auf keinerlei besondere, gegebene Einzelbestimmungen des wirklichen Seelenlebens als auf Beweisgründe zu recurriren. Das allein kann gemeint sein, wenn man verlangt, daß der Nachweis der a priori geltenden Axiome und Normen selbst nicht empirischen Charakters sein dürfe." (p. 273.) Und dies gilt nicht nur für die Logik, sondern mit derselben Stringenz auch für Ethik und Aesthetik; über dem unendlich verschiedenen Inhalt der einzelnen, nur empirisch faßbaren Pflichten steht als oberste Instanz in völlig apriorischer Isolirung und Allgemeingiltigkeit das Pflichtbewußtsein alias Gewissen, das entgegen jeder materiellen Bestimmung lediglich eine formelle, freilich um so weitgreifendere Verbindlichkeit besitzt. Mit unzweifelhaftem Rechte opponirt unser Autor der immer noch hier und da auftauchenden Ansicht, daß aus der Anlage und Natur des Menschen als solchen, meist des Urmenschen, mit unfehlbarer Consequenz der Inhalt ethischer Vorschriften psychologisch und ethnographisch zu entwickeln sei, und fordert dafür die sociale Begründung aller dieser Deductionen. Ebenso wenig kann sich der Verfasser mit einer endämonistischen Formulirung, etwa der Bentham's, befreunden, da hier durchweg der egoistische Gedanke der eigenen, in dem Wohl eben der Gesellschaft eo ipso involvirten Glückseligkeit wirksam sei; „die Aufgabe jeder Gesellschaft vielmehr ist es, ihren geistigen Gehalt, der als natürliche Gemeinsamkeit dem Seelenleben aller ihrer Mitglieder zu Grunde liegt, zum klaren Bewußtsein zu bringen und nach ihm den Zusammenhang ihres äußeren Lebens zu gestalten. Die allseitige Lösung dieser Aufgabe nennen wir das Cultursystem der betreffenden Gesellschaft, und so dürfen wir sagen: die Bestimmung jeder Gesellschaft ist die Schaffung ihres Cultursystems." (p. 304.) Dieser Gesichtspunkt, auf die einzelnen Träger irgend welcher Organisation angewandt, ergiebt dann die Aufstellung von bestimmten, historisch und ethnographisch unendlich modificirten Culturpflichten. Wir können, offen gesagt, den relevanten Unterschied zwischen dieser und der vorhin verworfenen hedonistischen Auffassung nicht zugeben; denn dieses Cultursystem ist doch ebenfalls nichts Anderes, als der Inbegriff alles sittlich Werthvollen und Idealen, wie es jeder feinere Endämonismus auch zu realisiren gebietet; nicht minder bleibt die früher gerügte Beziehung auf die eigene Wohlfahrt des Individuums, die ja gleichfalls durch den unverbrüchlichen Zusammenhang mit der Organisation der Gesellschaft bedingt ist, ungeschwächt bestehen. Es ist schließlich ein Wortstreit; die wesentlich utilistische Färbung beider Bezeichnungen ist unverkennbar.

Eine andere Reihe von Betrachtungen ist dem Leben und Wirken hervorragender geistiger Menschen, wie Sokrates, Spinoza, Kant u. A. gewidmet; auf den ersten Blick nimmt sich in ihrer Mitte ein Name wie Hölderlin seltsam aus, und doch hat es Windelband sehr geschickt verstanden, die sonderbaren, schließlich in der düsteren Nacht des Wahnsinnes endenden Schicksale dieses begabten Dichters einer allgemeinen Perspective zu unterstellen. Mittelpunkt und Quelle aller höheren Bildung ist für unsere occidentale Cultur die classische Literatur, namentlich die griechische; überall, wo im Laufe der Geschichte unserem nationalen Bewußtsein neue Impulse zugeführt wurden, ist letzten Endes auf diesem entlegenen Gebiete der befruchtende Strom entsprungen: Die Renaissance und das 18. Jahrhundert sind hierfür in der Geschichte der europäischen Gesittung zwei instructive Beispiele. Aber freilich ist es nicht Jedem gelungen, antike Formen mit modernem Inhalt zu versöhnen und nicht über dem liebevollen Versenken in eine längst entschwundene und in ihrer Eigenartigkeit unrettbar verlorene Welt die dringenden Aufgaben der Gegenwart zu vergessen. Und eben dieser suchte der schwäbische Dichter deshalb so gerne zu entgehen, weil die moderne Welt nicht mehr die plastische Geschlossenheit und Vollendung der Persönlichkeit kennt, wie sie im Alterthum das wohl erreichbare Ziel jedes höheren Strebens war. Die antike Welt war noch so einfach, daß das Individuum im Stande war, mit seinen Interessen den gesammten Inhalt des gemeinsamen Culturlebens zu umfassen. Wissenschaft und Kunst, Staat und Religion standen noch in so nahem und innigem Verhältniß, daß sie im Ganzen nur eine harmonische Einheit ausmachten, und der Umfang dessen, was dazu gehörte, war noch so gering, daß es dem Einzelnen möglich war, mit der vollen Hingabe an seinen besonderen Beruf den ganzen Genuß der allgemeinen Bildung zu verbinden. So war jedes Individuum neben seiner Eigenthümlichkeit doch mit dem wesentlichen Gehalte des gemeinsamen Lebens so verwachsen, daß es als Repräsentant desselben gelten konnte. Ganz anders ist es in der modernen Welt. Alle Berufsthätigkeiten haben in ihr einen solchen Umfang gewonnen und sich so verzweigt, daß der Einzelne nicht mehr im Stande ist, ihre Gesammtheit zu beherrschen, und dabei sind sie, was noch schwerer wiegt, in ihrer Entwickelung derartig auseinander gegangen, daß jener harmonische Zusammenhang und jene schöne Einheit, worin sie sich in der antiken Welt noch befanden, unwiederbringlich verloren scheint. Darum ist uns jene glückliche Identität der individuellen mit der allgemeinen Bildung verloren und das Individuum ist nicht mehr im Stande, in sich die gesammte Cultur seiner Zeit zu verarbeiten und sich zu ihrem Repräsentanten zu machen." (p. 167.) Nun war gerade zu jener Zeit, besonders durch die romantische Schule, die Forderung eines Humanismus auf der Basis einer universalistischen Bildung lauter wie je aufgestellt, und vielfache Bemühungen

Digitized by Google

(natürlich wesentlich encyclopädischer Art) auf den verschiedensten Gebieten geistiger Production schienen die Ausführbarkeit dieser hochfliegenden Pläne zu erweisen. Aber Hölderlin war von vornherein von zu bitterer Resignation oder elegischer Passivität erfüllt, als daß er die Versöhnung des hellenischen und modernen Bewußtseins je für möglich gehalten hätte. Ob er nicht doch, wie Andere seiner Zeit, ein Schiller oder Hegel, bei größerem Selbstvertrauen einen Weg gefunden hätte, diesen verhängnißvollen Zwiespalt zu beseitigen, ist eine müßige Frage; aber eine über jeden Zweifel feststehende Thatsache ist es leider, daß es einem Menschen des 19. Jahrhunderts nicht mehr gegeben ist, den Bildungsfond seiner Zeit einigermaßen selbständig in sich zu verarbeiten. Die Gesammtheit unserer Cultur, bemerkt Windelband, ist ein idealer Begriff, der in keinem individuellen Bewußtsein mehr realisirt ist. Jeder von uns ist in dem großen Getriebe des socialen Daseins an einem bestimmten Punkte eingefügt, und er ist von da aus nicht mehr im Stande, den ganzen Umkreis der übrigen Thätigkeiten und ihres geistigen Gehaltes zu überschauen und in sich aufzunehmen. In die Arbeit des Berufs eingespannt und vermöge der steigenden Anforderungen desselben das ganze Leben hindurch angespannt, bekommt der individuelle Geist gewissermaßen Scheuklappen, welche ihm nur ein beschränktes Gesichtsfeld zu übersehen gestatten. Eine universalistische Bildung, wie sie der Bürger Athen's besaß, wie sie die großen Männer der Renaissance neu erwarben, wie sie Deutschlands Dichter und Denker in Hölderlin's Tagen wenigstens anstrebten, ist heutzutage selbst für das Genie unmöglich. (p. 170.) So zerfällt mit der wachsenden Detailforschung die Gesammtheit der modernen Bildung in eine unvermittelte Gruppe von Factoren, die keine gemeinsame Fühlung mehr besitzen. Da nun andererseits der menschliche Geist diese Zerklüftung des Wissens aus einem gewissen unitarischen Drange nicht verträgt, so müssen Substitutionen gefunden werden, die erst recht eine gründliche Erkenntniß verhindern; hierhin gehört der Dilettantismus mit seinem ganzen Gefolge popularisirender Verflachung und Verwaschung der echten Wissenschaft. Jeder weiß aus alltäglichen Beobachtungen, welche verheerenden Wirkungen diese angeblich so edel denkende Aufklärung auf die Durchschnittsmasse der sog. Gebildeten ausgeübt hat, wie bequem jetzt die Aneignung einer Weltanschauung ist, welch wüstes Durcheinander z. B. Culturgeschichte und Dichtkunst in dem beliebten Medium des Romans geliefert haben. Um das Uebel nun voll zu machen, kommt hinzu, daß diese Zerfahrenheit sich ebenfalls in der Schule und Erziehung zeigt; auf der einen Seite ein starres Festhalten an dem ganzen Umfang der griechisch-römischen Bildung ohne jegliche Concession an die specifisch moderne Weltauffassung, auf der anderen Seite die unverständige Sucht, nur praktisch Nutzbares dem jugendlichen Geiste einzuprägen und ihn von vorherein in einseitiger Weise für den zukünftigen Beruf zu dressiren. Classische Sprachen und Naturwissenschaften führen einen unerbittlichen Kampf auf Leben und Tod mit einander, und nur durch staatliche Decrete wird mitunter ein kurzer Waffenstillstand vermittelt. Daß dies ein völlig unleidlicher Zustand ist, der geeignet ist, das feste Gefüge unserer geistigen Organisation in tausend, zusammenhangslose Atome auseinander zu treiben, leuchtet ein; ebenso klar ist es leider, daß bis jetzt trotz aller Experimente noch keine irgendwie befriedigende Lösung gefunden worden ist. So bleibt denn vor der Hand Nichts übrig, wie Windelband am Schluß seiner Darstellung hinzufügt, als Resignation. „Nicht von jener Resignation auf die persönlichen Wünsche ist die Rede, welche zu allen Zeiten eine Pflicht des sittlichen Menschen gewesen ist, sondern von der bewußten Resignation auf eine Alles umfassende Kenntniß des gesammten Culturgehaltes. Wir haben keine Philosophie mehr und werden nie wieder eine haben, welche alle Erkenntnisse der Wissenschaften zu einem Weltbilde zusammenarbeitete. Aber darum darf das Leben des Individuums nicht aufhören, im Ganzen zu wurzeln und sich mit dem Wesen der Gattung eins zu wissen. Je mehr das Streben in die Breite sich verbietet, um so nothwendiger ist es, in die Tiefe zu graben ... Es bleibt uns immer übrig, den reinen Gehalt allen menschlichen Culturlebens, die Ideale unserer Geschichte im Bewußtsein zu erhalten und ihnen unser persönliches Leben einzuordnen. In unserem Erkennen und Wissen sind wir keine vollen und ganzen Menschen mehr: aber im thatkräftigen Glauben an die Ideale sollen wir es immer bleiben."

Goethe's Beziehung zur bildenden Kunst.

Von G. Ebe.

Literatur und bildende Kunst stehen in den Zeiten der Blüthe immer im engen Zusammenhange, die Richtung einer Epoche drückt sich in beiden gleichmäßig aus. Man kann ohne Zwang von gothischer, renaissancemäßiger und barocker Dichtung sprechen und umgekehrt den romantischen oder klassischen Literaturstil eines Zeitabschnitts in den Werken der bildenden Kunst wiederfinden. Auch bei uns Deutschen gibt es diese parallelen Bezüge, wenn auch Dichter, Gelehrte und Staatsmänner, welche der bildenden Kunst ein tieferes, ja auch nur einiges Interesse widmen, seltener sind als anderwärts. Der Engländer James Fergusson rechnet deshalb die Deutschen zu den artistisch gering beanlagten Rassen. Nachdem derselbe in seiner Geschichte der modernen Stilarten die Kämpfe der Reformation und die Unbilden des dreißigjährigen Krieges dafür verantwortlich gemacht, daß die Kirchenbaukunst der letzten drei Jahrhunderte in Deutschland keine großen Leistungen aufzuweisen hat und indem er weiterhin die Zersplitterung in viele kleine Staaten als Ursache anführt, daß auch Profanbauten nicht in der Großartigkeit zur Ausführung gekommen sind wie in centralisirten Monarchien, glaubt er noch einen principiellen Grund dieses Mangels anführen zu müssen. Diese tiefere Ursache findet er in der Thatsache, daß, wie immer groß und erfinderisch die Deutschen in anderer Hinsicht sein mögen, sie doch kein wahres Gefühl für die Feinheiten der Kunst und geschmackvolle Anordnungen besitzen. „In der That", fährt er fort, „hat Deutschland seit dem großen Zeitalter der Hohenstaufen nichts Großes oder Originelles in dieser Richtung gethan. Deutschland entlehnte seine Gothik von Frankreich und verdarb den Stil durch handwerksmäßige Fertigkeit und übertriebene Kühnheiten der Technik. In der deutschen Malerei waren ebenfalls technische Gewandtheit und langwierige Geduld in der Ausarbeitung des Details mehr geschätzt als der Gefühlsausdruck und die Darstellung einer poetischen Idee." —

Nun klingt dies abfällige Urtheil über deutsche Kunstbegabung etwas anmaßend in dem Munde eines Engländers, dessen Nation doch erst recht zu den Völkern gehört, deren Kunstentwickelung wahrlich nicht zu den glänzenden zählt und welche in der Malerei und Skulptur kaum erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Schatten von Selbstständigkeit aufzuweisen hat; wenn man auch zugeben muß, daß die Kunstliebhaberei, die passive Pflege der Kunst, in vornehmen englischen Kreisen eine hervorragende Begünstigung gefunden hat. Kunstliebhaberei und Kunstbegabung fließen eben nicht immer aus derselben Quelle, wenn sie sich auch gegenseitig unterstützen und bei wirklich künstlerisch reich bedachten Nationen, wie bei den Italienern in den besten Zeiten, nebeneinander gehen. Hat also Fergusson nicht mehr Recht, wie der Pharisäer, zu sagen: „Seht, wir sind nicht wie diese", so liegt doch in seinen Bemerkungen ein Korn der Wahrheit versteckt. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die bildende Kunst ist ein deutscher Charakterzug, der in vielen Erscheinungen des Lebens zu Tage tritt und besonders darin, daß sich große Kreise gemüthlicher und geistiger Interessen ohne einen Schatten bildender Kunst behelfen. Dies verhindert allerdings nicht, daß zahlreiche deutsche Künstler ihr Herzblut daran gesetzt haben, ein Stück Kunsthimmel zu uns hernieder zu bringen, aber die Beschränkung der Sphäre, in der die Kunst gewissermaßen latent sein soll, aus welcher sie schöpft und die ihr nachempfinden soll, verhinderte mitunter den Erfolg.

Digitized by Google

Unter den deutschen Dichtern, welche der bildenden Kunst einen bedeutenden Platz in ihrem Ideenkreise einräumen, muß fast der einzige Goethe für den Mangel anderer entschädigen; aber er thut es auch in einer so reichen Weise, wie sie wieder unerreicht den Dichtern anderer Nationen gegenübersteht. In ihm spiegeln sich alle Wandlungen des Kunststils, welche während seines langen Lebens in rascher Folge und radicalen Gegensätzen auf einander platzen, so daß man die Kunstmeinungen seiner Zeit fast allein aus seinen Werken studiren könnte. In diesem Sinne steht Goethe weit vor Lessing, denn wenn dieser eine Controverse mit Klotz über geschnittene Steine führt, so interessirt ihn ganz etwas Anderes, und sein berühmter Laokoon nimmt nur das Bildwerk zum Ausgangspunkte, um eine neue Poetik zu entwickeln.

Goethe ist das Muster eines Deutschen, vielleicht mehr der Zukunft, als seiner Zeit und der Gegenwart. In seiner Natur vereinigt sich der grübelnde Tiefsinn, die gothische Phantastik des Nordländers mit dem unablässigen Ringen nach klassischer Formenschöne und Vollendung. Selbst die innige heimliche Sehnsucht, die seit dem 16. Jahrhundert die deutschen Künstler über die Alpen treibt, ist auch sein Erbtheil, das ihm schon in frühester Jugend eingeimpft wird und das ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Die römischen Prospecte, mit denen Goethe's Vater den Vorsaal des Hauses verziert hatte, und die mitgebrachte kleine Marmorsammlung machten schon auf den Knaben einen tiefen Eindruck, der noch durch die Erzählungen des Vaters von den italienischen Herrlichkeiten und das Versprechen, ihm später diese Paradiese durch eine Reise zugänglich zu machen, verstärkt werden mußte. Goethe hat später diesen Jugenderinnerungen im ersten Theile des Wilhelm Meister eine dichterische Verklärung gegeben.

Seine Jugend fällt in die Zeit einer Geschmacksrevolution auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Die im Jahre 1748 begonnene Ausgrabung von Pompeji, die spätere Entdeckung von Herculanum, die Auffindung der Ruinen von Pästum, die Aufnahme und Publication der Alterthümer von Athen durch die Engländer Stuart und Revett hatte den Geistern eine leidenschaftliche Richtung gegen die Antike gegeben. Das Griechische wurde von deutscher Seite durch Winckelmann und Mengs, von französischer Seite durch Caylus auf allen Seiten verherrlicht und als vollkommener Ersatz für alle Unzulänglichkeiten des modernen Kunstschaffens hingestellt. Das große Losungswort hieß damals: „Die Natur und die Griechen!" Man demonstrirte etwa wie folgt: „In der Natur wie in der Kunst ist überall nur ein Weg, um zu wirken, alles, was gegen die Natur ist, kann niemals schön sein." Vor dieser einfachen Logik fällt dann zuerst die ganze decorative Lügenarchitektur, die gerollten Giebel und gewundenen Säulen, die Pilaster und Nischen, Attiken und Mansarden, die Arkaden über Säulen, die Kuppeln über Arkaden und alle die Reifröcke, Stöckelschuhe und Fontangen einer altgewordenen koketten Kunst; allein stehen bleiben die drei hellenischen Ordnungen, als ein Gewand, das einen schönen Leib verhüllt und offenbart, und welches sich bequem den kühnsten mittelalterlichen und modernen Bauideen anpaßt, von denen die Alten sich nichts haben träumen lassen. — Das etwas unerwartete Resultat dieser Geschmacksreinigung war denn in der Baukunst der sogenannte classische Zopf! — In der Malerei und Sculptur brachte die neue Richtung zunächst nur eine reine Negation, ohne frisches schöpferisches Leben, ein schattenhaftes Gemisch von Reminiscenzen einer hinschwindenden Vergangenheit, weil sie doch, wenn sie hätte natürlich sein wollen, wieder in den alten verachteten Barocko verfallen wäre. Sehr bemerkenswerth ist, daß der neugriechische Enthusiasmus sofort seinen Gegensatz, die Wiederaufnahme der Romantik ins Leben rief, denn bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann mit Macpherson, Percy, Walpole und anderen die erste neuromantische Dichterschule in England.

In Deutschlands bildender Kunst herrschte praktisch noch lange das französische Rococo, nur durch die antike Richtung und den Einfluß des Chinesischen zum Genre Louis XVI. gemäßigt; derselbe Stil, den Wieland in dem größten Theile seiner Dichtungen zum graziös tändelnden Ausdrucke bringt. Aber allmählich begann wenigstens in der deutschen Literatur, der französische Einfluß dem englischen zu weichen. Goethe'n selbst konnte zwar noch in Straßburg die Frage nahe gelegt werden, ob er nicht auf die französische Seite treten solle, aber innerlich war ihm und seinem Kreise die Sache längst entschieden. Auch diese geistige Revolution mit ihren heftigen innerlichen Kämpfen hat Goethe wieder in Wilhelm Meister geschildert in dem Momente, als dieser von Jarno auf das Studium Shakespeare's hingewiesen wird und plötzlich mit Erstaunen eine neue Welt gewahr wird.

Goethe kam schon im Vaterhause in mannichfache Berührung mit der bildenden Kunst und Künstlern, besonders mit Malern. Sein Vater war, wenn auch kein Kunstkenner, doch ein Liebhaber von praktischer Gesinnung; er war kein Sammler alter Bilder, sondern hatte den gesunden Grundsatz, lebende Künstler zu beschäftigen, weil er, wie Goethe selbst bemerkt, glaubte, die neuen Bilder würden auch alt und damit selbstverständlich auch gut, etwa wie der Wein, von dem selbst der beste Jahrgang erst nach einiger Zeit in seinem wahren Werthe geschätzt wird. Hirth, Schütz und Trautmann, die Landschafter und Junker der Stilllebenmaler, wurden Goethe persönlich und durch ihre Werke bekannt und mit dem Historienmaler Seekatz kam er, durch die bekannte Episode des Grafen Thorane, der in Goethe's Hause die Bilder für das Schloß seines Bruders malen ließ, sogar in ein näheres Verhältniß. Seine jugendliche Phantasie wurde, durch die vor seinen Augen ausgeübte künstlerische Thätigkeit, lebhaft beschäftigt und er half nach Kräften beim Erfinden der Bilder. Auch der Zeichnenunterricht kam für ihn an die Reihe, wenn auch nicht nach bester Methode, wie Goethe selbst bemerkt, aber doch ernsthaft genug, denn er spricht sogar von architektonischen Rissen, bei denen er durch den Hausfreund, Legationsrath Moritz, mit mathematischen Kenntnissen unterstützt wurde. Es müßten danach Gegenstände der beschreibenden Geometrie gewesen sein. Die Bekanntschaft mit dem Juwelier und Goldschmied Lautensack und die Besorgung von Commissionen in den Ateliers der Maler, erhielten Goethe in einer gewissen Atmosphäre der bildenden Kunst. In derselben Weise wirkten die Besuche bei dem Maler Nothnagel, der im phantastisch-chinesisch-blumistischen Zopfstile der Zeit, seine Wachstuchtapeten fabrizirte. Nach der Katastrophe, die ihn von Gretchen trennte, gefiel sich Goethe auf seinen einsamen Streifereien, Landschaftliches nach der Natur zu zeichnen, weil sein Auge, wie er selbst äußert, vor allen anderen das Organ war, womit er die Welt erfaßte; aber es fehlte ihm das technische Können und deshalb wurde nicht viel aus diesen Bemühungen, die der sorgsame Vater wieder möglichst unterstützte.

Die deutsche Kunst war damals entschieden geschmacklos und ohne eigne schöpferische Kraft, und Goethe konnte keinen wahrhaft fördernden Unterricht finden. An Geist fehlte es auch damals den Künstlern nicht, wohl aber am wirklichen Können. Adam Friedrich Oeser, seit 1764 Director der Zeichnen-Akademie in Leipzig, bei dem Goethe während seiner Studienzeit daselbst Unterricht hatte, war ein Hauptvertreter dieser nebulistischen Skizzisten. Als Freund Winckelmann's war Oeser ein leidenschaftlicher Widersacher des Rococo und Schnörkelwesens und wollte zur Einfalt der Alten zurück, das heißt zu einer selbstconstruirten, rein als Contrast des Vorhandenen gedachten Antike, denn die wirkliche Antike kannte man noch gar nicht. Dieser, mit Beiseitelassung aller modernen Forderungen, nachzustreben, blieb erst einer späteren Zeit vorbehalten. Oeser selbst steckte noch tief in der Ideenwelt der Spätrenaissance, und wurde Einzelnes davon, selbst die spätesten Auswüchse, wie die handelnden allegorischen Figuren nicht los, wenn er sie auch in übergeistreicher parodistischer Weise gebrauchte. Wahrhaft wirksam ist denn auch diese innerlich zerfahrene Lehre auf den jungen Goethe nicht gewesen, wie er später bei seinem Straßburger Aufenthalte bewies, als ihn der mächtige Einfluß Herder's zu einem Schwärmer für altdeutsche Kunst machte. Bedeutender als Oeser's Unterricht wurde für Goethe die von Leipzig aus unternommene, mit einem wunderlichen Geheimnisse umkleidete Reise zum Besuch der Dresdener Museen, die ihn auch mit Hagedorn, der sehr abweichend von Oeser eine

Digitized by Google

deutsch-nationale Richtung verfolgte, wenn auch nur flüchtig, in Berührung brachte. Merkwürdig war die Auswahl dessen, was Goethe in Dresden sehen wollte und was er ablehnte; die antiken Sculpturen will er gar nicht sehen, auch für die großen italienischen Meister fehlt ihm jeder Begriff, weil ihm die Bedeutung der Renaissance noch ganz unerschlossen war. Nur die niederländischen Genremaler machen ihm einen großen Eindruck, in ihren Bildern findet er die gewohnten Natur- und Kunsteindrücke wieder, und sein Enthusiasmus geht so weit, daß seine lebhafte Phantasie dieselbe Stimmung in die ihn umgebende Natur hineinsieht. Im Breitkopf'schen Hause in Leipzig fand Goethe noch Gelegenheit, eine Abgußsammlung nach antiken geschnittenen Steinen kennen zu lernen, welche damals bei der durch Lippert angeregten Begeisterung für die Gemmen am meisten dazu beitrugen, die Anschauung des noch ganz unbekannten griechischen Stils zu vermitteln. Auch seiner Neigung zur Nachbildung des Landschaftlichen in Radirungen konnte Goethe beim Kupferstecher Stock in Leipzig genug thun.

An Goethe's Selbstbiographie in „Wahrheit und Dichtung" kann man die Bemerkung machen, daß er den Anregungen, die ihm von Seiten der bildenden Kunst zufließen, mindestens eine gleiche Bedeutung beilegt wie den übrigen und besonders den literarischen, und hiernach hätte es vielleicht nur der Einwirkung eines anerkannten großen Meisters bedurft, um Goethe ganz zur bildenden Kunst herüberzuziehen. Aber dem stand die Zeitströmung entgegen, die es schon längst nicht mehr zuließ, daß sich große Talente der im entschiedenen Verfall befindlichen bildenden Kunst, die nicht mehr der hauptsächliche Ausdruck des Ideals der Zeit sein konnte, zuwandten.

Als Goethe nach dreijährigem Aufenthalte in Leipzig in seine Vaterstadt zurückkehrt, lassen ihn wieder die Zeichnenübungen nicht los. Er bildet sein Zimmer nach, mit Möbeln und Figurenstaffage, und stellt Stadtgeschichten vor, allerdings immer in der nebulistischen Oeser'schen Manier. Sein Vater folgt mit gewohnter Aufmerksamkeit diesen Arbeiten und läßt durch den Architekturmaler Morgenstern die Perspectiven der Interieurs verbessern. Bei diesen frühen, unablässig fortgesetzten Jugendarbeiten Goethe's fällt es wieder auf, daß er keine Richtung hatte und daß ihm Niemand eine solche geben konnte. Die Kunstpraxis beruhte eigentlich überall noch auf einem Nachklange der späteren Niederländer, und die Lehren Winckelmann's und Oeser's liefen vorläufig wie Wasser durch ein Sieb, ohne großen Einfluß auf das Kunstschaffen.

Erst in Straßburg begegnet uns an Goethe ein lebhafter Enthusiasmus für ein Specielles. Durch die scharf kritische Einwirkung Herder's wird der noch leicht bestimmbare Jüngling in ganz neue Bahnen geführt. Die pomphafte barocke Classik des Zeitalters Louis XIV., die Antike mit der Allongenperücke, der Stil Corneille's und Racine's, wird bei ihm durch die naturalistische Romantik Shakespeare's verdrängt. Allerdings gehörte auch der große Britte zu den Dichtern der Barockzeit, aber einer wesentlich anderen. Anfangs hat seine Lyrik nach Form und Inhalt noch den starken Beigeschmack italienischer Renaissance, aber seine späteren Dramen haben das volle Gepräge des nordischen Barockstils; dieser Kunstform, welche das classische Detail dem nationalen Hauptgedanken unterordnet, welche deshalb eine starke Verwandtschaft mit den gleichzeitigen deutschen Bestrebungen hat und welche die Franzosen, bei denen der italienische Einfluß gleich anfangs viel stärker und maßgebender war, eigentlich niemals gehabt haben. Es ist nur zu erklärlich, daß die Deutschen zu Goethe's Zeit zunächst den nationalen Kunststil bei den Engländern suchten, statt in der eignen Vorzeit, denn die Reformation und der dreißigjährige Krieg schied das neue Deutschland mit einem undurchdringlichen Walle von der früheren nationalen Cultur, und wir wissen, wie wenige Zeit erst vergangen ist, seitdem es gelungen ist, diesen Wall endlich wieder zu durchbrechen. Das, was den Goethe'schen Kreis vielleicht unbewußt mit starker Sympathie zu Shakespeare zog, war der Zauber der nationalen, nordischen Besonderheit in der Gesammtstimmung und im Ausdruck der Gefühle. Erst durch diese englischen Anregungen werden Goethe und seine Freunde auf die deutsche Vorzeit hingeführt, wenn auch nicht auf das Studium der betreffenden Literatur, so doch auf die Betrachtung der vor Augen stehenden Werke der bildenden Kunst; der mächtige Bau des Straßburger Münsters gab den äußeren Anlaß. Sicher sind Goethe und Herder wieder die ersten Deutschen, die für die Kunst des Mittelalters schwärmen. Goethe schreibt 1771 seinen begeisterten Aufsatz „Ueber deutsche Baukunst", zu dem die Straßburger Münsterfassade den Stoff liefert. — Die Apostrophe an Erwin von Steinbach, dem Baumeister der Thurmfront, ist jugendlich überschwänglich, aber die Auffassung Goethe's vom Wesen der Gothik hat trotz aller Unzulänglichkeit etwas genial Divinatorisches. Zuerst äußert sich eine tiefe Verachtung des französischen neugriechischen Zopfes, wie er sich damals in Paris im Plane der Madeleine-Kirche breit machte, dann das Verlangen nach künstlerischer Freiheit gegenüber der trocknen, von der Antike abstrahirten Maß- und Regel-Krämerei, der damaligen Architektur-Theoretiker, mit einem etwas verfehlten Seitenhieb auf die berühmten Colonnaden Bernini's vor St. Peter in Rom. Eine Warnung vor der französischen Kunstphilosophie, die aus der Urhütte die Grundformen der monumentalen Baukunst herleitete, schließt sich dem an; daß diese Theorie auf den Angaben des Vitruv beruhte, wußte Goethe offenbar nicht und konnte nicht ahnen, daß der Kern derselben, welche auf den Ursprung der griechischen Bauformen aus dem Holzbau hindeutet, auch heute noch streitig sein würde. Weiter bekennt Goethe, daß er mit dem damals allgemeinen Vorurtheil gegen alles Gothische, das man mit Barbarisch für gleichbedeutend hielt, an den Münsterbau herangetreten sei und daß erst die öftere und eingehendere Betrachtung seine Bekehrung bewirkt habe. Selbstverständlich hält Goethe die Gothik für eine ausschließlich deutsche Kunstform, die in Frankreich und Italien nicht ihresgleichen findet, und philosophirt und systematisirt selber in gut deutscher Weise auf dieser falschen Prämisse weiter, „von der einzig wahren charakteristischen Kunst, von dem Gefühl für Verhältnisse, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt." Mitten in diesen, die Sturm und Drangperiode verrathenden rednerischen Ergüssen kommt Goethe doch einmal auf einen Punkt von wirklicher stilistischer Wichtigkeit, auf die mittelalterliche Lösung des Wandbaues im Gegensatz zum offnen Säulenbau der Antike, obgleich auch hiermit mehr die damals gepflegte akademische Antike als die wirkliche gemeint sein kann. Mit größerem Rechte hätte Goethe vom Gegensatz des mittelalterlichen Etagenbaues zur eingeschossigen Antike sprechen können.

Es wäre interessant, diesem Aufsatze von 1771 den vom Jahre 1823, ebenfalls „von deutscher Baukunst" handelnd, gegenüber zu stellen; aber dazwischen liegt noch eine ganze Welt des Wechsels in den Kunstanschauungen Goethe's. Vorläufig beherrscht die mittelalterliche Tendenz auch sein Dichten. Götz von Berlichingen ist in der Stimmung des wehmüthigen Abschieds von den mittelalterlichen Idealen und als Uebergang zu der das National-Eigenthümliche verwischenden Renaissance geschrieben. Noch mehr mittelalterlich ist nicht nur der Plan zur Faustdichtung, in Anlehnung an die alten Mysterienspiele, sondern auch die Detaillirung der ersten Scenen. Ganz ächt und jedenfalls auf Anschauung beruhend, ist die Schilderung der gothischen Studirstube des Adepten stizzirt. Der enge Raum, das hohe schaurige Gewölbe, die gemalten Fenster, die bis zur Decke mit Geschränk umstellten Wände, der Hausrath von Urväterzeit; alles zusammen gibt ein stimmungsvolles, stilgerechtes Bild.

Indeß standen Goethe und sein Kreis mit ihrer Vorliebe für das Mittelalter nicht ganz isolirt. Die Engländer hatten gleichzeitig ihre erste neu romantische Epoche in der bildenden Kunst, die es nicht bei literarischen Versuchen bewenden ließ. Die neu griechischen Bestrebungen, die nicht wie früher zur Zeit der Renaissance den Versuch machten, antike Formen dem modernen Bedürfniß anzupassen, sondern eine genaue archäologische Reproduction der Antike mit gänzlicher Verachtung der modernen und im Kirchenbau speciell der christlichen Gefühlsweise anstrebten, hatten sofort den Widerspruch heraufbeschworen, der sich nur, weil ihm die Renaissance verleidet

Digitized by Google

war, auf das Mittelalter warf. Auch in England war ein Dichter, der durch seinen Roman „The castle of Otranto“ berühmte Horace Walpole, der erste, der die Idee einer Wiederbelebung der Gothik faßte und gleich ins Praktische übersetzte. Er baute auf seiner Besitzung Strawbury-Hill um 1760 eine gothische Villa und erregte durch diese Neuerung einen allgemeinen Enthusiasmus, der auch bald im Kirchenbau eine Nachfolge herbeiführte. Frankreich folgte diesem Impulse nicht und auch Deutschland lenkte erst viel später praktisch in gleiche Bahnen ein.

Bei Goethe selbst hielt die mittelalterliche Stimmung nicht lange an, bereits 1773 schreibt er seinen Werther, in dem nur vom göttlichen Homer die Rede ist, und durch seine in demselben Jahre entstandene Satyre: „Götter, Helden und Wieland“ weht bereits der Geist der David'schen Schule. Die Begründung dieser neuen Kunstschule in Paris bedeutet den Anfang einer neuen Kunstepoche, den Sieg der neuclassischen Schule, ihre unbeschränkte Herrschaft in Europa, wenn sie auch die vorläufig ziemlich ohnmächtige Begleitung durch die Romantik dulden mußte.

Feuilleton.

Erzählung eines Markörs.

Von Graf L. Tolstoi.

Aus dem Russischen von Wilh. Paul Graff.

(Schluß.)

Ein anderes Mal kam Nechlydow allein.

„Was meinst Du?“ fragt er mich: „Spiel' ich nicht gut?“

Bekanntlich sprechen wir Jedem zu Munde. Lächerlich: „gut“? Stößt drauf los ohne alle Berechnung. Und seit er sich mit Fedotka eingelassen, spielt er nur um Geld. Früher wollte er nie um Geld, nicht einmal um das Essen oder den Wein spielen. Sagte der Fürst: „Spielen wir um eine Flasche Sect!“ so sagte er: „Nein, ich laß' lieber eine so kommen. Heh! Eine Flasche!“ Aber jetzt spielt er nur noch um Gewinn; liegt den ganzen Tag bei uns herum, spielt Billard oder geht nach oben. Ich hatte schon oft gedacht: Warum das Alles? Ich kriege doch nichts davon.

„Was weiß ich, Herr“, antwortete ich: „Sie haben lange nicht mit mir gespielt, Herr.“

Wir fangen also an zu spielen.

Als ich ungefähr zehn oder fünfzig Kopeken gewonnen hatte, frage ich: „Quit, Herr?“

Er schweigt; sagt nicht mehr wie damals „Dummkopf!“ Und so fingen wir wieder an, quit und quit, so daß ich ihm allmählich achtzig Rubel abgewann. Und jetzt fing er an, jeden Tag mit mir zu spielen; wartete nur, daß Niemand da war, denn vor den Andern schämte er sich, mit dem Markör zu spielen. Einmal, er hatte schon wieder sechszig Rubel verloren, wurde er aufgeregt.

„Willst Du um's Ganze?“

„Meinetwegen“, sagte ich und gewann.

„120 gegen 120!“

„Meinetwegen!“ Wieder gewann ich.

„240 gegen 240!“

„Wird das nicht zuviel?“ fragte ich.

Er schwieg, also wir spielten und ich gewann wieder.

„480 gegen 480!“

Ich sagte: „Warum soll ich Ihnen das zu Leide thun, Herr? Geben Sie mir hundert Rubel, ich bin damit zufrieden.“

„Wie?“ schrie er und war sonst so still: „Ja oder nein!“

Nun, ich sah, da war nichts zu machen. „380, wenn es Ihnen gefällig ist“, sagte ich also. Selbstverständlich wollte ich jetzt verlieren.

Ich gab ihm 40 vor; er hatte 52, ich 36; er schnitt die Karline und gewann 18 Points; mein Ball stand an der Bande; ich stieß so stark, daß der Ball herausspringen sollte. Jawohl! Er ging als Doublé ein. Ich hatte wieder die Partie gewonnen.

„Hör mal, Peter“, er sagte nicht Petruschka, — „jetzt kann ich Dir nicht Alles bezahlen; aber über zwei Monate kannst Du meinetwegen dreitausend bekommen.“

Dabei war er selbst ganz roth und seine Stimme zitterte.

„Gut“, sagte ich, „mein Herr!“ Und stelle die Queues fort.

Er ging einige Male auf und nieder, der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Peter“, sagte er, „wollen wir nicht ums Ganze?“ Und weinte beinahe.

Ich sagte: „Was nützt das Spielen, Herr?“

„Nun, ich bitte Dich.“ Und er reichte mir die Queues. Ich nahm das eine und warf die Bälle so heftig aufs Billard, daß sie auf die Erde sprangen; selbstverständlich! Man will sich doch auch zeigen.

Ich sagte: „Spielen wir!“

Und er hatte es so eilig, daß er selbst einen Ball aufhob. Ich dachte: Ich bekomme ja doch keine 900 Rubel, — ganz einerlei, ob ich verliere! Spielte also absichtlich schlecht. Aber was that er?

„Warum spielst Du mit Willen schlecht?“ fragte er, und die Hände zitterten ihm ordentlich, und lief ein Ball in die Richtung eines Netzes, so spreizte er die Finger und zog den Mund schief, als wollte er damit den Ball in das Netz ziehen.

Ich sagte schon: „Das hilft Ihnen nichts, mein Herr.“

Gut, diese Partie gewann er.

„Sie sind jetzt noch 180 Rubel und 150 Partien schuldig“, sagte ich, „und jetzt will ich zu Abend essen.“ Ich stellte die Queues hin und ging weg.

Ich setzte mich an das Tischchen, der Thür gegenüber, und paßte auf, was er jetzt wohl thun würde. Nun was? Er ging auf und ab, auf und ab, dachte wohl, es säbe ihn keiner, dann griff er sich in die Haare, ging wieder eine Zeitlang, murmelte etwas vor sich hin und griff wieder in die Haare. — —

Wohl acht Tage lang blieb er verschwunden. Dann kam er wieder, finster, und ging in den Speisesaal, ohne ins Billardzimmer hineinzugucken. Der Fürst begegnete ihm. „Komm, spielen wir!“

„Nein“, sagte er, „ich spiele nicht mehr. Dir macht es nichts aus, ob ich mit Dir gehe, mir aber wird übel davon.“

Es vergingen wieder wohl an die zehn Tage. Da, an einem Feiertage sprach er wieder bei uns vor, im Frack, wohl von einem Besuch her. Er blieb den ganzen Tag bei uns und spielte fortwährend, kam dann auch den andern Tag, den dritten . . . ganz wieder wie früher. Ich wollte gern einmal wieder mit ihm spielen.

„Nein“, sagte er, „mit Dir spiele ich nicht mehr; und die 180 Rubel hole Dir im nächsten Monat bei mir ab; Du wirst sie erhalten.“

Gut! Im nächsten Monat ging ich zu ihm.

„Bei Gott“, sagte er, „ich habe noch nichts. Komm Donnerstag wieder.“

Ich ging am Donnerstag wieder hin. Und was für eine hübsche Wohnung hatte er.

„Zu Hause?“ fragte ich.

„Schläft noch“, sagte man mir. Gut! Ich wartete also.

Der Kammerdiener war sein Leibeigener; so ein grauköpfiger, einfacher alter Mann; wußte nichts von Weltklugheit. Wir kamen ins Gespräch.

„Was lebt unser Herr nur hier“, sagte er; „wir haben uns schon schön eingeputtelt, und gar keine Ehre und keinen Nutzen haben wir von diesem Petersburg. Als wir von unserm Dorfe wegfuhren, da dachten wir: wir werden, wie damals unser seliger Herr — Gott sei seiner Seele gnädig! — mit Fürsten und Grafen und Generälen verkehren; dachten, wir werden uns eine hübsche Gräfin mit einer schönen Aussteuer nehmen und dann wie ein richtiger Edelmann

Digitized by Google

leben — Und was ist jetzt dabei herausgekommen? Wir überlaufen die Gasthäuser — Sehr schlimm! Die Fürstin Btischew ist ja unsere Tante und Fürst Worotinzew unser Pathe. Aber was nun? Nur zu Weihnachten war er einmal da, seitdem hat er seine Nase nicht wieder in ihre Thür gesteckt. Die Leute dort lachen schon über mich: euer Herr schlägt wohl nicht nach dem Papa? Neulich sagte ich zu ihm: „Warum fahren Sie nicht einmal zu der Tante, Herr? Sie sehnt sich gewiß nach Ihnen." „Zu langweilig da, Demjanitsch!" Sieh doch Einer! Das einzige Vergnügen findet er nur in den Cafés. Wenn er noch wenigstens eine Anstellung suchte — aber nein, denkt nur an Karten und dergleichen! Das führt zu nichts Gutem. Ha — Eh, eh! Gehen wir so um nichts und wieder nichts zu Grunde! Die selige Herrin — Gott sei ihrer Seele gnädig! — hat uns ein schönes Gut hinterlassen, tausend Seelen, und allein für 300,000 Wald. Alles hat er jetzt verpfändet, den Wald verkauft, das Gut zu Grunde gerichtet, und was hat er davon gehabt? Selbstverständlich! Ohne Herrn ist der Verwalter sein eigner Herr. Was gehts ihn an? Stopft sich seine Taschen voll, alles Andere ist ihm einerlei. Vor einigen Tagen kamen ein paar Bauern, brachten Klagen vom Dorf: „Er wirthschaftet das Gut zu Grunde" . . . Aber was that er? Las die Klagen und gab Jedem zehn Rubel! „Ich werde bald selbst hinkommen. Sobald ich Geld erhalte, werde ich Alles bezahlen und komme dann selbst hin." Ja, aber wie wird er bezahlen können, wenn wir nur immerfort Schulden machen? Ob viel oder wenig, aber wir haben doch schon 80,000 durchgebracht, und jetzt haben wir keinen Silberrubel im Hause. Und Alles wegen seiner Gutmüthigkeit! Sonst ein so einfacher Herr! Ist gar nicht zu sagen. Und deshalb gerade geht er zu Grunde, um nichts und wieder nichts geht er zu Grunde".

Und der Alte weinte beinahe. —

Um elf Uhr wachte Nechlydow auf und rief mich.

„Man hat mir kein Geld geschickt", sagte er; „es ist nicht meine Schuld. Mach' einmal die Thür zu."

Ich machte sie zu.

„Da", sagte er: „Nimm diese Uhr oder die Brillantnadel und versetze sie. Du kannst mehr als 180 Rubel dafür bekommen, und, erhalte ich Geld, löse ich sie wieder ein."

Ich sagte: „Wenn Sie kein Geld haben, Herr, so ist nichts zu machen. Geben Sie mir die Uhr. Dafür thue ich's." Denn ich sah selbst, die Uhr war gewiß ihre 300 Rubel werth.

Gut, ich versetzte die Uhr für 100 Rubel und brachte ihm den Pfandschein.

Noch heute soll ich die achtzig Rubel von ihm haben!

Von da ab fing er an, wieder jeden Tag zu uns zu kommen. Er war immer mit dem Fürsten zusammen; ich weiß nicht, was für eine Rechnung sie mit einander hatten. Oder er ging auch mit Fedotka nach oben, um zu spielen; ich weiß nicht, wie diese Drei mit einander rechneten; der Eine gab dem Andern und der Andere gab ihm wieder, wer aber dem Anderen schuldete, das war nie herauszubekommen.

So besuchte er uns zwei Jahre hindurch fast jeden Tag; nur sein erstes Aussehen hatte er ganz verloren: er wurde so frech und kam schon so weit, daß er mich um einen Rubel für die Droschke anpumpte, und dabei spielte er mit dem Fürsten um 100 Rubel die Partie.

Melancholisch, mager, gelb war er geworden. Kam, trank gewöhnlich erst ein Glas Absinth, aß Zwieback dazu und trank dann wieder Portwein. Dann war's, als ob er lustiger würde.

Es war gerade in der Butterwoche, da spielte er eines Vormittags mit einem Husaren.

„Wünschen Sie eine interessante Partie?"

„Gern", sagt der Andere. „Um was?"

„Um eine Flasche Sect?"

„Angenommen!"

Gut. Der Husar gewann und sie gingen zum Diner. Setzten sich zu Tische und Nechlydow rief:

„Simon! Eine Flasche Röderer! Aber gut temperirt!"

Simon geht, bringt das Essen, aber keine Flasche.

„Wo bleibt denn der Wein?" sagt er.

Simon läuft und holt den Braten.

„Bring den Wein", sagt er.

Simon schweigt.

„Bist Du verrückt? Wir sind gleich mit dem Essen fertig, und noch ist kein Wein da? Denkst Du, wir wollen ihn zum Dessert?"

Simon läuft wieder weg.

„Der Wirth", sagt er, „läßt Sie einen Augenblick bitten."

Ganz roth springt er vom Tische auf.

„Was will er?"

Aber der Wirth steht schon an der Thür.

„Ich kann Ihnen nicht weiter borgen, eh' Sie nicht Ihre alte Rechnung beglichen haben."

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt: am Ersten werde ich Ihnen bezahlen."

„Wie es Ihnen beliebt", ist die Antwort, „aber jetzt kann ich Ihnen nichts weiter borgen. Sind mir schon manche Zehntausend an Schulden verloren gegangen."

„Jetzt lassen Sie nur, mon cher," sagt er: „Mir können Sie doch glauben. Schicken Sie eine Flasche, und ich werde versuchen, Sie noch früher zu befriedigen."

Und er läuft wieder zurück.

„Weshalb hat man Sie hinausgerufen?" fragt der Husar.

„Er wollte mich um etwas bitten."

„Ein Gläschen warmer Wein wäre jetzt aber sehr angenehm", sagt der Husar.

„Simon? Nun?"

Mein Simon läuft wieder fort. Aber wieder kein Wein. Die Sache wird jetzt bedenklich. Er steht auf und kommt zu mir.

„Um Gotteswillen, Petruschka", sagt er, „gib mir sechs Rubel." Und er ist dabei todtenbleich.

„Nein, ich habe keine, mein Herr, und außerdem, bei Gott, Sie sind mir schon so viel schuldig" . . .

„Ich gebe Dir über eine Woche 40 Rubel für die sechs" . . .

„Wenn ich sie hätte", sage ich, „würde ich Ihnen das nicht abzuschlagen wagen, aber, wahrhaftig, ich habe selbst nichts."

Was nun? Er sprang hinaus, biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, lief wie ein Toller auf dem Corridor herum und plötzlich schlug er sich mit aller Gewalt vor die Stirn.

„Ah!" sagte er — „Mein Gott! Was ist das?!"

Er kehrte nicht einmal in den Speisesaal zurück, sprang in den Wagen und fuhr von dannen.

Das gab aber ein Gelächter! Der Husar fragte:

„Wo ist der Herr, mit dem ich zusammen gespeist habe?"

„Der ist fortgefahren", erhielt er zur Antwort.

„Wie, fortgefahren? Hat er mir nichts sagen lassen?"

„Nein, nichts!. Hat sich in den Wagen gesetzt und ist davongefahren."

„Das ist aber einmal ein Harlekin!" — —

Nach diesem, dachte ich, wird er wohl so bald nicht wiederkommen. Aber nein. Schon am nächsten Abend kam er wieder ins Billardzimmer. Unterm Arm trug er einen Kasten.

„Wir wollen spielen", sagte er und sah so böse unter den Augenbrauen hervor.

Wir spielten ein Partiechen.

„Genug", sagte er. „Bring' mir Feder und Papier — Ich muß einen Brief schreiben."

Ohne etwas zu ahnen, brachte ich das Papier und legte es auf den Tisch in dem kleinen Zimmer.

Gut. Er setzte sich an den Tisch und schrieb, schrieb und murmelte dabei vor sich hin. Dann sprang er auf und sagte ganz düster:

„Geh, sieh nach, ob mein Wagen da ist!"

Wie gesagt, es war das gerade in der Butterwoche; deshalb waren auch keine Gäste da: Alle waren auf den Bällen.

Ich wollte mich also nach dem Wagen umsehen, doch kaum war ich aus dem Zimmer, da rief er:

„Petruschka! Petruschka!" Als hätte er sich vor etwas erschrocken.

Digitized by Google

Ich komme zurück. Ich sehe, er ist bleich wie das Tischtuch, steht da und sieht mich an.

„Sie haben gerufen, Herr?“ Er schweigt.

„Was wünschen Sie?“ sage ich. Er schweigt.

„Ja so! Wollen noch einmal spielen“, sagt er dann.

Gut. Er gewinnt die Partie.

„Habe ich jetzt nicht ganz gut gelernt?“

„O ja“, sage ich.

„Ja, so ist es. Nun geh“, sagt er, „und sieh, ob mein Wagen da ist!“ Und er geht dabei auf und nieder.

Ich, ohne mir etwas zu denken, gehe nach draußen. Da ist gar kein Wagen. Gehe also zurück. Plötzlich höre ich, als ob Jemand mit dem Queue aufgeschlagen hätte. Ich trete ins Billardzimmer. Es riecht da sonderbar.

Ich gucke mich um: da liegt er da auf dem Boden, ganz in Blut, und eine Pistole neben ihm. Ich habe mich so erschrocken, kein Wort konnte ich stammeln.

Und er zuckt noch einige Mal mit dem Fuß und streckt sich aus, dann röchelt er und macht sich gerade.

Und weßwegen diese Sünde, daß er sich und seine Seele so zu Grunde richten mußte? Gott weiß es! Nur dies Papier hat er zurückgelassen, und daraus kann man auch nicht recht klug werden. Wahrhaftig! Was geschieht auch nicht Alles in der Welt! --

„Gott hat mir Alles gegeben, was ein Mensch wünschen kann: Reichthum, einen guten Namen, Verstand und gute Gaben. Ich aber wollte genießen und habe alles Gute in mir in den Schmutz getreten.

„Ich habe meine Ehre nicht verloren, ich bin nicht ein Unglücklicher, ich habe kein Verbrechen begangen; aber ich habe Schlimmeres gethan: ich habe meine guten Gaben vergeudet, meinen Verstand, meine Jugend.

„Ich bin in einen Sumpf gerathen, aus welchem ich mich nicht befreien und an den ich mich nicht gewöhnen kann. Ich sinke fortwährend tiefer, ich fühle, daß ich sinke und kann meinen Fall nicht aufhalten. . . . Und was hat mich zu Grunde gerichtet? Irgend eine starke Leidenschaft, die mich entschuldigen könnte? Nein. . . . Meine Erinnerungen sind die besten. . . . Ein entsetzlicher Augenblick, den ich nie vergessen werde, hat mich zur Besinnung gebracht. Ich entsetzte mich vor mir selbst, als ich sah, welch ein unausfüllbarer Abgrund mich von alledem schied, was ich hätte sein können und was ich sein wollte. In meiner Phantasie erhoben sich Hoffnungen, Träume und Erinnerungen an meine Kindheit. Wo sind die reinen Vorstellungen vom Leben, von der Ewigkeit, von Gott, die einst mit einer solchen lichten Kraft meine Seele erfüllten? Wo ist die gegenstandslose Liebe geblieben, die einst mein Herz so wohlthuend erwärmte? Wo die Hoffnung auf Fortentwickelung, die Begeisterung für alles Schöne, die Liebe zu den Verwandten, zu dem Nächsten, zur Arbeit und zum Ruhm? Wo das Pflichtbewußtsein? Und wie brav und glücklich hätte ich sein können, wenn ich auf jenem Wege fortgeschritten wäre, den beim Eintritt ins Leben mein natürlicher Verstand und der reine kindliche Instinct doch bereits eingeschlagen hatten! Ich sagte mir: ich will meine ganze Willenskraft daran setzen. — Und ich war doch nicht im Stande dazu. Allein fühlte ich mich unbehaglich und traute mir selbst nicht. In Gegenwart Anderer vergaß ich, ohne es zu wollen, meine eigene Ueberzeugung, so daß ich mich zu ihnen nicht erheben konnte; so hörte ich auf, an dieselbe zu denken und suchte mich zu vergessen. Aber die hoffnungslose Reue quälte mich noch heftiger. — Da zum ersten Mal dachte ich an Selbstmord. Früher glaubte ich, die Nähe des Todes würde meine Seele erheben. Ich habe mich geirrt. Nach einer Viertelstunde werde ich nicht mehr sein, doch mein Blick hat sich gar nicht verändert. Ich sehe, höre und empfinde ebenso wie sonst und in meinen Gedanken ist dieselbe Schwerfälligkeit, dasselbe Schwanken und dieselbe Leichtfertigkeit. . . .

Der Mensch ist doch ein räthselhaftes Geschöpf!“

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Operette.

„Der Großmogul“, Operette in drei Acten von Edm. Audran. Text von Chivot und Duru. Zum ersten Male aufgeführt im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Daß die Gattung der Offenbach'schen Cancan-Operette altersschwach und kaum mehr lebensfähig ist; daß neue Wendungen gefunden werden müssen; daß andererseits die einfachen Melodienbildungen und Instrumentationen der vor-Offenbach'schen Zeit auch nicht mehr genügen: das fühlen die französischen Componisten ganz gut. Aber sie tappen herum, greifen nach den verschiedenartigsten Mitteln und machen Experimente ohne Erfolg. Und in neuester Zeit scheinen sie die „Féerie“, das reine Ausstattungsstück, mit etwas Musik vermischt, als Operette auf den Markt bringen zu wollen. Nun besitzen die Franzosen für die Anordnung dieser Art von Vorstellungen ganz besondere Vorzüge: großes Talent für Schaugepränge, Lebhaftigkeit der Darstellung und hauptsächlich die Gabe, die schönsten jungen Mädchen als stumme aber durch ihre Erscheinung vortheilhaft Mitwirkende anzuwerben, in geschicktester Weise zu verwenden und das große Pariser Publicum immer heranzulocken. Dies erklärt auch am besten, warum manche Operetten in der französischen Hauptstadt 200 und mehr Vorstellungen hintereinander erzielen konnten und bei uns nach drei Wochen verschwunden sind. In Berlin können nur die ungemischten Ausstattungsstücke und die einen culturhistorischen Hintergrund bieten (Reise um die Welt, Excelsior) auf wirklichen Erfolg rechnen; ist die Musik dabei gut, desto besser, ist sie nicht viel werth, so wird hierdurch der Erfolg nur sehr wenig beeinträchtigt. Umgekehrt aber rettet in Berlin die schönste Ausstattung keine Operette, die nicht sehr amüsanten Text und angenehme Musikstücke bietet. Denn sagen wir es frei: Wir sind -- vielleicht glücklicherweise -- viel zu schwerfällig, um jene Ausstattung herstellen zu können, welche in Paris die Hauptanziehungskraft übt. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Operetten, welche in Berlin den größten Erfolg gewonnen haben, fast gar keine oder nur sehr wenig Ausstattung brauchten: In „Fledermaus“ (über 300 Vorstellungen), „Boccaccio“ (nicht weniger), „Lustige Krieg“, „Bettelstudent“, „Gasparone“ haben Decoration und Costüme wenig gekostet und die Operetten brachten viel Geld ein. Wir bedauern sehr, daß der thätige und geschickte Director des Friedrich-Wilhelm-Theaters trotz der eben angeführten Erfahrungen sich von den Pariser Erfolgen des „Großmogul“ zu dem Versuche bestimmen ließ, dieses reine Ausstattungsstück mit Musikbeigabe nach Berlin zu verpflanzen. Der Text ist der denkbar confuseste. Der junge Großmogul von Delhi hat von seinem Vater eine große weiße Perlenhalsschnur geerbt, die so lange weiß bleibt, als er vor seiner Hochzeit jeden Schritt vom Pfade der Tugend vermeidet. Er liebt eine herumwandernde Französin, Schlangenbändigerin Irma, und erhebt sie zu seiner Braut. Seine Cousine, die Prinzessin Bengaline, die auf seine Hand rechnete, plant mit dem Großvezier und einem englischen Capitän (der die Französin heirathen möchte), daß sie den Prinzen vor der Hochzeit zu einem tollen Streiche verleiten. Dieser will noch vor der Hochzeit von seinem Bräutchen im Garten ein Stelldichein erhalten, sie refüsirt, aber die Prinzessin schreibt hinterdrein als „Irma“, daß sie ihn doch erwartet. Der obenerwähnte Capitän, der sich in das Vertrauen des Prinzen geschlichen hat, soll die Wache mit Opium einschläfern, damit der junge verliebte Herr unbemerkt zu dem Stelldichein schleichen könne, er gießt aber auch diesem einen Schlaftrunk ein, nimmt seine Kleider und geht in den Garten zur Prinzessin. Der Prinz erscheint am Morgen darauf plötzlich mit einer schwarzen Halsschnur und wird nach dem Gesetze aus dem Lande gejagt. Schließlich kommt heraus, daß die Halskette niemals schwarz werden konnte, daß das Märchen von dem Vater des Prinzen nur erfunden war, um diesen tugendhaft zu erhalten, und daß diesem die schwarze Perlenschnur während des

Digitized by Google

Schlafes vom Engländer umgehängt worden war. Aus dieser sehr oberflächlichen Darlegung kann der Leser entnehmen, wieviel Unsinn zusammengehäuft war, um die drei langen Acte zu füllen.

Die Musik hat ein einziges wirklich reizendes Stücklein aufzuweisen, das Duett, als des Prinzen Braut Irma mit ihrem Bruder Joquelet in den Palast kommt. Hier sind auch die Textworte liebenswürdig: „Da so freundlich man uns invitiret, Haben wir uns nicht lang gezieret, Unsere Bagage die trug sich nicht schwer, Drum brachten wir selber nach Delhi sie her." Aber die französische Grazie, die hier in Musik und Worte sich zeiget, blieb den andern Stücken fern. Und es ist auch als Merkwürdigkeit hervorzuheben, daß in dieser französischen Operette nicht Offenbach'sche oder Adam'sche Anklänge vorkommen, sondern Millöcker'sche und Strauß'sche. Daß hier und da instrumentale Feinheiten zu vernehmen sind, wollen wir nicht unerwähnt lassen; aber ist das eine Entschädigung für drei und eine halbe Stunde Langeweile? Wir dürfen auch einen großen Mißgriff in der Auffassung nicht verschweigen. Als beim Anblicke der schwarzen Perlenschnur der ganze Hofstaat in Verwünschungen gegen den Prinzen ausbricht, ertönt — — ein polkaartiges Allegro. Nun hat ja Offenbach früher oft Derartiges vorgebracht. Aber in solchem Falle war der Text selbst parodisch gehalten, wie z. B. in dem Chorfinale des zweiten Actes der „Schönen Helena".*) Hier aber im „Großmogul" spricht der Chor ganz ernsthaft, der Oberbramine flucht mit wahrem Pathos und verbannt den verzweifelten Prinzen. Giebt es nun eine falschere Auffassung, als die Anwendung eines Tanzrhythmus auf diesen Schluß?! Er trägt zur allgemeinen Confusion in starkem Maße bei.

Die Aufführung zeugte von großem Fleiße. Die bekannten Mitglieder des Theaters thaten alle ihr Bestes, um jede Pointe hervorzuheben. Die Ausstattung, Decoration und Costüme waren überaus glänzend. Das Publikum zeigte sich sehr günstig gestimmt, jede gute Nummer anzuerkennen, und ließ das obenerwähnte Duett dreimal wiederholen. Aber im Ganzen stieg das Thermometer nicht über die mittlere Erfolg-Scala und fiel gegen Ende in das Kühle.

H. Ehrlich.

Aus den Theatern.

Die glückliche Hand, mit welcher Herr Director Anno vom Residenztheater in diesem Winter die Auswahl seines Repertoires traf, hat sich auch, und noch mehr als in den früheren Stücken, in seiner jüngsten Novität gezeigt. Das schon über 20 Jahre alte Lustspiel des geistvollen Labiche: „Le point de mire" (Der Kernpunkt) hat bei der Première einen durchschlagenden Erfolg errungen, der auch für die späteren Aufführungen nachzuhalten scheint. Das genannte Lustspiel, welches das letzte im IX. Band des von Augier herausgegebenen „Théâtre d'Eugène Labiche" bildet, gehört zu den ausgezeichneten seiner Gattung. Seine Vorzüge bestehen nicht so sehr in der Erfindung überraschender Episoden und in einer schnell sich entwickelnden Handlung, als in der feinen, charakteristischen Ausführung einer überall sich geltend machenden Tendenz und in einer gewissen behaglichen Kleinmalerei. Nachdem die etwas breite Exposition, in welcher die öde Langeweile eines kleinbürgerlichen Jourfix mit satirischen Strichen geschildert ist, uns die zukünftigen Schwiegermütter und ihre etwas gemüthlicher angelegten Ehehälften in ihrer ganzen geldgierigen Hast vor die Augen gerückt hat, beginnt im zweiten Akte ein ergötzliches Wettrennen derselben um den reichen Schwiegersohn, welches sich im dritten noch wilder und lebhafter fortsetzt und hierbei, in dem gegenseitigen Abjagen des edlen Wildes, in den kleinen Siegen und Niederlagen, eine reiche Buntheit von drastischen Scenen und Episoden hervorbringt. Es ist trefflich ausgedacht, wie dieser Schmetterling, der anfangs seine Wahl nur nach seiner jeweiligen Laune für Blondinen oder Brünetten zu treffen scheint, durch die derbe Strafpredigt, welche ihm die plötzlich lebhaft werdende Blondine hält, auf den anderen Zielpunkt hingewiesen wird, der bei der Verheirathung doch der eigentlich maßgebende sein soll, auf die Liebe, und wie dadurch das Stück auf einmal eine andere Wendung nimmt und, wenngleich auch nur durch den Theatercoup einer Schenkung unter Freunden, einen durchaus befriedigenden Abschluß gewinnt.

Die Gerstmann'sche Bearbeitung ist den Feinheiten in der Ausführung, welche das Original aufweist, im Allgemeinen gerecht geworden. Freilich ist sie auch mehr eine Uebersetzung, als eine Bearbeitung, denn der Pariser Localton, welcher dem französischen Texte eigen ist, hat auch in der Uebertragung keine Aenderung oder Abschwächung erfahren. Wenn Herr Gerstmann einmal von Pferdebahnen redet, wo Labiche den Pariser Omnibus meint, so ist das im Grunde nur eine Inconsequenz. Mit demselben und noch besserem Rechte hätte der Uebersetzer die „Réverie de Rosellenn", das Salonstück der Pariser Dämchen, durch unsere einheimischen „Klosterglocken" oder das „Gebet der Jungfrau" den Berlinern mundgerecht machen können. Glücklich ist die Wiedergabe der famosen Entschuldigung der einen Schwiegermutter, welche ihr unfreundschaftliches Verfahren gegen die andere bei Labiche mit den Worten rechtfertigt: un jeune homme à marier appartient à tout le monde . . . il est dans le domaine public. Gerstmann läßt sie sagen: „Ein junger Heirathscandidat . . . ist Nationaleigenthum!" Das ist uns geläufig und deshalb schlug es durch.

Der Wunsch, den wir neulich an dieser Stelle aussprachen, daß das Wallnertheater anstatt der ganz sinn- und humorlosen Possen, deren uns der verflossene Winter so viele brachte, doch endlich einmal wieder das eigentliche „Lustspiel" berücksichtigen möge, hat sich rascher erfüllt, als wir zu hoffen wagten. Das M. A. Reitler'sche vieraktige Lustspiel „Sein Fehltritt", mit welchem Herr Director Lebrun das peinliche Andenken an ihn in sehr glücklicher Weise zu verwischen unternahm, gehört zu jener für Junggesellen und angehende Ehemänner so trostreichen Gattung, welche sich hauptsächlich mit der Zähmung widerspenstiger Schwiegermütter beschäftigt. Dieses Thema, so alt es ist, bleibt doch ewig neu und, seine Variationen scheinen immer noch ebenso unerschöpflich als wirkungsvoll zu sein. Wie gewöhnlich ist es auch in dem neuen Lustspiele ein schlauer Schwiegersohn, der die gestrenge Hausgebieterin an einer ihrer schwachen Stellen zu fassen und dadurch ihr das Heft aus den Händen zu winden weiß, aber während z. B. in dem „Störenfried" von Benedix jene Schwächen zu häßlichen Zügen der weiblichen Natur ausarten, hat Reitler mit vielem Geschick zur „Stelle, wo sie sterblich ist", einen ebenso löblichen als natürlichen „Grundsatz" der Dame ausgesucht, ihr Bestreben nämlich, von den unliebsamen Vorkommnissen innerhalb der Familie um keinen Preis außerhalb derselben etwas laut werden zu lassen. Sie muß freilich einen hohen Preis zahlen und alle ihre erworbenen Herrscher-Rechte dafür opfern, aber daß sie sich schließlich selbst zu dem reumüthigen Erkenntniß aufschwingt, mit zu harter Faust das Scepter geführt zu haben, verleiht der Lösung einen durchaus gemüthvollen und behaglichen Zug. Ihr Mann, welcher am meisten unter ihren „imponirenden Eigenschaften" zu stöhnen hatte, ist der gewöhnliche Pantoffelheld unserer meisten Ehestands-Lustspiele und als solcher von Reitler nicht neu ausgestattet; er ist anfangs allzu demüthig in seiner Knechtschaft, später allzu triumphirend in seinem Siege; aber wie die Niederlage der Gattin durch jenen schönen Zug herzerfreuend gemildert erscheint, so erhebt auch ihn am Schlusse die gewaltig durchbrechende, ursprüngliche Liebe zu seiner Frau aus all seinem kleinlichen Wesen wieder auf eine gewisse ideale Höhe des Ehelebens. Und dieser Schluß erscheint uns als das Vortreffliche und auch als das Neue in dem Reitler'schen Stücke. Die streitenden Parteien sind wirklich im Innern versöhnt; durch einen psychologischen Vorgang, nicht wie gewöhnlich durch die Gewaltsamkeit der Situationen, ist ihre Fehde geendet, und wir verlassen sie mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß nun nach dem häuslichen Kriege ein ewiger Frieden geschlossen ist. Das Wort, mit welchem

*) Un vil séducteur nous offense et nous outrage
En Grecs pleins de coeur faisons lui plier bagage.
Das ist wahrhaft Aristophanisch!

Digitized by Google

die besiegte Gattin ihrem Manne schließlich um den Hals fällt: „Ich liebe dich ja so sehr!“ läßt das Ganze durchaus harmonisch ausklingen. Dieser Ausgang würde das Lustspiel, dem es an einem geistvollen Dialog nicht fehlt, zu einem der besseren seiner Gattung stempeln können, wenn nicht die übrige Handlung allzusehr auf die Situationskomik zugespitzt wäre, die unsere neuere dramatische Dichtung nun einmal nicht mehr entbehren zu können scheint. Ein etwas drastischer, in dem nächtlichen Eindringen in's Zimmer einer jungen Dame bestehender „Fehltritt“, den der vom Commerse heimkehrende Sohn des Hauses beging, und welcher, da er im Pelzrocke des Vaters unternommen war dem Letzteren zur Last fällt, bildet den Angelpunkt der Verwicklungen; diesen Fehltritt gilt es vor der Oeffentlichkeit zu verschweigen; um den vermeintlichen Uebelthäter nicht zu compromittiren, werden demselben alle möglichen Vorschübe und Erleichterungen seines harten Looses gewährt, und wird die um die Ehre ihres Hauses besorgte Frau in einer zuweilen etwas unnatürlichen Weise — belogen. Der Intrigant, welcher alles dies in's Werk setzt, ist der Schwiegersohn, ein schlauer Bursche, der gleichsam immer mit dem Finger an der Nase dasteht und sich sagt:

Dieses war der erste Streich,
Doch der zweite folgt sogleich!

Sein Freund, ein grober Arzt, der Liebhaber jener „insultirten“ Dame, unterliegt, wie alle anderen Personen des Stückes, seinen harmlosen Täuschungen, und dies giebt Veranlassungen zu einigen wirklich drolligen Scenen, welche uns um so mehr Behagen bereiten, als sie immer zum Besten der Düpirten auslaufen. Erst im vierten Akte weicht diese Komik der Handlung einem ernsten, zuweilen ergreifenden Tone und läuft auf jenen edlen Schlußaccord hinaus, der uns das Stück nicht blos belachenswerth, sondern auch wirklich lieb macht.

O. B.

Notizen.

Geschichte des Wahlrechts zum englischen Parlament im Mittelalter. Von L. Rieß. Leipzig, Duncker u. Humblot.) Das Wort des englischen Geschichtsdenkers: ‚Parliamentary Government is a Government by speaking‘ — gewährt uns nur eine fragmentarische Kritik der ins Auge gefaßten Einrichtung. Das auch anderen Staatsregierungsformen eigenthümliche Requisit der mündlichen Verhandlungen charakterisirt das parlamentarische Regiment jedenfalls minder scharf als der andere constitutive Bestandtheil, der sich in jeder Molecule gewissermaßen nachweisen läßt, wir meinen das staatliche Institut der Wahl als Grundlage des Verfassungsbaus. — Das vorliegende Buch bringt in knapper aber übersichtlicher Darstellung diesen genetischen Zusammenhang zwischen Parlament und Wahl in Sicht, es zeigt uns ihre Ausgangspunkte und die Stadien, die das Wahlrecht in der eigenartigen, wenig günstigen Atmosphäre des mittelalterlichen Staates durchlaufen mußte. St.

Offene Briefe und Antworten.

Büchmann's „Geflügelte Worte“.

Geehrter Herr!

Die soeben erschienene 14. vermehrte und umgearbeitete Auflage von Georg Büchmann's beliebtem Citatenschatz: Geflügelte Worte, nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-Tornow (Berlin, Haude und Spener) gibt dem Unterzeichneten den Anlaß zu der folgenden kleinen philologischen Untersuchung. Büchmann selbst hat uns über die Entstehung der glücklichen Titelbezeichnung aufgeklärt. Er hat einfach die „geflügelten Worte“ aus Voß' Uebersetzung der Homer'schen ἔπεα πτερόεντα herübergenommen. Daß je das Wort „geflügelt“ bei Homer die Bedeutung „vielbekannt, treffendes Kraftwort“ haben könnte, daran ist gar nicht zu denken. Geflügelt heißen bei ihm die Sandalen, das Rad, der Pfeil, die Flucht u. a., und danach muß auch das Adjectiv als Attribut des Wortes die Bedeutung des schnell den Lippen in die Welt Entfliegenden haben; und in diesem Sinne braucht es Goethe, in diesem Sinne ließe es sich von Luther's Thesen gebrauchen

Sehen wir uns aber das Vorkommen des Wortes πτερόεις oder „geflügelt“ bei Homer und Voß an, so finden wir, daß in allen 124 Stellen, wo es erscheint, der Inhalt der Rede dem Angeredeten recht ans Herz gelegt werden soll, also auf den Worten ein besonderer Nachdruck liegt. Das beflügelte, schnell den Lippen enteilende Wort erinnert an sein rasches Dahinschwinden, unbeachtet, wie die flüchtige Zeit; das ist gerade das Gegentheil von dem, was der Redende will; und wenn Schiller sagt: „Nicht Wurzeln aus der Lippe schlägt das Wort, das „unbedacht“ dem schnellen Zorn entflohn, doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen, kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort und hängt ans Herz sich an mit tausend Aesten“, so können wir auch davon für die gewöhnliche Erklärung keinen Gebrauch machen, weil in den Homer'schen Stellen nicht von unbedachten Zornausbrüchen die Rede ist; vielmehr will der Redende stets mit Bedacht einen bestimmten Zweck erreichen und erreicht ihn. Wer will leugnen, daß formelhafte Verse bei Homer vorkommen; aber es hieße an der Dichtergröße Homer's mäkeln wollen, wollte man die einzelnen Worte bedeutungslos machen.

Kurz, es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Klopstock im Messias sagt: mit schneller geflügelter Stimme, d. i. mit der allerschnellsten Rede, oder: der Angst geflügelte Stimme; aber so lange man auch schon bei Voß die geflügelten Worte, bei Homer vollends die ἔπεα πτερόεντα sich unbedacht hat gefallen lassen, der denkende Mensch kann sich bei ihnen nicht beruhigen und wird einer Radicalkur geneigt werden. An vier Stellen Homer's kommt das Wort ἄπτερος vor in der Verbindung: das Wort war ihm (ihr) ἄπτερος; das soll das Gegentheil von dem obigen πτερόεις sein, also ungeflügelt, und so übersetzt Voß: das Wort entflog ihr nicht, d. h. ward fest bewahrt und still befolgt. Dann müßten nothwendig die „geflügelten“ Worte die vorüberfliegenden, nicht zu beachtenden sein; damit wäre also wieder das Gegentheil von dem gesagt, was die 124 Stellen verlangen. Aber das Wort ἄπτερος zeigt den Weg der Heilung; ein vortrefflicher Kenner der Homerischen Sprache, Dr. Weck, hat in einer philologischen Zeitschrift das alte Uebel durch einen Kaiserschnitt beseitigt; er theilt ἐπὶ ἀπτερόεντα oder ἀπτερόεντα, nennt dies Adjectiv eine Weiterbildung, also derselben Bedeutung mit ἄπτερος, und leitet dies von einem Stamm ab, der nichts mit πτερόν (Flügel) zu thun hat, sondern bedeutet: anfassen, eindringen (mit Worten), Eindruck machen, rühren; überall, wo eines der beiden Adjective steht, ist von einer tiefen Erregung des Gefühls oder des Willens die Rede; demnach Odyss. 1, 122. 2, 269. u. s. w. zu fassen: die Stimme erhebend, sprach er mit Nachdruck; und nicht mehr mit Voß z. B. 17, 57. zu geben: nicht entflog ihr das Wort, sondern bejahend: ihr drang das Wort ins Gemüth, sie ließ es sich angelegen sein. Wo etwas anderes als die Schnelligkeit, Flüchtigkeit des Wortes bezeichnet werden soll, sind daher auch sonst die unklaren „geflügelten“ Worte zu meiden; Büchmann hat auf einem Irrthum weiter gebaut. —

L. Hölscher.

Digitized by Google

Inserate.

Apulejus, d. goldne Esel, übers. v. Rode. 2 Thle. m. interess. Kupf. 1783. Künstl. originalgetreue Reproduction dieses interess. Romans. Liebhaberausg. in Pergament br. 50 M. 8. 12 M. Derselbe schildert d. Sitten u. Gebrechen s. Zeit mit pikanter, drast. Offenheit. Unsere soeben erschien. Antiquarkataloge gratis franco. **S. Glogau & Co. Leipzig.**

Verlag v. **W. Spemann** in Berlin u. Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

hersg. von Jos. Kürschner. Bd. 144, I: Tieck's Werke. 1. Abt. (Der gestiefelte Kater; Schöne Magelone; Genoveva) herausg. v. Jak. Minor. 8°., XXIV u. 306 S. geh. M. 2.50, gbd. M. 3.50.

Litter. Neuigkeit.

Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler,** Stuttgart

Alfred Graf Adelmann's

neuestes Werk

Beno Donzini.

Roman in 2 Bänden.

Elegant geheftet M. 7.— fein gebunden M. 8.50.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Bilder

aus

Griechenland.

Altes und Neues

von

Ludwig Steub.

8. Preis geheftet: *M* 4.50.

Elegant in Halbfranz gebunden: *M* 6.50.

Sakuntala.

Schauspiel

von

Kalidasa.

Aus dem Sanskrit übersetzt

von

Friedrich Rückert.

Zweite Auflage.

12. Preis geheftet: *M* 2.25.

Elegant gebunden mit Goldschnitt: *M* 3.—

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Diätetik des Geistes.

Eine

Anleitung zur Selbsterziehung

von

Friedrich Kirchner.

8°. Preis: geh. 5 M., elegant geb. 6 M.

Das vorliegende Buch, welches die wichtigsten Lehren aus der Anthropologie, Physiologie, Logik und Ethik zu einem wohlbegründeten System zusammenfügt, empfiehlt sich als ein zuverlässiger Mentor zur Erlangung einer wahrhaft harmonischen Bildung. Die Darstellung ist eine durchaus gemeinverständliche.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79

von **Dr. J. H. Jaworskij.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.

Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die tolle Braut.

Roman von

Eugen Salinger.

8°. **geh. Mark 3.50, eleg. geb. Mark 4.50.**

Dieser neue Roman legt wieder Zeugniß ab für das glänzende Erzähler-Talent Salinger's, sowie insbesondere für die künstlerische Art, mit welcher derselbe ungewöhnliche psychologische Conflicte zu behandeln weiß. Die Erzählung, welche abwechselnd in Deutschland und in Spanien spielt, ist reich an leidenschaftlich bewegten und tief ergreifenden Scenen.

Zugleich erschien in **zweiter Auflage:**

Allerlei Herzensgeschichten.

Novellen und Studien von **Eugen Salinger.**

8°. **geh. Mark 3.—, geb. Mark 4.—**

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben ist erschienen:

Das älteste Faustbuch.

HISTORIA

von **D. Johann Fausten,**

dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler.

Nachbildung

der zu Frankfurt am Main 1587 durch Johann Spies gedruckten ersten Ausgabe.

Mit einer Einleitung von Wilhelm Scherer.

Subscriptions-Preis brochirt 20 Mark, in ganz Leder oder Pergament gebunden 21 Mark.

Von diesem Werke sind 300 in der Presse numerirte Exemplare hergestellt; die Verlagshandlung behält sich vor, den Subscriptionspreis nach 3 Monaten zu erhöhen.

Bildet zugleich den zweiten Band der

Deutschen Drucke älterer Zeit in Nachbildungen

herausgegeben von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor an der Universität Berlin.

Berlin, den 15. April 1885.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

F. Schmeding, Prof. am Realgymnasium zu Duisburg,

Die klassische Bildung in der Gegenwart.

Preis 3 Mark.

A. Baron von Roberts.

Von dem neuerdings zum **zweiten** Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig:**

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Afghanistan, Rußland und England. Von Karl Blind. — Neuere Untersuchungen über Hypnotismus. Von Moritz Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Polychrome Plastik und moderne Panoramen. Von Max Schasler. — Machiavelli als Komödiendichter. Von Georg Ellinger. — Ueber elektrische Theaterbeleuchtung. Von Friedrich Renk. — **Feuilleton:** Escorial. Von Franz Reber. — **Aus der Hauptstadt:** Wallnertheater. Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: Emanuel Geibel's Geburtstag. Von R. Th. Gaedertz. — Inserate.

Afghanistan, Rußland und England.

Von Karl Blind.

Vor einigen Jahren traf ich in London mit dem Afghanen-Prinzen Iskander Khan zusammen, der zum Geschlechte jenes Emirs Dost Mahommed gehört, dessen Namen mit einem der furchtbarsten Kämpfe gegen England hochtragisch verknüpft ist.

Iskander Khan hatte sich eine Zeit lang in Rußland, später auch in Berlin aufgehalten. In mehrstündigem Gespräche fand ich in ihm einen Mann von großer, geistiger Regsamkeit. In seinen Gesichtszügen trug er, wie Viele seines Landes oder vielmehr der dortigen herrschenden Stände, den unverkennbaren semitischen Stempel. Dies gab Anlaß zu Erörterungen über die Herkunft des Afghanen-Volkes, das die Sage von einem nach Asien hinein versprengten Hebräer-Stamme ableiten will. Selbstverständlich deckt diese spätere Mähr nur die unzweifelhafte Thatsache von der Verwandtschaft der „oberen Zehntausend" in Afghanistan mit den Semiten überhaupt. Auch das Lichtbild eines blutsangehörigen Fürsten, das mir Iskander Khan nachher zeigte, wies ganz ähnlich scharfe semitische Züge auf, wie sie übrigens ebenfalls unter Mohammedanern in Indien vorkommen.

„Unser felsiges Land" — sagte mir der kriegerische Fremdling, als wir in die politischen Fragen geriethen, — „dient als eine trefflich schützende Bastei für die englische Herrschaft in Indien. Wir sind durch die Natur in unserer Bergveste gut gestellt, und an Tapferkeit fehlt es den Unserigen nicht. Aber wir sind als Stämme und durch Fehden vielfach unter einander gespalten. Gelänge es den Russen einmal, sich dort festzusetzen, so wäre es unmöglich, sie wieder hinauszubringen".

Seit der grauen Vorzeit der ersten arischen Einwanderung sind all' die zahlreichen Eroberungen Hindostans über Afghanistan hin erfolgt, und zwar stets unter vorgängiger Besitznahme von Herat. Babur allein, der „Löwe" aus Tamerlan's Stamm, konnte Herat abseits liegen lassen, da damals Perser und Usbeken um den Besitz desselben mit einander rangen, während er in Kabul Macht übte. Die Bedeutung Herats als eines „Schlüssels zu Indien" ist somit geschichtlich seit mehr als 2200 Jahren bestätigt. Jetzt, wo die Truppen des Zarenthums dicht vor den Thoren stehen, hat daher England allen Grund, auf der Hut zu sein. Wenn seine Staatsmänner jetzt nicht Festigkeit zeigen, so werden sich widrige Geschicke unaufhaltsam vollziehen.

Ueber den Treubruch, dessen sich die Petersburger Regierung seit Jahren immer wieder von Neuem schuldig gemacht hat, und zwar gerade gegenüber dem früheren und dem jetzigen Cabinete des Mannes, der schon vom Ende des Krim Krieges an sein Möglichstes zu Gunsten Rußlands gethan hat, kann hier in Kürze hinweggegangen werden. Ein Kaiserwort nach dem anderen ist schmählich gebrochen worden; denn im Namen ihres „erhabenen Herrn" haben Gortschakoff, Schuwaloff, Giers die bekannten feierlichen Zusicherungen, daß Khiwa, daß Merw, daß Afghanistan nimmermehr berührt werden sollen, hierher ertheilt oder überbracht. In den Blaubüchern stehen diese allerhöchsten Zusicherungen sonnenklar verzeichnet. Ein diplomatisches Kartenhaus nach dem anderen wurde umgeblasen. Unverwandt verfolgte das Zarenthum mittlerweile den Plan der stetigen Annäherung an Indiens Grenze. Die Weltherrschaft ist sein Ziel: die Weltherrschaft in Asien und in Europa.

Mit wenigen hervorragenden Ausnahmen haben sich Englands Staatsmänner, Tories wie Liberale, stets nur allzu leicht durch die russische Regierung täuschen lassen und die wahre Absicht derselben merkwürdig verkannt. Das galt schon für den Herzog von Wellington, auch für Palmerston während der ersten Zeit seiner Laufbahn, und später für Disraeli und Sir Stafford Northcote ebensowohl wie für Gladstone, Argyll und Granville.

Man weist, im Vergleich zu Gladstone, jetzt mit Vorliebe auf Lord Beaconsfield hin, als auf den Mann, der von jeher vorschauend gegenüber den Herrschaftsplänen des nordischen Selbstherrscherthums gedacht und gehandelt habe. Nichts irriger als das. Eine persönliche Erinnerung mag hier am Platze sein.

Es war nach dem Kriege Frankreichs gegen Deutschland, bei dessen Beginn er auf Seiten unseres Vaterlandes getreten war, daß Disraeli — von meiner Anwesenheit im Unterhause hörend, wo ich mich als Gast eines ihm damals befreundeten liberalen Abgeordneten befand — eine Begegnung suchte. Er war zu jener Zeit außer Amt, Führer der Opposition. Nicht besonders gern ging ich auf den mir überbrachten Wunsch ein; doch die Erinnerung an 1870 entschied. In Gegenwart des liberalen, einem bekannten schottischen Adelsgeschlechte angehörigen Unterhausmitgliedes fand dann in einem Zimmer des Parlamentes eine längere Unterredung statt, bei welcher die orientalische Frage in ihrer Beziehung auf England, Oesterreich Ungarn und Deutschland, desgleichen die mittelasiatische im Zusammenhange mit Indien zu ausführlicher Besprechung kam.

Seit der Zeit vor dem Krimkriege hatte ich in England in zahlreichen Schriften das doppelte Streben des Zarenthums nach Machterweiterung in Europa und Asien hervor-

Digitized by Google

gehoben*): einerseits sein immer wiederholtes Anstürmen gegen Constantinopel und seine Versuche, durch slavische Propaganda in's Herz von Europa einzudringen, andererseits seine augenfällige Bemühung, dereinst den Sturz der englischen Herrschaft in Indien herbeizuführen. Wohl wußte ich, daß Disraeli sich, in letzterer Beziehung, in einer sonderbaren Täuschung gewiegt hatte. Doch neue Anzeichen waren erschienen, die den Sorglosesten aus dem Traum hätten aufrütteln können. Wie erstaunt war ich daher, bei Disraeli zwar das volle Verständniß für die Gefahr im europäischen Orient, dagegen immer noch keins für die kommende russische Bedrohung Indiens zu finden.

Sogar ein paar Jahre nach dieser Unterredung, als er Constantinopel gegen russischen Uebergriff zu schützen suchte, erging er sich in einer Rede (am 5. Mai 1876) geradezu in Aufforderungen an die russische Regierung, doch lieber ihre Eroberungen in Turkestan auszudehnen. Der Schule erklärte er nicht anzugehören, welche mit Beunruhigung auf dies Vordringen durch Mittelasien blicke. Keinerlei Reichs-Interesse Englands sehe er dadurch geschädigt. Selbst für den schnöden Wortbruch in Sachen Khiwas hatte er eine Entschuldigung, offenbar aus Unkenntniß der diplomatischen Schriftstücke.

Wie anders er wohl heute spräche und handelte!

Man muß es der russischen Diplomatie lassen, daß sie zwischen ihre feierlichsten Versicherungen hie und da, in einer jener Anwandlungen spöttischer Laune, wie sie ihren Vertretern innerlich tief eigen ist, ganz verständliche Winke eingestreut hat, ohne daß man in England viel davon gelernt hätte. So ließ sich Graf Schuwaloff in der bekannt gewordenen Besprechung mit Lord Derby („Vertrauliche Denkschrift vom 8. Juni 1877") folgendermaßen aus:

„England scheint zu fürchten, es könnten die Ausbreitung oder die Folgen des Krieges (zwischen Rußland und der Türkei) uns dazu veranlassen, Bassorah und den Persischen Golf zu bedrohen. Es ist jedoch keineswegs unser Interesse, England in seinen indischen Besitzungen, also in seinen Verbindungen mit denselben, zu stören. Der gegenwärtig geführte Krieg erfordert dies nicht; denn sein Zweck ist klar umschrieben, und die Sachen würden sich durch eine so weite Ausdehnung des Kampfes eher verwickeln als vereinfachen."

Mit anderen Worten: „Zuerst mit der Türkei fertig werden! Ist ihre Macht gebrochen, dann kann man England in seinen indischen Besitzungen schon eher stören." Ein Kind hätte die Hohlheit der Schuwaloff'schen Zusicherung durchschauen können. Aber manchmal scheint es den russischen Diplomaten ein grimmiges Vergnügen zu machen, die Urtheilskraft ihrer Gegner so niedrig wie möglich abzuschätzen und damit Recht zu behalten.

Ein paar Jahre nachher (1881) schrieb Englands Vertreter in Petersburg an Lord Granville:

„Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß ich heute, da Herr von Giers vom Ministerium des Auswärtigen abwesend war, den Baron Jomini frug, ob er mir eine Idee davon geben könne, was unter dem als das „transkaspische" bezeichneten Gebiete zu verstehen sei. Se. Excellenz erwiderte: es sei all das jenseits des Kaspischen Meeres gelegene Gebiet. „Aber", bemerkte ich, „können Sie mir eine Idee davon geben, wo es aufhört?" Worauf er antwortete: „er könne das nicht."

Nun, all' das jenseits des Kaspischen Meeres gelegene Gebiet deckt auch Indien.

Der weitere Inhalt des angeführten Schriftstückes liest sich heute ebenfalls recht hübsch ironisch.

Se. Excellenz sagte: „Askabad sei jetzt der entlegenste Punkt; aber General Skobeleff habe ein sehr fruchtbares Land weiter nach Süden hin entdeckt, wo ein vollkommener Zustand der Unordnung herrsche. Auch sei Sarachs in Betracht zu ziehen; und ob es persisch sei oder nicht, das habe man erst zu ergründen. Sei es persisch, so solle es so bleiben; wenn nicht, so werde es nothwendig sein, dort eine regelmäßige Regierungsform einzurichten. Auch würden sich die Unterhandlungen über die Grenze wahrscheinlich auf das Gebiet jenseits des Attrek bis nach Khorassan hin ausdehnen, in welcher Angelegenheit Baron Jomini heute Zweifel erhob, ob die Oberherrlichkeit des Schahs von Persien dort mehr als eine bloß nominelle sei."

Und dergleichen mehr.

Man hat die russische Diplomatie dasselbe Spiel seit alten Zeiten gegenüber Polen, den Donau-Fürstenthümern und der Türkei überhaupt spielen sehen. Es ist seitdem eine neue Gruppe von russischen Generälen aufgetaucht — die Fadeyeff, Tschernaïeff, Skobeleff gehören oder gehörten zu ihr —, welche gern Constantinopel „auf dem Wege über Wien" nehmen möchten. Nur einer guten Gelegenheit bedürfte es, um das Zarenthum, wenn ihm jetzt nicht durch erfolgreichen Widerstand von außen oder durch eine starke Bewegung von innen rechtzeitig gesteuert wird, dereinst zu ähnlichen Versuchen in Oesterreich-Ungarn und anderwärts zu veranlassen.

Wie vor dem Krim-Kriege, so sind jetzt wieder in England und in Deutschland allerhand zweideutige oder vielmehr unzweideutige Persönlichkeiten in der Presse thätig, um einerseits den „wüsten Streifen einer sandigen Ebene", um den es sich augenblicklich vor Herat handelt, als ganz bedeutungslos (aber doch für Rußland unbedingt nöthig!) hinzustellen, andererseits die Unüberwindlichkeit des mit einem gewaltigen Weltberufe schwanger gehenden „jungen" Rußlands auszuposaunen. Wir kennen das Verfahren von alter Zeit her. Geschichtlich betrachtet, hat die tausendjährige Despotie in Rußland, die nach Voltaire's Ausdruck „verfault war, ehe sie reif wurde", schon mehr als einen tiefen Sturz erlebt. Sie ist auch im Krim-Kriege geschlagen worden, so schlecht dieser am äußersten Ende des Zaren-Reiches als bloßer Kabinetskrieg geführt wurde.

Ganz Europa hat dann aufgeathmet. Die Vereinigung und Befreiung Italiens, die Wiederherstellung ungarischer Selbstregierung, ja, was sich in Deutschland irgendwie Gutes hat vollziehen können: das Alles wäre hintan gehalten worden, hätte mit ganz anderen Hindernissen zu ringen gehabt, wäre der auf Mittel-Europa lastende Alpdruck der Nikolaus'schen Oberherrschaftsansprüche nicht hinweggenommen, wäre Constantinopel nicht vor dem Fanggriffe des Bären geschützt worden. In Rußland selbst folgte die Befreiung des Bauernstandes aus langer Knechtschaft, folgte sogar eine theilweise Lockerung der von Nikolaus geübten eisernen Tyrannei auf seine Niederlage und seinen Tod.

Selbst der deutsche Bund faßte sich damals schon im Anfange des Krieges ein halbes Herz — oder es geschah dies vielmehr von den zwei Vormächten desselben, von Preußen und Oesterreich. Wurde doch am 20. April 1854 von den Bevollmächtigten dieser beiden Großstaaten ein Bündniß geschlossen, in welchem gesagt war:

„Ihre Majestäten haben sich der Erwägung nicht entziehen können, daß die unbestimmte Fortdauer der Besetzung der unter der Hoheit der Ottomanischen Pforte stehenden Länder an der unteren Donau durch kaiserlich russische Truppen die politischen, moralischen und materiellen Interessen des gesammten deutschen Bundes, und also auch ihrer eigenen Staaten, und zwar in einem um so höheren Grade gefährden würde, je weiter Rußland seine Kriegsoperationen auf türkischem Gebiete ausdehnt."

Diese Erklärung erschien damals wahrlich beinahe wie eine That, obwohl von Seiten Oesterreichs nur eine kleine That damit verbunden war, von Seiten Preußens gar keine. Vielleicht hatte man sich indessen doch ein bischen an den „alten Fritz" erinnert, der bereits fühlte, Europa werde sich einmal gezwungen sehen, gemeinsam wider das Zaren-Reich vorzugehen. „Ich sehe kein anderes Heilmittel mehr" — so schrieb Friedrich II. einmal —, „als daß man mit der Zeit einen Bund der bedeutendsten Fürsten bildet, um diesem gefährlichen Wildstrome Widerstand zu leisten." (Je n'y vois plus de remède qu'en formant avec le temps une ligue des plus grands souverains pour s'opposer à ce torrent dangereux.)

Wie unendlich größer ist aber die Gefahr seitdem geworden!

*) The Universal Empire of the Cossacks, 1853. — Rußlands Herrschaftspläne und seine kaukasischen Kriege u. s. w.

Digitized by Google

Der Schimmer der sog. „Unüberwindlichkeit" und des „unvermeidlichen Weltberufes" ist durch den Krim Krieg von dem Zaren-Reiche genommen worden; und Niemand war vielleicht innerlich froher darüber, als die ächt freisinnigen Leute der gebildeten Stände Rußlands. Schrieb doch noch im Jahre 1860 Fürst Peter Dolgorukoff in seinem Buche: „Die Wahrheit über Rußland":

„Seit der Zeit des mongolischen Einbruchs im dreizehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage herab ist Rußland nichts als eine ungeheure Pyramide der Unterdrückung gewesen. In diesem weit ausgedehnten Staatsbau herrschen sklavische Unterwürfigkeit und willkürliche Gewalt von Unten bis Oben; und von Oben bis Unten ist in furchtbarem Maßstabe die amtliche Lüge, die zu einer Staatseinrichtung entwickelte Lüge, herrschend. . . . Dieser an sich scheußliche Despotismus übt einen ausnehmend verderbenden Einfluß auf die Sittlichkeit. Er trocknet die edleren und höheren Gefühle aus; er entwürdigt die Seelen; er verdirbt, verkehrt, erniedrigt die Sinnesart, noch mehr unter Denen, welche jenen Despotismus aufrechthalten, als unter seinen Opfern."

Das schrieb kein Republikaner, kein Socialist, kein Nihilist, sondern ein gemäßigt liberaler Mann aus einer der Familien, die „mit dem Eroberer herüberkamen", wie man sich in England ausdrückt.

An diese Zustände, nicht minder an die Schilderungen von der entsetzlichen Verrottetheit der russischen Verwaltung, wie sie Schuyler, der gewiß kein voreingenommener Zeuge ist, wie sie Leroy-Beaulieu und viele Andere entworfen haben, muß man sich erinnern, um sich einen vollkommenen Begriff von dem Rückgange an Cultur und freierer Entwickelung zu machen, der unfehlbar einträte, wenn statt Englands die Zarenmacht in Süd Asien zur Herrschaft aufstiege.

Die geschäftigen Zuträger dieser theils halb barbarischen, theils mit allen Listen und Lastern des römischen Imperatorenthums behafteten Macht möchten zwar wieder, wie vor dem Krim Kriege, den Widerstand entmannen, indem sie das Schreckbild der Unüberwindlichkeit an die Wand malen. Sie meinen sogar wunderklug zu handeln, wenn sie den Engländern rathen, doch nur ja rasch klein beizugeben, da in einem halben Jahrhundert Indien doch so wie so den Weg der mittelasiatischen Khanate gehen müsse. Sogar russisches Geschütz soll jetzt schon, zufolge ihrem Rathe, zur besseren Erhaltung der türkischen Neutralität am Bosporus und an den Dardanellen aufgepflanzt und die Meerenge mit moskowitischen Torpedo-Booten gespitt werden. Das Alles versteht sich bei ihnen von selbst — zum größeren Ruhme des „Samoderschez" aller Baschkiren und Kalmücken.

Indessen könnte England auch ein Wort mitreden, wenn es sich nur auf sich selbst besinnt. Noch ist seine Flotte da. Und zeigt es nur wahren Ernst in Asien, so wird es — trotz der wiederholten früheren Verfeindung mit den Afghanen, und trotzdem die russischen Behörden sich 1878 dem damals in der Verbannung lebenden jetzigen Emir mit geheimen Anträgen näherten, welche einen späteren „Krieg in Indien" zum Ziel hatten — doch an Abdur-Rahman einen verlässigen Verbündeten haben. Dieser Ernst ist nur zu zeigen; dann werden auch Indiens Fürsten und Bevölkerung fest zu England stehen.

Weniger als irgendwer bin ich, in Folge vieljährigen Verkehrs mit hierhergekommenen Indern jedes Stammes, Bekenntnisses und Ranges, geneigt, die innere Treue jener asiatischen Völker gegenüber England allzu unbedingt voraus zusetzen. Aber das erachte ich als feststehend, daß die Masse der Inder, gespalten wie sie unter sich sind an Sprache und Glauben, noch immer weitaus die sittigende, auf geistige Befreiung und politische Heranerziehung angelegte englische Herrschaft dem Despotendrucke des Zarenthums und der rohen Käuflichkeit seiner Beamtenschaft vorziehen. Das ist nicht eine persönliche Ansicht. Das ist ein oft gehörtes Geständniß von Solchen, die vor dem Nicht-Engländer sich frei über die Stellung zu ihren jetzigen Beherrschern aussließen und wegen mancher gegründeten Beschwerde bittere Klage führten.

Hindu, Mohammedaner, Buddhisten, Parsen, auch religiös freidenkende Inder; Rechtsbeflissene, Sprachgelehrte, Radschahs, Vertreter von Vasallen-Fürsten und Minister derselben; Männer von klarem arischen Gesichtsschnitt und heller Farbe aus dem „Land der fünf Flüsse", ebensowohl wie fast kaffeebraune aus Ceylon oder Andere aus dem Südosten, deren Antlitz an negerhafte Züge erinnerte: Alle kamen, gleichviel wie sie sich über englische Verwaltung äußerten, darin überein, daß russische Herrschaft das größte Unglück für sie wäre.

Afghanen und Engländer, mit ihren indischen Truppen und Bundesgenossen, würden also der Russengefahr schon zu begegnen wissen. Und was das unaufhörliche Heranwälzen von neuen russischen Truppenmassen gegen Afghanistan betrifft, so könnte, wenn England mit aller Kraft seine Aufgabe erfaßte, schließlich nicht bloß in Turkestan selbst, im Rücken dieser Truppenmassen, ein Aufstand dazwischentreten, sondern auch auf dem europäischen Boden des Zarenreiches bei Völkern und unter Parteien sich mächtige Regungen zeigen.

Rußland ist das einzige Land in Europa ohne Verfassung und Volksvertretung — die Türkei ausgenommen, die eine solche besaß und schon deshalb vom Zarenthum angefallen wurde. Durch den Krimkrieg wurde die halseigene Bauernschaft aus dem Joche erlöst. Welche Gelegenheit käme, durch einen Kampf mit England, für die Erringung einer russischen Magna Charta! Erst wenn das geschehen, wenn Rußland auf sich selbst zurückgeworfen, mit seinem eigenen inneren Fortschritt beschäftigt wäre, würde Europa Sicherheit und Ruhe erlangen.

Neuere Untersuchungen über Hypnotismus.

Von Moritz Alsberg.

(Schluß.)

Wir haben im Vorhergehenden die Resultate der von unserem Gewährsmann Rieger angestellten Versuche ziemlich eingehend wiedergegeben, weil sie von Wichtigkeit sind für die Beurtheilung der Frage nach dem Wesen und den Ursachen des hypnotischen Zustandes — einer Frage, die, wie oben angedeutet, von jenen Gelehrten, welche sich bisher mit der Erforschung dieser merkwürdigen Erscheinungen befaßt haben, in verschiedener Weise beantwortet wird. Heidenhain erblickt die Ursache des hypnotischen Zustandes in einer Thätigkeitshemmung der Ganglienzellen der Großhirnrinde oder mit anderen Worten in der Ausschaltung der Functionen jener Hirntheile, in welchen wir den Sitz der höheren seelischen Vorgänge — so vor Allem denjenigen der bewußten Willensthätigkeit — zu suchen haben. Entsprechend der Anschauung des besagten Forschers würde man sich dann vorzustellen haben, daß ein zum Hirn fortgeleiteter Reiz unter gewöhnlichen Umständen zwei Wege zu dem Centralorgan des Seelenlebens — nämlich den einen zur Großhirnrinde (dem Sitze der höheren psychischen Functionen und des Bewußtseins), den anderen zu den Reflexcentren (Nervencentren, in welchen die automatischen Hirnthätigkeiten zu Stande kommen) einschlüge, und daß wenn im hypnotischen Zustande die eine dieser Bahnen — nämlich die zu dem Sitze der höheren seelischen Processe führende — unterbrochen ist, nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft der Reiz sich mit seiner ganzen Stärke auf die Reflexbahn concentriren und dadurch jene Steigerung der Reflexthätigkeit, die wir bei hypnotisirten Personen beobachten, zu Stande bringen würde. — Um hier ferner noch der von Braid gelieferten Erklärung über das Wesen und die Ursachen des Hypnotismus mit einigen Worten zu gedenken, so geht der besagte Forscher von der Ansicht aus, daß dieser Zustand auf einer Störung des Gleichgewichts der Centren im Gehirn und Rückenmark und einer damit in Verbindung stehenden Störung der Herzaction, der Athmung und Muskelthätigkeit beruhe und daß eine unvollkommene Arterialisation (ungenügender Sauerstoffgehalt) des Blutes an den Erscheinungen des Hypnotismus einen wesentlichen Antheil habe. — Was endlich die Anschauungen Rieger's über die dem hypnotischen Zustand zu Grunde liegenden Ursachen anlangt, so ist dieser Forscher der Ansicht, daß es bei der ungenügenden Kenntniß,

Digitized by Google

die wir von dem Zustandekommen der gewöhnlich als „Sinneswahrnehmung", „Bewußtsein" und „Willensimpuls" bezeichneten seelischen Thätigkeiten gegenwärtig noch haben, zur Zeit noch nicht gerechtfertigt erscheint, eine Erklärung der hypnotischen Erscheinungen auf anatomisch-physiologischer Basis zu versuchen, daß vielmehr bei der Beurtheilung des Hypnotismus das psychologische Moment das einzig Maßgebende sein dürfte. Entsprechend dieser Ansicht macht unser Autor darauf aufmerksam, daß wir in der Mehrzahl der hypnotischen Zustände eine experimentell hervorgerufene Geistesstörung, die von dem einfachen stupiden Dämmerzustand bis zu der mit Sinnestäuschungen verbundenen Angstmelancholie sich erstrecke, vor uns sehen und daß überhaupt das Studium des Hypnotismus vielversprechend sei für unsere Erkenntniß von dem Wesen der Geisteskrankheiten — Störungen des psychischen Verhaltens, die ebenso wie die hypnotischen Erscheinungen in ihren Symptomen etwas außerordentlich Wechselndes und individuell Verschiedenes aufweisen. Von hervorragender Wichtigkeit sind für den Psychologen und Irrenarzt die hypnotischen Zustände insbesondere deshalb, weil sie eben für den störenden Einfluß, den die Perversion der Sinneseindrücke und die damit zusammenhängende Verkennung der Außenwelt auf das geistige Gleichgewicht ausübt, einen interessanten Beleg beibringen. „Die Psychologie erfährt" — wie Rieger bemerkt — „durch die vermittelst Fixirung eines nahe gehaltenen Gegenstandes erzeugte Hypnose auf experimentellem Wege, von welchem eminenten Einfluß der normale Ablauf der Sinneseindrücke beim Gesichtsthier par excellence: dem Menschen ist." — Aber noch eine andere Folgerung legt die Beobachtung der hypnotischen Erscheinungen nahe — nämlich den Schluß auf die Geringfügigkeit der Veranlassungen, welche eine Störung des geistigen Gleichgewichts zum Ausbruch zu bringen vermögen. Ebenso wie bei den Geisteskrankheiten die erbliche Anlage und individuelle Disposition in der Regel den Ausschlag geben und wie zu diesen beiden Factoren die den Ausbruch des Leidens bewirkende äußere Veranlassung nur in dem Verhältniß des in ein Pulverfaß fallenden Funkens steht — ebenso beobachten wir, daß beim Hypnotismus ein an und für sich höchst geringfügiger äußerer Anlaß bei besonders disponirten Individuen die obenerwähnte Verschiebung des Urtheils und der Ideen hervorruft und auf diese Weise jene vorübergehende Geistesstörung veranlaßt, welche auch durch gewisse Gifte, wie: Opium, indischer Hanf und durch übermäßigen Alcoholgenuß erzeugt wird. Bezüglich der zwischen Hypnotismus und Geisteskrankheiten bestehenden Beziehungen ist endlich auch das zuvor erwähnte „doppelte Bewußtsein" insofern von Interesse, als dem Irrenarzte gar nicht selten Fälle zu Gesichte kommen, in denen Zustände normalen geistigen Befindens und ungetrübten Bewußtseins mit Störungen des Bewußtseins und damit in Verbindung stehenden anderweitigen Abnormitäten der Geistesverfassung abwechseln.

Um auf zwei schon im Vorhergehenden berührte Punkte, nämlich die Analgesie und die kataleptischen Erscheinungen der Hypnose zurückzukommen, so handelt es sich nach Rieger bei hypnotisirten Personen nur um eine Aufhebung des Schmerzgefühls, nicht aber um eine solche der Tastempfindlichkeit. Für ein Individuum in diesem Zustande gibt es keinen Schmerz mehr, weder in der Haut noch in den tiefer gelegenen Theilen, selbst dann nicht, wenn man dieselben mit den sonst schmerzhaftesten elektrischen Strömen reizt. Auch bemerkt unser Autor, daß eine solche Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Proceduren, wie man sie bei hypnotisirten Personen fast regelmäßig zu beobachten Gelegenheit hat, mit jener Empfindungslähmung, wie sie beispielsweise nach Durchschneidung eines sensiblen Nerven auftritt oder wie man sie durch Nervencompression hervorrufen kann, durchaus Nichts gemein hat, daß dieselbe vielmehr in naher Beziehung steht zu jener Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eindrücke, wie sie bei gewissen Geisteskrankheiten — insbesondere da, wo Hysterie die Grundlage der geistigen Störung bildet — ziemlich häufig vorkommt. Auch kann das in Rede stehende Symptom der hysterischen Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eindrücke wohl von Wichtigkeit sein für die Beurtheilung vieler Erzählungen aus dem Hexenaberglauben, von Gottesurtheilen, bei denen feurige Kohlen in die Hand gefaßt oder mit bloßen Füßen auf solche getreten werden mußte u. dgl. — Was die kataleptischen Erscheinungen (Muskelstarre) der Hypnose anlangt, so hat Rieger Beobachtungen angestellt, welche auf das Wesen derselben interessante Streiflichter werfen. Während eine normale natürliche Bewegung nothwendig eine bestimmte richtige Vertheilung der Innervationsströme (Muskelcontraction bewirkender Nervenströme) erfordert, die den antagonistisch zu einander wirkenden Muskeln zugesandt werden, so ist diese normale naturgemäße Abstufung bei Kataleptischen gestört. Die Gliedmaßen sind einerseits steif und starr, andererseits doch wieder „wächsern biegsam", weil die Innervation nicht eine einseitige, nur in einer Richtung abnorm stark wirkende ist, sondern sich so vertheilt, daß eine ganz unnütze Kraftverschwendung stattfindet, bei der dann doch Nichts geleistet, sondern jeder fremden Kraft abnorm viel nachgegeben wird. Bei Untersuchung der Beziehungen der Muskelthätigkeit zur Innervation gelangt übrigens unser Autor zu dem Schlusse, daß auch die erschlafften Muskeln, z. B. diejenigen des ruhig herabhängenden Armes, immer noch leicht innervirt und nie so schlaff sind, wie diejenigen der nicht todtenstarren Leiche oder des tief narkotisirten Lebenden, und daß, sobald ein Körpertheil bewegt werden soll, dies in der Weise stattfindet, daß in unendlich complicirter Weise durch Einflüsse, die vom Centralnervensystem vermittelt sind, in den einen Muskeln die Innervation etwas verstärkt, in den anderen etwas abgeschwächt und gleichsam zurückgezogen wird, bis die Bewegung vollendet ist. Von hohem Interesse ist ferner das, was der wissenschaftliche Mitarbeiter Rieger's, Dr. Hans Virchow, im Anschluß an die Untersuchungen des zuerst genannten Gelehrten bezüglich der im Schlafe stattfindenden Muskelbewegungen festgestellt hat. Indem derselbe nämlich sich eines Apparates (kymographion) bediente, vermittelst dessen die leisesten Bewegungen einer Extremität auf eine rotirende Trommel verzeichnet und somit selbstthätig in Curvenform registrirt werden, gelang es ihm, nachzuweisen, daß in der Kataplexie der Hypnose immer noch erhebliche Lageveränderungen der Extremitäten zu Stande kommen und daß im normalen Schlafe fortwährende, wenn auch nur wenig ausgiebige und unbewußte Bewegungen der Muskulatur stattfinden, welche es bewirken, daß der Schlafende ganz allmählich seine Lage verändert. Die besagten Bewegungen finden auch im wachenden Zustande in so unmerklicher Weise statt, daß das Individuum, welches dieselben vornimmt, sich von der Veränderung der Stellung, die sein Arm oder sein Bein innerhalb eines bestimmten Zeitraums ausgeführt hat, Rechenschaft abzulegen nicht im Stande ist und daß wir dieselben nicht erkennen könnten, wenn nicht der oben erwähnte Apparat uns hierfür einen unzweideutigen Beweis lieferte. — Die soeben erwähnte Thatsache ist auch deshalb von Interesse, weil sie in directer Beziehung zu dem „Tischrücken" steht — einem Phänomen, welches schon vielfach in die Fragen des Hypnotismus hineingezogen wurde. Indem nämlich die geschilderte Methode aufs Unzweifelhafteste feststellt, daß unsere Armmuskeln Bewegungen ausführen, wo wir das Glied in völliger Ruhe glauben, gibt sie einen experimentellen Beleg zu der seiner Zeit schon von A. von Humboldt ausgesprochenen Erklärung des Tischrückens darin bestehend, daß, während man glaubt, gezogen zu werden, man selbst schiebt.*)

*) Auf die Thatsache der unbewußten und unwillkürlichen Muskelbewegung dürfte wohl auch das „Gedankenlesen", welches in neuester Zeit durch Cumberland und seine Nachahmer in Aufnahme gekommen ist, zurückzuführen sein. Wenn schon unter gewöhnlichen Umständen Jedermann unbewußt eine Anzahl von schwachen Muskelbewegungen ausführt, so werden diese Bewegungen bei den in Rede stehenden Experimenten durch die energisch auf einen Gegenstand gerichtete Denkthätigkeit und die mit den Versuchen verbundene nervöse Aufregung noch erheblich gesteigert und somit zu bestimmten Indicien, durch welche der „Gedankenleser", der weder die Pulsbewegung der ihn führenden Person fühlt, noch eine besondere Gabe des Hellsehens besitzt, zu

Digitized by Google

Wenden wir uns von dieser kurzen Abschweifung noch einmal zurück zu den von Rieger über das Wesen des Hypnotismus angestellten Untersuchungen, so hätten wir die Bedeutung, welche das Studium der hypnotischen Erscheinungen für die gerichtliche Medicin besitzt, hier noch mit einigen Worten zu erörtern. Was diesen Punkt anlangt, so verursacht der §51 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches, demzufolge eine strafbare Handlung nicht vorhanden ist, „wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war" — dem ärztlichen Sachverständigen nicht selten dadurch Kopfzerbrechen, daß die Entscheidung der Frage, ob in einem gegebenen Falle eine freie Willensbestimmung möglich oder unmöglich war, häufig mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist. Es ist dies eben das allerheikelste Gebiet der Psychiatrie und speciell der gerichtlichen Psychologie und häufig auch für den besten Beobachter und scharfsinnigsten Psychologen geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, in einem vorliegenden Falle zu entscheiden, ob der behauptete Zwang ein unwiderstehlich pathologischer war oder nicht, ob die vornehme Dame, welche eine Reihe von Bijouterie waaren zusammengestohlen hat und dies unter einem unwiderstehlichen krankhaften Zwang gethan haben will, ob der Brandstifter, der ohne nachweisbares Motiv ein Gebäude einäscherte und sich auf einen „pyromanischen Hang" beruft, für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden können. Gerade in dieser Beziehung ist aber das Studium des Hypnotismus insofern von Wichtigkeit, als dasselbe auf jenen von Irrenärzten und Psychologen als „Fascination" bezeichneten Geisteszustand — einen Zustand, in welchem der Mensch von Impulsen beherrscht wird, über die sein Willen keine Macht besitzt — interessante Schlaglichter wirft. Eben weil eine selbstständige Willensbestimmung ohne klares Bewußtsein ein Unding ist und weil die Beobachtung hypnotischer Erscheinungen keinen Zweifel darüber bestehen läßt, daß zahlreiche Individuen, ohne daß wir sie im forensischen Sinne zu den Geisteskranken rechnen dürfen, sich häufig in einer Geistesverfassung befinden, welche durch die falsche Auffassung der Sinneseindrücke, die unrichtige Beurtheilung der Außenwelt, gewisse Veränderungen der Gesichtszüge u. s. w. sich als ein der Hypnose nahe verwandter Zustand zu erkennen gibt und weil aus letzterem Umstande dann wieder der Schluß zu ziehen ist, daß von einem klaren Bewußtsein und einer freien Selbstbestimmung bei den betr. Individuen während jenes Zustandes nicht die Rede sein konnte - eben aus diesem Grunde verspricht eine genaue Erforschung des Hypnotismus und seiner Erscheinungen eine Leuchte zu entzünden, welche - - ganz abgesehen von ihrer sonstigen Bedeutung für Psychologie und Psychiatrie — für die Entscheidung von Fragen, wie sie der oben citirte Gesetzparagraph verlangt, voraussichtlich von größter Bedeutung sein wird. Auch erheischt die Thatsache, daß außer jenen dem Hypnotismus nahe verwandten Zuständen, in denen als Folge lebhafter Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen und der gleichzeitigen Erregung der Einbildungskraft verbrecherische Handlungen ohne Wissen und Willen des Betreffenden zu Stande kommen, während der letzten Jahre die an hypnotisirten Frauenzimmern begangenen sexuellen Verbrechen nicht allzu selten einen Gegenstand gerichtlicher Verhandlungen gebildet haben, daß der Arzt, dessen Gutachten in solchen Fragen regelmäßig ausschlaggebend ist, mit den Erscheinungen des Hypnotismus völlig vertraut sei und daß ein Einblick in das Wesen dieser Zustände dem Richter nicht völlig abgehe.*)

Was endlich die letzte der von uns zu erörternden Fragen: die Verwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken anlangt, so hat bereits Braid darauf hingewiesen, daß wir in der künstlichen Erzeugung des hypnotischen Zustandes ein Mittel besitzen, um Nervenerregung, Herzthätigkeit und Blutumlauf zu steigern oder herabzusetzen, um in der capillaren Circulation (Blutvertheilung in den feinsten Gefäßen) schnelle und wichtige Veränderungen herbeizuführen, die Secretionen und Excretionen des Körpers zu ändern und auf diese Weise Krankheitszustände, bei denen die gewöhnliche Behandlung keine Erfolge erzielt, zu beseitigen oder wenigstens zu lindern. Nach Rieger unterliegt es keinem Zweifel, daß der Hypnotismus insbesondere für die Behandlung der Geisteskrankheiten vielversprechende Aussichten bietet, indem es in vielen Fällen möglich sein dürfte, einen mit schweren Leiden (Beängstigungen, maniakalischen Anfällen u. dergl.) verbundenen Zustand, dadurch daß man den Kranken der Wirklichkeit entrückt, zu erleichtern. Hierbei müßte freilich die Frage, ob in einem gegebenen Falle die Hypnotisirung angewendet werden soll, auf's Sorgfältigste erwogen und dürfte nicht vergessen werden, daß die häufige Wiederholung dieser Procedur an und für sich Störungen der normalen Geistesverfassung hervorrufen kann. Nach Berger würde die künstliche Erzeugung des Hypnotismus bei Farbenblindheit, Schlaflosigkeit, hysterischen Krämpfen und psychischen Aufregungen mit Vortheil Verwendung finden.

---

dem Gegenstand, auf den die Gedanken des Führenden gerichtet sind, geleitet wird. Auch ist es nach dem Gesagten leicht verständlich, daß bei lebhaften oder nervös erregten Individuen, bei denen eben die besagten Muskelbewegungen besonders deutlich hervortreten, das Gedankenlesen in der Regel sofort gelingt, während bei anderen erst eine gewisse Ermüdung des Armes eintreten muß, um die in Rede stehenden Muskelbewegungen kenntlich zu machen.

*) Unter Umständen dürfte auch die Hervorrufung des hypnotischen Zustandes in Criminalfällen als Hülfsmittel für die Untersuchung in Frage kommen, wie der folgende Fall beweist. In einer zu Verona verhandelten Strafsache lag gegen einen Arzt der Verdacht vor, an einem Mädchen, welches er zum Zwecke eines Heilverfahrens in den hypnotischen Schlaf versetzt hatte, das Verbrechen der Nothzucht begangen zu haben. In diesem Falle wurde, da das Mädchen in wachem Zustande sich an das, was während der Hypnose vorgefallen war, nicht mehr erinnerte, von dem Staatsanwalt der Antrag gestellt, dieselbe unter der Voraussetzung ihrer Einwilligung — welche allerdings in diesem Falle nicht gegeben wurde — durch Sachverständige wieder in den „magnetischen Schlaf" zu versetzen, um auf diese Weise eine Erinnerung an die bei der zuerst erwähnten Veranlassung stattgehabten Vorgänge wieder zu erwecken und dadurch event. in den Besitz einer Information zur Auffindung sonst zulässiger Beweise zu gelangen. Vergl. hierüber: Goltdammer's Archiv für preußisches Strafrecht Bd. XI. S. 608.

Literatur und Kunst.

Polychrome Plastik und moderne Panoramen.

Von Max Schasler.

Daß die Mode sich, trotz der fortschreitenden culturellen Entwickelung der Nationen, ja sogar in Widerspruch damit, bei Gestaltung ihrer wechselnden Formen weniger durch ein künstlerisches Schönheitsgesetz als durch die Laune des Zufalls oder die Caprice irgend einer maßgebenden Persönlichkeit hat von jeher bestimmen lassen, ist eine alte Erfahrung; daß aber umgekehrt die Kunst, statt ihren bildenden Einfluß auf den Modegeschmack zur Geltung zu bringen, sich dem letzteren zu unterwerfen keinen Anstand nimmt, ist eine Erfahrung, die zu machen der neuesten Zeit vorbehalten blieb. Zwar hat es zu allen Zeiten, auch in der Entwicklung der Künste, gewisse Strömungen und Sonderrichtungen gegeben; aber ihre Quelle lag stets in dem besonderen Charakter der allgemeinen Culturentwickelung der betreffenden Zeit, und deshalb standen sie mit den socialen, politischen und religiösen Anschauungen der Nationen

Digitized by Google

im innigsten Zusammenhange und in steter Wechselwirkung. So war im alten Orientalismus die Architektur Hauptkunst, weil die altorientalische Grundanschauung so wesentlich architektonischer Natur war, daß auch die übrigen Künste in ihrer Formgestaltung dadurch bestimmt wurden; aus demselben Grunde war im Hellenismus die Plastik, im Christianismus die Malerei Hauptkunst. Selbst innerhalb jeder dieser großen Hauptepochen zeigen sich solche Sonderrichtungen; in der nachantiken Malerei z. B. darin, daß sie Anfangs nur religiöse oder richtiger kirchliche Kunst war, bis in der Renaissance, durch die Befreiung der künstlerischen Anschauung von dem Zwange des kirchlichen Dogmas, allmälig die Historienmalerei, sodann die Landschaft, das Genre und die Stilllebenmalerei sich entwickelten. Aber alle diese Sonderrichtungen hatten mit dem Zufall der Modelaune nichts zu thun, sondern beruhten auf einer inneren historischen Nothwendigkeit.

Heutzutage ist dies wesentlich anders geworden. Man kann sich der Reflexion nicht erwehren, daß sich die Künste — es ist hier zunächst nur von den sogenannten „bildenden" die Rede — in gewisser Hinsicht überlebt haben; überlebt insofern, als zwar immer gebaut, gebildhauert und gemalt werden wird, ohne daß indeß diese Kunstthätigkeiten mit der sonstigen culturellen Entwicklung der Gegenwart in ähnlichem inneren organischen Zusammenhange stehen, wie dies in früheren Zeiten der Fall war. Die heutige Kunst lebt von der Vergangenheit. In der Architektur z. B. hat die neuere Zeit nur darum zwei neue Stilformen, nämlich die Eisen- und Glasconstruction für Eisenbahnhallen und Ausstellungspaläste, schaffen können, weil es früher weder Eisenbahnen noch Ausstellungen gab; alle übrigen Formen müssen, sei es rein oder gemischt, der Vergangenheit entlehnt werden, d. h. es wird entweder im antiken oder im gothischen, im Renaissance- oder im Zopfstil u. s. f. gebaut, wenn man nicht einem stillosen, aber gefälligen Eklekticismus den Vorzug gibt. Daß die Plastik nicht über die antike Schönheitsform hinausgehen kann, ohne in genremäßigen Naturalismus zu verfallen, der nichts Anderes bedeutet als Trivialisirung, d. h. die Vernichtung des plastischen Ideals, bedarf keines besonderen Nachweises. Dasselbe gilt auch von der Malerei; ihre Motivgebiete sind längst durchlaufen: so ist sie auf den Cultus der Technik beschränkt, und hierin leistet sie unzweifelhaft Bedeutendes. Ersetzt aber dieser Fortschritt im Technischen den Mangel an ideellem Gehalt, an innerer Wahrheit und objectiver Nothwendigkeit?

Es ist daher erklärlich, wenn die Kunst, in der unbewußten Erkenntniß der Unmöglichkeit, originale, noch nicht erschöpfte Motivsphären zu entdecken, nach Allem greift, was durch den Reiz des Ungewöhnlichen und Neuen das erschlaffende Interesse des Publicums wiederzubeleben verspricht; hiemit aber unterwirft sie sich demselben Kriterium, welches auch die Modelaune bedingt: nicht die innere Wahrheit und einfache Schönheit, sondern das Auffallende, Ueberraschende, noch nicht Dagewesene, mit anderen Worten der Effect ist das Gesetz, dem sie beide gehorchen. Daß bei dieser Tendenz auf die äußerliche Wirkung es ohne die gröbsten Mißgriffe in der Wahl der Motive, sowie in der Behandlung der Darstellungsmittel nicht abgehen kann, liegt auf der Hand. Einen der auffallendsten Beläge hiefür bietet die mehr und mehr sich geltend machende Neigung, die Darstellungsmittel verschiedener Künste zu einer angeblich höheren Gesammtwirkung zu verbinden. Selbstverständlich sind hiemit nicht jene Verbindungen gemeint, in denen die eine Kunst, als herrschende, sich einer andern zu ornamentalen Zwecken bedient, z. B. wenn die Wände eines Bauwerks mit Wandgemälden geschmückt oder wenn eine Denkmalsstatue auf ein architektonisch gegliedertes Piedestal gestellt wird, oder eine Colossalbüste außerdem durch architektonische Umrahmung einen ästhetisch wohlthuenden Abschluß erhält, sondern es ist jene unkünstlerische Verbindung gleichwerthiger, aber differenter Darstellungsmittel gemeint, wodurch nach der Ansicht Richard Wagner's die Künste „aus ihrer egoistischen Vereinzelung" erlöst werden sollen. Zu diesen ästhetischen Verirrungen gehört in erster Linie die seit einigen Jahren im Zunehmen begriffene Tendenz, Plastik und Malerei in der Art mit einander zu verbinden, daß dadurch eine der Naturillusion sich nähernde Wirkung erzielt wird; sei es, daß ein großes Gemälde, wie in den modernen Panoramen, mit einem plastischen Vordergrund ausgestattet oder daß umgekehrt ein plastisches Werk, etwa eine Statue oder Büste, ähnlich wie die Schaustücke der Panoptiken, in Naturfarben gemalt erscheint.

Von einer verständnißlosen Kritik, die leider auch unter den Künstlern mehr und mehr Anhänger gewinnt, wird diese Tendenz als „ein Streben nach gesundem Realismus" bezeichnet; vom ästhetischen Gesichtspunkt dagegen — und dieser ist doch wohl überall, wo es sich um echt künstlerische Wirkung handelt, der allein maßgebende — ist sie als ein Streben nach durchaus ungesundem Materialismus, nach prosaischer Trivialisirung, nach Herabziehung der Kunstwirkung in die Sphäre der gemeinen Wirklichkeit zu kennzeichnen. Denn die Kunst bietet entweder viel mehr als die Natur, oder sie bietet viel weniger; letzteres stets, wenn sie als ihr höchstes Ziel die Erreichung einer möglichst sinnfälligen Naturillusion betrachtet. Dies etwas näher zu motiviren dürfte, jener trivialisirenden Tendenz gegenüber, um so nothwendiger sein, als neuerdings selbst Männer von Fach, beispielsweise der Director der königlich sächsischen Antiken- und Abgußsammlungen zu Dresden, Prof. Dr. Georg Treu, in öffentlichen Vorträgen für die polychrome Plastik, d. h. für die Bemalung der Statuen in Naturfarben, eingetreten sind.*)

Welche von den beiden Verbindungen der Malerei mit der Plastik — abgesehen von der mehr oder weniger großen technischen Meisterschaft in der Durchführung der betreffenden Werke, welche bei dieser Frage gar nicht in Betracht kommt —, ob die mit einem plastischen Vordergrund ausgeschmückten Gemälde oder aber die in Naturfarben ausgeführten Statuen, den geringeren ästhetischen Werth besitzen, könnte fraglich sein, wenn die beiden Künste als solche eine gleich concrete Bedeutung hätten, was, wie leicht zu zeigen, keineswegs der Fall ist. Denn obgleich die Sculptur von einem oberflächlichen Gesichtspunkt aus für concreter gehalten werden könnte, weil sie die Darstellung der vollen Körperlichkeit vor der Malerei voraus hat, so beruht diese Ansicht doch schon deshalb auf einem Grundirrthum, weil das plastische Werk nicht für den Tastsinn, sondern, ebenso wie das Gemälde, für das Auge da ist. Für das Auge aber existiren zunächst nur Farben- und, erst dann als Consequenz davon, d. h. durch Abstraction von der Farbigkeit im specifischen Sinne, Formenunterschiede. Daher ist die Malerei die concretere Kunst und als solche auf die Darstellung von Ideen, die der realen oder wenigstens (wie in der religiösen Malerei) als real vorgestellten Welt angehören, angewiesen, während gegentheils die Plastik, eben ihrer Farblosigkeit wegen, in viel höherem Grade geeignet ist zur Darstellung oder richtiger Versinnbildlichung von abstracten, d. h. aus der Sphäre des zeitlichen Werdens losgelösten Idealvorstellungen. Einen augenfälligen Belag für die abstractere Bedeutung der Plastik liefert das ihr und der Malerei gemeinsame Gebiet der Portraitdarstellung hinsichtlich ihrer verschiedenen Behandlung. Gegenüber den für die Wiedergabe der realen Erscheinung des Originals höchst wirksamen Darstellungsmitteln, welche der Malerei im Colorit, namentlich im Incarnat, sowie in der Wiedergabe des Ausdrucks, des Glanzes und der Richtung des Blicks — um nur diese Momente zu erwähnen — zu Gebote stehen, ist die Plastik lediglich auf die Wiedergabe der charakteristischen Form beschränkt und gerade dadurch nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zu einer mehr abstracten oder, um den Ausdruck zu brauchen, monumentalen Auffassung des Originals. Man stelle sich nur umgekehrt ein im Stil der Monumentalbüste gemaltes Bildniß, etwa mit abgeschnittenen Schultern auf einen Sockel gestellt, dar und man wird über den tiefen, in der Natur der beiden Künste selbst begründeten Unterschied

*) Der Vortrag des Herrn Treu, welchen derselbe in Dresden und in Leipzig gehalten hat, erschien gedruckt unter dem Titel: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" — eine Frage, die er dahin beantwortet, daß er die ganze Zukunft und die höhere Entwickelung der modernen Plastik davon abhängig macht, daß die Bildhauer sich dazu entschließen, ihre Werke in Naturfarben zu bemalen!

Digitized by Google

zwischen ihnen nicht zweifelhaft sein. Hierin liegt auch der Grund, warum die Plastik, wenn sie sich zu weit in das realistische Darstellungsgebiet verirrt, ebensosehr mit ihrem wahren Wesen in Widerspruch geräth, wie umgekehrt die Malerei, wenn sie sich auf die Darstellung allzu abstracter Vorstellungen, wie beispielsweise in der allegorischen Malerei, einläßt. Das niedere Genre, das Stillleben, das Fruchtstück u. s. w., Gebiete, welche für die Malerei die dankbarsten Motive darbieten, sind daher der Plastik entweder überhaupt versagt, oder aber letztere verfällt, wenn sie sich derselben bemächtigt, in eine Sphäre der allertrivialsten Naturwirklichkeit, wo von Kunstschönheit im höheren Sinne des Worts überhaupt nicht mehr die Rede sein kann.

Nach diesen principiellen und daher nothwendigen Vorbemerkungen wollen wir nun, unter Heranziehung einiger Beispiele, die beiden Arten der Verbindungen der Malerei mit der Plastik etwas näher ins Auge fassen, wobei sich denn auch ergeben wird, welche von ihnen als die ästhetisch verwerflichste zu betrachten ist.

Was zunächst die modernen Panoramen, d. h. die Verbindung eines Gemäldes mit plastisch behandeltem Vor bezw. Mittelgrund, betrifft, welche seit dem französischen Kriege, namentlich zur möglichst „naturwahren" Darstellung berühmter Schlachten, in Aufnahme gekommen sind, so bestehen dieselben wesentlich in einem colossalen, auf einen entfernten Standpunkt berechneten Hintergrundgemälde, an welches sich nach dem Vordergrunde zu ein nicht ganz horizontales, nämlich nach vorn sich neigendes zweites Terraingemälde anschließt, auf welchem körperliche Gegenstände, wie künstliche Felsen, Beutestücke (Tornister, Waffen u. dergl.), zerschossene Lafetten, Protzkasten, Pferdecadaver (natürlich ausgestopft), ja wohl gar mit Uniformstücken bekleidete Puppen u. s. f. angebracht sind, lediglich zu dem Zweck, einen möglichst starken Eindruck von Naturwirklichkeit hervorzubringen. Wäre es möglich, die ganze Scenerie, d. h. die im Mittelgrunde kämpfenden Soldaten, durch irgend einen Mechanismus in wirkliche Bewegung zu versetzen, wirklichen Pulverdampf aufsteigen und wirklichen Kanonendonner hören zu lassen, dann wäre zwar die beabsichtigte Illusionswirkung in noch höherem Grade erreicht, zugleich aber dürfte dann das Ganze auch dem blödesten Auge als Das erscheinen, was es auch ohne solchen Bewegungsapparat, nur unvollkommener ist: als eine ins Große getriebene Spielerei. — Daß man übrigens heutzutage auf einen solchen Bewegungsapparat nicht immer verzichtet, dafür lieferte eine vor einiger Zeit in Wien eröffnete und von dortigen Blättern höchlichst bewunderte Ausstellung, welche in ziemlich großem Maßstabe die „blaue Grotte auf Capri" in „plastisch-malerischer Darstellung" zur Anschauung brachte, einen merkwürdigen Belag. Dieselbe war von den Decorationsmalern Burghardt und Brioschi ausgeführt und zeigte unter Anderem eine in Naturfarben gemalte horizontale Leinwandfläche als blaues Wasser, worauf im Vordergrunde ein wirklicher Kahn in natürlicher Größe lag, mit einer als Schiffer gekleideten Figur darin, die durch einen künstlichen Mechanismus das Ruder bewegte, wodurch die gemalte Wasserfläche selbst sich in Bewegung setzte, um den Schein der Wellenströmung zu erzeugen! — Uebrigens sind solche plastisch-vervollkommneten (?) Malereien keineswegs eine neue Erfindung. Im Artushofe zu Danzig befindet (oder befand sich wenigstens in den 50er Jahren) ein großes Jagdgemälde, welches eine von einem polnischen König oder pommerschen Herzog angestellte Hirschhetze in lebensgroßen Figuren darstellte, worauf der von dem hohen Herrn erlegte Hirsch, ein großer Achtzehnender, porträtirt war. Diesem gemalten Hirschporträt war, um das Ganze recht „naturwahr" zu machen, das colossale Geweih des erlegten Wildes aufgesetzt, daß nun aus dem Gemälde in seltsamer Plastik herausragte. Der naiven Anschauung früherer Zeit mag man derartige Barbarismen zu Gute halten; wenn aber in unserer, bekanntlich auch nach der ästhetischen Seite hin, so hochgebildeten Gegenwart Aehnliches nicht nur fabricirt, sondern auch als Kunstwerk bewundert wird, und man bedenkt, daß sich Künstler von unzweifelhaftem Talent zu solcher Fabrication hergeben, dann möchte man wirklich an dem nothwendigen Fortschritt in der modernen Culturentwickelung verzweifeln.

Hinsichtlich der zweiten Art einer Verbindung der Malerei mit der Sculptur, welche mit dem vieldeutigen Ausdruck „polychrome Plastik" bezeichnet zu werden pflegt, ist zunächst darauf hinzuweisen, daß auch diese Frage keineswegs erst in der Gegenwart aufgeworfen ist, nur mit dem Unterschiede, daß man sie früher wesentlich historisch behandelte, d. h. das Vorkommen von Malerei an antiken Werken der Plastik und namentlich der Architektur nachzuweisen, aber höchstens die ästhetische Berechtigung derselben für jene Zeit zu begründen versuchte. Dahin gehört als eine der frühesten und vorurtheilsfreiesten Schriften die in dem Danziger Gymnasialprogramm von 1826 abgedruckte Abhandlung „Ueber Farbenanstrich und Farbigkeit plastischer Bildwerke bei den Alten" von Prof. Schöler; ferner gehören dahin die Schriften Semper's, namentlich die „über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" vom Jahre 1834, besonders aber Kugler's epochemachende Abhandlung „Ueber die Polychromie der Architektur und Sculptur" (1835), worin zum ersten Male vom rein ästhetischen Standpunkt aus die unbedingte Berechtigung der polychromen Plastik mit zwingenden Gründen bestritten wurde. Mit Recht wies der Begründer der modernen Kunstgeschichte — dies Wort in seiner höheren, philosophischen Bedeutung gefaßt — darauf hin, daß die absolute Bedeutung der antiken Kunst nicht in dem einseitigen Sinne verstanden werden dürfe, als ob nun Alles, was die Antike geschaffen, jedes Detail der technischen Behandlung u. s. f., bloß deshalb, weil es „antik" sei, als Muster und unbedingtes Vorbild für die späteren Kunstbestrebungen und insbesondere für die Gegenwart zu gelten habe, indem er zeigte, daß Vieles, ja vielleicht der größte Theil der antiken Plastik durch die anderweitigen culturellen, besonders religiösen, Anschauungen, aus denen es hervorgegangen, bedingt und dadurch allerdings als berechtigt, aber nur relativ, nicht aber absolut berechtigt zu betrachten sei.

In der That ist die Frage der polychromen Plastik eine wesentlich, ja ausschließlich ästhetische, sobald es sich um eine Entscheidung darüber handelt, ob, gleichviel in welchem Umfang, die Mitwirkung von Färbung bei der Plastik als ein Fortschritt in der Kunstentwickelung zu betrachten und deshalb den Bildhauern der Gegenwart zu empfehlen sei, wie der obenerwähnte Verfasser der Broschüre: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" zu thun keinen Anstand nimmt. Ehe wir die Frage von jenem allein maßgebenden Standpunkt aus betrachten, haben wir noch zwei kurze Vorbemerkungen zu machen, welche einerseits die technische, andererseits die historische Seite derselben betreffen.

In ersterer Hinsicht ist darauf hinzuweisen, daß der Ausdruck „polychrome Plastik", wie schon oben bemerkt, ein sehr vieldeutiger ist, insofern einestheils zwischen der lediglich ornamentalen Hinzuthat von zwei einfachen Farben, z. B. bei Gewandsäumen u. dergl. bis zu der völligen Bemalung in Naturfarben, selbst im Incarnat, in der Farbe des Haars, der Augen u. s. f. bei Porträtstatuen und Büsten, eine lange Reihe von Zwischenstufen existiren, die ästhetisch von sehr verschiedenem Werth sind, während anderntheils auch ein Unterschied zu machen ist zwischen wirklicher Färbung, d. h. Anpinselung mit Pigmenten, und der Verwerthung der Naturfarbe verschiedener Materialien. Letzterer Unterschied fällt indeß nur dann ins Gewicht, wenn durch die erstere Manier die Textur des natürlichen Materials, z. B. die Transparenz des Marmors, verändert oder verdeckt erscheint. Im Uebrigen ist es gleichgiltig, ob die Naturfärbung durch Anmalung, Imprägnirung u. s. f. oder durch absichtliche Auswahl und Zusammensetzung solcher Materialien, deren natürliche Farben die Naturfarbe des darzustellenden Gegenstandes copiren, erreicht wird. Ein interessantes Beispiel letzterer Manier befand sich auf der Berliner Kunstausstellung von 1870, nämlich eine lebensgroße „Othellobüste" vom Italiener Calvi, welche das Entzücken des großen Publicums erregte. Man denke sich ein Mohrengesicht von schwarzer Bronce, welches aus einem den Kopf umhüllenden Burnus von weißem Marmor herausstarrt; aus den Falten des Burnus hervorragend einen

Digitized by Google

Arm in grün broncirtem gestickten Jackenärmel, aus welchem wieder eine schwarze Hand sich hervorstreckt, die ein sehr sauber gesticktes Taschentuch (der Desdemona) von weißem Marmor hält. Um das Fratzenhafte dieses Naturalismus bis zum Eindruck des Gespenstigen zu treiben, stierte dieser Othello auf das Taschentuch mit Augen, deren Iris schwarz inmitten des weißen Augapfels mit erhabenstehendem und blankpolirtem Lichtpunkt erschien! — Hier war also nichts angemalt, sondern die sämmtlichen Materialien, aus denen dies, übrigens formal bedeutende, Kunststück der plastischen Polychromie zusammengesetzt war, wirkten durch ihre natürliche Farbe — und dennoch: ein kleiner Schritt weiter und wir stehen vor dem Panopticon mit seiner gespenstigen Naturwahrheit.

Was die historische Seite der Frage betrifft, so ist, abgesehen von dem principiellen Protest gegen das Ansinnen, die Polychromie auf die heutige Plastik in Anwendung zu bringen, weil angeblich die alten Griechen ihre Statuen bemalt haben, vor Allem zu constatiren, daß gerade die Geschichte der hellenischen Plastik den Beweis liefert, daß die Neigung nach äußerer Pracht und bunter Mannigfaltigkeit — eine Neigung, die übrigens, als eine Reminiscenz des Orients, sich weniger im eigentlichen Hellas als in Kleinasien geltend machte — und, im Zusammenhange damit, die Bemalung von Werken der Plastik um so mehr in Abnahme kam, je reiner sich die hellenische Kunstanschauung im Laufe der Zeit entwickelte. Selbst der für die plastische Polychromie fanatisch begeisterte Verfasser der oben citirten Schrift ist genöthigt, einzugestehen, daß „in der Blüthezeit der griechischen Kunst sich die plastische Farbengebung zu lichter Gesammtwirkung und zartester Harmonie mildert", ja daß „gegen Ende der Entwickelung der Gebrauch der Farbe innerhalb der Plastik eher ab- als zunimmt". Wie Herr Treu trotzdem in der naturwahren Bemalung der Statuen einen zu erstrebenden Fortschritt der modernen Sculptur zu erblicken vermag, da gerade die Geschichte der hellenischen Plastik das Gegentheil beweist, ist völlig unerfindlich. Uebrigens ist die polychrome Plastik der Hellenen in der Blüthezeit der griechischen Kunst (abgesehen natürlich von denjenigen Werken, welche, wie die colossalen chryselephantinen Götterbilder des Phidias auf der Akropolis in Athen und in Olympia, speciellen Cultuszwecken dienten) überhaupt sehr problematischer Natur. Denn selbst die spärlichen Reste von Bemalung an antiken Statuen finden sich entweder nur an solchen Arbeiten, die zur Ornamentirung von Bauwerken dienten, also wesentlich decorativer Art waren, oder beschränkten sich fast immer nur auf Aeußerlichkeiten, wie Gewandsäume und dergl.; gewiß ist, daß keine einzige, als selbstständiges Kunstwerk zu betrachtende Statue oder Büste aus der eigentlichen Blüthezeit der Antike nachzuweisen ist, die in Naturfarben angemalt gewesen wäre. Was aber die Colossalgestalten aus Gold und Elfenbein betrifft, so können diese ebensowenig als Belag für die classische Bedeutung der antiken Polychromie Geltung beanspruchen, wie die bemalten und mit Perlen, goldenen Kronen u. s. f. geschmückten Standbilder des mittelalterlichen Madonnencultus eine Norm für die Behandlung der modernen Sculptur abgeben dürfen.

Betrachten wir nunmehr die Frage von dem, wenigstens für die moderne Plastik, allein maßgebenden ästhetischen Gesichtspunkt; maßgebend selbst dann, wenn die antiken Bildhauer — was, wie gesagt, keineswegs der Fall — wirklich ihre als selbstständige Kunstwerke behandelten Statuen und Büsten bemalt hätten. Denn man mag die Antike hinsichtlich der rein formalen Schönheit ihrer Bildwerke noch so hoch stellen und noch so sehr bewundern, in einem Punkte wird sie doch von der späteren Kunstentwickelung übertroffen, nämlich in der Empfindung für die Innigkeit und Seelenhaftigkeit des Ausdrucks, welche selbst den formal unschönsten Christus-, Madonnen- und Märtyrerdarstellungen des Mittelalters, geschweige denn den Meisterwerken der Renaissance einen so hohen, rein geistigen Reiz verleiht. Sieht sich doch einer der gewiegtesten Kenner und Bewunderer der Antike, Anselm Feuerbach, in seiner gediegenen Schrift „Ueber den vaticanischen Apollo" zu dem Eingeständniß genöthigt, daß die griechischen Göttergestalten den Eindruck der „Blutleere und Seelenlosigkeit" hervorbringen.

Die Beantwortung der Frage nach der ästhetischen Berechtigung der polychromen Plastik hat nun aber nothwendig auf den fundamentalen Unterschied zwischen Plastik und Malerei überhaupt, d. h. auf den Unterschied der Elemente der plastischen von denen der malerischen Wirkung zurückzugreifen, um zu einem unzweifelhaften Resultat zu gelangen. Geschieht dies nicht, so hat alles Discutiren darüber lediglich den Werth schönrednerischer Phrasenmacherei, die zu keiner Entscheidung führt, weil Alles dem subjectiven Belieben oder, wie man zu sagen pflegt, dem „Geschmack" anheimgegeben wird.

Es wurde bereits bei den Bemerkungen über die plastisch behandelten Panoramen darauf hingewiesen, daß die specifisch künstlerische Wirkung der beiden Künste in dem Gegensatz von Form und Farbe besteht, und daß dieser Gegensatz die abstractere, d. h. ästhetisch gefaßt: idealere Bedeutung der Plastik gegenüber der Malerei begründet. In der That ist die letztere als reine (unplastische) Flächendarstellung, indem sie durch die Farbendifferenzen (Licht- und Schattenwirkungen) nur den künstlerischen Schein der Form erzeugt, während sie das, was das Auge allein als wirklich von der Außenwelt empfängt, nämlich die Farbe, ebenfalls als wirklich wiedergibt, darum in höherem Grade als die Plastik geeignet zur Darstellung der Erscheinungen des realen Lebens, während umgekehrt die Plastik, indem sie von diesem in der Farbenwirkung sich concentrirenden Schein realen Lebens abstrahirt, nur dann ihren idealen Charakter zu conserviren vermag, wenn sie nicht durch Hinzuthat von Färbung, und sei diese noch so leichter Art, verunreinigt und ins Triviale herabgezogen wird; und zwar geschieht letzteres in demselben Grade, in welchem eine naturalistische Wirkung erreicht wird. Aber während die oben betrachtete Verbindung von Malerei und Plastik, wie sie in den Panoramen erzielt wird, nur als eine mehr oder weniger großartige Spielerei bezeichnet wurde, steht hier, bei der polychromen Plastik, die Sache viel schlimmer, weil die Hinzuthat von Farbe zur wirklichen Form, wenigstens wenn sie bis zum Extrem der Bemalung in Naturfarben fortgeht, nothwendig den Eindruck des Gespenstigen hervorrufen muß; und zwar gründet sich dieser Eindruck auf den Widerspruch zwischen der beabsichtigten Wirkung natürlicher Lebendigkeit mit der thatsächlichen Unlebendigkeit. Wenn schon der Anblick einer Leiche immer etwas Unheimliches hat, das nur durch die Todtenfarbe und die geschlossenen Augen zu ehrfurchtgebietendem Ernst gemildert wird, so steigert sich diese Unheimlichkeit nothwendig bis zum Grausigen, wo diese Milderungselemente fehlen, d. h. wenn ein an sich todtes Scheinleben uns mit der starren Maske realer Lebendigkeit anstiert. Wenn daher die Verfechter der polychromen Plastik, wie beispielweise Herr Treu, auf die in Naturfarben bemalten und glasirten Porträtbüsten in gebranntem Thon der „schönsinnigen" della Robbia's als nachahmungswerthe Beispiele hinweisen, so ist dagegen zu sagen, daß kein Mensch von unbefangener Empfindung, geschweige denn von ästhetischer Bildung, so hoch er jene Werke hinsichtlich ihrer technischen Meisterschaft, namentlich für jene Zeit, stellen mag, die Behauptung wagen kann, daß jene Büsten einen anderen als einen widerlich naturwahren, d. h. eben gespenstigen Eindruck machen. Denn wenn es überhaupt ein ästhetisches Gesetz von unbedingter Geltungskraft gibt, so ist es dies, daß das echte Kunstwerk niemals statt des reinen künstlerischen Scheins die Wirkung einer materiellen Naturillusion erstreben darf, weil hiermit der künstlerische Standpunkt überhaupt verlassen wird, um an dessen Stelle, wie es durch die in Naturfarben gemalten Wachs und Thonbüsten geschieht, die platte Nachahmung des gemeinen Lebens, aber ohne dessen organische Naturlebendigkeit, zu setzen. Jene sophistische Phrase, das Streben nach Polychromie in der Plastik stamme aus dem „berechtigten Bedürfniß, dem kalten Marmor durch Hinzuthat naturwahrer Färbung ein mehr sinnliches Leben und größere Naturwahrheit zu verleihen", beweist daher nichts als den Mangel an wahrer Empfindung für Das, was der Plastik ihren eigent-

Digitized by Google

lichen Charakter verleiht, nämlich die Idealität der reinen, d. h. farblosen Form.

Selbst der ethische Gesichtspunkt, der übrigens hier nothwendig mit dem ästhetischen zusammenfällt, liefert für jeden Unbefangenen unabweisbare Beläge für unsere Ansicht durch die wesentlich verschiedene Stellung, welche die beiden Künste gegenüber der Darstellung des Nackten einnehmen. Die Plastik hat nur darum ein größeres Anrecht auf die Darstellung des schönen nackten Menschenkörpers, weil und insofern die reine Form unsinnlicherer, d. h. eben idealerer Natur ist als die Farbe. Wollte man daher das Colorit, welches der Malerei für die Flächendarstellung des Nackten bis zu einem gewissen Grade, nämlich wenn es sich nicht um Idealgestalten, wie die antiken Götter und Göttinnen, sondern um Erscheinungen des wirklichen Lebens handelt, zusteht, auf die plastische Gestaltung übertragen, d. h. die plastischen Idealgestalten, z. B. eine Venus oder einen Apollo, in Naturfarben bemalen, so würde dadurch nothwendig ein nicht bloß ästhetisch, sondern auch ethisch durchaus widerwärtiger Eindruck hervorgerufen werden; ein Eindruck, welcher der reinen, d. h. farblosen Plastik völlig fremd ist; abermals ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die reine Form viel unsinnlicher und daher auch die Sinnlichkeit weniger reizender ist als die Farbe. — Welche Thorheit, ja ästhetische Barbarei liegt daher in der Forderung, daß die modernen Bildhauer, um angeblich ihren Werken eine „größere Naturwahrheit" (als ob diese das Höchste in der Kunst wäre!) zu verleihen, ihre Statuen und Büsten in Naturfarben bemalen, d. h. der edlen Kunst der Plastik gerade Das rauben sollen, wodurch sie allein in höherem Sinne des Worts „Kunst" wird, nämlich die Idealität der reinen Formgestaltung.

Man könnte nun vielleicht, ohne bis zu jenem Extrem der naturwahren Bemalung fortzugehen, mit einem Anschein von Berechtigung behaupten, daß die nicht abzuleugnende Kälte des weißen Marmors — aber diese entspricht gerade der abstracten Idealität der reinen Form — in Etwas gemildert werden dürfte durch Imprägnirung mit einem leicht gelblichen oder rosigen Ton, ja daß man sogar, ohne dem Eindruck der Idealität wesentlichen Abbruch zu thun, für die verschiedenen Theile einer Statue einen leichten Unterschied in der Tönung, z. B. für die bekleideten Theile, auch für die Haare u. s. f. einen etwas tieferen Ton als für die nackten Theile in Anwendung bringen könnte. Der erstere Modus kommt hier, wo es sich um Polychromie, d. h. um Mehrfarbigkeit, handelt, eigentlich nicht in Frage; gleichwohl ist zu sagen, daß immerhin diejenige Färbung, welche der Farblosigkeit am nächsten kommt, wie beim weißen transparenten Marmor, das würdigere, weil der Idealität der Plastik entsprechendste Darstellungsmittel ist: schon die undurchsichtige Milchweiße des Gyps steht weit hinter dem reinen weißen oder eigentlich (seiner Transparenz wegen) farblosen Marmor zurück; ebenso Thon, Bronce, Holz u. s. f. Was aber den zweiten Modus, nämlich die vom Naturcolorit abstrahirende Mehrtönigkeit, betrifft, so ist dieselbe zwar nicht in demselben Maße verwerflich wie die Bemalung in Naturfarben, immerhin aber entzieht sie der reinen plastischen Wirkung um so mehr an Kraft und Schönheit, als einerseits die Tönungen selbst an Farbigkeit überhaupt, andererseits die Unterschiede zwischen ihnen an Wirkungskraft gewinnen.

In Summa: Malerei und Plastik dürfen sich, insofern sie überhaupt auf eine ihrem wahren Wesen, dort farbige Flächendarstellung, hier farblose Formgestaltung, entsprechende reine Kunstwirkung Anspruch erheben, unter keinen Umständen mit einander zu dem Zweck verbinden, durch solche Verbindung eine größere Naturwahrheit zu erzielen, weil die Elemente, wodurch sie den künstlerischen Schein — und in diesem Schein beruht eben ihre Wahrheit — bewirken, völlig entgegengesetzter Natur sind. Geschieht es dennoch, so sinkt die Malerei, wie bemerkt, auf das Niveau der Spielwaare, die Plastik auf das der Wachsfigurencabinete und Atrappenfabrication herab.

Machiavelli als Komödiendichter.

Von Georg Ellinger.

Durch den dritten Band des neuesten Werkes über Machiavelli von Pasquale Villari ist die Aufmerksamkeit auf Machiavelli's dichterische Thätigkeit wieder lebhaft gelenkt worden. In der That ist es auch von höchstem Interesse, die Blicke auf diesen Theil des Schaffens des großen Mannes zu richten, da derselbe sowohl zu der Charakteristik seiner Persönlichkeit, als auch zur Erkenntniß der Sitten oder Unsitten seiner Zeit nicht wenig beiträgt. Uns erscheint es fremdartig und eigenthümlich, daß ein so ernsten Studien zugewandter Mann wie Machiavelli solche zügellosen Lustspiele schreiben konnte; aber Machiavelli war keineswegs der Einzige, bei dem uns dieser auffallende Gegensatz entgegentritt: hat doch auch Giordano Bruno, der tiefsinnige Philosoph, der als Märtyrer seiner Ueberzeugung schließlich auf dem Scheiterhaufen sein Leben aushauchte, Komödien veröffentlicht, die an cynischer Frechheit und Frivolität den anderen Stücken seiner Zeitgenossen nichts nachgeben.

Im 15. und 16. Jahrhundert ist fast überall der Zug zum Drama zu spüren; in England, in Spanien, in Deutschland und in Italien bemerken wir einen starken dramatischen Trieb, eine Hinwendung zur dramatischen Form. In den beiden erstgenannten Ländern weckt dieser Trieb eine überaus reiche Kunstblüthe, welche um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht und in der die beiden größten dramatischen Dichter der Epoche den beiden großen Principen, welche sich in dieser Zeit feindlich gegenüberstehen, ihren künstlerischen Ausdruck geben: Shakespeare ist der Dichter des Protestantismus, Calderon der Dichter der katholischen Reaction. Eine gleiche Kunstblüthe wie in Spanien und England vermochte dieser dramatische Zug in Deutschland so wenig wie in Italien zu schaffen. So viel Schönes und Packendes man auch in der deutschen dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts finden kann, so begründet Scherer's Ansicht ist, daß um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts alle Elemente für einen deutschen Shakespeare gegeben waren und die Entwickelung des deutschen Dramas zur Vollendung hin nur durch den dreißigjährigen Krieg aufgehalten wurde, — uns stößt die rohe Form ab und kaum ein Anderer als der Literarhistoriker wendet sich diesem reichen Material zu. Nicht ganz dasselbe Verhältniß nehmen wir dem italienischen Drama des 16. Jahrhunderts gegenüber ein; einzelne Stücke desselben, wie Tasso's anmuthiges und zartes Schäferspiel Aminta, wird auch der Moderne immer mit großem Vergnügen lesen. Aber von der reichen Zahl der Trauerspiele und Komödien weiß heute fast auch nur noch der Literarhistoriker. Und doch bildet zumal die italienische Komödienliteratur des 16. Jahrhunderts eine unerschöpflich reiche Fundgrube für culturhistorische Studien, da die Grundsätze, welche damals Sitte und öffentliches Leben beherrschten und erfüllten, kaum irgendwo anders mit solcher Unbefangenheit ausgesprochen sind. — Man unterscheidet gewöhnlich zwei Gattungen in dem italienischen Lustspiele, die sogenannte Commedia dell'arte, eine Art Volksdrama, das meist improvisirt, und die Commedia erudita, die gelehrte Komödie, die kunstvoll ausgearbeitet wurde.*) Zu der letzteren Gattung gehören die Lustspiele des Machiavelli. Man muß sich nun von dieser gelehrten Komödie keine allzu erhabene Vorstellung machen. Es ist kaum zu glauben, welche entsetzliche Frivolität und erschreckende Gemeinheit sich in ihr breit machte. Welcher Schmutz, welche bodenlose Gemeinheit ist da aufgehäuft worden von den Lustspielen des Cardinals Bibbiena an bis herunter auf Pietro Aretino, diesen nichtswürdigen Menschen, der so recht ein Vorbild ist für die Schmutz-

*) Auch andere Eintheilungen kann man in dieser Komödienliteratur vornehmen: 1. die kunstmäßige Komödie, die wieder verschiedene Unterabtheilungen hat. (Commedia erudita.) 2. die Maskencomödie. 3. die improvisirte Komödie. (Commedia dell'arte.)

Digitized by Google

journalisten unserer Tage — ein Mensch von Geist und Witz, aber von einem gemeinen und niederträchtigen Charakter, den aber trotz seiner Verworfenheit die ganze damalige vornehme Welt Italiens — die Besten, wie z. B. Vittoria Colonna und Ariost, mit eingeschlossen — mit Schmeicheleien überhäufte, weil Niemand unter ihnen sicher war, ob nicht dieser Mensch nächstens mit einem Schmach- und Scandalartikelchen ihm das Messer an die Kehle setzen würde.

Machiavelli hat vier Komödien geschrieben; drei von ihnen sind verhältnißmäßig unbekannt geblieben, während die vierte, La Mandragola, immer und immer wieder besprochen und erörtert worden ist. Dieses Lustspiel soll uns zuletzt und etwas ausführlicher als die drei andern beschäftigen, weil es sie allerdings an Bedeutung weit überragt und weil es eine Art symbolischer Bedeutung hat. Die erste der drei Komödien heißt Clizia und ist einem Lustspiel des Plautus nachgebildet. Ihr Inhalt ist folgender: Ein alter florentinischer Bürger, Namens Nicomacco, hat durch Zufall ein fremdes kleines Mädchen ins Haus bekommen, das er erzog. Als aber das Mädchen achtzehn Jahre alt geworden, verliebt sich der Alte plötzlich in sie und will sie an seinen Diener Pirro verheirathen, um sie auf diese Weise besitzen zu können. Seine Frau Sofronia versucht seinen Plan dadurch zu durchkreuzen, daß sie das Mädchen mit Nicomacco's Factor Eustachio zu verheirathen beabsichtigt. Zum Unglück hat sich auch noch der Sohn Nicomacco's, Cleandro, in Clizia verliebt. Nach mancherlei tollen Abenteuern und Schwänken wird der Alte endlich dadurch hintergangen, daß man ihm einen verkleideten Jungen als Clizia zuführt, und die Heirath Cleandro's mit Clizia wird dadurch ermöglicht, daß der Vater der letzteren, ein reicher neapolitanischer Edelmann, zurückkommt.

Der geprellte verliebte Alte ist auch der Gegenstand des zweiten Lustspiels, das unbetitelt ist. Der alte Amerigo ist in seine Gevatterin verliebt. Das merkt seine junge Frau und in Folge dessen gibt sie dem Liebeswerben des Bruder Alberigo Gehör. Zugleich aber wird auch der Alte dadurch hinter das Licht geführt, daß ihn seine Frau an Stelle der Gevatterin erwartet und ihn wegen seiner Verliebtheit und Untreue tüchtig abkanzelt. — Eine Liebesintrigue bildet auch den Inhalt des dritten Dramas, das in Versen abgefaßt ist und ebenso wie das vorige keinen Namen trägt. Der junge Camillus ist in die Frau des Catillus, Virginia, die ihren Mann verabscheut, verliebt. Nach mancherlei Kreuz und Querzügen einigt man sich schließlich dahin, daß Camillus die Virginia und Catillus die Gemahlin des Camillus, Pamphilia, bekommt.

Aus den kurzen Inhaltsangaben wird man schon erkennen können, in welcher Sphäre diese Lustspiele sich bewegen. Ehebruch, cynische und schamlose Frivolität bilden hier wie in allen anderen „gelehrten Komödien" den springenden Punkt, um den sich die ganze Handlung bewegt. Was Form und Ausführung anbetrifft, so kann man diesen drei Comödien allzuviel Rühmendes gerade nicht nachsagen. Lose Motivirung, die Handlung schlecht verknüpft, starke Unwahrscheinlichkeiten: das sind Mängel, welche uns in diesen drei Lustspielen auf Schritt und Tritt begegnen. — Auch bei der Mandragola, der wir uns nunmehr zuwenden wollen, erscheint es zweifelhaft, ob man, was künstlerische Ausführung und dramatische Technik anlangt, in die Lobsprüche einstimmen kann, mit welchen z. B. der Geschichtsschreiber des Dramas, J. L. Klein, dieses Lustspiel so freigebig überschüttet. Der Stoff ist aus derselben Sphäre entnommen, wie diejenigen Begebenheiten, welche die Grundlagen der drei anderen Lustspiele bilden, und in den Motiven zeigen sich einige Aehnlichkeiten mit den beiden zuerst besprochenen Komödien: auch in der Mandragola handelt es sich um die Düpirung eines einfältigen Alten, der, ohne es zu merken, seine tugendhafte Frau ihrem Liebhaber in die Arme führt. Aber während die drei anderen Lustspiele für den großen Mann wahrscheinlich nur ein Spiel müßiger Stunden, während sie nur dazu bestimmt waren, zu ergötzen und zu belustigen, schuf Machiavelli in der Mandragola ein Stück, das als Tendenzlustspiel weit über die anderen harmlosen Komödien hinauswuchs und der Gesellschaft seines Zeitalters ein treues Spiegelbild jener furchtbaren Kehrseite der einseitig ästhetischen Bildung der Renaissance zeigte. Fast nirgends tritt uns die Verderbtheit der Zeit in so erschreckender Deutlichkeit entgegen, diese furchtbare Verwirrung der sittlichen Begriffe, die aus Böse Gut und aus Gut Böse machte, als aus dieser Komödie. Und nirgends ist auch die sittliche Verkommenheit der damaligen Geistlichkeit schärfer beleuchtet worden: welch eine Gestalt, dieser Pater Timoteo, der um eine Handvoll Goldes durch die nichtswürdigste Sophistik die unschuldige Frau zum Ehebruch verleiten hilft! Welche Moral predigt dieser wackere Geistliche: „Ihr habt, was das Gewissen betrifft, diesen allgemeinen Grundsatz zu beherzigen, daß, wo ein gewisses Gute und ein ungewisses Uebel ist, man nie das Gute aus Furcht vor dem Uebel unterlassen darf"; mit diesen unschuldigen Sätzen beginnt er seine Verführungsrede und endet schließlich mit dem Satz, der nicht erst durch Loyola in die Welt gekommen ist: „Ueberdies muß man in allen Dingen den Zweck im Auge haben" ... Papst Leo X. ließ sich 1516 die Komödie, in welcher die damalige Geistlichkeit so schonungslos bloßgestellt wurde, vorspielen, und Papst und Cardinäle freuten sich höchlich über ihre Ebenbilder auf der Bühne. Das war 1516, und wenn man heute das Stück liest und bedenkt, daß der Papst schmunzelnd und lächelnd der Aufführung zusah, so hat man die Empfindung: es war eine sittliche Nothwendigkeit, daß Luther wenige Zeit später sein großartiges Werk beginnen mußte.

Und in dieser Beziehung erinnert die Mandragola an ein anderes Lustspiel, das in ebenso drastischer Weise später eine welterschütternde Begebenheit verkünden sollte, indem es die Unzulänglichkeit und Verderbtheit der alten Verhältnisse aufdeckte, was aber ebensowenig wie dem Papst Leo den Vertretern jener Verhältnisse auffiel, die sich vielmehr über ihre Ebenbilder auf der Bühne höchlich amüsirten: ich meine Beaumarchais' Hochzeit des Figaro. Heutzutage liest man diese Komödie zu wenig; Mozart's überlegner Genius hat ja den Franzosen längst verdrängt; und doch — welch ein Unterschied! Der größte Componist und der größte Dichter Deutschlands haben vor allen Dingen das miteinander gemein, daß sie Beide die Sänger der Versöhnung sind. Wie Goethe aus dem Doctor Faust, den das 16. Jahrhundert dem Teufel anheimfallen ließ, ein Idealbild menschlichen Strebens und Ringens schuf, so hat Mozart das ekelhafte Spiegelbild der Sitten des ancien régime zu einem hohen Lied weiblicher Gattenliebe umgestaltet, indem er allen Zwiespalt versöhnte, Alles läuterte und veredelte. Wie anders bei Beaumarchais! Wie Machiavelli's Mandragola alle die Schäden der Gesellschaft vor der Reformation aufdeckte, so gab Beaumarchais ein getreues Bild jener ekelhaften Verhältnisse und Zustände vor der Revolution. Wie in der Mandragola Nicia den Priestern im Hinblick auf ihre ehebrecherischen Gelüste zuruft (und das ist einer der Gründe, weshalb ich mich für die Komödie vom rein künstlerischen Standpunkt nicht begeistern kann, denn einem Einfaltspinsel, wie diesem betrogenen Ehemann, darf man doch nicht solche Sentenzen in den Mund legen): „Ist es wohl recht, daß Diejenigen, die uns Muster und Vorbild sein sollten, solcher Handlungen sich schuldig machen?", so schleudert in Beaumarchais' Komödie Figaro dem Adel die berühmte Erklärung zu: „Was habt Ihr denn gethan, um solche Vorzüge zu verdienen? Ihr habt Euch die Mühe gegeben, geboren zu werden, — und weiter nichts."

Und hier - - das ist die symbolische Bedeutung, welche die Mandragola ebensowohl wie Beaumarchais' Komödie hat - sehen wir mit voller Deutlichkeit, wie die Natur sich immer neu in ihrer Reinheit wiederherstellt. Als beide Lustspiele aufgeführt wurden und Zeugniß davon ablegten, zu welcher entsetzlichen Verderbtheit es gekommen, da nahte bald eine furchtbare Erschütterung, welche diesem Wesen ein Ende machte und Raum für eine neue Entwickelung schuf. Und so hat man, wenn man die Mandragola mit dem Blick des Historikers liest, wenn man bedenkt, daß ein Jahr nach der Aufführung vor Papst Leo X. Luther seine Thesen anschlug, trotz all der widerwärtigen Verhältnisse, die uns vorgeführt werden, doch

Digitized by Google

ein erhebendes Gefühl: die frohe Ueberzeugung nämlich, daß die Welt sich immer verjüngt und erneut, und alles Häßliche, Böse und Widerwärige doch schließlich weichen und Platz machen muß dem Ewigen des Wahren, Schönen und Guten.

Ueber elektrische Theaterbeleuchtung.

Von Friedrich Renk.

Im Herbste des Jahres 1882 (16. September) wurde zum ersten Male in Deutschland und überhaupt auf dem Continente in einem elektrisch beleuchteten Theater gespielt. Es war dies ein kleines Theater für 600 Zuschauer, welches die Kgl. b. Hoftheaterintendanz gelegentlich der internationalen Elektricitätsausstellung zu München im Ausstellungsraume selbst, dem bekannten Glaspalaste, hatte errichten lassen, um darin die Verwendbarkeit der neuen Beleuchtungsart für Theater zu prüfen; im Falle des Gelingens der Versuche sollten die Kgl. Theater sofort mit elektrischem Lichte versehen werden. Das kleine behaglich und geschmackvoll ausgestattete Theater war einer der Hauptanziehungspunkte der ganzen Ausstellung, das Publicum drängte zu den Vorstellungen, deren glänzende Ausstattung und Lichteffecte außerordentlichen Beifall fanden, die Theatercasse hatte während der nur einmonatlichen Dauer der Ausstellung eine Einnahme von 11 000 Mark zu verzeichnen bei einem Einzelpreise der Plätze von 2 Mark, 1 Mark und 50 Pf. Ebenso wie das Publicum konnten aber auch die Aussteller mit den gewonnenen Resultaten zufrieden sein, nachdem während ca. 60 Vorstellungen nicht eine einzige Störung im Betriebe vorgekommen war und sich herausgestellt hatte, daß Feuersgefahr seitens der Beleuchtungsanlage nahezu ganz ausgeschlossen und das Licht (Glühlampen) leicht zu reguliren und zu allen möglichen Beleuchtungseffecten zu verwenden sei.

Es wurde denn auch sofort die Beleuchtung des Kgl. Residenztheaters mit Glühlampen angeordnet und seitens der deutschen Edisongesellschaft unter Leitung des verdienstvollen Ingenieurs Seubel in Angriff genommen; Mitte Mai 1883 konnte die erste Vorstellung bei elektrischem Lichte stattfinden, und München war stolz darauf, zuerst von allen deutschen Städten ein stabiles elektrisch beleuchtetes Theater zu besitzen. Auch im Auslande waren nur wenige Städte München zuvorgekommen; vor jenem Zeitpunkte war nur im Savoytheater in London, im Theatre du Park in Brüssel und im Brünner Stadttheater die elektrische Beleuchtung eingerichtet worden; in Amerika aber, im Geburtslande Edison's, datirt die erste elektrische Theaterbeleuchtung erst vom December 1883 (Bijoutheater in Boston).

Neun Monate lang wurde das Kgl. Residenztheater nur probeweise und provisorisch mit elektrischem Lichte beleuchtet, erst nach dieser Zeit, und als sich die Einrichtung vollkommen bewährt hatte, wurde diese definitiv angenommen und auch die Beleuchtung des größeren Hof- und Nationaltheaters nach dem Systeme Edison angeordnet. Seit dem 18. Januar 1885 werden in letzterem Hause alle Proben und Vorstellungen bei elektrischem Lichte gegeben, die Gasbeleuchtung aber wurde vollständig aus dem Hause entfernt. Beide Theater, welche unmittelbar nebeneinander liegen, werden von einer gemeinsamen Maschinenanlage, welche etwa 120 Meter entfernt liegt, durch unterirdische Kabel mit Elektricität versehen. Mehr als 2200 sogenannter Alphalampen (Lampen, deren Helligkeit der Helligkeit von 16 Stearinkerzenflammen gleichkommt) verbreiten die nöthige Lichtmenge, wenn in beiden Theatern gleichzeitig gespielt wird; 800 davon treffen auf das kleine, 1400 auf das große Haus; zur Erzeugung besonderer Lichteffecte steht überdies noch eine größere Anzahl Bogenlampen mit einer Helligkeit von je 200—2000 Kerzen zur Disposition. Der Zuschauerraum ist in beiden Häusern durch je einen in der Mitte hängenden Kronleuchter und seitlich an den Galerien angebrachte Lampen erhellt; nur sind sämmtliche Lampen im Zuschauerraume des Hoftheaters mit matten Glaskugeln umgeben, während sie im kleinen Hause ohne solche Schutzvorrichtung leuchten.

Jedenfalls gehört diese Beleuchtungseinrichtung zu den größten bis jetzt bestehenden, sie ist mit all' ihrem Detail, welches erst ad hoc erfunden und construirt werden mußte, ein wichtiges Vorbild für ähnliche Anlagen, weshalb sie auch von vielen Technikern besichtigt und eingehend studirt wird.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, ein in allen Punkten erschöpfendes Urtheil über deren Leistungsfähigkeit abzugeben, es genüge vorerst nur zu constatiren, daß die Anlage sich bis jetzt vollkommen bewährt hat, und daß noch nicht die geringste Störung im Betriebe zu verzeichnen war, wie dies in anderen Theatern schon mehrfach vorgekommen ist.

Ueber einen Punkt jedoch, welcher, wie gezeigt werden soll, nicht der unwichtigste bei der ganzen Frage der Theaterbeleuchtung ist, kann schon heute ein entscheidendes Urtheil abgegeben werden; nämlich über die hygienische Bedeutung der neuen Beleuchtung. Mußte man sich schon von vornherein sagen, daß bei einer Beleuchtungsart, bei welcher keine Verbrennung irgend welchen Materials, sondern nur das Erglühen eines Kohlenfadens stattfindet, der üble Einfluß auf die Luftbeschaffenheit, welcher allen bisherigen Beleuchtungsarten anhaftete, nicht hervortreten könne, so wußte man doch nicht, bis zu welchem Grade gegebenen Falles die erzielte Verbesserung sich bemerklich machen würde. Darüber mußten Versuche entscheiden, und solche wurden denn auch von dem in solchen Fragen wohl zunächst maßgebenden hygienischen Institute der Universität angestellt; der Vorstand desselben, Herr Geheimrath von Pettenkofer, leitete selbst die Versuche im Kgl. Residenztheater und legte deren Resultate im I. Bande des Archivs für Hygiene nieder, mit der Vornahme der Untersuchungen im Hoftheater wurde Schreiber dieser Zeilen beauftragt, und erschien dessen Gutachten hierüber eben im III. Bande des genannten Archivs, gleichzeitig auch im bayrischen Industrie- und Gewerbeblatte (Jahrgang 17, I. Heft). Indem wir auf diese Abhandlungen bezüglich des Details verweisen, wollen wir im Folgenden die Hauptresultate übersichtlich darlegen, da sie wichtig genug sind, allgemeiner bekannt zu werden.

Die Veränderungen, welche die Luft eines Raumes durch künstliche Beleuchtung erfahren kann, sind einerseits Temperaturerhöhung und andererseits Beimengung von Gasen oder festen Körpern (Ruß), welche bei der Verbrennung von Gas, Petroleum, Stearin ꝛc. entstehen. Unter den Verbrennungsproducten überwiegt die Kohlensäure alle anderen Gase der Menge nach so weit, daß man sich in solchen Fällen auf eine Bestimmung dieses Gases allein beschränken kann. Es waren somit Beobachtungen der Temperatur und des Kohlensäuregehaltes der Luft resp. über deren Zunahme und Abnahme anzustellen, doch wurden daneben auch noch nach Möglichkeit Bestimmungen des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, Wärmemessungen an Lampen, Helligkeitsmessungen ꝛc. ausgeführt.

Während einer Theatervorstellung sind nun aber neben der Beleuchtung auch noch andere Wärme- und Kohlensäurequellen im Zuschauerraume vorhanden, nämlich die Theaterbesucher selbst: jeder von ihnen gibt beständig Wärme, Kohlensäure und Wasserdampf an die umgebende Luft ab, und es entstand daraus die Nothwendigkeit, um ein klares Bild von dem Einflusse der Beleuchtung auf die Luft zu erhalten, eine Modification der Versuche dahin vorzunehmen, daß sowohl während der Vorstellungen, als auch bei leerem aber beleuchtetem Hause Beobachtungen anzustellen waren. Glücklicherweise wurde die ganze Untersuchung so frühzeitig angeregt, daß alle Beobachtungen, sowohl bei Gas als auch bei elektrischer Beleuchtung, vorgenommen werden konnten, wodurch ein vollkommener Vergleich zwischen beiden ermöglicht ist.

Was nun zunächst die Beobachtungen im leeren, von der Bühne durch den Vorhang abgeschlossenen Hause anlangt, so hatten dieselben als Resultat, daß, wie zu erwarten war, bei elektrischem Lichte nur unerhebliche Schwankungen der Temperatur und des Kohlensäuregehaltes der Luft vorkamen, während die Gasbeleuchtung (großer im oberen Drittel des Raumes befindlicher Kronleuchter von 240 Flammen) eine bedeutende

Digitized by Google

Zunahme beider, allerdings nur auf die oberen Partien des Raumes beschränkt, zur Folge hatte. So stieg im Residenztheater die Temperatur bei Gasbeleuchtung innerhalb einer Stunde

im Parket um . . . 1,3° Celsius,
auf der Galerie um . 9,2° „

dagegen bei elektrischer Beleuchtung

im Parket um . . . 0,3° Celsius,
auf der Galerie um . 0,9° „

Auch im Hoftheater wurde innerhalb 1½ Stunden bei Gas eine Temperaturzunahme von

2,5° im Parket,
9,3° auf der Galerie

beobachtet, bei elektrischem Licht betrug dieselbe nur

0,4° im Parket,
0,8° auf der Galerie.

Genau so verhielt sich die Kohlensäure. Die Gesundheitspflege verlangt, daß in einem Raume, welcher Menschen zum dauernden Aufenhalte dient, die Menge dieses Gases nicht höher ansteige als bis zu 1 Volum auf 1000 Volumina Luft; diese Grenze wurde jedoch bei Gasbeleuchtung — aber auch wieder nur auf der Galerie — um das Doppelte überschritten, in den unteren Luftschichten trat ebensowenig eine auffallende Aenderung ein als bei elektrischem Lichte im ganzen Raume.

Von wesentlichem Einflusse auf die Luftbeschaffenheit im Theater erwies sich schon bei diesen Versuchen der Theatervorhang. Das Aufziehen desselben hatte sofort eine Verbesserung der Luft im Zuschauerraume zur Folge, indem die frischere und reinere Luft der Bühne sofort in denselben eindringen konnte. Innerhalb einer halben Stunde wurde dadurch die Temperatur auf der Galerie des Hoftheaters um 3—4 Grade reducirt und der Kohlensäuregehalt der Luft auf das zulässige Maß zurückgeführt. Dieser Umstand machte sich auch bei den Versuchen im vollen Hause geltend, worauf nochmals zurückzukommen ist.

Man konnte auf Grund dieser Resultate erwarten, daß die Einführung der neuen Beleuchtung nur den Insassen der obersten Räume des Theaters einen wesentlichen Vortheil bringen werde, allein wie die Versuche bei Vorstellungen zeigten, participiren auch die Besucher des Parkets und der unteren Logenräume an der Verbesserung der Luft, wie dies aus zwei Parallelbeobachtungen im Hoftheater, welche unter ganz gleichen Verhältnissen — natürlich mit Ausnahme der Beleuchtungsart — angestellt wurden, besonders deutlich hervorgeht. Es war nämlich die Möglichkeit gegeben, während zweier Wagneropern, welche in München immer volles Haus machen, „Tannhäuser" und „Lohengrin", die betreffenden Beobachtungen anzustellen. Während ersterer Vorstellung brannte noch Gas, bei „Lohengrin" schon das elektrische Licht. Die Dauer der ganzen Vorstellung sowie der einzelnen Acte war die gleiche, ebenso die Zahl der Zuschauer, selbst die bei gänzlichem Mangel einer künstlichen Ventilation im Theater besonders wichtige Temperaturdifferenz zwischen Luft im Freien und Luft im Hause war die gleiche an beiden Abenden, und doch war in allen Räumen des Hauses sowohl Temperatur als auch Kohlensäuregehalt der Luft viel höher bei Gas als bei elektrischer Beleuchtung. Einige Zahlen aus den angefertigten Tabellen zeigen dies am besten.

Die Differenz zwischen niedrigster (Anfangs-) und höchster Temperatur betrug:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
Parket . . .	11,7° C.	Parket . . .	7,7° C.
Galerie . .	12,8° C.	Galerie . .	7,4° C.

Die wünschenswerthe Temperatur von 20° C. wurde überschritten:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
im Parket um .	6,6° C.	Parket . . .	2,4° C.
auf der Galerie	10,6° C.	Galerie . .	3,2° C.

Aehnlich verhielt sich die Kohlensäure. Die absolute höchste Zunahme betrug:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
im Parket . .	2,611 ‰	Parket . .	1,408 ‰
auf der Galerie	3,281 ‰	Galerie . .	1,859 ‰

Der Grenzwerth von 1,0 ‰ Kohlensäure wurde dagegen überschritten um:

bei Gasbeleuchtung		bei elektrischer Beleuchtung	
im Parket um .	2,926 ‰	Parket . .	1,005 ‰
auf der Galerie	2,966 ‰	Galerie . .	1,535 ‰

Von Interesse erscheint besonders die Bewegung der Temperatur auf der Galerie bei Gasbeleuchtung, da hier zum Unterschiede von den übrigen Beobachtungsorten das Maximum schon bei Beginn der Vorstellung erreicht war. Hier machte das Aufziehen des Vorhanges, sowie dessen Fallen sich ganz besonders bemerklich, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht.

Die Temperatur war	
vor Anzünden des Kronleuchters im leeren Hause . .	15,8° C.
nach dem Anzünden bei Eröffnung des Hauses	20,0° C.
am Ende der Ouverture	23,8° C.
am Ende des ersten Actes	24,6° C.
am Beginn des zweiten Actes . . .	26,6° C.
am Ende des zweiten Actes	26,4° C. ꝛc.

Ganz anders ist diese Bewegung bei elektrischer Beleuchtung, hier findet in allen Etagen ein gleichmäßiges Fortschreiten der Temperatur statt und hören die großen Unterschiede, welche früher zwischen oben und unten bestanden, nahezu völlig auf.

Diese sich auf alle Plätze erstreckende Verbesserung der Luftbeschaffenheit findet ihre Erklärung darin, daß bei Anwesenheit des Theaterpublicums eine bessere Mischung der Luft erfolgt als bei leerem Hause, indem von jedem Zuschauer ein warmer Luftstrom aufsteigt und dafür wieder Luft aus den höheren Schichten nach unten sinken muß; auf diese Weise participiren auch die Besucher des Parkets an der Verbesserung der Luft, welche durch Entfernung der Gasbeleuchtung in erster Linie nur für die oberen Galerien erzielt wurde. Für letztere aber ist der Vortheil der neuen Beleuchtung ein doppelter, denn außer der verminderten Erwärmung und Verderbniß der Luft kommt für diese auch der Wegfall der Wärmestrahlung vom Kronleuchter in Betracht. Diese war früher bei Gasbeleuchtung so stark, daß das Publicum sich durch Theaterzettel, Zeitungsblätter oder Bücher zu schützen pflegte; zwei Thermometer, welche bei einem Versuche unmittelbar nebeneinander aber so aufgestellt waren, daß das eine gegen die Bestrahlung geschützt, das andere aber ungeschützt war, differirten bis zu 8 Graden, um welche das ungeschützte höher stieg; — die Wärmestrahlung von dem mit Glühlampen besetzten Kronleuchter ist jetzt nicht mehr mit Thermometern meßbar, geschweige denn für das menschliche Gefühl wahrnehmbar.

Mit den im Vorstehenden geschilderten Verbesserungen sind jedoch die Vorzüge der neuen Beleuchtung noch nicht völlig erschöpft; es muß die Umhüllung der Lampen mit matten Glasglocken, welche, wie schon erwähnt, im Zuschauerraume des Hoftheaters durchgeführt wurde, als ein weiterer Vortheil in hygienischer Beziehung erachtet werden. Zu den Anforderungen, welche die Hygiene des Auges an jede künstliche Beleuchtung zu stellen hat, gehört in erster Linie diejenige, daß das Eindringen directer Lichtstrahlen in das Auge möglichst zu vermeiden sei, was entweder durch geeignete Aufhängung der Beleuchtungskörper über den Köpfen oder durch Umhüllung der Flammen mit transparenten Kugeln, welche das Licht diffus machen, erreicht werden kann. Wohl haben alle weißen Glasglocken den Nachtheil, daß Licht durch sie absorbirt wird, aber immerhin wird bei einer Theaterbeleuchtung nichts Anderes übrig bleiben, wenn man allen Zuschauern, auch denen der Galerie, gerecht werden will. Es ist denn auch der Verlust an Helligkeit bei richtiger Auswahl der Glocken nicht so bedeutend, als man gewönlich annimmt, denn nach

Digitized by Google

eigens zu diesem Zwecke angestellten Messungen absorbiren die Glocken aus geätztem Glase im Hoftheater nur 23—25 pCt. an Helligkeit, während die am häufigsten zur Beleuchtung großer Räume angewandten Glocken oder Kugeln aus Milchglas 50—60 pCt. Verlust bringen. Man sollte diesen relativ geringen Verlust als einen der Gesundheit unserer Augen zu entrichtenden Tribut gerne bezahlen, besonders aber dann, wenn es sich um eine Beleuchtung mit Glühlicht handelt. Es hat sich nämlich auf Grund photometrischer Messungen und mit Zuhilfenahme der Photographie herausgestellt, daß die Glühlampen 7—12 Mal intensiveres Licht ausstrahlen als gleichhelle Gasflammen, da die ganze Lichtmenge bei Glühlampen von viel geringerer Fläche ausgeht als bei letzteren, es ist daher auch die Einwirkung auf das menschliche Auge eine entsprechend intensivere, es entstehen viel leichter Nachbilder und Blendungserscheinungen als bei Gas- oder Petroleumbeleuchtung.

Es dürfte im Vorausgehenden genügend nachgewiesen sein, welche erheblichen Vortheile in hygienischer Beziehung durch Einführung der elektrischen Beleuchtung erreicht werden können. Beziehen sich die aufgeführten Resultate vorerst auch nur auf Theater, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß auch in anderen öffentlichen Anstalten, Schulen, Bureaus, Krankenanstalten und last not least im Privathause die neue Beleuchtung sehr viel zur Lösung der oft sehr schwierigen Frage der Ventilation beitragen kann. Die Hygiene hat allen Grund, das elektrische Licht mit Freuden zu begrüßen und ihm eine rasche Ausbreitung aller Orten zu wünschen.

Feuilleton.

Escorial.

Von Franz Reber.

Wer jemals in der Lage war, auf Reisen in fernen Ländern, die Karte auf dem Schooße ausgebreitet, sich die Topographie des durchstreiften Gebietes zurechtzulegen, der kennt einen Reiz, wie es nur wenige auf Erden gibt. Denn mit dem souveränen Vergnügen, gleichsam die Vorstellung der sich präsentirenden Städte und Dörfer entgegenzunehmen, verbindet sich die Verfolgung der landschaftlichen Scenerien und Gebirgszüge, die einem Wandelpanorama gleich, in langsamer Verschiebung an dem Waggonfenster vorüberziehen.

Und nirgends kann diese Scenerie reicher und abwechselungsvoller sein, als in dem überwiegend gebirgigen Spanien, dessen Formation überaus mannigfaltig, und dessen Luft so klar ist, um eine ungewöhnliche Fernsicht zu gestatten. Wie oft freilich mag ich mich in der Bestimmung der Berggipfel getäuscht oder einem Gewässer einen falschen Namen vindicirt haben. Doch erinnere ich mich noch an den Triumph meiner rudimentären, geographischen Forschung, aus Karte und Sonnenstand festgestellt zu haben, daß jenes noch ferne Hochgebirge, dessen Ausläufer wir bei Avila durchschritten, die Guadarrama-Kette sein müsse. Das endlich mochten denn die Carpetanaberge sein, und da auch die Uhr mit der Erwartung übereinstimmte, steigerte sich die Aufregung, mit welcher ich, dem Ziele offenbar nahe, die Kuppe des San Benito und unterhalb Escorial suchte.

Die Sonne senkte sich bereits zum Untergang, und ein leichter Duft begann schon die Deutlichkeit der Umrisse in der Niederung zu verschleiern, während die etwas röthlich angehauchten Bergspitzen sich noch scharf vom blanken Herbsthimmel abhoben. Ich wünschte dem Dampfroß Flügel, um den Endpunkt meiner heutigen Fahrt noch einigermaßen sehen zu können, von jeher abgeneigt, als Frachtstück behandelt und spedirt, willenlos von Coupé in den Omnibus verpackt und bei Nacht und Nebel vor irgend einer Hôtelthür abgeladen zu werden. Da schimmerte etwas in größerer Erhebung, als ich gesucht hatte, wie mehrere Reihen von windbewegten Lichtern, welche mich unwillkürlich, während der Train im nächsten Augenblicke sich in einen Erdeinschnitt vergrub, an einen Zug von Mönchen denken ließen, die mit Lichtern in der Hand zu den Horen wandelten. Das Phänomen war erklärt, sobald die aussichthindernde Erdwelle sich wieder senkte. Denn über den Lichtern hob sich jetzt deutlich eine graue Masse von Schiefer- und Bleidachungen, welche keinen Zweifel darüber ließen, die flimmernden Lichtreihen seien die sonnenbeglänzten Fenster des Escorial, von denen jede der vier Seiten mehr als 200 in vier Etagen übereinander darbietet.

Wenige Minuten später hielt der Zug. Nun ging es aufwärts, in jener Hast der von einem Dutzend von Maulthieren bespannten spanischen Diligenzen, wie sie vielen von Ihnen durch Meister Wagner's Bild bekannt ist. Kein Wunder, daß sich die Aufmerksamkeit theilte zwischen dem klingenden Gezappel der buntbehängten Thiere und den immer mächtiger über den Baumwipfeln emportauchenden Kuppeln und Thürmen des Klosterpalastes, welche in der Dämmerung trotz des riesigen Gebirgshintergrundes noch colossal wirkten.

Es drängte uns, die harrende Mahlzeit abzukürzen, um noch den Schauplatz der für den folgenden Tag bestimmten Besichtigung zu umkreisen, und so schritten wir noch weiter den Bergabhang hinauf bis zu einer Stelle, welche den Vogelschau-Ueberblick ermöglichte. Der Mond stand über den Benito und ließ das Bleidach der Kuppel von S. Lorenzo fast weiß erscheinen. Wie Stahl schimmerten die Schiefer der übrigen Dächer, die in der strengen Regelmäßigkeit des gewaltigen Rechteckes vor uns lagen. Rings um die grauen Granitwände starrten die jetzt völlig schwarzen Fenster, in endloser Wiederkehr ihrer beleidigend kahlen Ausschnitte. Kein Licht schien im ganzen Riesenraum zu brennen, mehr entsprechend dem Wesen des düsteren Gründers als dessen Intentionen. Denn von diesen erfüllte sich eben damals im Escorial nur mehr jener Wunsch, der an die Anfangsworte des trostlosen Beethoven'schen Liedes erinnert: „In questa tomba obscura lascia mi roposar!“ Und kein Laut menschlichen Regens drang von diesem Grabe herauf, ja selbst die scharfe Gebirgsluft wehte geräuschlos, wie auch die niedrigen müden Fontänen unter den schwarzen Buchshecken nur gelegentlich ein leises Murmeln vernehmen ließen. Die weite Landschaft aber, welche an klaren Tagen selbst noch Madrid deutlich unterscheiden läßt, ruhte jetzt völlig leblos, gehüllt in das Leichentuch eines feinen Nebeldunstes. So lag der Coloß einsam und öde im unermeßlichen Raum vor uns, voll von einer Melancholie, welche verstummen machte, und fröstelnd stiegen wir wieder zur Fonda hinab, in fast scheuer Erwartung der Lösung aller Siegel, welche der kommende Tag bringen sollte.

Diese Erwartung ließ mich auch lange nicht zur Ruhe kommen. Selbst die zirpende Musik nervös behandelter Geigen und Basseten, welche in einer benachbarten Gasse ein Brautpaar oder einen Scheidenden fetirte, konnte meinen Gedanken keine andere Richtung geben, die immer wieder zur Entstehungsgeschichte des merkwürdigen Baues zurückkehrten.

Ich mußte an jenen Laurentiustag, den 10. August 1557 denken, an welchem der noch junge Philipp II. seine ersten Lorbeeren errang. Freilich nicht in Person; denn Prinz Philibert Emanuel von Savoyen stand mit dem Grafen Egmont an der Spitze jener spanisch-niederländischen Armee, welche im Feldzug gegen Frankreich St. Quentin an der niederländisch-französischen Grenze belagerte und, als der Connetable Montmorency zum Entsatz herbeieilte, diesen auf's Haupt schlug. Erst auf die Nachricht von diesem Siege eilte Philipp aus Cambrai herbei, um den Rath zu verwerfen, nun stracks auf Paris loszugehen. Ihn reizte die Einnahme St. Quentins, welche auch allerdings den Vorzug hatte, daß bei der Ueberzahl der Belagerer der Erfolg unzweifelhaft war. Als Coligny die Uebergabe ritterlich abgelehnt, begann der Sturm und schon am 27. August fiel die Stadt. Die Gräuel der Plünderung sind bekannt. Uebrigens ist die allgemeine Annahme, daß Philipp den Beschluß zur Erbauung des Escorial in oder vor St. Quentin gefaßt habe, unbelegt. Das noch vorhandene Gründungspatent spricht nur von allgemeinen

Digitized by Google

Erwägungen wie von besonderer Verehrung des Königs für den h. Laurentius, und gedenkt namentlich des testamentarischen Auftrages Karls V., für eine Begräbnißstelle der kaiserlichen Familie wie deren Nachkommen zu sorgen. Specielle Erfindungen scheinen dann die Varianten, daß der König am Schlachttage ein Gelübde à la Chlodwig gemacht, oder daß mit der Gründung die Gräuel von St. Quentin und namentlich die Zerstörung eines Laurentiusklosters vor der Stadt gesühnt werden sollten, oder daß der Papst dem Könige den Klosterbau zur Sühne auferlegt habe. Ja, es scheint mir selbst nach dem Plan des Baues wie nach dem Quellenmaterial die ganz landläufige Annahme unbegründet, daß dem Könige bei der Anlage die Form des Martyriumsrostes des Titularheiligen vorschwebte.

Es muß jedenfalls auffallen, daß an allen, am und im Escorial befindlichen Statuen und Bildern des h. Laurentius aus der Zeit Philipp's der Rost von ganz anderer Gestalt ist, als der Plan des Klosters, wie es auch geradezu abgeschmackt erscheint, die vier Eckthürme als die Füße des Rostes, also auf die Thurmspitze gestellt, zu denken, oder den vorspringenden Chor der Kirche als Handhabe und Stiel zu erklären.

Uebrigens betrat Philipp erst zwei Jahre nach der Schlacht bei St. Quentin den spanischen Boden. Unter üblen Auspicien: denn kaum hatte er sich ausgeschifft, ergriff ein Sturm auf der Rhede von Laredo die Flotte und richtete nicht bloß viel Schiffe mit einer Besatzung von etwa 1000 Mann, sondern auch eine Sammlung von Statuen, Gemälden und Kostbarkeiten zu Grunde, welche Karl V. innerhalb vierzig Jahren in Italien, Deutschland und Flandern erworben hatte. Jetzt aber berief der König eine Commission von Architekten und Aerzten zur Wahl eines geeigneten Platzes für den Klosterbau, und diese entschied sich für die quellenreiche, gesunde und nicht unfruchtbare Stelle bei dem Flecken Escorial de Abajo. Der alte Flecken war so armselig, daß die Polizei des nur acht Stunden entfernten Segovia nichts von dem Orte wußte, dessen Häuser weder Kamine noch Fenster hatten, so daß Licht, Rauch, Thiere und Menschen nur durch die eine Thüre verkehrten. Der gewählte Bauplatz war eine mit rauhem Buschwerk bestandene Wildniß, und die Anlage dadurch sehr erschwert, daß eine Bodenneigung von über 8 Metern umfängliche Nivellirungsarbeiten unter Sprengung von Granit und Gneis und Ausfüllung tiefer Klüfte nöthig machte, was ein volles Jahr (1562) harter Mühe erforderte. Der Vorwurf ist daher jedenfalls ungerecht, Philipp habe mehrere Dörfer entvölkert, um ein Mönchskloster zu bevölkern. Im Gegentheile belebte sich die Oedung mit Kalk- und Ziegelöfen, mit Schmieden, Steinmetzhütten, Ställen, Schuppen, Baracken und Zelten, und die Wildniß ringsum verwandelte sich aus einem Schlupfwinkel für Eber und Wölfe in einen Park, den bald eine zehn Stunden lange Mauer umschloß.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Wallner-Theater.

„Die Leibrente". Schwank in 5 Akten von G. v. Moser. — Es scheint, daß Herr von Moser den Ehrgeiz besitzt, wenigstens einmal in jeder Saison einen unbestrittenen Heiterkeitserfolg einzuernten; nachdem ihm dies nun vor ein paar Monaten mit dem „Salon-Tyroler" nicht so recht gelungen, setzt er sich hin und schreibt flugs, ehe der Winter noch ganz vorbei ist, abermals fünf Acte zusammen; und diesmals hat er mehr Glück, die „Leibrente" erregte große Heiterkeit und der schwänkedichtende Gutsbesitzer aus Schlesien kann nun beruhigt nach Hause fahren und seine Frühjahrsbestellung machen: die Winterernte ist schließlich noch ganz passabel für ihn ausgefallen.

Die Fruchtbarkeit des Herrn v. Moser erregt Erstaunen, aber nur solange jedesmal, als man sein neuestes Stück noch nicht gesehen hat. Hat man es einmal kennen gelernt, so wundert man sich gar nicht mehr über die Fixigkeit des Autors und fragt höchstens noch, was wohl nun der nächste Schwank sein werde? Denn die leichte, sorglose Art der Composition in den Moser'schen Stücken macht uns von vorneherein so sehr den Eindruck des Müheloſen, des Ungezwungenen, daß wir ganz von selbst zu der Vermuthung kommen, Herr v. Moser möge ebenso rasch die meisten seiner Werke verfassen, als wir sie wieder vergessen. Auch die „Leibrente" gehört zu diesen lustigen, erheiternden, rasch vorüberziehenden und rasch wieder vergessenen Eintagsfliegen der dramatischen Poesie. Sie ist ganz in der harmlosen, naiven und oft so unmotivirten Moserschen Art gehalten, über die man gerne lacht, ohne sich hinterher weiter darüber den Kopf zu zerbrechen; sie bringt erstaunlich viel Altes, aber dasselbe so gut aufgeputzt und frisch vorgetragen, daß wir wie bei einem guten Anecdotenerzähler mit Vergnügen hinhören, obgleich wir die Geschichte schon lange kennen. Den Mittelpunkt des Stückes bilden zwei gaunerische Advocaten, Schmoll und Kretzer, die ein Compagnon-Geschäft haben, aber sich nichtsdestoweniger einen fetten Bissen, einen jungen Mann, der seine „Leibrente" für eine Lappalie verkaufte, gegenseitig abzujagen suchen. Zwischen ihnen steht ihr ewig hungernder Buchhalter Zippe, die komische Figur des Stückes, und über ihnen, wie ein Verhängniß, schwebt die Schlauheit eines reichen Biedermannes, der schließlich den Gaunern die errungenen Vortheile wieder ablistet und den Leibrentner, seinen künftigen Schwiegersohn, in den alten status possessionis zurückversetzt. Der leichtsinnige junge Mann hat durch seinen dummen Streich die Achtung des Biedermanns in hohem Grade erworben, denn er ging, nachdem er seine Rente von 15 000 ℳ verloren, zu einem Schlosser in die Lehre; das ist eine von den vielen Unwahrscheinlichkeiten des Stückes; bei den anderen, die zum Theil noch viel drastischer sind, würde man ebenso vergeblich nach dem Warum fragen, wenn nicht die bekannte spießbürgerliche Sentimentalität, die auch bei Moser oft genug hervortritt, die Erklärung böte. Ein gutes Stück von dieser affectirten Art zeigt sich in der „Leibrente" in den Figuren des groben Schlossergesellen und seiner Liebsten, der fleißigen Näherin, die sich schließlich, wenn sie gar nichts mehr zu sagen wissen, in einem fort küssen: das sieht ja das Publikum so gerne. Im Uebrigen verhalfen zu dem großen Heiterkeitserfolge, den das Stück hat, einige äußerst wirksame Actschlüsse; einer der letzteren ist allerdings so derb, daß er bei der Première ausgezischt wurde, aber er ist ganz Moserisch: der grobe Schlossergeselle, dem eine altjüngferliche Tante seiner Braut unbequem wird, faßt dieselbe einfach um die Kniee und trägt sie hinaus. Das nennt man einen geschickten Abgang! Ein anderes Mal wird ein solcher rundweg dadurch erzeugt, daß zwei Personen, die bei einem bevorstehenden Gespräche nicht nöthig sind, ruhig sagen: wir wollen hinausgehen, die beiden dort scheinen miteinander sprechen zu wollen. Solche Naivetät in der Technik des Stückes wirkt schon an und für sich erheiternd. — Die Darstellung des neuen Schwankes, der in Leipzig weniger gefallen haben soll, war im Wallner-Theater eine ausgezeichnete und hat ihm wohl die Gunst der Berliner zum großen Theile erobert. Es scheint daß Herr v. Moser die Rollen dem Personale jener Bühne auf den Leib geschrieben hat; wir wüßten wenigstens kein anderes Stück zu nennen, dessen Figuren sich so mit den Eigenthümlichkeiten der Darsteller vom Wallner-Theater decken, wie das besprochene.

O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Emanuel Geibel's Geburtstag.

Auf dem Grabe Emanuel Geibel's ließ der Lübeckische Staat am Todestage des Dichters ein Denkmal enthüllen. Die Zeitungen haben vor Kurzem ausführlich darüber berichtet und insgesammt gemeldet, auf dem Steine stehe eingemeißelt zu lesen: Emanuel Geibel, geb. 18. Oktober 1814.

Digitized by Google

Beide Daten sind falsch. — Bezüglich des irrthümlich angegebenen Geburtsjahres hat das Comitee sofortige Aenderung (1815 statt 1814) angeordnet, während es von einer Richtigstellung des Geburtstages nichts wissen zu wollen scheint.

Allgemein gilt freilich der 18. October als der Tag, an welchem der unvergeßliche Sänger das Licht der Welt erblickt haben soll; aber dem ist nicht so. Bereits in meinem Nekrolog auf Geibel (Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde, begründet von Konrad Bursian, herausgegeben von Iwan Müller. 7. Jahrgang. 1884) wies ich zuerst nach, daß mein berühmter Landsmann am 17. October 1815 geboren ward, und berief mich dabei auf das Geburtsregister von 1815, auf das Proclamationsregister von 1852 sowie auf das vom Stadt- und Landamt geführte genealogische Register. In einer Anmerkung fügte ich noch hinzu: „Ich constatire dies hier nur in aller Kürze und werde des Weiteren darauf zurückkommen in meiner demnächst erscheinenden Schrift ‚Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten'."

Die beiden Hauptblätter meiner Vaterstadt, die Lübecker Zeitung und die Eisenbahn-Zeitung, haben zwar von dieser meiner Angabe Notiz genommen, ohne indeß das Comitee zu überzeugen. Da nun das Erscheinen meines, dem Andenken Geibel's gewidmeten Buches erst zum Herbst bevorsteht, die Richtigstellung der Denkmalsinschrift jedoch in Bälde zu geschehen hat, so bleibt mir jetzt nichts Anderes übrig, als die auch sonst nicht uninteressanten Actenstücke schon hier mitzutheilen.

Es lautet also im Lübeckischen Geburtsregister Anno 1815:

No. 613.

Heute den Vier und Zwanzigsten October Eintausend Achthundert und funfzehn in der Kanzley der Stadt Lübeck erschien Herr Johannes Geibel Ehrn Pastor bey der hiesigen Reformirten Gemeinde in der Fischstraße wohnhaft und zeigte an: daß seine Ehefrau Elisabeth Louise gebohrne Ganslandt am siebenzehnten October Nachts 12 Uhr ein Kind männlichen Geschlechts gebohren habe das die Vornamen Franz Emanuel August erhalten solle und hat Herr Comparent diesen Geburtsact mit mir unterschrieben.

Johannes Geibel C. H. Lembke secr.

Im Proclamationsregister von 1852 heißt es:

No. 219.

Franz Emanuel August Geibel und Amanda Louise Trummer.

Actum an der Kanzlei
Lübeck den 4. Aug. 1852.

Es erschien der Dr. phil. Franz Emanuel August Geibel, an der Trave bei der Fischstraße wohnhaft, Sohn des Pastor Johannes Geibel und dessen Ehefrau Elisabeth Louise geb. Ganslandt, und gab zu vernehmen: er sei Willens, sich allhier mit Amanda Louise Trummer, Tochter des Dr. jur. Adolf Trummer und dessen Ehefrau Caroline Sophie Christiane geb. Kupfer, ehelich zu verbinden; erbitte sich daher den erforderlichen Proclamationsschein.

Comparent, laut Geburts-Register am 17. Oct. 1815 hieselbst geboren, besitzt in Folge Königl. Bairischer Resolution vom 14. Mai d. J. das dortige Indigenat.

Die Braut ist, ausweise der Geburts-Register, am 15. August 1834 geboren worden, und deren durch tutorium vom 15. März 1841 legitimirter Vormund Dr. Carl David Klügmann ließ, für sich und seinen Mitvormund Dr. Ludwig Heinrich Faber durch den Kanzleiboten Engelbrecht seinen Consens in diese Heirath ihrer Mündel erklären.

Mit Rücksicht auf die im Baierschen Decrete nicht ausgedrückte Betheiligung der künftigen Ehefrau des Comparenten an die demselben verliehenen Baierschen Heimathsrechte ist dem ertheilten Proclamationsscheine der entsprechende Vorbehalt beizufügen gewesen.

in fidem
Dr. G. W. Dittmer.

Reg. d. 6. Aug. 1852. Nachdem Comparent von der Beibringung einer Bescheinigung bezüglich des Heimathsrechtes seiner künftigen Ehefrau in Baiern Höheren Ortes dispensirt worden, ist nunmehr die Erlaubniß zur Copulation ertheilt.

Schünemann.

Endlich besagt das genealogische Register, welches vom Stadt- und Landamt der freien Stadt Lübeck geführt wird, also ebenfalls officiell: Geibel, Franz Emanuel August, geb. 1815, 17. October, Professor zu München 1852. verheir. 1852 mit Amanda Luise Trummer geb. 15. Aug. 1831, sie ist gest. 21. Nov. 1855.

Hiernach gehört das Datum des 18. Oktobers ins Reich der Mythe.

Die Eisenbahn-Zeitung brachte am 2. April folgende Abwehr: „Bezüglich der gestrigen Notiz über die Schrift von Dr. Gaedertz wird uns mitgetheilt, daß Geibel selbst seinen Geburtstag stets am 18. October gefeiert hat, und daß dieses Datum überall als der Tag angegeben sich findet, an dem Geibel das Licht der Welt erblickte." Der zuletzt angezogene Grund ist gar kein Grund, wenigstens nicht für den Historiker. Das Falsche muß eben dem Wahren weichen. Es ist gewiß zu bedauern, daß nun durch mich den zahlreichen Biographen Geibel's die herrliche, hundertfach angewendete Phrase unmöglich gemacht wird: „Am 18. October 1815, an jenem Tage, an welchem man überall in Deutschlands Gauen das große Freudenfest feierte zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht, an die Niederwerfung des übermächtigen Bonaparte, an Deutschlands Befreiung, da erblickte zu Lübeck das Licht der Welt ein Knäblein, das den Namen erhielt: Emanuel, Friedensfürst!"

Das klingt sehr schön, patriotisch und poetisch. Darum, und hier komme ich auf die erste Motivirung meiner Widersacher, feierte Geibel seinen Geburtstag am 18. October. Ja, er feierte ihn dann, er verlegte ihn auf diesen Tag -- das weiß ich recht wohl —, allein damit ist's nicht und war's nicht sein Geburtstag. Ich kenne manche Menschen, welche aus dieser oder jener Rücksicht ihr Wiegenfest an diesem oder jenem Tage in der Familie begehen. Das geht die Welt ja auch nichts weiter an, ist eine rein private Sache. Anders aber verhält es sich mit Persönlichkeiten, die durch ihr Wirken, ihre Werke der Oeffentlichkeit angehören. Hier hat der Historiker geradezu die Pflicht, das richtige Datum an Stelle des legendarischen, falschen zu setzen. Das thue ich hiemit und gewiß im Sinne Geibel's. Denn er selbst hat bei amtlichen Gelegenheiten den 17. und nicht den 18. October für seinen Geburtstag nicht nur gehalten, sondern auch ausdrücklich als solchen bezeichnet. Als Beweis dafür sei der Anfang seines eigenhändig geschriebenen Curriculum vitae abgedruckt, das er bei der philosophischen Facultät der Universität Jena unterm 10. März 1838 zwecks Erlangung der Doctorwürde einreichte Acten ergangen im Decanat des Sommers 1838. Decan D. Ferd. Hand. Vol. I.) und folgendermaßen beginnt:

Ego Emanuel Geibel natus Lubecae a. d. XVI Cal. Novembr. a. p. Ch. MDCCCXV.

Der sechszehnte Tag vor den Calendae des Novembers ist aber der 17. Oktober. Was bedarf es noch mehr des Zeugnisses für meine Behauptung?

Wird der Lübeckische Staat sich auch diesem Argument gegenüber noch ablehnend verhalten? Ich bin gespannt darauf, ob der Gedenkstein auf dem Grabe Emanuel Geibel's statt der falschen Inschrift:

geb. 18. Oktober 1814.

nunmehr die einzig richtige für alle Zeiten tragen wird:

geb. 17. Oktober 1815.

Berlin, Ende April. Karl Theodor Gaedertz.

Digitized by Google

Inserate.

Apulejus, d. goldne Esel, übers. v. **Rode.** 2 Thle. m. interess. Kupf. 1783. Künstl. originalgetreue Reproduction dieses interess. Romans. Liebhaberausg. in Pergament br. 506 S. 12 M. Derselbe schildert d. Sitten u. Gebrechen s. Zeit mit pikanter, drast. Offenheit. Unsere soeben erschien. Antiquarkataloge gratis franco. **S. Glogau & Co. Leipzig.**

Wer nach Frankreich oder England gehen, dabei Lehrgeld sparen, Aerger, Missverständnisse, Verstösse gegen Landesgebräuche etc. vermeiden u. v. Aufenthalte dort den richtigen Nutzen ziehen will, der kaufe sich vor der Abreise die in d. **Langenscheidt**schen Verl.-B. in **Berlin SW. 11** neu erschienenen: } **Langenscheidt**schen **Not**wörter**bücher.**

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Erziehung
Friedrichs des Großen.
Aus dem Nachlaß
von
Ernst Bratuscheck.
Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Ed. Mätzner.**
Preis: 3 Mark.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** sind soeben erschienen:

Bilder
aus
Griechenland.

Altes und Neues
von
Ludwig Steub.
8. Preis geheftet: *M* 4.50.
Elegant in Halbfranz gebunden: *M* 6.50.

Sakuntala.
Schauspiel
von
Kalidasa.
Aus dem Sanskrit übersetzt
von
Friedrich Rückert.
Zweite Auflage.
12. Preis geheftet: *M* 2.25.
Elegant gebunden mit Goldschnitt: *M* 3.—

Auflage 315 000 das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79
von **Dr. J. H. Jaworskij.**
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.
Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1100' Seehöhe; gegen Norden und Osten durch Hohenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte Waldpromenaden dicht am Bade. — Besuch über 6000. Concert. Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. Die Badeverwaltung. **Birke,** Bürgermeister.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Soeben ist erschienen:
Das älteste Faustbuch.
HISTORIA
von **D. Johann Fausten,**
dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler.
Nachbildung
der zu Frankfurt am Main 1587 durch Johann Spies gedruckten ersten Ausgabe.
Mit einer Einleitung von Wilhelm Scherer.
Subscriptions-Preis broschirt 20 Mark, in ganz Leder oder Pergament gebunden 24 Mark.
Von diesem Werke sind 300 in der Presse numerirte Exemplare hergestellt; die Verlagshandlung behält sich vor, den Subscriptionspreis nach 3 Monaten zu erhöhen.
Bildet zugleich den zweiten Band der
Deutschen Drucke älterer Zeit
in Nachbildungen
herausgegeben von Dr. Wilhelm Scherer,
o. ö. Professor an der Universität Berlin.
Berlin, den 15. April 1885.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

F. Schmeding, Prof. am Realgymnasium zu Duisburg,
Die klassische Bildung in der Gegenwart.
Preis 3 Mark.

Litter. Neuigkeit.
Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler,** Stuttgart
Alfred Graf Adelmann's
neuestes Werk
Beno Donzini.
Roman in 2 Bänden.
Elegant geheftet M. 7.— fein gebunden M. 8.50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 9. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Orientfrage in Sicht. Von Spiridion Gopčević. — Eine überraschende Himmelserscheinung und ihre Erklärung. Von A. Chr. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Richard Kralik. Von Karl von Thaler. Die polnische George Sand. Von Gustav Karpeles. — Aus der Urgeschichte der Menschheit. Von Max Quarck. — **Feuilleton:** Escorial. Von Franz Reber. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Entwürfe für das Reichsgericht zu Leipzig. Von P. W. — „Marguerite". Schauspiel von Franz Koppel-Ellfeld. Von O. B. — Inserate.

Die Orientfrage in Sicht.

Von Spiridion Gopčević.

Als die Beschlüsse des Berliner Congresses bekannt wurden, war kein wirklicher Kenner der Verhältnisse im Orient darüber im Zweifel, daß der Berliner Friede ebensowenig als jener von San Stefano eine wirklich endgiltige Lösung der Orientfrage darstelle, sondern vielmehr als Provisorium zu betrachten sei. Die Orientfrage wird erst dann als gelöst zu betrachten sein, wenn alle Interessenten befriedigt sind. War dies aber 1878 der Fall? Wer wurde denn befriedigt? Serbien erhielt wohl einige Districte mit überwiegend bulgarischer und albanesischer Bevölkerung, aber gerade jene mit serbischer wurden ihm vorenthalten und theils bei der Türkei belassen, theils Oesterreich überliefert. Montenegro erging es ähnlich: man gab ihm größtentheils albanesische Districte mit feindselig gesinnter Bevölkerung und lieferte die Herzegowina, für welche es zwei Jahre lang in den furchtbarsten Kämpfen sein Blut verspritzt, ebenfalls Oesterreich aus. Bulgarien zerrissen weise Diplomaten in drei Theile: einen freien, einen halbfreien und einen unfreien. Rumänien mußte für seine wohlverdiente Unabhängigkeit und das Bischen Dobrudscha ein Stück Bessarabien hergeben und sich mit Bulgarien um Arab Tabia streiten. Rußland sah sich für die gebrachten ungeheuren Blut- und Geldopfer mit einem einzigen Gebietszuwachs abgefertigt, welcher die erlittene Demüthigung gegenüber England nicht werth war. Aber nicht einmal jene zwei Mächte, welche ohne eigenes Zuthun mit den fettesten türkischen Provinzen belohnt wurden und die Rolle jenes „Dritten" spielten, der sich freut, wenn zwei streiten, — nicht einmal diese waren zufrieden! Griechenland nicht, weil es nicht alle von Griechen bewohnten türkischen Provinzen erhielt, Oesterreich, weil man ihm nicht directe Annexion Bosniens und der Herzegowina gestattete, und vielleicht auch, weil seine Aspirationen auf Albanien und Saloniki unberücksichtigt blieben. Wenn also Jemand mit dem Berliner Frieden zufrieden war, so kann dies höchstens Lord Beaconsfield gewesen sein, der für sich Cypern herausgeschlagen und Rußland tödtlich gedemüthigt hatte. Unbefriedigt waren ferner noch die Albanesen, welchen man einige Districte zu Gunsten Montenegros, Serbiens und Griechenlands weggenommen hatte, die Armenier, welche man nur theilweise den glaubensverwandten Russen gegeben und die Kutzowalachen, welche man den Griechen unterstellt hatte.

Unter solchen Umständen ist es wohl nur ganz natürlich, daß nach wie vor auf der ganzen Balkanhalbinsel Gährungsstoff in Hülle und Fülle aufgehäuft war. Die scheinbare Ruhe dortselbst war nur die Windstille vor dem Gewitter; ein die Balkanhalbinsel nicht außer Acht lassender Orientkenner, welcher zudem durch seine in den Balkanstaaten lebenden Freunde stets auf dem Laufenden erhalten wird — wie z. B. der Schreiber dieser Zeilen —, kann unmöglich gewisse Symptome verkennen, welche die erhöhte Thätigkeit im Innern des Vulcans verrathen. Freilich muß man da ein scharfes Auge haben, es ist dies ebenso wie bei dem Errathen der Richtung, in welcher sich ein unter Wasser Schwimmender bewegt: ab und zu verräth dies ein leichtes Erzittern der sonst glatten Oberfläche, welches aber Derjenige übersehen würde, welcher nicht genaues Augenmerk hält.

Daß über kurz oder lang die Orientfrage wieder aufgerollt werden würde, war mir sicher: schon vor 1½ Jahren machte ich das Publicum darauf aufmerksam, indem ich am 3. November 1883 in der „Gegenwart" schrieb: „Die gegenwärtige Lage auf der Balkanhalbinsel gleicht jener einer belagerten Stadt vor dem Generalsturme. Die Belagerer — Russen, Serben, Bulgaren, Griechen und Albanesen — haben die Vorwerke genommen und sind bis an die Enceinte vorgerückt. Noch ein glücklicher Sturm und die Stadt muß fallen! Die Belagerer, von den vorhergegangenen Stürmen etwas erschöpft, sammeln sich nach kurzer Erholung in den Laufgräben, die Sturmcolonnen stehen schon mehr oder minder kampfbereit und erwarten bloß das Aufsteigen der Rakete, welche das Zeichen zum allgemeinen Angriff geben wird. Um den Feind nicht aufmerksam zu machen, treffen die Belagerer ihre Vorbereitungen möglichst ruhig; doch läßt es sich nicht vermeiden, daß hier und da das Blinken eines Bajonnettes dem aufmerksamen Beobachter verräth, was in den Laufgräben vorgeht."

Seither hat sich die Situation bedeutend geklärt. Wir sehen nicht nur das verrätherische Blinken der Bajonnette, sondern vernehmen auch ab und zu die murmelnden Stimmen der Generale, welche in dem Zelte des Commandanten Kriegsrath halten. Was wir da hören, ist aber etwas seltsam. Als wir den oben citirten Artikel schrieben, waren wir überzeugt, daß Rußland es sein werde, welches bei ihm passender Gelegenheit die Signalrakete steigen lassen werde; seit einem halben Jahre dringen aber Nachrichten an unser Ohr, welche es außer Zweifel erscheinen lassen, daß Oesterreich die Absicht habe — wenn auch vielleicht ohne sich darüber selbst klar zu sein —, durch einen Separatangriff auf die belagerte Stadt einen Generalsturm heraufzubeschwören. Die Vermuthung, welche zuerst 1877 ausgesprochen wurde, daß Oesterreich Absichten auf Ausdehnung seiner Herrschaft bis nach Saloniki hege, wurde zwar wiederholt officiöserseits mit mehr oder

Digitized by Google

minder gut gespielter Entrüstung dementirt, doch weiß ich zufällig aus den verläßlichsten Quellen, daß diese Absicht nicht nur wirklich besteht, sondern sogar von der Verwirklichung nicht mehr ferne ist. Von 1878—80 schwankte noch die österreichische Politik bezüglich Albaniens, theilweise weil verschiedene Stimmen — darunter auch die unsere — von dem gefährlichen Abenteuer entschieden abriethen, theilweise weil Oesterreich damals nicht freie Hand hatte. Es lag ihm nämlich sehr am Herzen, daß Montenegro, dem es die besten Bissen vor dem Munde weggeschnappt, wenigstens halbwegs durch albanesische Districte entschädigt werde, und daher mußte es in dem montenegrinisch-albanesischen Conflicte die Partei Montenegros ergreifen, konnte also nicht gleichzeitig mit den Albanesen kokettiren. Dies erfuhr auch der österreichische Generalconsul von Skutari, Herr Lippich, welcher kurz vor meinem Eintreffen in Albanien von der österreichischen Regierung einen gehörigen Verweis erhielt, weil gegen ihn Klagen eingelaufen waren, daß er mit den Albanesen zu sehr kokettire und sich gegen Montenegro feindselig verhalte. Man wird dies vielleicht wie gewöhnlich dementiren, aber ich habe es in Scutari selbst von competentester Seite gehört.

Nachdem aber die montenegrinische Grenzfrage geregelt war, hatte Oesterreich freie Hand bekommen und konnte ungehindert daran gehen, sich mit den Albanesen auf den besten Fuß zu setzen. Noch zur Zeit, als Lippich beauftragt war, Montenegro zu begünstigen, suchte man es mit den Albanesen nicht ganz zu verderben, indem der Viceconsul, Herr Schmucker, unter ihnen für Oesterreich eifrig Propaganda machte. Von 1881 an arbeitete dann die österreichische Regierung aus allen Kräften, die Albanesen für sich zu gewinnen. Das Hauptwerkzeug der Agitation war dabei die katholische Geistlichkeit, deren Einfluß ich in meinem Werke „Oberalbanien und seine Liga“*) ausführlich schilderte. Lange hatte sie zwischen Italien und Oesterreich geschwankt, welch' beide Staaten sich angelegentlichst bemühten, sie durch Geld und gute Worte zu gewinnen. Als ich in Albanien war, schien sich der Sieg auf Seite Italiens zu neigen, dessen Consul Zerboni im Gegensatz zu Lippich offen die albanesische Liga begünstigte und daher den Albanesen mehr persona grata war als Lippich. Die guten Albanesen — und ihre Geistlichkeit nicht in letzter Linie — besitzen aber einmal die mehr praktische als schöne Eigenschaft, ihren Patriotismus und ihre Sympathien nach den erhaltenen Goldfüchsen zu reguliren, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn jetzt Oesterreich Italien ausgestochen hat, und die albanesische Geistlichkeit für Oesterreich Propaganda macht.

Damit allein begnügte sich aber die österreichische Regierung nicht. Verkleidete Generalstabsofficiere und Civilemissäre bereisten von 1881 bis jetzt ganz Albanien bis Saloniki; erstere verbesserten die Generalstabskarte, nahmen von den künftigen Operationslinien besonders sorgfältige Croquis auf — ich habe selbst welche gesehen — und lieferten dem Kriegsministerium recht schätzenswerthe Mittheilungen über die Möglichkeit der Verpflegung einer Invasionsarmee und der Sicherung des Nachschubes auf einzelnen Linien u. dergl. Die Civilemissäre, (deren zwei ich persönlich kenne) hatten ihrerseits die Aufgabe, Geld zu vertheilen und das Volk, speciell die Stammhäuptlinge, für eine österreichische Occupation zu gewinnen. Einer meiner Bekannten, Herr Baumann, welcher Albanien 1883 bereiste, wurde von den Malissoren gefangen genommen, weil er ihnen kein Geld gab. Vor ihm war nämlich ein österreichischer Agent dort gewesen, welcher die Malissoren im österreichischen Interesse bearbeitet, mit vollen Händen Geld vertheilt und ihnen überdies angekündigt hatte, demnächst werde ein anderer österreichischer Emissär mit noch mehr Geld kommen. Die Malissoren hielten nun Baumann für diesen angekündigten Emissär, und da er ihnen kein Geld gab, vermutheten sie, er halte es ihnen widerrechtlich vor und hielten ihn fest, bis Lippich sie über ihren Irrthum aufgeklärt. Da Baumann übrigens ziemlich gut albanesisch spricht und durch seine Reise ins Malissorengebiet schon mit dem Lande etwas vertraut geworden, beabsichtigt die österreichische Regierung, ihn demnächst nach Mittelalbanien zu senden, mit Geld und Empfehlungsbriefen an die Geistlichkeit wohl ausgerüstet. Besonders interessirt sich dabei Se. Excellenz Freiherr von Helfert für Baumann, welch' letzterer erst kürzlich Reserve-Officier geworden und für militärische Aufnahmen gedrillt wurde.

Daß die katholischen Mittelalbanesen einer österreichischen Occupation theilweise geneigt wären, erfuhr ich selbst während meiner Reise dortselbst. Als man mich für einen verkleideten österreichischen Consul oder Emissär hielt, brachte man mir Ovationen und die Geistlichen wurden nicht müde, mich ihrer Zuneigung für Oesterreich zu versichern.

Nach alledem scheint es ziemlich sicher, daß die katholischen Albanesen sich einer österreichischen Occupation nicht widersetzen würden. Wie sich aber die mehr als doppelt so zahlreichen mohamedanischen Albanesen verhalten würden, ist fraglich. Man darf indeß nicht vergessen, daß das Geld schließlich stets der ausschlaggebende Factor bei den Albanesen ist.

Seit einem halben Jahre wird auch im k. k. militärisch-geographischen Institute mit fieberhafter Thätigkeit gearbeitet und zwar „reservat“, d. h. mit Geheimhaltung. Es ist jedoch nicht schwer zu errathen, daß sich die geheimnißvolle Arbeit auf eine Generalstabskarte Albaniens bezieht. Desgleichen herrscht auch seit derselben Zeit emsige Thätigkeit im Kriegsministerium, und beschäftigt man sich dort speciell mit eifrigem Studium allen auf Albanien bezüglichen Materials. Die hundert Exemplare meines Werkes über Albanien, welche vor einiger Zeit so plötzlich verlangt wurden, dürften wohl auch ihren Weg ins Kriegsministerium genommen haben, da sich doch nicht gut annehmen läßt, daß plötzlich so viele Privatpersonen das unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt hätten, sich über Albanien zu unterrichten, das doch jetzt gerade nicht an der Tagesordnung steht. Endlich will ich nicht verschweigen, daß ich auch Generalstabs-Officiere von einer heuer bevorstehenden partiellen Mobilisirung sprechen hörte.

Hält man alle diese Umstände zusammen, so müßte man mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu begreifen, daß die Occupation Albaniens im Rathe der österreichischen Kriegsgötter beschlossene Sache ist. Und noch weitere Nebenumstände machen dies wahrscheinlicher. Erzherzog Johann hat in Cetinje ostentativ auf die Waffenbrüderschaft der österreichischen und montenegrinischen Armee angestoßen. Eine solche kann aber doch nur gegen die Türkei resp. Albanien gerichtet sein, woraus sich auch die Reise des österreichischen Kronprinzen erklärte. Man weiß in Oesterreich recht gut, wie sehr das Gelingen der Occupation Albaniens von einer freundlichen Haltung oder gar Allianz Montenegros abhängt. Dieser hat man sich nun versichert, wahrscheinlich, indem man dem Fürsten Nikola noch einige albanesische Districte versprochen hat. (Aus fremder Haut lassen sich leicht Riemen schneiden!) Ob es von dem Fürsten klug und politisch war, sich durch ein solches Danaergeschenk ködern zu lassen (die Annexion feindseliger Völkerschaften betrachte ich stets als solche), will ich nicht näher untersuchen.

Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade seit der Entrevue in Skierniewice die österreichischen Pläne auf Albanien festere Gestalt erhielten; dies läßt fast darauf schließen, daß Oesterreich der Zustimmung Deutschlands und Rußlands sicher sei. Immerhin zeugt es österreichischerseits von erstaunlicher Kühnheit, wenn man in den Berliner Friedenstractat „leichten Herzens“ den ersten Riß thut. Rußland und die übrigen Staaten werden dann wohl das Ihrige dazuthun, daß von jenem unglückseligen Frieden kein Fetzen mehr übrig bleibt. So habe ich durch einen hochgestellten Serben erst kürzlich erfahren, daß Serbien sich in diesem Falle ein Stück Macedonien aneignen würde — nach meiner Auffassung eine unglückliche Idee, welche nur die ohnehin schon vorhandene Kluft zwischen Serben und Bulgaren erweitern müßte!

*) Leipzig 1881, bei Duncker u. Humblot.

Digitized by Google

Wann werden endlich die Diplomaten einsehen lernen, daß die Vergrößerung durch widerstrebende Länder und Elemente bloß eine Schwächung des Staates bedeutet! Das prätendirte Stück Macedonien wäre viel weniger werth als das gute Einvernehmen und die Allianz mit Bulgarien. Etwas Anderes wäre es, wenn Serbien das zur Hälfte von Stammesgenossen bewohnte und ihm durch historisches Recht zustehende Altserbien prätendirte; dieses liegt aber auf der österreichischen Operationslinie Novipazar-Saloniki und wird daher von Oesterreich selbst in Beschlag genommen werden.

In Bulgarien, Ostrumelien und Macedonien hat man sich, wie ich ebenfalls aus durchaus verläßlicher und competenter Quelle weiß, schon seit Jahren darauf vorbereitet, bei der ersten passenden Gelegenheit die Vereinigung sämmtlicher Bulgaren zu einem Reiche zu proclamiren und durch Waffengewalt zu erzwingen. Eine solche Gelegenheit böte sich, wenn die Türkei mit Oesterreich oder Rußland in Krieg verwickelt würde. In einem solchen Falle würden sich aber auch die Griechen melden, welche ihrerseits nicht minder emsig als die Bulgaren sind und Alles vorbereiten, daß gegebenenfalls alle in der Türkei wohnenden Hellenen gleichfalls das Banner der Vereinigung mit dem Mutterlande entfalten.

Und Rußland? Je nun, Rußland ist jetzt mit England in einen bösen Conflict verwickelt, von dem Niemand sagen kann, wie er ausgeht. Einigt sich Rußland mit England friedlich, so hat es freie Hand, auf der Balkanhalbinsel ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß Rußland den afghanischen Conflict geschickt benutzt, um mit Gladstone, dem alten Türkenfeind, auf Kosten der Türkei eine Einigung zu erzielen. Sollte es hingegen wirklich zum Kriege zwischen beiden kommen, so dürfte die Türkei sicher mit verwickelt werden. Die Engländer würden nämlich wahrscheinlich eine Flotte nach dem Pontus senden. Den herrschenden Verträgen zufolge dürfte diese aber die Dardanellen und den Bosporus nicht passiren, da aber schon 1878 die englische Flotte gegen den (scheinbaren) Willen der Pforte die Dardanellen passirte, wäre Rußland im Rechte, wenn es, um vor solcher Eventualität geschützt zu sein, die Türkei aufforderte, entweder zu gestatten, daß eine russische Torpedobootflottille (Rußland hatt 22 Torpedoboote im Pontus) im Bosporus Stellung nehme, um die englische Flotte eventuell in die Luft zu sprengen, oder daß die Türkei das Nichtpassiren derselben garantire. In letzterem Falle würde sich jedoch die Pforte zwischen Hammer und Ambos befinden. Widersetzt sie sich der englischen Durchfahrt mit Waffengewalt, so kommt sie mit England, andernfalls mit Rußland in Krieg. Und letzteres ist immerhin stark genug, um es gleichzeitig mit England und der Pforte aufzunehmen, besonders, da ja in solchem Falle Bulgaren und Griechen, eventuell auch die Serben zu den Waffen greifen würden, um der Türkei den Garaus zu machen — ganz abgesehen von Oesterreich, das im Trüben fischen und nach Saloniki marschiren würde.

In jedem Falle ist also die Situation auf der Halbinsel eine sehr — interessante und das Jahr 1885 dürfte allem Anschein nach dort gewaltige Ereignisse zu sehen bekommen, ob sich jetzt Rußland mit England vergleicht oder nicht. Selbst wenn alle anderen Interessenten noch warten wollten, würde die österreichische Action allein schon hinreichen, das Wiederaufrollen der Orientfrage zu bewirken.

Eine überraschende Himmelserscheinung und ihre Erklärung.

Von A. Ch. Bauer.

Unter den Entdeckungen, welche die beobachtende Astronomie in den letzten beiden Jahrzehnten gemacht hat, befindet sich eine von geradezu überraschendem Charakter; überraschend insofern, als man Das, was diese Entdeckung feststellt, nicht nur nicht erwartet hatte, sondern sogar mit großer, aber wie sich jetzt zeigt, voreiliger Zuversicht das genaue Gegentheil vermuthet hatte. Unser Sonnensystem zeigt bei aller Großartigkeit und Complication der Erscheinungen doch einzelne fundamentale und hervortretende Eigenthümlichkeiten. Die interessanteste derselben ist vielleicht die, daß sämmtliche Planeten in derselben Richtung um die Sonne kreisen, und zwar in derselben Richtung, in welcher die Sonne sich um ihre eigene Achse dreht. Man kann sich diese Richtung veranschaulichen, wenn man sich in der Sonnenachse stehend denkt, mit dem Kopfe an ihrem Nordpol, mit den Füßen an ihrem Südpol. Sieht man sich nämlich in dieser Stellung die Rotation der Sonne und die Revolution*) der Planeten an, so erblickt man keine einzige Uhrzeigerbewegung, sondern alle Bewegungen finden in entgegengesetzter Weise statt. Oder, von der Erde aus gesehen zieht ein Sonnenfleck, der sehr geeignet ist, die Rotation der Sonne zu verfolgen, für den Beobachter, welcher die Sonne im Süden sieht, von links nach rechts, für Denjenigen aber, der sie im Norden sieht, von rechts nach links vorbei. An der Hand eines, oder besser zweier Globen wird sich der Leser dies noch deutlicher veranschaulichen können.

Diese Bewegungsrichtung nennt man rechtläufige Bewegung, die entgegengesetzte rückläufige oder retrograde Bewegung. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß wir von unserem irdischen Standpunkte aus die Planeten zeitweise sich rückläufig bewegen sehen, am seltensten, nämlich nur ein paar Tage im Jahre, den Merkur, am längsten, nämlich fast die Hälfte des Jahres hindurch, den Neptun. Diese Rückläufigkeit ist aber nur eine scheinbare und dadurch erzeugt, daß unser irdischer Standpunkt selbst durch den Weltenraum forteilt. Mit dieser, schon den alten Griechen bekannten und jetzt längst erklärten subjectiven Erscheinung haben wir es hier nicht zu thun. In Wahrheit drehen sich alle Planeten rechtläufig um die Sonne.

Ja, diese Rechtläufigkeit erstreckt sich noch weiter. Die Planeten drehen sich bekanntlich außer um die Sonne auch um ihre eigenen Achsen, das heißt, sie haben außer ihrer Revolution auch ihre Rotation; und auch diese Planetenrotation ist eine rechtläufige: für den in der Achse des Planeten, mit dem Kopf nach Norden Stehenden ziehen die Massen des Planeten entgegengesetzt der Uhrzeigerbewegung vorbei. Hier bei den Planeten kann man dies noch anders ausdrücken, und gerade Das ist für das Folgende von großer Wichtigkeit. Man kann nämlich die Richtung der Rotation mit der Richtung der Revolution vergleichen, und dann läßt sich das Gesagte dahin ausdrücken, daß die der Sonne gerade abgewandte Hälfte des Planeten, also seine Nachthälfte, sich vorwärts, die Taghälfte dagegen rückwärts bewegt; vorwärts heißt dabei: in derselben Richtung, in welcher der Planet um die Sonne kreist, rückwärts: in der entgegengesetzten Richtung.

Dem Gesetz der Rechtläufigkeit gehorchen drittens auch die Monde. Der Mond unserer Erde, die beiden Marsmonde, die vier Monde des Jupiter, die acht Saturnsmonde kreisen sämmtlich rechtläufig um ihre Centralkörper. Man sieht, die Erscheinung der Rechtläufigkeit ist im Sonnensysteme so allgemein, daß man leicht geneigt sein möchte, erstens diese Erscheinung zum Gesetz zu erheben und zweitens dieses

*) Unter Revolution versteht man in der Astronomie die Umdrehung eine Körpers um einen Centralkörper; unter Rotation diejenige um seine eigene Achse.

Digitized by Google

Gesetz zu einer Theorie des Sonnensystems zu verwerthen. Schon der große Newton that das Erstere, der kaum minder geniale Laplace auch das Letztere. Er stellte auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Behauptung auf, für die er zehntausend gegen eins verwetten wollte: daß, falls ein neuer Planet oder Mond entdeckt würde, die Achsendrehung des Planeten und der Kreislauf des Mondes auch wieder rechtläufig sein würden. Man kann sich daher die Ueberraschung vorstellen, welche sich der gelehrten Welt bemächtigte, als die Untersuchung der beiden jüngst entdeckten Planeten, des Uranus und des Neptun nebst ihren Monden die Thatsache ergab, daß diese beiden Weltkörper sich rückläufig um ihre Achse, und daß sich ihre Monde rückläufig um sie bewegen. Die Ueberraschung war um so größer und unangenehmer, als sie die berühmte Kosmogenie von Kant und Laplace, die einzige zur Erklärung des Sonnensystems aufgestellte Hypothese, mit einem Schlage über den Haufen zu werfen schien. Man war einfach consternirt, und die zahlreichen Feinde einer jeden, also auch der Laplace'schen, Kosmogenie triumphirten. Um so wichtiger ist es, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf alle Bestrebungen hinzulenken, welche, weit entfernt, die Büchse ins Korn zu werfen, die wunderbar geistvolle Kant-Laplace'sche Hypothese mit der unerwarteten Rückläufigkeit in Einklang zu bringen suchen.

Einen derartigen Versuch hat ganz kürzlich der berühmte Pariser Astronom Faye in der That unternommen.

Die Kant-Laplace'sche Hypothese läßt unser Sonnensystem bekanntlich entstehen aus einem äußerst dünnen, gestaltlosen Nebel, in welchem aus irgend einem Grunde eine Art von kreisförmiger Wirbelbewegung entstanden war. Noch heute zeigt der Himmel eine große Anzahl riesiger Massen solcher ganz fein vertheilten Materie, so fein vertheilt, daß sie nur ein ganz schwaches Licht erzeugt. Es sind dies die Nebelflecke, zu deren Beobachtung man sehr starker Fernrohre bedarf. Diese Nebelflecke repräsentiren schon ganz verschiedene Stadien der Entwickelung. Der Orionnebel zum Beispiel hat keine scharf begrenzte Form, und nur in der Mitte zeigt er eine hellere Stelle. Der Nebelfleck der Andromeda hingegen hat eine fast geometrisch exacte Gestalt, und der helle Kern in seiner Mitte ist so deutlich, daß man mit Bestimmtheit auf eine hier stattgehabte beträchtliche Verdichtung der Nebelmassen schließen kann. Der Nebelfleck des Löwen wiederum zeigt nebelförmige Ringe, die offenbar noch in ihrer Bildung begriffen sind, und die sonderbaren Doppelnebel der Jungfrau, des Wassermannes u. s. w. sind augenscheinlich sehr nahe ihrer schließlichen Umwandlung in Sterne. So geht die Schöpfung des Universums gleichsam unter unseren Augen vor sich.

Am seltensten sind die ringförmigen Nebel, und zwar mit gutem Grunde. Derartige Weltkörper besitzen nämlich keine große Stabilität, sie bilden gewissermaßen nur eine Uebergangsform. Wegen der Unterschiede in der linearen Geschwindigkeit, welche hier vorherrschen, und wegen der gegenseitigen Anziehung ihrer Theile erzeugt nämlich diese letztere Ursache Strudel, welche, weil sie gezwungen sind, demselben Wege mit verschiedenen Geschwindigkeiten zu folgen, sich vereinigen und in eine einzige Nebelmasse verlieren, in welche nach und nach alle Materie der Ringe absorbirt sein wird. Diese Nebelmasse, welche eine Rotation in derselben Richtung besitzt wie der Ring, wird ihrerseits einen Planeten erzeugen, der umgeben ist von Begleitern, die in derselben Richtung und in derselben Ebene umlaufen.

Wir haben so eine Reihe von Nebelringen, von denen einige die strudelnde Verdichtung zeigen, welche in der Bildung einer Planetenmasse endet. Zur selben Zeit hat die ungeheure Menge von Material, welche in der Mitte des ursprünglichen Nebelfleckes nicht zu den Ringen aufgebraucht wurde, nach und nach sich in der Mitte vereinigt, zuerst sehr langsam und später sehr schnell, und erzeugte so eine Centralkugel, eine Sonne, die sich um ihre eigene Achse dreht in derselben Richtung und in derselben Ebene wie die Planeten. Erscheinungen, genau ähnlich denen des primären Nebelflecks, werden bei diesen secundären eintreten, das heißt, sie werden sich auflösen in concentrische Ringe, dann in eine centrale Kugel. Die Ringe werden ihrerseits sich verdichten in andere sehr kleine Kugeln — Satelliten, welche um jeden Planeten stets in derselben Richtung kreisen, während der Planet sich um seine Achse genau in der Richtung und in der Ebene dieser secundären Ringe bewegt.

In dieser Weise also ist Alles vor sich gegangen. Durch einen glücklichen Zufall entgingen einige Ringe des kleinen, secundären Systems von Saturn der Zerstörung und sind nicht in Satelliten umgewandelt worden. Faye schreibt ihre Existenz der ungeheuren Dünnheit dieser Ringe und ihrer schnellen Rotation zu.

Wir hätten so die Erklärung des Sonnensystems beendet, wenn dieses System nicht jene auffallende, auf Uranus und Neptun bezügliche Eigenthümlichkeit zeigte, die scheinbar in vollem Widerspruch steht zu dem Vorstehenden. Sollen wir deshalb glauben, daß die Theorie falsch ist? Sie ist nicht falsch, sondern unvollständig.

In dem ursprünglichen, kugelförmigen und homogenen Nebelfleck, wo die Anwesenheit von Ringen, die um die Mitte umlaufen, nichts ändern kann an dem Gesetz der inneren Anziehungskraft haben wir gesehen, daß diese Anziehungskraft wächst in directem Verhältniß mit dem Abstande vom Mittelpunkt. Später aber bildete sich durch die Vereinigung aller nicht zu den Ringen verbrauchten Materie die Sonne, es entstand auf diese Weise ein leerer Raum zwischen ihr und den Ringen, und das Anziehungsgesetz wurde nun ein völlig anderes. Jetzt trat nämlich dasjenige Anziehungsgesetz in Wirklichkeit, welches gilt, wenn ein Centralkörper von ungeheurer Masse auf Körper von weit geringerer Masse durch den leeren Raum hindurch wirkt. Und so verhielt es sich hier; denn die Masse aller Ringe zusammengenommen machte noch nicht den 700sten Theil der Sonnenmasse aus. In einem solchen Falle nimmt die Anziehungskraft mit dem Abstande vom Mittelpunkte nicht mehr, wie bei jedem zusammenhängenden Nebelflecke, zu, sondern ab, und zwar in sehr starkem, nämlich quadratischen Verhältniß, so daß sie beispielsweise in der doppelten Entfernung viermal so schwach ist. Wie nun in diesen beiden Fällen das Anziehungsgesetz ein ganz verschiedenes ist, so verhält es sich auch mit dem Gesetze, wodurch die Umdrehungsgeschwindigkeit der Ringe bestimmt wird. In der ersten Periode des Sonnensystems ist diese Umdrehungsgeschwindigkeit je weiter vom Centrum, desto größer, so daß, wenn wir einen der Nebelringe betrachten, dieser mit seiner Außenseite sich schneller drehen möchte als mit seiner Innenseite. In der zweiten Periode des Sonnensystems hingegen, wo sich bereits die centrale Sonne gebildet hat und das zweite Anziehungsgesetz in Kraft getreten ist, ist die Umdrehungsgeschwindigkeit der Ringe je weiter vom Centrum desto kleiner, so daß, wenn wir uns jetzt einen der Nebelringe ansehen, dieser das Bestreben hat, mit seiner Innenseite schneller zu kreisen als mit seiner Außenseite. In beiden Fällen kommen wir zu dem Ergebnisse, daß die Ringe nicht auf die Dauer bestehen können; wegen der Verschiedenheit der Geschwindigkeit der äußeren und der inneren Peripherie werden sie vielmehr zerreißen und sich nach Art von Fett- oder Oelringen, welche man an irgend einer Stelle zerreißt, zu Kugeln zusammenballen. Diese Nebelkugeln werden selbstverständlich um das Centrum des ganzen Systems herumkreisen. Sie werden aber eben wegen jener Ungleichheit der Geschwindigkeit außen und innen auch um sich selbst, um ihre Achse herumwirbeln; und diese Rotation wird im ersten Falle, wo die Geschwindigkeit außen stärker ist, eine rechtläufige, im zweiten Falle dagegen, wo die innere Seite mehr Schwung hat, eine rückläufige sein. Von den Monden, die sich etwa durch Losreißung von diesen Planetenkugeln bildeten, würde ganz dasselbe gelten; ihre Kreisbahnen um ihre Mutterplaneten würden im ersten Falle rechtläufig, im zweiten Falle rückläufig sein.

Was haben wir hieraus zu schließen? Es ist klar, daß die Planeten von Merkur bis Saturn, die in dem centralen Gebiete liegen, nach dem ersten Gesetze gebildet worden sind, als die Sonne noch nicht existirte oder noch nicht eine vorherrschende Masse angenommen hatte, und daß die Planeten, welche in dem äußeren Gebiete liegen, welches das bei weitem

Digitized by Google

größere war, gebildet wurden, nachdem die Sonne bereits entstanden war.

Wenn nun entdeckt werden könnte, daß Venus oder Merkur einen Mond besitzen — man hat schon öfters einen solchen wahrzunehmen geglaubt, ohne jedoch seine Bahn verfolgen zu können —, dann wird seine Bewegung ohne Zweifel eine rechtläufige sein, gerade wie sie bei den Monden der Erde, des Mars, des Jupiter und des Saturn rechtläufig ist. Wenn hingegen ein Planet jenseits des Neptun entdeckt werden wird, dann wird seine Achsendrehung und die Bahnbewegung seiner Satelliten rückläufig sein.

Wir sind auf diese Weise zu einem ebenso wichtigen wie überraschenden Ergebnisse gelangt: die Erde ist viel älter als die Sonne, sie hat sich aus einem Nebelringe gebildet, noch ehe die innerhalb der Ringe befindliche Nebelmasse sich so weit zusammengezogen hatte, daß sie einen Weltkörper für sich bildete. Wenn dies anders wäre, wenn, wie Laplace gesagt haben würde, ihre Bildung viel später erfolgt wäre nach derjenigen der Sonne, dann würde das Aussehen des Himmels ein ganz anderes sein: die Sterne würden im Westen auf- und im Osten untergehen; der Mond würde eine retrograde Bewegung haben, wie die Satelliten des Uranus und Neptun.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — lautet die biblische Erzählung; erst am vierten Tage wurde die Sonne an die Veste des Himmels gesetzt. Heute kommt die Naturforschung, wie wir sehen, zu einem analogen Resultate. Vielleicht, daß die orthodoxen Gegner wissenschaftlicher Weltentwickelungsgeschichte die ihnen hier dargebotene Hand der Versöhnung nicht ausnahmslos zurückweisen!

Literatur und Kunst.

Richard Kralik.

Von Karl von Thaler.

Im verflossenen Winter trug der Schauspieler Mitterwurzer in einem Concerte in Wien ein Gedicht vor. Es hieß „Tarantella" und fand wegen der originellen Behandlung des Stoffes und des kecken Rhythmus großen Beifall. Der Name des Verfassers ward mit einem Male einer Menge von Menschen geläufig, die ihn früher nicht gekannt hatten. Das ist bezeichnend für die Stellung, welche unsere Gesellschaft, und nicht die Wiener allein, zur Poesie einnimmt. Daß das Gedicht vor nahezu drei Jahren in dem von K. E. Franzos herausgegebenen „Dichterbuch aus Oesterreich" erschienen war, daran erinnerten sich die Wenigsten, und daß Kralik bereits eine stattliche Reihe von Dichtungen veröffentlicht hatte, schien außerhalb der literarischen Kreise nicht Vielen bewußt zu sein. Man besann sich bloß auf sein Festspiel: „Die Türken vor Wien", — nicht etwa, weil man es gelesen hatte — wer liest denn in Wien heimische Poeten? — sondern weil derselbe Mitterwurzer, der die „Tarantella" declamirt, früher auch das erwähnte Festspiel öffentlich vorgetragen. Wir leben in einer verkehrten Welt, in der die meisten Dinge auf dem Kopfe stehen und das natürliche Verhältniß zwischen Dichter und Schauspieler in sein Gegentheil verwandelt ist. Das Theater gilt der Mehrzahl unserer Mitbürger als die feinste Blüthe menschlicher Cultur. Man kann zwar nicht sagen, daß sie diese Anschauung durch materielle Opfer ausdrücken; im Gegentheil, es ist in Wien eine entschiedene Abneigung gegen die Theaterkassen und eine wahrhaft epidemische Vorliebe für Freibillets vorhanden, die an keine aufrichtige Begeisterung für die darstellende Kunst glauben läßt. Aber die Leute vom Theater sind unserer Gesellschaft besonders interessant, und das hat vielleicht eine ganz natürliche Ursache. Wo im Staat und im socialen Leben so Vieles unecht ist, da müssen die Vertreter der Welt des Scheins die erste Rolle spielen. Dazu gehören die Dichter nicht, denn die Ideale, welche sie suchen und vertreten, sind kein Blendwerk, sie sind vielmehr, wie ein großer Italiener unserer Tage sagt, das einzig Wahre.

Zur Vermittelung mit dem Publikum sollte nur der dramatische Dichter des Schauspielers bedürfen. Allein heute und auf unserem Boden muß ihn auch der Epiker, ja sogar der Lyriker in Anspruch nehmen, wenn er in breitere Schichten eindringen will. Bücher zu kaufen wird hier im Allgemeinen als ein ganz überflüssiger Luxus betrachtet; es gibt reiche Familien genug, bei denen man keine Bibliothek findet. Gedichte zu kaufen, daran denkt vollends Niemand; man hätte ja doch keine Zeit, sie zu lesen. Um sich dafür zu entschließen, muß man persönlichen Antheil an dem Autor nehmen, mit ihm bekannt sein, und in diesem Falle wendet man sich an ihn und bezeugt ihm freundschaftliche Gesinnung und Anerkennung, indem man sich sein neuestes Werk von ihm borgt und es an zehn oder zwanzig Neugierige weiter verleiht. Wie das den Dichter freuen muß! Und erst den Verleger!

Da dieser Gleichgiltigkeit gegen die poetische Production eine sichtliche Modeschwäche für öffentliche Vorlesungen entspricht, so haben sich neuestens heimische Dichter wiederholt eines beliebten Schauspielers als Mediums bedient, um das unfreiwillige Incognito ihres Namens los zu werden. Als Richard Kralik Herrn Mitterwurzer veranlaßte, die „Türken vor Wien" vorzutragen, traf er jedoch keine glückliche Wahl, und die Zuhörer mußten einen falschen Begriff von seinem Talente bekommen. Erstens konnte das Festspiel seiner großen Länge wegen nicht vollständig, sondern nur auszugsweise, also verstümmelt, mitgetheilt werden, zweitens ist es, trotz einzelner Schönheiten, ein wunderliches Opus und vielleicht die schwächste Arbeit des Dichters.

Kralik hat den Versuch gemacht, die Sage vom Agnesbrunnen bei Sievering mit den historischen Ereignissen von 1683 zu verknüpfen. Jeder Wiener weiß, daß an dem schattigen, von hohen Bäumen überrauschten „Bründl" neben dem reizenden Waldwege, der von Sievering auf den Hermannskogel führt, fast zu jeder Tagesstunde alte Weiber sitzen, die in entsprechender Gewandung, wenn ihrer gerade drei beisammen sind, wohl geeignet wären, die Nornen unserer Vorzeit darzustellen. Sie schauen tiefsinnig in das Wasser hinab, manchmal auch in ein mitgebrachtes Fläschchen, aus dem sie Stärkung für ihren Opferdienst trinken. Sie sind Priesterinnen des Gottes Lotto, dessen Cultur in Oesterreich noch immer vom Staate anerkannt wird, und sie suchen auf dem Grunde des Wassers — Nummern. Es ist der letzte Rest eines schönen Glaubens, die schwache Erinnerung an urgermanische Heidenzeit, was die würdigen Schicksalsschwestern an das Brünnlein führt. Aus dem Brunnen kommen im deutschen Märchen die Kinder; er bedeutet die Unterwelt, wo Frau Bertha — oder Frau Holle — die Göttermutter Nerthus — haust, die in den heiligen zwölf Nächten mit ihrem Gefolge umherzieht. Aus dem Brunnen tauchen die weissagenden, zukunftkundigen Wassergeister empor, von denen Melusine und Undine auch Jenen bekannt sind, die sonst keinen Bescheid in den Sagen der Vergangenheit wissen. Die Agnes Kralik's führt sich als eine Verwandte der Opernnixen, als eine junge Dame von höchster Abstammung ein. Frau Bertha selbst ist ihre Mutter, kein Geringerer als Wodan ihr Vater, während sie wie in der localen Volksüberliefering als Kind des armen Köhlers gilt. Sie gibt ihrem geliebten Karl die berühmte, in der romantischen Schule bereits stark verwendete blaue Blume, die er nicht verschenken darf, und obwohl er dies Gebot übertritt und sich in eine Andere verliebt, rettet er doch Wien, wie es des Gottes Wodan Rathschluß gewesen, an der Spitze die Einherier, die aus den seligen Räumen Walhalls herabgestiegen sind, um dem Entsatzheer Karls von Lothringen den Sieg über die Türken zu ermöglichen.

Neben dieser sagenhaften Handlung läuft die historische, mit vielen sorgfältig zusammengetragenen Details ausgestattet, ganz unvermittelt her. Der Widerspruch zwischen der wirklichen und der mythologischen Welt ist trotz der kühnen Brücke, die Kralik von der einen zur andern schlägt, nicht auszugleichen. Neben Wodan haben Rüdiger von Starhemberg, Kaiser Leopold und Sobieski keinen Raum; die Gestalt des Gottes drückt sie ungebührlich zu Boden; bei dem bestän-

Digitized by Google

digen Ueberspringen von überirdischen Wesen zu handfesten Wiener Bürgern gehen Einheit und Stimmung verloren. Wie die Anlage des völlig unaufführbaren Festspiels, so ist auch die äußere Form willkürlich und regellos. Ob die Verse Trimeter, Alexandriner oder Zwischenglieder einer Nibelungenstrophe sind, das vermag an vielen Stellen kein Leser zu entscheiden. Der Dichter geberdet sich wie ein wildes Füllen, das weder Zügel noch Zaum duldet; aber bei alledem ist er ein Dichter; kein bloßer Versemacher, sondern ein junger Mann von entschiedener poetischer Begabung, einer aufmerksamen kritischen Beachtung werth.

Er hat das zumeist in einem kleinen Büchlein bewiesen, das den stolzen Titel „Offenbarung" trägt und den Gedanken ausführt: Wir sind Götter, die Welt ist unser Spiel. Kralik entwickelt diese eigenartige Idee auf germanisch-mythologischem Grunde, in eddischer Einkleidung. Vielleicht ist darum seine Dichtung zu wenig verstanden und gewürdigt worden, denn man glaubt es gar nicht, wie fremd und unwissend selbst die Mehrzahl der Gebildeten den religiösen Anschauungen der deutschen Vorzeit gegenüber steht. Der Dichter hat seine Idee klar genug ausgedrückt:

. . . . . Nun höre, Himmelskind,
Warum die seligen Götter zur Welt gekommen sind.
Sie sind nicht hergekommen, zur Buße hier verdammt,
Auch nicht um zu erfüllen bestimmungsschweres Amt;
Nur um das zu genießen, was sie noch nicht gewußt:
Die Wonnen all des Schmerzes und der Leiden Lust.
Sie nahmen diesen schwachen, dem Tod verfallenen Leib,
Daß nicht stets ihre Seele in ew'ger Ruhe bleib.
Zu hungern und zu dürsten, das strebten sie wohl recht,
Den Willen einzuschließen als strengen Schicksals Knecht;
Ihre Kraft zu fühlen in süßer Müdigkeit,
Das Glück erst zu ersehnen in bangender Liebe Leid;
Den Muth selbst zu erproben in selbstgeschaffner Noth,
Den Augenblick zu genießen im Gefühl der Vernichtung, im Tod;
Der göttlichen Würde sicher in niederster Knechtschaft Schmach,
Nicht scheuend die bittersten Bande, die die Gottheit endlich zerbrach.

Solcher Stellen, die Kralik vor dem strengsten Richterstuhl Gnade finden lassen, kommen genug in der „Offenbarung" vor. Wie hübsch ist z. B. folgende:

Dieses dünkt mich übel, dies ärgert mich zumeist,
Daß manche Menschen glauben, es wäre nur leichter Trug,
Was da die Dichter künden; nur Spiel, nur Märchenlug.
Die sind nicht recht berathen. Das Leben ist wohl Schein,
Die Dichtung aber Wahrheit; Festes giebt sie allein.

Oder wenn er von den Frauen singt:

Wer ist, der sie ergründe? Nur Wenige kennen ihr Herz.
Du weißt nicht, was sie wollen, Du weißt nicht, was sie entflammt;
Sie folgen höheren Plänen, sie haben göttliches Amt.
Sie kennen alle besser als Du des Lebens Kern,
Sie stehen nie den Pforten des Himmels also fern;
Drum sollst Du nie sie schelten . . . . .

Obwohl Kralik das Werkchen eine Epistel nennt, so ist es doch ganz und gar lyrisch. In der Lyrik liegt seine Kraft und dadurch wird er als Dichter beglaubigt. In den beiden Bändchen Gedichte, die er bisher erscheinen ließ, befindet sich nicht ein einziges erzählendes; er schildert nicht, er gestaltet nicht, er singt. Sowohl im „Roman", wie er die erste, durch einen dünnen Faden von Handlung zusammenhängende lyrische Sammlung taufte, wie im späteren „Büchlein der Unweisheit" sind viele anmuthige und schöne Lieder enthalten, echte, tiefempfundene, aus dem Herzen quellende Töne des Schmerzes und der Lust. Freilich strömt der Born seiner Dichtung gar zu reichlich, und eine strenge Selbstcensur wäre gut gewesen. Die goldene Regel, daß sich der Meister in der Beschränkung zeigt, gilt auch für die Quantität. Hat Kralik die Jugend daran verhindert, die weise Vorschrift zu beobachten?

Zu seinen reizendsten Liedern gehört eines, das mit den Versen beginnt:

Ein Bote komm' ich her zu Dir; bin ausgesandt in Treuen.
Ich sage, was man mir gebot, ich hoff', es soll Dich freuen.

Der mich gesandt, der gab mir auf, daß ich Dir sicher sage,
Er komme selber zu Dir her, eh' siebenmal es tage.

Klingt das nicht genau so, als ob es vor sechshundert Jahren gedichtet und nur im heutigen Deutsch erneuert worden wäre? Wenn wir der Spur nachgehen, welche sich hier zeigt, so kommen wir an vier gewaltige Quartbände, aus welchen Kralik's Poesie die stärksten und mächtigsten Anregungen empfängt. Sie wurzelt in der mittelhochdeutschen Lyrik, in den Minnesängern. Kralik dankt ihnen außerordentlich viel; er hat sie mit großem Nutzen studirt, und ihre lieblichen „doene" summen ihm beständig im Gedächtniß. Er folgt ihrer Ausdrucksweise, ihrer einfachen, herzlichen, natürlichen Art, Liebeslust und -Leid in Reime zu bannen, er ahmt häufig den Bau ihrer Lieder nach, indem er statt der gleichförmigen Strophe die Stollen und den Abgesang gebraucht; — kurz, er widmet den längst in Staub zerfallenen Sängern, deren Werke und Bildnisse die Manesse'sche Handschrift aufbewahrt, eine rührende Anhänglichkeit. Natürlich sind ihm viele Wendungen und Gleichnisse, auch ganze Verse von ihnen in lebendiger Erinnerung geblieben und kommen ihm in den Augenblicken dichterischer Begeisterung von selbst in die Feder, so daß man zuweilen, wenn man in seinen Gedichten blättert, einen Palimpsest zu lesen glaubt. Die spätere Schrift ist die Kralik's, aber unter und zwischen ihr entdeckt ein schärferes Auge bald die großen, von einer schwert- und harfenkundigen Hand herrührenden Buchstaben des dreizehnten Jahrhunderts. Wenn die Lyriker aus jener ersten Glanzzeit der deutschen Literatur, von deren Herrlichkeit noch immer nur ein kleiner Kreis Kenntniß hat, aus ihren Gräbern aufstehen könnten, so müßte sich Kralik arg entblößen, um ihnen Alles zurückzuerstatten, was er von ihrer Hinterlassenschaft entlehnt. Aber die Todten sind geduldige Gläubiger, sie mahnen nicht. Von ihrem Golde zu borgen ist keine Schande, wenn man die Münzen wenigstens auf einer Seite mit neuem Gepräge versieht. Das versäumt Kralik in den seltensten Fällen. Verzeihen wir ihm daher die Anleihen bei den Minnesängern ebenso wie die Benützung altgriechischer Hymnen, die in einigen Gedichten des „Römischen Frühlings" — im „Roman" — hervortritt. Andere junge Poeten eröffnen sich eigenmächtig Credit bei kaum verstorbenen oder noch lebenden Zeitgenossen. Von dieser Sünde ist Kralik frei, und von dem Einflusse Heine's, der im Allgemeinen die Originalität der heutigen Lyrik übermächtig niederzwingt, spürt man bei ihm kaum einen Hauch.

Die Vorliebe für die mittelalterliche Dichtung ist wohl die Erklärung dafür, daß Kralik einen „Adam" in der Art der Mysterien jener Zeit geschrieben. Wie die Bühne der geistlichen Spiele, aus denen sich das moderne Theater entwickelte, hat auch er seinen Schauplatz eingetheilt: Oben der Himmel, unten die Hölle, zwischen beiden in der Mitte die Erde, und alle drei ganz naiv durch Treppen verbunden. Eine dramatische Arbeit, die das völlig neue Thema des Sündenfalls behandelt, müßte von außerordentlich poetischem Werthe sein, um uns einiges Interesse einzuflößen. Der „Adam" Kralik's hat dasselbe nur bei dem Staatsanwalte hervorgerufen, der das Büchelchen nach dem Erscheinen confiscirte und ihm dadurch eine unschätzbare Reclame bereitete. Warum die Beschlagnahme erfolgte, vermögen wir nicht zu begreifen. Wegen allzu kühner Gedanken wahrlich nicht, denn die Dichtung ist, obwohl Adam und Eva für. Urmenschen etwas zu gebildet sprechen und der Serenissimus der Teufel sich sichtliche Mühe gibt, in die Fußstapfen seines Vetters Mephistopheles zu treten, im Ganzen sehr harmlos und thut keiner gläubigen Seele besonders weh.

Das neueste Werk Kralik's ist ein Schauspiel „Maximilian",

Digitized by Google

sein Held der letzte Ritter, der Jäger von der Martinswand, der Verfasser des „Theuerdank". Zum Muster hat sich der Autor die Historien Shakespeare's genommen; es geht in seinem Stücke gerade so wild und regellos zu wie in jenen. An die Aufführung wird Niemand denken, auch der Verfasser nicht. Einzelne Züge sind poetisch. Es ist z. B. eine hübsche Idee, daß Max durch den Geist seiner todten Gemahlin, der heißgeliebten Marie von Burgund, auf der Martinswand gerettet wird. Die uralte Vorstellung, daß die Liebe stärker sei als der Tod, die im Hohen Lied Salomonis ausgesprochen und in der nordischen Helgesage verkörpert wird, sieht man immer wieder gern auftauchen. Das Drama hat ein Vorspiel, das uns besser gefällt als die folgenden fünf Acte. Sein Schauplatz ist das Theater und der Director fragt den Dichter, nachdem der Letztere den Inhalt seines Stückes explicirt hat: „Doch, wie soll das ein Drama geben?" Darauf antwortet der Dichter: „Das weiß ich selber nicht." Vor solcher Offenheit senkt die Kritik die Waffen; sie muß aber im Namen der Göttin Ostara dagegen protestiren, daß diese mit der Austria verwechselt wird, wie es Kralik nun schon zum zweiten Male thut. Ueber Ostara, deren Name in „Ostern" fortklingen wird, so lange die deutsche Sprache lebt, ist unter den Germanisten schon viel gestritten worden. Wahrscheinlich war sie, wie Spurke, Gôi, Hrêda und Sif, eine Monatsgöttin, nach der man den Frühlingsmond benannte. Einige Gelehrte meinen, sie entspreche der classischen Aurora, andere, sie sei die Mutter des hammerschwingenden Donar Thor gewesen. Aber so ungewiß die amtliche Stellung Ostara's auch sein mag, — im Zusammenhang mit der Bosnischen Occupation soll man ihren Namen nicht eitel nennen.

Zum Schlusse ein ernstes Wort. Kralik verdient es, daß man aufrichtig mit ihm spricht, und so wollen wir ihm denn ehrlich seinen größten Fehler nennen: Seine unglaublich saloppe Form. Wenn er nicht im Stande wäre, gute Verse zu machen, so würde man ihn keinen Dichter nennen. Er kann es aber, wenn er will, und ist nur neun unter zehn Mal zu lüderlich, sich Mühe zu geben. Im „Maximilian" kommt folgende Stelle vor:

. . . . Maximilianus,
Erzherzog von Oesterreich,
Sohn des alldurchlauchtigsten
Großmächtigsten römischen Kaisers
Friedrich, deutscher Nation.

Das sollen Verse, und zwar Trochäen, sein. Wie will Kralik diese und ähnliche Dinge vor seinem eigenen Talent verantworten? Nach dem Grundsatz, den er in der „Offenbarung" aufstellt? Dort heißt es:

Ihr braucht euch nicht zu sorgen, wie euer Singen tön';
Ihr werdet's nicht verfehlen: Singt nur und es ist schön!

Mit nichten. Wer singt, ohne die Regeln der Gesangskunst zu beobachten, der pflegt falsch zu singen, und das begegnet Kralik sehr oft. Er schadet sich durch den Leichtsinn, mit dem er den Gesetzen des Versbaues, zuweilen auch denen der Sprache, auf die Füße tritt. Es macht ihm wohl Spaß, wenn er einmal „Men'" statt Mond schreibt und auf Sonn' reimt oder anderen solchen Unfug treibt, aber er sollte mehr Respect vor seiner Begabung haben. Merkwürdig, daß die jungen Dichter, die doch alle ein ganz ausgewachsenes Selbstgefühl besitzen, oft so wenig poetische Selbstachtung empfinden und ihre literarische Toilette absichtlich vernachlässigen. Es gab eine Zeit, in welcher das für genial galt; sie ist jedoch längst vorüber. Warum hält sich Kralik nicht auch in dieser Hinsicht an seine Vorbilder? Er soll von den Minnesängern lernen, wie sorgfältig und streng man auf die Schönheit der Verse und des Ausdrucks achten muß. Der Rath wie der Tadel, den wir ihm nicht ersparen konnten, entspringt herzlichem Wohlwollen und jener Vorschrift, die Horaz dem Kritiker gegeben:

Vir bonus et prudens versus reprendet inertes,
Culpabit duros, incomptis adlinet atrum
Transverso calamo signum . . .

Zu welchem Danke wäre Kralik einem Freunde verpflichtet, der ihm diesen Liebesdienst erwiesen hätte, bevor seine Gedichte gedruckt wurden.

Die polnische George Sand.

Von Gustav Karpeles.

Ein merkwürdiges Buch reist seit einigen Wochen auf den Recensententischen umher.*) Man weiß nicht recht, was damit anzufangen. Zunächst hat man es mißtrauisch bei Seite gelegt, dann immer wieder, hauptsächlich des reizenden Titelbildes wegen, vorgenommen und schließlich in einem Zug von der ersten bis letzten Seite durchgelesen. Da fängt die Rathlosigkeit von Neuem an. Man weiß nicht „wie noch wo"; man kann das Buch eben so wenig in den Bücherschrank — wegen seines seltsamen Formats — noch in die Literaturgeschichte — wegen seines nicht minder seltsamen Inhalts — rubriciren. Gehört es zu dem Genus der sogenannten Ghetto-Romane? Aber es ist doch ganz anders wie die Romane von Kompert, Franzos, Bernstein. Und dann: Wer ist E. P. Orzeszko?

Ich will mich bemühen, soweit ich es vermag, alle oder wenigstens die wichtigsten dieser Fragen hier zu beantworten. Vielleicht reicht diese Antwort aus, daß die Leser in dem eigenartigen Buche sich orientiren können.

E. P. Orzeszko — der Uebersetzer, Leonhard Briren, hat die Vornamen sehr vorsichtig abgekürzt — ist eine Dame: Elise Orzeszko, oder vielmehr Orzeszkowa, da im Polnischen die Familiennamen gleichfalls der Declination unterworfen sind. Ihr Leben ist ein schicksalvolles, inhaltreiches. Geboren 1847 bei Grodno in Litthauen von wohlhabenden Eltern, verbrachte sie ihre schönsten Jugendjahre im Kloster. Vom Kloster ging es in die Ehe — nicht umsonst nennt man die Polen die „Franzosen des Nordens". Diese Ehe mit einem litthauischen Gutsbesitzer war anfangs eine recht glückliche. Da kam der polnische Aufstand und zerstörte ihr Familienglück wie ihren Wohlstand. Der Mann wurde nach Sibirien verbannt, das Vermögen confiscirt. Aber all' diese Schicksalsschläge konnten den Muth der Dame nicht brechen. Im Gegentheil. Gerade durch sie wurde Elise Orzeszko das, was sie heute ist. Ohne die freundliche Hülfe Murawieff's wäre sie wahrscheinlich, wie schon ein Kritiker sehr richtig bemerkt, zeitlebens eine geistreiche, gebildete, edelmüthige, von ihrer Umgebung nicht verstandene Dame geblieben, die „die Fülle ihres sich stets erweiternden und läuternden Geisteslebens unproductiv in sich verschlossen hätte".

Erst der tiefe Schmerz weckte die große Begabung, die das Glück vielleicht nie zur Blüthe gebracht hätte. Kurz nach dem Aufstande — Grabesruhe herrschte in dem besiegten Lande — erschien ihre erste Novelle. Sie führte den Titel „Letzte Liebe" und richtete sich in ihrer Tendenz gegen den gleichnamigen Roman von George Sand. Seither, also seit mehr als zwanzig Jahren, schafft die Schriftstellerin unermüdlich. Größere und kleine Romane, Novellen, Erzählungen und Skizzen, ja sogar gelehrte politische und ökonomische Abhandlungen sind von ihr inzwischen erschienen. Daneben entfaltet sie aber auch in ihrem Kreise eine gedeihliche Privatthätigkeit. Sie weist nicht bloß ihren Geschlechtsgenossinnen den Weg, den sie zu gehen haben, sondern sie geht selbst muthig voran. Mit den Trümmern ihres Vermögens hat die

*) Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden 1885, Heinrich Minden.

Digitized by Google

treffliche Frau in Wilna eine große Druckerei errichtet, deren Pressen vornehmlich im Dienste der Jugenderziehung und Volksbildung stehen. Sie selbst lebt gegenwärtig in ihrer Heimat zu Grodno.

Man muß sich erinnern, daß Litthauen und die Ukraine eigentlich die Wiege der polnischen Romantik sind, daß von dort die bedeutendsten Talente ausgegangen sind, die in der polnischen Literatur zu Ansehen und Größe gelangt sind, daß dann das geistige Leben jener Länder — zugleich mit der politischen Reaction und nicht am wenigsten durch die Thätigkeit Murawieff's — in eine gänzliche Erschlaffung verfiel und Jahrzehnte lang darin verharrte. Dies Alles muß man sich in Erinnerung bringen, um die allgemeine Aufmerksamkeit und später die große Freude darüber zu begreifen, daß nach der Katastrophe des letzten polnischen Aufstands aus diesem selben Litthauen ein neuer, frischer Ton erklungen ist, ein Ton, wie man ihn nicht nur in den Wäldern der Ukraine, sondern auch nicht einmal in den literarischen Salons zu Warschau je zuvor gehört hatte.

Und als man gar aus diesem Ton die Stimme einer Frau heraushörte, da war des Staunens kein Ende. Zwar hatten schon vorher Frauen zum Theil mit Glück in der polnischen Literatur debütirt; natürlich nur mit Erzählungen sehr sanften Charakters oder mit fromm klingenden Dichtungen, die sich streng in den von Zucht und Sitte vorgeschriebenen Bahnen bewegten. Der neue Ton klang aber ganz anders in die Welt hinaus und in die Ohren der Jungen und Alten hinein. Jene waren entzückt, diese entsetzt. Alle aber erstaunt.

War nicht schon in dieser Art des Auftretens eine Analogie zu dem Leben der George Sand zu erkennen? Aber man würde fehl gehen, wenn man glauben wollte, daß Elise Orzeszko sich die berühmte französische Schriftstellerin zum Muster genommen habe und genau nach der Schablone das für Polen zu leisten beabsichtigte, was jene für ihr Frankreich gethan hatte. Studirt, mit Eifer und mit Erfolg studirt mag sie allerdings die Werke und das Wirken der größten modernen Schriftstellerin haben; auch die ersten und stärksten Anregungen für ihr Schaffen mag sie von der Französin empfangen haben — aber sie war klug und selbständig genug, sich ihren eigenen Weg zu bahnen. Man kann sagen, daß sie die Vorzüge der Fehler hatte, die George Sand durchs Leben trug; dasselbe kann man freilich von allen Kleinen sagen, die auf dem Nacken der Riesen stehen und über diese hinwegschauen. Aber Elise Orzeszko ist mehr und verdient ein größeres Lob als jenes.

Schon darum, weil sie mit einem festen Programm auf ihren neuen Weg trat. George Sand trug das Herz ihr Lebenlang höher als den Kopf; als sie auftrat, galt ihr das Gefühl mehr als der Gedanke. Georg Herwegh sagte von ihr sehr treffend, sie habe als Weib ganz erklärlich damit angefangen, daß sie die Freiheit des Herzens für ihr Geschlecht forderte, sie habe aber ihre Laufbahn wie ein Mann geschlossen, indem sie in die Reihe der Denker trat und die Freiheit des Gedankens in Anspruch nahm. Eine Nachfolgerin konnte natürlich Beides vereinen, und es ist nicht der geringste Vorzug unserer Schriftstellerin, daß sie dies wirklich gethan hat.

Auch sie beginnt mit einem Roman über die Institution der Ehe. Aber sie wendet sich sofort direct gegen George Sand. Sie will die Ehe nicht aufheben, sie will nur die Männer edler, charaktervoller, die Frauen reiner, gebildeter und für ihren Beruf besser vorbereitet wissen. „Letzte Liebe" heißt jene Erzählung, die in der Ausführung noch alle Untugenden des sogenannten Frauenromans, in dem zu Grunde liegenden Hauptgedanken aber schon das zielbewußte Programm der Schriftstellerin aufzeigt.

Dieses Programm nun ist ein so klares, festes und ist so streng innegehalten worden, daß es gar keiner künstlichen Construction bedarf, wie dergleichen oft in die Individualität eines Dichters hineingetragen wird, um das gesammte Schaffen der polnischen Dichterin in drei große Richtungen des socialen Tendenzromans zu verweisen. Die erste ist die, welche sich mit der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft beschäftigt, die andere behandelt die für Polen namentlich sehr wichtige Frage der Emancipation der Juden, die dritte ist der Reform der Gesellschaft nach den Lebensbedingungen der Gegenwart gewidmet. In diesen drei Richtungen hat Elise Orzeszko ihre Aufgabe, im socialen Tendenzroman das Kunstepos der Gesellschaft zu liefern, mit größerem oder geringerem Erfolg zu lösen versucht.

Die Romane der ersten Richtung weisen am deutlichsten nach, wie die Dichterin auch stetig mit ihren größeren Zwecken gewachsen ist. Während die ersten Erzählungen noch das Klagelied der Frau singen, die in der modernen Gesellschaft noch nicht die rechte Stellung gefunden, treten die später erscheinenden schon mit bestimmt formulirten Forderungen auf, die den Wirkungskreis der Frauen nach der intellectuellen wie nach der materiellen Seite des Lebens hin erweitern sollen. Das unwürdige Verhältniß, in dem sich die Frau bisher befunden, soll aufhören. Sie soll nicht mehr angebetet, sondern lieber verstanden werden. Sie soll sich alle jene Stellungen in der Gesellschaft erobern, die ihr der Unverstand bislang verschlossen hat. Endlich soll sie nicht mehr nach Brauch und Sitte oder um des Vermögens willen, sondern nur durch einen Bund des Herzens in die Ehe gehen. Die Erzählungen und Romane „Die Tugendhaften", „In der Provinz", „Das Tagebuch Waclawa's", „Im Käfig", „Herr Graba", „Martha", „Spinngewebe", „In den Tiefen des Gewissens" erörtern diese Frage nach allen Richtungen hin.

Den interessantesten Einblick in die Werkstätte ihres dichterischen Schaffens gewähren uns aber die sogenannten Judenromane der Frau Orzeszko. Man darf dabei nicht an unsere Verhältnisse denken, wo durch eine häßliche Agitation für eine Weile die sogenannte Judenfrage wieder künstlich aufgewirbelt worden ist, sondern man muß sich die Verhältnisse in Polen und Rußland vergegenwärtigen, wo die Juden einen ansehnlichen Theil der Gesammtbevölkerung bilden und wo die Frage ihrer Emancipation, ihrer Assimilirung, eine wahrhaft brennende ist. Wir kennen den polnischen Juden nur durch die verwahrlosten und schmutzigen Exemplare der Gattung, die wir Jahraus Jahrein auf unseren Straßen betteln sehen. Gern ist man geneigt, nach diesen die ganze Species zu beurtheilen. Da kommt aber die Dichterin, die ein warmes Herz für die Leiden der Menschheit und jedes einzelnen Individuums hat und sagt uns: Ihr irrt gewaltig, wenn Ihr nach der abstoßenden Außenseite diese Menschen beurtheilen wollet! Hinter diesem schmutzigen Kaftan schlägt ein glühend heißes Herz voll Patriotismus und Liebe; in diesem wildbewachsenen Kopf ist vielleicht mehr Idealismus und Klugheit als in den Gehirnen mancher philosophischen Facultät zu finden. Tretet nur näher heran und helft, dieses Volk zu befreien und aus den Banden der Jahrtausende zu erlösen. Hört ihn, wie er mit der gefangenen Sulamit seines „hohen Liedes" klagt: „Blickt mich nicht an, denn die Sonne hat mich gebräunt!" Blickt ihn nicht an, denn die Fülle des Leids hat ihn entstellt! Zu den Mühseligen und Schmerzbeladenen aber steigt sie selbst, die vornehme Dame, von ihrer geistigen Höhe hinab in die engen, schmutzigen Gassen des polnischen Ghetto und ruft ihnen zu: O armes Volk! Thu' ab das Staubgewand der Jahrtausende, du müder Wanderer! Sieh, dort scheint die Sonne hell und warm; sie lockt dich zu den Menschen da draußen, die deine Brüder sind und bleiben werden! Hülle dich in das Glanzgewand der neuen Zeit, die gekommen ist nach der Verheißung deiner göttlichen Seher und die dich aufnehmen wird in den Bruderbund der gesammten Menschheit! —

Ich weiß nicht, ob die Dichterin, die sich eine solche hehre Mission erwählt, hüben und drüben mit derselben Erfolge erzielt hat. Ich fürchte fast, daß dies nicht der Fall gewesen. Das aber weiß ich, daß sie durch ihre erziehliche Thätigkeit eine civilisatorische Mission ausübt, die erst fernen Geschlechtern zum Segen gereichen wird, welche ihren Namen ehren und preisen werden. Sie war die Erste, die den Typus des polnischen Juden würdig in die Literatur eingeführt hat. Und das ist ihre Originalität. Zwar haben schon früher Juden in Romanen und Lustspielen figurirt, aber sie bildeten fast nie den Mittelpunkt des Getriebes und waren nie wahr und richtig geschildert. Entweder Nathan oder Shylok; ein

Digitized by Google

Mittelding existirte vordem nicht. Auch in den deutschen Romanen nicht. Erst Elise Orzeszko hat den mustergültigen Typus in ihren Romanen „Meier Ezofowicz", „Eli Makower", „Der starke Samson" u. A. geschaffen. Der all' diesen Schöpfungen zu Grunde liegende Gedanke ist der der geistigen Erlösung der Juden und ihrer Verschmelzung mit dem Polenthum, um so einen Bürgerstand zu schaffen, der die Zukunft des Landes verbürgen solle.

Aber man darf nicht glauben, daß Elise Orzeszko eine einseitige Lobrednerin der Juden und des Judenthums ist. Sie kennt ihre Fehler und Schwächen sehr genau. Sie hat überhaupt eine Kenntniß des Judenthums, um die sie mancher deutsche Rabbiner beneiden dürfte. Die Bibel ist ihr innig vertraut; vom Talmud spricht sie wie von einem guten Bekannten; selbst mit der Kabbala geht sie wie mit einer lieben Freundin um. Wenn man die Schilderungen deutscher Romanschriftsteller liest, die sich mit den Juden beschäftigen, erstaunt man über die horrende Unkenntniß, die dieselben an den Tag legen. Ihre Juden essen am Versöhnungstage ungesäuerte Brode und schütteln den Palmzweig der Laubhütte im weißen Sterbekleide am Osterfeste -- eine Vermischung der Begriffe und Ceremonien, wie sie nicht ärger gedacht werden kann. Liest man dagegen die Romane der Frau Orzeszko, so muß man sich ebenso verwundern über die genaue Kenntniß der Verhältnisse, der Lehren und Ceremonien, des Schriftthums und der geistigen Ideen, wie nicht minder der Kämpfe und Reibungen zwischen den verschiedenen Parteien der Altgläubigen, der Fortschrittlichen und der Ueberfrommen (der sogenannten Chassidim).

Sie steht natürlich auf Seiten des Fortschritts, der nach langem und hartnäckigem Ringen ebenso natürlich stets zum Siege gelangt. In dem kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienenen Roman „Meier Ezofowicz" spricht sich diese Tendenz am prägnantesten aus. Meier ist ein polnischer Uriel Acosta oder Baruch Spinoza, der die Schriften seines großen Ahns in der Familienbibliothek entdeckt und aus denselben Licht und Geistesfreiheit geschöpft hat für den Kampf mit der fanatischen Gemeinde des kleinen Städtchens Sezybow, an deren Spitze ein Rabbi Todros steht, wie ihn Gutzkow in seinem Santos oder Akiba geschildert.

Aber noch hat „der Wächter nicht den Morgen verkündet". Es herrscht finstere Nacht in dem Städtchen mit dem unaussprechlichen Namen und der junge, kampfesfrohe Meier muß dem alten fanatischen Kabbalisten das Feld räumen. Er zieht von dannen, schmerzlich bewegt und gedankenvoll, aber er trägt auf seiner Stirn schon das Zeichen der Freiheit und in seinem Herzen trägt er „die Götter der Zukunft".

„Hat dieser verachtete, fluchbeladene, von Allem entblößte Mann das Ziel erreicht, das er so leidenschaftlich erstrebte?" Mit dieser Frage schließt der Roman. „Hat er in der weiten, ungekannten Welt Menschen gefunden, die ihm willig Thüren und Herzen öffneten und ihm den Weg zum Quell des Wissens öffneten? Ist er oder wird er jemals nach seinem Geburtsort zurückkehren, um mit seiner Vergebung auch zugleich das Licht zurückzubringen, kraft dessen sich dereinst dort „die Ceder des Libanon" erheben soll, wo vordem der niedere Dornstrauch gestanden? Wir wissen es nicht. Die Begebenheit ist noch zu jung, um schon ihr Ende erreicht haben zu können. Aber eben deshalb, weil diese Begebenheit, wie so unendlich viele ähnliche, ihrem Ende so fern ist, deshalb, mein Leser! welches Stammes Blut auch in deinen Adern fließet, wie und auf welchem Fleck dieser Erde du auch Gott verehrest — wenn dir jemals auf deinem Lebenswege Meier Ezofowicz begegnet, reiche ihm eilig und warm, freundlich und hülfreich die Bruderhand!"

Man kann diese warme Empfehlung, die Frau Orzeszko ihrem Schützling mit auf seinen Weg gibt, symbolisch auch auf ihren Roman ausdehnen und ihm überall da, wo Menschen wohnen, denen auch in dieser trüben Zeit nichts Menschliches fern und fremd, freundlicher und wohlwollender Aufnahme empfehlen. Er verdient es; denn er ist einer von jenen stillen Märtyrern des ringenden Gedankens, die ungekannt verbluten, indeß Das, wofür sie gekämpft und gelitten, mit siegender Gewalt doch einmal zum Durchbruch gelangt.

Und er ist von seinen Pflegeeltern für diese große Reise fürstlich ausgestattet worden. Der wirkliche, leibliche Meier Ezofowicz ist nämlich der Sohn des reichsten Hauses in Sezybow, und unser „Meier Ezofowicz" ist das Product der geistreichsten Schriftstellerin Polens, und der hervorragendste Illustrator jenes Landes, M. Andriolli, hat bei demselben Pathe gestanden. Mit liebevollem und innigem Verständniß hat auch er sich in jene Verhältnisse hineingelebt und eine Reihe idealer Charaktertypen geschaffen, die hohen künstlerischen Werth haben.

Eine gewisse Familienähnlichkeit haben alle Helden dieser Romane der Frau Orzeszko: den Zug nach dem Licht, die Sehnsucht nach der Lösung aus den Fesseln geistiger Erstarrung. Am tiefsten und ergreifendsten ist für mich diese Tragödie des polnischen Juden in der Novelle: „Der starke Samson" durchgeführt. Ich sehe diesen starken Samson vor mir, wie er, über seine Folianten gebückt, das Leben um sich her ganz und gar vergißt, weil er es eigentlich gar nicht kennt, bis die Stunde der Versuchung auch an ihn, den weltverachtenden Talmudgelehrten, herantritt. In einer Purim-Komödie spielt er den starken Simson, dem eine Dalila, allerdings nur in Gestalt eines verkleideten Knaben, naht — und diese Katastrophe entscheidet über sein zukünftiges Leben.

Nicht minder ergreifend ist der Gegensatz der Ideale in der Erzählung „Herr Graba". Der Jugend ihres Volkes, die im Tand ihre Kräfte verschleudert, wird ein gewöhnlicher polnischer Handelsjude gegenübergestellt, der sein ganzes Leben und Vermögen daran wendet, um seine große Idee, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen, dereinst zu realisiren.

Mit diesem Gesetz der Contraste sind wir aber auch schon in der dritten Sphäre angelangt, die das Talent unserer Dichterin mit souveräner Macht beherrscht, in der des socialen Tendenzromans an sich, der alle Schäden der Zeit geißelt, alle Wunden der Gesellschaft aufdeckt und ein Allheilmittel in der gesunden Culturentwickelung, in dem geistigen Fortschritt, in der Verschmelzung der Parteien und Völker verschreibt. Sie führt uns auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens, in den Palast wie in die Hütte; überall ist sie zu Hause und für jedes Weh hat sie ein Wort des Trostes, für jeden Fehler aber auch ein wachsames Auge. Sie steht auf der Zinne und schaut aus, wenn der Morgen der Erlösung für ihr armes Volk kommen wird!

Unter dieser Erlösung versteht sie aber nicht etwa die utopistischen Hoffnungen ihrer Landsleute auf politische Auferstehung, sondern eine geistige Erlösung, eine sittliche Befreiung und einen idealen Aufschwung, der, was gut und edel ist, in dem Charakter der Nation rettet, und was schlecht und verderblich, ausscheidet, so daß Polen eine Zukunft haben kann, in der es Ersatz für eine entsetzliche Vergangenheit und eine trübe Gegenwart finden würde. Elise Orzeszko ist aber auch keine Feindin der Deutschen, wie so viele ihrer literarischen Genossen; sie haßt überhaupt kein Volk, keinen Stamm und keine Religion; sie ist eine Weltbürgerin und hat ihren erhabenen Standpunkt in einem großen Essay über „Patriotismus und Kosmopolitismus" mit Klarheit und Schärfe präcisirt — auch hierin bietet sie ein Analogon zu George Sand, mit der Elise Orzeszko in vielen Stücken sympathisirt; nur daß sie in ihren Forderungen an die Gesellschaft, in ihren Idealen und Hoffnungen viel praktischer und realistischer ist als ihre große Vorgängerin.

Viel und Vieles hätte ich noch von der Dichterin zu sagen, das diesen Vergleich weiter in seinen Einzelheiten ausführen würde. Aber ich will für heute nur noch von ihrer Darstellung sprechen, die ja für einen Romanschriftsteller gemeinhin von entscheidender Wichtigkeit ist. Genau wie George Sand hat auch sie mit phantastischer Ueberschwänglichkeit angefangen; in ihrem ersten Roman herrscht noch eine starke Verwirrung der Ideen und Ideale. Jedes weitere Werk bezeichnet aber eine Station auf dem Wege zur Reife. Die letzte Novellensammlung „Aus verschiedenen Sphären" und die jüngste Erzählung „Die Gespenster" zeigen die Dichterin auf der Höhe einer künstlerischen Composition, die kaum ein zweiter Schriftsteller polnischer Zunge in unserer Zeit erreicht hat.

Naturalistisch und verständig, dabei aber doch voll Phan-

Digitized by Google

tasie, Leben und poetischer Empfindung, so strömt ihre Darstellung dahin, „ein Regenstrom aus Felsenrissen", der mit elementarer Gewalt Alles fortreißt, und athmet eine hinreißende Kraft und Schönheit aus. Ihre Gestalten haben Farbe und plastische Fülle; sie sind wahr und lebendig, geistig und sittlich auf der Höhe der Zeit und charakteristisch für das Bildungsideal der modernen polnischen Gesellschaft.

Es ist kein leichtes, kein dankbares Amt, das sich die Dichterin als ihren Lebensberuf erwählt hat: die Bildung und Veredlung ihres Volkes zu fördern! Und nicht als ein Gegengewicht gegen die Langeweile einer aristokratischen Existenz, sondern von dem Feuer eines inneren Berufes durchglüht; nicht unter den Erregungen eines schwärmenden Gefühls, sondern in dem ernsten Bewußtsein einer großen und heiligen Pflicht ist sie in ihren Beruf eingetreten und so ist sie all' die Zeit, nun schon über zwanzig Jahre, in Sturm und Ungewittern, unter Schmerzen und Enttäuschungen unentwegt auf der Seite des Lichts und des Fortschritts geblieben, von dem sie allein das Heil der Zukunft erwartet.

Aus der Urgeschichte der Menschheit.

Von Max Quarck.

Der Name Morgan in Verbindung mit unserem Titel ist namentlich in Deutschland, in zünftigen und unzünftigen Kreisen, unbekannt. Und doch sind es schon acht Jahre her, daß der amerikanische Geschichtsforscher dieses Namens in einer amerikanischen (New-York, Henri Holt u. Co., 1877) und englischen Ausgabe (London, Macmillan u. Co., 1877) ein Buch veröffentlichte, das für die prähistorische Forschung bahnbrechend wenn noch nicht geworden ist, so doch werden wird: Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism to Civilization. Da auch die englische Ausgabe merkwürdig schwer zu haben ist, so wäre die Kunde von dem hoch bedeutenden Buche vielleicht jetzt noch nicht zu uns gedrungen, wenn nicht Friedrich Engels in London vor Kurzem die Quintessenz der Morgan'schen Forschungen in einem leicht zugänglichen Bändchen: „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats" (Hottingen-Zürich, Schweizerische Volksbuchhandlung, 1884) veröffentlicht hätte. An die vierzig Jahre hat Morgan mit seinem Stoff gerungen, bis er ihn vollständig beherrschte. Er hat sein Leben großentheils unter den noch jetzt im Staat New-York ansässigen Irokesen zugebracht und hat sich in einen ihrer Stämme adoptiren lassen. So media in re hat er in den Geschlechtsverbänden der nordamerikanischen Indianer den Schlüssel gefunden, der uns die wichtigsten, bisher unlösbaren Räthsel der ältesten griechischen, römischen und deutschen Geschichte erschließt, die vorgeschichtliche Grundlage unserer geschriebenen Geschichte in ihren Hauptzügen mit einer Competenz entdeckt und wiederhergestellt, die ihm bislang noch Niemand streitig machen kann. Dies muß zur Zeit umsomehr betont werden, als Julius Lippert mit seinem vor Kurzem erschienenen Werkchen „Die Geschichte der Familie" (Stuttgart, F. Enke) nur die Grundgedanken Bachofen's aus dessen „Mutterrecht" wiederholt, während Morgan und Engels die Urgeschichte der Menschheit wieder ein großes Stück weiter fördern als Bachofen, dessen Bedeutung sie übrigens anerkennen. Diesen Mangel des Lippert'schen Werkchens haben wir in der Kritik mehrfach hervorgehoben gefunden; nur weiß Letztere offenbar von der positiven Weiterbildung der urgeschichtlichen Wissenschaft durch Morgan und Engels ebensowenig wie Lippert.

Der vorgeschichtlichen Culturstufen, die Morgan zum ersten Male streng wissenschaftlich abgegrenzt hat und zwischen denen sich seine Forschungen bewegen, sind zwei: die Wildheit und die Barbarei, deren jede sich wieder in drei Unterstufen scheiden läßt. Die Wildheit zerfällt: in die Unterstufe, welche die Kindheit des Menschengeschlechts umfaßt, das, wenigstens theilweise auf Bäumen lebend, noch in tropischen und subtropischen Wäldern sich aufhielt, die Zeit, deren Hauptergebniß die Ausbildung einer artikulirten Sprache ist; in die Mittelstufe, die mit der Verwerthung von Fischen zur Nahrung und folglich mit dem Gebrauch des Feuers (da Fischnahrung erst vermittelst des Feuers vollständig vernutzbar wird) beginnt, die Menschen deshalb unabhängig von Klima und Localität macht, ihre Ausbreitung über den ganzen Erdball herbeiführt, aber auch in Folge andauernder Unsicherheit der Nahrungsquellen die Menschenfresserei aufkommen sieht, die sich von jetzt an lange hält; endlich in die Oberstufe, beginnend mit der Erfindung von Bogen und Pfeil, wodurch Wild regelmäßiges Nahrungsmittel, Jagd normaler Arbeitszweig wurde, die Stufe, die bereits einige Anfänge der Niederlassung in Dörfern und eine gewisse Beherrschung der Production des Lebensunterhaltes, hölzerne und geflochtene Gefäße, Fingerweberei und hölzerne und steinerne Geräthe und Werkzeuge kennt. Auf die Epoche der Wildheit folgt die der Barbarei. Sie hebt in ihrer Unterstufe mit der Einführung der Töpferei an und hat als charakteristisches Moment die Zähmung und Züchtung von Thieren und die Cultur von Pflanzen. In Gemäßheit der verschiedenen Naturbedingungen, unter denen sie lebt, geht von nun an die Bevölkerung jeder Halbkugel ihren besonderen Entwickelungsweg. Im Westen beginnt die Mittelstufe mit der Cultur von Nährpflanzen und dem Gebrauch von Adoben (an der Sonne getrockneten Ziegeln) und Stein zu Gebäuden; die amerikanischen Indianer kannten sogar bereits die Verarbeitung der Metalle mit Ausnahme des Eisens. Die spanische Eroberung schnitt jedoch dem Westen alle weitere selbstständige Entwickelung ab. Im Osten begann die Mittelstufe der Barbarei mit der Zähmung milch- und fleischgebender Thiere. Die Zähmung und Züchtung von Vieh und die Bildung größerer Herden scheint den Anlaß gegeben zu haben zur Aussonderung der Arier und Semiten aus der übrigen Masse der Barbaren. Sodann ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Getreidebau, als Semiten und Arier weiter nach Norden und Westen gedrängt wurden und ihr Vieh in den westasiatischen und europäischen Waldgegenden ernähren und überwintern mußten, hier zuerst aus dem Futterbedürfniß fürs Vieh entsprang und erst später für menschliche Nahrung wichtig wurde. Der reichlichen Fleisch- und Milchnahrung bei Arier und Semiten, und besonders ihrer günstigen Wirkung auf die Kinder, ist vielleicht die überlegene Entwickelung beider Rassen zuzuschreiben. Die Oberstufe der Barbarei beginnt mit dem Schmelzen des Eisenerzes und geht über in die Civilisation und die geschichtliche Cultur vermittelst der Erfindung der Buchstabenschrift und ihrer Verwendung zu literarischer Aufzeichnung. Diese Stufe ist an Fortschritten der Production reicher als alle vorhergehenden zusammengenommen. Mit der eisernen Pflugschar, dem Feldbau, kam die rasche Vermehrung der Bevölkerung und ihre Verdichtung auf kleinem Gebiete. Die höchste Blüthe der Oberstufe der Barbarei tritt uns entgegen in den Homerischen Gedichten, namentlich der Ilias. Wenn man damit die Beschreibung der Germanen bei Cäsar und selbst bei Tacitus vergleicht, die erst am Beginne der Barbarei und auf ihrer Unterstufe standen, so sieht man, welchen Reichthum der Production die Oberstufe der Barbarei in sich faßt.

Fassen wir das an neuen und, was mehr ist, unbestreitbaren, weil unmittelbar der Production entnommenen Zügen reiche Bild Morgan's von der Entwickelung der Menschheit durch Wildheit und Barbarei zu den Anfängen der Civilisation noch einmal kurz zusammen: Wildheit — Zeitraum der vorwiegenden Aneignung fertiger Naturproducte; Barbarei — Zeitraum des Aufkommens von Viehzucht und Ackerbau, der Erlernung von Methoden zur Production von Naturerzeugnissen durch menschliche Thätigkeit. Die Civilisation stellt sich dann endlich dar als Zeitraum der Erlernung der weiteren Verarbeitung von Naturerzeugnissen, der eigentlichen Industrie und Kunst.

Es ist nun im Rahmen einer Zeitschrift nicht möglich, Morgan und Engels in allen ihren grundlegenden Forschungen über die Familie überhaupt, die irokesische Gens, die

Digitized by Google

griechische Gens, die Entstehung des athenischen Staates, Gens und Staat in Rom, die Gens bei Celten und Deutschen, die Staatsbildung der Deutschen und endlich über Barbarei und Civilisation zu folgen. Wir wiederholen, daß vielmehr unsere historischen, wirthschaftlichen und philologischen Wissenschaften in diesen Abschnitten auf lange Zeit hinaus Stoff zur Durchdringung, Aneignung und weiteren Erforschung finden müssen und werden. Hier sei nur noch einer der überraschendsten Entdeckungen Morgan's aus der menschlichen Urgeschichte gedacht: nicht der Reconstruction der Urfamilienformen aus den Verwandtschaftssystemen und der genialen Weiterführung der Geschichte der Ehe bis zu ihrer jetzigen monogamischen Periode, aber auch darüber hinaus, sondern des Nachweises, daß die durch Thiernamen bezeichneten Geschlechtsverbände innerhalb eines Stammes amerikanischer Indianer wesentlich identisch sind mit den γενεα der Griechen, den gentes der Römer; daß die ganze Gesellschaftsorganisation der Griechen und Römer der Urzeit in Gens, Phratrie und Stamm ihre getreue Parallele findet in der amerikanisch-indianischen; daß die Gens eine allen Barbaren bis zu ihrem Eintritt in die Civilisation, und selbst noch nachher, gemeinsame Einrichtung ist — soweit unsere Quellen bis jetzt reichen. Dieser Nachweis hat mit einem Schlage die schwierigsten Partien der ältesten griechischen und römischen Geschichte aufgeklärt und uns gleichzeitig über die Grundzüge der Gesellschaftsverfassung der Urzeit — vor Einführung des Staates — ungeahnte Aufschlüsse gegeben. In einer Zeit wie der jetzigen, wo nunmehr der Staat selbst eine organische Weiterbildung der socialen Verhältnisse ins Auge zu fassen gezwungen wird und wo alle gesellschaftlichen Bildungen zu schwanken und sich zu verrücken scheinen, ist es doppelt interessant, zu sehen, wie es eine Gesellschaftsverfassung gegeben hat, die, von der unserigen in jeder Beziehung verschieden, doch in der Urgeschichte der Menschheit besser functionirt hat als die unserige, weil sie mit ihren wirthschaftlichen Unterlagen völlig congruent war.

Eine wunderbare Verfassung in all' ihrer Kindlichkeit und Einfachheit, diese Gentilverfassung, die noch keinen Staat, eine von der Gesammtheit der Betheiligten getrennte, besondere öffentliche Gewalt kennt! Die Einzelheiten müssen in Morgan's eigener trefflicher Darstellung nachgelesen werden; wir können ja hier nur skizziren. Aber ohne Soldaten, Gendarmen und Polizisten, ohne Adel, Könige, Statthalter, Präfecten oder Richter, ohne Gefängnisse, ohne Processe geht Alles seinen geregelten Gang. Allen Zank und Streit entscheidet die Gesammtheit Derer, die es angeht, die Gens oder der Stamm, oder die einzelnen Gentes unter sich — nur als äußerstes, selten angewandtes Mittel droht die Blutrache, von der unsere Todesstrafe auch nur die civilisirte Form ist. Obwohl viel mehr gemeinsame Angelegenheiten vorhanden sind als jetzt — die Haushaltung ist einer Reihe von Familien gemein und communistisch, der Boden ist Stammesbesitz, nur die Gärtchen sind den Haushaltungen vorläufig zugewiesen, so braucht man doch nicht eine Spur unseres weitläufigen und verwickelten Verwaltungsapparates. Die Betheiligten entscheiden, und in den meisten Fällen hat jahrhundertelanger Gebrauch bereits Alles geregelt. Arme und Bedürftige kann es nicht geben — die communistische Haushaltung und die Gens kennen ihre Verpflichtungen gegen Alte, Kranke und im Kriege Gelähmte: die Kranken und Invalidenversicherung längst im Urzustande der Menschheit ausgebildet! Und welche Männer und Weiber eine solche Gesellschaft erzeugt, beweist die Bewunderung aller Weißen, die mit unverdorbenen Indianern zusammentamen, vor der persönlichen Würde, Gewandtheit, Charakterstärke und Tapferkeit dieser Barbaren. Die frischeste Vergangenheit liefert uns Zeugnisse. Die Zulukaffern vor einigen Jahren, wie die Sudanesen in den letzten Tagen — beides Stämme, bei denen Gentileinrichtungen noch nicht ausgestorben — haben gethan, was kein europäisches Heer thun kann. Meist nur mit Lanzen und Wurfspeeren bewaffnet, sind sie im Kugelregen der Hinterlader der englischen Infanterie — der anerkannt ersten der Welt für das geschlossene Gefecht — bis an die Bajonette vorgerückt und haben sie mehr als ein Mal in Unordnung gebracht und selbst geworfen, trotz der colossalen Ungleichheit der Waffen und obgleich sie gar keine Dienstzeit haben und nicht wissen, was Exerciren ist. Was sie aushalten und leisten können, beweist die Klage der Engländer, daß ein Kaffer in 24 Stunden einen längeren Weg rascher zurücklegt als ein Pferd; der kleinste Muskel springt vor, hart und gestählt, wie Peitschenschnur, sagte ein englischer Maler.

So sahen die Menschen und die menschliche Gesellschaft aus, ehe die Scheidung in verschiedene Classen vor sich gegangen war. Das ist die eine Seite. Vergessen wir aber nicht, daß diese Organisation dem Untergange geweiht war. Der Stamm blieb die Grenze für den Menschen, die Gens und ihre Einrichtungen waren eine von der Natur gegebene höhere Macht, welcher der Einzelne in Fühlen, Denken und Thun unbedingt unterthan blieb. So imposant die Leute dieser Epoche erscheinen, so sehr sind sie ununterschieden der Eine von dem Anderen, „sie hängen noch an der Nabelschnur des naturwüchsigen Gemeinwesens". Die Macht dieser naturwüchsigen Gemeinwesen mußte gebrochen werden und wurde gebrochen. Sie wurde gesprengt durch die Theilung der Arbeit, welche die Gesellschaft in Classen, in Besitzende und Nichtbesitzende, in Arbeiter und Unternehmer spaltete. Sie wurde ersetzt durch den Staat. Gegenüber der alten Gentilorganisation kennzeichnet sich der Staat durch die Eintheilung der Staatsangehörigen nach dem Gebiet, und namentlich durch die Einrichtung einer öffentlichen Gewalt, die nicht mehr unmittelbar mit der sich selbst als bewaffnete Macht organisirenden Bevölkerung zusammenfällt, weil solch eine Organisation unmöglich geworden ist seit der Spaltung in Classen; aus dieser gesonderten Stellung des Staatsorganismus ergibt sich von selbst die Nothwendigkeit der Steuern und Staatsschulden. Der Staat ist also keineswegs — und dieses Ergebniß Morgan's und Engels ist bestimmt, viel Licht in diesen Theil der Theorie zu bringen —, keineswegs eine der Gesellschaft von außen aufgezwungene Macht; ebensowenig ist er aber „die Wirklichkeit der sittlichen Idee", „das Bild und die Wirklichkeit der Vernunft", wie Hegel behauptet. Er ist lediglich ein Product der Gesellschaft auf bestimmter Entwickelungsstufe. Er ist das Eingeständniß, daß diese Gesellschaft sich in Gegensätze gespalten hat, die zu bannen sie ohnmächtig ist. Damit aber diese Gegensätze, Classen mit widerstreitenden ökonomischen Interessen, nicht sich und die Gesellschaft in fruchtlosem Kampfe verzehren, ist eine scheinbar über der Gesellschaft stehende Macht nöthig geworden, die den Conflict dämpfen, innerhalb der Schranken „Ordnung" halten soll. Und diese aus der Gesellschaft hervorgegangene, aber sich über sie stellende, der Gesellschaft sich mehr und mehr zu entfremdende, sehr ausgesetzte Macht ist der Staat.

Schließen wir mit dem umfassenden Blicke, den Morgan vom heutigen Staate, seiner Civilisation und seinen socialen Verhältnissen aus in die Zukunft wirft: „Seit dem Eintritt der Civilisation ist das Wachsthum des Reichthums so ungeheuer geworden, seine Formen so verschiedenartig, seine Anwendung so umfassend und seine Verwaltung so geschickt im Interesse der Eigenthümer, daß dieser Reichthum . . . eine nicht zu bewältigende Macht geworden ist. Der Menschengeist steht rathlos und gebannt da vor seiner eigenen Schöpfung. Aber dennoch wird die Zeit kommen, wo die menschliche Vernunft erstarken wird zur Herrschaft über den Reichthum, wo sie feststellen wird sowohl das Verhältniß des Staates zu dem Eigenthum, das er schützt, wie die Grenzen der Rechte des Eigenthümers. Die Interessen der Gesellschaft gehen den Einzelinteressen absolut vor, und beide müssen in ein gerechtes und harmonisches Verhältniß gebracht werden. Die bloße Jagd nach Reichthum ist nicht die Endbestimmung der Menschheit, wenn anders der Fortschritt das Gesetz der Zukunft bleibt, wie er es war für die Vergangenheit." —

Digitized by Google

Feuilleton.

Escorial.

Von Franz Reber.

(Fortsetzung.)

Auch das Kloster war bereits provisorisch organisirt, ehe noch Juan de Toledo den Plan vollendet hatte und der Grundstein gelegt ward. Da, wo ich eben im leidlichen Comfort einer spanischen Fonda den Schlaf suchte, waren vielleicht die schlicht gezimmerten Zellen der Hieronymiten, wie das nicht minder dürftige Haus, in welchem Philipp während des Baues wohnte, arbeitete und betete.

Es waren damals für ihn trübe Zeiten. Ich mußte an den Knaben Carlos denken, dessen Erkrankung dem König schwere Sorgen verursachte. Der Urenkel der trübsinnigen Johanna scheint etwas mehr von dem düsteren Familienerbe überkommen zu haben, als Großvater und Vater, so daß es sogar räthlich erschien, die Verlobung mit Anna von Oesterreich rückgängig zu machen. Ein Paroxismus hatte den König so erschreckt, daß er nach Alcala schickte, um die Reliquien des hl. Diego von Alcala zur Krankenberührung zu erholen. Aeußerlich genas auch Don Carlos damals wieder, innerlich wohl nicht mehr. Seine krankhafte Aufregung war sicher die Ursache von allen jenen unüberlegten Aeußerungen und Schritten, welche zu dem geheimnißvollen Proceß und unvollstreckt gebliebenen Todesurtheil führten, woran Isabel von Valois kaum betheiligt war. Allerdings starben beide in einem Jahre, Carlos 23 Jahre alt am 24. Juli, Isabel, schon seit 1564 sehr leidend, 22jährig am 3. October 1568. —

Damals hatte der Bau schon riesige Fortschritte gemacht, denn 1571, acht Jahre nach der Grundsteinlegung, konnten die Hieronymiten bereits den Tract beziehen, der das eigentliche Kloster bildete. Der bleiche Schatten eines Carlos war auch in meiner Phantasie völlig verblaßt vor den kräftigen Zügen der Architekten Juan de Toledo und Juan Herrera, wie des energischen bauleitenden Hieronymiten Villacastin, der schon Karl V. Zelle in S. Yuste ausgestattet hatte. Die lärmende Bauführung aber spann sich mir in jener Heiterkeit und Raschheit fort, wie sie dem Bauen eben nur im Traume oder im Märchen eigen sind.

Als ich des andern Morgens ins Freie trat, lag der Escorial weit ruhiger, als er mir in jener Nacht vorgeschwebt, vor mir. Wir betraten unter kundiger Führung das Innere.

Der Leser besorge nicht, daß ich ihn und mich soweit vergesse, um eine architektonische Beschreibung des Ganzen zu versuchen. Das würde nur vor einem Heft von Plänen und Querschnitten und nur unter Architecten möglich und auch dann nicht besonders erfreulich sein. Das abfällige Urtheil, welches Rubens in seiner barocken Befangenheit über den Bau ausgesprochen haben soll, ist, was das Kloster betrifft, gewiß nicht ohne Grund, obgleich ich für meinen Theil den Manen des Architekten Herrera's nicht minder Recht geben würde, wenn sie sich ebenso ungünstig über Rubens' Bauthätigkeit äußerten.

Der rechtwinklige und absolut symmetrische Bau mißt in seinen längeren Seiten 224, an den beiden anderen 174 Meter. Vier schwerfällige Thürme bilden die vier Ecken; die Außenwände zeigen nur jenen grobkörnigen, nicht allzu wetterbeständigen Granit, der die meisten Gebirge Spaniens bildet. Vor die Nord- und Westseite legt sich ein breiter, äußerlich von Nebenbauten umzogener Hof (Lonja), an die Süd- und Ostseite schließen sich terrassirte Gärten. Die Hauptfacade ist nach Westen gerichtet: dem Mitteleingang entspricht ein fünfstöckiger Portalbau nach palladianischem System mit Halbsäulen geschmückt und ähnliche etwas kleinere Vorsatzstücke bezeichnen die beiderseitigen Nebeneingänge. Die zahlreichen Fenster sind von ganz schmucklosen Granitrahmen umschlossen. Der Eindruck, jetzt ein unaussprechlich öder, war wohl immer ein ernster. Der König hatte Herrera's ersten Façadenentwurf zu reich befunden und an ihn geschrieben: „Vergeßt nicht, was ich Euch sagte. Ich verlange Einfachheit der Form, ernste Würde, Vornehmheit ohne Prätension, Majestät ohne Prunk. Das Werk, welches ich zur größeren Verherrlichung Gottes und zur Ehre der Kirche errichten will, ist zugleich Kloster, Tempel und Grab."

Der Eingangsbau, über welchem wir später die Bibliothek finden werden, führt in den großen Centralhof, welchem rechts und links je vier kleinere Höfe zur Seite stehen, während in der Richtung der Hauptaxe um einige Stufen erhöht, sich die wenig bedeutsame Kirchenfaçade erhebt. An die beiden Langseiten der Kirche schließen sich dann noch zwei größere Höfe, so daß der ganze Complex aus nicht weniger als 11 Höfen, meist mit mehrstöckigen Pfeilerkreuzgängen besteht.

Unsere baukünstlerische Verstimmung über die ersten Eindrücke war aber mit einem Schlage behoben, als wir die Kirche selbst betraten. Der Effect dieses Innern ist von so überwältigender Großartigkeit, daß ich, nicht ungewöhnt an die Wirkung mächtiger Renaissance-Interieurs, wie ich sie von S. Peter in Rom bis S. Paul in London wiederholt genossen, doch einige Zeit brauchte, um mich von meiner Ueberraschung zu erholen. Vor Allem übertrifft die kreuzförmige Anlage mit ihren massigen Pfeilern und Gewölben in ihrem Größeneindruck die wirklichen Maße bei weitem. Dazu wird das Ganze architektonisch von so ungestörter Einheitlichkeit und so gediegenen Verhältnissen beherrscht, daß man sofort zu der Ueberzeugung gelangt, die von den Spaniern sorgfältig unterdrückte Notiz von der Betheiligung italienischer Baukünstler bei den Entwürfen der Kirche müsse auf Wahrheit beruhen, da weder Juan de Toledo noch Herrera einer solchen Conception fähig gewesen sein dürften. Doch auch die Ausführung ist über allen Tadel erhaben und der consequent durch das Ganze durchgeführte Pilasterschmuck römisch-dorischer Ordnung erscheint in Verhältnissen wie Details von stupender Vollendung. Man vergißt die glücklicherweise durch die Höhe der Einzelbetrachtung entrückten Gewölbemalereien Giordano's, welche Karl II. an die Stelle der Sternornamente Philipp II. gesetzt hat, und deren einziges Verdienst wohl darin besteht, daß der faustfertige Neapolitaner Maler, damit seinen Namen Fa Presto vollauf verdienend, sie insgesammt in sieben Monaten fertig gebracht haben soll.

Der Betrachter wendet sich indeß bald nach dem prächtigen in zwölf Jaspisstufen über das Niveau des Schiffes erhöhten Presbyterium, an dessen Schlußwand ein mächtiger Altarbau aus Jaspis und Porphyr mit vergoldeten Broncedetails aufsteigt, eines der stattlichsten Werke der Art in der Welt. Die tüchtigen Gemälde und vergoldeten Broncestatuen der Italiener Fed. Zuccaro und Pompeo Leoni sind daran noch das Geringste. Auch das kostbare, großentheils aus weißgeädertem Blutjaspis mit vergoldeten Capitälen hergestellte Tabernakel, welches der Mailänder Jac. Trezzi in siebenjähriger Arbeit hergestellt, vermag die Aufmerksamkeit nicht lange zu fesseln, denn das Retabulum selbst in vier Etagen, toscanischer, ionischer, korinthischer und compositer Ordnung aufgeführt, läßt in seiner dunklen Feierlichkeit die Einzelbetrachtung kaum zu. Bezeichnend aber ist, daß dem Aufwand für den Kirchenbau mit nicht mehr als 5 500 000 Realen (etwa 1 Mill. Mark) die Kosten dieses Altars mit 3 800 000 Realen (nahezu 1 Mill. Frcs.) gegenüberstehen.

Gleichwohl erscheinen mir die beiden Epitaphien an den beiderseitigen Wänden des Presbyteriums gegenständlich wie durch die Art ihrer Ausführung noch weit eindrucksvoller, das Grabdenkmal Kaiser Karl V. zur Linken, jenes Philipp II. zur Rechten. Es sind überlebensgroße Familiengruppen von knienden Figuren in vergoldeter Bronce von Pompeo Leoni dem Jüngeren, tadellos in die Wandausschnitte über den Oratorien componirt, maßvoll und würdig in der Anordnung, fein und charakteristisch in der Ausführung, prächtig in der Behandlung, wie denn z. B. die in bunten Steinen eingesetzten großen Wappen auf den Kronmänteln geradezu wunderbar wirken. Freilich interessiren auch die Persönlichkeiten den Beschauer, neben Karl V. Isabella von Portugal, Philipp's II. Mutter, des Kaisers Schwestern Eleonore und Maria,

Digitized by Google

Königinnen von Frankreich und Ungarn, und seine Tochter, die Kaiserin Maria, neben Philipp drei von seinen vier Frauen und der unglückliche Don Carlos. Die Züge des Kaisers und Königs sind ungemein energisch und kraftvoll, so wie sie den Erzbildern in Tizian's und Santoja's Bildern vorlagen, jene von Don Carlos weich und ausdruckslos, so weiblich, daß man ihn schwer von den Frauenköpfen unterscheidet, es mögen aber dem Künstler nur ungenügende Kinderporträts zur Verfügung gestanden haben.

Vom rechten Querschiff aus gelangt man in die Gruft. Der ehrfürchtige Schauer, mit welchem wir eingetreten, hielt angesichts der eigenthümlichen Ausstattung nicht Stand. Nichts ist belehrender darüber, wie der Eindruck der Architektur auf unser Gefühl bestimmend und umstimmend wirken kann, als dieses denkwürdige Gewölbe, dessen kleinlich prächtige Architektur erst von Philipp IV. 1654 vollendet wurde. In völlig symmetrischer Anordnung stehen hier die ganz gleichen Barocksärge in ganz gleichen Nischen, nur durch die Inschriften bis auf die neueste Zeit unterscheidbar, übereinander, der Sarg eines Karl V. wie jener eines Ferdinand VII. oder die noch unbenutzt bereit gehaltenen kommender Geschlechter. Nachdem wir noch auf den Sarg Isabellen's von Bourbon, Gemahlin Philipp IV., aufmerksam gemacht worden waren, auf welchem sie selbst neben der Cartouche den Namen Luisa mit einer Scheere eingeritzt, verließen wir enttäuscht den Raum, neben welchem der ärmliche der Infanten und kinderlosen Königinnen immer noch stimmungsvoller erschien. Nicht viel erfreulicher war der Besuch der Chorempore über dem Eingang, wo ein riesiger drehbarer Pult für ungeheure Chorbücher gezeigt wird, welche, in 214 handschriftlichen Exemplaren in einem Nebenraum verwahrt, sich auf 17 000 Foliopergamentblätter beziffern sollen. In einem Durchgang in der Nähe an ärgerlich ungünstigem Platze ist dann Benvenuto Cellini's Crucifix von 1562 untergebracht, das kostbare Geschenk des Großherzogs von Toscana, einst in Procession von Barcelona bis Madrid und von da nach dem Escorial auf den Schultern der Abgesandten getragen. In der Sakristei kann man erfahren, daß die von Philipp II. zusammengebrachten Reliquien sich nach den Inventaren auf 7422 Stücke beliefen, der größte derartige Schatz, der jemals erworben wurde, und darunter außer Ueberresten von Märtyrern auch ein Stück des Kreuzes, der Geißelungssäule, der Dornenkrone, des Strickes, des Schweißtuches, des Schwammes, der Tunika und der Krippe Christi. Diese Collection hat freilich in der Revolutionszeit sehr gelitten, welche sie großentheils der kostbaren Fassungen beraubte. In ähnlicher Weise erfährt man vor den Gemälden des anstoßenden Capitelsaals, daß das Werthvollste zum Theil geraubt, zm Theil nach Madrid versetzt worden sei.

Nun begann die Irrfahrt in den Räumen des Klosters, welche mit dem Seminar zwei Dritttheile des Ganzen einnehmen. An 500 Thüren verbinden und an 2000 Fenster ausschnitte erhellen alle die Gänge und Gemächer, deren denkbar höchste architektonische Einfachheit erkennen läßt, daß der Architekt principiell jeder entbehrlichen Gliederung aus dem Wege gegangen sei. Freilich, ein so rauhes und zugleich so hartes Material, wie dieser Granit, von welchem nicht bloß die Wände, sondern auch die Treppen, Wölbungen und selbst horizontale Corridordecken starren, fordert nicht zu künstlerischem Spiel auf. Ein solches wollte auch weder der Gründer noch der Orden. Wo das graue Licht spärlicher, ist aber der Eindruck nicht bloß ein mönchischer, sondern ein kerkerhafter, unheimlich durch die nur vom Widerhall der Schritte oder vom Klirren der Schlüssel unterbrochene Oede und Stille. Das mag ja anders gewesen sein, als die Räume noch mit zum Theil kostbarem Hausrath besetzt waren, als wandelnde Mönche, die Häupter auf die gekreuzten Hände gesenkt, ihre Schatten auf die langen Wände warfen, und die Sandalen der Hieronymiten noch vor den Zellenthüren standen, aber doch erfahren wir, daß einmal das Erscheinen eines herrenlosen Hundes genügte, die gespensterscheue Brüderschaft auf's Aeußerste zu alarmiren. Kahl und entblößt war das Kloster, seit die Franzosen in napoleonischer Zeit mit der ausdrücklichen Ordre, alle Schätze desselben zu nehmen oder zu zerstören, 300 Wagenladungen voll Beute abführten und unter Vertreibung der Mönche die Räume für Armeezwecke benutzten. Noch zweimal wiederhergestellt, wurde endlich das Kloster 1830 definitiv aufgehoben und seitdem schreit die großartige Räumlichkeit förmlich nach Benutzung. Viele Stimmen sind für Institution des Ordens, andere für Einrichtung einer Armenanstalt. Besser mit dem Palasttheil zu vereinbaren wäre freilich die Versetzung des jetzt in Simancas bewahrten Staatsarchivs hierher oder die Einrichtung eines umfänglichen Unterrichtscollegiums.

Wir hatten Zeit, während wir durch die endlosen Räume schritten, diesem Gedanken nachzuhängen. Denn auch die Notiz, daß in diesen Zimmern Velasquez gemalt, klang wie eine Ironie auf die höchst geringwerthigen Bilder, welche gelegentlich einen schwarzen Flecken auf die weiße Wand setzten. Da standen wir endlich vor einer reichen Thür mit einer Inschrift darüber, welche die päpstliche Excommunication gegen Jeden enhält, der etwas von dem Inhalt entfremden würde. Im nächsten Augenblicke befanden wir uns überrascht in einem riesigen Prachtsaale, der Bibliothek.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Entwürfe für das Reichsgericht zu Leipzig.

Das oft geschmähte Ausstellungslocal am Cantianplatz hatte im April seine Pforten einer Sonderausstellung geöffnet, die eine größere Zahl der für das Reichsgericht zu Leipzig eingegangenen architektonischen Concurrenz-Entwürfe umfaßte. Nachdem von der Reichsregierung die ursprüngliche Absicht, die im Februar aus allen deutschen Ländern, aus Oesterreich und der Schweiz eingesandten Arbeiten zuerst in Leipzig, dann aber womöglich eine Zeit lang auch in Berlin dem Publicum zugänglich zu machen, betreffs der letztgenannten Stadt aus bisher unbekannt gebliebenen Gründen aufgegeben worden, trat die in Berlin bestehende „Vereinigung" von Privatarchitekten zusammen, um einen Bruchtheil wenigstens der besseren Projecte hier doch noch zur Ausstellung bringen zu können. Mit Einschluß der von den Behörden bereitwillig zur Verfügung gestellten preisgekrönten Entwürfe beläuft sich die Zahl der vorhandenen Arbeiten auf siebenunddreißig, also rund ein Drittel desjenigen Materials, das in Leipzig von der Jury zu sichten war.

Es ist bekannt, daß nur selten bei einer großen Concurrenz die Entscheidung des Preisgerichts so stark angefochten worden ist, wie bei dieser. Diejenigen insbesondere, die sich zur Aufgabe stellten, dem obersten Gerichtshofe des deutschen Reiches eine vorwiegend monumentale Erscheinung zu geben, wie sie etwa bei dem Palais de Justice in Brüssel sich Geltung verschaffte, und wie sie für das Reichstagsgebäude am Platze war, diese Alle haben eine bittere Enttäuschung erfahren müssen. Keineswegs ohne eigene Schuld. Die zu erfüllenden Bedingungen waren in dem von der Jury ausgegebenen Programm so scharf und genau in allen Punkten festgestellt, daß eines der gelesensten Fachblätter sehr warm die Theilnahme an dieser Concurrenz empfahl, bei der es in der Hauptsache um eine gute Disposition der verlangten Räume sich handeln werde. Gegenüber diesem durchaus zutreffenden, vorher gegebenen Hinweis und bei der durchweg bekannten Stellungnahme der Preisrichter zu der Behandlung derartiger Aufgaben dürfte selbst das Fehlen einer Angabe über die Bausumme nicht verleiten, auf die äußere Gestaltung des Gebäudes den Hauptwerth zu legen und ihr zu Liebe wesentliche Punkte der Innen-

Digitized by Google

theilung zu vernachlässigen. Für das Justizwesen haben sich mit der Zeit technische Grundsätze herausgebildet, die bei der Einrichtung der Sitzungssäle, der Berathungszimmer und aller Nebenräume auf das Peinlichste beobachtet sein wollen. Daß aber alle die dahingehenden Erfahrungen und Verbesserungen der Neuzeit gerade bei einem Gerichtshofe von dieser Bedeutung ihre Anwendung finden sollten, liegt auf der Hand. Daß vielfach dagegen gefehlt werden mußte, ist bei der Eigenart der Aufgabe ebenso naheliegend und erklärt uns den Mißerfolg vieler sonst tüchtigen Künstler. Was des Weiteren die Lösung in manchen Punkten erschwerte, war neben der Anlage eines Hauptsitzungssaales und der sechs Senatssäle die Forderung einer Dienstwohnung (mit Festsaal) für den Reichsgerichtspräsidenten und die bestimmte Vorschrift einer im Mittelpunkt anzuordnenden großen Halle, die dem Publicum als Warteraum dienen sollte. — Als Bauplatz diente ein Terrain von dreizehntausend Quadratmetern in der südlichen Neustadt Leipzigs, nahe dem Concerthause und an der Pleiße gelegen.

Die fünf prämiirten Entwürfe von Hoffmann & Dybwad (Berlin), Eisenlohr & Weigle (Stuttgart), Hermann Lender (Straßburg), Fischer & Jueter (Basel) und Giese & Weidner (Dresden) zeigen im Wesentlichen sämmtlich einen klaren, im Rechteck geschlossenen Grundriß, wie er zweifelsohne für die zweckmäßige Bebauung und für eine gute Verbindung der verschiedenen Flügel untereinander als der einzig richtige erkannt werden muß. Innerhalb dieses Schemas finden sich nur Varianten, die vorwiegend die Anlage der Haupttreppe, die Richtung der Centralhalle, den Umfang der Höfe, die Anordnung des großen Sitzungssaales, die Verbindung der Flügel untereinander und die Wohnung des Präsidenten betreffen. Gleicherweise weichen die Verfasser sehr von einander ab in der künstlerischen Gestaltung des Baukörpers nach außen, da der Organismus des Innern ebensowohl, wie die Wahl der Formensprache naturgemäß große Verschiedenheiten mit sich bringt.

Der an erster Stelle prämiirte Entwurf von Hoffmann & Dybwad zeichnet sich durch eine klare, einfache und symmetrische Anordnung des Grundrisses aus, der aus zwei Langflügeln an der Vorderseite wie an der Rückseite des Bauplatzes besteht, die durch einen Mittelflügel und zwei Seitenflügel (südlich und nördlich) verbunden sind. Durch diese Eintheilung entstehen zwei ziemlich große Höfe, die den in allen Flügeln einheitlich durchgehenden Corridor und alle anliegenden Amtslocalitäten ausreichend erhellen. Die seitlich der Halle gedachte Haupttreppe und die Halle selbst liegen in natürlicher und einfacher Weise im Mittelpunkte des Verkehrs nahe allen Sitzungssälen, von denen die für die Senate vorgeschriebenen an der Westseite vereint sind. Auch sonst ist es den Verfassern geglückt, alle wichtigen Räume an bedeutsamen Stellen anzulegen und den Geschäftsbetrieb durch Nebentreppen und besondere Zugänge sehr zu vereinfachen und zu erleichtern. Es steckt in dieser Disposition ein gesunder Kern, der dem Entwurfe trotz seiner einfachen Formensprache zum Siege hat verhelfen können. In architektonischer Hinsicht ist die Arbeit ziemlich bescheiden, die Flachbögen des Erdgeschosses wirken recht flau, und alles Uebrige, was noch an Tempelgiebeln und Säulenstellungen geleistet wurde, geht nicht über das Conventionelle der Berliner Schule hinaus. In dem Aufbau der Halle ist mit wirklich anerkennenswerther Beschränkung auf einen großen Kuppelbau verzichtet und ein quadratischer Tambour nur von solcher Höhe gewählt, als dies die Lichtzuführung bedingen kann. Die Perspective des Entwurfes hat einen sehr ruhigen, fast geschäftsmäßigen Charakter, der nirgends über das Nothwendige und das Zweckmäßige hinausgeht. Man vermißt darin etwas von jenem feinen Geiste, den einer der Autoren, Regierungsbaumeister Hoffmann, in seinem Concurrenzentwurfe für die Bebauung der Museumsinsel so treffend zu bethätigen wußte.

Die drei nächstfolgenden preisgekrönten Entwürfe sind ebenfalls architektonisch nicht gerade bedeutend, doch zeigen sie bemerkenswerthe Versuche einer neuen und selbstständigen Anordnung. So hat Hermann Lender das Princip des durchgehenden Corridors aufgegeben und im Nordflügel die Bibliothek, im Südflügel die Präsidentenwohnung geschlossen für sich gruppirt, sonst aber den Verkehr in der Nähe der Mittelhalle in zweckmäßiger Weise concentrirt. Der Richtung der Haupttreppe folgend, liegt der große Sitzungssaal hier an der Rückfront des Gebäudes, was in Anbetracht der Bestimmung desselben als ein Fehler nicht wohl gelten kann. Die Wartehalle ist rundum von Dienstlocalitäten umgeben. Einzelne Theile der Architektur zeugen von tüchtiger Schulung, und die stolze Kuppel, die lustig über dem Mittelbau aufragt, ist ein nicht ungeschickter Anlauf zu einer monumentaleren Lösung.

Eisenlohr & Weigle haben es verstanden, den Verkehr im Innern durch Zurückziehen des Westflügels und des Ostflügels von der Straße und durch die damit erfolgte Verminderung der Corridorlängen erheblich zu vereinfachen. Die Treppe liegt, ebenso wie bei dem Justizpalaste zu Wien, an der dem Vestibül entgegengesetzten Seite der Halle und bedingt bei dem Aufgang zum Hauptsitzungssaal einen ziemlichen Umweg. Die Architektur ist in einer ausreichend vornehmen Renaissance gehalten, verräth aber überall ein weises Maß der künstlerischen Behandlung. — Die Architekten Vischer & Jueter legen ihrem Entwurf einen großen Zug zu Grunde, indem sie in der Mitte aller vier Fronten Eingänge annehmen und in consequenter Weise die Mittelbauten nach der langen wie nach der kurzen Axe für die Halle und die anschließenden Treppenanlagen und Vestibüle in Anspruch nehmen. Eine solche Lösung ist mehr akademisch schön, als praktisch empfehlenswerth: dennoch kehrt dieser Gedanke in weniger vollkommener Form in mehreren Projecten wieder. Die Halle, die im Aeußern durch eine ziemlich anspruchslose achtseitige Kuppel hervorgehoben wird, verspricht im Innern eine große anmuthende Raumgestaltung. — Architektonisch bei Weitem interessanter als die bisher angeführten Projecte ist die letzte der fünf siegreich hervorgegangenen Arbeiten, diejenige von Giese & Weidner in Dresden. Die sämmtlichen Sitzungssäle sind, dem Straßengeräusch entfernter, in unmittelbarer Umgebung der Centralhalle angelegt worden, doch ist dieser Versuch nicht genügend organisch durchgeführt. An und für sich widerspricht es ja nicht dem Wesen eines solchen, nicht zur Repräsentation bestimmten Sitzungssaales, wenn man ihm eine ruhigere Lage anweisen kann; doch scheint das Preisgericht eine solche Lösung nicht haben bevorzugen zu wollen. Bei einer Anlage von vier Höfen haben die Verfasser eine rings durchgehende Corridoranordnung beliebt, die nicht ganz gelungen genannt werden kann. Durch die Säulen- und Pilasterstellungen der Hauptgeschosse gewinnt die langgedehnte Baumasse etwas außerordentlich Schönes und Würdevolles, demgegenüber der achtseitige Kuppelbau im Maßstab zu wenig absticht. —

Hier ist nicht der Ort, des Näheren zu untersuchen, aus welchen Gründen das eine oder andere der sonst noch hervorragenden Projecte gegen die bereits genannten zurückstehen mußte; nur sei mit Rücksicht auf die von verschiedenen Seiten erhobenen Klagen gegen den Ausfall der Concurrenz bemerkt, daß der erste Preis an Hoffmann & Dybwad mit Einstimmigkeit ertheilt worden ist.

Sehr nahe den preisgekrönten stehen die Arbeiten des Geheimen Regierungsraths A. Busse und der Architekten Schmieden, Weltzien und Speer in Berlin, die an Monumentalität der Gesammtauffassung wahrhaft Erfreuliches leisten. An vorwiegend künstlerischer Behandlung werden sie von Schmitz & Hartel in Leipzig übertroffen, die in erster Linie auf ein äußerlich architektonisches Bravourstück hinarbeiteten und dabei in der seltenen Eleganz des Vortrages eine mächtige Unterstützung gefunden haben. Professor Thiersch in München tritt mit einem durchaus eigenartigen schönen Entwurfe auf, gegen dessen ideale und doch gewaltige Erfindung sich einige praktische und maßstäbliche Bedenken nicht unterdrücken lassen. Auch Ende & Böckmann haben eine recht interessante Arbeit ausgestellt, die, wiewohl architektonisch bedeutsam, bei der Neuheit ihrer Gedanken dem gegebenen Programm gegenüber einen Erfolg leider nicht erhoffen durfte. In dem genialen Plan des Professor Hubert Stier in Hannover ist der Versuch, die Sitzungssäle nahe der Centralhalle anzulegen, nicht weit genug ausgearbeitet worden; auch in den sonst noch erwähnenswerthen tüchtigen Concurrenzarbeiten von Arwed Roßbach, Leipzig, und den von den Berlinern Fr. Schwechten, E. Giesenberg und Zaar & von Holst,

Digitized by Google

die sämmtlich eine bedeutende selbstständige Begabung verrathen, sind kleinere Mängel in der organischen Entwickelung nicht ganz zu übersehen. —

Die Concurrenz, an welcher alle Architekturschulen Deutschlands regen Antheil genommen, hat, wie auch in anderen Fällen, einen großen Aufwand von Arbeit verursacht, welchem das Preisgericht oder vielmehr die Reichsregierung bei Weitem eher gerecht geworden wäre, wenn sie sich, was bisher nicht geschehen, zum Ankauf einiger Projecte hätte entschließen mögen. Das wäre gewiß billig, vorausgesetzt, daß überhaupt dafür Mittel zu Gebote stehen. —

Die Aufgabe, die zur Lösung gestellt wurde, mag insofern dankbar gewesen sein, als es sich dabei zum zweiten Male um einen bedeutenden Bau für das deutsche Reich handelte; andererseits war sie schwierig, weil irgendwie ausreichende Erfahrungen oder anerkannte Vorbilder dafür nicht vorhanden sind. Um so freudiger ist es anzuerkennen, daß die Concurrenz im Ganzen eine so lebhafte war, und daß fernerhin ein Project als das beste hervorgegangen ist, das in seinem Grundzuge ähnlich wie der Wallot'sche Reichstagsgebäudeentwurf, eine lebensfähige Idee enthält, die sich für die praktische Ausführung sicher mit Vortheil verwerthen läßt. Möge doch die Reichsregierung recht bald an das Werk nun herangehen, vor Allem aber die Mittel alsdann so reichlich bemessen lassen, daß dem Architekten eine größere Freiheit in der künstlerischen und ästhetischen Ausgestaltung des obersten Gerichtshofes Deutschlands gewährt werden kann.

P. W.

Dramatische Aufführungen.

„Marguerite". Schauspiel in fünf Aufzügen von Franz Koppel-Ellfeld.

Es macht einen ominösen Eindruck, wenn in einem Schauspiele gleich in der ersten Scene Jemand einschläft, mag auch der Schläfer auf der Bühne, nicht etwa auf den Zuschauerbänken sitzen. Das neue Koppel'sche Drama hebt mit einer solchen Morphens-Scene an. Kaum ist der Vorhang in die Höhe gegangen, so setzt sich die „Frau Bas" in ihrem „bequemen" Lehnsessel behaglich zurecht, läßt sich von dem Uhland'schen Gedichte „Am Münsterthurm, dem grauen," zwanzig Zeilen vorlesen und sinkt, nachdem sie gähnend einen achtzeiligen Commentar zu demselben geliefert, sanft und selig in des Traumgottes Arme. Die Vorleserin, ihre Enkelin, gewinnt dadurch allerdings die passende Gelegenheit, uns schleunigst zu erzählen, daß sie in einen schmucken Reiterofficier verliebt sei, muß aber, ebenso wie die alte Dienerin, die zur üblichen Fortführung der Exposition darauf eintritt, ganz leise sprechen — und das ist für die ersten Scenen eines neuen Stückes schon aus äußeren Gründen sehr unpraktisch: ein guter Theil des Verständnisses geht in diesem Geflüster und unter dem Klappen der Zuschauersitze verloren.

Nachdem die Großmama ausgeschlafen, tritt Marguerite im Reitanzug und mit einem „Bon jour" herein. Wir wissen damit sofort, daß die junge Dame aus Paris kommt; sie bestätigt dies außerdem durch ein „Merci bien", welches in der nächsten Zeile ihrem Munde entschlüpft. Auch ihr Bruder kann nur eben aus der Seinestadt und nirgends anderswoher angelangt sein, denn auch er führt sich mit „A la bonne heure" ein und fährt mit ähnlichen eleganten französischen Wendungen fort. Wie prägnant ist doch diese Charakterisirung der Personen! In zwei Worten ist Alles gesagt, und wir wissen sogleich woran wir sind: auf der einen Seite Deutschthum mit Uhland'schen Gedichten und einem sanften Nachmittagsschläfchen, auf der anderen französischer Chauvinismus mit flotten Reitstiefeln und höflichem Bon jour. Natürlicherweise läßt uns der Dichter nicht lange im Ungewissen, welche von diesen Seiten die vorzüglichere ist. Der junge Pariser überrascht uns sofort mit einer solchen gediegenen Schurkenhaftigkeit, daß wir gerne in die nächste Scene zu den braven deutschen Jünglingen, dem Reiterofficier und seinem Freund Erich, uns flüchten. Die arme Marguerite freilich muß, ehe sie sich auch, dem Zuge ihres ehrlichen, tapferen und dabei in Liebe zu jenem Erich entflammten Herzens folgend, auf die deutsche Seite schlagen kann, erst einen harten Kampf bestehen; sie gehört einem Capuletti-Geschlechte an, welches für Frankreich zu optiren im Begriffe steht, während ihr Erich den deutsch-gesinnten Montecchi entstammt und sie wegen ihrer Pariser Reminiscenzen verachten muß. Aber der Kampf wird siegreich ausgefochten: unter der französischen Hülle erwacht das tapfere deutsche Mädchen, welches die Ränke und Listen ihres französirenden Bruders durch ehrliches Vorgehen zu nichte macht und, nachdem sie von ihrem Erich aus einem brennenden Hause gerettet worden ist, gerne als deutsche Frau im Elsaß zurückbleibt.

Die patriotische Tendenz, welche, wie wir sehen, dieses Stück durchzieht, würde an und für sich dasselbe auf einen höheren Standpunkt rücken, wenn sie von dem Dichter nicht allzuviel Beigaben anderer Natur erhalten hätte. Denn Marguerite ist nicht nur verwirrt in ihren patriotischen Anschauungen und muß sich zur Klarheit in denselben durchringen, sondern sie ist auch eifersüchtig. Blos um diese letztere Seite ihres Wesens zu entwickeln, hat der Dichter das deutsche, harmlos liebende Mädchen und ihren Reiterofficier eingeführt und hierdurch seine Handlung bedeutend in die Breite gezogen und ihren Schwerpunkt verrückt. Diese Vermengung dramatischer Motive, welche nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen, rächt sich gewöhnlich durch die Langweiligkeit in dem Schlusse des Stückes. Dies ist bei dem Koppel'schen Drama auf's deutlichste der Fall. Nachdem in dem vierten Acte die Entwicklung der patriotischen Idee in glänzender Weise ihren Abschluß gefunden hat, schleppt sich im fünften die Handlung noch zur Lösung des Eifersuchts-Conflictes weiter und stirbt, nachdem auch diese stattgefunden, an innerer Ermattung. Der Dichter der „Marguerite" hat seinem Schauspiele durch das Einfügen dieser Nebenhandlung auf's empfindlichste geschadet; wir wollen heutzutage eine energisch zusammengefaßte, auf einen Punkt sich zuspitzende Handlung sehen, nicht eine nach allen Seiten hin wohl gründlich aber auch ermüdend sich erstreckende Verschmelzung von allen möglichen Motiven, die das Menschenherz bewegen können. Und diese Vermischung der Handlungen mit der Breite der Ausführung, welche sie im Gefolge hat, dürfte der Hauptgrund sein, welcher eine wirklich durchschlagende Wirkung der „Marguerite" verhindert hat und für immer unmöglich machen wird. Die Technik des Stückes, die Lebhaftigkeit und Natürlichkeit der Sprache und im Ganzen auch die Zeichnung der Figuren sind als durchaus gelungen zu bezeichnen und würden an und für sich demselben einen höheren Platz anweisen, als es sich in seiner jetzigen Gestaltung erobern konnte.

Herr Koppel-Ellfeld hat übrigens auch mit der ersten Aufführung desselben in Berlin (im Belle-Alliance-Theater) entschiedenes Unglück gehabt. Die Besetzung der Rollen war durchweg nur durch Kräfte zweiten Ranges erfolgt, welche trotz der anerkennenswerthen Mühe, welche sie sich gaben, doch nicht im Stande waren, der Gattung, welcher die „Marguerite" angehört, gerecht zu werden.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Liederbuch des Deutschen Volkes. Herausgegeben von Carl Hase, Felix Dahn u. Carl Reinecke. **Neue Auflage.** 1000 Lieder.

Reichscommersbuch, Allgem. für deutsche Studenten. Herausgeg. v. Müller v. d. Werra. Unter Mitwirkung v. Stud. M. R. neu bearbeitet v. Felix Dahn u. Carl Reinecke. 7. Auflage. 716 Lieder.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus 5 Jahrhh. Herausgeg v. Hans Ziegler. 364 Lieder. — Graf Moltke gewidmet. Empfohlen von den Königl. hohen Kriegsministerien von Preußen, Bayern u. Sachsen, sowie dem Kgl. Generalkommando des Württemb. Armeecorps u. a. milit. Behörden.

Preis geh. à ℳ 3.—. Eleg. geb. à ℳ 4.—.

Aufruf.

Die Aufführungen von Otto Devrient's historischem Charakterbild „Luther", durch welche Jena im Jahre 1883 das vierhundertjährige Geburtsjahr des Reformators gefeiert hat, haben die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise innerhalb Deutschlands, ja über dasselbe hinaus, auf sich gezogen. Bei jeder Wiederkehr der Spiele wurde der Zudrang zu denselben ein größerer und auch ihre Wiederholung im Jahre 1884 zeigte ein wachsendes Interesse für dieselben. Dabei ist wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, die Aufführungen des Lutherfestspiels in bestimmten Perioden in Jena zu wiederholen. Dieser Wunsch hat in Jena die ihm gebührende Würdigung gefunden. Es ist dort im Januar dieses Jahres ein Lutherfestspielverein in's Leben gerufen worden, der sich die Aufgabe gestellt hat, die periodische Wiederaufführung des Devrient'schen Lutherfestspieles, welches der Dichter der Stadt Jena geschenkt hat, in der Stadt zu sichern.

Die wesentliche Bedingung für diese Sicherung aber ist die Erbauung eines besonderen „Festspielhauses". Die beschränkten Verhältnisse des bisher benutzten Theaters lassen die Dichtung nicht zu ihrer vollen Geltung kommen, verursachen für Spieler wie für Zuschauer große Unbequemlichkeiten, und durch sie wird bei dem großen Andrange zu den Spielen eine so häufige Wiederholung derselben nöthig, daß Zeit wie Kräfte der Darsteller über alles Maß hinaus in Anspruch genommen werden. Ein solches Lutherfestspielhaus wird nur zu schaffen sein, wenn die protestantische Welt in weiten Kreisen die Sache des Lutherfestspielvereins als die ihrige erkennt und thatkräftig für dieselbe eintritt.

So wenden wir uns denn an alle Diejenigen, denen es am Herzen liegt, daß die durch das Lutherjahr herbeigeführte Kräftigung und Erweiterung des protestantischen Bewußtseins erhalten bleibe und zunehme, und welche in der Wiederholung des Devrient'schen Lutherfestspiels mit uns ein Mittel erkennen, dies zu bewirken, mit der Bitte, durch Beitritt zu dem Lutherfestspielverein die Verwirklichung des Zieles zu ermöglichen.

Die Mitgliedschaft wird durch die Zahlung von mindestens 3 Mk. Jahresbeitrag an die Kasse des Vereins erworben. Anmeldungen nimmt der Kassirer des Vereins, Herr Hoflieferant H. Schulze in Jena, entgegen, von dem auch die Statuten des Vereins zu beziehen sind. Wir bemerken hierbei, daß denjenigen Mitgliedern des Vereins, welche sich rechtzeitig vor der einzelnen Aufführung dazu melden, an erster Stelle Plätze gesichert werden.

Für die diesjährigen Aufführungen des Lutherfestspieles ist die Zeit vom 10. bis 23. Mai in Aussicht genommen.

Jena im April 1885.

Der Vorstand des Lutherfestspielvereins.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ludwig Feuerbach.

Von C. N. Starcke,

Dr. phil.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79 von Dr. J. H. Jawarskij.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. **Reunions** wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. Schanz, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Drei Weihnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.**

Luftkurort ersten Ranges für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.**

Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Sechs Jahre Taaffe'scher Regierung. Von Karl Pröll. — Colonisation und Industrie in Franken. Von Wilh Stieda. — **Literatur und Kunst:** Antike und moderne Tragik. Von Julius Duboc. — Eine Geschichte der deutschen Einheit. Von Georg Winter. — Eine Biographie Emerson's. Von H. Zimmern. — **Feuilleton:** Escorial. Von Franz Reber. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Künstlerische Experimente. Von A. L. — Gastspiel von Friedrich Mitterwurzer. Von O. B. — Inserate.

Sechs Jahre Taaffe'scher Regierung.

Von Karl Pröll.

Es geschah in der Frankfurter Paulskirche, im ersten deutschen Nationalparlamente, daß F. C. Dahlmann, dessen Centenarium wir eben (13. Mai) feiern, auf die Kunde von dem Schleswig-Holstein preisgebenden Malmöer Waffenstillstand sich erhob und sagte: „Unsere eigenen Landsleute dem Untergang zu überliefern, das ist es, wozu ich den Muth nicht habe; darum eben sehen Sie mich so muthig." Die markigen Worte des sich und seiner Nation stets getreuen Mannes schienen damals zu verwehen vor der Macht unabänderlicher Thatsachen. Eine andere Zeit jedoch hat seinen Glauben erfüllt, seinen sieghaften Gedanken verwirklicht. Warum soll heute beim Hinblick auf die stets schwerer und schwerer bedrängten Deutschen Oesterreichs das muthige Wort unausgesprochen bleiben: „Wir dürfen unsere Stammesgenossen nicht dem Untergang anheimgeben." In solchen politischen Nothjahren werden wir helfen, wo und wie wir helfen können, mitfühlen und Trost bringen, wenn wir zu helfen außer Stande sind. Gut und rühmlich bleibt es für Gegenwart und Zukunft, nationale Treue zu üben, deutsches Land und Volk im Gedächtniß zu behalten, wenn sie auch außer den Grenzen unseres Staatswesens sich befinden. Zum mindesten müssen wir die Herberge eines verlassenen Volksthums und dessen unverdientes Mißgeschick kennen lernen. Wir stören nicht die Cirkel unseres großen weitschauenden Staatsmannes, wenn wir die Saat neuer Sympathien streuen, welche unter günstigen Umständen einst zur Frucht heranreifen wird.

Am 22. April ist durch eine kaiserliche Thronrede die Legislaturperiode des österreichischen Reichsrathes geschlossen worden, in welcher das „System Taaffe" zur Entfaltung gelangte. Am Morgen desselben Tages hat die im Nachbarreiche mit seltener Virtuosität gehandhabte Confiscationsmaschine alle Blätter unterdrückt, welche den Rechenschaftsbericht der „Vereinigten Linken", d. i. der deutschen Parlamentsopposition, veröffentlichten. Dasselbe geschah kurz darauf mit dem Wahlaufruf der deutschen verfassungstreuen Partei in Mähren. Die Gerichte haben diese Beschlagnahmen nicht bestätigt, aber die Deutschen sind hierdurch in Kenntniß gesetzt, welchen Hochdruck sie bei den bevorstehenden Wahlen erdulden müssen. Denn nicht der maßvolle, mehr historisch-pragmatische als kritische Charakter des von Plener verfaßten Rechenschaftsberichts konnte beanstandet werden; es genügte, daß 115 deutsche Volksvertreter sich erkühnten, Das zu sagen, was die Thronrede klüglich verschwiegen hat, um ihnen das Wort an ihre Wähler abzuschneiden. Wir wollen hier in Kürze diese Thronrede, welche zwar keine Ideen, keine festen Programmpunkte, dafür aber einen unbegrenzten Freibrief für das Cabinet Taaffe enthält, und zugleich den Rechenschaftsbericht der Linken skizziren, damit die österreichische Geschichte der letzten sechs Jahre einigermaßen kenntlich vor unserem Geiste stehe.

Die bosnische Occupation hatte das Verhältniß des Cabinets Adolf Auersperg zu den Gruppen der deutschliberalen Verfassungspartei getrübt. Nachdem Ersteres noch die Genehmigung des Berliner Vertrages in beiden Häusern des Reichsraths erwirkt, traten der Ministerpräsident und der Sprechminister Unger zurück. Der farblose Dr. von Stremayr übernahm den Vorsitz im Conseil, Minister des Innern wurde Graf Taaffe, welcher bei der Spaltung im ersten Bürgerministerium zur Minorität gehörte und damals ausgeschieden war. Im Mai 1879 begannen die Wahlen für die neue, jetzt abgelaufene Legislaturperiode, bei welchen, dank den Intriguen Taaffe's, im Großgrundbesitze die deutschliberale Mehrheit zur einer Minderheit von etwa 160 Stimmen zusammenschmolz, die clericalen und slavischen Gegner der Deutschen 190 Stimmen erreichten. Das Rumpfministerium nahm seine Entlassung und Graf Taaffe trat am 12. August mit einem Coalitions-Cabinet hervor, worin der Pole Ziemialkowski und der Czeche Prazak als Landsmann Minister, d. i. als specieller Vertreter slavischer Interessen, fungirten, der feudalclericale Graf Falkenhagen das conservative Gepräge gab, Stremayr, Horst und Korb Wiedenheim Statistenrollen bekamen. Die Deutschen vereinigten sich in der Linzer Erklärung zu einer einmüthigen Opposition gegen die deutlich sichtbaren Tendenzen der slavisirenden Regierung, welcher Wehrbund in Provinzial-Parteitagen und im allgemeinen deutsch-österreichischen Parteitag 1880 die Weihe erhielt. Graf Hohenwart sammelte Widersacher zu einem föderalistischen Parteiverband. Die czechischen Abgeordneten hatten sich zum Eintritt in den Reichsrath entschlossen. Der Ausgleich war mit „ihnen hinter den Coulissen" abgekartet, ihre Forderungen genehmigt worden. Die Thronrede vom 8. October des Jahres, welche die Legislaturperiode vor einer völlig verwandelten Reichsvertretung eröffnete, betonte mit besonderer Genugthuung, daß die „Abgeordneten Böhmens, unbeschadet ihrer Rechtsüberzeugung, den Boden gemeinsamer Verhandlungen betreten." Wie unter Belcredi und Hohenwart war damit für das föderalistische Princip die Bresche eröffnet; nur daß diesmal ein parlamentarischer Staatsstreich unter Augen der Regierung sich vollzog, während die Vorgänger zum directen Verfassungsbruch Zuflucht genommen hatten. Die Adressen der neuen

Digitized by Google

Mehrheit und der verfassungstreuen Minderheit brachten den Kampf der föderalistischen und der reichserhaltenden Richtung zum klaren Ausdruck. Taaffe orakelte von „Versöhnung der Völker", aber er faßte von Anbeginn die Zurückdrängung der Deutschen aus ihrer politischen Führerstellung, ja aus ihren nationalen Positionen als seine Hauptaufgabe auf. Bei den schwierigen und langwierigen Verhandlungen über das abgeänderte Wehrgesetz, in welchem die Zähigkeit der Opposition schließlich in Nachgiebigkeit umschlug, gebrauchte er die täuschenden Schlagworte von der „Vereinigung auf dem Boden der gemeinsamen Verfassung", von dem Erstreben „nicht einer nationalen, sondern einer österreichischen Mehrheit". In den folgenden Jahren hat das Cabinet Taaffe auch den Schein eines Coalitions-Ministeriums oder einer über den Parteien stehenden Regierung abgestreift; es machte Prazak zum Justizminister, Dunajewski zum Finanzminister. Es war bemüht, das deutsche Volksthum durch widerrechtliche Sprachenverordnungen, durch Zurückdrängung in Amt und Schule, durch Intriguen und Uebergriffe bei den Wahlen zu schädigen. Es stützte sich stets mehr auf die Slaven und Clericalen und wurde immer abhängiger von dem nur zeitweise gelockerten „eisernen Ring" der Rechten. Es wurde im vollsten Sinne des Wortes eine Kampfregierung gegen die Deutschen, denen es jedoch indirect, ja sehr gegen seinen Willen durch Anstachelung des Nationalgefühls nützlich geworden ist. Zweifellos hat dieses Cabinet in der Kunst der „Auseinanderversöhnung" und der Austreibung des Staatsbewußtseins sich als Meister bewährt.

Diese unseligen Verhältnisse muß man sich gegenwärtig halten, um zu begreifen, welchen Eindruck die am 22. April, zum Schluß der durch Taaffe's „Werke" und „Entwickelungen" gekennzeichneten Legislaturperiode gehaltene Thronrede auf die Deutschen Oesterreichs machen muß. In dieser von dem polnischen Specialminister Ziemialkowski entworfenen gouvernementalen Schülerarbeit, welche eine gleichgiltige Aufzählung wichtiger und unwichtiger Gesetzgebungsarbeiten bringt, durch eine bis zur Selbstironie neigende Schönfärberei sich auszeichnet, sind nur die mit schlecht gespieltem rhetorischen Affecte vorgetragenen Schlußsätze bemerkenswerth. Sie lauten: „Unter den Segnungen des (äußeren) Friedens wird meine Regierung mit Beharrlichkeit und pflichttreuer Hingebung für das Staatswohl auf den eingeschlagenen Bahnen fortfahren, ihre Aufgaben zu erfüllen, damit das mit Ihnen (der Parlamentsmehrheit) Begonnene der Vollendung zugeführt, die weitere verfassungsmäßige Thätigkeit zu gedeihlicher Entwickelung gebracht und so das Ziel erreicht werde, welches meinen Absichten, Wünschen und Hoffnungen entspricht." In diesem Wust von nichts klar hervorhebenden Redensarten fehlt die früher so beliebte „Völkerversöhnungs"-Phrase, welche als überflüssiger Ballast bereits über Bord geworfen ist. Deutlich hebt sich aus dem Wortnebel nur die Tendenz hervor, auf „den eingeschlagenen Wegen" auch ferner das Deutschthum zu bekriegen und den „begonnenen" föderalistischen Zersetzungs-Proceß, wenn auch nicht zweckbewußt, zu Ende zu führen. Das kann ja eben so gut „gedeihliche Entwickelung" genannt werden, als die Lienbacher'schen Demolirungs-Novellen gegen das Volksschulgesetz „den geistigen Interessen der Völker entsprechende Beschlüsse" nach der neuösterreichischen Staats-Terminologie heißen.

Der Rechenschaftsbericht der „Vereinigten Linken" sucht in einer für eine Parteischrift fast zu objectiven historischen Weise die Vorgänge der abgelaufenen Legislaturperiode, die politischen und sachlichen Motive einer unter dem Druck der Volksmeinung zu einer Partei verschmolzenen deutschen Opposition und ihre Haltung in den einzelnen Fragen, endlich die Tendenzen und Mittel der Regierung zu beleuchten. Sie entwickelt dann das Wahl- und Actionsprogramm der Partei, schließt mit einem Appell an das deutsche Bewußtsein und an die Einmüthigkeit der Wähler, welche allein Kraft verleihen. Das Programm stellt an die Spitze die „grundsätzliche Forderung" der deutschen Staatssprache, erkennt als erste Aufgabe den Schutz der Deutschen in gemischtsprachlichen Kronländern, wo man sie durch Amt und Schule wie durch slavischen Terrorismus zu entnationalisiren sucht. Das Bündniß mit dem deutschen Reiche wird nach wie vor freudig begrüßt, aber vorsichtigerweise kein Anspruch auf nationalen Schutz davon abgeleitet. In socialpolitischen Fragen haben die österreichischen Liberalen stets ein größeres Entgegenkommen gezeigt, als dies bei unseren Linksliberalen bisher der Fall war; aber gleich diesen ist auch die deutsche Opposition in Oesterreich gegen die staatliche Vertheuerung der unentbehrlichen Nahrungsmittel. Bei der Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn, welches bevorsteht, wird die Wahrung der Rechte und zum mindesten Behauptung der bisherigen finanziellen Position verlangt. Nur das Wehrgesetz, welches erst in Mitte der Legislaturperiode wieder zur parlamentarischen Behandlung gelangte, ist nicht erwähnt.

Man sieht aus dieser flüchtigen Andeutung, daß dieses „Oppositions"-Programm eine überaus zarte Rücksicht auf die Existenzbedingungen des Staates nimmt, in welchem man die Deutschen für immer zu einer dienenden Rolle herabdrücken will, soweit man sie nicht entnationalisiren kann. Das ist nicht eine Kundgebung von „Unversöhnlichen", nicht eine Demonstration im czechischen Declarantenstile. Es wird darin der staatsmännischen Erwägung im Augenblicke einer beginnenden heftigen Wahlschlacht eher zu viel als zu wenig Raum gegeben. Auch sind mit ängstlicher Keuschheit' die wohlberechtigten Schmerzensrufe unterdrückt; ja, es schimmert selbst der altösterreichische Optimismus durch, der in den schlimmsten Verhältnissen einen plötzlichen Umschlag erhofft. Auf dem Parteitag in Graz, in den Kundgebungen aus den deutschen Wahlkreisen Böhmens, im oberösterreichischen Wahlaufruf ist ein viel schärferer und pessimistischerer Ton angeschlagen worden, hat sich namentlich die Forderung geltend gemacht, das bedrohte deutsche Volksthum in Oesterreich durch einen innigeren Anschluß des gelockerten Staates an das deutsche Reich zu schützen, sei es mittelst eines pragmatischen Bündnisses oder mittelst einer Zoll Union. Das sind gute Zeichen, freilich nicht für das jetzt vollständig vom slavischen Geiste erfüllte Cabinet Taaffe welches schon in der zahmen Manifestation der „vereinigten Linken" etwas Staatsgefährliches erblickte.

Letzteres klingt unglaublich und beleuchtet die traurige Lage unserer Stammesbrüder wie ein greller Blitzstrahl, bei dem wir die Worte zu lesen glauben: „Es gibt kein Recht mehr für die Deutschen in Oesterreich! Laßt jede Hoffnung auf Wiedererlangung desselben fahren!" So leitet sich der zweite Theil des Regimes Taaffe ein, welches bei den Wahlen jetzt offen und rücksichtslos gegen die Deutschen zu Felde ziehen, den administrativen Druck auf dieselben noch steigern will. Dieses System wird aber nicht nur dem Deutschthum in Oesterreich schädlich; dasselbe erweist sich bereits als die incarnirte Staatsgefährlichkeit, indem es das Reich in den Wogen des slavischen Föderalismus rettungslos versinken läßt. Dieses System muß auch schließlich das Bündniß mit Deutschland erschüttern. Darum sollen wir mit wachem Auge dessen weitere Schritte verfolgen, mit warmen Sympathien unsere bedrängten Volksgenossen begleiten und sie vorläufig mit jener unversieglichen Stärke des nationalen Ideals ausrüsten, wie es Dahlmann in den Tagen gethan, wo Schleswig Holstein unwiederbringlich verloren schien.

Digitized by Google

Colonisation und Industrie in Franken.

Von Wilh. Stieda.

An dem Aufschwunge, welchen in neuerer Zeit die Studien zur Ermittelung der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands in der Vergangenheit genommen haben, war Bayern insofern bis jetzt weniger betheiligt, als die Forschung sich seinen Gebieten seltener zuwandte. Stockbaur's verdienstliche Mittheilungen zur Gewerbegeschichte Nürnbergs, Kaizl's Darstellung des Kampfes um Gewerbereform und Gewerbefreiheit in Bayern von 1799 bis 1868, sowie Hoffmann's Geschichte der direkten Steuern in Bayern sind so ziemlich die einzigen erfreulichen Versuche, das bisherige Dunkel aufzuhellen. Gegenwärtig vollzieht sich nun eine merkliche Wendung zum Bessern. Professor Georg Schanz in Würzburg hat die Herausgabe einer Sammlung: „Bayerische Wirthschafts- und Verwaltungsstudien" in die Hand genommen und mit einer Schilderung der Colonisation und Industrie in Franken*) begonnen. Der Verfasser, dem die Wirthschaftsgeschichte schon manche gediegene Beiträge verdankt, insbesondere eine umfassende Darstellung der englischen Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters, zeigt sich auch seiner neuen Unternehmung durchaus gewachsen. Sorgfältige archivalische Forschung und ausgedehnte Literatur-Kenntniß verbinden sich, um durch persönliche Wahrnehmungen und Beobachtungen in den Werkstätten der industriellen Thätigkeit selbst verstärkt, ein klares zutreffendes Bild der Verhältnisse zu entwerfen. Seiner unermüdlichen Arbeitskraft dürfte gelingen, was, wenn ich nicht irre, ein Plan des verewigten Pözl's war — nämlich eine Verwaltungsgeschichte Bayerns der umfassendsten Art zu schreiben. Trägt sich vielleicht Professor Schanz noch nicht mit diesen Gedanken — die Fortsetzung seiner Wirthschafts- und Verwaltungsstudien wird sie ihm nahe genug führen. Daher kann der vorliegende, einem verdienten Veteranen der Würzburger Universität, Professor Carl von Edel, zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum dargebrachte erste Band der Bayerischen Wirthschafts- und Verwaltungsstudien nur nach allen Seiten willkommen geheißen werden.

Geschildert werden uns das Bayreuther und das Ansbacher Fürstenthum von den Colonien der Franzosen an am Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Stellenweise wirkt die Ausführlichkeit sowohl des Textes wie der urkundlichen Beilagen etwas ermüdend. Doch hat es freilich seine Berechtigung, im Hinblick auf den Nutzen, welchen die Bevölkerung der zu beschreibenden Gegenden selbst daraus ziehen kann, auch manche Notizen mehr lokalen Interesses, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, einzuflechten. Und es mag außerordentlich schwierig sein, auf einem so wenig bebauten Felde die richtige Wahl zu treffen, in dem, was Alle, die Fernerstehenden nicht minder als die nächst Betheiligten, gleichmäßig fesseln kann. Wir wollen daher keineswegs mit dem Verfasser rechten, daß er mehr geboten hat, als wir glaubten verlangen zu können. Der Gabe freuen wir uns in jedem Falle, und um so willkommener ist sie uns, als in diesem Jahre das zweite Säculum seit Aufhebung des Edictes von Nantes abschließt, somit in Erlangen und Schwabach zum zweiten Male die Feier zum Andenken an die Colonisation bevorsteht.

Es ist ein eigenes Ding um diese Colonisationen der Franzosen in deutschen Landen. Wenn man uns Deutschen gelegentlich vorgehalten hat, daß wir den „Völkerdünger" bildeten, so können wir uns damit trösten, daß es den Welschen bei uns nicht besser gegangen ist. Nach zwei oder drei Generationen verliert sich jede Spur der Ankömmlinge aus fremden Ländern.

Es war im Jahre 1686, als Joseph August du Cros, ein diplomatischer Abenteurer aus vornehmem Hause*), dessen sich Markgraf Christian Ernst von Bayreuth bei der Ausführung seiner Colonisationspläne bediente, mit etwa 600 Franzosen in Bayreuth eintraf. 83 derselben treffen wir im October 1686 in Erlangen im Begriffe, sich dort häuslich einzurichten. Bis zum 23. Juli 1678 hat ihre Zahl sich auf 1000 vergrößert, die, dicht zusammengedrängt — je 25 wohnen in einem Hause und selbst die Keller werden nicht als Wohngemächer verschmäht —, sich mit 39 Häusern behelfen müssen. Ihre Niederlassung führt den besonderen Namen „Neuerlang" im Gegensatz zur Altstadt, aber ihre Anwesenheit trägt zum Ruhm der ganzen Stadt bei. Vorzugsweise Gewerbetreibende — Strumpfwirker, Weber, Spinner, Färber, Posamentirer, Handschuhmacher, Hutmacher u. dgl. m.— wirken sie dahin, daß die gewerbliche Production Erlangens bald einen gewissen Ruf bekommt. In Nürnberg regt sich die Eifersucht auf die Erlanger Colonie und man versucht unter allerlei Vorwänden die Einfuhr Erlanger Fabrikate zu hindern. Bis in die Schweiz dringt die Kunde von der industriellen Geschicklichkeit, das Aeußere der Stadt selbst gewinnt eine freundlichere Gestalt, Trottoirs werden geschaffen, die Straßen, die ehemals einem Bache gleich sahen, werden gepflastert u. dgl. m.

Und was ist 200 Jahr später aus dieser Colonie geworden? Sie ist aufgelöst und aufgesogen. „Nur wenige Dinge, wie die französische Kirche, die Fontäne im Schloßgarten, einige französische Namen sind noch die Zeugen, daß einst über 1000 Franzosen hier gelebt und an dem Werden der Neustadt mithalfen. Am Pfingstfeste 1822 wurde der Gottesdienst, im October 1826 das Protokoll des Presbyteriums zum letzten Male in französischer Sprache geführt. Nur 14 französische Familiennamen haben sich bis in unsere Tage hinübergerettet. Keine Sitten, keine Gebräuche erinnern mehr an die ehemalige französische Heimath; vor 50 Jahren konnte man wohl noch hören, daß man nicht müde, sondern fatiguirt, nicht erregt, sondern animirt war, auch war Mancher curios (curieux), was es etwa des andern Tages für Wetter gebe u. dgl., Taufnamen wie Jeannet, Paylet, Etienne und ähnliche konnte man noch treffen, aber alle Laute sind verklungen . . ."

Wenn man erwägt, daß es unseren Landsleuten in Südbrasilien, die freilich dort nach vielen Tausenden zählen, in zweihundert Jahren ähnlich ergehen könnte?

Die Wahrheit zu gestehen, sind es aber nicht die Franzosen allein gewesen, welche Erlangen in Flor gebracht haben. Seit im Jahre 1692 die oberste Leitung der französischen Colonie dem früheren Landeshauptmann, dem Oberhofmeister der Markgräfin, Groß von Trockau, anvertraut wurde, verschaffte sich das deutsche Element Geltung. Der neue Oberdirector veranlaßte mehrere Nürnberger, sich in Erlangen niederzulassen, und wußte den Deutsch-Reformirten, die aus der Rheinpfalz seit 1689 sich nach Erlangen gewandt hatten, dieselben Privilegien auszuwirken, welche die Franzosen genossen. Auch Schweizer wanderten ein und namentlich seit 1703 ließen sie sich zahlreicher nieder. Ebenso wurden aus dem Elsaß einige Familien herangezogen, die sich unter dem französischen Regiment daselbst nicht behaglich fühlten. Kurz, neben der französischen Colonie entstand allmählich eine deutsche, wobei es leider ohne Reibereien und Zwistigkeiten zwischen denselben nicht abging. Durch eine zur gemeinsamen Benutzung angewiesene Kirche wurden Zänkereien veranlaßt und arteten in persönliche Gehässigkeiten aus, so daß es großen Tactes zur Aufrechterhaltung der Ordnung bedurfte, ohne eine der streitenden Parteien zu verletzen. Dem Markgrafen gelang es, ohne sich auf die eine oder die andere Seite zu stellen, die obwaltenden Differenzen auf gütlichem Wege zu schlichten.

Für die Entwickelung Erlangens war diese Mischung beider Nationalitäten äußerst günstig. Obwohl die Franzosen viel zahlreicher vorhanden waren — sie zählten im Jahre 1698 1000 Seelen, während die Deutschen nur 317 Köpfe

*) Erlangen, Verl. von Andr. Deichert. 1884. 428 S. Text und 356 Seiten Urkunden.

*) In Maurenbrecher's Historischem Taschenbuche hat neuerdings — Jahrg. 1885 — Professor Harry Breßlau eine anziehende Studie über diesen Mann veröffentlicht.

Digitized by Google

aufwiesen — ergänzten sich beide Colonien vortrefflich. Was in der einen fehlte, war hauptsächlich in der anderen vertreten. Von den französischen Gewerbetreibenden gehörten 63 pCt. der Textilindustrie, 17 pCt. der Schneiderei, Posamentirerei, Handschuh-, Schuh-, Hut- und Perrückenmacherei, 5½ pCt. der Gerberei, 4 pCt. dem Handel, 6 pCt. dem Bauhandwerk an; bei den deutschen Einwanderern dagegen zählten 42 pCt. zum Baugewerbe, 16 pCt. zur Müllerei, Bäckerei und Brauerei, 20 pCt. zum Bekleidungsgewerbe. Die Textilindustrie beschäftigte nur 6 pCt.. Mithin arbeiteten die letzteren mehr für die Befriedigung der localen Bedürfnisse, bereiteten die Nahrungsmittel und betrieben die gröberen Industriezweige, während die Franzosen die feineren Branchen cultivirten und für den Absatz nach außen thätig waren. Eine zweckmäßigere Vermittelung zwischen einander entgegenstehenden Interessen, die sich auf diese Weise gegenseitig förderten, kann kaum gedacht werden.

Weniger vortheilhaft ist die Ansiedelung der Franzosen im Ansbacher Fürstenthum gewesen, das Markgraf Albrecht V. zwar nicht in dem trostlosen Zustande, in welchem er es bei seinem Regierungsantritt gefunden hatte, aber immerhin in einem der Verbesserung bedürftigen, seinem Sohne Johann Friedrich im Jahre 1667 zurückließ. Hatte der Verstorbene so viel wie möglich Ordnung zu schaffen und Handel und Gewerbe in Gang zu bringen gesucht, so fuhr der junge Fürst im Geiste des Vaters fort. Ihm, der die hohen Schulen Straßburg und Genf besucht, Frankreich, die Niederlande und Italien bereist hatte, erschien die französische Colonisation als ein passendes Mittel, sein Ländchen zur Blüthe zu bringen. Ursprünglich war Ansbach zur Ansiedelung ausersehen, als jedoch in Regierungskreisen Bedenken erhoben wurden, bestimmte man Schwabach zum Mittelpunkte, obgleich die lutherische Geistlichkeit sich sehr gegen dieses Vorhaben wehrte. Johann Friedrich erlebte leider die Entfaltung des Colonisationswerks nicht mehr, da er schon 1686 in der Blüthe seiner Jahre starb. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der die Obervormundschaft übernahm, mußte es fortsetzen. Aber obwohl er die Privilegien, welche der verstorbene Markgraf den einwandernden Franzosen bewilligt hatte, aufrecht erhielt und es auch nicht an neuen Aufmunterungen fehlen ließ, hatte die französische Colonie in Schwabach keinen rechten Erfolg. Was die Ansbacher Räthe unter dem 13. Juni 1689 dem Kurfürsten im Hinblick auf verschiedene französischerseits geäußerte Wünsche mittheilten, scheint in der That später eingetroffen zu sein. Sie beschwerten sich nämlich darüber, daß auf die Franzosen so beträchtliche Summen verwandt seien — „viel tausend Thaler vor Raißgelter, zum Häusserkauf, uff Walckmühl und Häussergebäue" daß man sich aber eines rechten Nutzens davon nicht versehen könne „und kan man bey ieziger Beschaffenheit kein Besseres hoffen und nicht absehen, wie man nur einmahl das Aufgewandte wieder völlig habhafft werden möge."

Wirklich erfuhr die Stadt Schwabach ihren Hauptaufschwung erst nach 1787, d. h. zu einer Zeit, als die französischen Elemente vom Deutschthum längst aufgesogen waren. Anfangs — 1716 — waren über 500 Colonisten, doch schon zwanzig Jahr später zählte man nur 79 Familien mit etwas über 300 Seelen, und die Bevölkerungsliste des Jahres 1773 führte nur noch 13 Familienhäupter, 8 Wittwen und 3 Steuerfreie auf. Die Franzosen wurden in Schwabach namentlich hart bedrängt durch das geringe Entgegenkommen der deutschen Handwerker. Die Bortenwirker, die Chirurgen, die Strumpfwirker — namentlich dem letzteren Industriezweige widmeten sich die Deutschen massenhaft — hatten fortwährend Streit mit den Franzosen und ließen dieselben nicht aufkommen. Doch verlangt es die Gerechtigkeit, zuzugestehen, daß die letzteren es waren, welche gewisse Industrien erst überhaupt begründeten. Die Strumpfwirkerei z. B. wurde in Schwabach aufgebracht durch Jacques Tronchin, die Tapetenwirkerei durch Michel de Claravaux aus Paris. Aber während jener Tronchin im Auftrage des Markgrafen noch 1698 viele seiner Gewerbsgenossen nach Schwabach kommen ließ, hatte die Zahl der deutschen Strumpfwirker sich so rasch vergrößert, daß im Jahre 1734 sie über 100 betrug und die Deutschen in der beide Nationalitäten gemeinsam umfassenden Zunft die Oberhand hatten.

Hat somit die Schwabacher Colonisation nicht den gleichen Erfolg aufzuweisen, wie die Erlanger, so verdient sie immerhin manches Lob, und so viel ist jedenfalls sicher, daß die markgräflichen Colonisations-Bestrebungen dem Fürstenthume überhaupt zum Vortheil gereicht haben. Mit ihrer Hülfe konnte Schwabach die traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges überwinden und sich nächst Ansbach und Fürth zu den bedeutendsten Orten des Fürstenthums zählen.

Sehr lehrreich sind Prof. Schanz' Auseinandersetzungen über den Gang der Industrie in beiden Fürstenthümern. Es ist der so oft aussichtslose Kampf der Hausindustrie gegen die Fabrikindustrie, den er uns vorführt und in seinen einzelnen Phasen charakterisirt. So gut sich die erstere gewerbliche Unternehmungsform im vorigen Jahrhundert hielt, so wenig hat sie auf die Dauer in beiden Gegenden ihre Existenzberechtigung nachzuweisen vermocht. Es wäre freilich falsch, aus den Mittheilungen über die Erlanger und Schwabacher Industrie den Schluß ziehen zu wollen, daß der hausindustrielle Betrieb überhaupt eine veraltete Form sei. Nicht einmal von beiden hauptsächlich geschilderten Gewerbszweigen — der Strumpfwirkerei und der Nadelindustrie — läßt sich das behaupten. Denn während die Erlanger Strumpfindustrie gegenwärtig völlig darniederliegt und an eine Auffrischung derselben schwerlich gedacht werden kann, blüht der hausindustrielle Betrieb derselben in Apolda, Zeulenroda, in Württemberg und in Sachsen. Andere Industriezweige, wie die Handschuhnäherei und die Bürstenmacherei gedeihen in der hausindustriellen Form in Erlangen zur Zufriedenheit. Es liegt mithin die schwache Lebensfähigkeit mancher hausindustriellen Betriebe nicht gerade an den Eigenthümlichkeiten dieser Unternehmungsform im Allgemeinen, als vielmehr an einer Gesammtheit von Bedingungen, technischer wie ökonomischer Art. Die Wirkungen dieser Factoren im Einzelnen klargestellt zu haben, ist ein entschiedenes Verdienst des Verfassers.

Nicht minder wichtig wäre einmal eine Darstellung über die Entstehung der Hausindustrie wie Prof. Schanz sie z. B. bei der Schwabacher Nadelindustrie in Kürze giebt. Meist existirte in der Epoche, mit deren Schilderung der Verfasser anhebt, der handwerksmäßige Betrieb nicht mehr ausschließlich, sondern war neben ihm der hausindustrielle entstanden, eine offenbar damals noch nicht alte Form, bei der einige Unternehmer eine Reihe von Handwerkern — die sogenannten Heimarbeiter — in deren eigenen Behausungen beschäftigten. Sie stellten den Webstuhl oder Wirkstuhl — zur Ausübung des Gewerbes und sorgten für den Absatz der angefertigten Producte in der Ferne. Wann mag wohl diese Form, die jedenfalls schon den Charakter der Großindustrie zur Schau trägt, zuerst in Deutschland aufgekommen sein und in welchen Gewerben? Vermuthlich ist dieser Uebergang von der handwerksmäßigen Form zur hausindustriellen an den einzelnen Orten nicht in gleicher Weise vor sich gegangen und dürfte je nach dem Fortschritt auf gewerblichem Gebiete hier früher dort später eingetreten sein. Daß sie eine Vorstufe zu der heute innerhalb der Fabriken ausgeübten Großindustrie gewesen ist, wird nicht in Abrede gestellt werden können. Um so weniger, als auch in England dieses Aufkeimen der Hausindustrie kurz vor der großartigen Entfaltung des Fabrikwesens beobachtet worden ist. Eine ebenso genaue und zuverlässige Untersuchung, wie Prof. Schanz sie uns für die Zeit von 1680 bis 1880 über den Kampf zwischen Fabrik- und Hausindustrie bietet, über den vor diesem Zeitraum sich abspielenden Proceß, über den Kampf zwischen Handwerk und Hausindustrie wäre eine ebenso dankenswerthe Forschung.

Ging in Erlangen die hausindustrielle Strumpfwirkerei zu Grunde, so hat die ebenso betriebene Nadelindustrie in Schwabach sich in eine glänzend rentirende Fabrikindustrie verwandelt. Dieses Gewerbe, echt deutschen Ursprungs — es wurde in der Gegend von Nürnberg, Pappenheim u. s. w. seit alter Zeit betrieben — kam im Jahre 1633 zuerst nach Schwabach, wo es in handwerksmäßiger Form geübt wurden. Um 1725 waren 27 Meister und ebenso viele Gesellen vorhanden. Diese Zunahme aber ergab einen der Gründe,

Digitized by Google

die auf die Hausindustrie führen — die massenhafte Production nämlich, die ihren Absatz nicht mehr am Erzeugungsorte findet, sondern ihn in der Weite suchen muß, wozu die „Verleger" nöthig sind. So wird bereits seit 1759 die handwerksmäßige Ordnung des Gewerbes eine hausindustrielle — für etwa 100 Jahre. Dann verschaffte sich seit 1851 die Anwendung der Maschine so große Bedeutung, daß die Hausarbeit mehr und mehr zurückgedrängt wird. Man versucht es mit Vereinswerkstätten und gemeinschaftlich gekauften Maschinengarnituren. Aber die Fabriken kommen auf und ihnen ist es zu danken, daß das Nadelgewerbe in Schwabach eine Weltindustrie geworden ist, deren Absatz bis nach Egypten, Indien und China reicht. Vor dem jetzigen Fabrikarbeiter hatte der alte Heimarbeiter — fügt Professor Schanz hinzu — kaum viel voraus. Der herbeigeführte Umschwung muß also auf Rechnung des Unternehmers gesetzt werden. Sehr mit Recht verweilt der Verfasser daher nachdrücklich auf der eminenten Bedeutung desselben für die Entwickelung der Industrie. Allen Denen, welche heut zu Tage immer nur an die Lage der Arbeiter denken und den Unternehmer, der sie beschäftigt, darüber ganz vergessen, kann das Studium der Erlanger und Schwabacher Industrie nicht genug empfohlen werden. In der Geschichte derselben erscheint der Unternehmer „so recht als das Haupt, als die Seele der Industrie", ohne dessen Führerschaft Alles dahin welkt. „Von seiner Tüchtigkeit hängt in erster Linie der Wohlstand und das Gedeihen des Gewerbes und des Gemeinwesens ab. Die Masse, mag sie noch so fleißige, emsige Hände haben, zeigt sich unfähig, entscheidende Wendungen mitzumachen, an der Spitze des Fortschritts zu bleiben, die Absatzquellen zu erschließen; sie geräth in Noth und Elend, wenn der Unternehmer versagt."

Literatur und Kunst.

Antike und moderne Tragik.

Von Julius Duboc.

In den kürzlich erschienenen, sehr ausführlich behandelten „Grundzügen der Tragischen Kunst" von G. Günther*), dessen werthvoller und interessanter philologischer Theil hier außer Betracht bleiben soll, vertritt der Verfasser die Ansicht, daß Aeschylos und nicht Sophokles die antike Tragödie in ihrer vollen Reinheit darstelle, der jüngere Meister habe sie technisch vervollkommnet, nach dem Kunstgesetz der Tragik hin aber geschädigt. Man werde sich daran gewöhnen müssen, als die höchsten und vollkommensten Muster altgriechischer Tragik nicht einen Oedipus und eine Antigone, sondern einen Orestes und einen Prometheus anzusehen. Und weiter: „durch Aeschylos ist der Begriff des Tragischen gewonnen und für alle Zeiten festgestellt". Dieser Begriff ist wohl noch der Ausgestaltung, nicht aber der Alterirung mehr fähig; Aeschylos kommt in seinen Tragödien überall „der Forderung einer gerechten Verhältnißmäßigkeit von Schuld und Sühne nach", er stellt jene Tragik der poetischen Gerechtigkeit dar, „welche in allem Wesentlichen mit unserem Kunststandpunkt zusammentrifft."

„Von den Helden des Aeschylos" — sagt der Verfasser an einer anderen Stelle seiner Schrift — „gilt, daß in ihrer Brust ihres Schicksals Sterne sind, von seinen Göttern, daß sie mit ihrem eigenmächtigen, Zorn, Rache, Neid bekundenden Eingreifen in den tragischen Conflict ganz fern bleiben und nur Zeus mit Moira vereint, den Begriff des ewigen Rechts verkörpert, zur Vollstreckung desselben sich der untergeordneten Götter bedient. Der Mensch kennt jenes ewige Recht und Gesetz, aber Leidenschaftlichkeit, Sinnlichkeit, Herrschbegier, Ehrgeiz, Rachsucht verblenden ihn, — aus eigenem Fehltritt verstrickt er sich in das ungeheure Verhängniß.

So steht der Aeschylische Held an sich frei da, nur gebunden an das Sittengesetz der Weltordnung, und es steht in seiner Wahl, ob er sich diesem willig unterordnen, oder die Bande sprengen will, die ihn an dasselbe ketten. Und so muß es sein, wir erkennen hierin einen Grundsatz, der für die Tragik aller Zeiten Geltung fordert."

„Wir erkennen" — worauf gründet sich diese Erkenntniß, insoweit sie nicht eine einfache Ableitung aus dem, dem Verfasser besonders zusagenden Theil der griechischen Tragik ist? Wir finden, daß hinsichtlich dieses schwierigen Punktes die Ueberzeugungen des Autors sehr viel stärker sind als seine Argumente. Dem echten Künstler vindicirt er ein für allemal den Standpunkt „der naiven Gottinnigkeit". Die Philosophie halte er sich möglichst weit vom Leibe. Ihre Speculation kann ihn nicht fördern. Der Künstler will erfreuen, trösten, erheben. Deshalb ist sein Beruf, das Gleichgewicht und die Harmonie darzustellen. Das Werk der Kunst ist: „Sittlichkeit geschaut im Spiegel der Sinnlichkeit. Da haben wir den Ursprung, da das Ziel aller Kunst, aller Künste."

Dem Verfasser ist es aber, indem er so ein gesondertes Gebiet für die Kunst beansprucht, unabhängig und in gewissem Sinn höher denn alle Vernunft, indem er ihr eine „tiefinnerste Verwandtschaft des Göttlichen" beilegt, für die sie keines Beweises bedarf, indem er sie so auf die Höhe eines religiös-ethischen Princips hinaufhebt, tiefer Ernst mit der Wahrhaftigkeit derselben. Das will sagen: als „Verkünderin göttlicher Harmonie" darf sie sich nicht etwa hinstellen, weil sie aus einer selbstgeschaffenen schönen Traum- und Idealwelt herab den armen Sterblichen, kraft ihres Berufes zu trösten und zu erfreuen, den Labetrunk des schönen Scheins bieten soll, sondern weil Harmonie in Wahrheit die Schöpfung im Innersten ausspricht. Des Dichters Prophetengeist läßt uns einen Blick thun „in den tiefinnersten Zusammenhang der Weltordnung", er wird zum „Propheten der unvergänglichen Idee im Werdeproceß des Staubes" und diese Idee besitzt er „in einem höheren Bewußtsein des ewigen und gerechten Gleichgewichts zwischen sinnlich Endlichem und übersinnlich Unendlichem". Diese „Harmonie", dies „ewige und gerechte Gleichgewicht" — eine sehr allgemeine Formel! — enthält nach des Verfassers Grundmeinung jedenfalls den Gegensatz zu unverschuldetem Leiden, es birgt in sich als ethischen Kern die tröstliche Gewißheit, daß in der Weltordnung — wenn auch in der unsichtbaren — Alles nach Verdienst geregelt und Allen nach Gebühr zugemessen wird. „Allwaltende Gerechtigkeit, ein ewiger gerechter Wille" — und deshalb vor der und durch die echte Tragödie, die uns, nach dem Vorbild des Aeschylos, dies in Schuld und Sühne zeigt: „durch Rührung und Erschütterung zu der fröhlichen Gewißheit: so und nicht anders muß es sein, wenn eine Gerechtigkeit lebt."

Nun fragen wir den Verfasser billig nach der letzten Quelle seiner Gewißheit, daß grade in diesem Sinn ein „allgerechter", d. h. Allen gerecht werdender „Zusammenhang der Weltordnung" besteht.

Die äußere Erscheinungswelt lehrt es ihn sicher nicht, das gibt er selbst zu, deshalb erklärt er ihre Wahrheit für „bloßen Schein" gegen die „ideale Wahrheit, welche dem Wesen der sittlichen Weltordnung entspricht." Indem er diese einfach an die Stelle der ersteren setzt, meint er, daß er „den Zwiespalt zwischen sinnlichem und sittlichem Princip versöhnt" und er nennt „Idealisirung der sinnlichen Welt", wenn er die reale Wahrheit auf den Kopf stellt.

Ich stehe trotz meines Widerspruchs in diesem Punkt dem Verfasser in mancher Hinsicht näher, als es wohl den Anschein haben dürfte. Ich begegne mich nicht allein mit ihm in der Abneigung gegen die Tragik von heute, ich halte nicht allein, wie er auch, wenig von dem Schlagwort „jeder wahre Dichter vernehme deutlich den Pulsschlag seiner Zeit" (der doch ein sehr krankhafter und anormaler sein kann), und verwerfe mit ihm den Ausspruch O. Klaar's in der „Geschichte des modernen Dramas": „Die Tragödie der Gegen-

*) Grundzüge der Tragischen Kunst, aus dem Drama der Griechen entwickelt von G. Günther. Leipzig. W. Friedrich. 1885.

Digitized by Google

wart schließt mit einem trostlosen Fragezeichen", sondern ich erblicke auch wie er in der Welt eine mit sittlichem Gehalt erfüllte Wesenheit „eine Welt nicht des Zufalls und der Willkür, sondern der sittlichen Idee", und im Gegensatz zu der ideenarmen, materialistisch gefärbten Tagesmeinung zweifle ich nicht daran, daß es sich bei dem Seinsproceß des Universums, bei der Weltbewegung noch um etwas Anderes und Wesentlicheres handelt als darum, hier auf Erden ein wohleingerichtetes Staatswesen mit behaglichen und rationellen Lebensbedingungen und allen „neuesten Verbesserungen" herzustellen. Aber ich entnehme aus Allem dem keine Berechtigung, eine so offenkundig daliegende, so tausendfältig auf jedem Blatt der Geschichte wie des täglichen Lebens bezeugte Thatsache wie die, daß es mit dem Individuum nach keinem ihm gerecht werdenden Maßverhältniß in der Weltordnung zugeht, für „bloßen Schein" zu erklären und das gerade Umgekehrte als „ideale Wahrheit" zu behaupten. Die Thatsache der „Preisgebung des Individuums" im Weltprozeß, die Abwesenheit eines dem Individuum gerecht werdenden „Gleichgewichts", der Mangel einer in diesem Sinn anzuschauenden „Harmonie" ist vielmehr die am meisten charakteristische, schmerzliche Frucht aller sich nicht verblendenden Einsicht in Das, was uns umgiebt, mögen wir es hoch oder niedrig angreifen. Wenn wir diese Thatsache als solche anerkennen, so folgt daraus aber noch nicht ihre Untröstlichkeit für unser Bewußtsein, noch nicht, daß wir mit einem „trostlosen Fragezeichen" abschließen — wir müßten ja dann das Sein, wie es nur sein kann, d. h. die Weltvernunft, für etwas Untröstliches erklären — sondern es folgt daraus nur, daß Trost und Erhebung auf diesem Standpunkt abhängig sind von der Stärke unseres Idealismus, d. h. von unserer Hingebung an die sich im Weltproceß im Opfertod des Individuellen durchsetzende Idee, an die Entbindung des Geistes aus der Materie resp. Vergeistigung, der die Seinsbewegung zustrebt. Auf diese „ideale Wahrheit" läßt sich auch, und zwar im stärksten Gegensatz zum Materialismus, aber ohne andererseits der realen Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, eine Tragik aufbauen.

Ich kehre, ohne diese Andeutungen weiter zu verfolgen, wozu an dieser Stelle der Raum fehlt, zu der Anschauung des Verfassers zurück und will da nur noch constatiren, daß ich auch nicht einzusehen vermag, wie es sich mit seiner Annahme einer allwaltenden Gerechtigkeit als Weltordnung, mit seiner Betonung von: „so muß es kommen, wenn anders Recht und Gerechtigkeit in der Welt bestehen sollen," reimt, daß er eine Ausnahme gestattet, nämlich das unschuldige Leiden von Personen, die mit dem Schicksal hervorragender Personen verbunden sind. An diesen „vom Unglück Mitergriffenen" darf „Niemand Anstoß nehmen", denn sie sind „secundäre Gestalten". Ja, da kämen wir ja zu einer „allwaltenden" Gerechtigkeit für eine Aristokratie — ein Standpunkt, der das Princip durchbricht und damit sich selbst aufhebt. Was für die naive Anschauung der griechischen Tragik möglich und natürlich war, ist es eben nicht für uns und wenn Io und Kassandra als secundäre Gestalten unverdient leiden, so werden wir nicht, ohne Anstoß zu nehmen, sie als „Enterbte" außerhalb des Gesetzes der „Gerechtigkeit und Harmonie" anschauen können.

Die Tragödie hat es, ihrem Ursprung gemäß, zunächst mit hohen und göttlichen Dingen zu thun, und besonders gilt dies von dem ältesten Muster der Gattung, der griechischen Tragödie. Immer trägt sie das Walten der Götter, der Hüter des Rechts, im eigenen Busen und rückt es also auch vor das Bewußtsein der Zuschauer. Darin besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen der Tragik des Aeschylos und der späteren, namentlich des Sophokles. In diesem, als dem Vater der „Schicksals-Tragödie", tritt nur der eigenthümliche Zug auf, daß er in dem Oedipus die enge und unzulängliche Formel, die Alles auf persönliche Verschuldung reducirt, durchbricht, daß er in dem schuldlosen Leiden ein Etwas aufstellt, das wie ein Keil in die naive Harmonie der allwaltenden Gerechtigkeit hineinragt, das gewissermaßen schon eine Ahnung von der Preisgebung des Individuums im Weltproceß in sich trägt. Die Bezeichnung Schicksals-Tragödie ist im Grunde irreführend, man vergißt darüber zu leicht, daß die Weltordnung, repräsentirt durch der Götter Rathschluß, und fromme Ergebung in dieselbe, daß überhaupt der Sühnegedanke der durchaus gemeinsame Boden der classischen antiken Tragödie ist, daß sie mit einem Wort eine Weltordnungs-Tragödie ist, d. h. eine solche, bei der der Blick auf der Götter Walten dem Zuschauer nie entschwindet. Wenn es in der Folgezeit damit anders wurde, so ist das zunächst nur als eine ganz natürliche Entwickelung der Kunst anzusehen. Je ferner die Tragödie ihrem ursprünglichen gottesdienstlichen Ursprung rückte, desto mehr entschwand ihr das Bedürfniß, fortwährend den Blick in diese Richtung gebannt zu halten, desto mehr machte sich daneben die Tendenz geltend, sich als ein Gebild zu gestalten, das zunächst keinen anderen Zweck verfolgte als den, der dem unmittelbaren Kunstbedürfniß Genüge thut, ein Rührendes und Erschütterndes und ein Erhebendes und Versöhnendes in Eins verschmolzen zu geben.

Das also unterscheidet zunächst die moderne Tragödie von der altclassischen, daß jene nicht unbedingt Weltordnungs-Tragödie ist und zu sein braucht. Sie kann den ungeheuren Rahmen ausfüllen, der sich in dem Blick auf das Weltganze, seine Geschichte und Gesetze, dem modernen Bewußtsein aufthut und der dann wahrlich, wie oben schon angedeutet, etwas ganz Anderes umfaßt, wie die naive Tragik des Aeschylos, sie kann sich dadurch eine weltgeschichtliche Schicksals-Tragödie erschaffen, aber sie ist nicht unbedingt daran gebunden. Wer denkt bei Kabale und Liebe, bei Romeo und Julia an der Götter Rathschluß und Walten? Dazu kommt ein Anderes. Die Unterscheidung im Drama ging zunächst auf den einfachsten, größten aber auch gröbsten Gegensatz von Ernst und Heiter, Trauer und Lust, Tragödie und Komödie.

Aber eine feinere Unterscheidung und danach bemessene feinere Begriffsschattirung konnte nicht ausbleiben. Ob der Held in einer ernsten Verwickelung siegt oder untergeht und stirbt, ob es in dem vorgeführten Ereigniß bei einem grollenden Donner und Wetterleuchten verbleibt oder ein vernichtender Ausbruch folgt, ist in seiner ethischen Tragweite so himmelweit von einander verschieden, in dem letzten Fall ist die Erschütterung so sehr gesteigert, die Erhebung nothwendig — nothwendig, weil ein Aufschwung, der über die Individual-Existenz hinaus reicht, zu erfolgen hat — so transscendenter Natur, daß Beides nicht mehr zusammengehalten werden konnte. So schied sich in der Entwickelung der modernen Kunst das ernste Drama von der Tragödie, die bei den Griechen noch vereint sind, letzterer fiel die in dem Tod und Untergang des Helden höchst gesteigerte, ganz eigenartige Wirkung zu und das ist also der zweite wesentliche Unterschied der modernen von der altclassischen Tragödie. Jene hat als charakteristischen Stempel Das, daß sie den Sieg der als Ideal dargestellten Idee der Vollendung im Untergang des Helden vorführt. Die Idee, das Princip der Vollendung, repräsentirt im Gegensatz zum nackten Sein das Sittlichkeits Ideal (Pflicht, Recht) einerseits und das Schönheits-Ideal (Liebe) andererseits oder als höchste Stufe die Vereinigung von beiden im Gegensatz zu deren Vereinzelung. Auf diesen ethischen Grundlagen ruht die moderne Tragödie.

Da der Verfasser Alles nach dem Paradigma des Aeschylos bemißt resp. nach ihm zuzurichten bemüht ist, so kommen bei seiner Betrachtung der modernen Tragödie theilweise sehr gewaltsame Gliederverrenkungen vor. Shakespeare und Schiller gelten doch auch ihm weit überwiegend als Muster, gleichzeitig muß aber Alles auf Schuld und Sühne klappen. So sehen wir denn in Romeo und Julia „die Opfer einer Liebe, die sich vermißt, alle Schranken zu durchbrechen, in denen sie doch festgebannt sind" (also Vermessenheit), in Ferdinand „die unbesonnene That der Eifersucht gegen eine Geliebte, die er doch seinem Stande und seiner Familie zum Trotz sich erhalten wollte". Die Schuld wird vornehmlich darin gesetzt, daß auch hier zu leidenschaftlich vorgegangen wird. Die socialen Verhältnisse, welche trennen, sind zwar „engherzig", durften aber doch „von Denen, die mit ihnen zu rechnen haben, nicht ohne Weiteres ignorirt werden". Welche Vorstellung von der Liebe! Und was heißt „ohne Weiteres"? Sollte Ferdinand etwa, ehe er seinem Herzens-

Digitized by Google

zug für Luisen folgte, sich erst lange überlegen, ob er nicht eine „standesgemäße" Heirath in seiner adligen Sippe schließen könne und stünde er dann vor dem Sittengesetz gerechtfertigter da? Bei Max soll die Schuld darin bestehen, daß er sich „in jugendlicher Unbedachtsamkeit in eine verhängnißvolle Lage gesetzt hat. Er hat als Mann von Ehre nur eine Wahl, aber sie kostet ihm sein Leben", was, wie der Verfasser vielleicht zugeben wird, keine sehr „adäquate Sühne" für eine „jugendliche Unbedachtsamkeit" ist. Trotzdem aber — wir müssen es ja des Verfassers eigenen Worten glauben — geht er nach einer Tragödie hinaus, „heiter und vergnügt, angeregt und zu Scherz geneigt. Wie geht das zu? Die Wahrheit zu sagen, wir fühlen uns so recht einträchtig mit der Welt, wir befinden uns gar wohl in diesem Dasein; Muth und Lebenskraft sind gestärkt und erhoben. Dies ist die Wirkung der tragischen Kunst. Welch' großes Verdienst derselben!" Und das Alles durch die „fröhliche Gewißheit: So und nicht anders muß es sein, wenn eine Gerechtigkeit lebt". Wie wir unsererseits die Sache ansehen, fühlen wir uns in „Romeo und Julia" dadurch erhoben, daß das Princip der Vollendung (d. h. eines vollendeten Seins in der Liebe) sich in den beiden Liebenden so todeskühn und verklärt über das arme bloße Sein stellt, ähnlich ist es mit „Kabale und Liebe", wozu in diesem Fall noch der Sieg des Sittlichkeits-Ideals (indem Luise, um ihren Vater zu retten, ihrem Ferdinand zu entsagen unternimmt) tritt, und das Gleiche gilt, nur in einer anderen Wendung, von Max, insofern dieser, in einen unversöhnlichen Conflict zwischen Liebe und Pflicht gestellt, dadurch, daß er den Tod sucht, beweist, daß ihm die Vollendung (in der Verbindung von Schönheits- und Sittlichkeits-Ideal, von Liebe und Pflicht) als das Höchste gilt. Ohne sie — kein Leben. Wir leben Das mit durch, und tieferschüttert und erhoben fühlen wir das Princip der Vollendung, d. h. eine Idee, in uns über alles Andere das Uebergewicht erlangen. Das ist Vergeistigung und weil Vergeistigung gleichzeitig das Grundwesen Dessen, was überhaupt vergeht, ausmacht, deshalb ist Der, der ihrer durch die tragische Kunst theilhaftig wird, in den tiefsten Sinn der Weltbewegung eingetreten, auch ohne daß er über das Geheimniß derselben irgendwie reflectirte oder dasselbe wie in der Schicksals-Tragödie direct zum Object machte. Die Weltbewegung in Gemüthsbewegung umsetzen: das ist das Geheimniß der tragischen Kunst.

Eine Geschichte der deutschen Einheit.*)

Von Georg Winter.

Wie oft ist nicht seit der Begründung des neuen deutschen Reiches die Frage aufgeworfen worden, wem wir im letzten Grunde diese Verwirklichung des Strebens und Träumens unserer Vorfahren zu verdanken haben! Während die Einen die wirkende Ursache in dem allmählichen Erwachen und Heranreifen des mit der liberalen Idee auf's Innigste verbundenen nationalen Bewußtseins sahen, meinten die Anderen, der energischen That des großen Staatsmannes, der noch gegenwärtig die Geschicke unseres Vaterlandes mit starker Hand leitet, das alleinige Verdienst des Vollbringens dieser großen politischen Schöpfung zuschreiben zu müssen.

Und wie so oft, so scheint auch hier die Wahrheit in der Mitte zwischen den beiden einander extrem entgegengesetzen Anschauungen zu liegen. Man kann, wenn es erlaubt ist, an die Stelle des politischen Meinungskampfes die wissenschaftliche Betrachtungsweise historischer Erkenntniß zu setzen, sagen, daß in diesem Meinungskampfe beide Parteien Recht und Unrecht haben. Denn nirgends in der Weltgeschichte ist eine große, dauernde politische Schöpfung aus den Mitteln realer Macht oder aus der Fortentwickelung der Ideen allein hervorgegangen: die Geschicke der Welt werden ebenso wenig von einzelnen gewaltigen Persönlichkeiten, wie von der Wirkung rein idealer Kräfte bestimmt. Erst die Durchdringung und Vereinigung beider vermag wahrhaft Bedeutendes und auf die Zukunft Wirkendes hervorzubringen. Und darum ist vom rein historischen Standpunkte aus die Ansicht derer, welche dem Fürsten Bismarck das alleinige Verdienst der Begründung der deutschen Einheit vindiciren wollen, ebenso irrig, wie die derer, welche die liberale Idee als das einzig Maßgebende der historischen Entwickelung unserer Tage ansehen. Die politische Kraft und Macht des preußischen Staates, welche Bismarck in die Wagschale zu werfen vermochte, hätte sich doch als machtlos erwiesen, hätte die liberale Idee nicht der Einigung in Jahrzehnte langer Erziehung der Nation vorgearbeitet, die liberale Idee allein hätte trotz alles begeisterten Schwärmens für die deutsche Einheit diese doch nie zur Durchführung gebracht, hätte sie nicht an dem preußischen Staate und seinem genialen Lenker den Rückhalt der Macht und politischer Kraft gefunden, dessen sie bedurfte. Dieses Ineinanderwirken realer und idealer Kräfte, auf denen der stolze Bau unseres deutschen Reiches beruht, zu klarer und bewußter Anschauung zu bringen, muß die vornehmste Aufgabe jedes Historikers sein, der die Genesis unseres nationalen Staatswesens darzustellen unternimmt.

Dieser Versuch ist in ebenso umfassender als scharfsinniger Weise in einem Werke unternommen worden, welches vor wenigen Wochen als gekrönte Preisschrift des allgemeinen Vereins für deutsche Literatur an die Oeffentlichkeit getreten ist. Der Verfasser, Dr. J. Jastrow, hat es unternommen, durch eine rein historische, auf exacter Forschung beruhende Untersuchung das eigenthümliche Gebilde unseres nationalen Staates den Zeitgenossen zu klarem und auf wissenschaftlicher Erkenntniß begründetem Verständniß zu bringen. „Denn", so sagt er in der Einleitung seines Werkes, „wenn es wahr ist, daß Staaten mit den Mitteln erhalten werden, mit denen sie gegründet sind, so ist die Erkenntniß dieser Mittel dieser Gründung nicht nur der Beginn politischer Weisheit, sondern auch die Vorbedingung echt patriotischen Pflichtgefühls." Und diese Aufgabe einer historischen Erklärung des Bestehenden wird zu doppelt unabweisbarer Pflicht, wenn das bestehende Gebilde ein so verwickeltes und doch zugleich so naturgemäßes, ein so sehr von anderen Gebilden abweichendes und doch den Bedürfnissen der Gegenwart so genau entsprechendes ist, wie das deutsche Reich, ein Staat über Staaten, eine souveräne Macht, welche doch zugleich auch in ihren Theilen souverän ist. Wenn die staatsrechtliche Theorie vergangener Jahrhunderte sich vergeblich abmühte, dieses eigenartige Gebilde, welches von einem centralisirten Einheitsstaat ebenso weit entfernt ist als von einem rein völkerrechtlichen Staatenbund, in eine ihrer juristischen Kategorieen einzuordnen, wenn der hervorragendste Staatsrechtslehrer des 17. Jahrhunderts, Samuel Pufendorf, diese politische Bildung gradehin für ein Monstrum erklärte, und wenn dieses selbe Gebilde dann in verjüngter und gekräftigter, in dauerhafter und solid organisirter Gestalt, aber doch im Wesentlichen auf denselben Grundlagen beruhend, von Neuem erstehen konnte, dann ist es unabweisliche Pflicht der historischen wie der Staatswissenschaft, die Gründe darzulegen, welche diese staatliche Schöpfung und nur gerade diese als die einzig naturgemäße Form des nationalen Seins des deutschen Volkes erstehen ließ.

Daß die Wiedererweckung des deutschen Reiches als politische That einzig und allein das Werk des preußischen Staates und seiner genialen Lenker gewesen ist, wird jetzt selbst von dem verbissensten Gegner des Reichsgedankens nicht mehr geleugnet. Aber wir deuteten schon darauf hin, daß diese That nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die ideale Grundlage dafür schon im Volke vorhanden gewesen wäre. Eine nationale Bewegung, wie die der Jahre 1870/71, läßt sich von keinem noch so genialen Staatsmanne künstlich ins Leben rufen, sie muß aus dem Volke hervorwachsen: die nationale Einigung war nur dadurch möglich, daß der innige Wunsch und das lebhafte Streben nach derselben im Volke schon vorhanden war.

*) J. Jastrow, Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur (E. Paetel).

Digitized by Google

Ohne eine Erkenntniß der Genesis dieses sehnlichen Verlangens des Volkes, welches der Verfasser richtig als den deutschen Einheitstraum bezeichnet, ist darum auch ein Verständniß der Erfüllung dieses Traumes und der Grundlagen, auf denen das neue Reich beruht, nicht möglich. So rückwärts vorschreitend mußte also Jastrow, bevor er die Gründung des neuen Reiches schilderte, die Grundelemente dieses rein idealen Einheitsstrebens klar legen; und da dieser Einheitstraum eben nur dadurch entstehen konnte, daß die frühere staatliche Zersplitterung den Bedürfnissen des nationalen Geistes nicht entsprach, so mußte wiederum, um den Traum zu erklären, die vergangene Zersplitterung zur Darstellung gebracht werden. So entwickelt sich in der Lösung dieses einen großen Problems eine Zusammenfassung aller der idealen und realen Momente unserer nationalen Geschichte, welche für die Entstehung des Einheitstraumes und des nationalen Bewußtseins von entscheidender Bedeutung gewesen sind, eine Zusammenfassung, welche als der erste gelungene Versuch betrachtet werden darf, aus der Fülle einzelner Resultate, welche die moderne Geschichtsforschung auf dem Gebiete der nationalen Geschichte überhaupt gewonnen hat, ein einheitliches, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Bild dieser nationalen Geschichte von einem ganz bestimmt begrenzten und genau fixirten Gesichtspuncte aus zu entwerfen. Denn so umfassende und großartige Früchte die Forscherthätigkeit unseres Jahrhunderts auf diesem Gebiete auch gezeitigt hat, so besitzen wir doch noch immer kein einheitliches Werk, welches die deutsche Geschichte in ihrem ganzen Umfange umfaßte. Wenn nun von Jastrow, freilich eben nur für eine, wenn auch die hervorragendste, Seite des nationalen Lebens dieser schwierige Versuch unternommen wird, so darf man natürlich in dem Rahmen eines mäßig starken Bandes auch nicht annähernd eine erschöpfende Behandlung der vorhandenen Probleme erwarten; es ist ein großer und kühner Entwurf oder, wie es der Verfasser selbst ausdrückt, der Rahmen, in welchen eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes eingezeichnet werden könnte; er begnügt sich damit, die Grundlinien zu zeichnen in der sicheren Erwartung, daß der Leser im Stande sein werde, die eigenen Kenntnisse dem gegebenen Rahmen einzufügen. Er mußte deshalb von allem Detail an Personen und Thatsachen, welches man von einem erschöpfenden Geschichtswerke verlangt, absehen, um die Grundlinien in möglichster Klarheit hervortreten zu lassen.

Das Werk ist seiner ganzen Anlage nach in drei große Haupttheile getheilt, welche der Verfasser „Vielheit", „Einheitstraum", „Einheit" betitelt hat. Diese Theile bezeichnen nicht bestimmte Perioden, so daß etwa in diesen drei Abschnitten eine streng chronologische Entwickelung repräsentirt wäre, im Gegentheil bemüht sich der Verfasser, nachzuweisen, wie diese drei Entwickelungsreihen neben einander herlaufen, wie die Keime der einen in der andern enthalten sind, wie sich eben in den Zeiten der „Vielheit", der Zersplitterung, der nationale Gedanke erst in verschwommener, fast unbewußter Form regt, wie er dann in der weiteren Entwickelung des „Einheitstraums" immer bestimmtere Gestalt annimmt, bis er zu einem wirklichen nationalen Erwachen führt. Deshalb eben wird jede dieser Gedankenreihen durch alle Phasen der deutschen Entwickelung hindurch verfolgt, dasselbe Ereigniß im Laufe der Darstellung oft von diesen drei verschiedenen Gesichtspuncten aus beleuchtet, bis dann die Fäden aller drei Entwickelungsreihen in der wirklichen Schöpfung der deutschen Einheit, wie wir sie in unseren Tagen sich vollziehen sahen, zusammenlaufen. Und wie in der prächtigen Untersuchung über die Entstehung und allmähliche Weiterbildung der Kaisersage (Kyffhäusersage) die Keime des Einheitstraumes eben in der Zeit ärgster Zersplitterung und Schwäche nachgewiesen werden, wie mit Recht betont wird, wie gerade diese Zersplitterung die Vorbedingung für den Einheitstraum gewesen ist, so wird auf der andern Seite mit voller Klarheit nachgewiesen, wie der Grund zu jener Zersplitterung selbst in letzter Linie schon in der Zeit zu suchen sei, welche nach außen hin als die der glänzendsten Machtentfaltung des deutschen Kaiserthums zu betrachten ist. Ohne in der Frage nach der Berechtigung oder Nichtberechtigung der universalen Tendenzen des früheren Kaiserthums sich auf die Seite der einen (von Sybel) oder der andern Partei (Ficker) zu stellen, weist Jastrow nur die rein thatsächlichen Folgen nach, welche diese Universalität der obersten Reichsgewalt für die Entwickelung des rein deutschen Gedankens gehabt hat; er betont mit Nachdruck, daß eben dieser universale Charakter des Kaiserthums der Ausbildung eines specifisch deutschen Nationalcharakters die schwersten Hindernisse bereitet hat. Indem die gemeinsamen Aufgaben, welche die Nation zu lösen unternahm (Kaiserzüge, Kreuzzüge, Reformation ꝛc.), immer im Wesentlichen universale waren, lernte sie zwar sich als Ganzes, Zusammengehöriges, aber nicht als etwas von anderen Staaten Verschiedenes, specifisch Deutsches fühlen. Im Karolinger Weltreiche waren die deutschen Stämme eben ein Theil eines größeren Ganzen, und indem das spätere Kaiserthum den Charakter des Karolingischen Weltreiches aufrecht zu erhalten oder stets zu erneuen versuchte, vermochte es die in engerem Sinne national-deutschen Aufgaben nicht zu lösen. Neben dem Weltreiche, welches eine Reihe von Völkern umfaßte, gab es nicht eigentlich eine deutsche Nation, sondern nur deutsche Stämme: nach außen hin erschien der „römische" Kaiser nach wie vor als der Herr der Welt; daß er daneben König von Deutschland war, trat für die Außenstehenden in den Hintergrund; ein eigentlich national-deutsches Königthum hat es nach Jastrow's Auffassung während der ganzen Dauer der Kaiserherrschaft nicht gegeben. Der Begriff einer deutschen Nation scheint den Zeitgenossen bis tief ins 13. Jahrhundert hinein gefehlt zu haben. Als Symptom hierfür führt Jastrow die eigenthümliche Thatsache an, daß noch im zwölften Jahrhundert eine unserer historischen Quellen, welche erklären will, wieso Heinrich VI. als Kaiser der Fünfte dieses Namens sei, gar nicht auf den Gedanken kommt zu sagen, daß Heinrich I. nur deutscher König gewesen sei, sondern dies unwillkürlich so ausdrückt, daß er sagt, der erste Heinrich wäre nicht Kaiser, sondern nur „Herzog der Sachsen" gewesen.

Gerade an dieser Stelle hätte es dann allerdings Jastrow's Aufgabe sein müssen, diesen vereinzelten Ansatz eines wirklichen, rein deutschen Königthums, wie er sich in Heinrich I. darstellt, einer eingehenderen Würdigung zu unterziehen, als dies geschehen ist. Je mehr man seiner Auffassung über den universalen oder sagen wir internationalen Charakter des Kaiserthums zustimmt, um so mehr muß man verlangen, daß dieser erste klare Ansatz einer rein nationalen Politik in der umfassendsten Weise berücksichtigt worden wäre. Hier scheint uns in der That eine empfindliche Lücke der Darstellung des Verfassers zu liegen, die auch dadurch nicht ausgefüllt wird, daß in den Anmerkungen auf die große Controverse in der Auffassung über diesen König kurz hingedeutet wird. Das Königthum Heinrich's I. steht dem modernen nationalen Staate zweifellos näher als das gesammte Kaiserthum, wiewohl dieses die Macht und das Ansehen des deutschen Namens nach außen hin in weit höherem Grade gefördert hat. Daß Jastrow hierüber so flüchtig weggegangen ist, erscheint um so auffallender, als er diese Sachlage dem späteren deutschen Königthum gegenüber mit voller Klarheit erkannt hat. Er weist mit Recht darauf hin, daß die Fortentwickelung des nationalen Bewußtseins dadurch, daß die späteren Könige seit Rudolph von Habsburg nicht mehr in demselben Maße wie die Ottonen, Salier und Hohenstaufen auf die Erhaltung der universalen Weltherrschaft Gewicht legten, eher gefördert als gehemmt worden ist. Und mit unbefangener Objectivität weist er trotz der von ihm beklagten Zersplitterung, die durch die Entstehung des Territorialfürstenthums hervorgerufen wurde, doch auch wieder darauf hin, welche Bedeutung eben dieses Stammesleben in den Territorialstaaten für das Aufkommen eines national-deutschen Bewußtseins gehabt hat, so sehr dieselben auch zur Schwächung der Reichsgewalt beigetragen haben.

Gerade diese Entwickelung der Territorien aus den Volksherzogthümern und doch wieder im Gegensatz zu denselben hat Jastrow mit bewundernswerther Klarheit geschildert: eben in ihr lag Vorbedingung und Nothwendigkeit der Form des nationalen Staates, welche seitdem die herrschende in Deutschland geblieben ist, der Form des Reichs, des Staates über Staaten. Und mit vollem Nachdruck weist er darauf hin, daß

Digitized by Google

nicht in dieser staatlichen Form die Schwäche oder gar „Monstrosität" des alten Reiches lag, wie Pufendorf annahm, sondern darin, daß diese Form des zusammengesetzten Staates, des Bundesstaates, im alten Reich nicht zu voller Durchführung kam, weil sie von dem Particularismus der Gliedstaaten überwuchert wurde. Der Widerlegung der Pufendorf'schen staatsrechtlichen Auffassung von der Monstrosität der Reichsverfassung hat Jastrow früher schon ein besonderes Buch gewidmet,*) dessen Hauptresultate jetzt in den großen historischen Entwickelungsgang eingereiht werden. Die Hauptwiderlegung der Pufendorf'schen Auffassung hat vor Allem die moderne thatsächliche Entwickelung unseres staatlichen Lebens erbracht, indem das neue deutsche Reich, wenngleich auf ungleich festerer Basis, so doch im Wesentlichen in derselben Grundform wieder erstand, welche Pufendorf als ein Monstrum bezeichnet hatte.

Nachdem so in der Entstehung und immer weiteren Durchbildung der Territorialstaaten zugleich ein Bild der immer zunehmenden staatlichen Zersplitterung gezeichnet war, auf dessen Durchführung im Einzelnen wir verzichten müssen, konnte Jastrow dazu übergehen, die allmähliche Entstehung jenes erst fast unbewußten Strebens nach einer strafferen und nach außen mächtigeren Einheit, das er als den „Einheitstraum" bezeichnet, zu schildern. Je tiefer die Zersplitterung, je augenfälliger die Ohnmacht der deutschen Nation nach außen hin wurde, um so mehr machte sich jenes Streben nach einer neuen Form des nationalen Seins geltend. Dieses Streben aber äußerte sich zunächst in einer Sehnsucht nach der Wiederkehr jenes glänzenden und mächtigen alten Kaiserthums, welches zwar seinem innersten Wesen nach universal war, dem Volke aber als eine Zeit nationalen Glanzes erschien, weil es eben über Machtmittel verfügt hatte, welche das Reich als solches nicht mehr besaß. So ist schon bald nach dem Tode des Hohenstaufen Friedrich's II. jene Sage entstanden, daß der Kaiser gar nicht wirklich gestorben sei, sondern wiederkehren werde, um sein Volk aus dem nationalen Elende, unter dem es schmachtete, zu befreien. Wie diese Sage, ursprünglich auf Friedrich II. bezogen, sich allmählich umgestaltete, bis sie die Gestalt der heutigen Kyffhäusersage annahm, hat Jastrow mit liebevoller Sorgfalt zur Darstellung gebracht, um dann vor dem Leser sich allmählich den immer klarer werdenden nationalen Gedanken, wie er sich namentlich seit den Freiheitskriegen gestaltet hat und wie er dann in der Bewegung des Jahres 1848 zu einem wirklich greifbaren, wenn auch vorübergehenden Resultate geführt hat, entwickeln zu lassen.

An dieser Stelle wird dann eben an dem erfolglosen Versuche von 1848 der Nachweis erbracht, wie es diesem nationalen Gedanken, auch nachdem er nach ursprünglich vollständiger Verschwommenheit politisch geworden war, doch an den Mitteln realer Macht zu seiner Durchführung gebrach, und wie er diese Mittel nur durch eine Anlehnung an den Staat zu erreichen vermochte, der bisher allein unter allen deutschen den Weg zu einer centralisirten staatlichen Existenz gefunden hatte, an Preußen.

Der allmählichen Ausbildung dieses kraftvollen Staatswesens, welches sich, anfangs von den Zeitgenossen kaum beachtet, an der Nordostmark unseres Vaterlandes allmählich gestaltet hatte, wird dann ein besonderer, umfassender Abschnitt des Werkes gewidmet. Auch hier ist in großen und markigen Zügen nur der Grundriß der Entwickelung gezeichnet, aber dieser Grundriß verdient um so größere Anerkennung, als die Geschichte der preußischen Verfassung und Verwaltung, mit der es der Verfasser ausschließlich zu thun hat, bisher nicht geschrieben worden ist. Er mußte deshalb hier und da sich erst die Wege bahnen, um zu einem Ueberblick über das Ganze, dessen Grundriß er zeichnen wollte, zu gelangen. Es kam ihm dabei vor Allem auf die allmähliche Durchbildung der centralisirten Staatseinheit, d. h. darauf an, zu zeigen, wie sich aus den räumlich weit getrennten und sehr verschiedenartigen Territorien, die zunächst nur durch die Person ihres Herrschers geeinigt waren, ein wirklich einheitlicher Staat gestaltete, der dann fähig war, unabhängig vom Reichsverbande und doch in inniger Gemeinschaft mit demselben, zu einer Großmacht auszuwachsen und zum ersten Male einen großen Theil der Deutschen zu einem wirklich kraftvollen Staate zu vereinen. Die Bedeutung, welche für die Lösung dieser Aufgabe die einzelnen Herrscher der Hohenzollerndynastie gehabt haben, wie sie, zum Theil ohne volles Bewußtsein von den Consequenzen ihres Handelns, doch jeder in seiner Weise dem einen großen Ziele zustrebten, hat Jastrow mit vortrefflicher Klarheit zu schildern verstanden: in besonders hohem Maße zeigt sich das da, wo er auf die ökonomischen und handelspolitischen Verhältnisse zu sprechen kommt, die in so übersichtlicher und präciser Weise und in so knappen Zügen und doch erschöpfend kaum je vor ihm behandelt worden sind: und wenn er auch in seinen einzelnen Resultaten im Grunde sich auf die Schmoller'schen Forschungen fast ausschließlich stützt, so zeigt er doch in der Auffassung des Zusammenhangs dieser einzelnen wirthschaftspolitischen Thatsachen und in deren Verwerthung für seinen besonderen Zweck eine so originale Auffassung, daß man es überall empfindet, daß er die Resultate seines Vorgängers nicht schlechthin acceptirt, sondern sie „erwirbt, um sie zu besitzen". Er führt dann die preußische Geschichte zunächst bis zum Jahre 1848 resp. bis zu dem Moment fort, in welchem die deutsche Kaiserkrone dem Könige von Preußen angeboten und damit zum ersten Male, wenn auch zunächst ohne Erfolg, eine Vereinigung der nationalen Idee mit der politischen Macht des preußischen Staates versucht wird. Und damit ist er dann bei dem Ausgangspunkte, bei der Erklärung der deutschen Einheit aus der Durchdringung und Verschmelzung von Idee und realer Macht, angelangt, und entwirft, natürlich sich rein auf die staatsrechtliche Seite beschränkend, ein Bild der Ereignisse, die sich unter unseren Augen vollzogen haben. Er weist dabei darauf hin, daß die Gründung des neuen Reichs nicht eine urplötzliche, von der Vergangenheit losgelöste und nur aus eigenen Impulsen der Gründer entsprungene Schöpfung war, daß vielmehr auch der neue feste Organismus doch vieles aus dem Vorhandenen übernommen und nur die Fehler zu vermeiden gesucht habe, an denen der frühere Organismus zu Grunde gegangen war.

Und wenn Jastrow dann im scharfen Contrast gegen die früher geschilderte Ohnmacht und Zersplitterung des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation in warm empfundener Begeisterung ein Bild des neuen Reiches in seinen Hauptzügen, die er bis zu den neuesten Wendungen der deutschen Colonialpolitik verfolgt, entwirft, so dürfen wir uns der Freude über die patriotische Wärme, mit der das geschieht, um so ungetheilter hingeben, als wir überzeugt sein dürfen, daß wir es hier nicht mit den Tiraden eines patriotischen Schwärmers oder Phantasten, sondern mit der wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung eines ruhig abwägenden und objectiv denkenden Gelehrten zu thun haben, der sine ira et studio die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sucht. Es liegt in dem Werke etwas von jenem echten Idealismus, der jeder wissenschaftlichen Leistung eigen ist oder eigen sein müßte. Und so sehr der Verfasser mit Recht davon überzeugt ist, daß die Zukunft unwandelbar der liberalen Idee gehört, wie sie es gewesen ist, welche die stolze Gegenwart wenn nicht geschaffen, so doch vorbereitet hat, so sehr wird er doch auch deren Gegnern gerecht, indem er mit voller Unbefangenheit nachzuweisen sucht, daß nicht auf der steten Fortentwickelung eines, wenn auch noch so berechtigten Gedankens, sondern auf dem ehrlichen Kampfe wie auf der ehrlichen Versöhnung der Gegensätze die Zukunft des Vaterlandes beruht.

*) Jastrow, Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheit. Berlin. 1882.

Digitized by Google

Eine Biographie Emerson's.

Von H. Zimmern.

Es ist keine übertriebene Behauptung, daß seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung Niemand einen so mächtigen Einfluß auf die intellectuelle Entwickelung seiner Nation ausgeübt hat als Ralph Waldo Emerson. Er war der poetische Seher der Neuen Welt, der Mann, welcher sein Volk zuerst aus dem rein materiellen Sinnen auf Gelderwerb aufgerüttelt und für ideale Interessen empfänglich gemacht hat. Trat er auch nicht selbst organisirend auf, so stand er doch als treibende Kraft hinter vielen organisirenden Persönlichkeiten, ihnen erhabene Ideen einflößend, ihre Ansichten erweiternd und so ein Verengen ihres Gesichtskreises verhindernd, wozu solche Leute in Folge des Concentrirens ihrer Gedanken auf einen speciellen Gegenstand stets neigen. Es ist schwer, Emerson in eine bestimmte Classe zu verweisen, und gleich schwer, sich, nachdem man ihn gelesen hat, seinem Einflusse zu entziehen. Drei Jahre sind nunmehr verflossen, seit der vornehmste Denker Amerikas abgerufen ward zur großen Mehrheit, und jetzt ist ein Buch über ihn erschienen, dessen Autor in seiner Art ebenfalls groß dasteht. Es ist dies der als Verfasser vieler witziger, satyrischer Essays, als Dichter und Romancier bekannte Oliver Wendell Holmes, ein persönlicher Freund Emerson's, und, obwohl derselbe sein Werk nicht als eine Biographie betrachtet wissen will, gibt er uns in dem knappen Umfang eines bescheidenen Büchleins ein vollständiges Bild von dem amerikanischen Apostel des Transscendentalismus, wie er lebte, schrieb und lehrte.

„Meines Erachtens wird die Biographie eines Menschen stets auf dessen eigene Kosten geschrieben. Er liefert nicht allein die Thatsachen, sondern auch den Bericht darüber. Ich meine, daß alle Biographien Autobiographien sind. Nur Das, was der Mann selbst von sich sagt, wird bekannt und geglaubt." So schrieb der Mann, dessen Leben Holmes uns vorzuführen sucht, und der Ausspruch ist hier so zutreffend, wie bei irgend einem Autor, den man nennen kann. Emerson zeichnet sich so vollkommen in seinen Schriften, daß ein aufmerksamer Leser daraus das Wesen des Verfassers Zug für Zug ersieht und sich nur noch über die Zufälligkeiten, welche denselben in Raum und Zeit individualisiren, zu informiren braucht. Aber die Welt besitzt eine natürliche und verzeihliche Neugier hinsichtlich dieser Zufälligkeiten, und vielleicht umsomehr, wo es sich um einen Mann handelt, der so fest an die erbliche Uebertragung gewisser Eigenthümlichkeiten glaubte.

Andererseits läßt sich auch hier wieder ein Ausspruch Emerson's anführen. Er sagt sehr richtig: „Große Geister haben die kürzesten Biographien. Ihre Vettern wissen nichts von ihnen zu erzählen; sie lebten in ihren Schriften, und so führten sie im Hause und auf der Straße eine ganz alltägliche, unbedeutende Existenz." Emerson hielt sein zeitliches Leben seiner Philosophie gemäß für einen so geringfügigen Umstand in der Laufbahn seines Wesens, daß seine Beziehungen zu den Zufälligkeiten des Raumes und der Zeit als ganz untergeordnete Dinge erscheinen. Indessen mußte er geboren werden und die uns Alle umfangende Atmosphäre theilen, um sich mit der Welt der Phänomene zu beschäftigen. Seine Bildung war ihm schon, so zu sagen, vor der Geburt verheißen; und sicher ist, daß sich in der geistigen Existenz seiner Vorfahren schon viel von Dem bekundet hat, was durch sein Leben erfüllt ward. Er gehörte einer jener Familien Neu-Englands an, welche Holmes als „die akademischen Geschlechter" bezeichnet und deren Mitglieder sich schon seit der alten Zeit der Colonien dem Gelehrtenstand gewidmet haben. Emerson's Stammbaum hatte vornehmlich eine lange Reihe von Geistlichen aufzuweisen. Sein Vater war unitarischer Prediger in Boston, wo Ralph Waldo Emerson am 25. Mai 1803 geboren wurde. Aus seinen Knabenjahren ist wenig bekannt. Man weiß nur, daß sein Charakter in hohem Grade durch seine Mutter und seine Tante beeinflußt worden ist — Frauen von außerordentlichem Geist und Wissen, die den Plato studirt hatten und eine unabhängige Denkweise besaßen. Einer seiner Schulkameraden spricht von ihm als einem „Knaben von seelenvollem Aussehen". Er scheint sich in der Schule und auf der Universität nicht besonders hervorgethan zu haben. Als er Letztere verlassen hatte, bereitete er sich zum Geistlichen vor und erhielt alsbald eine Anstellung an einer der besuchtesten Kirchen Bostons. Hier gewann er sofort eine große Schaar andächtiger Hörer durch den Zauber seiner Rede, und obwohl er sein Amt nur drei Jahre lang inne hatte, ist sein Wirken in der Religionsgeschichte von Boston als bedeutungsvoll verzeichnet. Er war auch der Erste, der von der Kanzel herab gegen die Sklaverei gepredigt hat. Bald gab er indessen seine Stelle auf, weil seine Ansichten in Bezug auf das heil. Abendmahl von denen seiner Amtsbrüder abwichen. Hiermit emancipirte er sich von den Fesseln des kirchlichen Dogmas. Von nun an wurde er der „privilegirte Freigeist", wie er sich humoristisch nannte; und als solcher hat er sich jedenfalls von höherem Werth für die Welt erwiesen, als wäre er im Banne abgenutzter Dogmen und Institutionen geblieben.

Er hatte damals seine geliebte Gattin verloren, und um die Wolke dieses tiefen Kummers etwas zu verscheuchen, unternahm er 1833 seine erste Reise nach Europa. Zu jener Zeit machte er seine Wallfahrten zu Coleridge, Wordsworth und Carlyle, welche er mit großer Lebendigkeit in seinen „English Traits" geschildert hat — ein Buch, das ohne Zweifel zu den besten und unterhaltendsten Schriften über England zu zählen ist. Mit Carlyle schloß er ein enges Freundschaftsbündniß, so verschieden auch Charakter und Lebensanschauungen dieser Beiden waren. War doch, wie Holmes sagt, bei Carlyle der Haß gegen das Unreale vorherrschend, bei Emerson indessen die Liebe für alles Reale und Echte." Sie repräsentiren den weinenden und den lachenden Philosophen; Carlyle weinte zwar nicht — er schalt; und Emerson lachte nicht, doch selbst in seinen ernstesten Momenten lugte ein Lächeln hinter der Wolke. Das Duett, welches sie anstimmten, war ein Wechselgesang, der aus einem Miserere und einem Te Deum bestand; „De Profundis" sang der Eine, ein „Sursum Corda" der Andere. Aber Carlyle war es, der Emerson unter den Einfluß Goethe's und der deutschen Denker brachte, die auf seine Anschauungsweise so tief eingewirkt haben. Und dies war genügend, um Emerson zu größtem Danke gegen Carlyle zu verpflichten.

Als Emerson nach Amerika heimgekehrt war, ließ er sich in der neuenglischen Stadt Concord nieder, dem Wohnort eines anderen großen Amerikaners, Nathaniel Hawthorne's; auch Longfellow hat längere Zeit in dem Orte gelebt, an welchen sich überhaupt von je an Beziehungen zum geistigen Leben Amerikas geknüpft haben. Hier begann Emerson seine Thätigkeit als öffentlicher Vorleser, in welcher Eigenschaft er sich fortan zumeist seinen Lebensunterhalt verdiente. Seine Vorträge, welche die verschiedensten Gegenstände der Geschichte, Philosophie und Belletristik behandelten, waren von einem ganz neuen Geist durchdrungen, und das Publicum merkte auch bald, daß es in Emerson einen Lehrer neuer Ideen vor sich hatte. Einer seiner Zuhörer spricht von den Abenden, an denen Emerson Vortrag hielt, als „so bezaubernd, daß sie gleich „Tausend und einer Nacht" waren." Eines seiner ersten Themata war Milton, und Holmes findet eine Analogie zwischen dem Vortragenden und seinem Gegenstande. Er sagt:

„Emerson hatte gleich Milton das hohe Ziel, die Ideen der Menschen zu erheben; er besaß „die Kraft zu inspiriren" in hervorragender Weise .... In Bezug auf Erhabenheit, Lauterkeit und Adel des Charakters ist er würdig, dem großen Dichter und Patrioten an die Seite gestellt zu werden, der gleich ihm als Schulmeister begann und schließlich zu einem Lehrer wurde, dessen Schulhaus den Raum aller Gegenden umspannte, wo immer Englisch geredet wird. Wer die Charakterähnlichkeit Beider aufmerksam verfolgt, dürfte dieselbe auch in ihren Schicksalen bestätigt finden. Beide wurden durch Auflehnung ihres Gewissens gegen die von ihnen geforderten Bekenntnisse dem geistlichen Amt abwendig gemacht; Beide haben im ersten Mannesalter den Verlust von Personen erlitten, die ihrem Herzen theuer waren, und diese be-

Digitized by Google

trauert in zarten melodischen Klageliedern. Leicht würden sich auch in ihrer Poesie und Prosa viele Vergleiche nachweisen lassen; aber irgend einen Menschen, den wir im gewöhnlichen Leben gekannt haben, mit dem seraphischen Sänger des „Paradieses" zusammen zu nennen, dürfte ein Tribut sein, der vermessen scheinen würde."

Ein Essay über „Die Natur" war die erste im Druck erschienene Arbeit Emerson's, die er ein Jahr nach seiner zweiten Verheirathung veröffentlicht hat. Dieser Aufsatz erwies sich Vielen als „Eselsbrücke" für die Emerson'sche Philosophie. Die Arbeit war anders als irgend eine seiner früheren; es wurde darin eine seltsam unbekannte Philosophie verkündet, gekleidet in die Sprache der Poesie. Manches war mystisch und unbestimmt, verschiedene Ausdrücke boten sogar zur Parodie und zum Bespötteln Anhalt, und man weiß, wie scharf der Sinn für Humor bei den Amerikanern ausgebildet ist, und daß keine Sache oder Person von ihrer Spottlust respectirt wird. Doch, so rhapsodisch er gehalten ist, liegt in dem Aufsatz ein bedeutender Fond von gesundem, praktischem Sinn, und hier berühre ich einen Punkt, der Emerson von den meisten Transscendentalisten der europäischen und vornehmlich der deutschen Schulen so sehr unterscheidet, daß der Name in seinem Fall fast zu einer falschen Bezeichnung wird. Denn Emerson war, obwohl ein Idealist, immerhin Amerikaner, das heißt, ein Mann, der mit den Füßen sehr fest auf der Erde stand, wenn er auch zu den Sternen emporschaute. Er war ein Idealist, der den Materialismus nicht scheute, er war mehr ein intellectueller denn ein Gefühlsmystiker, und er war stets vorsichtig. Nie gab er die Schnur seines Ballons frei, nie ließ er denselben über die Regionen hinaussteigen, in welchen ein rationelles Wesen athmen kann. Uebrigens ist es Emerson niemals Wunsch gewesen, ein Transscendentalist zu heißen, wie er sich überhaupt an keine Specialbenennung oder Classificirung gebunden haben würde. Der Name wurde ihm beigelegt, nachdem er einen Vortrag über den Transscendentalismus gehalten hatte, doch wenn man ihn gefragt hätte, würde er denselben sicher abgelehnt haben.

Trotz seiner Annahme einer Philosophie, welche sich nicht mit der methodischen und kühlen Beweisführung begnügt, ist er selbst außerordentlich kritisch und streng in seinem Urtheil, und daher ist er nie in die Uebertreibungen verfallen, welche manche seiner Anhänger charakterisiren. Sein Bestreben war, die beständige Entwickelung der Wahrheit zu fördern, nicht die Meinungen zu versteinern. Eine von ihm gegründete Zeitschrift „The Dial" (Die Sonnenuhr), an welcher mehrere Jahre hindurch die vorgeschrittensten Denker Amerikas arbeiteten, hat keinen geringen Einfluß auf die Nation ausgeübt. Dem Einfluß des „Dial" ist zum Beispiel die communistische Gründung der „Brook Farm" zuzuschreiben, welcher verfehlte Versuch, ein Gemeinwesen nach Fourier zu schaffen, in Hawthorne's „Blithedale Romance" so trefflich geschildert ist. Doch auch in Bezug auf jenes Experiment wurde Emerson von seinem gesunden Urtheil nicht im Stich gelassen. Er beobachtete das Unternehmen aus der Ferne mit Sympathie und Interesse, war aber keineswegs blind für die schwachen Punkte des Planes, welche das Mißlingen herbeiführen mußten.

Inzwischen fuhr Emerson fort, zu lehren und jeden Fortschritt seiner Zeit zu vertheidigen. Machte seine kühne Vertretung der intellectuellen Freiheit einen bedeutenden Eindruck auf die älteren Zuhörer, so kamen die jungen Männer, wie Holmes sagt, von seinen Vorträgen, als habe ein Prophet zu ihnen geredet: „So spricht der Herr!" Sein Optimismus, seine die Welt umspannenden Hoffnungen, sein unerschütterlicher Glaube an die sittlichen Zwecke der Menschheit und Natur machten ihn besonders zum Führer der Jugend geeignet. In sämmtlichen neun Bänden, die er geschrieben hat, ist nicht ein einziger pessimistischer Gedanke enthalten. Junge Leute bedürfen des Optimismus, und Emerson konnte sich der hoffnungsvollen Anschauung des Weltalls so wenig erwehren, wie Claude Lorrain umhin konnte, seine Landschaften in Sonnenlicht zu tauchen.

Ohne Kirche und Kanzel besaß Emerson eine Gemeinde: eine Gemeinde, die sich mit den Jahren vergrößerte, die zuerst nur aus Hörern, dann aber aus Lesern bestand. Diese Gemeinde setzte sich großentheils aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts zusammen, und wenn auch nicht alle jung an Jahren, so waren sie doch jung im Geiste. Menschen, welche des routinemäßigen Treibens und des Formenwesens überdrüssig geworden und von unklarem Forschungstrieb erfüllt waren, fanden in ihm das Orakel, nach welchem sie sich gesehnt hatten. Ohne Uebertreibung darf er als der Luther und der Lessing Amerikas betrachtet werden. Gleich Luther hat er seine Nation zu geistigem Leben erweckt; gleich Luther gegen den hohlen kirchlichen Schein rebellirt. Und wie Lessing seine Stimme gegen das Nachahmen des Franzosenthums erhoben hat und eine echte deutsche, auf nationales Gefühl basirte Literatur forderte, so protestirte Emerson gegen ausländische Vorbilder zu Gunsten einer amerikanischen Literatur. Sein Einfluß ist in dieser Hinsicht ebenso mächtig und heilsam gewesen, wie der Lessing's, und wenn die von ihm ins Leben gerufene Literatur nicht so groß ist wie diejenige, welche Lessing nachgefolgt ist, so darf hier vielleicht angeführt werden, daß eine weit geringere Anzahl Jahre verflossen ist, seit Emerson's Einfluß sich fühlbar zu machen begann. Hat sich die erzielte Wirkung aber auch noch nicht als eine gleich große erwiesen, so ist sie doch von einem gleichen Geist hervorgebracht — dem Erkennen der Wichtigkeit einer originalen, unabhängigen Literatur.

Der Ereignisse gibt es, wie schon erwähnt, nicht viele aus Emerson's Leben zu berichten. Aeußerlich war seine Existenz so ruhig und einförmig wie die der meisten Denker. Im Jahre 1847 ist er abermals nach Europa gereist und hat dort den Ausbruch der allgemeinen Revolution von 1848 miterlebt, die einen großen Eindruck auf ihn machte. Die nächstfolgende Begebenheit seines Lebens war für ihn von schweren Folgen. Als er fünfundsechzig Jahre zählte, brannte sein Haus nieder, und fast alle seine Bücher und Papiere wurden ein Raub der Flammen. Von der Aufregung hierüber hat er sich nie ganz erholt, und von diesem Ereigniß datirt eine Gedächtnißschwäche und das Abnehmen seiner Geisteskräfte, wodurch seine letzten Jahre in eine so trübe Wolke gehüllt waren.

Während eines ihm nach dem Schlage zur Erholung angerathenen Aufenthaltes in Europa bauten ihm seine Mitbürger sein Haus auf ihre Kosten wieder auf. Bei seiner Heimkehr wurde ihm ein begeisterter Empfang; die Menge zog seinen Wagen im Triumph vom Bahnhofe nach dem neuen Hause, welches man tactvoller Weise genau so wie das alte hergestellt hatte. Er bezeigte eine innige Freude und schien auch eine Zeit lang heiterer gestimmt, aber seine geistige Energie war verschwunden, seine Arbeiten bestanden nur aus Wiederholungen früherer Leistungen, und bald unterließ er auch diese. Wegen seines sanften, liebenswürdigen Wesens liebten ihn, der allmählich in Kindheit verfiel, Alle, die mit ihm in Berührung kamen. Als er starb, wurde er in ganz Amerika betrauert, und England stimmte in die Trauer ein.

Emerson's Stellung als Schriftsteller und Denker ist nicht leicht zu bestimmen. Man kann ihn nicht eigentlich einen Psychologen nennen. Er hat wohl über das Wesen des Intellects Manches geschrieben und auch Vorträge darüber gehalten, aber dies waren laut seiner eigenen Angaben mehr Bruchstücke und Andeutungen als Ergebnisse eines systematischen Studiums. Er war ein erleuchteter Geist, ein Seher, ein Poet, dem ein Hang zum Mysticismus innewohnte. Diese Neigung macht ihn zuweilen dunkel, ja stellenweise fast unverständlich. Seine Schreibweise ist eine abgerissene und unsystematische; ihm fehlt die Anmuth des Stils. Er behandelte die Grammatik und die Gesetze der Rhetorik mit gleicher Nichtachtung, und bei alledem ist ihm ein unleugbarer Reiz des Ausdrucks eigen. Seine Aufsätze zeichnen sich durch ihre gedrungene Sprache aus. Bei wenigen Autoren ist ein solches Vorherrschen der reinen Darlegung, eine solche Fülle der Gedanken zu finden. Jede Seite, jeder Satz ist bedeutend und anregend; einen seiner Essays durchzulesen, ohne eine Pause zum Nachdenken zu machen, dürfte schwer sein. Um der vollen Wirkung seiner Schriften theilhaftig zu werden, sollte man sie stets bei der Hand haben, als reiches Saatkorn für

Digitized by Google

des Tages Treiben, wie für die der geistigen Sammlung geweihten Abendstunden. Seine Bücher enthalten einen Schatz von Denksprüchen und prägnant gefaßten, kurzen Bemerkungen. Er gehört nicht zu den Schriftstellern, bei denen es genügt, über sie zu lesen; man muß ihn selbst lesen und beherzigen, was er geschrieben hat. Emerson's Leben und seine Werke sprechen dafür, daß er unserem Ideal von Humanität sehr nahe kommt, und das in seinen Schriften durchblickende Wesen des Menschen gibt denselben ihren echten Werth.

Feuilleton.

Escorial.

Von Franz Reber.

(Schluß.)

Nach dem düstern Schweigen der durchwandelten Räume klang es hier plötzlich entgegen wie ein rauschender Hymmus auf die Wissenschaft. Die Pracht der Kirche des h. Laurentius kehrte wieder und wir konnten uns der Huldigung nur freuen, die Philipp hier der Forschung dargebracht. Schöne bezügliche Fresken von Peregrino und Carducci, wie einige Fürstenbildnisse von Pantoja und Careño beleben die Tonnengewölbe, Stichkappen und einen Theil der Wände, prächtige Schränke mit römisch-dorischer Säulenordnung ziehen sich an den Wänden hin, noch immer gefüllt mit stattlichen Werken, die statt der Rücken ihre Goldschnittseite mit aufgeschriebenen Titeln nach außen wenden. Kostbare Schautische bergen noch kostbarere Schatzstücke: den Codex aureus Kaiser Heinrich III. aus Speier, den spanischen Concilcodex von 976, reizende Breviarien, einen Prachtkoran, persische, chinesische Manuscripte, schöne Incunabeln u. s. w. Philipp hatte 1575 durch Schenkung seiner 4000 Bände umfassenden Privat-Bibliothek den Grund gelegt, und schon zwei Jahre darauf war diese durch die wetteifernde Nachfolge seiner Granden auf 19 000 Bände gestiegen. Weiteren Zuwachs ergaben die Abtretungen kirchlicher Genossenschaften, wie der Capilla Real zu Granada, und des Collegiums der Inquisition, Confiscationen, wie die über Alonso Ramirez verhängte, das Privilegium auf Pflichtexemplare aus allen spanischen Dependenzen, oder endlich Kriegsbeute. 1640 war auf offener See die 3000 orientalische Handschriften umfassende Bibliothek des Kaisers Muley Zidan von Marokko aufgebracht worden, für welche der maurische Bibliophile vergeblich ein ungeheures Lösegeld anbot. Allein schon fünfzig Jahre später ging der größte Theil dieses Schatzes wie des Uebrigen bei dem fünfzehntägigen Brande zu Grunde, welcher fast alle Dachungen zerstörte und ohne die solide Graniteonstruction wohl das ganze Kloster in einen Schutthaufen verhandelt haben würde. Nicht weniger aber als dieser Brand verschlangen räuberische und namentlich diebische Eingriffe, welche seit den napoleonischen Zeiten nur zu oft Gelegenheit fanden, die über den Eingang geschriebene Excommunication zu verhöhnen. Jetzt ist die Bibliothek, natürlich auch seit Langem nicht mehr auf dem Laufenden gehalten, nur noch ein Schatten ihres früheren Bestandes. Einst namentlich die reichste orientalische Sammlung der Welt, ist sie jetzt eine der ärmsten, und wie Gayangos klagt, in dieser Beziehung von mancher deutschen Universitätsbibliothek übertroffen. Es verdient überhaupt bemerkt zu werden, daß Spanien, welches 7 Jahrhunderte lang die Blüthestätte arabischer Cultur gewesen, unter allen größeren Ländern Europas die wenigsten Ueberreste mauischer Literatur besitzt.

Mit gespannter Erwartung betraten wir endlich jenen Theil, welcher, äußerlich nicht unterscheidbar, die Palasträume umschließt. Zunächst die Gemächer des Gründers. Philipp hatte den Aufenthalt in Escorial während seines ganzen Lebens jedem anderen vorgezogen. Der Bau selbst, den er am liebsten im Schatten einer reizenden, noch jetzt bestehenden Lindengruppe beobachtet, war die Hauptfreude seines Lebens, ja man kann sagen, seine einzige Passion. Sogar in der Zeit, in welcher er behufs Uebernahme der portugiesischen Krone in Badajoz weilte und dort die Dämpfung des Aufstandes durch Alba erwartete, empfing und beantwortete er Bauraporte und corrigirte die Entwürfe für die Chorstühle. Man möchte daher billig einige Rücksicht auf sein eigenes Heim erwarten, das eine dankenswerthe Pietät auch im ursprünglichen Zustande zu erhalten gesucht hat. Als wir eintraten, überlief mich etwas wie fröstelnde Bewunderung vor dem Manne, der mir sonst immer mehr hassenswerthe Seiten gezeigt hatte. Welche großartige Selbstverleugnung! Ein mäßiges Gemach, einfach weiß getüncht, mit Backsteinboden, von niedrigen Mezzaninfenstern beleuchtet, das war der Hauptschauplatz dieses ereignißreichen Lebens. Ein schlichter Schreibtisch, noch schlichterer Bücherschrank, einige lederbezogene Lehnstühle und zwei Taburets bilden die ganze Ausstattung. Hier sann und arbeitete der von seinem Jahrhundert gefürchtete Mann, von hier aus lenkte er, wie er selbst sagte, mit einem Stück Papier das Reich, in welchem die Sonne nicht unterging. Man versteht vielleicht die ganze düstere Erscheinung des Fürsten besser, wenn man diesen Raum gesehen, gewiß ist, daß man den Raum vollkommen versteht, wenn man sich das Bild des Mannes, der ihn schuf und bewohnte, vergegenwärtigt.

Als er hier einzog, war er noch nicht von der bei ihm ungewöhnlich peinvoll auftretenden Gicht gebeugt, welche ihn später in einen dieser Lehnstühle und seine Beine auf eines jener Tabourets fesselte. Aber wie man von ihm sagte, daß er die Züge seiner Jugend nie verlor, so konnte man auch sagen, daß er nie jugendliche Züge gehabt, sowie seine Gesichtsfarbe immer ähnlich zwischen grau und gelb spielte, wie die seines Vaters. Schon in seiner Jugend war sein düsterer Ernst, die Schärfe seines Verstandes, das Schneidende und Knappe seiner Sprache und seiner Antworten aufgefallen; man vermerkte, daß man ihn nie singen gehört, selten lächeln gesehen. Lag auch darin viel Aehnliches mit Karl V., so erscheint doch Karl mehr als ein Bläming mit spanischem Charakter, Philipp mehr als ein Spanier mit vlämischer Gravität. Karl lebte daher auch mit Vorliebe in den Niederlanden, Philipp den Niederländern abstoßend, den Spaniern dagegen sympathisch, verließ Spanien selten, in seinen letzten Jahrzehnten nie mehr. Merkwürdig ist, daß die Granden sich in seine Nähe drängten, da man sich ihm nicht nähern konnte ohne ein Gefühl von Furcht. Gleichwohl war es den Höflingen kein leichtes Bemühen, in seinen Zügen das leiseste Anzeichen von Mißvergnügen zu entdecken, denn eine eherne Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit schien auf dieses Antlitz geschmiedet. Anscheinend ohne jedes Aufleuchten von Freude und Triumph empfing er während der Vesper im Escorial die Nachricht von dem Sieg von Lepanto, welche ihn nur zu dem Befehl veranlaßte, den Ritus nicht zu unterbrechen, und in gleicher Kälte ertrug er die vernichtende Botschaft von der Niederlage der unüberwindlichen Flotte. Dagegen confusionirte sein durchdringender, den Sprecher von oben bis unten messender Blick die best redigirte und einstudirte Ansprache. Don Alonso d'Ercilla, ein Mann von ebenso hoher Begabung als Geburt, gerieth bei den Audienzen in solche Verwirrung, daß der König ihm einmal wohlwollend sagte: „Alonso, sprecht künftig mit mir schriftlich." Mehr als einmal trug seine wortkarge aber um so beißendere Kritik Verzweiflung, ja den Tod in die Herzen. Als Philipp einem Höfling bemerkte, er scheine gewisse Clauseln seines Testaments der Königin Anna mitgetheilt zu haben, entleibt sich der Beargwohnte. Ebenso der Vicekönig von Peru, als ihn Philipp bedeutete, er habe ihn nach den Colonien geschickt, nicht um die eingeborenen Könige zu tödten, sondern sich ihrer zu bedienen. Schrecklich war den Betheiligten, daß Philipp alles zu wissen, zu ahnen oder zu errathen schien, was man von ihm sagte. Ohne aber auch nur eine Spur von Aufregung zu zeigen, konnte er mit einem Vertrauten Staatsgeschäfte erledigen, nachdem er bereits dessen Verhaftungsbefehl unterzeichnet hatte.

Und doch glühte hinter dieser ehernen Maske aufrichtige Frömmigkeit wie menschliches Empfinden, flammte aber auch

Digitized by Google

Fanatismus und dämonische Leidenschaft. Den Besuch der h. Theresa im Escorial empfing er mit wahrhaft kindlicher Verehrung und wünschte nach deren Tod nichts sehnlicher, als ihre Canonisation, die er auf's Eifrigste betrieb, noch zu erleben. Ein Franziskaner Guardian, der einen verurtheilten Flüchtling verborgen hatte, war durch des Königs Frage, was ihn dazu gebracht habe, seinem Herrn ungehorsam zu sein, so aus der Fassung gekommen, um nur noch stammeln zu können: „Das Mitleid, Herr!" „Das Mitleid also", wiederholte nachdenklich der König, „dann führe man ihn in sein Kloster zurück." Auch war er wirklichen Wohlwollens fähig, wenn er auf einsamen Streifzügen in der Umgebung des Escorial incognito mit Leuten in Berührung kam. So hatte ihm einst ein fahrender Student geklagt, daß er die Hoffnung verwirkt habe, beim Erzbischof von Toledo noch Aufnahme zu finden. Als nun bald darauf der Student die Aufnahme mit dem Bemerken empfing, welcher Vermittelung er sie zu danken habe, meldete er sich zur Danksagung. Dabei aber erinnerte sich der König der naiven Beichte des Jünglings im Walde und mahnte ihn, sich die schönen Augen seiner Wirthin aus dem Kopfe zu schlagen, wenn er ein guter Priester werden wolle. — Ein schreckliches Beispiel seines leidenschaftlichen Despotismus dagegen liefert der Proceß Ant. Perez. Dieser Secretär des Königs hatte den Wink seines Souveräns verstanden, des Don Juan d'Austria Vertrauten J. Escobedo, der dem König verdächtig war, insgeheim zu beseitigen. Als aber Perez des Meuchelmordes beklagt ward, opferte der König sein Werkzeug mit solcher Gehässigkeit und solchem Eifer, daß er z. B. insgeheim vom Escorial herbeieilte, um sich verkleidet des Verhaftungsvollzugs der mitbetheiligten Prinzessin Eboli zu versichern, und schließlich sogar die Inquisition aufbot, um Perez zu vernichten. Perez, dem seine edelmüthige Frau die Flucht nach Aragonien ermöglicht, pochte nun, wie früher Egmont und Horn, auf die Privilegien des Landes und seines Standes, und zwar mit dem Erfolge, daß ein Aufstand in Saragossa zu seiner Befreiung selbst die Fesseln der Inquisition brach. Da beantwortete der König gereizt von Perez' Entkommen den Protest des aragonischen Oberrichters Juan de la Nuza wegen Privilegienverletzung mit folgender Ordre: „Ich erwarte gleichzeitig mit der Nachricht von La Nuza's Verhaftung die von dessen Hinrichtung. Der Ausrufer soll dabei erklären: Dies die Strafe für Verrath und Rebellion. Die Häuser und Schlösser La Nuza's sollen dem Erdboden gleich gemacht werden." Und die Häupter vieler edlen Aragonier fielen auf dem Schaffot, welches auf dem Hauptplatz Saragossas errichtet und von castilischen Truppenmassen umringt war.

Es mag dem Könige nach solchen Vorgängen wohl gethan haben, in der Stille, Einfachheit und Selbstverleugnung der Klosterumgebung von dem Lärm, der Ambition, den Schmeicheleien, den Intriguen und Verbrechen der Madrider Hofumgebung sich zu erholen. Freilich war seit Jahren an das einsame Herumstreifen und Jagdvergnügen in den Parks und Wäldern nicht mehr zu denken. Schon als der letzte Stein am Kloster gesetzt ward, den 13. September 1584, ging Philipp am Krückstock und in den letzten sieben Jahren seines Lebens quälte die Gicht seinen durch häufiges Fieber und eine ungemein strenge Diät zum Skelett abgemagerten Körper entsetzlich. Als die Reliquiencommission mit ihren Schätzen zurückkam (1597), verlangte er bei deren feierlicher Einführung im Escorial anwesend zu sein. Die Aerzte riethen von der Reise ab, der König aber erklärte: „Ich will lebend dahin gebracht werden, wo mein Grab ist." Für die Reise von Madrid bis Escorial, selbst für den Fußgänger in 8 Stunden zurückzulegen, brauchte er nun in der Sänfte 6 Tage, da ihn jeder leiseste Stoß so schrecklich schmerzte, daß sein Leidensbett in verschiedenen Hütten des Weges abgesetzt werden mußte, bis wieder einige Linderung eingetreten war. Auf einem Stuhl getragen, machte er dann den Klosterräumen seinen letzten Besuch, verrichtete in der Kirche ein langes Gebet, verweilte voll Antheil in der Bibliothek, voll Andacht bei den Reliquien. Dann aber verließ er fast ein Jahr lang sein Sterbebett nicht mehr.

Wir betraten schweigend diese Todesstätte. Es ist ein kleines alkovenartiges Schlafgemach, ebenso schmucklos wie der Wohnraum und im Wesentlichen nur durch die Thür beleuchtet, welche es mit dem letzteren verbindet. Denn die gegenüberliegende Thür, welche nach dem anstoßenden Oratorium führt, vermittelt nur einen schwachen, von dem selbst fensterlosen Presbyterium der Kirche kommenden Lichtstrahl. Seit der König nicht mehr dem Gottesdienste von jenem in auffälligen Contrast prachtvoll ausgestatteten Oratorium aus anwohnen konnte, sah er wenigstens von seinem entsprechend gestellten Bette aus durch das Oratorium auf den Altar. Unverwandt blickte er nach demselben, als er sich einer Operation am linken Bein unterzog, nachdem er sich durch eine dreitägige Generalbeichte auf die lebensgefährliche und doch unter keinen Umständen rettende Vornahme bereitet hatte, und ertrug sie, während er der vom Beichtvater vorgelesenen Passion lauschte, ohne eine Klage auszustoßen. Die 53 Tage, welche noch folgten, waren nicht viel mehr als eine überlange Agonie. Täglich verlangte er andere Reliquien, die Vorhänge des Bettes waren mit Kreuzen bedeckt, das lignum crucis drückte er unaufhörlich an seine Wunden. Der Nuntius C. Caetano wurde zur Generalabsolution berufen und ein Courier nach Rom gesandt um die päpstliche Bestätigung derselben zu erholen. Ein Lichtblick war es dem Leidenden, von seinem Bette aus noch die Consecration des neuernannten Bischofs von Toledo zu sehen, die er an dem Hauptaltare der Kirche vornehmen ließ. Dann verlangte er jene Geißel, mit welcher sich Karl V. im Kloster kasteit und das Kreuz, welches der Kaiser sterbend in der Hand gehalten. Auch ließ er den längst vorbereiteten, in Sammet und Seide garnirten Sarg kommen und befahl in Rücksicht auf die Fortschritte, welche die Zersetzung seines Körpers bereits gemacht, ihn nicht zu balsamiren, sondern sogleich nach dem Tode in einen Bleisarg zu verschließen. Da seine Stimme kaum mehr vernehmlich war, erwartete, ja man darf sagen, ersehnte seine Umgebung stündlich seinen Tod. Aber er stammelte wiederholt: „Der Augenblick ist noch nicht da." Erst am 11. September nahm er Abschied von seiner Familie und verlangte am 12. nochmals die Communion. Die Aerzte mußten den Wunsch mit der Erklärung verweigern, daß er zu schwach sei, die h. Hostie schlucken zu können. Aber erst am 13. September (1597) mit Tagesanbruch verließ die Seele einen Körper, der gleichsam vor dem Tode zum Leichnam geworden war.

In tiefem Ernste verließen wir die mir erstickend scheinende dumpfe Luft des engen Raumes, der selbst deutlicher sprach, als das Wort der Geschichte, indem er das, was längst vergangen und vergessen, wie etwas gestern Geschehenes nicht bloß ins Gedächtniß, sondern ins Gefühl zurückrief und neu belebte. Schaal und eindruckslos erschienen mir dagegen die nächstbetretenen Räume jenes Theiles, den die Königsfamilie noch jetzt zu gewissen Zeiten bewohnt. Es wiederholte sich ja auch hier ein ähnlicher Fall wie zwischen Philipp und Don Carlos: Ein Decret des Königs Karl IV. d. d. Escorial, 30. October 1807, erklärte den Erbprinzen Ferdinand als schuldig des Attentats gegen seinen Souverän. Allein dem Ereignisse fehlt jene Tragik, wie sie die handelnden Charaktere und die Umstände bedingen, und es läßt uns kalt. Selbst im Schlachtensaal bedauern wir höchstens den Verlust des Originals eines der Bilder, jenes Temperabildes auf einer fast 40 Meter langen Leinwand, das in Philipp II. Zeiten aus einem vergessenen Schranke zu Segovia hervorgezogen ward und in seiner Darstellung der Schlacht bei Higuerela von 1431 an die berühmte normannische Stickerei der Schlacht bei Hastings im Museum zu Bayeux gemahnt. Dafür einschädigt der ungewöhnliche Reichthum von Gobelins, mit welchem sonst fast alle Wände der höchst eleganten Räume bedeckt sind. Unter den 338 Stück stammt die Mehrzahl aus der alten Madrider Fabrik bei Puerta de Bilbao nach Entwürfen von Goya, Maella u. s. w. oder von flandrischen Webstühlen nach Zeichnungen von Teniers; von französischem Fabrikat sind nur 20, von italienischem nur 5. Inhaltlich finden wir Episoden aus Don Quixote, Ansichten von Madrid, spanische Trachten und Gebräuche, niederländische Scenen, Kinderspiele u. s. w.

Einen bemerkenswerthen Abschluß bilden endlich die vier

Digitized by Google

kleinen Gemächer der Königin im nordwestlichen Eckthurme, Appartements en bois des Iles genannt, von der Fußboden-Marquetterie bis zum Deckengetäfel wunderbar in Holzincrustation der edelsten Holzarten aus den Colonien hergestellt, während alle Metalltheile aus goldtauschirtem Eisen bestehen. Eine präcisere und bei aller Nüchternheit der Zeit — die Ausstattung wurde erst 1831 vollendet — brillantere Arbeit kann man nicht sehen, ja kaum denken. Ich suchte mir das Entzücken irgend eines Kenners und Technikers zu vergegenwärtigen, mir selbst wurde dabei nicht warm. Wenn es wahr ist, daß die Kosten dieser Appartements sich auf 28 Millionen Realen beliefen, während die Baukosten des ganzen Escorial unter Villacastin's strammer Verwaltung nachweisbar auf 38 Millionen, sammt der Ausstattung der Zeit Philipp II. auf 66 Millionen Realen, mithin wenig über 10 Millionen Mark sich berechnen, so gewinnt dieses Verhältniß sogar etwas Aergerliches, zumal der stillose und anachronistische Widerspruch dieser modernen Schatzkästchen gegen den ernsten und feierlichen Gesammtton des Ganzen etwas verstimmt.

Ich konnte die Eindrücke des Escorials Tage lang nicht los werden, und selbst jetzt noch schrieb ich diese Zeilen hauptsächlich, um den in mir fortgährenden Stoff zu Form und Ruhe zu bringen. Waren mir auch die in der Alhambra verlebten Tage viel herzerfreuender und auch in ihrer Nachwirkung ungleich wonniger, so verstärkt mir doch auch der im Escorial zugebrachte Tag nicht minder das Bewußtsein, daß Nichts belehrender, deutlicher und eindringlicher von den Zeiten, Völkern und Menschen spricht, als die Riesenschrift ihrer Architektur. Schon der naive Eindruck ohne alle geschichtliche Vorbereitung wirkt auf jeden Beschauer unglaublich, es greift allen in der Alhambra an die Nerven wie Lautenklang und rauschende Seide, im Escorial dagegen wie Orgelton, Choral und schlürfende Sandalen. Man kann auch dreist behaupten, daß wer nur einmal in einem Patio Sevillas seine Cigarette geraucht und träumend über die Mauer weg nach der Thurmfigur der Giralda geblickt, Andalusiens schöne Hauptstadt besser begreift als Jener, der Spanien nur aus einem Buche kennt.

Wem es aber beschieden ist, mit den entsprechenden Vorkenntnissen das Thor der Burg von Granada zu durchschreiten oder die öden Hallen des Escorial zu betreten, der wird ebenso dort das ganze maurische Leben und Wesen Spaniens mit einem Zauberschlage erfassen, wie sich ihm hier eine tiefe Ahnung von Dem erschließt, was das christliche Spanien Karl V. und Philipp II. war. Der Escorial ist der starre mönchische Ernst, die strenge Würde, der düstere Fanatismus, die über das Mittelalter hinausgeschleppte Ascese Philipp's. Es ist die granitene Schanze gegen die neue Zeit, welche zwar ungesprengt noch dasteht, deren Besatzung aber ausgestorben ist. Er ist der Zeuge des Beugens eines sonst unbeugsamens Willens unter der Macht der Religion, der Kirche. Er ist das düstere Testament eines Königs, dessen Wollen wie Granit, und dessen Erfolge waren wie das Schicksal dieses Baues, welcher von seinen einstigen Zwecken nur noch einen unverkürzt bewahrt hat, den der Königsgruft.

Aus der Hauptstadt.

Künstlerische Experimente.

Bildhauer und Maler der jüngeren Generation, ich rechne dazu auch eine Reihe von Männern im rüstigen Mannesalter wie Otto Lessing, Carl Gussow, Arnold Böcklin, mühen sich gegenwärtig auf alle erdenkliche Weise um die Herrschaft über die technischen Mittel ihrer Kunst oder um deren Bereicherung.

Bei den Bildhauern richtet sich die Energie einerseits auf die persönlichere Ausbildung der Technik, andererseits auf die Polychromie. Daß die Behandlung des Marmors, die bei der überwiegenden Mehrzahl der Künstler Sitte geworden, eigentlich ein Abweg ist, fängt erst Wenigen an aufzudämmern. Bei der großen Kostbarkeit des Materials behandelt man es allgemein mit einer Aengstlichkeit und Schüchternheit, deren Resultate tief unter der sorgloseren Arbeit früherer Perioden stehen. Nach einem sorgfältigen Thonmodell wird die Form durch Arbeiterhände mechanisch auf den Marmor übertragen. Schüler pflegen die Massen aus dem Gröbsten zu schlagen und der Meister behält sich nur die letzte feilende Putzarbeit, eine Art Ciselirung mit feinen Instrumenten, vor, wobei er sich vor jeder Kühnheit sorgfältig verwahrt, jeder Inspiration aus dem Wege geht. Es gibt Marmorbildhauer, die niemals eine Büste, geschweige eine Figur ausgehauen haben. Das Resultat ist correct, aber zahm, und es pflegt ihm etwas von dem mechanischen Charakter der Maschinenarbeit, oder im besten Falle der Copie innezuwohnen.

Demgegenüber versuchen es jüngere Künstler — sie sind freilich noch zu zählen — durch resoluten Angriff des ganzen Blocks ihrer Künstlerarbeit vom ersten Schlage an das Gepräge des Persönlichen zu geben und die letzte Feinheit der Durchbildung nicht auf raffinirte moderne Instrumente, sondern auf die Ausbildung der eigenen Hand zu setzen.

Auf der andern Seite schreiten die Experimente mit der Färbung des Marmors rüstig fort. Immer mehr verläßt man die bloße Tönung, die ja als Uebergangsstadium eine historische Berechtigung haben mag, und geht auf eine energische Verwendung der vollen satten Farbe. Unter den neuen Werken der Plastik, die Fritz Gurlitt's Kunsthandlung zur Ausstellung bringt, sind beide Standpunkte vertreten. B. Roemer, der sich durch feine Büsten und Statuetten in farbiger Terracotta einen Namen gemacht hat, wagt in einer Marmorbüste über eine Andeutung von Farbe nicht hinauszugehen. Wollte man bei dem Haar oder den breiten Blättern, die sich über Kopf und Schultern der feinciselirten Büste legen, den Namen einer Farbe nennen, so würde die Vorstellung zu kräftig reagiren. Es ist auffallend, wie zaghaft derselbe Künstler, der in Terracotta zwar keine ungebrochene Farbe, aber doch tiefe Töne zur Anwendung gebracht, dem Marmor gegenübertritt.

Ganz anders verfahren Arthur Volkmann und Herman Prell, von deren gemeinsamer Arbeit Gurlitt ein lehrreiche Beispiele ausstellt. Volkmann gehört zu den „Selbstbildhauern". Den bärtigen Manneskopf, dem Prell das farbige Leben gab, hat er ohne Modell direct aus dem Marmorbruchstück in Relief ausgehauen. Die schlichte Behandlung der Oberfläche arbeitet der ergänzenden Farbe vor, die nur auf den wirksamen Contrast der Massen und Stoffe ausgeht, ohne sich um das Detail viel zu kümmern.

Von dem tiefblauen Grunde hebt sich das von dichtem schwarzen Haar und Bart umrahmte, wenig getönte Fleisch des Gesichtes ab und das Haupt umgiebt ein grüner Kranz mit rothen Beeren. An die Wirkung des Wachspräparats, die der farbigen Sculptur beständig prophezeit wird, erinnert das Werk nicht von fern. Allerdings kommt hier das brünette Wesen des Kopfes, das im Fleisch kein sichtbares Roth verlangt, den Künstlern zu Hilfe. Aber mit dem Gespenst der wächsernen Anatomie soll sich Niemand mehr schrecken lassen. Man muß sich nur auf die Portraitmedaillons in Wachs besinnen, die vom fünfzehnten bis zum vergangenen Jahrhundert beliebt waren. Sie

Digitized by Google

wirken rein künstlerisch, weil sie consequenter Weise Haar und Gewand aus demselben Stoffe darstellen, der die Fleischtheile bildet.

Der Eindruck des Fragments ist ein ungemein überraschender und höchst erfreuender. Es ist ja das erste Mal, daß bei uns in Marmor entschiedene Farbe gewagt wird. Am Gips haben wir sie versuchsweise schon mehrfach erlebt, aber nie einen erquicklichen Eindruck gehabt; das Material ist eben zu elend. Mit großer Spannung sehen wir den Ergebnissen der polychromen Ausstellung entgegen, die für nächsten Herbst von der Nationalgalerie geplant wird. Bekanntlich sollte sie schon vor einem halben Jahre stattfinden, wurde aber auf den Wunsch der Künstler verschoben. Sie wird zum ersten Mal eine Anzahl alter und neuer Werke vereinigen und voraussichtlich eine bahnbrechende Wirkung ausüben. Der Boden ist seit langen Jahren vorbereitet, der Weg ist bereits gefunden. Möchte nun auch der Liebhaber moderner Kunst, welcher der Plastik bisher nur geringen Raum in seinem Hause gegönnt hat, das Seine dazu beitragen, daß eine so seltene Anregung nicht in den Sand verläuft. Es kommt nicht oft vor, daß sich eine derartige Gelegenheit zur unmittelbaren Theilnahme an einer großen Bewegung bietet. Welch ein Verdienst könnte sich mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ein Mäcen erwerben!

Zu diesem ersten Versuch sind noch zwei fernere getreten. In der Anlage hat Volkmann sie wieder als Bruchstücke eines Reliefs behandelt. So wirken sie wie die Ueberreste eines von Barbarenhand zertrümmerten antiken Opferzuges, dem ein wunderbarer Zufall die Farbe erhalten hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß die phantasiebefruchtende Kraft eines solchen Bruchstückes weit größer ist als die eines ganzen Kopfes in Relief mit regelmäßigem Umriß und abschließendem Rahmen. Das Bruchstück wird ohne Weiteres von der Phantasie ergänzt, der abgeschlossene Kopf führt nicht über sich selbst hinaus, dennoch kann das Fragment nicht als eine eigene Kunstgattung hingestellt werden, wie es in der Begeisterung über die Wirkung wohl geschehen ist.

Der weibliche Kopf hebt sich scharf im Profil gesehen, mit rothem Haar von grünblauem Grunde ab. Lippen und Wangen sind leicht geröthet und im Haar steckt ein grüner Zweig mit schwarzer Beere. Die Tönung des Fleisches läßt nichts vermissen, sie erinnert dabei nicht von fern an das Wachsmodell. — Noch lebendiger durch den Contrast wirkt das dritte Fragment, auf dem ein schöner Jünglingskopf in braunen Locken den Kopf eines weißen Pferdes mit grünem Zaumzeug überschneidet. Auf dem lichtblauen Grunde, der an den Rändern einsetzt, kommt jede Farbe zur kräftigsten Geltung. Wenn uns noch ein Wunsch bleibt, so betrifft er die Augen, die noch etwas opak wirken.

Ebenfalls bei Gurlitt hat Herman Prell zwei Gemälde ausgestellt, die von dem Experimentiren der Maler Kunde geben. Auch hier handelt es sich um die Bewältigung der Technik, deren Tradition in den Stürmen der Wende des letzten Jahrhunderts abgebrochen ist. Eins der beiden Bilder, eine Abendstimmung, eine köstliche Composition, ist in der üblichen Maltechnik hergestellt. Es ist ein intensives Stimmungsbild. Ein junges, schönes Weib schreitet mit ihrem Säugling auf dem Arm einen Wiesenhügel herab, dessen dunkler Waldsaum den Hintergrund bildet. Vor dem Weibe schwebt ein Engel mit Schmetterlingsflügeln und schwingt an langem Bande eine Glocke. Das Kind allein sieht ihn und greift verlangend nach dem Spielzeug. Es ist eins jener Stimmungsbilder aus dem Naturleben, wie wir sie sonst von Böcklin und Klinger gewohnt sind. Wie bei Böcklin die schrecklichen Töne der hohen Bergeseinsamkeit durch den schreienden Pan, so werden hier die summenden, geheimnißvollen Töne, welche die Abendstille durchziehen, in dem läutenden Engel zur Erinnerung gebracht.

Das Seitenstück soll bereits mit dem neugefundenen firnißartigen Bindemittel gemalt sein, das bei dünnem, flüssigem Auftrag eine weit intensivere Farbenwirkung gewährt. Man sieht bei genauer Betrachtung den Holzton des Grundes und die Bleistiftstriche der Vorzeichnung durchschimmern, und an keiner Stelle erscheint ein dicker Auftrag. Aber wie unendlich kräftiger, durchsichtiger, immaterieller wirkt die Fläche als jedes Oelbild. Die Composition ist wieder charmant. Unter dichtstehenden, hellstämmigen Buchen sitzt im Vordergrund ein Liebespaar. Sein rothes Landsknechtsgewand wird durch die Kraft der grünen Frühlingswiese, die durch die Stämme herüberscheint, gebändigt. Ein durchsichtiger brauner Waldsaum, ein fernes schwerblaues Waldgebirge, dessen Kamm noch von weißen Schneestreifen durchzogen wird, lassen die Harmonie unter dem lichten Frühlingshimmel ausklingen.

Wenn wir uns heute nicht auf die Experimente beschränkt hätten, würden wir auf einige Neuigkeiten von P. Hoecker und L. von Kalckreuth einzugehen haben, die übrigens von dem bekannten Wesen der Künstler nicht abweichen.

A. L.

Gastspiel von Friedrich Mitterwurzer.

Das bedeutendste schauspielerische Ereigniß der vorigen Woche war der Beginn des Gastspiels von Friedrich Mitterwurzer im Residenz-Theater. Dieser liebenswürdige Künstler hatte Berlin, wo er früher stets ein so wohlempfangener Gast war, einige Jahre gemieden; vermuthlich behagte das hiesige Residenz-Theater in den früheren Wintern auch ihm nicht. Nachdem aber im vergangenen Semester ein frischer Zug in die Aufführungen jener Bühne gekommen und dieselbe sich durch eine ganze Reihe wirksamster Neueinstudirungen als die lebensfähigste aller ihrer Genossinnen in der Spreestadt erwiesen, kehrt mit dem Frühling auch Mitterwurzer wieder ein. Worin besteht eigentlich das Geheimniß seiner Erfolge? Vor Allem in der Natürlichkeit seines Spieles, in der Offenheit, mit welcher er uns sein Wesen darbietet. Er wird vertraut mit dem Zuhörer, sobald er nur die ersten Worte gesprochen hat, und dieser hängt nun so gespannt an seinen Lippen, als lauschte er den Reden eines längst befreundeten, geistreichen Genossen. Mitterwurzer ist sicher ein Künstler, der seine Kunst nicht leicht nimmt, aber beim Vortrage seiner Rollen scheint es uns, als schüttele er dieselben nur so aus dem Aermel; das Ungekünstelte, Leichte und Sichere in seiner Darstellung, daneben der wahre feine Humor, welcher stets nur die nothwendigen, nie die überflüssigen Mittel der Komik zu Hülfe nimmt, erzeugen im Zuschauer dasselbe Behagen, mit welchem man etwa eine stilistisch fein ausgearbeitete Plauderei eines geistreichen Schriftstellers liest. — Leider hatte der Künstler zur Eröffnung des Gastspieles zwei höchst unbedeutende Stücke gewählt. Ein Einakter „Mein neuer Hut", von M. Bernstein verfaßt, wurde nur durch die große Rolle, die Mitterwurzer in ihm hatte, erträglich, während das andere Stück „Die Reise nach dem Kaukasus", welches aus dem Französischen von Emile Blavet und Fabrice Carré genommen ist, uns mit einer Situationskomik heimsucht, die wir auch trotz des genannten Künstlers Spiel nicht harmlos aufnehmen können. In diesem letzteren Stücke tritt Mitterwurzer als verkleideter Tscherkesse Schamyl auf und richtet in dem Hause und Garten eines Pariser Spießbürgers, welcher sich fälschlicherweise für den Autor eines Buches über den Kaukasus ausgegeben hat, die tollsten Verwirrungen an, bis er schließlich die gewünschte Hand der Tochter erhält. Glücklicherweise hat Mitterwurzer diese „Reise nach dem Kaukasus" bald wieder aufgegeben und die Rolle des Maurice in dem neulich hier besprochenen „Kernpunkt" von Labiche einstudirt, welche er jetzt mit großem Beifalle gibt.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag v. Hermann Costenoble, Jena.
In allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken zu haben.

Die Sünden der Väter.
Roman aus der russischen Gesellschaft
von
Leon Kloët.
2 Bände. gr. 8°. 9 Mark.

Die **Allgemeine Zeitung** in München (ehemals Augsburger Allgem.) bezeichnet bei Gelegenheit des Erscheinens eines früheren Werkes den Autor als ein „**großes vielversprechendes Talent**, das mit wenig feinen Strichen Alles in **meisterhafter Weise** zu schildern versteht, ein köstliches Talent, wie es in Deutschland so selten zu finden ist."

Soeben erschien bei **Julius Bohne** in **Berlin SW., Wilhelmstraße 35:**

„Urkunde der Wissenschaft."
Grundriß zur systematischen Encyclopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion.
Mit einem besondern Abschnitt:
Gesetz des Kreises
und einem Anhange:
Tabellarische Uebersicht der Kunstgesetze.
Preis 5 Mark.

Wer nach **Frankreich** oder **England** gehen, dabei Lehrgeld sparen, Aerger, Missverständnisse, Verstösse gegen Landesgebräuche etc. vermeiden u. v. Aufenthalte dort den richtigen Nutzen ziehen will, der kaufe sich **vor** der Abreise die in d. **Langenscheidt**schen **Verl.-B.** in **Berlin SW. 11** neu erschienenen: **Langenscheidtschen Notwörterbücher.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Erziehung
Friedrichs des Großen.
Aus dem Nachlaß
von
Ernst Bratuscheck.

Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Ed. Mätzner.**
Preis: 3 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aesthetik.
Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.
Von
Moriz Carriere.
Dritte Auflage. Zwei Theile. 8°. Geh. 18 Mark. Geb. 21 Mark.

Carriere's „Aesthetik" ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu gearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Mommsen, Th., Römische Geschichte.
— *Fünfter Band.* —
Mit 10 Karten von H. Kiepert.
(VIII u. 659 S.) gr. 8. geh. 9 M.

Zu Dahlmann's 100jähriger Geburtstagsfeier.
Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:
Friedr. Chr. Dahlmann
von
Anton Springer.
(Mit Dahlmann's Bildniß.)
Zwei Bände.
gr. 8. Preis Mark 16.—. Eleg. geb. Mark 18.—.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Scherer, Wilhelm, Geschichte der Deutschen Litteratur.
Dritte Auflage.
Erstes Heft. gr. 8. geh. 1 Mark.

Der Umfang des Buches beträgt 52 Bogen, die in neun in kurzen Zwischenräumen erscheinenden Lieferungen à 1 Mark zur Ausgabe gelangen.
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und sind in der Lage, die erste Lieferung zur Ansicht vorzulegen.
— **Prospect darüber gratis.** —

Bad Reinerz
bei **Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 456 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.**
Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **½ Stunde von Frankfurt a. M.**

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.**
Luftkurort ersten Ranges für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.**
Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die Wahlbewegung in Oesterreich. Von Austriacus. — Die Criminalstatistik Deutschlands. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Ein ungedrucktes Gedicht von Heinrich v. Kleist. Mitgetheilt von Theophil Zolling. — Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte. Von Bruno Gebhardt. — Der Pariser „Salon". Von H. Dirks. — **Feuilleton:** Die Armenhäusler. Von E. von Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Oper und Ballet. Von H. Ehrlich. — Zwei Wiener Maler. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Ueber die Wahlbewegung in Oesterreich.

Die Wahlbewegung ist in Oesterreich im Zuge; die Regsamkeit, welche wir gewahren, ist recht erfreulich. Möge der Eifer nicht erkalten, ehe die Pflicht zur Wahlurne ruft! Von allen Seiten kommen die Wahlaufrufe; bereits beginnen die Landes-Comités in den Provinzial-Hauptstädten ihre Thätigkeit und wir erhoffen von ihrem Eifer, ihrer Kenntniß der Personen und Verhältnisse, von ihrer Vertrautheit mit den Bedürfnissen der Bezirke das Zustandekommen von Wahlresultaten, die der deutschen und freiheitlichen Gesinnung der deutsch-österreichischen Bevölkerung Ehre machen werden. Die Mehrheit im zukünftigen Reichsrathe zu erlangen, ist unmöglich geworden durch die speciellen „Wahlreformen" im Großgrundbesitze und in den Handelskammern, durch die Machtmittel, welche der Regierung und den verbündeten slavischen und clerical-feudalen Parteien zu Gebote stehen. Aber eine sehr ansehnliche und angesehene Minorität, an Zahl wie an Talenten, durch Kraft, Geist und Disciplin hervorragend, zu stellen, das ist die Aufgabe. Neue vieldeutige Losungsworte auszugeben, dazu ist kein Grund vorhanden. Was zu vertheidigen ist, das haben wir deutlich gesehen und empfunden: Deutschthum und Freiheit. In diesen zwei Worten liegt das Programm aller liberalen Deutschen, wie die Bedingung der Existenz des Staates, dessen Reichseinheit von den freisinnigen Deutschen Oesterreichs vertheidigt werden muß gegen nationale, clericale und feudale Gegner, die heute wie einst Föderalisten, d. h. Feinde der Reichseinheit, sind. Das deutsch-österreichische Volk ist nicht undankbar für geleistete Dienste; es hängt mit deutscher Treue an den Männern seines Vertrauens und es wird ihnen, den erprobten Parteikämpfern, gern wiederum seine Sache anvertrauen. Von dem gesunden Sinne der Bevölkerung ist zu hoffen, daß sie die tüchtigen, ungebrochenen „alten" Kämpfer allenthalben wieder wählen werde, die, mit Ehren im Dienste des Volkes alt geworden, parlamentarische Erfahrung, Disciplin und Schule mitbringen. Die localen und provinzialen Führer und Comités mögen es nun auch nicht an Eifer fehlen lassen und das Terrain nicht etwa selbstgefälligen Vereinsschwätzern, renommistischen Phraseuren, burschikosen Polterern und gewissenlosen Hetzern überlassen. Denn was so zwischendurch sich vernehmen läßt, in Wählerkreisen, gleicht mehr dem Renommiren der Studentenkneipe, zeugt von oberflächlichstem Urtheil, geringer Sachkenntniß, dafür von maßloser Zweifelsucht und argem Pessimismus, Geringschätzung aller bisherigen Resultate, Kämpfe und deren erprobter Streiter. Wir nehmen sie nicht allzu ernst, diese hypernationalen Phantasien, diese willkürlichen Staatsconstructionen, diese lieblosen Beurtheilungen unserer alten Streiter für Deutschthum und Freiheit, diese Ablegnungen der alten vielbewährten, durch Recht und Gewohnheit geheiligten Formeln — aber sie wären geeignet, auf die Dauer Urtheil und Sinn der Wähler zu verwirren, sie von ihren erprobten Führern und Vertretern zu trennen, den Letzteren den Dienst für die Volkssache zu verleiden, sie zu veranlassen, die Ruhe des Privatlebens dem Kampfe vorzuziehen, dem nicht einmal der Lohn des Vertrauens und des Dankes gegönnt ist, das Volk der besten Streitkräfte zu berauben und damit zu entwaffnen.

Es stimmt gar traurig, zu sehen, wie da und dort parlamentarische Veteranen Mandate ablehnen, wie Rückschritt und Föderalismus manch' trefflichen Mann zum Scheiden oder Schweigen zwingen, wie der Druck von oben gar viele Kräfte entzieht, und wie endlich ein arger Druck von unten, aus den Kreisen der verbitterten Wähler, die da meinen, die Kraft der Argumente durch die schärfere Tonart zu verstärken und damit vielleicht zum Siege zu gelangen, die besseren und selbstständigen Geister aus der politischen Arena drängt. Den Druck von oben können wir nicht in Discussion ziehen; die Wähler aber zur Klärung ihrer Begriffe und Forderungen zu veranlassen, ist Pflicht. Was wäre natürlicher gewesen, als eine demonstrative Wiederwahl aller treuen, tüchtigen Kämpfer für Deutschthum und Freiheit, die der vereinigten Linken angehörten? Dazu hätte wie von selbst aus der Mitte des Volkes der Ruf ergehen müssen. „Wir werden alle 363 wiederkehren" — rief Gambetta in ähnlicher Lage und er hielt Wort, wie das Volk. Unter der Wucht dieser Thatsache brach das Regiment Mac Mahon's zusammen. Nicht anders lauteten die Losungen in der Zeit der Belcredischen Sistirung, der Hohenwart'schen Defundamentirung, und der Erfolg fehlte nicht. Die Form der Wahl hätte wie ein großartiges Echo der Reden und Proteste der Vereinigten Linken erklingen sollen. Wir zweifeln nicht einen Augenblick an dem Siege, und zwar an dem Siege aller der verdienten Männer der Linken in ihren Wahlbezirken; aber in einzelnen, glücklicher Weise vereinzelten Orten übt man unverzeihlichen Druck, unverdiente Kritik an den Männern, die mit wahrer Aufopferung das Deutschthum vertheidigt haben, was denn nicht anders als verstimmend, verletzend wirken, den Gedanken an die Horaz'sche Aura popularis wecken muß. Wenig fehlte und manch' ein Wähler würde ein imperatives Mandat beantragen oder nur mehr cahier gelten lassen. Daß verdiente Volksvertreter, erschöpft und enttäuscht im langen Kampfe, sich auch noch solcher Servilität unterziehen sollten, ist nicht zu verlangen. Wie so ohne Wahl und Qual die Wähler vorgehen, zeigt das Neben-

Digitized by Google

einander der Dankesadresse an Herbst und des Wahlmandats an Pickert; den Einen der Zweimännerpartei, den der Teplitzer Parteitag geächtet hat, zeigte das Vorgehen der Mariahilfer Wähler in Wien gegen Kopp, der sein Mandat niederlegte. Wie unklar in vielen Köpfen sich die politische Welt malt, zeigt auch die hier und da erhobene Forderung, der Candidat möge sich verpflichten, einem deutsch-nationalen Club beizutreten. Eine Frage der inneren Organisation der Parlamentarier soll unlogisch vor den Wahlen in den Comitéen entschieden; bevor noch die Truppen geboren sind, soll ihre Einreihung besprochen, bevor noch Zahl und Art der Gewählten festgestellt, eine Musterung möglich, ein Plan oder eine Taktik der Opposition gedacht werden kann, soll diese rein taktische Frage gelöst werden. Oder soll ein deutsch-nationaler Club um jeden Preis entstehen, auch wenn die Kraft der Opposition darüber in die Brüche geht? Wir hoffen, daß es nicht an Einsichtigen fehlen werde, welche den Wählern es klar machen werden, daß nur in der Einigkeit die Stärke liegt, daß alle Erfolge der Opposition lediglich der Zusammenfassung der Kräfte entstammten, daß vor den grimmen Feinden vor Allem Concentration noth thue, daß die Zersplitterung im Club zur Schwächung, zur Rivalität, zu Secessionen, zu kleinlichen Kämpfen und Eifersüchteleien führen müsse, daß diese Clubmiseren seiner Zeit der Sache sehr geschadet haben und daß die Erfahrungen mit den Walterskirchen und Coronini, denen Viele der Besten zu wenig deutsch waren, die heute Candidaten der Regierung sind, denn doch nicht ganz verloren sein sollten.

Wir verweilen bei dem Schlagworte vom „Nationalen" und erinnern uns sofort an die lächerliche Empfehlung einer Verbrüderung der Deutschnationalen mit den Deutschclericalen. So viel wissen selbst die politischen Wirthshausstrategen, daß ein deutscher Nationalclub, wie der czechische und polnische, der alle Deutschen vereinigte, ein Ding der Unmöglichkeit sei, so lange Tiroler, Salzburger, Oberösterreicher und Steirer schwarzer Farbe auf der anderen Seite sitzen. Was liegt weiter an der Freiheit? Wir verbrüdern uns mit ihnen, rufen einige Nordböhmen und vergessen ganz und gar, daß Czechen, Polen, Slovenen, Feudale seit jeher die Bundesgenossen der Deutschclericalen waren; daß diese Letzteren ihre liberalen deutschen Landesbrüder in allen Landtagen daheim auf Tod und Leben bekämpfen, also sicher nicht im Reichsrathe ihre Freunde sein können; daß sie die „schwarzen Czechen" sind und sein wollen, daß sie bewußte Föderalisten sind; daß, wenn schon deutsche Liberale bereit wären, den Liberalismus zu verleugnen, die Clericalen nicht gleich charakterlos wären, die Forderungen der Kirche zu verleugnen, sich nicht mit dem „Stillstand" der confessionellen Gesetzgebung begnügen, sondern die Rückkehr zum Concordat wollen; daß sie auf diesem Wege eher die Wälschen aufsuchen, als Deutsche, von denen sie mit Recht eine Verleugnung der Freiheit bisher nicht erwartet haben. Wer hätte es auch denken mögen, daß es Nationaldeutsche geben könne, die da Altkatholiken, zur Noth auch Protestanten werden wollen, um der Czechisirung zu entgehen und in einem Athem die Allianz mit den Clericalen fordern, die sich auf die moralischen Sympathien des protestantischen Deutschlands stützen und gleichzeitig sich mit den Kämpfern des Concordats verbrüdern wollen.

Wie arg ist das Deutschthum gefährdet, und da tauchen Deutsche als Antisemiten auf, um die deutschen Reihen durch Classenhaß und confessionelle Feindseligkeiten zu decimiren. Wie undeutsch ist solch ein Hep! Hep!, das sonst als Ruf aus den Reihen der Czechen tönte. Wie unklug, daß die so arg geschwächten Deutschen der deutschslavischen Länder sich selbst so vieler deutscher geistiger und materieller Kräfte berauben sollten, wie sie von Deutschen jüdischer Confession dem Kampfe gestellt werden. Schon haben sich die Czechen die Schwäche ersehen und überfluthen die Juden mit Schmeicheleien, feiern die wenigen Ueberläufer, stellen einen Juden als Präsidenten an die Spitze der Prager Handelskammer. Und solche antisemitische Regungen kommen gerade dort vor, wo man Kaiser Joseph feiert, ihm Statuen errichtet!

Fahnenwechsel! ruft es aus manchem steirischen, böhmischen, schlesischen Wahlkreise uns entgegen! Nicht die Reichseinheit, das Deutschthum muß im Vordergrunde stehen. Als ob nicht Deutschthum und Reichsgedanke bisher identisch waren und noch sind und als ob wir nicht beflissen sein müßten, es jetzt erst recht zu beweisen, daß wir nicht österreichisch auf Kündigung sind, daß wir Deutsche nicht darauf ausgehen, eine föderalistische Gruppe zu sein, daß die Deutschen nach wie vor Stützen des Reiches sind, also auch unseren Anspruch aufrechthalten dürfen, die Führer im Reiche zu sein. Was war denn das Auszeichnende, Mächtige dieser Partei, daß eben Deutschthum und Reichseinheit identisch sind, was kein Czeche, Slovene, Pole, Italiener seiner Nationalität sagen kann. Darin liegt aber die Garantie für die Zukunft, die wir nicht preisgeben dürfen, so wenig uns die Vergangenheit verloren gehen kann, die das deutsche Element als die politische Stütze und als die Culturmacht dieses Reiches seit 600 Jahren zeigt. Oder haben die Czechen, die auf ein separatistisches Wenzelreich, die Polen, die auf ein Jagiellonenreich sinnen und hinarbeiten, uns depossediren können? Nein! Unsere Mission ist in diesem Reiche, hängt mit diesem Reiche innig zusammen und endigt erst mit Oesterreich. Haben wir heute weniger Gemeinsames mit Ungarn, das sich der slavischen Fluth gleich uns erwehren muß? Keineswegs. Alle Tage haben wir die Beweise dafür, daß die Armee, der modern gesinnte Adel, die Bureaukratie, der Richterstand, Alles, was für Oesterreich fühlt, auch gegen den Slavisirungs-Proceß sich auflehnt. Sollten wir solche Bundesgenossen preisgeben, die in unserer Hand die schwarzgelbe Fahne, nicht irgend eine nationale sehen wollen? Deutschfreisinnig-centralistisch sind drei nicht zu trennende Begriffe, sie sind eine kräftige Allianz dreier mächtiger in einander verwachsener Factoren, denen alle guten Geister dieses Reiches gewogen sind, die unterstützt sind von Tradition, Geschichte, Freiheit, Wissenschaft und dem Beispiel aller modernen Staatsentwicklung. Wir hoffen, daß man das Volk allenthalben darüber aufklären, seine Verzagtheit bannen, es zu neuem Kampfe ermuntern werde und daß Begriffe verwirrende Schagworte nicht vorfangen werden. — Franz Déak, der die Einheit und Einigkeit seiner Partei über Alles hoch hielt, hatte für himmelstürmende Anträge disciplinloser Parteigenossen und separatistische Verhandlungen ein treffendes Bild, das uns zum Troste dient: „Der Löwe hat seinen Rachen furchtbar aufgerissen — aber nur gegähnt."

Wien. Austriacus.

Die Criminalstatistik Deutschlands.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Unter dem 5. December 1881 beschloß der Bundesrath die Herstellung einer Criminalstatistik für das deutsche Reich rücksichtlich aller Verbrechen und Vergehen, welche sowohl das Strafgesetzbuch als auch andere Reichsgesetze strafrechtlichen Inhalts verletzen. Die einheitliche Gerichtsorganisation und das einheitliche Strafverfahren, welche seit dem 1. October 1879 bestehen, ermöglichten auch die einheitliche Registrirung des Verbrechensbudgets der deutschen Nation, welche unsere particuläre Verzweigung und Verästelung bislang zum großen Schaden der Wissenschaft verhindert hatte, während in andern Staaten unserer Culturstufe, beispielsweise in Frankreich, dieselbe bereits seit langer Zeit in mustergültiger Weise erfolgte. Die Erhebungen fanden zum ersten Male im Jahre 1881 unvollständig, vollständig im Jahre 1882 statt; die Ergebnisse wurden im Reichsjustizamt und im statistischen Büreau des deutschen Reiches gemeinsam bearbeitet und in zwei getrennten Heften veröffentlicht (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1883 und 1884), von denen das erste die Darstellung der Verbrechen und Vergehen in den einzelnen 28 Oberlandesgerichtsbezirken enthält, während das zweite die persönlichen Verhältnisse der Angeklagten mit umfassender Gründlichkeit schildert. Alle in genannten Jahren bei den deutschen Amts- und Landgerichten anhängigen Strafsachen beliefen sich auf

Digitized by Google

die ganz erhebliche Summe von 2 011 997; hiermit ist jedoch das Verbrechensbudget der deutschen Nation durchaus noch nicht erschöpft, zur Ergänzung desselben müßte noch die Hinzurechnung der Urtheile der Militärgerichte erfolgen, die auch keine unerhebliche Summe betragen, ferner die der Strafbescheide, welche von den Polizeibehörden und den Finanz- und Administrativbehörden in endgültiger Weise erlassen wurden. Unter jenen 2 011 997 betragen die geringfügigen Sachen den Haupttheil; so entfallen auf die Forst- und Feldrügesachen 675 823, auf die Strafbefehle der Amtsgerichte 609 187, auf die auf andere Weise erledigten Uebertretungen 305 205, auf die Privatklagesachen 80 619 und die kleinen Vergehen, über welche die Amtsgerichte aburtheilten, 266 685. Zieht man diese einzelnen Gruppen, abgesehen von den Privatklagesachen, von jener Gesammtsumme ab, so verbleiben 1 590 215 Strafsachen als Rest, auf welche sich auch die Statistik allein bezieht. Auf je 100 000 über 12 Jahre alte Personen kommen im Durchschnitte der Reichsgebiete 856 Personen, welche wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurtheilt wurden, während nach einer andern Bearbeitung des Reichsjustizamts unter 67 Personen der strafmündigen Bevölkerung schon eine unter Anklage gestellt wurde. Von diesem Durchschnitte weichen die Verhältnisse in den einzelnen Theilen des Reichs(gebietes) erheblich ab. Im Westen und am Rhein sind die Zustände offenbar günstiger, als dem Durchschnitt entspricht. So beträgt jene Quote im Reg.-Bez. Aachen 389, Münster 370, Minden 382, Trier 423, während sie für den Bezirk Bromberg auf 1374, Berlin auf 1400, Hamburg auf 1456 und Bremen sogar auf 1866 steigt. Als Gesammtstaat steht Preußen mit seiner Frequenz von 822 hinter den kleineren Staaten wie Reuß, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Hessen und den beiden Mecklenburg zurück, überragt dagegen die Königreiche Sachsen und Württemberg. Mit am günstigsten sind die Ziffern in Elsaß-Lothringen. Der Löwenantheil an dem Gesammtbetrage der Verbrechen und Vergehen gebührt den strafbaren Handlungen, welche sich gegen das Vermögen richten. 169 187 beträgt ihre Summe; auf 100 000 Einwohner kommen 527,60 Personen, welche sich in dieser oder jener Weise gegen das fremde Eigenthum verfehlten. Natürlich ist es unter dieser Gruppe besonders der Diebstahl, welcher die höchsten Ziffern für sich beansprucht; von 329 668 Bestraften waren 102 952 oder 31,2 pCt. Diebe, während auf die wegen Körperverletzung Bestraften nur 16,8 pCt. entfielen, die Beleidiger 11,8, den Hausfriedensbruch 4,2, Betrug 3,6, Sachbeschädigung 3,5, Hehlerei 2,6, Gewalt gegen Beamte 3,6. Bei der Frequenz des Diebstahls treten in den einzelnen Gegenden die größten Unterschiede auf. So entfallen in Posen auf 100 000 Einwohner 662 bestrafte Diebe, in Gumbinnen 678, in Schwarzburg-Sondershausen 709, in Bromberg 830, dagegen in Trier 127, in Minden 135, in Lothringen 137, in Schaumburg-Lippe 138, in Coblenz 143 und in Aachen 147. Der Einfluß der öconomischen Differenzen in den einzelnen Landestheilen ist hier offenbar. Nächst den Verbrechen gegen das Vermögen bilden die gegen die Person mit 107 366 oder 334,8 auf 100 000 Einwohner die größte Gruppe, es folgen die gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung mit 51 328 oder 160,7 auf 100 000 und endlich die im Amte begangenen mit 1613 oder 5,0 auf 100 000. Unter der zweiten und dritten Gruppe ragt der Widerstand gegen die Staatsgewalt mit 12 907 und die Verletzungen der öffentlichen Ordnung mit 35 544 oder 40,25 bez. 110,84 auf 100 000 recht bedeutsam hervor. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit betragen im Durchschnitt 20,2 per 100 000, während die Maxima in Berlin, Constanz und Waldshut 53,5, 39,8 und 39,5, die Minima in Birkenfeld, Stralsund und Lippe 7,4, 6,6 und 5,9 aufweisen. Unter den Verurtheilten befanden sich 30 719 Personen, welche noch nicht das 18. Lebensjahr überschritten hatten, mit andern Worten 9,31 pCt. Es harmonirt diese an sich nicht sehr erfreuliche Erscheinung mit der auch in andern Ländern erfolgten Constatirung, daß der zehnte Theil unseres modernen Verbrecherthums zu den Unerwachsenen gehört. Das jugendliche Verbrecherthum ist am höchsten in Altenburg, Reuß ältere Linie und in Schwarzburg-Sondershausen, am wenigsten in Württemberg, Elsaß-Lothringen, Schaumburg-Lippe und Sigmaringen entwickelt. Dem Strafrichter verfällt die deutsche Jugend am meisten wegen Brandstiftung und — horribile dictu — wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit, demnächst wegen Diebstahl, Raub, Betrug und Hehlerei. Drei Viertel aller Verbrecher bestehen aus den Vertretern des starken Geschlechts, und nur in der Stärke von einem Viertel ist die deutsche Frauenwelt in den Annalen der Strafrechtspflege schwarz eingeschrieben. 100 männlichen Verurtheilten stehen nur 23,4 weibliche gegenüber, allerdings ist dieses im Ganzen nicht ungünstige Verhältniß nicht im ganzen Gebiete der schwarz-weiß-rothen Flagge dasselbe. Im Herzogthum Anhalt, in Dresden, in Leipzig, den Fürstenthümern Reuß und Schwarzburg, im Herzogthum Altenburg und im Reg.-Bez. Bromberg verfällt das Weib am häufigsten dem Verbrechen anheim, in Elsaß, im Kreise Offenburg, den Reg.-Bez. Osnabrück und Münster, Minden und im Kreise Waldshut am seltensten. Die meisten Verurtheilungen ergehen auch bei der Aburtheilung eines weiblichen Verbrechers wegen Diebstahl, sodann folgen in der Scala weiblicher Schuld und Sünde Beleidigungen, Mord und Meineid. Die Configuration des weiblichen Verbrecherthums ist also wesentlich von der des männlichen verschieden, und wir wollen an dieser Stelle nur flüchtig darauf hinweisen, daß die hohe Position, welche dem Verbrechen des Mordes zukommt, durch die zahlreichen Straflhaten erklärt wird, deren Gegenstand die Vernichtung des kindlichen Lebens ist. Was die Zugehörigkeit zu einer der großen Glaubensgemeinschaften anlangt, so betheiligten sich von 100 000 Personen der Evangelischen 674, von den Katholiken 772, von den Juden 617 am Verbrechen; bei den einzelnen Kategorien der strafbaren Handlungen verändern sich diese Quoten ganz beträchlich, so betragen sie bei den Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, die Religion und die öffentliche Ordnung 100, 103, 128, bei den Verbrechen und Vergehen gegen die Person 210, 274, 212, bei denjenigen gegen das Vermögen 362, 392, 274. Noch einschneidender sind die Unterschiede bei den einzelnen Unterarten der Delictsgruppen, wovon wir nur des einfachen Diebstahls und des einfachen Bankerotts erwähnen, dort betragen sie 176, 184, 63, hier 1,0, 0,5, 18. Einen letzten Punkt der persönlichen Verhältnisse, welcher wenigstens mit einem Worte berührt werden soll, bildet der Beruf. In allen Kategorien betheiligen sich die wirthschaftlich Unselbstständigen stärker am Verbrechen als die Selbstständigen. Im Allgemeinen entfällt der größte Procentsatz auf die Angehörigen der Industrie, sie figuriren mit 34 pCt., die der Land- und Forstwirthschaft mit 23,9, die des Handels und Verkehrs mit 10,0, die Lohnarbeiter mit 20,4, die häuslichen Diener mit 3,3 und die sogenannten freien Berufe mit 1,7. Auch bei den einzelnen Verbrechensgruppen alterirt sich dieses Verhältniß im Ganzen nicht erheblich. Der Gruppe der Landwirthschaft, welche nach den Ergebnissen der Berufsstatistik pro 1882 mehr als 40 pCt. der Gesammtbevölkerung ausmacht, wird hierdurch ein nichts weniger als ungünstiges Zeugniß ausgestellt, während die Gruppe Handel und Verkehr, welche um etwas über 9 pCt. in der Bevölkerung zählt, ein gleiches nicht für sich behaupten kann.

Die hervorgehobenen Thatsachen werden genügen, um eine richtige Vorstellung von der Gebietserweiterung hervorzubringen, welche die Socialstatistik des deutschen Reichs durch die Bearbeitung der Strafstatistik erlangt hat. Dieselbe wird nicht verfehlen, von grundlegender Bedeutung für alle zukünftigen gesetzgeberischen Maßregeln strafrechtlichen Inhalts zu sein.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ein ungedrucktes Gedicht von Heinrich v. Kleist.

Als Diätar der Domänenkammer war Heinrich von Kleist im Winter 1804/5 nach Königsberg versetzt worden und hatte sich, dem seiner Familie gegebenen Versprechen getreu, ehrlich bestrebt, ein eifriger Beamter zu sein. Aber die Liebe zur Poesie war gewaltiger, und schon gegen Ende des Jahres 1805 ging er mit dem Plane um, wieder ganz der Muse zu leben. Freilich war für die Kunst der Zeitpunkt sehr ungünstig. Der Kriegssturm verschlug den Hof und die Regierung nach Königsberg, und so trat ihm der furchtbare Umsturz unmittelbar vor Augen. Und mit diesem zugleich sah er auch den guten Engel seines Landes in nächster Nähe: die Königin Luise. Er bewunderte aufrichtig ihr segenreiches Walten. „An unsere Königin", schreibt er am 6. December 1806 an seine Schwester Ulrike, „kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Es ist eine tiefe Verehrung, die aus diesen Zeilen spricht, nicht etwa das bloße dankbare Gefühl, ihrer Huld persönlich verpflichtet zu sein. In der That bezog Kleist schon seit einem Jahre oder länger eine ihm von seiner treuen Base Frau Marie von Kleist, geb. Gualtieri, erwirkte Pension von 60 Louisd'or aus der Privatschatulle der Königin, „zur Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in seinen literarischen Arbeiten", wie er kurz vor seinem Tode in einer Immediateingabe an den König sich ausdrückt.

Als nun drei Jahre später der unglückliche Krieg vorüber war, die Franzosen aus Berlin abzogen und der König und die Königin — am 23. December 1809 — von Königsberg wieder in ihre Hauptstadt zurückkehrten, die sie seit den Niederlagen von Jena und Auerstädt nicht gesehen hatten, da begrüßte Kleist in pathetischen Octaven den besiegten Landesherrn:

Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest Dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und Deine schöne Brust, sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphirt:
Ihm ist die Schaar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast Du wohlgefallen.

Es mochte ihn drängen, auch seiner „unvergeßlichen Wohlthäterin", wie er sie später einmal nennt, eine poetische Huldigung darzubringen. Ihr nächster Geburtstag, der 10. März 1810, bot sich von selbst als passende Gelegenheit dar. Kleist nahm an, daß dieser Tag im Dom durch einen Gottesdienst gefeiert würde. Schon sah er im Geiste die liebliche Herrscherin demüthig zum Altar schreiten, die einzige Siegerin, wie er ihren königlichen Gemahl als den wirklichen Sieger besungen hatte. So entstand das folgende Gedicht, das zu dem Einzugslied für Friedrich Wilhelm auch formell das Seitenstück bildet, indem es ebenfalls aus drei ottave rime besteht. Es war bisher völlig unbekannt und noch nirgends veröffentlicht. Die Handschrift — aus Varnhagen's Nachlaß — ist von Kleist's Hand und befindet sich auf der Kgl. Bibliothek in Berlin; derselbe Bogen enthält auch Kleist's Reinschrift der schon von Tieck 1821 mit den üblichen Schlimmbesserungen publicirten Ode an den König, von der im Kgl. Geh. Staatsarchiv ein seltener Separatdruck liegt.

An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages den 10. März 1810.

In der Voraussetzung, daß an diesem Tage Gottesdienst sein würde.

Die Glocke ruft, hoch, von geweihter Stelle
Zum Dom das Volk, das durch die Straßen irrt,
Das Thor steht offen schon, und Kerzenhelle
Wogt von dem Leuchter, der den Altar ziert.
Bestreut nach Festes Art ist Trepp' und Schwelle,
Die in das Innere der Kirche führt,
Und, unter Thor' und Pfeilern, im Gedränge,
Harrt, lautlos, die erwartungsvolle Menge.

Und die das Unglück, mit der Grazien Tritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug,
Als einzige Siegerin vom Platz geschritten,
Da jüngst des Himmels Zorn uns niederschlug,
Sie, die, aus giftiger Gewürme Mitten,
Zum Aether aufstieg mit des Adlers Flug;
Sie schreitet hin, in Demuth und in Milde,
Und sinkt auf Knien hin, am Altarbilde.

O einen Cherub, aus den Sternen, nieder,
Die Palmenkron', in der erhobenen Hand,
Der sie umschweb', auf glänzendem Gefieder,
Gelagert still auf goldener Wolken Rand,
Und unterm Flötenton seraph'scher Lieder,
Den Kranz erhöh', von Gott ihr zuerkannt,
Und, vor des Volkes fromm erstauntem Blicke
Auf ihre heilige Schwesterstirne drücke.

Wahrscheinlich vernahm Kleist nach Vollendung dieser poetischen Huldigung, daß der denkwürdige Tag, der noch heute das Grabmal in Charlottenburg und das Denkmal im Berliner Thiergarten alljährlich in frischem Blumenschmuck sieht, ohne öffentliche Feier, ganz still im Familienkreise begangen werde. Kleist mußte jetzt darauf bedacht sein, die Schilderung der Kirchenfeier zu unterdrücken. Die Zeit mochte drängen, und so schrieb denn der schwer und langsam arbeitende Poet das neue Geburtstagsgedicht in einem bequemeren Versmaß, in reimlosen Jamben, die ja dem Dramatiker geläufig waren. Auf solche Weise entstand eine zweite Fassung, ein ganz neues Gedicht, das bald nach Kleist's Tode durch seinen Freund, den Dichter de la Motte Fouqué 1812 in dessen Zeitschrift „Die Musen" veröffentlicht wurde. Prof. Michael Bernays in München ist es, der dieses Gedicht in der verschollenen Zeitung entdeckt und einen Neudruck 1864 im Cotta'schen Morgenblatt veranlaßt hat. Drei Jahre später publicirte es Yorck von Wartenburg nochmals in den „Grenzboten" und zwar nach der Handschrift des Dichters aus dem Nachlasse der Cousine Marie v. Kleist:

An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages, den 10. März 1810.

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug:
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt,
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um Dich zu segnen, vor Dir niedersinke.
Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn!
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit,
Die einz'ge Siegerin, hervorgegangen:
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?
So zieht ein Cherub, mit gespreizten Flügeln,
Zur Nachtzeit durch die Luft, und, auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,

Digitized by Google

Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch Du, Erhabene, Du darfst es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt,
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen, in dem Schooß der Deinen,
Noch Deinen Gurt zum Strauß, und Du bist's werth:
Doch eine schön're Palm' erringst Du nicht!
Und würde Dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die Dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon Dir aufgedrückt.
Sei lange, Theure, noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie, durch frohe Jahre,
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

Eine Vergleichung der ersten Fassung mit der zweiten ergibt, daß Kleist aus den drei Octaven nur die allgemeineren Gedanken der Huldigung herübergenommen hat. Die Schilderung des Gottesdienstes und der krönende Cherub am Ende fielen weg. Wir finden nur noch Anklänge an die Verse:

Und die das Unglück, mit der Grazie Tritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug,
Als einzige Siegerin vom Platz geschritten,
Da jüngst des Himmels Zorn uns niederschlug.

Aus dem adlergleichen Flug zum Aether „aus giftiger Gewürme Mitten" und dem angerufenen Cherub „aus den Sternen" entstand der geschmackvollere Vergleich mit einem Cherub, der mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft fliegt, — und die „Palmenkron'" klingt noch in anderem Sinne in der „schön'ren Palme" und der „Krone der Welt" nach, gleichwie die „erwartungsvolle Menge" und „des Volkes fromm erstaunter Blick" sich in „der Welt betroffene Geschlechter" verallgemeinert, welche „auf den Rücken geworfen, von Glanz geblendet", die Königin anstaunen. Hier begegnete es Kleist, daß er eine Shakespeare-Reminiscenz einfließen ließ, denn ähnlich schildert Romeo im nächtlichen Zwiegespräche die Erscheinung Julia's (2. Act, 2. Scene, nach Schlegel's Uebersetzung):

Denn über meinem Haupt erscheinest Du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschaun,
Wenn er dahin fährt auf den trägen Wolken
Und auf der Luft gewölbtem Busen schwebt.

Was Kleist vor drei Jahren in dem Königsberger Brief ausgesprochen, führt er hier in Versen nochmals aus:

Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt,
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd!

Das Ganze gipfelt nicht mehr in der Vorstellung einer Bekränzung mit der Palmenkrone durch einen Cherub, sondern in dem Gedanken, daß die Regentin eine schönere Palme nicht erringe und daß die goldenste Krone, die sie zur Königin der Erde macht, ihr schon die Tugend still aufgedrückt habe. Diese neu entwickelten und poetisch gefaßten Gedanken leiten und schließen Verse ein, welche die Gefühle des Gratulanten und dessen Glückwunsch enthalten, — Alles in prächtig schwungvollen Blankversen, die eine tiefe wahre Empfindung durchglüht. Unsere Prologfabrikanten und Gelegenheitsdichter können von Kleist lernen.

Aber wir besitzen noch eine dritte Fassung des Geburtstagsgedichtes, von dem sich ebenfalls eine Handschrift auf der Berliner Königl. Bibliothek (Nachlaß Köpke) findet, die Tieck schon 1821 veröffentlicht hat. Es ist das Sonett, das sich mit einer Auslassung Tieck's, die Julian Schmidt unrichtig ergänzte — in der 4. Strophe „edel" statt „herrlich" — in allen Kleist-Ausgaben findet. Wir geben es genau nach der Handschrift wieder.

An die Königin von Preußen.

Sonnett.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrissnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht ich segnen!
Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Von der ersten Fassung in Octaven ist hier wenig herüber gerettet. Wir finden nur zum drittenmal die Verse:

Und die das Unglück, mit der Grazie Tritten,
Auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug.

Kleist kam also auf das in der zweiten Version, wo er nicht durch den Reim gehindert war, bereits mit dem natürlicheren „Schritt" vertauschte ursprüngliche „Tritt" zurück. Enger hielt er sich diesmal an die zweite Fassung, die ihm offenbar als Vorlage diente. Es ist eine zusammenfassende Umdichtung, eine Verdichtung. Die schönen Verse:

Wir sahn Dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd ...

sind fast wörtlich herübergenommen, und aus den Strophen des Anfangs:

Ich soll Dir ungetrübte Tag' erflehn:
Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht ...

wurde die Schlußpointe des Sonetts. Doch lassen wir Michael Bernays das Wort, der die Vergleichung der zwei letzteren Fassungen bereits im Morgenblatt unübertrefflich besorgt hat. „Wir wissen, mit welcher ächt künstlerischen Sorgfalt, die sich nur selten zu peinlicher Aengstlichkeit verirrte, Kleist die Feile gebrauchte; selten aber mag er sie mit glücklicherem Erfolge angewendet haben, als in diesem Falle. Ihm war es meist um den knappsten, schlagendsten Ausdruck zu thun, in den zusammengedrängt Gedanke und Empfindung nur um so mächtiger wirken sollten; so lange dieser nicht erreicht war, hatte sich der Künstler noch nicht Genüge geleistet. So nimmt er auch hier aus den fünfunddreißig Zeilen, die in prächtiger Beredsamkeit dahinströmen, aus denen aber doch ein innerlich gegliedertes Ganze sich nicht ergeben will — aus diesen Zeilen nimmt er mit sicherem Griff den eigentlichen Inhalt heraus und sucht ihn kürzer, voller und eindringlicher auszusprechen in einer neuen Form, die den Dichter zur strengsten Beschränkung zwingt und ihm nur eine abgemessene Zahl von Versen vergönnt. Vor allem wird nun das Bild von dem Cherub beseitigt, der „mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft zieht"; — denn allerdings, die vier Verse mahnen allzu vernehmlich an Shakespeare ... Und nun rückt Alles eng und geschlossen zusammen. Gleich der erste Vers enthält eine deutlichere Hinweisung auf die Zeit, die dem Unglückstag von Jena folgte, in welcher die königliche Dulderin ihren heldenhaften Sinn zur Bewunderung der Nation bewährte; in den beiden ersten Strophen wird dann mit unnachahmlich festen und zarten Strichen die Gestalt der Herrscherin gezeichnet, deren Züge früher einzeln durch das Ganze zerstreut waren; im Anschauen derselben erhoben,

Digitized by Google

darf der Dichter die jammervolle Zeit segnen wollen, in der solche Größe sich offenbaren konnte; und auf diese Art vorbereitet, gewinnt das jetzt an den Schluß gestellte Bild, das durch Eigenthümlichkeit und Neuheit sich nicht hervorthut, doch einen treffenderen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Der Künstler hat erreicht, was er wollte; alles Beiwerk ist verschwunden, in diesem fest ineinander gefügten, künstlerisch geschlossenen Ganzen ist der Ausdruck der Empfindung streng auf das Nothwendige zurückgeführt; was vorher nur eine begeisterte, dichterisch gehobene Rede gewesen, ist jetzt zum wahren Gedicht geworden, und der Kenner der poetischen Technik wird mit Wohlgefallen bemerken, daß in dem Verhältniß, welches zwischen den ersten acht und den letzten sechs Zeilen stattfindet, das geheimnißvolle Gesetz, das den Bau des Sonettes regelt, genau und zwanglos beobachtet ist."

Neun Tage nach dem Geburtsfeste der Königin schreibt Kleist, am 19. März 1810, an seine Schwester: „Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein."

Es fehlt uns jedes Zeugniß dafür, welches der drei Gedichte Kleist der Königin überreicht hat.*) Aus äußeren Gründen möchte ich die erste Fassung in Octaven als bloßen Entwurf betrachten, der in Kleist's Mappe verblieb. Aus inneren Gründen aber stimme ich dafür, daß die Blankverse es sind, welche die königliche Frau vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt haben. Das Sonett ist formschöner, sachlicher, akademisch gemessener; es hat nicht das Ueberschwängliche, das Unmittelbare und dramatisch Packende jener reimlosen Jamben. Kleist mag das Sonett nachträglich verfaßt haben, etwa im Hinblick auf eine „größere Sammlung" von Gedichten, mit deren Herausgabe er sich trug. Hier streifte er alles Zufällige der äußeren Veranlassung, alles Persönliche ab, und aus den Gelegenheits- und Huldigungscarmina wurde ein objectives Stimmungsbild, ein historisches Denkmal aere perennius der schönen Frau und großen Herrscherin.

Theophil Zolling.

Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Am 14. December 1856 schrieb Dahlmann an Mommsen: „Uebrigens haben dieser Tage Jahn und ich auf einem Spaziergange eventuell schon auf Sie gescholten für den Fall nämlich, daß Ihnen irgend eine neue Arbeit wichtiger erschiene als die Fortführung Ihrer römischen Geschichte durch die Kaiserzeit." In den beiden, diesem Briefe vorhergehenden Jahren waren die drei Bände der „Römischen Geschichte" bis zur Schlacht von Thapsus erschienen — dreißig Jahre sind seitdem vergangen, Dahlmann's Forderung, in der die Wünsche der ganzen gebildeten Welt vereint sind, schien unerfüllt bleiben zu sollen, bis endlich jetzt als Fortsetzung des Werkes der fünfte Band**) erschien. Wie viel Arbeit und Mühe, Schaffensfreude und Ruhm haben diese ereignißreichen dreißig Jahre dem nun greisen Manne gebracht! Die Freunde, denen die ersten Bände gewidmet sind, gingen dahin, ein neues Geschlecht ist in der Verehrung Mommsen's herangewachsen, festgegründet ist seine Stellung in der Wissenschaft für alle Zeiten, seine Gegner sind längst verstummt, und seine Anhänger preisen es mit Dank, daß gütige Götter ihm verliehen haben, was dem Menschen die segensreichste Gabe ist: die Kraft und Frische des Geistes und Körpers, die in der rastlosen Arbeit ihre Freude findet und mit jugendlicher Energie das Gewaltigste schafft.

Das Werk, das in stattlicher Fülle vor uns liegt, gehört zu den eigenartigsten Erscheinungen der Literatur. Gewiß ist, daß es kein Anderer als Mommsen hat schreiben können, gewiß auch, daß er es so nicht hat früher schreiben können. Wenn man daran dachte, daß Mommsen seine Geschichte fortsetzen würde, so freute man sich im Voraus auf die glänzenden Charakteristiken der Kaiser, ihrer Feldherren und Staatsmänner, auf die hellen Schlaglichter, die auf das Hoftreiben fallen mußten, auf die entwirrenden Auseinandersetzungen der inneren und äußeren Politik, auf die so einzig dastehende Gestaltungsgabe und Darstellungskunst, die dem genialen Historiker eigen. Man freute sich, an des kundigsten Führers Hand verfolgen zu können, wie die Monarchie sich festigte und auflöste, wie unter dieser Staatsform die Cultur des Lebens in Haus und Gesellschaft bis zur Höhe des Raffinements stieg, wie die glänzendste Epoche der römischen Literatur erstand und sank. Es gibt ja der Schilderungen viele, die diese Zeit und ihre Verhältnisse behandeln, aber wer würde glauben wollen, daß irgend ein anderes Werk Ersatz bieten könne für ein solches aus Mommsen's Feder! Deshalb ersehnen wir inmitten der Freude über diesen fünften Band den versprochenen vierten, der die eigentliche Kaisergeschichte behandeln wird.

Am Ende der Einleitung sagt unser Autor, daß sein Buch „mit Entsagung" geschrieben sei und „mit Entsagung" gelesen sein möchte, denn es bietet kein „fesselndes Detail", keine „Stimmungsschilderungen und Charakterköpfe". Ganz können wir dem nicht beistimmen. Man lese die Schilderung Antiochias und des Lebens und Treibens daselbst, man sehe die hinreißende Darstellung der Geschichte Arminius' des Cheruskers, man beachte die geistreiche Charakteristik Plutarch's! Wer anders als Mommsen verstände es, in wenigen Zeilen eine Persönlichkeit wie Apion zu zeichnen: „auch ein alexandrinischer Gelehrter und Schriftsteller, die „Weltschelle", wie Kaiser Tiberius ihn nannte, voll großer Worte und noch größerer Lügen, von dreistester Allwissenheit und unbedingtem Glauben an sich selbst, wenn nicht der Menschen, doch ihrer Nichtswürdigkeiten kundig, ein gefeierter Meister der Rede wie der Volksverführung, schlagfertig, witzig, unverschämt und unbedingt loyal."

Im Ganzen bietet das Werk eine Uebersicht über den Zustand der Provinzen des römischen Reiches, wie sie bis dahin noch niemals versucht worden war und auch kaum hätte gegeben werden können. Es bedurfte erst der Sammlung, Sichtung und Bearbeitung der zahlreichen Inschriften aus fernen und nahen Orten, wie sie in dem corpus inscriptionum vorliegen, es bedurfte einer großen Anzahl Specialforschungen und Detailuntersuchungen, — und alsdann konnte eben nur ein Mommsen das Werk schreiben, der das längst und freudig anerkannte Haupt aller Bestrebungen für Aufhellung der alten Geschichte ist, der das Gebiet wie kein zweiter beherrscht und die Gabe besitzt, das in ihm lebendig gewordene classische Alterthum lebendig aus sich auferstehen zu lassen. Drei Erdtheile in drei Jahrhunderten durchwandern wir, „Länder und Leute von Caesar bis Diocletian" lernen wir kennen, aus Trümmern und Fragmenten baut sich eine Welt auf, die bis dahin verborgen lag.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine Inhaltsangabe des Buches zu liefern; nur in der Fülle der Thatsachen das einheitliche Moment zu finden, den Faden, der das Ganze durchzieht, die Tendenz, die wirksam ist, dem gilt der Versuch.

---

*) Ebenso dafür, daß die drei Fassungen in der von mir angegebenen Reihenfolge entstanden sind. Ich glaube aber, daß meine Hypothese die einzig logische und ohne Gewaltsamkeit historisch und kritisch zu begründen sei.

**) Fünfter Band. Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1885.

Digitized by Google

Bei der Abschätzung und Beurtheilung einer historischen Epoche fragen wir vor Allem, was hat sie den Nachlebenden als Erbe hinterlassen, was ist das Bleibende in dem Vergänglichen der Ereignisse, was hat sie für die Gesammtentwickelung der Menschheit an ihrem Theile beigetragen? Die drei Jahrhunderte, an deren Eingange Caesar, an deren Ausgange Diocletian steht, gehören weit mehr der Universalgeschichte als der römischen Geschichte insbesondere an. Caesar lenkte die Staatsgewalt in diejenige Herrschaftsform hinein, unter der einzig und allein das Reich einheitlich erhalten werden konnte; als Diocletian den Thron bestieg, war auch die Monarchie nicht mehr fähig und kräftig genug, die Zügel des Regimentes über so viele Reiche und Nationen zu halten. Eine Theilung der Regierungsgewalt trat ein, die hundert Jahre später zur gänzlichen Trennung führte. Orient und Occident, Hellenismus und Romanismus — das waren die schroffen Gegensätze, die sich gegenüberstanden, die, solange sie gering an Macht waren, neben und mit einander bestehen konnten, sobald sie aber immer größere Territorien eroberten, dem Welttag ihrer Lösung von einander immer näher entgegengingen. Aber in dieser Eroberung weiter Ländergebiete für den Hellenismus oder Romanismus liegt gerade die ungeheure Wichtigkeit dieser Zeiten für die Menschheit. Beide Tendenzen waren eminent civilisatorisch, beide erwarben Länder und Völker für das geschichtliche Leben, und nach Osten und Westen, nach Süden und Norden erweiterte sich das Gebiet der Cultur und Civilisation.

Der Hellenismus war der ältere Factor, seine Epoche beginnt mit Alexander, dessen ruhmvolle Siege zugleich Triumphe des hellenischen Geistes waren und ihm in Asien und Afrika neue Heimstätten bereiteten. Der Hellenismus ist die Verschmelzung des Griechenthums mit dem Orientalismus, der Romanismus ist ein Griechenthum, durchsetzt mit Elementen, die dem römischen Nationalcharakter eigen waren und im Gebiete des politischen Lebens am wirksamsten zu Tage traten. Beide großen Strömungen nehmen also die Cultur des hellenischen Volkes zum Ausgang, aber in ihrer Fortentwickelung entfernen sie sich mehr und mehr von der gemeinschaftlichen Quelle. Der Hellenismus hatte in der Diadochenzeit seine höchste Ausdehnung gefunden; als die Reiche der Nachfolger Alexander's ihre Selbstständigkeit verloren und früher oder später der römischen Universalmonarchie einverleibt wurden, blieben ihre culturellen Zustände unberührt. Politisch unterwarf Rom jene Staaten, geistig behielten sie ihre Autonomie, sie waren kein Eroberungsgebiet für den Romanismus. Aber ein Volk erstarkt nicht politisch und bildet sich zu einer eigenen Culturmacht aus, ohne das Streben zu empfinden, seine nationalen Tendenzen expansiv zu verwerthen, territorial auszubreiten. Und diese Ausbreitung des Romanismus über Strecken, die bis dahin von der Cultur wenig berührt waren, ist der werthvollste Inhalt der Geschichte Roms von Caesar bis Diocletian. Wir dürfen heute sagen, die Zukunft der Menschheit beruhte darauf, aber wir müssen auch gestehen, in dieser fortschreitenden Hineinziehung neuer Territorien ist der Anfang vom Ende Roms zu erkennen. Als der Universalstaat auf seiner Höhe stand, als Rom den Mittelpunkt dreier Erdtheile bildete, umschloß das eine Reich zwei Reiche, war in dem Einheitsstaate jene tiefe Spaltung vorhanden, die endlich zur unausfüllbaren Kluft wurde, standen sich Hellenismus und Romanismus auf's Schroffste gegenüber.

Diese Entwickelung läßt sich trefflich in dem Mommsen'schen Werke verfolgen, kein Capitel schließt, ohne auf den Fortschritt der einen oder der anderen Richtung hingewiesen zu haben.

Von Spanien heißt es: „Daß die römische Civilisation Spanien früher und stärker durchdrungen hat als irgend eine andere Provinz, bestätigt sich nach verschiedenen Seiten, insbesondere in dem Religionswesen und in der Literatur." In Afrika „fiel die Erbschaft der phönikischen Sprache nicht dem Griechischen zu, sondern dem Lateinischen". „Derjenige Wille, der die Grenzen zwischen dem lateinischen Occident und dem griechischen Orient zog, wies Afrika zu jenem". In Gallien war „schon am Schluß der augustinischen Zeit die Landschaft an beiden Ufern der unteren Rhone in Sprache und Sitte vollständig romanisirt, die Gauverfassung wahrscheinlich in der gesammten Provinz bis auf geringe Ueberreste beseitigt", und auch in den übrigen Theilen des Landes schritt die Romanisirung, wenn auch langsamer, vor. Soweit die Römer in Germanien festen Fuß gefaßt hatten, trat die vollständige Romanisirung ein, und auch die freien Germanen konnten sich den Einwirkungen der Civilisation nicht ganz entziehen. Die Sachlage in Britannien bezeichnen die Worte: „Wenn im heutigen England, abgesehen von Wales und Cumberland, die alte Landessprache verschwunden ist, so ist sie nicht den Angeln oder den Sachsen, sondern dem römischen Idiom gewichen; und wie es in Grenzländern zu geschehen pflegt, in der späteren Kaiserzeit stand keiner treuer zu Rom, als der britannische Mann. Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, sondern Rom Britannien."

Von Dalmatien kann Mommsen sagen: „Ueberhaupt ist die Civilisirung und die Romanisirung Dalmatiens eine der eigensten und eine der bedeutendsten Erscheinungen der Kaiserzeit." Aber hier ist die Scheide zwischen Romanismus und Hellenismus. „Die Grenze Dalmatiens und Makedoniens ist zugleich die politische und die sprachliche Scheide des Occidents und des Orients." Doch schiebt sich hier noch ein Gebiet ein, das von höchstem Interesse für diese Betrachtung ist. In Thrakien und Moesien treffen Hellenismus und Romanismus zusammen. „Die Civilisation kam den thrakischen Völkerschaften, wie den illyrischen, von zwei Seiten: von der Küste her und von der makedonischen Grenze die der Hellenen, von der dalmatischen und pannonischen die lateinische." Thrakien wurde schließlich in die hellenische, Moesien in die lateinische Civilisation hineingezogen.

Mit dem Moment, wo wir den Boden Griechenlands auf unserer Wanderung betreten, sind wir ganz im Banne des Hellenismus. „Die innerliche Selbstständigkeit", lautet des Historikers Urtheil, „das wohl berechtigte Selbstgefühl der immer noch an der Spitze der Civilisation stehenden Nation ist bei aller Schmiegsamkeit des Unterthanen- und aller Demuth des Parasitenthums den Hellenen auch dieser Zeit nicht abhanden gekommen. Die Römer entlehnen die Götter von den alten Hellenen und die Verwaltungsform von den Alexandrinern; sie suchen sich der griechischen Sprache zu bemächtigen und die eigene in Maß und Stil zu hellenisiren. Die Hellenen auch der Kaiserzeit thun nicht das Gleiche; die nationalen Gottheiten Italiens, wie Silvanus und die Laren, werden in Griechenland nicht verehrt, und keiner griechischen Stadtgemeinde ist es je in den Sinn gekommen, die von ihrem Polybios als die beste gefeierte politische Ordnung bei sich einzuführen." Ja, der Hellenismus besaß eine so propagative Kraft, „daß in die entlegenen und der Civilisation schwer zugänglichen Gegenden der Provinz Asia die hellenische Gesittung, so weit überhaupt, überwiegend erst unter den Kaisern den Weg fand", also zu einer Zeit, wo der Hellenismus keine politische Selbstständigkeit mehr besaß, und im Einzelnen heißt es von Bithynien, daß der Hellenismus gerade unter der Kaiserzeit einen mächtigen Aufschwung genommen habe. Syrien und Phönikien waren schon hellenisirt, ehe sie unter römische Herrschaft gelangten; die Juden trotz ihres starren Nationalitätssinnes konnten sich in der Zerstreuung der Einwirkung des Hellenismus nicht entziehen. „Wie mächtig die inmitten der Griechen lebenden Judenschaften von den Wellen des griechischen Geisteslebens erfaßt wurden, davon trägt die Literatur des letzten Jahrhunderts vor und des ersten nach Christi Geburt die Spuren. Sie ist getränkt von jüdischen Elementen, und es sind mit die hellsten Köpfe und die geistreichsten Denker, welche entweder als Hellenen in das jüdische oder als Juden in das hellenische Wesen den Eingang suchten." In Egypten hatten unter den Ptolomäern die hellenistischen Tendenzen ihren Hauptsitz, der Wechsel der Herrscher brachte da keine Aenderung hervor, die griechische Sprache blieb die herrschende und sogar „der Hellenismus bemüht, sein Reich zu erweitern".

In reichster detaillirter Ausführung spendet der gelehrte Forscher die Beweise für diese Reihe von Behauptungen. Alle seine Angaben und Schilderungen spitzen sich immer zu der Pointe zu: wie weit war die römisch-hellenische Civilisation

Digitized by Google

darf der Dichter die jammervolle Zeit segnen wollen, in der solche Größe sich offenbaren konnte; und auf diese Art vorbereitet, gewinnt das jetzt an den Schluß gestellte Bild, das durch Eigenthümlichkeit und Neuheit sich nicht hervorthut, doch einen treffenderen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Der Künstler hat erreicht, was er wollte; alles Beiwerk ist verschwunden, in diesem fest ineinander gefügten, künstlerisch geschlossenen Ganzen ist der Ausdruck der Empfindung streng auf das Nothwendige zurückgeführt; was vorher nur eine begeisterte, dichterisch gehobene Rede gewesen, ist jetzt zum wahren Gedicht geworden, und der Kenner der poetischen Technik wird mit Wohlgefallen bemerken, daß in dem Verhältniß, welches zwischen den ersten acht und den letzten sechs Zeilen stattfindet, das geheimnißvolle Gesetz, das den Bau des Sonettes regelt, genau und zwanglos beobachtet ist."

Neun Tage nach dem Geburtsfeste der Königin schreibt Kleist, am 19. März 1810, an seine Schwester: „Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein."

Es fehlt uns jedes Zeugniß dafür, welches der drei Gedichte Kleist der Königin überreicht hat.*) Aus äußeren Gründen möchte ich die erste Fassung in Octaven als bloßen Entwurf betrachten, der in Kleist's Mappe verblieb. Aus inneren Gründen aber stimme ich dafür, daß die Blankverse es sind, welche die königliche Frau vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt haben. Das Sonett ist formschöner, sachlicher, akademisch gemessener; es hat nicht das Ueberschwängliche, das Unmittelbare und dramatisch Packende jener reimlosen Jamben. Kleist mag das Sonett nachträglich verfaßt haben, etwa im Hinblick auf eine „größere Sammlung" von Gedichten, mit deren Herausgabe er sich trug. Hier streifte er alles Zufällige der äußeren Veranlassung, alles Persönliche ab, und aus den Gelegenheits- und Huldigungscarmina wurde ein objectives Stimmungsbild, ein historisches Denkmal aere perennius der schönen Frau und großen Herrscherin.

Theophil Zolling.

Der fünfte Band von Mommsen's Römischer Geschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Am 14. December 1856 schrieb Dahlmann an Mommsen: „Uebrigens haben dieser Tage Jahn und ich auf einem Spaziergange eventuell schon auf Sie gescholten für den Fall nämlich, daß Ihnen irgend eine neue Arbeit wichtiger erschiene als die Fortführung Ihrer römischen Geschichte durch die Kaiserzeit." In den beiden, diesem Briefe vorhergehenden Jahren waren die drei Bände der „Römischen Geschichte" bis zur Schlacht von Thapsus erschienen — dreißig Jahre sind seitdem vergangen, Dahlmann's Forderung, in der die Wünsche der ganzen gebildeten Welt vereint sind, schien unerfüllt bleiben zu sollen, bis endlich jetzt als Fortsetzung des Werkes der fünfte Band**) erschien. Wie viel Arbeit und Mühe, Schaffensfreude und Ruhm haben diese ereignißreichen dreißig Jahre dem nun greisen Manne gebracht! Die Freunde, denen die ersten Bände gewidmet sind, gingen dahin, ein neues Geschlecht ist in der Verehrung Mommsen's herangewachsen, festgegründet ist seine Stellung in der Wissenschaft für alle Zeiten, seine Gegner sind längst verstummt, und seine Anhänger preisen es mit Dank, daß gütige Götter ihm verliehen haben, was dem Menschen die segensreichste Gabe ist: die Kraft und Frische des Geistes und Körpers, die in der rastlosen Arbeit ihre Freude findet und mit jugendlicher Energie das Gewaltigste schafft.

Das Werk, das in stattlicher Fülle vor uns liegt, gehört zu den eigenartigsten Erscheinungen der Literatur. Gewiß ist, daß es kein Anderer als Mommsen hat schreiben können, gewiß auch, daß er es so nicht hat früher schreiben können. Wenn man daran dachte, daß Mommsen seine Geschichte fortsetzen würde, so freute man sich im Voraus auf die glänzenden Charakteristiken der Kaiser, ihrer Feldherren und Staatsmänner, auf die hellen Schlaglichter, die auf das Hoftreiben fallen mußten, auf die entwirrenden Auseinandersetzungen der inneren und äußeren Politik, auf die so einzig dastehende Gestaltungsgabe und Darstellungskunst, die dem genialen Historiker eigen. Man freute sich, an des kundigsten Führers Hand verfolgen zu können, wie die Monarchie sich festigte und auflöste, wie unter dieser Staatsform die Cultur des Lebens in Haus und Gesellschaft bis zur Höhe des Raffinements stieg, wie die glänzendste Epoche der römischen Literatur erstand und sank. Es gibt ja der Schilderungen viele, die diese Zeit und ihre Verhältnisse behandeln, aber wer würde glauben wollen, daß irgend ein anderes Werk Ersatz bieten könne für ein solches aus Mommsen's Feder! Deshalb ersehnen wir inmitten der Freude über diesen fünften Band den versprochenen vierten, der die eigentliche Kaisergeschichte behandeln wird.

Am Ende der Einleitung sagt unser Autor, daß sein Buch „mit Entsagung" geschrieben sei und „mit Entsagung" gelesen sein möchte, denn es bietet kein „fesselndes Detail", keine „Stimmungsschilderungen und Charakterköpfe". Ganz können wir dem nicht beistimmen. Man lese die Schilderung Antiochias und des Lebens und Treibens daselbst, man sehe die hinreißende Darstellung der Geschichte Arminius' des Cheruskers, man beachte die geistreiche Charakteristik Plutarch's! Wer anders als Mommsen verstände es, in wenigen Zeilen eine Persönlichkeit wie Apion zu zeichnen: „auch ein alexandrinischer Gelehrter und Schriftsteller, die „Weltschelle", wie Kaiser Tiberius ihn nannte, voll großer Worte und noch größerer Lügen, von dreistester Allwissenheit und unbedingtem Glauben an sich selbst, wenn nicht der Menschen, doch ihrer Nichtswürdigkeiten kundig, ein gefeierter Meister der Rede wie der Volksverführung, schlagfertig, witzig, unverschämt und unbedingt loyal."

Im Ganzen bietet das Werk eine Uebersicht über den Zustand der Provinzen des römischen Reiches, wie sie bis dahin noch niemals versucht worden war und auch kaum hätte gegeben werden können. Es bedurfte erst der Sammlung, Sichtung und Bearbeitung der zahlreichen Inschriften aus fernen und nahen Orten, wie sie in dem corpus inscriptionum vorliegen, es bedurfte einer großen Anzahl Specialforschungen und Detailuntersuchungen, — und alsdann konnte eben nur ein Mommsen das Werk schreiben, der das längst und freudig anerkannte Haupt aller Bestrebungen für Aufhellung der alten Geschichte ist, der das Gebiet wie kein zweiter beherrscht und die Gabe besitzt, das in ihm lebendig gewordene classische Alterthum lebendig aus sich auferstehen zu lassen. Drei Erdtheile in drei Jahrhunderten durchwandern wir, „Länder und Leute von Caesar bis Diocletian" lernen wir kennen, aus Trümmern und Fragmenten baut sich eine Welt auf, die bis dahin verborgen lag.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine Inhaltsangabe des Buches zu liefern; nur in der Fülle der Thatsachen das einheitliche Moment zu finden, den Faden, der das Ganze durchzieht, die Tendenz, die wirksam ist, dem gilt der Versuch.

*) Ebenso dafür, daß die drei Fassungen in der von mir angegebenen Reihenfolge entstanden sind. Ich glaube aber, daß meine Hypothese die einzig logische und ohne Gewaltsamkeit historisch und kritisch zu begründen sei.

**) Fünfter Band. Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1885.

Digitized by Google

Bei der Abschätzung und Beurtheilung einer historischen Epoche fragen wir vor Allem, was hat sie den Nachlebenden als Erbe hinterlassen, was ist das Bleibende in dem Vergänglichen der Ereignisse, was hat sie für die Gesammtentwickelung der Menschheit an ihrem Theile beigetragen? Die drei Jahrhunderte, an deren Eingange Caesar, an deren Ausgange Diocletian steht, gehören weit mehr der Universalgeschichte als der römischen Geschichte insbesondere an. Caesar lenkte die Staatsgewalt in diejenige Herrschaftsform hinein, unter der einzig und allein das Reich einheitlich erhalten werden konnte; als Diocletian den Thron bestieg, war auch die Monarchie nicht mehr fähig und kräftig genug, die Zügel des Regimentes über so viele Reiche und Nationen zu halten. Eine Theilung der Regierungsgewalt trat ein, die hundert Jahre später zur gänzlichen Trennung führte. Orient und Occident, Hellenismus und Romanismus — das waren die schroffen Gegensätze, die sich gegenüberstanden, die, solange sie gering an Macht waren, neben und mit einander bestehen konnten, sobald sie aber immer größere Territorien eroberten, dem Welttag ihrer Lösung von einander immer näher entgegengingen. Aber in dieser Eroberung weiter Ländergebiete für den Hellenismus oder Romanismus liegt gerade die ungeheure Wichtigkeit dieser Zeiten für die Menschheit. Beide Tendenzen waren eminent civilisatorisch, beide erwarben Länder und Völker für das geschichtliche Leben, und nach Osten und Westen, nach Süden und Norden erweiterte sich das Gebiet der Cultur und Civilisation.

Der Hellenismus war der ältere Factor, seine Epoche beginnt mit Alexander, dessen ruhmvolle Siege zugleich Triumphe des hellenischen Geistes waren und ihm in Asien und Afrika neue Heimstätten bereiteten. Der Hellenismus ist die Verschmelzung des Griechenthums mit dem Orientalismus, der Romanismus ist ein Griechenthum, durchsetzt mit Elementen, die dem römischen Nationalcharakter eigen waren und im Gebiete des politischen Lebens am wirksamsten zu Tage traten. Beide großen Strömungen nehmen also die Cultur des hellenischen Volkes zum Ausgang, aber in ihrer Fortentwickelung entfernen sie sich mehr und mehr von der gemeinschaftlichen Quelle. Der Hellenismus hatte in der Diadochenzeit seine höchste Ausdehnung gefunden; als die Reiche der Nachfolger Alexander's ihre Selbstständigkeit verloren und früher oder später der römischen Universalmonarchie einverleibt wurden, blieben ihre culturellen Zustände unberührt. Politisch unterwarf Rom jene Staaten, geistig behielten sie ihre Autonomie, sie waren kein Eroberungsgebiet für den Romanismus. Aber ein Volk erstarkt nicht politisch und bildet sich zu einer eigenen Culturmacht aus, ohne das Streben zu empfinden, seine nationalen Tendenzen expansiv zu verwerthen, territorial auszubreiten. Und diese Ausbreitung des Romanismus über Strecken, die bis dahin von der Cultur wenig berührt waren, ist der werthvollste Inhalt der Geschichte Roms von Caesar bis Diocletian. Wir dürfen heute sagen, die Zukunft der Menschheit beruhte darauf, aber wir müssen auch gestehen, in dieser fortschreitenden Hineinziehung neuer Territorien ist der Anfang vom Ende Roms zu erkennen. Als der Universalstaat auf seiner Höhe stand, als Rom den Mittelpunkt dreier Erdtheile bildete, umschloß das eine Reich zwei Reiche, war in dem Einheitsstaate jene tiefe Spaltung vorhanden, die endlich zur unausfüllbaren Kluft wurde, standen sich Hellenismus und Romanismus auf's Schroffste gegenüber.

Diese Entwickelung läßt sich trefflich in dem Mommsen'schen Werke verfolgen, kein Capitel schließt, ohne auf den Fortschritt der einen oder der anderen Richtung hingewiesen zu haben.

Von Spanien heißt es: „Daß die römische Civilisation Spanien früher und stärker durchdrungen hat als irgend eine andere Provinz, bestätigt sich nach verschiedenen Seiten, insbesondere in dem Religionswesen und in der Literatur." In Afrika „fiel die Erbschaft der phönikischen Sprache nicht dem Griechischen zu, sondern dem Lateinischen". „Derjenige Wille, der die Grenzen zwischen dem lateinischen Occident und dem griechischen Orient zog, wies Afrika zu jenem". In Gallien war „schon am Schluß der augustinischen Zeit die Landschaft an beiden Ufern der unteren Rhone in Sprache und Sitte vollständig romanisirt, die Gauverfassung wahrscheinlich in der gesammten Provinz bis auf geringe Ueberreste beseitigt", und auch in den übrigen Theilen des Landes schritt die Romanisirung, wenn auch langsamer, vor. Soweit die Römer in Germanien festen Fuß gefaßt hatten, trat die vollständige Romanisirung ein, und auch die freien Germanen konnten sich den Einwirkungen der Civilisation nicht ganz entziehen. Die Sachlage in Britannien bezeichnen die Worte: „Wenn im heutigen England, abgesehen von Wales und Cumberland, die alte Landessprache verschwunden ist, so ist sie nicht den Angeln oder den Sachsen, sondern dem römischen Idiom gewichen; und wie es in Grenzländern zu geschehen pflegt, in der späteren Kaiserzeit stand keiner treuer zu Rom, als der britannische Mann. Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, sondern Rom Britannien."

Von Dalmatien kann Mommsen sagen: „Ueberhaupt ist die Civilisirung und die Romanisirung Dalmatiens eine der eigensten und eine der bedeutendsten Erscheinungen der Kaiserzeit." Aber hier ist die Scheide zwischen Romanismus und Hellenismus. „Die Grenze Dalmatiens und Makedoniens ist zugleich die politische und die sprachliche Scheide des Occidents und des Orients." Doch schiebt sich hier noch ein Gebiet ein, das von höchstem Interesse für diese Betrachtung ist. In Thrakien und Moesien treffen Hellenismus und Romanismus zusammen. „Die Civilisation kam den thrakischen Völkerschaften, wie den illyrischen, von zwei Seiten: von der Küste her und von der makedonischen Grenze die der Hellenen, von der dalmatischen und pannonischen die lateinische." Thrakien wurde schließlich in die hellenische, Moesien in die lateinische Civilisation hineingezogen.

Mit dem Moment, wo wir den Boden Griechenlands auf unserer Wanderung betreten, sind wir ganz im Banne des Hellenismus. „Die innerliche Selbstständigkeit", lautet des Historikers Urtheil, „das wohl berechtigte Selbstgefühl der immer noch an der Spitze der Civilisation stehenden Nation ist bei aller Schmiegsamkeit des Unterthanen- und aller Demuth des Parasitenthums den Hellenen auch dieser Zeit nicht abhanden gekommen. Die Römer entlehnen die Götter von den alten Hellenen und die Verwaltungsform von den Alexandrinern; sie suchen sich der griechischen Sprache zu bemächtigen und die eigene in Maß und Stil zu hellenisiren. Die Hellenen auch der Kaiserzeit thun nicht das Gleiche; die nationalen Gottheiten Italiens, wie Silvanus und die Laren, werden in Griechenland nicht verehrt, und keiner griechischen Stadtgemeinde ist es je in den Sinn gekommen, die von ihrem Polybios als die beste gefeierte politische Ordnung bei sich einzuführen." Ja, der Hellenismus besaß eine so propagative Kraft, „daß in die entlegenen und der Civilisation schwer zugänglichen Gegenden der Provinz Asia die hellenische Gesittung, so weit überhaupt, überwiegend erst unter den Kaisern den Weg fand", also zu einer Zeit, wo der Hellenismus keine politische Selbstständigkeit mehr besaß, und im Einzelnen heißt es von Bithynien, daß der Hellenismus gerade unter der Kaiserzeit einen mächtigen Aufschwung genommen habe. Syrien und Phönikien waren schon hellenisirt, ehe sie unter römische Herrschaft gelangten; die Juden trotz ihres starren Nationalitätssinnes konnten sich in der Zerstreuung der Einwirkung des Hellenismus nicht entziehen. „Wie mächtig die inmitten der Griechen lebenden Judenschaften von den Wellen des griechischen Geisteslebens erfaßt wurden, davon trägt die Literatur des letzten Jahrhunderts vor und des ersten nach Christi Geburt die Spuren. Sie ist getränkt von jüdischen Elementen, und es sind mit die hellsten Köpfe und die geistreichsten Denker, welche entweder als Hellenen in das jüdische oder als Juden in das hellenische Wesen den Eingang suchten." In Egypten hatten unter den Ptolomäern die hellenistischen Tendenzen ihren Hauptsitz, der Wechsel der Herrscher brachte da keine Aenderung hervor, die griechische Sprache blieb die herrschende und sogar „der Hellenismus bemüht, sein Reich zu erweitern".

In reichster detaillirter Ausführung spendet der gelehrte Forscher die Beweise für diese Reihe von Behauptungen. Alle seine Angaben und Schilderungen spitzen sich immer zu der Pointe zu: wie weit war die römisch-hellenische Civilisation

Digitized by Google

hier und dort vorgeschritten, und so wird „sein Gang durch die Welt" zu einer Geschichte der Civilisation des römischen Reiches in einer Zeit, in der es die ganze Welt umfaßte. Mommsen sagt: „Das eben ist das Großartige dieser Jahrhunderte, daß das einmal angelegte Werk, die Durchführung der lateinisch-griechischen Civilisirung in der Form der Ausbildung der städtischen Gemeindeverfassung, die allmähliche Einziehung der barbarischen oder doch fremdartigen Elemente in diesen Kreis, eine Arbeit, welche ihrem Wesen nach Jahrhunderte stetiger Thätigkeit und ruhiger Selbstentwickelung erforderte, diese lange Frist und diesen Frieden zu Lande und zur See gefunden hat." Ranke sagt (Weltgeschichte 3, 4): „Ein langes stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der græco-römische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte."

Beide sehen die Aufgabe dieser Jahrhunderte in der Durchführung der griechisch-römischen Civilisation; die Geschichte derselben enthält Mommsen's einziges Werk.

Der Pariser „Salon".

Von H. Dierks.

Die romantische Dichterschule in Frankreich hat bereits seit einer Reihe von Jahren den Realisten den Platz eingeräumt, aber noch immer lebt das mächtige Oberhaupt derselben — Victor Hugo. Der Mann, welcher einst, begabt mit einem seltenen Talente, im Verein mit der von dem jungen, stürmischen Dichter hervorgerufenen Bewegung der romantischen Richtung, auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst Bahn brach, Eugène Delacroix, ist dagegen schon vor langer Zeit gestorben. Doch in diesen Tagen ist sein Gedächtniß wieder lebendig wachgerufen durch die Ausstellung seiner Werke in der Ecole des Beaux-Arts, die dem einst Zurückgewiesenen jetzt bereitwilligst die Pforten öffnete. Dem coloristischen Talente des Künstlers und der genialen Wucht der Auffassung kann die Nachwelt ihre Bewunderung nicht versagen, mag sie sich auch noch so sehr durch die ungenaue Zeichnung abgestoßen fühlen.

Dicht daneben war die Ausstellung der Werke Bastien-Lepage's, des leider zu früh verstorbenen Künstlers. Neben dem Romantiker der Realist! Denn nach dem Tode Manet's hatte dieser junge begabte Künstler die Führung der Realisten übernommen, die, anfangs verspottet, allmählich an Bedeutung gewonnen haben und jetzt die moderne französische Kunst beherrschen. Wie weit wir von der romantischen Richtung entfernt sind, lehrt uns der flüchtigste Vergleich dieser beiden Ausstellungen. Dort ist Alles in einen zauberhaften Glanz gehüllt, der kühn die Gesetze der Wirklichkeit mit Füßen tritt, hier die genaue Wiedergabe des uns umgebenden Lebens. Es ist keine Frage, daß die viel geschmähte neue Richtung gegenüber den früheren ihre volle Berechtigung hat. Man kann sie nicht für alle den Schlamm und Schmutz, den sie mit sich führte, verantwortlich machen. Ein Jahrhundert hindurch haben wir uns bemüht, frühere Kunstepochen nachzuahmen. Man hat mit der Antike begonnen, es folgte die Zeit der Gothik, der Renaissance, des Barock- und selbst des Rococostils, und in der letzten Zeit, als Alles erschöpft, herrschte ein wüstes Conglomerat von allen möglichen Stilen, die in der Baukunst wie in der Plastik und Malerei in gleicher Weise ihren entsprechenden Ausdruck gefunden haben und noch heute finden. Denn es ist unmöglich, daß eine Richtung einer anderen neuen mit einem Schlage Platz macht. Doch herrscht der Realismus jetzt unbedingt vor, der alles Historische verbannt und sich an die Darstellung des wirklichen Lebens hält.

Leider fehlt es demselben nach dem Tode Bastien-Lepage's auf dem Gebiete der Malerei an dem schöpferischen Genie, der ihn auch künstlerisch consacrirte. Mit Spannung harrte man deshalb auf die Eröffnung des diesjährigen Salons, weil man hoffte, unter der jungen Künstlergeneration einen würdigen Vertreter der neuen Richtung zu finden.

Der Salon ist eröffnet, aber unsere Erwartungen sind betrogen. Im Durchschnitt sind die Realisten tüchtige Künstler, aber von einem eigentlichen Genie ist noch keine Spur zu finden. Gleich beim Eintritt in den Salon finden wir die Darstellung eines Zimmerplatzes von Roll. Hier sind zwei Arbeiter beschäftigt, einen Stein zu behauen, andere schleppen dieselben fort, wieder andere sind im Begriff, ein Holzgerüst zu errichten. Technisches Verdienst läßt sich dem Bilde nicht absprechen. Die Figuren der Arbeiter sind gut aufgefaßt und nicht ohne Wirkung, weil sie aus dem Leben selbst herausgegriffen sind. Doch es fehlt an den künstlerischen Qualitäten. Sowohl die Composition und die Farbe wie der Inhalt lassen uns kalt, die gute Zeichnung allein genügt gewiß nicht, um ein Bild zu einem hervorragenden Kunstwerk zu machen.

Weit glücklicher in der Wahl seines Sujets ist Humbert gewesen, der uns in seinem für eine Pariser Mairie bestimmten Werke die Rückkehr der Arbeiter vom Felde vorführt. Die Zurückkehrenden befinden sich auf einem Boote, das nur noch wenige Schritte vom Ufer entfernt ist. Dort erwarten sie zwei Frauen, von denen die eine aufrecht stehend mit ausgestreckten Armen ihr Kind dem Vater entgegenhält, der es vom Boote aus freudig begrüßt. Am anderen Ufer breiten sich Wiesen aus, die am fernen Horizonte durch die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienenen Berge begrenzt werden. Auch die Ausführung ist tüchtig, wenngleich nicht hervorragend. Man empfindet, daß der junge Künstler noch in der Entwicklung begriffen ist.

Schon seit langen Jahren schildert Jules Breton in meisterhafter Weise das Volksleben, dem er stets seine poetischen Seiten abzugewinnen weiß. Seine an Umfang nur kleinen Bilder, die er diesmal in den Salon gesandt hat, reihen sich dem Schönsten an, was er geschaffen. Unter all' den Meistern, die uns Genrescenen vorführen, ist er augenblicklich ohne Frage allein der Künstler von „Gottes Gnaden". In der einen Scene versetzt er uns vor die Thür eines Bauernhauses, wo sich die Großeltern nach des Tages Last und Mühe niedergelassen haben. Ueber den Rasen kommen der Sohn und seine Frau von der Arbeit auf dem Felde zurück, denen ihr kleines Kind mit ausgebreiteten Armen entgegeneilt. Die ganze Scene wird von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen. — Künstlerisch noch bedeutender ist das andere Bild. Ein Mädchen schreitet in der ersten Morgendämmerung mit der Sichel in der Rechten über das Feld, um sich zur Arbeit zu begeben. In der Ferne erblickt man das Dorf, hinter dem die Sonne aufgeht. Hoch oben in den Lüften singt die Lerche ihr Morgenlied, in welches das junge Mädchen mit einstimmt.

Recht poetisch im Inhalt und sauber in der Ausführung ist „Die Träumerei" von Saintin. Ein junges, einfach in Schwarz gekleidetes Mädchen sitzt auf dem Hügel eines Berges, von dem aus man das im Thale liegende Dorf überschaut, und blickt sinnend dem Fluge der Vögel nach. Die Sonne ist im Begriff vom Horizonte zu verschwinden und die Abenddämmerung beginnt.

Zum Schluß will ich aus der endlosen Zahl der Genrescenen noch ein humoristisches Bild erwähnen, das mit lebendigem Sinn aufgefaßt und wiedergegeben ist: das Gewitter von Mosler. Das Gewitter erscheint jedoch diesmal nicht in der Gestalt eines Platzregens, sondern in der Figur einer Alten, die mit dem Knüppel in der Hand dem Liebesgekose ihrer Tochter mit einem jungen Bauern hinter der Ecke des Hauses zuhört.

Weder Meissonier noch seine berühmten Schüler Détaille und Neuville sind auf der Ausstellung vertreten. Die militärischen Scenen sind diesmal überhaupt nicht zahlreich. Einzelne Bilder, deren Sujets dem chinesischen Kriege entnommen sind, bieten kein künstlerisches Interesse. Dagegen ist der „vorgeschobene Posten" von Alexander Protais zu erwähnen. Eingehüllt in dichten Morgennebel stehen zwei französische Soldaten inmitten einer weiten ebenen Fläche auf Wache. Da der Nebel sie an der Fernsicht verhindert, so horchen sie gespannt auf das Geräusch in der Ferne. Berne-Bellecour stellt

Digitized by Google

mit Vorliebe Marinesoldaten dar. Diesmal hat er als Sujet die Landung derselben gewählt. Sie werden von Seeleuten aus den Booten ans Land getragen.

Am zahlreichsten sind natürlich die Portraits auf der Ausstellung vorhanden. Am interessantesten wegen der dargestellten Persönlichkeit ist ohne Frage das Bild der Mme. Pelouze, der Schwester des bekannten Herrn Wilson, von Carolus Duran. Die Besitzerin des Schlosses von Chenonceaux, gekleidet in ein weißes Atlasgewand und einen Mantel, dessen einer Theil über die Schulter geworfen ist, während der andere malerisch auf das Kleid herabfällt, ist im Begriff, eine Stufe der Terrasse herabzusteigen. Der Hintergrund wird durch eine mächtige rothe Draperie verhüllt, die jedoch an der einen Seite zurückgeschlagen ist und den Blick auf einen Theil des Schlosses freiläßt. Das Antlitz ist von meisterhafter Ausführung. Aber dennoch macht das Bild einen ungünstigen Eindruck, weil Alles, die Stellung, die Kleidung zu gesucht und unnatürlich erscheint. Weit wirkungsvoller ist das Portrait einer jungen Frau, die in einfach schwarzer Kleidung in möglichst ungezwungener Haltung auf einem Lehnstuhl sitzt und mit einem glücklichen Lächeln den Beschauer anblickt. Frisch hebt sich das rosige Gesicht von den blonden Locken ab, die dasselbe umrahmen. Auf ihrem Schooße hält sie eine Rose, von der jedoch schon einige Blätter auf den Boden gefallen sind.

Neben Carolus Duran ist einer der beliebtesten Portraitmaler Cabanel. Auch diesmal hat er das reizende Bild eines in Weiß gekleideten jungen Mädchens ausgestellt, dessen Brust durch eine Rose geziert ist.

Eine Perle der Ausstellung ist auch das Portrait einer Dame von Paul Dubois, dem berühmten Bildhauer, der wie Mercié und Falguière zu gleicher Zeit auf dem Gebiete der Malerei mit Erfolg thätig ist.

Unter den Landschaften sind besonders die von Meissonier, dem Schüler seines berühmten Vaters, und der Lac de Némi von Français hervorzuheben, welcher unter den französischen Landschaftsmalern augenblicklich einer der Ersten ist.

Der Meister der decorativen Malerei, Puvis de Chavannes, hat diesmal nur ein kleines Tafelbild ausgestellt, welches noch dazu ein bereits früher im Großen ausgeführtes Motiv wiederholt: der Herbst. Ein Mädchen pflückt Früchte von einem Baume und legt sie in den ihr von einem Zweiten hingehaltenen Korb; daneben sitzt eine ihnen zuschauende ältere Frau. Die Linienführung ist, wie wir es bei diesem Künstler gewohnt sind, voll Reiz und Anmuth; leider ist die Farbe in seinen Gemälden immer etwas matt und bleiern.

Von zarter rosiger Farbe dagegen ist die „Kindheit" von Emile Lévy. Eine Mutter sitzt in einer Nische und nährt ihr Kind an der Brust. Vor ihr spielen noch mehrere andere nackte Kinder. Leider stehen diese nicht in rechter Beziehung zu der Hauptgruppe. Dennoch macht das Bild durch seine feine Modellirung einen bedeutenden Eindruck. Auch tüchtig in der Zeichnung, aber weniger glücklich in der Erfindung, ist ein allegorisches Bild von Landelle: „Das moderne Recht". Auf einem Sockel thront eine weibliche Gestalt, das Gesetz, an denselben lehnt sich eine andere, die Gerechtigkeit. Vor den Stufen, die zum Sockel hinanführen, steht, dem Gesetz den Rücken zurückkehrend, ein trotziger Bürger, der in der Rechten eine Rolle mit den Rechten des Menschen hält. Hinter ihm befindet sich ein Richter, der die Hand auf des Bürgers Schulter legt und mit der Linken auf eine Rolle zeigt, die von zwei Engeln gehalten wird. Auf derselben lesen wir die Worte: „Pas de droits sans devoirs" (Keine Rechte ohne Pflichten!). Die Allegorie ist klar, aber dennoch allzu frostig. Die mit Sprüchen versehenen Bänder läßt man sich in einer Zeit gefallen, wo die Kunst des Ausdrucks der Gedanken noch nicht mächtig ist, aber heutzutage nicht mehr.

Die Zahl der historischen Bilder ist gegenüber früheren Zeiten ganz außerordentlich zusammengeschmolzen. Unter den Scenen aus dem Alterthume ist besonders Boulanger's Bild „Die Mutter der Gracchen" bemerkenswerth. Cornelia verläßt mit ihren Kindern das Haus und ist im Begriff die Treppe hinunterzusteigen. Das Haupt stolz und freudestrahlend emporgehoben, sie stützt sich mit dem linken Arme auf die Schulter des Tiberius, der mit liebevollem Blicke zu ihr aufschaut, während sie den kleinen Cajus noch an der rechten Hand festhält. Dieser krause Lockenkopf kümmert sich weniger um seine Mutter, er hat vorläufig noch mehr Sinn für seinen Kreisel und seine Peitsche, die er in der Hand hält. Die Zeichnung ist von der größten Feinheit, das kleinste Detail ist mit der peinlichsten Sorgfältigkeit ausgeführt, auch der Ausdruck in den verschiedenen Gesichtern ist vortrefflich. Doch es fehlt dem Bilde an Leben, die Figuren sind zu kalt, zu akademisch.

Eins der bedeutendsten Talente der jüngeren Künstlergeneration ist Rochegrosse. Schon im vorigen Salon erregte sein Bild Aufsehen, diesmal wird er unbedingt einen durchschlagenden Erfolg erringen. Das von ihm gewählte Sujet ist eine Scene aus dem Bauernkriege. Die aufständische Rotte hat den Widerstand der männlichen Vertheidiger des Schlosses überwunden und dringt jetzt durch die zerschmetterten Fenster, deren Glassplitter den glänzenden Parquetfußboden bedecken, in den Saal, wohin sich die weiblichen Glieder des Hauses geflüchtet haben. Die Kinder und Frauen haben sich mit dem Ausdruck der Angst und Verzweiflung auf den Boden geworfen, die Gattin des Burgherrn starrt entsetzt nach dem Kopfe des Gatten, der von einem der Wütheriche auf der Stange getragen wird. Vor dieser Gruppe steht aufrecht die greise Mutter, festen Blickes der Horde ins Auge schauend. Es scheint, als wolle sie mit ihrem Körper ihre Lieben decken. Bei diesem Anblick starrt die Bande einen Augenblick zurück, das blutige Gesicht zu grinsendem Lächeln verzerrt. Durch die Hinterwand züngelt bereits die rothe Flamme, das Zimmer ist von leichtem Rauche durchzogen. Der Augenblick vor der Katastrophe ist von dem Künstler mit dramatischer Gewalt gepackt; die Wahl des Momentes ist außerordentlich geschickt, er läßt der Phantasie des Beschauers volle Freiheit, sich das furchtbare Schicksal der armen Opfer selbst auszumalen. Dazu ist das Ganze mit einem geradezu bedeutenden coloristischen Talente ausgeführt. Die Figuren sind voll Leben und Kraft. Vielleicht ist der Ausdruck bisweilen übertrieben. Der Künstler befindet sich noch in der Sturm- und Drangperiode, wo ihn sein noch ungezügeltes Talent ungestüm mit sich fortreißt, aber es ist eine Kraft, die zu ernsten Hoffnungen berechtigt.

Unter den historischen Malern befindet sich auch A. Mercié, der berühmteste der jetzt lebenden französischen Bildhauer. Er versetzt uns in den dunklen Keller des Klosters San Spirito, wo Michelangelo vor einem auf dem Tische liegenden Leichnam sitzt und Anatomie studirt. Von dem einen Arm des Cadavers ist die Haut heruntergezogen, um die Muskeln bloszulegen. Die Fackel, welche der Künstler auf dem Bauche des Leichnams aufgepflanzt hat, wirft ihr grelles Licht auf das ernste Antlitz Michelangelo's, auf sein Zeichenbrett und auf die Brust des Todten, die geradezu meisterhaft modellirt ist. Trotz der Originalität in der Ausführung, der vorzüglichen Modellirung des Körpers, stößt das Bild durch den häßlichen Inhalt ab, der ohne Zweifel die Grenzen des Darstellbaren überschreitet und nicht mehr durch malerische Qualitäten ins Gleichgewicht gebracht werden kann.

Von diesen blutigen Scenen führt uns Jean-Paul Laurens, der bekannte Meister, in das stille Studirzimmer des Gelehrten. Faust sitzt an seinem Pulte und arbeitet. Scharf hebt sich sein bleiches Denkerprofil von dem dunklen Hintergrunde ab, der in sattem dunklen Braun gehalten ist.

Ein Meisterwerk auf dem Gebiete der mythologischen Malerei ist Bougereau's: „Byblis". Vor einem Walde, dessen dunkles Grün scharf von dem weißen Körper absticht, liegt die Nymphe am Boden, unter ihrer Brust fließt bereits das Wasser dahin. Die Modellirung des Körpers ist geradezu von einer erstaunenswerthen Feinheit. Wenn die Figur auch etwas kalt und akademisch ist, so kann man doch nicht umhin, die meisterhafte, fast unübertreffliche Zeichnung zu bewundern.

Ebenfalls Akademiker, aber einer der besten mit, ist Tony Robert Fleury. Man mag noch so sehr Realist sein, vor der feinen Modellirung des Körpers seiner Leda wird man stets die größte Achtung empfinden. Die Linien des Körpers sind von unbeschreiblicher Schönheit und Anmuth.

Digitized by Google

Falguière endlich, der berühmte Bildhauer, stellt in seiner Acis und Galathea zwei fast kindliche Gestalten dar. Beide sind von ihrem Liebesgekose aufgeschreckt durch den Lärm, welcher durch den eine Nymphe verfolgenden Polyphem verursacht wird. Während Acis mehr erstaunt aufhorcht, hat Galathea mit dem Ausdruck der Angst ihren Arm um den Nacken des Geliebten gelegt, als suche sie Schutz bei ihm. Der Ausdruck der Köpfe ist vorzüglich, die Zeichnung der zarten Kindergestalten entschieden wahrer und lebendiger als bei Bougereau und Fleury, aber nicht von derselben Sorgfalt der Ausführung. Im Vergleich zu diesen ist es eine gelungene Skizze, deren Vollendung die anderen gewiß noch übertreffen würde.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die Armenhäusler.

Von E. von Dincklage.

Seit Corporal Krengel Gendarm wurde wuchs ihm der Amtsverstand, keine Spur mehr von der früheren gutmüthigen Biederkeit, er ließ seinen Schnauzbart in nie geahnter Länge hinauswuchern und mißtraute Allem und Jedem. Es war ihm in Schlesien nicht an der Wiege gesungen, daß er einst im Emslande, der Nordseeküste nahe, leben und auf Gauner fahnden sollte, aber jetzt wußte er selbst von dieser schwerfälligen, plattredenden Bevölkerung ein Lied zu singen, ein melancholisch Lied, das ihm nur ein tröstliches Motiv bot, nämlich das Bewußtsein: Gott sei Dank — ich bin Schlesier!

Mai war's und früher Morgen. Krengel hatte sich bei der zweiten Hahnenkraht aufgemacht zu suchen — er wußte nicht was, aber ihm ahnte nichts Gutes. Er ging auf einem Feldwege, der sich zwischen einem Kornesch und einem Tannenkamp dahin dehnte im mühsam bemeisterten Flugsande, um neben den Dünen sich durch eine blaugrün durchwachsene Pfütze den Wiesen zuzuwenden. Die Krähen verließen mit Gekrächz ihren Horst, in den Erlen an der Wiese schlug eine Nachtigall und auf der Haide erhob sich eine jubelnde Lerche. Krengel dachte, die Lerche dürfte man doch wenigstens essen, wenn man sie hätte, für das Singen hatte er seinen Canarienvogel. Plötzlich sang noch etwas Anderes hinter der Düne, eine helle, hohe Menschenstimme, Krengel verstand auch, als die Stimme heran kam, die Worte des Liedes: „Gegrüßt seist du, Maria!" Oho — durch Scheinheiligkeit läßt sich Krengel nicht täuschen! Er trat vorsichtig hinter den mit Ginster bewachsenen Erdwall, wie hinter eine goldene Wand, denn der Ginster blühte. Jetzt hörte der Gesang auf, aber ein großer starker, schlotteriger Bursche kam mit einer Schiebkarre daher, auf welcher zwei kleine Krücken und ein ausgespannter Regenschirm lagen. Krengel witterte durch den Ginster, der verdeckende Regenschirm an einem sonnigen Frühmorgen bestätigte ihm, daß hier etwas Verdächtiges vorgehe. Aber natürlich mußte er dem vermuthlichen Einbrecher oder Felddieb fein beikommen, deshalb ließ er ihm einen Steinwurf weit Vorsprung und rief dann hinterdrein: „Heda — wo geht der Weg nach Steenkerk?"

Der Karrenschieber ließ die Hanteln bedächtig los und wandte sich, um ihn anzuglotzen. Nach einer Weile sagte er, als wäre ihm die Antwort soufflirt, in gedankenloser Weise: „Wir fahren gerade zur Maiandacht, Ihr könnt ja mitgehen, so kommt Ihr hin!" Krengel merkte, der Tölpel stelle sich nur so dumm, und trat mit der Frage heran: „Wie heißt Du denn, wo wohnst Du?"

„Wie daß ich heiße?" staunte der Andere, als sei ihm eine ganze neue Idee in den dicken Schädel gefahren, und seine schlaffen Züge nahmen den Ausdruck des Nachdenkens an. Da plötzlich bewegte sich der Regenschirm, nach welchem bereits die Hand des Gesetzes ausgestreckt ward, selbstständig und lebhaft zur Seite, ein hübscher Mädchenkopf mit einer roth bebänderten Haube kam zum Vorschein, zwei große, heitere braune Augen blickten auf die irdische Gerechtigkeit und eine helle Stimme sagte: „Er heißt Jan, Herr, von wegen seiner verstorbenen Mutter Jan Stork und wir wohnen beide im Brooker Armenhause. Weil er Niemand hatte, so bin ich für Mutter zu ihm und zog ihn auf, denn er ist von Natur dumm und kann nicht mit fremden Leuten fertig werden, aber arbeiten kann er für zwei und steht vor nichts still, und das ist die Hauptsache!" Dabei legte sie ihre kleinen runden Hände auf ihre saubere Schürze, wie im Bewußtsein ihrer Würde, zusammen.

„Wie heißt Du denn, seid Ihr verwandt?" erkundigte sich der Gendarm, mit verwunderten Blicken das kleine, ohne Zweifel gelähmte Geschöpf mit dem glatten blonden Haar und dem lieben, frischen Gesichte, betrachtend.

„Fahr zu, Jan, es leutet schon!" ermahnte die Adoptivmutter ihren riesigen Zögling. „Ich heiße Grethe Wessel, mein Vater war Schiffs-Capitän und blieb auf der See — wo sein Geld blieb, das wußte Mutter nicht und da sie krank und verlassen war, mußte sie nach Brooke, von wo sie gebürtig ist, zurück und starb im Armenhause. Ich bin Nätherin und Steifftter, Jan geht in Tagelohn beim Holschen-Bauer und wir werden sehr gut fertig; verwandt sind wir nicht anders, aber zu allem Glücke kann einer von uns immer was der Andere nicht kann! Ja!" sagte sie noch befriedigt hinterdrein.

„So — so — so! — Wieviel älter ist denn die Grete als der Jan?"

„Fünf Jahre, Herr, er hat dies Jahr schon beim Militär gelooft!"

„Und muß zum Militär?"

„Nein, Herr, das wäre ein Unglück für mich, Gott sei gelobt, er kam auf seine Dummheit frei!"

Jan sah seine kleine Bürde mit dem ernsten, zärtlichen Blicke einer Dogge an und machte in seinen Holzschuhen so lange Schritte, daß Herr Krengel sich in einen kurzen Trab versetzen mußte.

„Und weiter habt Ihr Niemand?" fragte er.

„Wen sollten wir haben, Herr? Wir können uns prächtig helfen, ich gehe in die Häuser auf Arbeit und Jan sorgt währenddem für die Ziege und Hühner, wir haben eine Ziege und Hühner — ja!"

„Wir fallen keinem Menschen nicht zur Last!" sagte Jan langsam und stolz, und seine Pflegemutter lachte durch ihre weißen Zähnchen und sagte: „Das habe ich ihm gelehrt, Herr, man muß Jedermann frei ins Gesicht sehen können und nichts verlangen, das man nicht wieder gut macht!"

„So — und Ihr seid Armenhäusler?" spottete Herr Krengel.

„Wir sind es aus gutem Willen und brauchten es nicht zu sein!" rief die Nätherin, „es will sonst Niemand hinein von wegen der Einsamkeit und des schlechten Bodens, so ist es die Gemeinde zufrieden, daß wir das Haus in Ordnung halten!"

„Wir haben einen Birnbaum, und er blüht!" äußerte Jan prahlerisch.

„Ja!" bestätigte Grethe mit einer Miene, als wäre ihr wenigstens eine Grafschaft unterthänig.

Krengel war ein denkender Kopf, die Begegnung mit den Armenhäuslern eröffnete ihm das Verständniß für den Volksgeist, er freute sich mehr denn je, daß er ein Schlesier war, denn: „Dieses Volk hier hat keinen Charakter und kann es nie zu etwas bringen. Mit dem Schlechtesten zufrieden sein, heißt soviel, als sich mit dem Thiere gleichstellen. Der gebildete Mensch aber lebt, um möglichst gut zu essen und um etwas Rechtes in der Welt vorzustellen — etwa Corporal, Gendarm und schließlich Wachtmeister zu Pferde zu sein — was weiß das Bettlerpack hier von Bildung?"

Herr Krengel beglückwünschte sich von Woche zu Woche lebhafter über seinen Scharfblick, die Emsländer hatten insgesammt keine Ahnung von „Schneidigkeit", wenn sie diese gehabt hätten,

Digitized by Google

müßte nicht, während der Heuernte etwa, irgend eine Rauferei oder ein Mord vorgefallen sein? Keine Spur, selbst die Vagabonden und Schmuggler mußten sich der Ernte angenommen haben, denn Herrn Krengel's Dienstreisen, welche er im Schweiß und Staub seines — hm! recht hübschen Angesichts unternahm, waren die harmlosesten Spaziergänge. In der Brust eines Krengel und Schlesiers wohnt, neben anderen Tugenden, aber auch die männlichste, des Ehrgeizes! Der Gendarm brauchte ein großes Ereigniß, eine That, so imponirend als sein Schnauzbart, denn der Vorgesetzte behandelte ihn noch immer mit unheimlicher Lauheit, aber der „olle Vorjesetzte" wird eines Tages ja wohl einsehen, wen er vor sich hat. Endlich passirte etwas. Ein Jagerjunge (der Reiter des Pferdes, welches die Emsschiffe, Pünten, zieht) hatte sich den Arm zwischen der Pünte und einer Schleusenthür zerquetscht, war einige Tage mit dem unverbundenen Arme durch Wind und Wetter geritten, als man ihn dann schließlich ins Krankenhaus brachte, war es zu spät, der Arm mußte sofort abgenommen werden. Obendrein der rechte Arm. Jetzt mußte die Gemeinde für den erwerbsunfähigen siebenzehnjährigen Herm Gruwe aus Brooke, Kirchspiel Steenkerk, sorgen und die Väter sothaner Gemeinde beschlossen, ihn Sonntags nach dem Hochamt vor der Kirchthür mindestfordernd in Kost und Unterstand zu verdingen. Das Angebot war sehr schwach, denn Herm Gruwe war ein langer hagerer Gesell mit einem trotzigen, von kohlschwarzen Haaren, wie mit einer Haube umgebenen gelben Gesichte. Er stampfte dann und wann mit dem Fuß auf die Kirchhofserde, unter welcher die Gebeine vieler Generationen verfielen, Sommers im trockenen Wellsande, Winters nicht selten in dem Sickerwasser des ausgetretenen Flusses, der sich bis an die umfassende Friedhofsmauer ergoß. Hunderte von Menschen umstanden den Einarmigen, man wechselte hier und da laut und gemächlich Bemerkungen über seinen muthmaßlichen Appetit und wahrscheinlichen Tollkopf, die ersten Forderungen für seine Aufnahme waren zu hoch gewesen, jetzt bot Niemand mehr und die Leute, des Schauspiels überdrüssig, wandten sich zum Gehen. Da schwang sich ein kleines Figürchen auf Krücken neben den, mit zornblitzenden Augen dastehenden Herm Gruwe und eine heitere, klingende Stimme sagte: „Wir nehmen ihn, Jan und ich, und zwar um Gottslohn, Niemand soll für ihn bezahlen, wenn er nur in Zeug gehalten wird und zwei Auen (Mutterschafe) mit Lämmern mitbringt!" Nun, zwei Haidschnucken-Mütter sind keine große Forderung. Die Leute drängten wieder heran und eine stramme, wuchtige Bäuerin sagte: „Was willst Du Krüppel Dir denn noch einen Krüppel anholen, der dazu auch noch ein Dollbregen ist, Nähergreth?"

„Mit dem Krüppel das paßt best, so werden wir uns eben deshalb vertragen, denn ich bin wohl auch ganz cumpabel auf die Welt gekommen, als aber Mutter selig gewahr ward, mein Vater sei in der See geblieben und ein Gaudieb habe ihm sein Vermögen gestohlen, da wurde sie ganz verbistert im Kopfe und steckte meine Wiege in Brand, am Fußende. Zum guten Glück rochen andere Leute die Brennerei und löschten meine verkohlten Füße und banden meine Mutter, die alles im Hause zerschlug, mit Stricken, bis sie wieder zur Besinnung kam. Es trifft sich gut, Herm, daß meine Hände für Dich mit sorgen können und Du flinke Füße hast. Wegen Deines schnellen Kopfes, denke ich, das gleicht sich aus mit Jan, als welcher etwas langsam von Gedanken ist, Du kannst mit in seinem guten Bette schlafen und gleich zu uns gehen!"

„Na", sagte die dicke Bäuerin mit ihrer groben, dröhnenden Stimme, „ich will mich auch nicht von Dir lumpen lassen, steure mir die Tage den Bengel her, daß er ein Brod und ein Stück Speck holt, damit Du Dein Mannsvolk satt kriegst!"

„Auf etwas Schmier und einen Acker (Blechkessel) voll Mehl soll mir's auch nicht ankommen!" ließ sich eine zweite Frau vernehmen, indeß eine dritte lachte: „Das Steifster (Plätterin, die Hauben und Kragen stärkt) hat sich niemals nicht keine Sorge gemacht, das kommt von vielem Beten, paß auf, Greth, ich gebe Dir eine Legehenne, wenn Du auf die Woche bei uns zum Nähen kommst!"

„Guten Tag mit einander und Gott zahl's Euch!" rief die Nätherin fröhlich und drückte von dannen, der trotzige Herm folgte ihr, er hatte den Kopf gesenkt und die Thränen tropften hernieder auf seine blaue Friesjacke.

Krengel wandte sich an den Dorfschulzen und meinte bedenklich: „Aber solche Dinge müßten doch aufgeschrieben werden, und all' die Nederei gilt vor dem Gerichte so gut wie gar nichts, wenn nicht in aller Form — —"

„Ja, Herr Landdragoner", entgegnete der Schulze, „das ist so unsere Form und vor Gericht werde ich schon für die Armenhäusler einsteben. Jetzt muß ich aber in meinen Kramladen und der Grethe ein Pfund Caffee verehren. Wenn sie auch auf Krücken springt und wunders klein ist, können doch die größten Kerle von ihr lernen, denn man hat nimmer noch keine Klage von ihren Lippen fallen hören und eine Erbin könnte nicht vergnügter sein!"

Krengel hörte und erwog das, sein angeborener Edelmuth erwachte und er faßte den großen Beschluß, das kleine Nähmädchen auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben. Zu dem Ende steckte er zwei Bücher zu sich, die beide von Schlesiern geschrieben waren, eins derselben Holtei's „Christian Lammfell" und durchschritt die Haide, um die Bauerschaft Brooke und noch eine Pfeife lang weiter das Armenhaus zu erreichen. Es war gar nicht zu verfehlen, denn Jan tünchte es zweimal des Jahres mit Kalk und Lackmus vergißmeinnichtblau von Innen und Außen. Zwei kleine Fensterchen neben den zwei Eingangsthüren bezeichneten die beiden einzigen Räume des blauen Hüttchens; vor dem einen Fenster standen zwei blühende Geranien und hinter den Blumentöpfen spannte sich ein kleines weißes Halbgardinchen — das war Grethe's Nußschale, ein winziges, mit Schlehdorn umfaßtes Blumengärtchen mit einer Esche war gleichfalls ihr Revier, indeß der Kohl und Kartoffelacker mit dem Birnbaum Jan's Domäne ausmachte. Krengel fand Grethe's Stübchen oder Mauseloch sehr einfach. Ein Tannentisch, zwei Binsenstühle, ein kleiner Kochofen, ein Muttergottesbild mit geweihtem Palmenzweig, ein handgroßer Spiegel und eine riesige alte Holzkiste. Die übliche Wandbettstelle war mit zwei rothen Gardinchen verhängt. Die spärlichen Kochgeräthschaften blinkten in peinlicher Sauberkeit wie der ganze Raum.

Greth war erfreut über den Besuch. Sie versicherte, daß sie es mit Herm tüchtig gut getroffen hätte, er hütete seine Schafe, ihre Ziege und die Schafe vom Holschenhof, ginge auch dann und wann Botweise und sorgte für die Hühner, als ob sie es selbst thäte. Jan bekäme jetzt nun Mittag sein warmes Essen, wenn Grethe auch auswärts arbeite und der Junge könnte auch so prächtig flöten, daß es ein Vergnügen sei. Krengel überreichte seine Bücher und die Kleine meinte: „Im Sommer liest man wohl nicht, da sieht man Sonntags über die Haide hinaus, aber im Winter werde ich die Bücher lesen!"

Krengel erzählte seinem Vorgesetzten dies Ereigniß mit der Folgerung: „Die Rasse hier ist auch nicht einmal bildungsfähig!" worauf der Vorgesetzte in ein kränkendes Gelächter ausbrach.

Der brave Gendarm gab seine civilisatorischen Versuche auf und labte sein Gefühl durch stille Verachtung „aller Nordländer", als eines Tages Herm Gruwe zu ihm mit einer Botschaft von dem lahmen Nähmädchen eintrat. Der Jagerjunge sah herausgefuttert und listig vergnügt aus. „Herr, sie sagt, ich soll Euch sagen, daß dem Holschenbauer sein Kuhvieh die schlimme Krankheit hat und daß er die kranken Beester absticht und das Fleisch in der Nacht von einem Schlachter aus der Stadt geholt und an die Eisenbahn gefahren wird. Sie sagt, das ist eine Sünde und von dem schlechten Fleische werden die Leute, die es essen, krank und wir, sie, Jan und ich, wollen keinen Betrug leiden, wenn der Holschenbauer uns auch aus der Arbeit jagt, oder das Armenhaus ansteckt. Sie fürchtet sich nicht und Jan und ich fürchten uns auch nicht. Sie denkt, diese Nacht kommt der Schlachter wieder, weil wieder ein Kuhthier hin ist, und angezeigt ist die böse Krankheit auch nicht. So, das hat sie mir aufgegeben. Adje!"

O großer Tag! Krengel fühlte sich bereits Wachtmeister. Er telegraphirte an den Vorgesetzten, nachdem allerdings zwei

Digitized by Google

Fleischtransporte constatirt wurden, mit dem Abendzuge trafen zwei andere Gendarmen und auch der ahnungslose Schlachter ein. Bis zum rückkehrenden Zuge blieben sechs Stunden Zeit. Die drei Gendarmen gingen zum Armenhause in der Erwartung, der Einarmige würde sie auf einem Schleichwege zum Holschenbauer führen, wenn man ihm eine Belohnung zusicherte. Die Nähergrethe lud die bewaffnete Macht ein, sich auf die Kiste zu setzen, aber daß sich einer von den Armenhäuslern an dem Austrag der Sache betheilige, gab sie nicht zu; „wir haben das Unrecht gesehen und angezeigt, aber den Mann, dessen Brod wir gegessen haben, verkaufen und verrathen wir nicht, da seht Ihr zu!" Die kleine Krüppelige lachte den drei Männern ins Gesicht, bei dem Gedanken, sie wollten nicht offen drauf losgehen. Die Gendarmen richteten sich auf, zogen ihre Uniformen glatt herunter und betraten den Kriegspfad gegen den Holschenbauern. Die Razzia gelang über Erwarten gut, der Bauer rief, als Krengel ihn am Kragen faßte: „O, o die Hinkegrethe! — als sie mir sagte, sie würd's anzeigen, da drohte ich ihr — nun hat sie's doch gethan!"

Nachdem die Verbrecher hinter Schloß und Riegel saßen, erhielt Krengel ein Belobigungsschreiben von dem Vorgesetzten, in Folge dessen er den Beschluß faßte und ausführte, der kleinen Armenhäuslerin seine Photographie in einem Rahmen zu schenken, welcher mittelst Glas und Oelfarbe Schildpat imitirte. —

Die Viehseuche, die aus Holland eingeschleppt war, blieb zum Glück auf dem Holschenhofe localisirt, aber Jan hatte seine Arbeit daselbst verloren, weshalb er sich auf das Korbflechten und die Verfertigung von Bienenkörben verlegte. Seine Adoptivmutter wurde nicht müde, ihm die Handgriffe zu lehren und als Herm dabei ungeduldig wurde, sagte sie: „Laß ihn nur, mit der Zeit lernt er's und dann vergißt er's nie wieder — das ist sein Gutes!" —

Nachdem Herr Krengel seiner Dankbarkeit einen so entsprechenden Ausdruck gegeben, kam ihm eine Inspiration, die, eine reiche Frau zu heirathen. Der Polizeidiener, den er ins Vertrauen zog, wies ihm eine reiche Wittwe an, aber der Gendarm konnte sich nicht zu ihr entschließen, sie war so ungebildet und, eben als reiche Frau, glich sie diesen Erziehungsmangel nicht einmal durch Zufriedenheit aus, es ging und ging nicht.

Aber eine Bierbrauertochter, welche Clavier spielte, das wäre sehr gut gegangen, wenn sie ihm nicht einen Korb gegeben hätte. Er wurde vor Aerger und Entrüstung krank, wenigstens schmeichelte er sich selbst damit, man bekäme die Kopfrose vom Herzen aus, obwohl andere auch denken konnten Herbstnebel und nasse Füße trügen die Schuld. Als die Rose endlich abgeblüht und Herr Krengel wieder am Platze war, sagte der Polizeidiener: „Na, jetzt haben wir ja eine Erbin im Kirchspiel, war denn nicht eine dicke Freundschaft zwischen Dir und der kleinen Nätherin Wesselgrethe? Denk nur, der Bösewicht, der ihren verstorbenen Vater, den Schiffscapitän, um sein Geld bestahl, kam jetzt selbst zum Sterben und zur Reue, deshalb schickte er aus Amerika der Wittwe Wessels, die auch schon längst im Sande liegt, so ein anderthalbtausend Dollars und die bekommt nun die Grethe. Die Sache ging an den Rheder nach Papenburg und von da zu uns, wir trauten unsern Augen nicht, soviel Geld im Armenhause!"

Krengel wußte, was er zu thun hatte. Er blickte alsbald in seinen Spiegel und wanderte darauf fürbaß nach Brooke, erst morgen begann sein Dienst wieder. Grethe Wessel saß mit ihrer Bänderhaube neben dem Geranium am Fenster, sie befahl Herm Caffee zu kochen, hieß Jan sich auf die Kiste setzen damit der Stuhl frei werde und seufzte dann: „Ja, Herr Landdragoner, das ist ein Kreuz mit dem Gelde, es ist gerade als ob die ganze Gemeinde aufgeboten wäre um Fußwege nach dem Armenhause hin zu treten, erst eine Schererei und Schreiberei vor Gericht, daß sich Jan beinah lahm mit mir schob, dann eine Freierei und Bettelei ohne Ende. Nicht einmal ruhig arbeiten lassen sie uns, denn sie sagen, das gehörte sich nicht für reiche Leute, grade wie wenn wir von Neuem auf die Welt gekommen wären, als Vollerben-Kinder. Ich halte es auch nicht aus und bin so traurig und bedrückt —!" wirklich füllten sich die schönen Augen mit Thränen, so daß selbst dem Gendarmen weich un's Herz wurde, wennschon ihn der bodenlose Unsinn empörte. „Wir haben nun mein elterliches Haus in Papenburg gekauft, Herm war hin, und ich muß dies Alles, Alles hier verlassen und meine glückliche Jugend ist vorüber!" fuhr Grethe fort.

Sie weinte jetzt schmerzlich. Der Jagerjunge rief durch die aufzischenden Wasserdämpfe des Theekessels: „Aber ein Garten ist bei dem Hause, ein verdonnerter Garten, gar nicht zu glauben, rothe, weiße und gelbe Rosen!"

Grethe's Augen leuchteten durch die Thränen: „Was sagt Ihr, Herr? gelbe Rosen — habt Ihr schon von gelben Rosen gewußt — und die gehören uns!"

Jan war auch sehr niedergeschlagen über Grethe's Kummer, da er aber nicht so schnell Trostworte fand, baumelte er einstweilen mit den Hacken dröhnend gegen die Holzkiste, auf welcher er saß.

„Es ist am Besten" rieth Krengel in seiner feinen, weltkundigen Gewandtheit „am Besten, Jungfer Grethe, Sie verheirathen sich, dann ist's aus mit den Freiern und Erbschleichern, und Sie wissen ja, daß Sie alte Freunde haben, denen Sie auch ohne das Geld gefielen!" — Dabei blinzelte er nach seiner Photographie im imitirten Schildpat-Rahmen, welche ohne vis-a-vis neben der Mutter Gottes hing. Aber das kleine Nähmädchen mißverstand diesen Blick: „Ja, sie sagen mir das Alle und ich soll wohl dazu übergehen müssen, wenn Ihr auch der Meinung seid!"

„Gewiß bin ich's", er ergriff ihre kleine, warme Hand „ganz gewiß! Suchen Sie nicht zu weit — nahe bei ist das Beste — einen Mann den Sie kennen!" — „Freilich, der an meine Krüppelei gewöhnt ist!" „Sehr recht, sehr recht, liebste Margarethe — nein, wie mich das freut, daß Sie eben so denken wie ich!" —

Sie nickte ernsthaft. „Daß er etwas fremd und dumm ist muß man ihm nicht anrechnen, ich habe gedacht, er könnte sich gut auf die Immkerei legen!" überlegte Grethe nachdenkend.

„Die Immkerei — Bienenzucht?" staunte Herr Krengel. „Ja, man sagt allgemein, dazu eignete sich ein schwacher Kopf besonders gut!" erwiderte sie.

„Aber — von wem sprichst Du denn?" — schrie der Gendarm empört.

„Von wem?" sie lachte wieder wie früher bei der Frage. „Ihr saht Euch ja selbst nach Jan um, natürlich von Jan!"

„Natürlich, o ganz natürlich!" wieherte Herr Krengel.

„Wenn ich ihn verließe so verbaselte er ganz und gar!" fügte Grethe mit Ueberzeugung hinzu.

„Na Jan — Du kannst von Glück sagen, Du Elephantenküken, daß Dich eine Erbin heirathen will!" — rief Krengel gelb vor Zorn und Galle.

„Er weiß noch von nichts!" — antwortete sie für ihn.

Jan stand auf: „Grethe Möke" (Tante), sagte er langsam, „ich bin das Heirathen nicht werth, gut genug, wenn ich Knecht bei Dir bin und Dich auf der Karre schiebe!"

Die Näherin streckte ihr Händchen nach ihm aus und sagte gerührt: „Jan, für mich bist Du der Beste der noch jemalen in Holzschuh trat, aber mag sein, daß ich zu alt und zu verkrüppelt bin für einen Kerl wie Du als Frau zu sein!"

Jan betrachtete sie eine ganze Weile, dann sagte er dumpf: „Wenn Du jetzt lügst, dann ist's ein Todtschlag! —"

„Ich lüge nie!" sprach sie einfach.

Jan stieß einen halb unterdrückten Schrei aus, erfaßte das kleine Mädchen mit seinen Tatzen, hob sie auf seine Arme, an seine Brust und schluchzte zitternd wie im Fieber: „Ich durfte es nimmer nicht denken, das wäre eine Sünde gewesen, und nun kommt es doch — Grethe, Grethe, Grethe, wirf die Krücken in's Feuer, ich trage Dich, immer, immer, und Gott lohne es Dir, daß Du mich nicht verachtest!"

Grethe schlang ihre kurzen Arme um seinen Hals und sagte: „Du wirst mich schon immer festhalten!"

Krengel wollte doch lieber keinen Caffee trinken und griff nach seiner Pickelhaube, die Menschen in diesem Haide- und Moorlande waren wahrhaftig gar zu einfältig, er dachte sich selbst die Wilden in Kamerun viel gewitzter.

Digitized by Google

Zum Winter stand das Armenhaus leer und im Frühling war schon eine Wand zwischen dem Fachwerk eingefallen, durch die Lücke drang der Frühlingssturm und deckte auch das Dach ab, nur hier und da sah man noch die vergißmeinnichtblaue Tünche.

Neben dem Hause des jungen Ehepaares in Papenburg blühten richtig gelbe, rothe und weiße Rosen. Jan begoß sie in der Morgenfrühe und trug seine Grethe in die Laube, wenn die Sonne schien. Herm putzte sich mit einem Lackhute und lernte das Schönschreiben mit der linken Hand. Nebenbei war er Alles in Allem, Koch und Kellermeister, und die Hausgenossen waren überzeugt, sie lebten wie die Prinzen, Jeder that für Jeden, was er nur konnte und wußte, nur vor fremden Leuten fürchteten sie sich etwas.

Als es wieder Herbst wurde, da weckte Jan eines Morgens den jungen Herm und sagte: „Herm, ich kann sie nicht beide zugleich tragen, nimm Du das Kind, es ist ein Mädchen!“ Herm stürmte in Hemdsärmeln, den Lackhut auf den schwarzen, wirren Haaren, die Treppe hinunter und sah eine alte Frau in der Küche vor der eine Wiege stand, in der Wiege, auf dem rothgewürfelten Kissen, lag etwas von der Größe eines Apfels, ein kleines, kleines Menschenköpfchen und Herm schwenkte den Lackhut und wollte gerade schreien: „Unser Kind, unsere Prinzessin!“ als ihm Jan von rechts und die dicke Frau von links den Mund zuhielten, worauf er erschrocken sagte: „Richtig, das da kann aufwachen!“

Herm vergötterte „Süs“ (Schwesterchen), beschäftigte sich in jeder freien Minute hingebend mit ihrer Pflege und verschenkte seine Kaninchen und die zahme Elster, weil er jetzt besseres zu besorgen hatte. Jan mochte es nicht anfassen, es war wirklich zu klein, das neugeborene Würmchen.

Grethe plauderte die ersten Tage viel und beseligt, dann aber wurde sie stiller und die Leute sagten, sie könne wohl drauf gehen. Sie fühlte es selbst und bereitete mit ihrer matten, fieberbeklemmten Stimme Jan auf seinen Verlust vor: „Wenn ich todt bin, legst Du mich selbst in die Kiste, Jan, Niemand soll mich anrühren als Du allein, und das Kind lasse ich Dir, Du mußt es tragen und hüten, aber laß Herm die Milch kochen und den Buddel halten, damit es sich nicht verschluckt. Und wenn es sprechen lernt, so lehre es beten, wie ich es Dich gelehrt habe, weißt Du, und Herm kann auch neue Gebete und Lieder lesen. Rechtschaffen bist Du von selbst, das brauche ich Dir nicht zu sagen. Eine Magd thut nicht nöthig, die alte Aleid kann scheuern und waschen im Tagelohn. Seht nur zu, daß das Geld nicht abhanden kommt, wegen des Kindes, und mit Almosen sei nicht sparsam. Weine nicht, mein Junge, und vergiß nicht, wie viel Glück wir mit einander verlebten. Eine Kuh mußt Du auf Cathrinen-Markt kaufen, Du kannst ja melken, der Doctor meinte, Ziegenmilch möchte für Töchterchen zu fett sein. Wenn sie groß wird, erzähle ihr Alles vom Armenhause und daß wir so vergnügt waren durch all die Jahre. Herm habe ich von der Haushaltung Bescheid gegeben, denn er versteht sich besser auf das Geld und die Welt als wir. Ich weiß Du hast niemalen etwas vergessen was ich Dir sage. So denk auch an das: Alle Liebe die ich auf Erden kannte, kam von Dir, und ein Engel vom Himmel hätte mich nicht treuer beschützen können, und ich werde vor Gottes Thron Dank sagen dafür, daß der Herr Dich für mich geboren werden ließ, Jan! Ja!“

Grethe that immer was sie versprach, so lange sie lebte, sie wird auch vor Gottes Thron geredet haben! Als sie ihre schönen braunen Augen zum ewigen Schlaf geschlossen hatte, legte Jan sie in den kurzen Sarg. Er saß Tag und Nacht neben der Leiche und als das Todtengefolge kam, trug er den Sarg in seinen Armen zum Kirchhof. Die Leute von Papenburg wollten so eine dumme Beerdigung nicht zugeben und schämten sich zu folgen, aber der Geistliche beruhigte sie, indem er sie erinnerte, Adam würde Eva auch so ins Grab getragen haben. Das sahen sie denn ein, am Ende, was konnte man denn auch von einem schwachköpfigen Armenhäusler Vernünftiges erwarten?

Aus der Hauptstadt.

Oper und Ballet.

Saison-Betrachtungen. Oper bei Kroll, Fräulein Horson. „Mascotte“ in der Walhalla. Emil Götze in der Königlichen Oper. Ein neues Ballet und eine alte einactige Oper von Weber.

Dem Berliner Musik-Berichterstatter bringt auch der Sommer keine Ruhe, nur eine neue Saison-Wandlung. Kaum sind die Concertsäle geschlossen, so beginnen die Opern im Kroll- und im Luisenstädtischen Theater, die Gastspiele in der Königlichen Oper. Der tüchtige Director Engel hat in seinem Kroll-Etablissement wieder eine so gute Künstlergesellschaft versammelt, daß man von den meisten Vorstellungen mit Vergnügen berichten kann. Er hat insbesondere in der Großherzoglich Sächsischen Kammersängerin Fräulein Horson eine bedeutende Künstlerin gewonnen, deren Leistungen umsomehr Aufsehen erregten, als sie bisher hier noch gar nicht bekannt war. Sie besitzt eine ungemein umfangreiche Stimme, ganz reinen Tonansatz, ganz vortreffliche Schule und ausgezeichneten Vortrag. In „Die lustigen Weiber von Windsor“, „Rigoletto“, „Glöckchen des Eremiten“, „Hugenotten“ (Königin), also in den verschiedenartigsten Rollen, hat sie immer den gleichen stürmischen Beifall des Publikums errungen, dem die Kritik vollkommen beistimmen kann. Auch das Zusammenspiel im Kroll-Theater ist sehr lobenswerth, und wenn man bedenkt, daß die Mitglieder aus den verschiedensten Gegenden für eine kurze Zeit angeworben sind, also bisher noch nie vereint gewirkt haben, so muß man dem Organisationstalente des Directors Anerkennung zollen. — Im Walhalla-Theater ist „Mascotte“ von Audran, die vor einigen Jahren im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mißfallen hat, mit großem Erfolge gegeben worden. Die Ursache dieses auffallenden Gegensatzes liegt in der ausgezeichneten Darstellung durch Frau Zimaier, sowie auch in der richtigen Auffassung mancher Charaktere und Nummern. In der Rolle der Prinzessin, welche im erstgenannten Theater von der genialen Schmidt als alte Kokette dargestellt wurde, erschien Fräulein Meinhardt in der Walhalla als elegante, launenhafte Dame, mit all ihrer feinen und liebenswürdigen Manier und erzielte eine ganz andere Wirkung. Ein Liebesduett, das dort absichtlich karrikirt wiedergegeben wurde und sehr mißfiel, sangen Frau Zimaier und Herr Korschén naiv idyllisch und mußten es drei Mal wiederholen. Also ist „höhere Auffassung“ selbst in der Operette von entscheidender Wichtigkeit! — In der Königlichen Oper entzückt Emil Götze das Publikum durch seine herrliche Stimme und den frischen, gesunden Vortrag, der freilich nicht immer auf poetischer Höhe steht, aber immer den Eindruck der Natürlichkeit erzeugt und den Hörer ganz behaglich stimmt. In Rollen wie Walther in den „Meistersingern“ oder Lyonel in „Martha“ ist er unvergleichlich.

Die Königliche Oper hat ein neues Ballet gegeben, d. h. ein schon 1876 in Paris vorgeführtes und auch in Wien seit Jahren bekanntes: „Sylvia“ durch den Königlichen Balletmeister Herrn Guillemin den hiesigen Verhältnissen anpassen lassen. Da uns versichert worden war, daß es sehr wenig Solotänze, aber viele schöne Gruppen aufzeige, also choreographische Massenwirkungen böte, haben wir es besucht und waren sehr angenehm überrascht. Es wird wohl nur sehr wenige Leser der „Gegenwart“ mehr geben, die sich noch erinnern, daß der erste Artikel, den wir für die erste Nummer dieses Blattes geschrieben, mit den Worten begann: „Wir lieben die Tanzkunst, daher gehen wir nicht mehr ins Ballet.“ Wir führen das hier an, um die folgenden Auslassungen über diesen Gegenstand zu rechtfertigen. Es ist in den letzten Jahren in manchen Kreisen Mode geworden, gegen das Ballet zu eifern, und auf dessen gänzliche Verbannung zu dringen. Wir können diesem Puritanismus nicht beistimmen. Ein großes Theater kann das Ballet schon deshalb nicht entbehren, weil alle Massenentwicklungen, Aufzüge und dgl. in das Fach der Schautanzkunst schlagen und eben nur von den dazu gehörigen Mitgliedern gut und sicher ausgeführt werden.

Digitized by Google

Und wenn selbst R. Wagner zu seinem „Tannhäuser" nach Jahren eine Art Balletmusik für den Venusberg hinzucomponirt hat, so liegt hierin der beste Beweis, daß selbst dieser Meister, der gewiß nicht Zugeständnissen an die Menge geneigt war, doch auch die Verwendbarkeit des Ballets eingesehen hat, wie er denn in seinem Oper-Drama öfters von der Tanzkunst sprach. Gänzliche Beseitigung des Ballets wäre also ein vollständiges Verkennen selbst der höheren Theaterzwecke, ein Unsinn. Eine andere Frage jedoch ist die einer Umgestaltung im künstlerischen Sinne. Die Tanzkunst ist in den letzten dreißig Jahren zur Akrobatik herabgesunken, selbst die besten Tänzerinnen sind Fuß-Virtuosinnen, die der Plastik, der Schönheit der Stellungen, den Bewegungen der Arme wenig oder keine Aufmerksamkeit widmen; und die Mimik, das Mienen- und Geberdenspiel ist fast als eine verlorne Kunst zu betrachten. Wer die Elßler und die ältere, die „große" Taglioni, selbst noch die Cerrito gesehen hat, wird uns beistimmen, daß damals der Schautanz nicht blos von diesen großen Künstlerinnen, sondern auch im Allgemeinen von der ganzen Balletschule anders behandelt wurde als jetzt, daß Plastik und Grazie auch bei den Tänzerinnen zweiten Grades zu finden waren. Die Granzow war die letzte Tänzerin aus jener Kunstschule. Fräulein dell' Era, die jetzige erste Tänzerin an der Königlichen Bühne, ist eine außerordentliche Tanz-Virtuosin, deren Fußgeläufigkeit kaum von einer anderen erreicht, gewiß von keiner übertroffen wird. Aber ihre Stellungen und besonders ihre Armbewegungen gehören eben der „neuen" Schule an. Zum Alten zurückzukehren ist nicht möglich, danach seufzen nutzlos, also muß der richtige Balletmeister trachten, die vorhandenen Mittel der Neuzeit in künstlerischer Weise zu benutzen. Bei der großartigen Entwickelung des Maschinenwesens, der Decorationsmalerei, der Beleuchtungsapparate sind jetzt im Ballete die schönsten malerischen Effecte zu erzeugen, an welche die frühere Schautanzkunst nicht denken, ja sie kaum ahnen konnte.*) Geniale Balletmeister haben das auch schon erkannt; „Flick und Flock" von Taglioni und „Excelsior"**) haben die Runde durch die Welt gemacht, ohne irgend welche brillante Solotänze zu bieten, und „Sylvia" reiht sich diesen an. Es bietet nur ein paar Solotänze der Hauptperson, im Uebrigen mimische Handlung und herrliche Gruppirungen; und Herr Guillemin hat es mit großem Geschick den Verhältnissen der Königlichen Oper angepaßt. Hervorzuheben ist auch, daß die Musik von Délibes weit über dem gewöhnlichen Balletmusik-Maße steht. Sie ist meistens sehr fein melodiös und ganz gut instrumentirt. Man kann also „Sylvia" auch vom künstlerischen Standpunkte loben. Die Darstellung war ausgezeichnet. Frl. dell' Era glänzte durch ihre außerordentliche Virtuosität, Frl. Wisotzky, die Herren Müller und Glasemann, denen nur mimische Rollen zuertheilt waren, lösten ihre Aufgabe in lobenswerthester Weise. Die Massentänze und Gruppen waren vortrefflich arrangirt und gelangen vorzüglich, ebenso die Decorationen und Maschinerien. Das Ganze hinterließ einen poetischen Eindruck und zeigt, daß ein geschickt gemachtes Ballet einen Rang in der Gesammt-Kunst wohl behaupten kann.

Dem Ballet ging eine alte einactige Oper von Weber „Abu Hassan" voran. Des unsterblichen Componisten Sohn nennt sie in der Biographie seines Vaters eine „Operette". Sie enthält ein paar hübsche Sächelchen; die endlosen Gespräche müssen gekürzt werden. Nach der ersten Aufführung dieses Werkchens in München schrieb Weber an seinen Freund Gänsbacher: „Ich sehne mich schmerzlich nach einem guten Operntexte." Und er hat „Freischütz", „Euryanthe" und gar „Oberon" componiren müssen und dennoch Unsterbliches geschaffen.

H. Ehrlich.

---

*) Wie armselig war die einstige „Bengalische Beleuchtung" gegen die letzige elektrische, farbenwechselnde!

**) Leider ist mir der Name des genialen Mailändischen Balletmeisters, der „Excelsior" gedichtet hat, entfallen. Er war der Sohn einer Hökerin, der den Kunden seiner Mutter für ein paar Centinaji das Gemüse nach Hause trug. Die Liebe zu einer kleinen Ballerina hat ihn zum Tanzpoeten gemacht.

Zwei Wiener Maler.

Seit Makart todt ist, gibt es keinen Wiener Maler mehr, dessen Name im Deutschen Reich jedem Gebildeten ohne weiteres geläufig wäre, und trotz der vermittelnden Münchener Kunstausstellungen bringen wenige Wiener Künstler bei uns durch. Es wird sich darin auch nicht viel ändern, ehe unsere akademische Kunstausstellung, auch wohl lucus a non lucendo der Berliner Salon genannt, die bis jetzt fast ausschließlich locale Bedeutung hat, sich einen dominirenden Rang unter den verwandten Veranstaltungen anderer deutscher Kunststädte erworben hat. Vielleicht wird die für nächstes Jahr angesagte internationale Jubiläumsausstellung einigen Wandel schaffen. Allein man hüte sich wohl vor großen Erwartungen.

Solange Berlin keine umfassende Kaufkraft entwickelt, und damit hat es gute Weile, wird auch sein Salon keine größere Anziehungskraft ausüben. Sind doch die modernen Kunstausstellungen nicht zuletzt als Kunstmärkte anzusehen.

Gegenwärtig hat uns die Kaiserstadt an der Donau die Werke zweier Künstler herübergesandt, die jedes in seiner Art ein großes Publikum gefunden haben. Eins ist eine große Ansicht Wiens von dem bekannten Landschafter Anton Hlavacek, das andere eine Serie Illustrationen zur Orientreise des Kronprinzen Rudolf von Franz von Pausinger.

Hlavacek's Riesenbild ist für einen der Säle des neuen Wiener Rathhauses bestimmt. Ein Act schwesterstädtischer Höflichkeit hat ihm in einem Saale des Berliner Rathhauses Aufnahme gewährt, wo es seit einigen Wochen von Tausenden in Augenschein genommen wurde.

Mit Gesammtansichten von modernen Großstädten ist es eine eigene Sache. Nur ausnahmsweise präsentiren sie sich, wie Constantinopel, als eine geschlossene Masse, und wo sie sich mit Villen und Landhäusern über ein weites flaches Terrain ohne Grenze verbreiten, pflegt nur von einigen Punkten aus eine ferne undeutliche Silhouette übrig zu bleiben. Man müßte sie eigentlich, wie es die japanische Landschaft liebt, aus einer Art Vogelperspective sehen, um einen großen klaren Eindruck zu erhalten. Wie ganz anders nehmen sich die Ansichten mittelalterlicher Städte aus mit ihren eng von dem Mauergürtel zusammengeschnürten, in die Höhe getriebenen Häusermassen von hohen Thürmen überragt.

Mit großem Geschick hat Hlavacek diese Hauptschwierigkeit besiegt, soweit es menschenmöglich scheint. Den Standpunkt nahm er vom Kahlenberg aus, der wohl unstreitig die vortheilhafteste Gesammtansicht bietet. Aber er nahm mit Recht davon Abstand, die Ansicht vom höchsten Gipfel aus zu geben, weil von dort die Entfernungen zu groß sind und Massen wie Linien zu sehr ineinanderfließen. Der tiefere Nußberg bot dieselben Vortheile der Gesammtansicht ohne die unmalerischen Nachtheile. Zugleich erlaubte er bei dem allmählichen Abfall die Betonung des Mittelgrundes, der den gemalten Aussichten von ganz hohen Punkten aus zu fehlen pflegt. Freilich, der Gegensatz eines detaillirten Vordergrundes, der doch keine besondere Aufmerksamkeit erregen darf, und des interessanten, aber mehr oder weniger verschwimmenden Hintergrundes läßt sich nicht absolut beseitigen.

Große Schwierigkeit bot auch die Beherrschung der Linien auf dem weiten eben erscheinenden Stadtplan. Hlavacek hat sich sehr geschickt damit geholfen, daß er durch einen Sprühregen, der über die Stadt zieht, den weniger wichtigen Ausblick in der Mitte über die Stadt hinaus verhüllte und dafür jederseits um so kräftiger wirkende Ausblicke auf die fernen Berge erzielte. Wolkenschatten wirken unmerklich, aber sicher der scharf einschneidenden Linie des Flußlaufes entgegen.

Der farbenreiche Frühherbst, den der Künstler als Zeit der Aufnahme gewählt hat, leiht ihm namentlich für den Vordergrund mit seinen sonnigen Rebenhügeln und dunklen Hohlwegen die köstlichsten Töne. In der Ansicht des gerade zu Füßen des Beschauers ausgebreiteten Nußdorf sind die freundlichsten Einzelbilder an lieblich gelegenen Häusern mit ihren Gärten und Aeckern verarbeitet, aber so consequent

Digitized by Google

der Gesammtwirkung untergeordnet, daß sie erst gesucht werden müssen. Hier offenbart sich Hlavacek's frische Naturempfindung vielleicht am sinnfälligsten, und es ist höchst erfreulich zu verfolgen, wie nahe er in Auffassung und Behandlung den besten unserer einheimischen Meister steht. Namentlich kommen Züge vor, die an die besten Partien in Werner-Bracht's Panorama erinnern. An eine gegenseitige Beeinflussung ist natürlich nicht zu denken.

Hlavacek ist als Landschafter vielseitiger als in seinem Fach die Regel und hat eine mannigfache Entwicklung durchgemacht, obgleich er, 1842 geboren, noch zu der jüngeren Generation gehört. Während bei uns in der Ebene die älteren Künstler, die in ihrer Jugend als Romantiker mit der Gebirgsmalerei begannen, allmählich in die Ebene hinabgestiegen sind, kam Hlavacek aus ähnlichen Anfängen zu der Ideallandschaft. Hoffentlich werden wir ihm im nächsten Jahre auf diesem freien Schaffensgebiet begegnen.

Auch Franz von Pausinger war dem weiteren Publicum unserer Hauptstadt kaum vom Hörensagen bekannt. Die Ueberraschung, welche seine Kohlenzeichnungen von der Orientreise des österreichischen Kronprinzen erregten, machte sich immer wieder in dem Ausruf Luft: Warum haben wir von einem solchen Künstler noch nicht mehr zu sehen bekommen? — Es ist eben ein ganz besonderer Glücksfall, daß Pausinger als reifer Mann vor eine große Aufgabe gestellt wurde, in der er alle seine mannigfachen Anlagen nacheinander und nebeneinander zur Geltung bringen konnte. Diese Vielseitigkeit bringt nicht zuletzt den starken Eindruck hervor, unter dessen Bann wir stehen. Einzeln auf einer akademischen Ausstellung erscheinend, würden diese Kohlenzeichnungen über die Künstlerkreise hinaus wenig beachtet werden und bald vergessen sein.

Kronprinz Rudolf hat in der Wahl seines künstlerischen Reisebegleiters einen scharfen Blick bewiesen. Vielleicht zog eine persönliche Sympathie den großen Jagdliebhaber an, denn Pausinger war von jeher in erster Linie Thiermaler. Als solcher that er sich schon während seiner Schülerzeit in Wien hervor, und nur kurze Zeit, während er unter Schirmer in Karlsruhe arbeitete, scheint der Landschafter in den Vordergrund getreten zu sein. Die Reisebilder zeigen ihn jetzt gleich sicher in allen Sätteln. Er ist Genremaler vom beweglichsten Naturell, versteht sich auf Meer und Himmel wie ein Seemaler, und wenn der Schwerpunkt immer noch im Thierstück und in der Landschaft liegt, so erhebt er sich doch stellenweise zu Darstellungen großen Stils aus dem Menschenleben. Ich denke dabei vor Allem an den Einzug des Kronprinzen in Jerusalem.

Die Skizzen begleiten die Reise von der winterlichen Fahrt über den verschneiten Semmering an der albanesischen und griechischen Küste vorbei den Nil hinauf und herab nach Palästina und schließlich in die Heimath zurück. Es sind hundertzweiundzwanzig große Cartons, jeder mit der Präcision und Frische einer Momentphotographie hingeworfen, und doch dabei ein rundes Bild. Der Inhalt ist der denkbar mannigfaltigste, denn das Volksleben in allen seinen Phasen steht keineswegs gegen das Thier- und Jagdbild zurück, wenn auch letztere, wie ja bei der Liebhaberei des Kronprinzen und des Künstlers ganz natürlich, einen breiten Raum einnehmen. Es ist ein glänzendes Zeugniß für die Originalität Pausingers, daß er das tausendmal in Wort und Bild Geschilderte so naiv erfaßt, als wäre er der Erste, der es gesehen. Sein technisches Können bildet die Bewunderung und das Studium unserer Künstler. Es ist in der That erstaunlich, was er an Lichterscheinungen und Farbenwirkung mit der Kohle zu geben weiß. Auf einzelne der Cartons einzugehen, ist hier nicht möglich. — Pausinger hat sich bei uns ein Publikum erworben, das künftigen Arbeiten mit Spannung entgegensieht.

A. L.

Notizen.

Homer's Odysseus-Lied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Joh. Jak. Engel. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Die Herren Philologen kommen doch zuweilen auf wunderbare Gedanken. So ist es plötzlich dem oben genannten Verfasser so vorgekommen, als sei die Voß'sche Homer-Uebersetzung ganz unbrauchbar für den Zweck, unser Volk mit den Homerdichtungen bekannt zu machen, und er hat sich beeilt, das „Odysseus-Lied" in Nibelungenstrophen nachzudichten. Der Versuch ist ihm nicht übel gelungen; das Lied liest sich glatt und leicht und bekundet die ungewöhnliche Formgewandtheit und den feinen Schönheitssinn des Verfassers. Aber glaubt derselbe, daß in dieser Gestalt die Odyssee leichter in weitere Kreise des Volkes eindringen werde? hat Uhland die Nibelungenstrophe dem Volke wirklich so vertraut gemacht, daß auch fremde Stoffe demselben durch sie leichter zugeführt werden könnten? Nein, im Gegentheil! die Hexameter-Dichtung des trefflichen Voß ist unserem Volke schon so geläufig geworden, daß ein Nibelungenstrophenlied sie nicht wieder verdrängen wird, und wäre sie auch tausendmal correcter und textlich richtiger. Aber das Letztere ist nicht einmal der Fall; die Anlehnung an den griechischen Text mußte bei dieser Nachdichtung ganz von selbst eine lockere werden und sie ist so locker geworden, daß oft selbst die Schönheiten des Urtextes die auch in der Uebersetzung wiedergegeben werden könnten, verschwunden sind. Das ist zu bedauern. Aber es wird dies am Ende nur der Kenner des griechischen Textes beklagen; der Nichtkenner könnte sich vielleicht aus der vorliegenden Nachdichtung wirklich einen reinen Genuß verschaffen? Selbst Das bezweifeln wir, und zwar aus dem folgenden Grunde: In der Nachdichtung hat eine seltsame Mischung des griechischen und des deutschen Localtones stattgefunden, die jeden feinsinnigen Leser anfangs überraschen, schließlich abstoßen muß. Wir wollen gar nicht davon reden, daß Worte, wie „Recke, Mär', Fei (statt Meernixe), Dingstatt, Rothes Gold, Schloß, des Angers Plan, Burgfels" u. A. m., die häufig genug gebraucht werden, auf die Griechen und ihre Einrichtungen angewandt, anachronistisch erscheinen; noch viel schlimmer berührt der Anachronismus, der in der Einzel- wie Gesammtdarstellung liegt. Verse wie:

Von seiner schönen Buhle erwarb er Minnesold

oder: Das Festmahl uns zu würzen mit Liebe (!) und mit Leich

oder: Der Herold aber hängte die Laute tönereich
An ihre früh're Stelle an buntgesticktem Band

oder: — er zeigte, der Huld sich völlig bar (nämlich Polyphem!)

berühren fast unangenehm lächerlich. Wir müßten doch in der Literatur den Standpunkt des „Alexanderlieds" und ähnlicher anachronistischen „Nachdichtungen" überwunden haben. Dieser Standpunkt hatte einstmals seine Berechtigung, aber heute ist dieselbe verschwunden, und der Verfasser der vorliegenden Nachdichtung beging einen gewaltigen Irrthum, als er ihn wieder betrat. Die Nibelungenstrophe müßte uns als Original-Metrum der deutschen Literatur zu lieb sein, als daß wir sie auch auf fremde Stoffe anwendeten; es ist, als ob man ein und dasselbe Prachtgewand allen Körpern anpassen wollte; es paßt doch nur auf den, für den es gefertigt ist. So erscheint uns das „Odysseus-Lied" Engel's lediglich als eine gut ausgeführte literarische Curiosität.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in **Berlin C. 2, Klosterstrasse 38,** bietet gut gehalten an:

Meyer's gr. Conv.-Lex., 51 Hfzbd. (1200 M.) 150 M. — Spamer's Convers.-Lex., 10 Bände (180 M.) 60 M. — Meyer's Handlex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Brockhaus kl. Convers.-Lex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Cooper's Romane, 6 Lwdbde., 5,50 M. — Journal amusant 1868, 1876 Juli — 77 April, Hfz. (30 M.) 9 M. — Schiller's sämmtl. W., N. illustr. A. (27 M.) 9 M. — Shakespeare, ill. v. Gilbert, I/II Origbd. (20 M.) 8 M. — Napoléon, hist. d. J. César, 2 Bde., m. 2 Atltn., 1. Subscr.-A. 9 M. — Löbe's Encycl. d. ges. Landw., Hlblwbde. 4 M. — Hervey, illustr. of mod. sculpt., Fol. Hfz. 9 M. — Murr-Kilian, Abbildgn. d. Alterth. a. Hercul. u. Pompeji, 8 Prbde., Fol. 22 M. — Encyclop. ou dictionn. d. connoiss. hum. Mis en ordre p. M. d. Félice, m. 10 Bdn. Tafln., 58 Frzbde., 4°, 60 M. — Deutschlds. Kunstsch. m. Text v. Görling, Woltmann, Abth. 2/9 (27 M.) 9 M. — Lieder z. Schutz u. Trutz, hersg. v. Lipperheide Prbd. 2.50 M.

Ferner in **neuen** Ex., meist **Prachtbdn.:** Wessely, Kunstübde. Frauen Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. dtsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 16 M. auch einz. ohne Bandzahl je 6 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 8 M. — Polko, A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. f. d. Kfmsstd. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlex. d. ges. Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. Danzel-G. Lessings Leben. 2. A., (10 M.) 5 M. — Börne's W. 12 Bde. (30 M.) 12 M. — Zeitschrift f. Ethnol., Anthropol. etc., herausg. v. Bastian, Virchow u. A. 1884 (20 M.) 9 M. — Hogarth, Zeichngn., 93 Stahlst. m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12 M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30 M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A., D. Hohenzoll. u. d. dtsch. Vaterl. (16 M.) 10 M. — Cuendios, Spanien u. d. Spanier, mit viel. Holzschn. u. 50 Tafeln, 1847 (30 M.) 7,50 M. — Correggio's und Il Parmesano's Werke in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., 133 Bl., gr. 4°, in Mappe (20 M.) 12 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr., n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Michel Angelo's sämmtl. W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 100 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M. — Tizian Vercelli's W. n. e. Ausw. d. bedeutdst. W. v. L. d. Vinci, G. Reni u. P. Veronese in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., Paris o. J. (20 M.) 12 M. — Stern u. Oppermann, D. Leben d. Maler f. Künstler u. Kunstfr., 2 Bde. Lex. 8°. M. 58 Portr. (15.60 M.) 6 M.

Lenchen im Zuchthause.

Ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts.

2. umgearbeitete Auflage. 1884. M. 6.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direct von **S. Glogau & Co.,** Leipzig.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchengeschichte

von der

ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach

weil. ord. Professor der Theologie in Basel.

Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.

Erster Band:

Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte.

Vierte Auflage.

Herausgegeben und mit einem literarisch-kritischen Anhang versehen

von

Dr. F. Nippold

ord. Professor der Theologie in Jena.

gr. 8. Preis: Mk. 7.

Mit der vorliegenden neuen Auflage des 1. Bandes von Hagenbach's Kirchengeschichte ist das 7 Bände umfassende Werk wieder vollständig geworden.

Der Preis für alle 7 Bände beträgt: Mk. 39. — Die Bände sind auch einzeln verkäuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8°. Geh. 18 Mark. Geb. 21 Mark.

Carriere's „Aesthetik" ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu gearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

☞ **Soeben beginnt zu erscheinen** ☜

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. — 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.**

Luftkurort ersten Ranges für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.**

Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Hierzu eine Beilage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der englisch-russische Conflict und der internationale Socialismus. Von Max Quarck. — Ueber Staatsexamina. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Des Königs Vermächtniß. Von Ernst Ziel. — Die Geschichte der Handschriftendeutung. Von Eugen Schwiedland. — Das literarische Berlin 1840—1860. Von Oskar Bulle. — Der Pariser „Salon". Von H. Dierks. (Schluß.) — Das Luther-Festspiel in Jena. Von B. L. — **Feuilleton:** Die Losung. Von E. Orzeszko. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstgewerbliches. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der englisch-russische Conflict und der internationale Socialismus.

Von Max Quarck.

Es wird in diesen Tagen viel gesprochen und geschrieben über den noch keineswegs beigelegten Conflict der Engländer und Russen in Asien und über seine wahrscheinlich sehr weitreichenden politischen und financiellen Folgen. Die europäischen Börsen sind durch die Ereignisse, die sich im Osten vorbereiten, in eine fieberhafte Unruhe versetzt. An die Rückwirkungen, welche die eine oder die andere Lösung jenes Conflictes auf die socialen Reformbestrebungen haben könnte, die sich ja glücklicherweise in fast jedem Culturstaate mehr Bahn brechen, ist dagegen noch nicht gedacht worden. Uns hat in recht lebhafter Weise daran erinnert ein diesen Gegenstand betreffender und noch wenig bemerkter Artikel von Jules Guesde, dem gefeiertsten der französischen Arbeiterführer, in einer der neuesten Nummern des größten französischen Arbeiterorgans, des Pariser „Cri du Peuple", der recht wohl als Manifest des, wie es sich zeigt, keineswegs todten internationalen Socialismus den kommenden Ereignissen gegenüber aufgefaßt werden kann und als solcher Beachtung verdient. Wir geben den bezeichnenden Artikel rein objectiv wieder. Er lautet unter der Ueberschrift „Es lebe der Krieg!" folgendermaßen:

„Die letzten Friedensversuche sind gescheitert. Einerseits hat Rußland auf die Forderung einer gemeinsamen Untersuchung des Vorfalles bei Aktepe einfach mit einer neuen und noch handgreiflicheren Verletzung des „feierlichen Abkommens" vom 17. März geantwortet; es hat sich Meruschaks bemächtigt, das noch 24 Kilometer weiter liegt als Pendscheh. Andererseits läßt Herr von Bismarck durch die ihm am nächsten stehenden Blätter die Stelle des Vermittlers ablehnen, die ihm zwar nicht angeboten, aber vorbehalten war.

„Hoffentlich werden sich die Geschicke erfüllen. In einigen Tagen, oder spätestens in einigen Wochen werden der moskowitische Militarismus und der englische Commercialismus handgemein geworden sein. Und während, nach dem „Temps" „das — capitalistische — Europa mit Schrecken das Gespenst eines solchen Krieges sich erheben sieht", klatschen wir mit beiden Händen Beifall zu diesem Zweikampf zwischen den beiden conservativsten Großmächten des Jahrhunderts, und wir sagen mit den Socialisten über dem Canal drüben und ihrem Parteiorgan, dem „Commonweal": „Möge dieser Zweikampf als Ausgang die endgiltige Vernichtung nicht blos des einen, sondern der beiden Gegner haben!" In der That, anders wie bei den Kriegen, die, indem sie ein Volk auf das andere hetzen, für die Reaction arbeiten, weil sie durch den Rassenhaß den Classenhaß verdrängen, wird der bevorstehende Krieg, dessen Wogen über den Köpfen der beiden, dem Namen nach engagirten, aber die eine so wenig als die andere bedrohten Nationalitäten zusammenschlagen, der Revolution in die Hände arbeiten, er möge endigen wie er wolle. Welches der zwei Systeme oder Regimes, die beide, wenn auch nach verschiedener Richtung, Unterdrücker sind, auch unterliegen möge; ob die russische Kaserne über das englische Comptoir siegt oder englisches Gold russisches Eisen bezwingt — eine der Schichten der gegenwärtigen Gesellschaft löst sich los, und durch diese Bresche wird die neue Ordnung der Dinge einziehen. Wir können in Folge dessen den Gott der Schlachten frei walten und schalten lassen: er ist gezwungen, er mag es anfangen wie er will, für uns zu arbeiten. Unterliegen die Russen, so stürzt der Zarismus zusammen und kommt die politische Emancipation Rußlands, die beinahe schon vor 30 Jahren nach der Einnahme Sebastopols eingetreten wäre. Und wenn Rußland, ich will nicht sagen socialisirt — denn es gibt historische Entwicklungsstufen, die man nicht überspringen, nur abkürzen kann — aber einfach „liberalisirt" ist, dann ist das Deutsche Reich mitten ins Herz getroffen, vereinzelt und unfähig, den wiederholten Vorstößen der Socialdemokratie zu widerstehen. Zu der Zeit, wo das arbeitende Deutschland zur Regierung kommt, wird auch die blutige elsaß-lothringer Frage gelöst — und zwar auf die einzig mögliche Art und Weise: durch die Aufhebung der Grenzen.

„Die Niederlage der Engländer dagegen bedeutet die sociale Emancipation Englands, Irland inbegriffen, die vor der echt communistischen Revolution nur durch das großartigste Colonial- und Handelsreich bewahrt werden, das es je gegeben hat. Wenn England trotz seinem Großgrundbesitze, trotz seiner entwickelten Industrie und der mächtigen corporativen Organisation seines Proletariates bisher das „loyale" — und conservative — Großbritannien, das der Graf von Paris bewundert, hat bleiben können, so kam dies daher, daß seine Arbeiter bei der Versorgung seines Weltmarktes immer oder fast immer Brot und Arbeit gefunden haben. Andererseits ist es ihm mit Indien und seinen „lucrativen Aemtern" möglich gewesen, sich durch die Befriedigung mit jenen der Söhne seiner Bourgeoisie, die keinen Wirkungskreis mehr in der Metropole finden konnten, zu entledigen und so „der Gefahr der Declassirten" zu entgehen, diesem Sauerteig der revolutionären Masse.

„Wenn aber der englische Handel durch feindliche Kreuzer oder Korsaren und durch die noch gefährlichere Concurrenz der Neutralen getroffen wird, wenn die Colonien sich loslösen und England mit dem indischen Reich den großen politischen und

Digitized by Google

administrativen Abflußcanal verliert — dann wird man sehen, wie lange noch die britische Plutokratie dauert, in die Mitte genommen von einer ausgehungerten Arbeiterclasse und den Beschäftigungslosen des Mittelstandes.

„Niederlage der Engländer oder der Russen — jede bedeutet den baldigen Triumph des internationalen Socialismus, dem die bevorstehende Katastrophe, sie komme von Nordost oder Nordwest, alle Trümpfe in die Hand spielen wird."

Soweit Jules Guesde. Wir haben seine Worte lediglich als Ausdruck der Hoffnungen wiedergegeben, die von dieser Seite auf den Ausgang des Kampfes in Asien, gesetzt werden, und möchten um keinen Preis, daß dieses neue Manifest des internationalen Socialismus für die nächste Zukunft von der gesammten europäischen Presse, die es noch nicht beachtet und gewürdigt zu haben scheint, übersehen würde.

Daß England nur noch mit Sorge auf seine Colonien blickt und blicken kann, wird ja täglich offenbarer. Namentlich der verhängnißvolle Verlust, der ihm in seinen indischen Besitzungen droht, ist wirklich nur noch eine Frage der Zeit. Mit großer Besorgniß hat die englische Presse schon öfters auf die unverhältnißmäßig starken Armeen der vielen einzelnen indischen Vasallen hingewiesen, die zusammen ein Heer von 350,000 Mann und somit eine wahre Gefahr für England bilden, der Letzteres nur 100 000 eingeborene Soldaten entgegenstellen kann. Aber der Anspruch auf äußere Macht gründet sich stets erst auf eine ebenfalls überlegene wirthschaftliche Stellung. Und solch eine selbstständige materielle Machtstellung haben sich die englischen Colonien in Indien eben mit der Zeit auch erworben. Denn die britischen Cottonkönige haben sich mit Schrecken eingestehen müssen, daß, um nur den Hauptartikel zu erwähnen, allein von 1880—1882 der Werth der Baumwolleinfuhr in Indien um fast 20 Millionen ab-, der der Ausfuhr solcher Waaren aber um 10 Millionen zugenommen hat. Und ebenso geht es in China, Japan, Egypten und sonstigen Haupterportländern Großbritanniens, die alle im Begriffe sind, eigene lebensfähige Industrien jeglichen Gewerbes zu entwickeln. Die Ungunst dieser naturgemäßen Verhältnisse hat der vorletzte indische Vicekönig in Indien, der Marquis of Ripon, erfahren müssen. Er wurde allerseits einer zu weit getriebenen Nachsicht gegen jene von Englands Cultur beleckten Indier beschuldigt, welche die Seele der antienglischen Bewegung in Indien darstellen, und deshalb seiner Zeit durch Lord Dufferin, den befähigtsten und kräftigsten, aber auch rücksichtslosesten und eigensinnigsten der gegenwärtigen englischen Diplomaten, ersetzt. Aber auch der Letztere hat selbstverständlich den Gang der Dinge nicht aufhalten können. —

Nun, wir haben lediglich die Aufmerksamkeit auf ein international-socialistisches Document lenken wollen, das im Zusammenhange mit Ereignissen, auf denen die Augen der ganzen Welt haften, steht. Man wird gut thun, diese unverhüllten Kraftäußerungen der „rothen Internationale" nicht gering zu schätzen. Im Augenblicke, wo wir auf dieses drohende Pronunciamento stoßen und dasselbe höher hängen, scheint es ja, als sollten die in ihm ausgesprochenen Hoffnungen gründlich getäuscht werden durch einen gütlichen Ausgleich des russisch-englischen Conflictes in Asien. Niemand ist aber im Zweifel darüber, daß damit nur eine Vertagung der endgültigen Lösung dieser Weltfrage erreicht wird. Das Manifest des internationalen Socialismus wird also über kurz oder lang wieder actuell werden. Eine sorglose Geringschätzung desselben ist demnach keineswegs am Platze — wenn man nicht Vogelstraußpolitik treiben will, die doch wohl mit Recht als veraltet gelten darf.

Ueber Staatsexamina.

Zu den allerschwierigsten Fragen, welche beim Studium und der Beamtencarriere aufgeworfen zu werden pflegen, gehört die Frage der Staatsprüfungen. Der Hauptzweifel nämlich besteht hier darüber, ob Professoren oder Nichtakademiker geeignet seien, die Staatsexamina abzuhalten. Für das Erstere wird gewöhnlich angeführt die größere Vertrautheit mit dem zu prüfenden Fache, für das zweite die größere Unbefangenheit und Objectivität des Prüfenden. Das System wird also sicherlich die größte Vollkommenheit besitzen, welches beide Arten von Examinatoren vereinigt, wie dies ja öfters, sowohl beim juristischen, wie beim philologischen Staatsexamen, der Fall ist. Indessen, so sehr man auch vielleicht überall bestrebt ist, diese Mischung durchzuführen, so wenig geschieht gewöhnlich, um den allerbedenklichsten Umstand zu vermeiden, welcher Studium und Examina schwer zu schädigen vermag — die Continuität der Commissionen.

Indem wir vorweg erwähnen, daß im Allgemeinen die Constanz der Prüfungscommission in Süddeutschland gewöhnlicher ist (wo meistens nur der Regierungscommissarius gewechselt wird) als in Norddeutschland, wo wenigstens ein jährlicher Wechsel stattfinden soll, wird es zweckdienlich sein, diejenigen Inconvenienzen aufzuzählen, die, eine Folge dieser unverrückbaren akademischen Examinatoren, entstanden sind. Zunächst nämlich ist einleuchtend, daß die Studenten im Allgemeinen, um solche Vorlesungen zu hören, sich für verpflichtet halten, oder wenigstens diesen ein größeres Interesse und größeren Fleiß widmen, welche von den Examinatoren gelesen werden. Davon ist aber wieder eine Folge, daß sehr wichtige Vorlesungen, die von den Examinatoren nicht gelesen werden, fortwährend an Werth verlieren, und im Gegensatz dazu andere sehr unwichtige, weil sie von den Examinatoren gelesen werden, allmählich an Werth gewinnen und gewöhnlich sich dadurch einen Weg in die Examinationsfächer bahnen, obwohl sie ursprünglich dazu gar nicht bestimmt gewesen sind. Um ein Beispiel aus der classischen Philologie zu wählen, so werden die wichtigsten exegetischen Vorlesungen nicht gehört, wenn sie nicht von den Examinatoren gehalten werden, verlieren dadurch bedeutend an Werth und allmählich auch ihre Bedeutung für das Examen, weil die Examinatoren kein besonderes Interesse dafür haben. Andererseits werden, wenn ein Archäologe in der Prüfungscommission sitzt, die archäologischen Vorlesungen nicht nur über Gebühr und über jeden wissenschaftlichen und pädagogischen Werth hinaus gehört, sondern sie gewinnen sich allmählich ein bedeutendes Feld beim Staatsexamen, wiewohl dies den ursprünglichen Intentionen des Examens vollständig fern lag.

Als ganz besonders bedenklich darf das Prüfen ganzer Facultäten angesehen werden, wie dies vereinzelt bei juristischen Examina vorkommt. Wenn schon die verwirrende Menge der Examinatoren von unheilvollem Einfluß ist, der sachlich gar nicht begründet erscheint, da mit Leichtigkeit mehrere Fächer in eine Hand gelegt werden könnten (vorausgesetzt, daß überhaupt eine Prüfung in allen nothwendig erscheint), so ist wohl als ungünstigste Wirkung aufzufassen die auf den Geldbeutel der Studirenden. Denn wo alle Ordinarien der Facultät examiniren, ergibt sich von selbst ein Studienzwang, der die größten Dimensionen anzunehmen pflegt. Nun kann ja eine Vertheuerung des juristischen Studiums in Zeiten der Ueberfüllung aus praktischen Gründen wünschenswerth oder geboten erscheinen, man wird aber nicht umhin können, diesen Modus als eine sonderbare Entfernung von einer idealeren Richtung des Universitätsstudiums aufzufassen, auf welche einsichtigere Facultäten doch unter allen Umständen zu bringen berufen sind.

Doch dies sind alles Kleinigkeiten im Vergleich mit zwei anderen Nachtseiten, die allerdings einen so zersetzenden Einfluß ausüben, daß hierbei die Staatshilfe unter allen Umständen geboten erscheint. Es können nämlich sehr schlecht situirte oder gewissenlose Professoren sich eine vollständige Synekure durch die Prüfungen erwerben und einen sehr bedenklichen

Digitized by Google

Terrorismus ausüben, indem sie für das Durchkommen beim Examen die Testirung über sämmtliche von ihnen abgehaltene Vorlesungen verlangen. Einige treiben den Cynismus hierbei so weit, daß sie unverholen beim Examen und in den Vorlesungen diese ausdrückliche Forderung stellen.

Der zweite Nachtheil ist noch viel bedenklicherer Natur. An den meisten Hochschulen, welche jene Einrichtung mit den constanten Prüfungscommissionen haben, ist das Studium in den letzten Jahren immer mehr so eingerichtet worden, daß nur die Prüfungsfächer und die Examinatoren, die jeder vom ersten Semester an kennt, gehört zu werden pflegen. Dadurch ist ein banausischer Zug in das Studium hineingekommen, der in steter Steigerung begriffen ist und früher ganz unbekannt war. Man studirt heute nicht mehr eine Wissenschaft, sondern man studirt das Examen. Da naturgemäß bei diesem Verfahren auch schlechte Lehrer, die ohne Mitwirkung in der Prüfungscommission gar keine Anziehungskraft ausüben würden, zu hoher Anerkennung bei den Studenten gelangen, so ist ja kein Zweifel, daß das Studium selbst tiefer und tiefer sinken und auf diese Weise eine allmähliche Depretiation des Beamtenstandes eintreten muß. Ganz besonders aber wird dadurch die Entwickelung einer individuellen Beanlagung, die bei dem früheren System nicht ausgeschlossen war, mehr und mehr zur Unmöglichkeit.

Es wird aber bei dieser Gelegenheit zweckmäßig sein, die Frage überhaupt zu streifen, welche Nachtheile das Examiniren durch Professoren mit sich bringt. In erster Linie steht fest, daß die meisten Professoren eine Vorlesung nur in der Weise beim Examen verlangen, wie sie dieselbe vorgetragen haben. Es ist daher bekannt, daß an manchen Universitäten es von gar keinem Nutzen ist, daß der Candidat die betreffende Vorlesung irgendwo anders gehört hat, weil von dem Examinator nur nach seinem eigenen Vortrag examinirt wird. Davon ist denn die nothwendige Folge, daß der Professor weit eher seinen persönlichen Standpunkt in einer wissenschaftlichen Frage herauskehren und verlangen wird. Eine weitere Folge aber ist, daß ein Professor Diejenigen chicanirt und womöglich durchfallen läßt, jedenfalls ihnen eine geringere Note gibt, welche nach seiner Ueberzeugung zu wenig bei ihm gehört haben. Dies pflegt besonders bei medicinischen Examina einzutreffen. Es ist Thatsache, daß durch solche Uebelstände oftmals Differenzen in der Commission vorgekommen sind. Dadurch pflegt aber das Examen selbst viel einseitiger zu werden, und es sind zahlreiche Beispiele bekannt und durch Candidaten verbreitet worden, in welcher Weise diese Einseitigkeit sich in jeglichem Examen kundgegeben hat. Ein berühmter Historiker pflegte stets nach den kleinasiatischen Provinzen zu fragen, durch welche Alexander d. Gr. marschirt ist, ein berühmter Philologe stets nach den Odysseehandschriften, ein Geograph nach der Umgegend Neapels. Ebenso zahlreich sind die Steckenpferde der juristischen Professoren. Eine nicht minder bedauerliche Folge aber entspringt dem unpraktischen Wesen, durch welches manche Professoren sich auszeichnen. Vorzugsweise bei ihnen wird daher nicht ungewöhnlich sein, daß in dem einen Fall viel zu schwer und nach Sachen gefragt wird, die ein Candidat gar nicht wissen kann, in einem anderen Fall viel zu leicht. Besonders beim Oberlehrerexamen sind zahlreiche Beispiele bekannt geworden, daß ein Professor dieselben Fragen für die höchste Facultas, für die mittleren Classen und für die allgemeine Bildung gestellt hat, und ein berühmter Philosoph pflegte für die allgemeine Bildung der Philologen stets nach sehr subtilen Systemen neuerer Philosophen zu fragen.

Man wird nicht leugnen können, daß in alle diese Fehler die Praktiker viel seltener verfallen werden, so daß deshalb die Prüfungen durch Praktiker den Vorzug zu verdienen scheinen. Indessen zeigen sich auch bei ihnen Schattenseiten, die nicht zu unterschätzen sind. Als ein Hauptnachtheil pflegt angeführt zu werden, daß der Praktiker in der Regel die Persönlichkeit des Candidaten gar nicht kennt und deshalb gar nicht im Stande ist, auf eine individuelle Richtung und Beschäftigung einzugehen, die dem Professor bei seinem Candidaten bekannt zu sein pflegt. Wenn dies auch zugegeben und als Nachtheil zugestanden werden muß, weil dadurch gerade sehr fleißige und befähigte Candidaten, wenn sie Unglück beim Examen haben, in eine ungünstigere Lage kommen können, als dies bei dem ihnen persönlich bekannten Professor der Fall wäre, so spricht doch andererseits wieder Manches gegen ein solches Vertrautsein mit der Person des Candidaten.

Wenn nun nach dieser Auseinandersetzung Keinem zweifelhaft sein dürfte, daß nur eine gemischte Commission vor großer Einseitigkeit zu schützen im Stande ist, so wird doch die Nothwendigkeit noch anderer Vorsichtsmaßregeln einleuchtend sein, durch welche alle erwähnten Unzuträglichkeiten vermieden werden. Es müssen nämlich noch zwei Momente mit Consequenz durchgeführt werden. Erstens muß die Commission alljährlich wechseln, wenigstens in einem Theil seiner Mitglieder, und zweitens darf die neue Zusammensetzung erst unmittelbar vor der Staatsprüfung öffentlich bekannt gemacht werden, so daß die Candidaten sich nicht darauf einrichten können. Ferner aber sollen nicht die Ordinarien allein zu Prüfungen zugelassen werden, sondern auch die Extraordinarien und die älteren Docenten, schon deshalb, um auch ihnen die Wohlthat größeren Vorlesungen zuzuweisen und zu prüfen, ob sie in Zukunft für diese Thätigkeit geeignet oder ungeeignet erscheinen, wobei wir gar nicht einmal betonen wollen, daß die Humanität verlangt, daß sie auch an den in Folge des Examens entstehenden pecuniären Annehmlichkeiten theilnehmen sollen.

Ganz besonders soll aber auch von Staatswegen darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Universitätsstudium nicht allein den Zweck hat, daß man sich zum Staatsexamen vorbereite und nur die Fächer des Staatsexamens höre und mit ihnen sich näher beschäftige, sondern daß das mehr oder minder selbstständige Eindringen in die Wissenschaft die Hauptsache sei, woraus sich nachher mit der üblichen Vorbereitung das Examen von selbst ergeben müsse. Wir fürchten, daß durch die Festhaltung des bisherigen Systems ein banausisches, unkritisches und unselbstständiges Beamtenthum groß gezogen werde, welches einmal die Regierungen mit großer Sorge erfüllen könnte. Ganz besonders aber liegt der Fall im Bereich der Möglichkeit, daß das Beamtenthum diejenige Sicherheit und Selbstständigkeit in der Auffassung und in der Kritik verliert, welche es früher in den Augen der Menge emporgehoben und von der kritiklosen Masse mit scharfer Grenze gesondert hat. Das aber dürfte für jeden Culturstaat als ein bedenklicher Rückschritt zu betrachten sein, ganz besonders für die größeren Staaten, deren Entwickelung, Gesetzgebung, Unterricht und Rechtsprechung im Wesentlichen von einem gediegenen und kritisch entwickelten Beamtenthum abhängig sind.

Philosophus.

Literatur und Kunst.

Des Königs Vermächtniß.

(Ballade.)

Es herrschte ein König im Norden
— Sein Reich war Klippe und Eis —
Vom Schloß an des Meeres Borden
Erließ er dies Geheiß:

„Vernehmt, nun will ich sterben —
Mein Schwert, am Steine zerschell's!
Doch setz' ich ein zu Erben
Den Nordwind, den Donner, den Fels.

Du Nordwind, fahre mit Brausen
Unerbittlich über dies Land,
Wie einst über Knechte mit Sausen
Gefahren ist meine Hand!

Digitized by Google

Du Donner, mit rastlosem Grimme
Durchschreck' all was hier lebt!
Es soll eines Königs Stimme
Nicht sterben, wenn man ihn begräbt.

Du Fels, steh' schroff auf der Düne
In ragender Schönheit am Belt
Und blicke gleich mir, ein Hüne,
Verachtend auf Menschen und Welt!

Und kommt einst die heilige Stunde,
Da erloschen der Menschheit Geschlecht,
Dann erwach' ich im Grabesgrunde
Und erneu're mein königlich Recht.

Dann umbrause mich, Nordwind, mit Toben,
Dann umdröhne mich, Donner, mit Macht!
Auf Deinem Scheitel hoch oben
Will ich thronen, o Fels, in der Nacht.

Dann freut mich die schreckliche Leere,
Weil die Erde von Schwächlingen rein —
Da droben der Himmel, der hehre,
Hier unten ein König — allein!

Ernst Ziel.

Die Geschichte der Handschriftendeutung.

Von Eugen Schwiedland.

Die Graphologie oder Lehre von der Handschriftendeutung, welche aus der äußeren Form der natürlich fließenden Schrift nach festen Regeln die geistige und sittliche Persönlichkeit des Schreibers zu erfassen strebt, hat in neuester Zeit wieder das Interesse des großen Publicums erregt. Vor ungefähr dreißig Jahren war sie in Folge der bekannten Handschriftendeutungen Henze's in der „Illustrirten Zeitung" J. J. Weber's sehr populär geworden, doch Henze's Mittheilsamkeit über seine Kunst war stets gleich Null, und so erlosch dieses Interesse bald.

In neuerer Zeit hat man versucht, die Graphologie objectiv, das ist nicht nach subjectivem Gefühl und Eindruck urtheilend, auf fester Basis aufzubauen, und trotz der discreditirenden Thätigkeit falscher Propheten, die dem ernsten Bestreben auf diesem Gebiete mitunter die Existenz erschweren, trotz der ewigen Spötter, welche ihren Realismus durch frivole Witze bekunden wollen, trotz der theilweisen Unsicherheit, welche die neue Kunst in ihrem ersten Auftreten naturgemäß begleiten mußte, während man gleich in allen Punkten Fertiges verlangte, hat sie wieder die Blicke auf sich gezogen. Es wird der Leser vielleicht schon deshalb nicht ungern einen kurzen Blick auf all' jene Bestrebungen werfen, aus denen die Handschriftendeutungskunde allmählich hervorgetreten ist.

Man liebt es, seine Meinung — wenn auch am meisten nur so lange, bis sie nicht allgemein anerkannt wird — durch Zeugnisse hervorragender Männer zu stärken, und da ist der Engländer wie der Deutsche gemeiniglich geneigt, in allen Dingen, betreffe es Philosophie, Seelenkunde, Kunst, Politik oder Lebensweisheit, einen großen Dichter als Autorität anzuführen, gegen welchen es keinen Widerspruch gibt und welchem nichts vom Getriebe der Epigonen unbekannt oder ungeahnt geblieben, nämlich Shakespeare und Goethe, — während der deutsche Gelehrte es mit Aristoteles fast ebenso hält.

Auch auf unserem Gebiete ist man, jedoch zuerst von französischer Seite, geschichtlich forschend bis Aristoteles oder zumindest bis Shakespeare oder Goethe zurückgegangen. Man hat Griechen und Römer um ihre graphologischen Erfahrungen befragt, wobei sich Suetonius am gefälligsten erwies, und man hat dann, auf die Späteren übergehend, wie berichtet wurde, in dieser Hinsicht auch Shakespeare zur Aeußerung bewogen. Wie berichtet wurde, denn wenn man näher zusieht, und anstatt dem Hörensagen zu folgen, selbst jene Großen hört, so zeigt sich, daß die Alten bloß einzelne wenige Bemerkungen über die Schrift machen, wie sich etwa Livius bei thierischen Mißgeburten und sonstigen Zeichen und Wundern aufhält oder wie Suetonius, wenn Augustus oder Nero einen Schnurrbart getragen hätten, dies aufgezeichnet hätte. Shakespeare vollends mag von Dem, was man ihm nacherzählt, in Wahrheit gar nichts wissen. Nur der emeritirte Professor der Philosophie und Medicus zu Bologna, Camillo Baldus aus dem siebzehnten Jahrhundert — mit dem Rechtslehrer Baldus (de Ubaldis) aus dem vierzehnten nicht zu verwechseln! — läßt sich, da er mit Vorliebe über ähnliche Gegenstände forschte, gern de ratione cognoscendi mores et qualitates scribentis ex ipsius epistola missiva, sive de divinatione epistolaria, das ist: über die Art, Jemandes Sitten und Wesen aus seinem Schreiben zu erfassen, vernehmen. (Italienische Originalausgabe des Büchleins zu Carpi, 1622, die lateinische Uebersetzung zu Bologna, 1664.) Doch es sind nur wenige graphologische Ahnungen, welche wir bei Baldo finden.

Von einem ähnlichen Werke aus derselben Zeit haben wir nur eine schwache Spur. Crasso erzählt in seinen, ihrem Titel ganz entsprechenden „Elogii" (I. p. 377)*), daß der hochberühmte Markus Aurelius Severinus, welcher 1656 als Professor der Anatomie an der Pest zu Neapel starb, ein ungedruckt gebliebenes Manuscript hinterließ, dessen Titel (Vaticinator s. tractatus de divinatione literali) auf einen ähnlichen Inhalt schließen läßt.

Die Kunst, die Handschrift zu „errathen" soll ein unbekannt Gebliebener unter Ludwig XIV. geübt haben. D'Oboucet erzählt, eine Dame habe demselben die Schrift des Königs gezeigt und er habe sehr Schlechtes davon gedacht. Als ihm die Dame wissen machen wollte, daß diese Schrift vom Roi Soleil herrühre, habe er gesagt, seine Kunst lehre ihn nicht, die Könige, sondern die Menschen erkennen.

Johann Caspar Lavater, der Züricher Pfarrer, theilt der Mitwelt seine über die Handschrift erworbenen einschlägigen Kenntnisse bereitwillig mit. Er entwirft Charakterbilder nach der Schrift und schreibt in seine Physiognomik**) ein Capitel „über den Charakter der Handschrift". Lavater scheint nach dem Eindruck der Schrift geurtheilt zu haben und nicht nach objectiv-faßbaren Regeln, obwohl ihn seine ganze positive Geistesrichtung und sein Beobachtungssinn zur Auffindung präcis formulirbarer Gesetzmäßigkeiten, zu concreten graphognomischen Abstractionen drängte.

Ein Zeitgenosse Lavater's, Joh. Chr. A. Grohmann, der den Eindruck eines durchaus ernsten Menschen macht, veröffentlichte 1792 in Berlin eine „Untersuchung der Möglichkeit einer Charakterzeichnung aus der Schrift", die sich heute natürlich sehr naiv anhört. Er macht dabei einige interessante Bemerkungen, die wir — mit aller Reserve — registriren wollen:

„Kritiker, Geschichtswisser, Mathematiker, will ich wohl unter tausend Handschriften mit Gewißheit herausfinden und habe sie auch jederzeit, ohne mich zu trügen, herausgefunden." — „Körperbau, Stimme, Farbe, Haar, Alles ist für den Beobachter des Menschen auch leicht in seiner Handschrift zu finden — ich sage für den Beobachter des Menschen, der ihn zugleich als Anthropolog kennt. Blonde Haare — blaue Augen, weiße rosige Wangen des Mädchens — niemals habe ich sie in der Handschrift verkannt oder gefunden, wo sie nicht waren."

---

*) „Crasso (Laurentius), ein Baron und Jurisconsultus von Neapolis", — sagt Jöcher (nach Toppi's Bibliotheca Napoletana) in seinem ehrwürdigen Lexikon der Gelehrten aller Stände, die seit Erschaffung der Welt gelebt — „lebte in der Mitten des XVII. Seculi, und schrieb Elogii d'uomini letterati, darinne er aber mehr einen Panegyristen als Historicum abgegeben."

**) S. 70 fg. des IV. Bandes der Wiener Ausgabe derselben (1829).

Digitized by Google

Die gelinde Fluth mehr oder minder unverläßlicher Anleitungen, welche zu Beginn dieses Jahrhunderts in Almanachs und Jahrbüchern erschienen, unbeachtet lassend, wenden wir uns zum Privatsecretär des gefeierten Dichters, Gelehrten und Staatsmannes Goethe, dem Doctor und Hofrath Johann Peter Eckermann, der uns in seinen „Gesprächen" bereitwillig über Goethe's graphognomische Neigungen belehrt. Wir erfahren von Eckermann, daß Goethe eine Sammlung von Autographen angelegt hatte,*) welche er zu vermehren bestrebt war,**) und daß er auch aus der Form der Handschrift auf den Charakter des Schreibers schloß.***)

Seine Meinung über die Handschriftendeutung gibt uns der Meister in einem längeren Brief, den er im Jahre 1820 an den Autographensammler und Rentmeister Karl Preusker gerichtet hat, selbst zu erkennen. „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne", schreibt Goethe, „ist wohl kein Zweifel . . . . Jedoch möchte wohl auch hiebei mehr das Gefühl als ein klares Bewußtsein Statt finden; man dürfte sich wohl darüber im Einzelnen aussprechen, dieses aber in einem gewissen methodischen Zusammenhange zu thun, möchte kaum Jemand gelingen. Indessen da ich selbst eine ansehnliche Sammlung Handschriften besitze, auch hierüber nachzudenken und mir selbst Rechenschaft zu geben oftmals Gelegenheit genommen, so scheint mir, daß ein Jeder, der seine Gedanken auf diese Seite wendet, wo nicht zu fremder, doch zu eigener Belehrung und Befriedigung, einige Schritte thun könne, die ihm eine Aussicht auf einen einzuschlagenden Weg eröffnen."

Dieses Urtheil ist ganz bezeichnend für den damaligen Zustand der Handschriftendeutung, als Goethe darüber auch mit Lavater correspondirte, und es charakterisirt die subjective, jedoch nach objectiven Regeln strebende Seite der damaligen graphognomischen Forschung.

Nur noch den Aufsatz des Professors der Medicin zu Paris, Moreau (de la Sarthe), citirend, welchen dieser im Jahre 1806 über die Handschriftendeutung zu Lavater's großer französischer Ausgabe schrieb, eilen wir zu Adolf Henze, dem ersten allgemein bekannten Handschriftendeuter, dessen Deutungen gegen das Ende der fünfziger Jahre das größte Aufsehen und Interesse erregten.

Henze urtheilte scheinbar in Folge unmittelbarer Erkenntniß, sozusagen instinctiv nach dem Eindruck, besser gesagt, nach dem Gefühl, das der Duktus der Schrift in ihm erweckte. Es hieße zu weit abschweifen, dem Leser die sehr natürliche Erklärung dieser Art Intuition hier zu geben. Henze hat sich gleich Lavater, und noch viel mehr als dieser, im Gegensatze zur heutigen Art der Charakterzeichnung aus der Handschrift, mehr auf die Bezeichnung des Hauptzuges und Umrisses des einzelnen Charakters beschränkt, gab jedoch vor, auch das Alter des Schreibers genau zu wissen und zeichnete hier und da sogar das Aeußere der Person nach der Handschrift nieder — ob auch richtig, wage ich nicht zu sagen. Ein „Chirogrammatomantie" betiteltes Buch, das er schrieb, enthält zwar eine Selbstbiographie des Verfassers, jedoch keine einzige objective und stichhaltige Begründung seiner ganz auf subjectivem Gefühle beruhenden Urtheile über die eingestreuten Facsimiles. — Henze starb in gänzlicher Zurückgezogenheit Ende 1883.

War auch in Frankreich kein selbstständiges Werk über die Handschriftendeutung erschienen, — das 1812 zu Paris erschienene Büchlein „L'art de juger de l'esprit et du caractère des hommes et des femmes sur leur écriture" etc. scheint zwar seinem Titel nach graphologischen Inhaltes zu sein, ist es jedoch kaum, — so war man auf unserem Gebiete doch nicht stehen geblieben. Ein vor etwa dreizehn Jahren verstorbener französischer Jesuitenpater Namens Martin soll ein graphologisches System gehabt haben, durch welches er die physische und moralische Person des Schreibers erkennen wollte. Seine Grundprincipien, oder Regeln, soll er einem seither verloren gegangenen, in schlechtem Latein abgefaßten Büchlein („Prosperi Aldorisci ideographia"?) entnommen haben, das vor 1700 gedruckt worden sein soll. Es ist nur mehr ein directer Schüler des Pater Martin bekannt, der jedoch, gleich Henze und — George Sand, kaum eine feste Regel anzugeben vermag.

George Sand, welche gleich Lavater und Goethe einen entschieden positiv veranlagten Geist besaß, hat ebenfalls Handschriftendeutung getrieben. Sie entwarf (1871) ein kurzes, jedoch sehr interessantes Charakterbild vom Abbé Michon, von dem noch die Rede sein wird, und schrieb ihm gleichzeitig: „ich kann mich ganz irren, ich habe kein System, aber ich erhalte viele Briefe; natürlich führt mich der Instinct des Beobachtens dazu, daß ich mir eine Idee von den Personen nach dem Ganzen ihrer Handschrift mache; ich behaupte nicht, mich nie geirrt zu haben, aber ich habe oft richtig gerathen."

In den Schriften zahlreicher hervorragender Männer finden sich Stellen, welche beweisen, daß ihre Autoren alle aus der Handschrift auf die Schreiber zu schließen pflegten. Ich nenne nur Hawthorne, — den bekannten amerikanischen Novellisten —, Walter Scott, welcher in seinen „Chronicles of the Canongate" (I, Ch. II. p. 28—29) eine interessante Charakterskizze nach einer fictiven Schrift entwirft, Disraeli Vater,*) W. v. Humboldt, Knigge, den Historiker von Woltmann, Fourier und von den Jüngeren die Dichterin E. Browning und Alphonse Daudet.**) Demnach beziehen sich auch die folgenden interessanten Geschehnisse, welche wir im ersten Bande der Memoiren des Grafen Horace von Viel Castel***) (auf Seite 38) finden, auf Wilhelm von Humboldt:

---

*) Unter anderen ähnlichen Stellen schreibt Eckermann am 9. Februar 1823: „Abends bei Goethe . . . . Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften."

**) Unter dem 1. Januar 1831, wo Eckermann über die künftige Redaction und Herausgabe von Briefen Goethe's spricht, heißt es: § 10. „In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merkwürdiger Menschen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müssen nicht unterdrückt werden, indem sie alle durchaus charakterisirend und liebenswürdig erscheinen." Eckermann las diese Punkte Goethe vor, der ihnen „seine beifällige Zustimmung gab".

***) Eckermann schreibt am 2. April 1829 u. A.:

„Sehen Sie sich einmal um" — fuhr Goethe fort — „hinter Ihnen liegt auf dem Pult ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte." — „Dieses blaue Briefcouvert?" sagte ich. — „Ja", sagte Goethe, „nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er diese Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?" — Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Merck könnte so geschrieben haben", sagte ich. — „Nein", sagte Goethe, „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder haben ihn bei diesem Convert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen."

---

*) Herr J. H. Ingram in London theilt mir aus den Litterary Curiosities des älteren Disraeli die folgenden Excerpte mit: „The handwriting bears an analogy to the character of the writer as all voluntary actions are caracteristic." — „To every individual Nature has given a distinct sort of writing, as she has given them a peculiar countenance, voice and manner."

**) „Cela tenait . . . à cette mobilité d'esprit visible jusque dans son écriture qui ne se ressemblait jamais." (Numa Roumestan, S. 26.) — „Quelque temps après, une lettre arriva, qui avait dans sa grosse écriture de plume d'oie, la brusquerie d'accent, les cocasseries d'expression de la tante et trahissait son esprit brouillon par l'absence absolue de ponctuation, les sauts prompts d'une idée à une autre." (Ibidem, S. 30.) — Eine ähnliche Bemerkung findet sich auch bei Schopenhauer.

***) Mémoires du Comte Horace de Viel Castel sur le règne de Napoléon III. (1851—1864), publiés d'après le manuscrit original. 2e édition. Paris, 1883.

Digitized by Google

„Frl. v. Duras erhörte den Marquis von Custine gern und die Heirath Beider sollte bald kundgegeben werden. Eines Morgens waren im Salon der Herzogin von Duras außer dem sich liebenden nicht-officiellen Brautpaar der Graf Nieuwerkerke, der Freiherr von Humboldt und einige Habitués anwesend. Der Baron von Humboldt gab vor, den Charakter aus dem bloßen Anblick der Handschrift zu erkennen und diese Behauptung, deren Richtigkeit er durch zahlreiche Proben bewiesen hatte, bildete an diesem Morgen den Gegenstand des Gespächs. „Lassen Sie sehen" — sagte auf einmal Frau von Duras, indem sie einen Brief aus ihrem Gürtel zog — „lassen Sie einmal sehen, Herr von Humboldt, ob Sie uns aus der Schrift, die ich Ihnen überreiche, den Charakter des Urhebers dieses Briefes beschreiben können." Der Baron von Humboldt sammelt sich, als großer deutscher Gelehrter, der er ist, betrachtet die Schrift und beginnt eine Dissertation über die Form der Buchstaben, ihre Physiognomie, ihre Absonderlichkeiten; dann fängt er an zu beweisen, daß der Schreiber, von dem sie herrühren, ein außergewöhnliches Wesen sei, mit bizarren Neigungen, einer korrumpirten, regellosen Imagination, ohne Moralität .... kurz, er zeichnet ein abscheuliches Bild, trotz der Anstrengungen der Herzogin von Duras ihn zu unterbrechen, denn der also beurtheilte Schreiber war Niemand anders, als der Marquis von Custine. Die Heirath ging in die Brüche. Custine heirathete Frl. v. Courtomer, dann wurde aus ihm jenes Wesen ohne aussprechbaren Namen, das wir kennen. Herr v. Humboldt hatte sich nicht geirrt." — —

Die französische Schriftstellerin Emilie de Vars gibt in einer graphologischen Broschüre mit Quellenangabe ein sehr interessantes Charakterbild, das ein Abbé, Namens Flandrin, nach einem Manuscriptstücke Silvio Pellico's entworfen hatte. Ein graphologischer Schüler dieses Abbé Flandrin, — welch' letzterer in den dreißiger Jahren einem kleinen Kreise von Männern angehörte, die sich mit graphismatoskopischen Studien in unserem Sinne befaßten und schon, gleich ihm, versuchten, einzelne Schriftproben als graphologische Typen aufzustellen —, war ein junger Cleriker voll edlem Ehrgeiz, feurigem Idealismus und lebhaftem Geiste, Namens Jean-Hippolyte Michon, der später als der eigentliche Begründer der Graphologie (welcher er auch diesen Namen gab) Schule machen sollte. Mit Michon vollzieht sich der Uebergang aus dem subjectiven, gleichsam instinctiven Gefühl, womit bis dahin geurtheilt oder zu urtheilen versucht wurde, zur objectiv-sicheren, auf festen Regeln beruhenden, die entscheidenden Schrifteigenthümlichkeiten abmessenden Graphologie. Michon's offenes, spontanes und mittheilsames Wesen schloß jede mystische Geheimnißthuerei aus, sein wissenschaftlich gebildeter Geist zeigte ihm die Methode, welche er auf die Handschriftendeutung anwenden mußte, um durch sie in dreißig Jahre langen Mühen zahlreiche Regeln der Graphologie auf inductivem, empirischem Wege präcis zu bestimmen, und seine Genialität, sowie sein alle materiellen Interessen vernachlässigender Feuereifer lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf seinen Lieblingsgegenstand.

Er hielt öffentliche graphologische Vorträge und Consultationen, schrieb Charakterbilder, sogenannte Porträts, nach der Handschrift, gab mit Desbarolles — der umsonst eigens nach Leipzig gereist war, um von Henze Aufschluß über die Art zu gewinnen, wie er arbeite — im Jahre 1870 „Les mystères de l'écriture" unter dem Namen Jean-Hippolyte heraus, begründete 1872 das unter seiner Leitung die Graphologie ebenso fördernde als interessante Fachblatt „La Graphologie", gründete die „Gesellschaft für Graphologie" zu Paris, deren erster Präsident er war, und schrieb dann innerhalb acht Jahren successiv sechs grundlegende graphologische Werke, wobei er stets für seine Ideen Propaganda machte, in Fälschungsprocessen als ausschlaggebender Experte fungirte, Reisen machte und anderweitige — theologische und historische — Studien unternahm.

Michon, dessen 1881 in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre erfolgter Tod einen empfindlichen Schlag für die Graphologie bedeutet, hat diesen neuen Zweig einer praktischen Psychologie zu einer relativ staunenswerthen Vollkommenheit erhoben. Sein Streben geht vor Allem nach Klarheit und Anschaulichkeit. Der Graphologe im Sinne Michon's urtheilt nicht mit subjectivem Gefühl bloß nach dem allgemeinen Eindruck einer Handschrift, sondern — wir wiederholen es — er mißt und wägt die einzelnen graphologisch relevanten Einzelheiten derselben objectiv, mit klar bewußter Würdigung. Und hierin liegt der Umstand, dem die Graphologie die bisherige Höhe, welche sie durch Michon und dessen wenige berufene Nachfolger und Nachstreber in der Empirie erreicht hat, in erster Linie verdankt. Dabei wird der Graphologe in unserem Sinne — abgesehen davon, daß er auch berufen ist, die ernste und schwierige Handschriftendeutungskunde fortzubilden — keineswegs ein lebendiges Compendium oder wandelndes Regelbuch sein; vielmehr kommt es sehr auf sein klares Urtheil, seine Erfahrung und seine scharfsinnige Menschenkenntniß an.

Es stellt sich nun der theoretischen Forschung die Aufgabe, zu untersuchen, ob die Graphologie vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft Berechtigung, einen theoretischen Hintergrund, ob sie eine wissenschaftliche Begründung hat, und wenn ja, ob die exacte Forschung die einzelnen bisher inductiv gewonnenen, durch die Erfahrung auch bestätigten Sätze bekräftigt und umgekehrt. Dabei aber gibt es auch auf dem praktischen Gebiete noch vieles zu leisten.

Das literarische Berlin 1840—1860.

Von Oskar Bulle.

Vor wenigen Jahren hörte ich im fernen Osten an dem traulichen Kamine eines deutschen Hauses zum ersten Male den Namen Scherenberg's. Der Hausherr las uns „Waterloo" und später „Ligny" vor, und ich erinnere mich, welchen mächtigen Eindruck diese wuchtig einherschreitenden Schlachtgesänge auf den Zuhörerkreis machten, und wie eifrig wir nachher in der Bibliothek nach weiterer Kunde über den Sänger forschten. Wir mußten lange suchen und schließlich fanden wir doch nichts Anderes, als magere biographische und bibliographische Angaben, als die kurzen Notizen, daß der Dichter 1798 geboren und ein Pommer sei und daß er außer jenen genannten Gedichten noch „Leuthen", „Abukir" und „Hohenfriedberg" gesungen und einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben habe. Trotz aller Kürze dieser Angaben fehlte aber niemals die kategorische Randbemerkung, daß Scherenberg ein Dichter der „Reaction", des „specifischen Borussenthums" des „preußischen Militarismus" u. s. w. sei und daß er wohl ungeheuer viel „Originalität", aber wenig Geschmack und „eigentliches poetisches Talent" besitze. Kurzum, wir mußten bald, da eine reactionäre oder gar borussische Literaturgeschichte nicht aufzutreiben war, unsere literarhistorischen Forschungen nach diesem Dichter aufgeben, und schämten uns innerlich nicht wenig, daß wir wieder einmal so wenig Geschmack bewiesen hatten, die Werke eines von allen Literaturgeschichten längst bei Seite gelegten Dichters für erhebend und großartig zu halten.

Seitdem hatte ich von diesem Waterloo-Scherenberg nie wieder etwas gehört, bis mir die Kunde ward, daß Theodor Fontane ein Buch über ihn herauszugeben vorhabe. Denn der Name Scherenberg's ist in der That uns, der jüngeren Generation, deren persönliche Erinnerungen nicht über die siebziger Jahre zurückreichen, sehr fremd geblieben. Nur der Zufall oder der Verkehr in den immer mehr sich verengernden Kreisen, in welchen noch ein gewisser Freundschafts- oder auch ein patriotischer Cultus mit diesem Dichter getrieben wird, wird Manchen aus den jüngeren Jahrgängen die Bekanntschaft mit seinen Dichtungen verschafft haben. Gelesen, im weiten Sinne dieses Wortes, werden heutzutage weder „Waterloo" noch „Ligny", noch das herrliche „Leuthen". Und auch von den kleineren, sogenannten „lyrischen" Gedichten Scherenberg's ist keines in's Volk gedrungen, nicht einmal in die Anthologien und anderen Blüthenlesen aus dem deutschen Dich-

Digitized by Google

tungs-Hage sind sie hindurchgesickert; ich glaube wenigstens, daß man vergeblich im „Echtermeier" nach einer seiner balladenartigen Dichtungen suchen wird.

Um so mehr Dank verdient Theodor Fontane, daß er dem dahingeschiedenen Freunde mit liebevoller Hand ein Denkmal errichtet hat, welches wenigstens den einen Zweck erfüllen wird, die literarische Geschichtsschreibung mehr auf den schon bei seinen Lebzeiten verschollenen Dichter aufmerksam zu machen, als sie es bisher war. Denn eine größere Wirkung darf man von dieser posthumen Würdigung wohl kaum erhoffen. In die Reihe der Lebenden, d. h. der im Volksherzen Lebenden, wird es den Dichter nicht wieder rücken können, und wenn auch Mancher, angeregt durch Fontane's Darstellung jenes Dichterlebens, die Scherenberg'schen Werke hervorsuchen mag, so wird es wohl nur im literarhistorischen Interesse geschehen.

Das erwähnte Buch Fontane's betitelt sich: Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860*) und ist, nicht nur in biographischer Hinsicht, vom größten Interesse. Denn es zeigt den Dichter in einer Umgebung, welche nur noch in Trümmern und in der Erinnerung fortlebt, und für welche uns, dem jüngeren literarischen Berlin, schon vielfach das Verständniß abgeht; es schildert uns in charakteristischen Zügen ein schriftstellerisches Treiben, welches mehr als das heutige zugleich ein gesellschaftliches Element in sich schloß und sich von Person zu Person erstreckte, während heute nur noch die Bücher oder die Zeitschriften mit einander sprechen und die Lettern des Druckes sich als das einzige Bindemittel einer literarischen Gemeinde darstellen. Das gedruckte Wort ist seit jener Zeit, die doch kaum dreißig Jahre hinter uns liegt, übermächtig geworden, und der anregende Zauber des persönlichen Verkehrs hat vor ihm, gerade hier in Berlin, allzuweit zurückweichen müssen. Alle die liebenswürdigen Kleinigkeiten, in denen sich gerade die Seele geistreicher Menschen so anmuthig entfaltet, sind in das Privatleben zurückgedrängt worden, während sie in der Zeit, die Fontane schildert, ein bedeutendes Moment des schriftstellerischen Verkehrs bildeten. Wir können nur mit einer gewissen Wehmuth heute noch davon lesen, daß damals fast alle literarischen Capacitäten, sowohl die aufstrebenden, als auch die schon auf der Höhe angekommenen, unter sich einen Verein bildeten, der nicht etwa nur den Charakter einer hoch über den Köpfen und auch den Herzen schwebenden idealen geistigen Gemeinde trug, sondern so viel Realität aufzeigte, als nur eine allwöchentlich pünktlich und zahlreich besuchte Versammlung zu gewähren vermag, ein Verein, in dem wirklich geredet, nicht nur getagt wurde, in dem die Geister aufeinanderplatzten und zwar durch Vermittlung des Mundes und des lebhaft blitzenden Auges, nicht wie heute lediglich durch die des Zeitungspapieres. Das Bewußtsein von der Decentralisation des geistigen Verkehrs, welche durch das Wachsen Berlins zur Weltstadt bedingt ist, drängt sich uns nirgends schneidender und peinigender auf, als bei der Lectüre der Fontane'schen Schilderung von dem literarischen Berlin vor 1860.

Scherenberg stellt den Typus jener Dichter und Schriftsteller dar, welche nur, wenn sie getragen werden von dem starken Untergrund einer auch ihr äußeres Leben beeinflussenden literarischen Gesellschaftlichkeit, sich in die Höhe zu schwingen und dort zu behaupten vermögen. Sein Lebenslauf wenigstens erscheint bis zu dem Zeitpunkte verworren und aussichtslos, in welchem sich zum ersten Male eine starke und edle Freundeshand seiner annimmt, um ihn von da an schützend und fördernd durch die schwere Zeit des Emporringens hindurch zu geleiten, und ihn, was wohl für die dichterische Entwickelung Scherenberg's von größtem Einflusse war, in dem Kreise einzubürgern, aus welchem er fortan Anregung und Anspornung im hohen Maße erfahren sollte. Die Jugend und die ersten Mannesjahre Scherenberg's ließen eigentlich wohl kaum erwarten, daß er noch in dem fünften Jahrzehnte seines Lebens die Energie finden würde, seine Schlachtengemälde zu schaffen. Er war als Knabe der Schule, als Jüngling der Lehre entlaufen und hatte sich einige Jahre auf einer Bühne als Liebhaber versucht, entschloß sich aber, nachdem er den Leichtsinn begangen hatte, sich als 23jähriger Mensch zu verheirathen, ein „ordentlicher Mensch", d. h. ein Kaufmann zu werden und ging für ein Jahrzehnt lang in die Dienste der „Donataires", der Ausländer, welche in der Napoleonischen Zeit preußische Domänen überwiesen bekommen hatten, und die gezwungen wurden, ihre Anrechte auf dieselben nachher in einem Processe zu vertheidigen. Als er aus diesen Diensten nach Beendigung des Processes entlassen wurde — damals war er schon 34 Jahre alt — wurde er „Lieferant" für die Magdeburger Garnisonverwaltung und würde sich vielleicht in dieser ihren Mann ernährenden Stellung ruhig und ohne weitere Gedanken an eine dichterische Laufbahn bis an das Ende seiner Tage hinbewegt haben, wenn ihm nicht eheliche Zerwürfnisse das Leben in Magdeburg verleidet und ihn schließlich ganz von dort vertrieben hätte. Er war 40 Jahre alt, als er mit seinen Kindern nach Berlin übersiedelte und hier das noch vorhandene kleine Haus an der Ecke der Bendler- und Thiergartenstraße bezog. Was wollte er in Berlin? fragt man sich unwillkürlich. Er wollte dichten. Er war Schriftsteller geworden. Die Art und Weise, wie er mit der Feder sich und seine Kinder zu ernähren hoffte, ist beinahe tragikomisch, besonders wenn wir sie im Lichte unserer heutigen Schriftstellerei betrachten. „In jener Wohnung", so schreibt Fontane, „saß unser Dichter tagein tagaus und schrieb Dramen über Dramen, Trauer- und Lustspiele, die bis diesen Tag unangerührt, also selbstverständlich auch unaufgeführt, in Schrank und Koffer liegen." Derweilen suchten die Kinder draußen im Thiergarten Champignons und Steinpilze, um nur Einiges für die Mahlzeiten zu gewinnen, und sammelten das dürre Reisig, um im Winter ihre dürftigen Zimmer zu erheizen. Das einzige reelle Verdienst des „Dichters" entsprang aus Nachhilfestunden, die er den Kindern in der Nachbarschaft ertheilte; es bestand in — Kartoffeln; aber selbst diese Cerealien-Zahlung blieb zuweilen ganz aus, und als an einem Ostersonnabend die Familie hungernd dem Feste entgegenschaute, brachte einer der Schüler, um dem Lehrer eine Osterfreude zu machen, nur eine eben eingefangene Lerche in einem Bauer herein. Freilich begeisterte gerade diese thränenreiche Stunde den Dichter zu einem schönen Liede.

So lebte, oder wir können wohl sagen, vegetirte der Dichter zwei Jahre lang hin, ohne je einen Erfolg seines Schaffens oder auch nur das geringste Bekanntwerden seiner Schöpfungen zu erleben. Es muß eine traurige und bittere Zeit für ihn gewesen sein. Endlich, im Jahre 1840, trat das Ereigniß ein, welches für sein Leben nothwendig war, wenn es nicht gleichsam im Sande verlaufen sollte: er gewann Freunde und geistigen Verkehr, er wurde Mitglied der Dichtergesellschaft „Tunnel".

Diese literarische Gesellschaft, welche sich officiell „Berliner Sonntagsverein" nannte, leitete ihr Dasein aus Saphir's Berliner Thätigkeit her. Jener schriftstellerische Klopffechter hatte eine Leibwache nöthig gehabt, welche ihn moralisch und wenn nöthig auch physisch vor der Rache seiner Gegner deckte, und welche sich fast gänzlich aus „Werdenden" und aus dilettirenden Dichtern recrutirte. Nach Saphir's Weggang hatte allerdings diese Schaar ihren Prätorianer-Charakter ganz aufgegeben und sich zu einem wirklichen Dichter-Verein herausgebildet, welcher die besten Köpfe der Stadt, und zwar aus allen Ständen, umfaßte. Fontane giebt ein Namensverzeichniß der Mitglieder des Tunnels in den 40er Jahren und rubricirt — bezeichnend genug für die damalige Zeit! — in drei große Classen: in die „Assessoren und Officiere", in die „Berufs-Schriftsteller, Dichter und Künstler" und in die Leute „aus verschiedenen Berufsarten". Heute würden wir die erste und die letzte Classe wohl ganz wegfallen lassen müssen und in die zweite höchstens noch die dramatischen Künstler aufnehmen dürfen, um die Stände zu bezeichnen, aus denen sich eventuell ein „Dichterbund" recrutiren könnte. — Eines der beweglichsten Mitglieder des Tunnels, wenn auch gerade nicht in geistiger Hinsicht beweglich, war der spätere Hofrath Louis Schneider, welcher auch Scherenberg dort einführte. Er hatte den Dichter eigentlich als Supplicanten

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1885.

Digitized by Google

kennen gelernt — Scherenberg hatte sich mit Ueberreichung einiger Dramen und lyrischen Gedichte hülfesuchend bei ihm eingeführt — aber war sofort so enthusiasmirt für ihn geworden, daß er ihn gleichsam triumphirend dem Tunnel vorstellte. Und Scherenberg machte seinem Doyen alle Ehre: er las als Debüt einige seiner besten Gedichte, darunter „Der Feind" und „Der gestrandete Sklavenhändler", welche ungeheuren Beifall fanden und ihn sofort als ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft einverleibten. Man war, wie es scheint, auf's höchste gespannt, die Weiterentwicklung dieses „Genies" zu beobachten, und glücklicherweise fanden sich auch Einige, welche diese Weiterentwicklung thatkräftig zu fördern und alle Hemmnisse, die sie bisher so sehr im Keime zurückgehalten hatten, zu beseitigen bereit und begeistert genug waren. Unter ihnen steht der edelste, der uneigennützigste Freund des Dichters, der damalige Assessor, jetzige Justizminister Friedberg, obenan.

Die Capitel, in welchen Fontane die Beziehungen Scherenberg's zu dem Friedberg'schen Hause schildert, gehören zu den interessantesten und ergreifendsten seines Buches. Jenes Haus war damals der Sammelpunkt der „Tunnel-Aristokratie", und die Namen der Männer, welche sich dort trafen, haben jetzt in der literarischen Welt noch bekannten Klang. Strachwitz, Budberg, Mühler, W. v. Merkel, der eben verstorbene v. Lepel, v. Loos, Rudolf Löwenstein u. A. m. bildeten den geistigen und geistreichen Mittelpunkt. Es scheint, daß Scherenberg sich anfangs nur ungern auch mit seiner ganzen Persönlichkeit jenem Kreise hingab, daß er als Mensch sich scheu zurückhielt. Um so rührender ist das Liebeswerben Friedberg's um ihn, welches sich in einer Stelle eines Berichtes, den der jetzige Minister später über den Dichter an den König erstattete, deutlich ausdrückt. Friedberg schreibt: „Unter Denen, die sich vergebens um ihn bemühten, war auch ich, bis er allmählich anfing, in meinen all seiner Sprödigkeit unerachtet immer erneuten Bemühungen mehr zu sehen, als zudringliche Neugier. Er gab sich also schließlich gefangen und kam in mein Haus, wo das Eis nunmehr rasch hinschmolz." Freilich, es mußte schmelzen vor der Wärme der aufopfernden Freundschaft, die dem Dichter entgegengebracht wurde. Man hatte sich in jenem Kreise sogleich und mit Erfolg bemüht, für Scherenbergs materielle Lage Besserung zu schaffen. Man wußte eine Correctorstelle an einem militärischen Journal für ihn ausfindig zu machen und übertrug ihm Uebersetzungen französischer Stücke für Both's Bühnen-Repertoire. Aber der Dichter corrigirte weder noch übersetzte er. Da übernahmen die Freunde selbst diese Arbeit für ihn. Eine „gute Fee" im Friedberg'schen Hause „ließ sich statt seiner die Correcturen und französischen Stücke schicken und im selben Augenblicke, wo man auf zwei Redactionen anfing, über den säumigen Dichter, der als Poet natürlich zu nichts Praktischem zu brauchen sei, höchst ungehalten zu werden, sah man sich plötzlich durch eine nie dagewesene ganz unscherenberg'sche Promptheit überrascht." Scherenberg hatte weiter nichts zu thun, als die Honorar-Quittung zu unterzeichnen und das Honorar einzustreichen. Er vergalt diese Freundschaftsdienste mit einem sehr schönen Gedichte an die „la Belle Fée". Und dabei war er damals noch nicht einmal ein „berühmter Dichter", sondern nur ein ganz im Verborgenen sich entfaltendes „Genie". Welch' ein echter und erhebender Cultus des Talentes im Gegensatze zu dem heutigen Cultus des Erfolges!

Friedberg war es auch, der den Dichter veranlaßte, endlich etwas von seinen Schöpfungen zu veröffentlichen und welcher sogar, wie es scheint, den Druck der Scherenberg'schen „Gedichte", die 1845 erschienen, auf eigene Kosten hat besorgen lassen. Diese Gedichte schlugen noch durchaus nicht durch, sie entsprachen nicht dem „Allerweltsgeschmack" und „es ging sehr mäßig mit dem Verkaufe". Aber sie verschafften dem Dichter die Bekanntschaft mit dem General v. Nostitz, dem Retter Blücher's in der Schlacht bei Ligny, und hierdurch die erste Idee für seine wirklich großen Werke, die Schlachtengesänge. „Ligny" war das erste dieser kriegerischen Epen (vollendet im September 1845); drei Jahre später, im Sommer 1849, folgte „Waterloo", welches den Dichter berühmt machte; daran reihten sich noch (1852) „Leuthen" und später die minderwerthigen „Abukir" (1854) und „Hohenfriedberg" (1869). Das sind „Scherenberg's Schriften", aber sie stellen nicht des Dichters volle Arbeit dar. Er schrieb unermüdlich weiter und füllte ganze Stöße von Papier an; freilich, es war nur Maculatur. In den letzten fünfzehn Jahren beschäftigte ihn ein die Nordpolexpedition Franklin's zum Mittelpunkt habender Vorwurf; er hat ihn nie ganz ausgeführt. Nur wenige Gesänge wurden von ihm einst in einer Gesellschaft bei Lassalle vorgelesen und zwar zum Entzücken des Gastgebers und aller Zuhörer; zur Vollendung und Abschließung dieser Polarmeerdichtung fand der Greis nicht mehr die Energie; „er thürmte ganze Berge von Manuscript um sich her auf, so daß, als einmal aufgeräumt wurde, mit seiner ausdrücklichen Bewilligung „elf Körbe voll Eismeer" auf den Boden getragen wurden", aber die alte Kraft war erloschen. Am 9. September 1881 erlosch auch das Leben des damals schon für weitere Kreise verschollenen Dichters.

Es sollte in diesem kurzen Berichte über ihn nicht versucht werden, die jetzt durch Fontane's Buch wieder vielfach rege gewordene Frage nach Scherenberg's poetischer Bedeutung zu entscheiden. Dazu bedürfte es doch einer jetzt allzu spät kommenden Analyse seiner Werke. Aber diese Zeilen bezwecken, wenigstens von dem grandiosen Eindrucke Kunde zu geben, den die Hauptdichtungen Scherenberg's auf den unbefangenen Leser und Hörer machten, und die politischen Vorurtheile zu beklagen, welche eine allgemeinere Würdigung von „Waterloo" und „Ligny" verhinderten. Des Dichters Namen hat fälschlicherweise einen politischen Beigeschmack erhalten, und die Epitheta: „borussisch" oder gar „reactionär" sind im Stande, viele Leser von vorneherein gegen ihn einzunehmen. Wie halt- und grundlos diese Epitheta sind, zeigt uns die Fontane'sche Darstellung, welche hinsichtlich der Charakterisirung des Menschen Scherenberg ganz meisterhaft ist, auf das Deutlichste. Scherenberg war eine Dichternatur, wie sie nur in der literarischen Gesellschaftlichkeit, die Fontane ausführlich und mit Vorführung der bedeutendsten Gestalten in ihr schildert, gedeihen konnte, aber er war durchaus kein Mann, der nach bestimmten politischen Grundsätzen handelte, noch viel weniger für sie seine Feder führte. Daß sich die Reaction in gewissem Sinne seiner Schriften bemächtigte, ist nicht abzuleugnen, aber es geschah ohne sein Zuthun, ohne seinen Willen, vielleicht gar ohne sein Wissen; denn er hatte kein Verständniß für solche Dinge oder wollte es nicht haben. Friedberg's schon erwähnter Bericht über ihn enthält eine Stelle, welche ihn nach dieser Seite hin vollkommen entschuldigt. Es heißt dort: „Scherenberg bedurfte von jeher in allen äußeren, oft mit einer bis in's Barocke gehenden Genialität von ihm behandelten Dingen einer gewissen hausbackenen Vormundschaft, damit er nicht anstoße, wie er überhaupt nicht nach den für die Meisten geltenden Regeln, sondern als ein ganz absonderliches Menschenkind beurtheilt werden muß. Wer sich dazu nicht entschließen kann, wird ihm leicht Unrecht und noch eher wehe thun. Und doch verdient er die zarteste Liebe, eine Liebe, wie man sie einem Kinde schenkt. Denn Scherenberg ist wirklich ein Kind geblieben! Zwar ein Kind mit grauen Haaren, aber doch mit all' der Unschuld, Güte und Herzenseinfalt eines wirklichen Kindes." Und ein solches Kind, von dem ein Anderer sagt: „er war in einer Art Gegensatz zu dem Pathos, mit dem er seine Schlachten zu schildern wußte, so voller Milde, Freundlichkeit und Herzensgüte, daß man im persönlichen Verkehr mit ihm etwas wie Licht und Wärme, die von ihm ausgingen, zu fühlen glaubte," ein solches Kind sollte in vollbewußtem politischen Sinne gedichtet haben? — Mögen die Literaturgeschichten nach dem trefflichen Buche Fontane's, welches sich als eine „Rettung" im edelsten Sinne des Wortes darstellt, ihr übliches Urtheil modificiren, damit der Dichter des „Borussenthums" wieder zu den ihm gebührenden Ehren kommt.

Digitized by Google

Der Pariser „Salon".

Von H. Dierks.

(Schluß.)

Zum Schluß haben wir noch die hervorragendsten Werke der religiösen Malerei zu besprechen. In erster Linie ist wiederum Bougereau zu nennen. Auf einem mächtigen Diptychon, welches für den Altar einer Pariser Kirche bestimmt ist, stellt er die Anbetung der Könige und die Anbetung der Hirten dar. Man wird vergebens nach einem Fehler in der Zeichnung suchen, aber auch vergebens nach Leben. Die Figuren mit ihren großen Heiligenscheinen um die Köpfe, mit ihrem mittelalterlichen Ausdruck erscheinen wie Copien von einem Bilde aus dem 15. Jahrhundert. In seiner Anbetung der Hirten hat er versucht, in Anlehnung an Correggio ein coloristisches Element in das Bild hineinzubringen, aber es ist auch bei dem Versuche geblieben.

Ein geborener Colorist dagegen ist Henry Levy. Er stellt ein jüdisches Opferfest dar. Bei dem Scheine einer Hängelampe ist die ganze jüdische Familie rings um den Tisch zu dem feierlichen Augenblicke versammelt, wo der Aelteste der Familie im Andenken an den Auszug aus Egypten das Brot bricht. Der Alte ist eine ernste, würdige Gestalt und ganz durchdrungen von der Feierlichkeit des Augenblicks. Sein faltenreiches Antlitz bildet einen trefflichen Gegensatz zu dem jugendfrischen Gesicht des jungen Mädchens, das neben ihm steht. Während der Tisch und die Gesichter der Anwesenden hell von der Lampe beschienen werden, ist das Uebrige in tiefes Dunkel gehüllt. Das Ganze ist mit einem goldenen Ton überzogen, der an Rembrandt erinnert, aber doch durchaus selbstständig ist.

Auch Bonnat, der sonst als Porträtmaler rühmlich bekannte Künstler, hat sich diesmal in der religiösen Malerei versucht; man darf sagen „leider". Sein Bild: „Das Martyrium des h. Dionysius" ist für das Pantheon bestimmt. Der Heilige bückt sich, um seinen von dem Henker abgeschlagenen Kopf wieder aufzunehmen. Um das Wunder glaublich zu machen, erscheint über dem Rumpfe ein goldener Stern und in der Luft schwebt ein Engel mit einem Palmenzweig. Der Henker prallt entsetzt bei diesem Anblick zurück, während ein anderer Zuschauer ängstlich die Flucht ergreift. In der Zeichnung wie im Colorit lehnt sich der Künstler an Lesueur an. Man kann dem Bilde eine dramatische Kraft des Ausdrucks und tüchtige künstlerische Durchführung nicht absprechen, aber die Darstellung eines solchen Wunders ist in unseren Tagen immer ein verfehltes Unternehmen, weil den Meisten der Glaube daran fehlt. Ein Meisterwerk ersten Ranges ist Cabanel's: „Die Tochter Jeptha's". Diese betrauert im Kreise ihrer Genossinnen ihr frühes Ende. Wehmüthig lehnt sie ihr Haupt an die Schulter einer Feundin, die mit schmerzlichem Ausdruck zu ihr niederschaut. Zu ihren Füßen und im Hintergrunde sieht man noch andere klagende Frauen, die Einen mit verzweiflungsvollen Geberden, die Anderen in dumpfes Brüten versunken. Jeder Unparteiische muß die Schönheit der Composition, der Linienführung und des Ausdrucks anerkennen.

Zuletzt — aber nicht als der letzte, sondern vielmehr als der erste unter allen Malern, die im diesjährigen Salon ausgestellt haben, ist Henner zu nennen. Seine „Büßende Magdalena" ist das Juwel der ganzen Ausstellung. Schon seit einer Reihe von Jahren wiederholt er dieselbe nackte knieende Figur, aber stets in anderer Stellung und anderer Beleuchtung. Diesmal ist sie im Profil nach links gewandt. Ihr Unterkörper ist bedeckt mit einem schwarzen Tuche, ihr Oberkörper ist ein wenig vorgebeugt, das Gesicht verbirgt sie in den Händen, die braungoldenen Haare fallen nach vorn herüber auf den Boden herab. Der unbeschreiblich zart modellirte Körper hebt sich von dem dunklen Hintergrunde, der durch Bäume gebildet wird, scharf ab. Colorit, Zeichnung, Schönheit der Formen und lebendige Modellirung wirken hier zu einem harmonischen Ganzen zusammen, das einen tiefen Eindruck in dem Beschauer zurückläßt. —

Unter den Werken der Sculptur ragt durch seine mächtige Composition das Modell einer Gruppe von Dalou hervor: „Der Triumph Silen's." Der weinselige Alte wird von Satyrn und Bacchantinnen auf den Esel gehoben, der, unwillig über die schwere Last, nach hinten ausschlägt. Am Boden, vor seinen Vorderfüßen, liegt eine Bacchantin, deren kleiner Knabe daneben steht und halb lachend, halb weinend drein schaut. Zwischen den Vorderfüßen des Esels sitzt ein kleiner Affe, der all' das Getöse mit philosophischer Ruhe über sich ergehen läßt. Das Werk ist mehr ein erster Entwurf im Großen, als ein fertiges Modell. Die Formen der Frauen sind allzu ausladend, fast in Jordaens'scher Manier. Dennoch wird man von der Lebendigkeit der Handlung und der Figuren ergriffen.

Ein anderer bedeutender Entwurf sind die Figuren kämpfender Soldaten von Croisy für den Sockel des Monumentes, auf dem die Statue des Generals Chanzy von Crauk gestellt werden soll. In allen möglichen Stellungen kämpfen sie gegen einen unsichtbaren Feind. Hier schießt der eine, zwei andere laden ihr Gewehr, ein Officier gibt seine Befehle, ein Soldat ist mit seinem Pferde gestürzt, ein anderer an der verstummten Kanone niedergesunken. So tüchtig auch die Ausführung im Einzelnen ist, der ganzen Composition mangelt die Ruhe und die Einheit. Ein solches Sujet läßt sich im Relief sehr gut behandeln, weil dieses an und für sich einen malerischen Charakter hat, aber als Rundfiguren wirken sie entschieden ungünstig, weil man von diesen einen statuarischen Charakter verlangt.

Glücklicher ist in seinem Vorwurfe Daillion, ein noch junger Künstler, der es unternommen, das Familienglück zu verkörpern. Mann und Frau sitzen neben einander und schauen mit dem Ausdruck inniger Liebe auf ihr kleines Kind. Leider übertreibt der Künstler die Formen des Körpers. Er will sie gewaltig machen, aber in Wirklichkeit werden sie klotzig. Neben dieser Gruppe stellt der Künstler die Marmorstatue eines Adam aus, der, eben zum Leben erweckt, sich ein wenig vom Boden aufrichtet und mit verwunderter Miene um sich schaut. Der Ausdruck der Verwunderung ist recht gut wiedergegeben, die Modellirung des Körpers ist geradezu vortrefflich, aber leider macht sich auch hier das Streben nach grandiosen Formen bemerkbar, die bei dieser Figur ohne rechten Sinn sind.

Eine Gruppe voll energischer Kraft und Leben ist der Kampf eines Mannes aus der Steinzeit mit einem Bären, von Fremiet. Die Bestie hat ihren Gegner, der ihr getödtetes Junge an dem Lendenstricke hängen hat, in rasender Wuth mit seinen Vordertatzen umfaßt, deren Klauen tief in das Fleisch des Mannes eindringen. Ohnmächtig vor Schmerz lehnt sich dieser zurück und greift unwillkürlich mit der einen Hand nach dem Rücken, um die Tatze des Bären zu entfernen. Dieser starrt mit weit aufgerissenem Rachen seinen Gegner an, der ihm kurz vorher noch den Dolch zwischen die Rippen gestoßen hat.

Bereits in Marmor ausgeführt ist das Grabdenkmal der Herzogin von Orleans von Chapu. Die Todte liegt in voller Kleidung auf dem Sarkophage, bedeckt mit einem Tuche. Neben ihrem Kopfe sitzt ein kleiner Engel, dem die Rosen aus den Händen entfallen sind; sie hat sich nach links gewandt und nach dieser Seite streckt sie auch ihren rechten Arm aus — dem Herzog entgegen, neben dessen Grabmal das ihrige einst aufgestellt wird. Das Gesicht ist wenig ausdrucksvoll, aber der Fluß der Linien in der Gewandung ist vorzüglich.

Die Perle unter den Werken der Sculptur ist ohne Frage A. Mercié's Grabmonument, das als Aufsatz für das Grab der Mme. Charles Ferry bestimmt ist. Vor einer abgestumpften Pyramide sitzt eine schlafende Frau, deren Antlitz mit einem leichten Schleier verhüllt ist. Der Linienfluß des Gewandes, die Composition, der Ausdruck wirken hier zu einem schönen harmonischen Ganzen zusammen.

An Statuen nackter Frauen, die auf die mannigfachste Weise getauft sind, mangelt es wie gewöhnlich nicht. Die Ausführung ist meistens tüchtig; hervorragend ist eine Figur von Schoenewerk und besonders eine Marmorstatue, bezeichnet

Digitized by Google

„Träumerei", von Antonin-Carlès. Ein junges Mädchen blickt sinnend auf eine Blume, die sie in der Hand hält.

Am zahlreichsten sind jedoch die Porträts vertreten. Die vorzüglichsten sind die von Guillaume, Millet, Barrias, Etcheto, Franceschi und zwei Büsten, Ophelia und Beatrix, von einem einfachen Praktiker, A. Léonard, der mit diesen Werken jedoch in die Reihe der Künstler getreten ist.

Zum Schluß erwähne ich noch die jagende Nymphe von Falguière, deren Modell wir bereits im vorigen Salon gesehen haben. Diesmal ist sie in Bronce ausgeführt. Im Laufe hat sie eben den Pfeil vom Bogen entsandt, ihr rechter Fuß berührt leicht den Boden, während der linke hoch in die Luft geschwungen ist. Unter allen Bildwerken des Salons hat dieses ohne Frage das meiste pulsirende Leben. Weder das Gesicht noch der Körper sind schön im Sinne der Griechen, aber man möchte fast glauben, daß das Metall ein lebendiger Hauch durchzittere.

Der Realismus hat viele Schattenseiten, aber er hat auch das unschätzbar Gute, daß er die Künstler immer und immer wieder auf die Natur als erste und wichtigste Quelle der Kunst weist. Gerade diesem Umstande hat die französische Sculptur ihre hohe Ausbildung zu verdanken, die sie erlangt hat, und die sie wahren wird, so lange sie diesem Principe treu bleibt. So trefflich auch einzelne Werke der Malerei sind, so ist es doch keine Frage, daß die Sculptur originalere und tüchtige Kräfte aufzuweisen hat. Jene befindet sich noch immer in einem Durchgangsstadium, während diese mit Energie den Realismus durchgeführt hat, ohne jedoch mit Absicht das Häßliche und Unschöne zu suchen. —

Die Lutherfestspiele in Jena.

In Jena scheint die gehobene Stimmung des Lutherjahres in diesen Wochen wieder lebendig geworden zu sein. Zum dritten Mal seit jenen Novembertagen von 1883 findet eine Reihe von Aufführungen des Devrient'schen Lutherfestspiels statt, und allen Befürchtungen des Gegentheils zum Trotz ist das Interesse an diesem eigenthümlichen Schauspiel noch in stetem Wachsen begriffen. Zu jeder Vorstellung strömen Fremde von nah und fern herbei, und der Zudrang ist so stark, daß schon vor Beginn der drei ursprünglich nur in Aussicht genommenen Vorstellungen zwei Wiederholungen für den 20. und 22. Mai angesetzt werden mußten, um nur den dringensten Wünschen gerecht zu werden. Der Gedanke, welcher im Januar d. J. zur Begründung des Lutherfestspielvereins führte — der Gedanke, eine periodische Wiederaufführung des Devrient'schen Festspiels in Jena zu sichern — kann daher nach dem Ergebniß der diesjährigen Vorstellungen als ein glücklicher bezeichnet werden.

Der Eindruck, den das Lutherspiel auf den Zuschauer macht, ist schwer in Worten zu beschreiben. Am ehesten vielleicht läßt sich seine Wirkung der der Oberammergauerspiele vergleichen. Hier wie dort sind — mit zwei gleich zu erwähnenden Ausnahmen — alle Darsteller Dilettanten. Aus allen Kreisen der Bürgerschaft und den Studenten Jenas setzt sich das Schauspielpersonal zusammen, das mit hinreißender Frische und tiefem Ernst zugleich sich an die Lösung der ihm gestellten Aufgabe gemacht hat, die bewegenden Ideen der Reformation in typischen Gestalten zu verkörpern. Mit großem Geschick hat ihnen der Dichter nur diese Aufgabe gestellt, nur Rollen geschaffen, welche die Künste schauspielerischer Routine nicht nur nicht verlangen, sondern geradezu nicht vertragen. Der naiven Frische, mit der diese Dilettanten jeder seine Individualität ausspielen, ist zum großen Theil die mächtige Wirkung besonders der Ensembleseenen, beim Thesenanschlag und im Wormser Reichstag zuzuschreiben. Wer Das nicht mit angesehen und angehört hat, ist nicht im Stande sich eine Darstellung davon zu machen, wie von der Bühne dann die sprudelnde Lebendigkeit dem Zuschauer sich mittheilt und Scene und Auditorium auf Augenblicke eins geworden zu sein scheinen. Aber auch in den Scenen, wo der Einzelne mehr hervortritt, übt die urwüchsige Energie, mit der ein Jeder für seinen Part eintritt, eine höchst erfreuliche Wirkung aus. Nur selten bringt lauter Uebereifer einen Mißklang hervor.

Anders stellt sich die Aufgabe bei der Darstellung Luther's und Katharina von Bora's. Für die Bewältigung dieser Rollen reicht die dilettantische Begeisterung nicht aus, hier ist ernste künstlerische Verarbeitung nothwendig, und daher sind hier die Berufsschauspieler durchaus am Platz. Den Luther spielt Otto Devrient selbst, die Katharina Frl. Wilhelmine Kuhlmann vom Großherzoglichen Theater in Oldenburg. Wie diese Beiden ihre Aufgabe fassen und durchführen, wie sie namentlich in der „Verspruch"scene und in der letzten, welche unter dem brennenden Weihnachtsbaum spielt, jene Mischung von tiefem Ernst und schalkhaftem Humor, welche die Atmosphäre des Lutherhauses ist, wiederzugeben und den Zuschauern mitzutheilen wissen, das muß man auch gesehen haben. Sie machen völlig vergessen, daß wir Schauspieler vor uns haben, und das ist vielleicht das höchste Lob, das in diesem Falle gespendet werden kann. Auf Einzelheiten hier näher einzugehen, verbietet leider der Raum. Zum Schluß sei aber noch einem Wunsche Ausdruck gegeben. Die Räumlichkeiten des jetzigen Spielhauses sind durchaus unzulänglich, namentlich macht die Beschränktheit des Zuschauerraums so häufige Wiederholungen der Vorstellungen nothwendig, daß an die Ausdauer und Hingabe der Spieler übergroße Anforderungen gestellt werden müssen. Möge es dem Lutherverein gelingen, für die Wiederholungen im Jahre 1888 eine würdigere Stätte, vor Allem aber einen Zuschauerraum zu schaffen, der mindestens doppelt so viel Menschen bequem faßt, wie es dem jetzigen mit Mühe gelingt.

Jena. B. L.

Feuilleton.

Die Losung.

Von E. Orzeszko.

Nie hat man vordem im kaiserlichen Palaste ein so einfaches, stilles Gemach gesehen. Zwar die hohe Wölbung der Decke mit einem Netz meisterhaft geschnitzter Medaillons und zahlreichen Götterbildern konnte beweisen, daß diese Stätte von reichen und in den Reizen der Kunst schwelgenden Händen erbaut worden. Davon legte auch eine Reihe von Alabastersäulen und babylonischen Teppichen Zeugniß ab; auch die gefärbten Scheiben der Fenster aus Krystall, der die Farben und den Glanz der Edelsteine wiederspiegelte. Es war ja doch dasselbe kaiserliche Gemach, in welchem die größten Wollüstlinge der Welt: Tiberius, Nero, Domitian, Hadrian einen Theil ihres Lebens zugebracht haben. Trotzdem aber war es jetzt schlicht im strengen Stil gehalten und still, von jenem Hauch erfüllt, den gewöhnlich die auf den Höhen sinnenden und in die Tiefen blickenden Geister rings um sich auszubreiten vermögen.

An Stelle der mit weichen Flaumfedern gepolsterten und in theuren Metallen glänzenden Möbel steht ein einfaches hartes Bettlager, ein paar Thierfelle sind die einzige Verzierung und das einzige Polster; anstatt eines prächtigen Gastmahls in Gefäßen von unberechenbarem Werthe ein wenig Früchte und Wein in Krystallschalen; anstatt einer Schaar von geputzten und geräuschvollen Höflingen — ein großer Tisch, mit ganzen Stößen von Pergament aufgethürmt; die ihn umgebenden Stühle sind aus harter, aber kostbarer Elfenbeinmasse und nach dem Muster der Sessel der Senatoren angefertigt. Man merkt, daß die Würdenträger des Landes hier sitzen, wenn sie über dessen Interessen berathen; und nur die Statue der Fortuna wirft in die halbe Abenddämmerung dieses

Digitized by Google

Gemaches flimmernde Blitze. Auf den blumenreichen Boden des Teppichs hat die Gestalt der Göttin des Glückes, die das Geschlecht des Antonius beschützt, eine Linie von unaussprechlicher Reinheit und Grazie gezeichnet. Ganz leicht, mit einem Fuße auf das mit Diamanten besetzte Rad sich stützend, hat sie mit einer wunderbaren Anmuth den Arm ausgestreckt und gießt aus einem Füllhorn Ströme von Blumen, Obst und Aehren.

Marc Aurel suchte für sich in dem Antlitz der Glücksgöttin keine Prophezeiung; er sättigte seine Augen nicht an der zauberischen Harmonie ihrer Formen und erfreute sich nicht an dem Thau der Diamanten, mit welchen der Reif und die Are ihres Rades besäet war. Die sanft murmelnde Wasseruhr hinter der schweren Portière hatte noch nicht einmal ihren Kreislauf vollendet, seit die Minister, Senatoren, und die sich des größten Vertrauens des Herrschers erfreuenden Philosophen sich von den Stühlen erhoben, die rings um den Tisch aufgestellt waren, und ihn verlassen hatten, indeß noch die feierliche Ruhe ihrer Mahnungen und Warnungen ringsumher waltete.

Heute haben den Imperator einer halben Welt seine Freunde und Berather mit strenger Offenheit gemahnt; und durch diese Ermahnungen klang stets der ihm so theure Name des Bruders hindurch.

— Hemme das Treiben des Verus mit Deiner kaiserlichen Hand!

— Zähme die Flatterhaftigkeit des Verus, o Cäsar!

— Entziehe den Händen Deines Bruders die Macht, die Du ihm verliehen hast!

— Möge Dein Bruder Verus aufhören, die Augen unserer Söhne zu blenden, die Du selbst an den Anblick der Tugend gewöhnt hast!

Und der gelehrte Anwalt Scävola, welcher zusammen mit dem Kaiser an der Aufhebung der alten und dem Entwurf einer neuen Staatsverfassung gearbeitet hatte, sagte sich erhebend: „Wenn Du, o Cäsar, Dich in der Curie inmitten des versammelten Senats befinden wirst, so lege ein Gesetz zur Berathung vor, welches gebietet, aus den Augen der Menschen solche gefährliche und leichtsinnige Jünglinge wie Lucius Verus zu entfernen.“

So sprachen sie über seinen Bruder, und er hörte sie mit gesenkten Augenlidern an und wartete . . . Er wartete noch angstvoll auf den Klang eines Namens, der ihm der theuerste war in der Welt, und er fühlte, daß, wenn dieser genannt werden würde, sein Antlitz vor Scham und Schmerz erröthen oder erblassen würde. Aber sie nannten ihn nicht. Sie wollten vielleicht nicht zwei Wunden seines Lebens zugleich berühren. Uebrigens war die Kaiserin nur ein Weib, fern der Herrschaft über das Land; aber mit diesem leichtsinnigen und gefährlichen Jüngling, wie Scävola den kaiserlichen Bruder nannte, hatte sich Marc Aurel's unendliche Güte in Titel, Reichthümer und Macht getheilt.

Hinter der teppichbehangenen Thür ließen sich eilige Schritte vernehmen. Eine lilienweiße Hand, so schön geformt, als hätte sie ein griechischer Meister geschaffen, von kostbaren Ringen schimmernd, schob den schweren Vorhang fort; in das kaiserliche Gemach trat Lucius Verus ein.

Wenn Ganymed, dieser göttliche Knabe, so herrlich, daß ihn Jupiter als seinen geliebten Genossen von der Erde in den Olymp aufnahm, vom Himmel zur Erde zurückgekehrt wäre, hätte er nicht anders aussehen können, als dieser Gefährte der Macht und der Würde Marc Aurel's. Er war nicht nur hochgewachsen, sondern auch schon reif, jugendlich, aber jungfräulich fast war die Geschmeidigkeit und Feinheit seiner schlanken Gestalt. Das schneeweiße und mit farbenreichen Stickereien bedeckte Gewand verhüllte nicht seine in blendender Weiße schillernden Arme und die mit Frauensandalen bekleideten Füße, die durch die ihre Zehen verzierenden Ringe hervorglänzten. Rings um das lilienweiße und glatte Gesicht, dessen Linien ein reines Oval zeichneten, wallten die blonden Haare wie Ströme geschmolzenen Goldes. Die Haarlocken schlangen sich kokett um die Arme und waren mit Goldpulver bestreut und mit duftenden Essenzen durchtränkt. Der eben von dem Kopfe herunter genommene Kranz ließ in den dichten Haaren hier und da Rosenknospen und welkende Veilchen zurück. Den Veilchen waren durch ihre Farbe seine Augen ähnlich, deren fast kindliche Heiterkeit ein thränender Nebel von langen ergötzlichen Berauschungen leichthin umschleierte. Den Schwanenhals des Lucius umschlang eine Türkisenschnur und auf seiner Brust hing ein meisterhaft aus Gold geschmiedetes Bildniß seines geliebten Pferdes, des schnellfüßigen Vogels der Circuskampfplätze, Avis. —

Mit dem Schritte einer koketten Jungfrau ging er durch das Gemach und mit seinen rosigen Lippen drückte er heiße Küsse auf des Bruders Wangen; dann ließ er sich mit der Miene eines Kindes, dem man ein angenehmes Kinderspiel unterbrochen hat, und mit einer weichen Grazie der Bewegungen auf das mit Fellen gebettete Lager nieder. Die Rubin-, Smaragd- und Saphirstrahlen, die von den Scheiben des Fensters hineinfielen, blinzelten in seinen Haaren auf und flochten um seine Stirn einen beweglichen Regenbogen. Halb liegend stützte er seinen Kopf auf die Hand und heftete seine Veilchenaugen auf das Gesicht Marc Aurel's. Seine Stimme war voll von singenden, silbernen, liebkosenden Tönen.

— Durch Deine Berufung, Aurel, hast Du mir ein sehr heiteres Spiel unterbrochen. In dem Augenblick, wo Dein Bote in meiner Villa ankam, spielte ich mit Agaklit, Eklektus und mit anderen meiner Freunde Würfel, und Fortuna war mir so günstig, als ob sie auch für das am allerwenigsten ihrer Gunst würdige Glied des Antonius-Stammes Sorge tragen wollte. Während zwei Stunden hatte ich kein einziges Mal eine Niete geworfen und fünfmal fielen mir Sechstel aus dem Horn heraus. Den göttlichen Wurf der Venus, ich hatte ihn heute fünfmal und ich hätte ihn auch gewiß zum sechsten Mal gehabt, wenn man mir nicht gemeldet hätte, daß Du mich zu Dir rufst. Ich bin folgsam, wie ein liebender Sohn in derselben Minute gekommen, aber ich habe Eile zurückzugehen. Was verlangst Du von mir, o Göttlicher?

Vater und Sohn — mit diesen Namen hätte Jeder diese Brüder benannt, die nur ein geringer Unterschied der Jahre trennte. Die große Gestalt Aurel's, in eine bräunliche Toga gehüllt, zeichnete im Halbschatten volle Linien ruhiger Kraft. Ihren Untergrund bildeten die geschnitzten Geländer eines hohen Sessels, auf welchem er saß, während er seine Füße auf den sinnenden Kopf einer broncenen Sphinx stützte. Aber nichts war weniger dem geheimnißvollen Ausdruck der Sphinx ähnlich wie sein Antlitz mit der hohen Stirn, von frühzeitigen Runzeln durchfurcht, das offen und klar in die Welt blickte. Seine Augen, die nichts zu verhehlen hatten, besaßen eine spiegelklare Durchsichtigkeit, aber gleichzeitig auch eine solche Tiefe, daß man in ihnen wie in den bodenlosen Abgrund eines Oceans, die Höhen der Gipfel und die Dämmerungen der Abgründe erblicken konnte. Alle Strahlen und Schatten der Erde, des Lebens und der menschlichen Seele spiegelten sich in diesen klugen, reinen und in einem fernen Feuer glühenden Augen. Seine frühzeitig erblaßten Lippen mußten ein Meer des Leids ausgetrunken haben, aber die bitteren und verrätherischen irdischen Küsse, die ihnen die jugendliche Schönheit ausgesogen hatten, vermochten nicht das über sie ausgegossene Meer voll Güte zu erschöpfen. In den kurz geschorenen Haaren und dem langem Bart des noch jungen Cäsar schimmerten schon einzelne silbergraue Fäden. Er reichte die Hand dem schönen Knaben, welcher seine geschmeidigen Glieder auf dem Tigerfell ausstreckte, und mit traurigem Vorwurf rief er aus:

— Cäsar! Cäsar! Cäsar!

— Zu wem sprichst Du, Aurel, zu Dir selbst oder zu mir? Wenn Du zu mir sprichst, weshalb erinnerst Du mich an die hohe Würde, die ich weniger meinen Wünschen als Deiner Gnade verdanke?

— Ich habe es deshalb gethan, Lucius, damit Du daran denken mögest, daß nur jene Gipfel gesegnet werden, von denen reine und erquickende Springquellen herabfließen. Der Fluch ist das Echo Derer, die über die anderen erhoben, wie die Vulcane auf die Menschheit Feuer und Asche aushauchen, den Koth der Laster und den Schaum des Wahnsinns.

Ueber die rosigen Lippen des Lucius zuckte ein Lächeln.

Digitized by Google

— Bei Adonis, dem Gott des zauberischen Frühlings! Schon mußte Dir der mit Reif bedeckte Winter viel schwarze Dinge von mir eingeflüstert haben! Ich spreche von Deinen geliebten Gelehrten und Philosophen. Diese Menschen sind nicht weibgeborene Erdensöhne, sondern Morpheus hat sie aus den Mohnköpfen herausgeschüttelt, als er einmal die Lust bekam, die Welt zu Tode einzuschläfern! Um welcher Vergehen willen klagen mich jetzt die Priester der Langeweile an?

— Lucius, Du ahmst Jene nach, welche der Aussatz der Welt waren. Wie Caligula verbringst Du die Tage und Nächte beim Trinken und Spielen. Wie den Nero sehen Dich die schändlichsten Gasthäuser Roms. Wie Domitian ziehst Du die Frauen von den häuslichen Herden ab. Wie Vitellius stellst Du Deine Tische mit solch' ausgesuchten Gerichten voll, daß in der Sprache Roms Namen für sie fehlen und daß sie in den Magen der Schmausenden keinen Platz haben.

Mit einem dreisten Blick schaute der Angeklagte in das Gesicht des Klägers und nur eine ironische Lustigkeit funkelte in diesem Aufblick.

— Alles, was Du gesagt hast, Aurel, habe ich gethan!

— Ach, wenn Du nur dieses gethan hättest! Aber während des Krieges, in welchen ich Dich geschickt, wo hast Du verweilt und womit hast Du Dich beschäftigt? Avidius, Statius, Martius besiegten die Parther, eroberten die Armenier, drangen in Babylon und Medien mit dem römischen Schwert ein. Du verbrachtest den Winter in dem warmen Laodicea und den Sommer in der Marmorstadt Antiochia, fern von den Strapazen, die ein Heerführer ertragen muß. Sogar die wollüstigen Völker des Orients, die uns durch ihre Kunst, aus dem Leben alle seine Lüste der niedrigsten Art zu saugen, in Staunen versetzen, wunderten sich darüber. Dann hast Du aus Antiochia mitgenommen und mit Dir hierhergebracht Schaaren von Harfenspielern, Buhlerinnen, Gauklern und Seiltänzern. Mit diesen hast Du Dein Haus angefüllt, und der Mund von hundert Posaunen verkündet, daß Du auf Kosten des Volkes nicht die Parther und Armenier, sondern — die Histrionen besiegt hast.

— Alles, was Du gesagt hast, Cäsar, habe ich gethan.

— Während Du das goldene Bildniß Deines Pferdes Avis auf der Brust trägst, nährst Du das Thier mit einem Futter, gemischt aus Datteln und Weintrauben. In den albernen Kämpfen der Circusparteien schmähen Dich die „Blauen" öffentlich wegen der Unterstützung der „Grünen". Die abscheulichen Kämpfe der Gladiatoren verbreitest und förderst Du. Deine Verschwendung kennt keine Grenzen. Und was hast Du vor ein paar Tagen gethan? Du hast einen Schmaus gegeben, bei dem jeder Theilnehmer, als er von Deinem Tische aufstand, als Geschenk schöne Pagen, seltene Thiere, mit Diamanten besetzte Trinkschalen, aus goldenen Bändern geflochtene Kränze, mit Maulesseln bespannte Wagen und silberne Halfter für die Maulesel bekam — da sich das Volk zum Kriege rüstet und das Elend das Volk verschlingt, hast Du auf ein Mal sechs Millionen Sesterzien in den Schlund und die Hände Deiner Höflinge geworfen.

— Alles, was Du gesagt hast, Cäsar, habe ich gethan.

Mit gesenkten Augenlidern und mit leiser Stimme, als ob er fürchtete, von den Göttern oder von den Menschen Einer möchte ihn hören, gezwungen zu strafen und wünschend zu schonen, sagte Marc Aurel:

— Alles, was Du gethan hast, war ein Laster!

Die glatte Stirn des Lucius zeigte aber keine Spur von Scham oder von Betrübniß; im Gegentheil, er erhob sie kühn und frei und eine noch schärfere Ironie spielte um seine Lippen. Mit heiterem Trotz in das Gesicht des Bruders schauend, erwiderte er:

— Mit verschiedenen Eigenschaften werden die Sterblichen von der Natur begabt. Wie Glaskorallen an einer Schnur hast Du Diejenigen aufgezogen, die mein Eigenthum bilden; erlaube Du nun, Allerwürdigster, daß ich im Gegensatz dazu die Deinigen an den Faden meines Gedächtnisses aufreihe. Wir werden dadurch auch der Schöpferkraft, die aus ihrem Schooß solche vollkommene Gegensätze hervorgehen läßt, unsere Huldigung darzubringen. Und weil Du meinen Thaten den Namen von Lastern gegeben hast, werde ich Dir der Reihe nach sagen, wie ich die Deinigen nenne.

— Sprich, Lucius! Die Natur hat Dir Verstand und Scharfsicht nicht versagt. Die Offenheit ist das Herz der Freundschaft, und wenn dieses zu schlagen aufhört, so stirbt die Freundschaft.

— Aurel, Du bist ein seit Deinen Kinderjahren in das Antlitz Minerva's blickender Weiser. Die Philosophie und die Arbeit hast Du Dir als unzertrennliche Geliebte genommen. Dein eigentlicher Name sollte sein: homo frugi, die zwei Worte, mit welchen unsere Ahnen einen vollkommen enthaltsamen, bescheidenen Mann benannten. Nur das Flehen Deiner Mutter hat es bewirkt, daß Du auf diesen Thierfellen schläfst, aber auf Schwanenflaum und auf einer Matratze von thyrischem Purpur hast Du Deinen Körper nie ruhen lassen. Dein Essen würde gewiß der erste beste Freigelassene verachten. Aphrodite würde rasch vor Gram alt werden, wenn sie sich nur an Deinen Opfern erfreuen sollte. So bist Du. Und ich muß noch zugeben, wie der Donner des Zeus die Semele, so hat die Liebe zu den Menschen Deine Seele in ein hellbrennendes Gebüsch umgewandelt. Du bist, o Göttlicher, von inniger Liebe für die Menschheit entbrannt. Und was hast Du nicht schon um dieser Liebe willen gethan? Tag und Nacht denkst Du über die öffentlichen Fragen nach, und um Berathungen über sie abzuhalten, wie oft bist Du aus Campanien, aus Albanien nach Rom geeilt und gleich von der Reise wie irgend ein Söldner des Volkes in die Curie gerannt. Keiner der Cäsaren hat so die Freiheit des Senates geehrt und eine so sorgsame Obhut über das Volk ausgeübt. Du hast im ganzen Lande die Zahl der Tribunale vermehrt, damit die Gerechtigkeit rascher das Unrecht belohne. Du hast ein Argusauge auf das Hab und Gut und die Sicherheit der Waisen. Du hast den Straßensteuereinnehmern die Prellerei des Zolls verboten und das Vertheilen von Getreide an die Armen hast Du einer strengen Controle unterworfen. In den Zeiten der Hungersnoth haben Deine Bemühungen Niemandem erlaubt, aus Hunger zu sterben, und als die Seuche Rom verwüstete, hast Du auf Kosten Deiner eigenen Schatulle den Armen die Beerdigung besorgt. Dich schmerzen sogar die Wunden der Gladiatoren; gezwungen, im Amphitheater zu erscheinen, zeigst Du Deine Verachtung für die blutigen Schauspiele, indem Du ihnen den Rücken und das Gesicht Deinen Beamten und Eilboten zuwendest, die Dir dort verschiedene wichtige Angelegenheiten vortragen.

Du hast sogar Mitleid mit den elenden Seiltänzern und hast befohlen, ihnen Matratzen unterzulegen, damit sich keiner von den drolligen Kerlen, wenn er von der Leine herunterfällt, auf dem harten Boden den Kopf zerschmettere. Du hast zehntausend Gladiatoren und eben so viel Sklaven für die Reihen der Armee geworben; durch die erstere That wolltest Du dem Volke etwas von seinen grausamen Spielen rauben, und durch die zweite wolltest Du zeigen, daß der Sklave ein Sohn des Vaterlandes ist und die Pflicht wie das Recht hat, es zu vertheidigen. Aber Alles, was ich bis jetzt erzählt habe, hast Du durch Deine letzte That verdunkelt. Vor dem nahenden Frühling hast Du, anstatt das Volk mit einer neuen Steuer zu belasten — o unsterbliche Götter! die Kleinodien aus der privaten Schatzkammer der Cäsaren zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Gestern, als ich durch das Forum Trajan's ging, habe ich die Rufe der Gerichtsboten gehört: „So viel für das Silber Cäsar's!" „Für ein Bild aus dem Schlafgemach Cäsar's so viel!" „Wer will mehr für die goldene Schüssel Cäsar's geben?" „Für das goldverbrämte Gewand Cäsar's, wer gibt mehr?" Cäsar wird ein im bittersten Elend lebender Mann werden, die Reichen werden seine Reichthümer in Besitz nehmen, die Armen werden die Last des Krieges nicht einmal fühlen .... Bei allen Göttern des Himmels und der Hölle, um diesen Einfall möchte Dich auch selbst der gute Numa beneiden, der den erzürnten Jupiter angefleht hat, er möge geruhen, an Stelle der von ihm gewünschten menschlichen Köpfe als Bußopfer die enthaupteten Zwiebelköpfe anzunehmen. Aber Du — Sonne der Güte! — würdest vielleicht auch mit den Zwiebeln Mitleid haben!

Ein boshaftes Lächeln flog um seine Lippen, Wangen

Digitized by Google

und die Stirn. Die Sonne der Freude beleuchtete das Gesicht Marc Aurel's.

— Alles, was Du gesagt hast, Lucius, habe ich gethan.

Die schneeweiße Hand dem Bruder entgegenstreckend, rief Lucius mit einem anmuthigen Lächeln aus:

— Alles, was Du gethan hast, o Philosoph, war eine Thorheit!

Er hörte zu lachen auf und sah mit einem durchdringenden Blick das Gesicht des Bruders an, ob er durch seine Kühnheit die Grenzen seiner Nachsicht nicht überschritten habe. Aber die klaren, heiteren Augen Marc Aurel's drückten nur ein wenig scherzhafte Neugierde aus.

— Wenn Du im Stande sein wirst, Das zu beweisen, was Du gesagt hast, werde ich Dir den Namen des bedeutendsten Rhetors des Jahrhunderts geben. Ich begehre es zu sehen, wie Dein Geist, der von ernsten Uebungen abgelenkt ist, mit solch' einer schweren Aufgabe kämpfen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Kunstgewerbliches.

Die historische Auffassung der Dinge ist uns heutzutage so ganz in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir auch die Ereignisse unserer Mitzeit methodisch zu objectiviren trachten, wie etwa ein Psychologe beständig und ohne dazu eines Willensactes zu bedürfen, die Vorgänge in seiner Seele vom Standpunkt seiner Wissenschaft beobachtet. Und wie er an sich selber das Maß für die Aeußerungen anderer Individuen gewinnt, gibt uns das Studium der Entwickelung unserer eigenen Zeit die Mittel zu einer schärfer eindringenden Analysis vergangener Epochen.

So gewährt es uns eine besondere Freude, den Aufschwung unserer Kunst und der ihr nahestehenden Industrie mitzuerleben, und es ist selbst für Den, der nicht gerade durch seine Fachinteressen der Bewegung nahe steht, von großem Interesse, ihren Aeußerungen zu folgen. Soweit es die hohe Kunst angeht, gibt sich ja die Gelegenheit von selbst. Im Kunstgewerbe geht der Fortschritt auf weitem Gebiet so stetig und darum so unmerklich, daß man die wenigen großen Gelegenheiten zur Uebersicht, die sich bieten, nicht versäumen darf.

In Berlin haben wir augenblicklich zwei Ausstellungen zu studiren, die uns das Getriebe der Maschine vorführen. Die eine, umfangreichere in den Räumen des Glaspalastes heißt kurzweg Ausstellung der Lehrlingsarbeiten, die andere im Lichthof des Kunstgewerbemuseums bietet zum ersten Mal die Arbeiten früherer Schüler der Anstalt, welche sich auf Studienreisen als Stipendiaten des Museums weitergebildet haben.

Die erstere Ausstellung ist wesentlich den Leistungen der verschiedenen Schulen gewidmet, die gegenwärtig in Berlin zur Hebung des Gewerbestandes bestehen.

Vor wenigen Jahren noch herrschte auf diesem Gebiet das vollkommenste Chaos, dessen letzte Spuren noch jetzt nicht ganz beseitigt sind. Energische Reformen seitens der Stadt und des Staates haben die auseinandergehenden Kräfte, die zu Zeiten in offenem Kampf lagen, nach einer Richtung gedrängt. Die früher ganz isolirten Privatinstitute haben sich den Principien angeschlossen oder sind auf dem Wege dazu. Was hier in Berlin geschieht, wird in Bälde auf die Provinzen wirken.

Als ersten großen Erfolg dieser gemeinsamen Anstrengungen der Innungen, der Stadt und des Staates haben wir die vereinte Ausstellung aufzufassen. Es ist noch nicht lange her, daß der Vorschlag eines derartigen Zusammengehens von mehreren Seiten mit Protest zurückgewiesen wurde.

Die eine Hälfte des großen Umganges fällt im Wesentlichen den Anstalten zu, die der Staat erhält, die andere den städtischen Schulen; im verbindenden Corridor sind die Fachschulen der Gewerke untergebracht; auch letztere werden von der Stadt durch Zuschüsse gefördert.

Doch scheint es, als ob die Privat-Institute sich der straffen Organisation der städtischen Anstalten gegenüber auf die Dauer nicht halten können.

In die große Gesammtaufgabe haben sich Staat und Stadt derart getheilt, daß ersterer in der Kunstschule und den Anstalten des Kunstgewerbemuseums die höhere Ausbildung pflegt, die Stadt dagegen für die elementare Anleitung sorgt.

Die Ausstellung der staatlichen Anstalten, denen sich die Schule des Lettevereins anschließt, trägt denn auch künstlerischen Charakter und unterscheidet sich von einer solchen der Kunstakademie nur dadurch, daß sie die freie Composition ausschließt, dagegen sich über die Gebiete der Decoration einschließlich der Monumentalmalerei und des Kunstgewerbes erstreckt. Auf Einzelheiten der vor einem Jahrzehnt noch jenseits des Erreichbaren scheinenden Leistungen einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur eine allgemeine Bemerkung sei gestattet; sie bezieht sich auf die Farbe.

Unter den Studien wird mit großem Nachdruck das Stillleben nach Allem, was Natur und Kunst Farbiges bieten, betont. Es gibt ja auch kein besseres Mittel, die Empfindung für die Farbe zu steigern. Viele von den Arbeiten vorgerückter Schüler dürfen durchaus als Kunstwerke gelten. Aber daneben herrscht in den selbstständigen farbigen Compositionen mit Ausnahme einzelner decorativer Arbeiten das elende moderne Gemisch, das den Erzeugnissen unserer deutschen Industrie einen so widerwärtigen Charakter gibt und ihnen auf dem ausländischen Markt so sehr im Weg steht. Die Harmonie wird nicht durch den Contrast reiner, mit richtigem Gefühl contrastirter Farben erreicht, sondern durch eine trübe gelbgrüne Jauche, die über alle Töne gleichmäßig ausgegossen wird; da kommt es dann gar nicht darauf an, wie im Einzelnen die Farben gegen einander stehen, sie kommen ja doch nicht zur Wirkung. Was läge wohl näher, als daß mit den der Natur abgelauschten Tönen nachher componirt würde? Aber nein, sowie die freie Arbeit beginnt, tritt die ekelhafte Trübung ihre Herrschaft an. Namentlich fällt dies bei den Entwürfen für weibliche Handarbeit auf, wo doch mit Farben so kräftig zu Werke gegangen werden darf, weil das Material selbst Träger derselben ist, nicht ein aufgesetztes, in sich gleichartiges Malmittel. Eine rühmliche Ausnahme macht die Classe für weibliche Handarbeiten (Applicationen) im Lette-Verein und eine von demselben Lehrer geleitete Abtheilung in den Anstalten des Gewerbe-Museums. Auch hier könnte unserm Gefühl nach noch energischer mit dem modernen Unfug gebrochen werden, dessen Macht leider in der Bequemlichkeit so feste Stützen hat. Aber es ist doch ein vielversprechender Anfang da. Glück auf!

Unter den gewerblichen Elementarschulen hat die Führung die Berliner Handwerkerschule, die es in den wenigen Jahren ihrer heutigen Organisation verstanden hat, alle Hindernisse zu überwinden und den verwandten Instituten ihre Prinzipien annehmbar zu machen. Nur steht nicht das künstlerische, sondern das technische Moment im Vordergrund; was die Werkstatt dem Lehrling heute nicht bieten kann, das soll ihm die Schule gewähren. Als Lehrer wirken an diesen Anstalten nach den Grundsätzen ihrer Einrichtung nicht Architecten — mit Ausnahme der Baugewerkschulen — noch Künstler, sondern Handwerker, die neben ihrem Lehrberuf ihre praktische Thätigkeit weiterführen. Was das für die gediegene Fachschulung bedeutet, liegt auf der Hand: für die Lehrlinge, um die es sich handelt, ist der Meister der beste Lehrer. Mit großem Geschick hat die Anstalt aus den Kreisen der Berliner Handwerker tüchtige Kräfte zu gewinnen und in ihrem Sinne für die große Aufgabe zu schulen gewußt. Der Erfolg spricht für die Richtigkeit der Prinzipien.

Es kommt hinzu, daß die Anstalt in der Zeichenmethode mit dem veralteten Copiren von Vorlagen völlig gebrochen hat und nach dem neuen System von vornherein nur nach Körpern zeichnen läßt. In diesem Sinne soll sich allmählich der Zeichenunterricht in den Gemeindeschulen umgestalten. Wenn dieser Plan durchgeführt sein wird, haben wir eine Organisation, deren fruchtbringende Wirksamkeit gar nicht abzusehen ist.

Digitized by Google

Es wird dann von der ersten Zeichenstunde in der Kinderschule an der Schüler aufrücken von Stufe zu Stufe. Die Handwerkerschule empfängt den ins Leben tretenden Lehrling, dem die mühseligen Anfangsgründe unmerklich in der Elementarschule beigebracht sind, der zeichnet, wie er lesen und rechnen kann. Begabtere Individuen entläßt die Handwerkerschule nach Abschluß des Lehrganges an die Kunstschule oder die Anstalten des Kunstgewerbe-Museums. Wer auch hier das Durchschnittsmaß überragt, wird als Stipendiat des Staates als in allem Technischen fertiger Künstler entlassen und auf Reisen geschickt. Wer auf irgend einer Stufe abspringen muß, ist kein unfähiger Halbfertiger, sondern hat für sein Fach, was er braucht. So haben wir die Perspective einer Kunstthätigkeit, die endlich einmal wieder von unten aufgebaut ist.

Die ersten Früchte aus dem Lande der Verheißung bietet uns das Kunstgewerbe-Museum in der Ausstellung von Reiseaufnahmen früherer Schüler. Es ist selbst unter Künstlern nur eine Stimme der Bewunderung über die glänzenden Leistungen. Alles Technische wird mit größerer Sicherheit beherrscht, als der freiere Unterricht der Kunstakademien erzwingen kann, und der Schritt zum schaffenden Künstler ist von den begabten Individualitäten gleichsam unbewußt gethan. Wir werden auf die Ergebnisse dieser Ausstellung, die großes Aufsehen erregt, noch einmal zurückzukommen haben. A. L.

Dramatische Aufführungen.

„Nelly", Lustspiel in 3 Acten von Dora Duncker. — „Ein Pensionskind", Lustspiel in 4 Acten von Julius Keller und Fritz Brentano.

Die jungen Damen aus Amerika bilden in den neueren Lustspielen eine ganz besondere Kategorie von Menschenkindern: sie sind so ursprünglich, als wären sie da drüben in der Wildniß aufgewachsen, und betragen sich zunächst immer so ungezogen, als hätten sie Indianerhäuptlinge zu Tanz- und Anstandslehrern gehabt. Das deutsche Haus, welches das Unglück hat, sie zu beherbergen, wird durch sie vollständig auf den Kopf gestellt, bis endlich die Zeit der Wandlung kommt, bis die allmächtige Liebe aus der amerikanischen wilden Hummel ein zärtlich fühlendes deutsches Mädchen macht. Miß Nelly, welche uns Fräulein Duncker als direct von „drüben" eintreffend vorführte, verleugnet keinen jener schon stereotyp gewordenen Züge. Sie ist völlig unangemeldet über den Ocean herübergekommen und stürmt in Gesellschaft eines Pflegebruders, sowie zweier Seidenpinscher und eines Papageis, in die behagliche Wohnung ihrer unverheiratheten Onkel, deren ganze Biederkeit durch die Sammlung von langen Pfeifen, die sich in einer Ecke ihres Zimmers vorfindet, aufs deutlichste bezeichnet ist. Die ungestüme Art der Liebkosungen, mit denen sie durch ihre erotische Nichte überhäuft werden, muß natürlich den beiden Herren, die schon etwas Hagestolze geworden sind, sehr überraschend kommen, und der „Onkel Fritz" kann sich nicht enthalten, dieser Ueberraschung Ausdruck zu geben. Darüber ist die junge Dame sehr betrübt, und von Stund an beginnt sie, deutsch zu werden, d. h. sie wird sentimental, verliebt sich in jenen Onkel Fritz und sträubt sich in sehr wenig amerikanischer Weise gegen den Verlobungskuß, den er ihr schließlich auf den Mund drückt. Das ist der Entwicklungsgang der „Nelly". Er ist sehr einfach, wie wir sehen, und die Umgebung, in der er sich abspielt, bewegt sich in nicht minder simplen Lebensformen: das Element, in dem sie alle schwimmen, ist die Liebe, die unter den elf Personen des Stückes in fünferlei Gestalt auftritt, so daß am Ende aus dem dreiactigen Verliebtsein fünf Paare resultiren, denen der übrig bleibende Großpapa in würdiger Weise seine Glückwünsche abstattet. Für den anderen Hagestolzen, den Bruder des „Onkel Fritz", findet sich nämlich zu rechter Zeit eine junge Malerin, von der er früher schon einmal man weiß nicht warum, abgewiesen worden ist, und die ihm jetzt plötzlich, man weiß auch nicht warum, ihre Liebe gesteht; der ein ergötzliches Englisch-Deutsch sprechende Pflegebruder Nelly's hat ebenso plötzlich an einem deutschen Backfisch Gefallen gefunden, ein junger Fabrikarbeiter, an dem „Onkel Fritz" einen ganz großartigen Act von Edelmuth begeht, hat ebenfalls schon seinen „Schatz", und schließlich finden sich sogar der alte Diener und die Wirthschafterin des Hauses, die vorher in stetem Kriege lebten, in der edlen Harmonie des Verlobtseins zusammen. So angenehm dieser Inhalt des Stückes für die jungen Damen unter den Zuschauern sich abspielen mag und so praktisch er eingerichtet ist für etwaige Liebhaberaufführungen, wo jeder Darsteller gerne ein glücklich Liebender sein möchte, so wenig eignet er sich für ein Lustspiel, welches auf dem Repertoire größerer Bühnen sich zu halten Anspruch macht. Auch die lustigen und erheiternden Schnörkel, welche die Verfasserin um dieses fünfmal sich wiederholende Liebesthema herumgedichtet hat, können das Stück nicht auf das Niveau des wahren Lustspiels erheben. Ein Diener, der in dem Anzuge, in welchem er vielleicht eben den Hof gekehrt hat, in die Wohnzimmer der Herrschaft tritt, der dort seine Fehden mit der Haushälterin auskämpft und dabei aus allen Schüsseln und Gläsern nascht, wirkt allerdings im ersten Augenblicke komisch, aber schließlich fragt man sich doch: warum wirft man solchen groben Menschen nicht endlich einmal hinaus? Auch das umstürzlerische Verfahren der jungen Dame in der Wohnung ihrer Onkel wirkt mehr befremdend als erheiternd; man findet nicht heraus, warum die Sophas und alle Sessel plötzlich ihren Platz verändern müssen und bedauert lediglich die Dienerschaft, die sie nachher doch wieder zurecht rücken muß. Solche harmlose kleine Streiche, die zugleich für die eigentliche Handlung des Stückes ganz zwecklos sind, sind beliebte Erheiterungsmittel bei Polterabendscherzen, auf der wirklichen Bühne muß man sie aber wohl lediglich als dramatische Zeitvergeudung bezeichnen. Das ganze Lustspiel so zu nennen, verbietet uns nur die Höflichkeit. Die erste Aufführung desselben im Residenz-Theater fand übrigens Beifall, der aber zunächst nur der Autorin, nicht ihrem Werke zu gelten schien.

Im Belle-Alliance-Theater war einige Abende vorher das Lustspiel: „Ein Pensionskind" zur ersten Aufführung gekommen, welches indessen eigentlich die Bezeichnung „Posse" tragen sollte. Es ist ein militärisches Stück, d. h. die männlichen Personen, die in ihm auftreten, sind Officiere. Die Herren Verfasser scheinen aus „Krieg im Frieden" gelernt zu haben, wie frisch und belebend das bunte Tuch auch auf die Physiognomie eines Bühnenwerkes einwirkt, und haben in der That einen flotten, fröhlichen Geist in den Dialog zu bringen gewußt. Freilich vermag derselbe den gänzlichen Mangel einer Handlung nicht zu verhüllen. Die Titelheldin ist ein eben der Pension entflogener Backfisch, welche im Laufe der vier Acte von der Ueberzeugung, daß die „eigentlichen Menschen" nur die activen Lieutenants sind, zu der etwas gediegeneren Ansicht geführt wird, daß auch andere Männer ganz brav und liebenswerth sein können, auch wenn dieselben nur — Landwehrlieutenants sind. Ohne militärische Charge geht es nun einmal nicht ab. Der alte Herr, der der jungen Dame in einer sehr erbaulichen Rede vorstellt, daß das Lebensglück ja nicht allein in Epaulettes und Degen bestehe, ist ein „Doctor Klaus" in Uniform und wirkt gerade so sentimental-rührsam wie sein Urbild. Eine andere, komisch sein sollende Figur des Stückes, ein Herr Pfiff, der immer nur von seinem Gelde und seiner unglücklichen Liebe redet, verursacht trotz der possenhaften Allüren doch nur ein Gähnen, da er ganz zwecklos in der Welt und im Stücke steht. Die Darstellung der Novität war sehr schlecht.

O. B.

Digitized by Google

Notizen.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Bd. 6—9. (München, R. Oldenbourg.) Wiederum sind vier neue Bände der vortrefflichen Anthologie erschienen, auf die wir die Leser unserer Wochenschrift vor einigen Monaten aufmerksam gemacht. Wie die vorhergehenden fünf Bände, bringen auch die vorliegenden Leistungen und Namen von Erzählern, worunter manche auch wohlbewanderten Kennern der neuern deutschen Belletristik nahezu neu sein werden. Und noch größer wird ihre Ueberraschung, wenn ihnen zugleich die Mittheilung wird, daß von den betreffenden Autoren schon manche vor etlichen Jahrzehnten aus dem Leben geschieden. Neben so wohlbekannten und geläufigen Namen wie P. K. Rosegger, Theodor Fontane, Franz Dingelstedt, Sealsfield, Robert Schweichel, Gust. zu Putlitz und Wilhelm Jensen, die alle durch vorzügliche Novellen vertreten sind, stößt man auf Namen wie L. Starklof, A. Schöne, Otto Ludwig aus Reichenbach, Heinrich Schmidt und Franz Trautmann, über die man weniger allgemein orientirt ist, obschon man es nach der Vortrefflichkeit des in die Sammlung Aufgenommenen wohl sein sollte. Daher sind die beigegebenen biographischen Charakteristiken desto willkommener. Von solchen ist die über Sealsfield, den man als Erzähler freilich lange genug zu schätzen verstanden, von besonderem Werth, da über sein Leben langehin ein undurchdringlicher Schleier gebreitet gewesen und er also vielfach noch ein bloßer Name verblieben. Mit Befriedigung findet man unter den nun aufgenommenen Autoren, wie dies auch schon bei der ersten Serie der Fall gewesen, manche Erzählerin, deren Deutschland viele von besserem Gehalt aufzuweisen hat, als die rastlosen Damen, so für Leihbibliotheken und beliebte Unterhaltungsblätter getagelöhnert haben. Von älteren Autoren wurde mit Recht Franz von Gaudy bedacht, dessen frischer und graziöser Humor nicht zu den gewöhnlichen gehört, und der deshalb unter deutschen Erzählern sogar wenige Ebenbürtige hat. Mit den noch ausstehenden drei Bänden wird diese Serie ihren Abschluß gefunden haben, wozu wir ihr all' die Theilnahme des Publicums wünschen, deren das Unternehmen in jeglicher Weise verdient.

W. B.

Zum Guten. Eine Geschichte aus Südtirol von Hans Hopfen. (Dresden, Heinrich Minden.) Wenn man dem neuesten Buche Hopfen's auch gerade keine originelle Erfindung nachrühmen kann — denn dasselbe behandelt nur das alte Thema, wie einem reichen Tiroler Bauern durch Seine Hochwürden ein Testament „zum Guten", d. h. für den „guten Magen" der Kirche, abgezwackt wird —, so darf man doch den übrigen Eigenschaften des Verfassers, die hier wieder in ein günstiges Licht gerückt sind, alle Anerkennung widerfahren lassen. Auch in dieser Erzählung waltet der gesunde Hopfen'sche Realismus vor, den wir schon oft zu bewundern Gelegenheit hatten, die vortreffliche Detailmalerei fesselt uns, und die scharfe Charakteristik einiger Bauernphysiognomien fordert unser Lob heraus. Bedenklich erscheint es uns nur, daß die ganze Lösung, der Erfolg, doch eigentlich erst durch einen Zufall herbeigeführt wird und sich keineswegs als Consequenz aller vorausgegangenen Bemühungen darstellt, worin uns ein logischer Fehler zu beruhen scheint. Wäre der Bauer Nicolaus Gantioler nicht, bevor er das beabsichtigte Testament zu Gunsten seines Neffen aufgesetzt, krank geworden und durch die Morphiumspritze des Pfarrers in dessen Gewalt gerathen, — wohin wären dann alle Vorbereitungen, Quälereien und Aufhetzungen dieses Letzteren ausgeschlagen? Sie und die Bearbeitung des störrigen Bauers, einer Kern- und Meisterfigur, durch die aufgestachelte Häuserin Magdalene Zelper wären bei alledem vergebens gewesen, und der Erfolg hing an einem Haar und kam schließlich durchaus anders, als er vorbereitet war. Hiervon und von etlichen Längen, die von der Vorliebe des Verfassers für das Kleinste und Nebensächlichste herrühren, abgesehen, haben wir es in „Zum Guten" aber mit einer tüchtigen Leistung zu thun. Die uns vorgeführten Scenen athmen wirkliches Leben, da ist alles ächt und treu nach der Natur, diese Bauernfiguren sind keine Salontiroler, sondern wirkliche Bergbewohner von Fleisch und Blut mit derben Nägelschuhen und derben Empfindungen. Sehr rührend und recht mit dem Herzen geschaffen ist die Gestalt der Kathrin Gantioler, dieser braven Wittib, die um ihrer sechs Kinder willen ihrem eigenen Liebesglück entsagte und dann doch durch Pfaffenlist so schwer enttäuscht wird. Hopfen ist ein trefflicher Kenner von Land und Leuten, das verräth sich in hundert kleinen Zügen; da ist Alles selbst geschaut und in großer Anschaulichkeit, oft greifbar deutlich wiedergegeben. Die Scenen von Nicolaus Gantiolers nächtlicher Heimkehr, von seiner Flucht in die Schneenacht hinaus, von seinem Bitten und Betteln um die Morphiuminjektion, die der falsche Priester nur gegen das Versprechen des Testaments „zum Guten" gewähren will, — das Alles sind Meisterleistungen. Bei manchen Schwächen ein lesenswerthes bedeutendes Buch! T—n.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmann's Geflügelten Worten.

Geehrte Redaction,

Gestatten Sie mir die Mittheilung folgender Notizen:

Schiller's „Raum ist in der kleinsten Hütte" lehnt sich vielleicht an die Worte Blanca's an in Leisewitz': Julius von Tarent 2, 3:

„Diese Hütte ist klein; — Raum genug für eine Umarmung. — Dies Feldchen ist enge — Raum genug für Küchenkräuter und zwei Gräber."

Schon in den Satiren des Horaz (2, 8, 84) kommt die Wendung vor: arte emendaturus fortunam, zwar nicht im Sinne von „falsch spielen", es kann aber doch Lessing's corriger la fortune zu Grunde liegen.

Büchmann erwähnt S. 110 (10. Aufl.) A. Beyer's „Architectus Jenensis" v. J. 1681 zur Erklärung des Ausdrucks Salbaderei. Dieselbe Erklärung ist bereits in dem 1651 erschienenen Buche Harsdörffer's: Lust- und lehrreiche Geschichte, Frankf., 2. Hundert, S. 90 zu finden; es heißt dort: „Was Saalbader sey, ist fast jedermann bekannt, und soll herkommen von einem Bader an dem Saalfluß, bey Jena, der allen seinen Badgästen nur eine Geschichte erzehlet, und solche gegen einem jeden, so offt er kommen, widerholet; deßwegen man eine schlechte Sache, die vielmals mit der Zuhörenden Verdruß fürgebracht wird, einen Saalbader nennet."

Das Wort wird übrigens auch noch in dem Sinne von „Quacksalberei" gebraucht, schon in früherer Zeit, so steht in der 1729 zu Altona erschienenen Uebersetzung von Swift's tale of the tub „nach der 9. Abth. im Manuscript": „wie er auch die Pflaster, Pulver, Salben und Salpatereyen, welche Peter verkaufte, heruntermachte."

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dresden. Dr. Carl Müller.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Soeben erschien: **Bd. 15** der

Aerztlichen Sprechstunden.

Gesundheitslehre für Jedermann.

Von

Dr. **Paul Niemeyer,**

Sanitätsrath u. Arzt d. hygienischen Vereins zu Berlin.

Die ärztlichen Sprechstunden erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von 50 Pf. für jedes Heft u. in Bänden (5 Hefte bilden einen Band) broch. zu 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Prospecte u. Probehefte in jed. Buchhandlg.

„.... Jedermann muß wissen, von welchen regelmäßigen Bedingungen Leben und Gesundheit abhängt und wie denselben entsprechend die tägliche Lebensweise eingerichtet, was bezüglich der Pflege des Körpers und Uebung seiner Kräfte, bezüglich Speise und Trank, Wohnung, Kleidung u. s. w. beachtet werden muß, um die Gesundheit vor den allseitig und beständig drohenden Gefahren zu schützen."

(Magdeburger Zeitung.)

Soeben erschien in zweiter Auflage:

Der Verklärte

von **Oscar Kresse.**

Motto: Geist des Menschen, was du zu fassen vermagst, zu vollenden
Gab die Natur dir Macht, suche und finde den Weg!

Sehr gut recensirt! Preis eleg. geb. 2,75 M.

Verlag von Theod. Kalb in Leipzig.

Auflage 315,000, das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Soeben erschien:

Richard Lepsius.

Ein Lebensbild

von

Georg Ebers.

Mit einem Lichtdruck und einem Holzschnitt.

8. geh. M. 5.— geb. M. 6.50.

Mit Liebe und Pietät schildert Ebers Leben, Charakter und Verdienste seines großen Lehrers u. Freundes, des Altmeisters und Begründers der Aegyptologie in Deutschland, und zeichnet zugleich im Umriß Entwickelung und heutigen Zustand dieser Wissenschaft.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchengeschichte

von der

ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.

In Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach

weil. ord. Professor der Theologie in Basel.

Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.

Erster Band:

Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte.

Vierte Auflage.

Herausgegeben und mit einem literarisch-kritischen Anhang versehen

von

Dr. F. Nippold

ord. Professor der Theologie in Jena.

gr. 8. Preis: Mk. 7.

Mit der vorliegenden neuen Auflage des 1. Bandes von Hagenbach's Kirchengeschichte ist das 7 Bände umfassende Werk wieder vollständig geworden.

Der Preis für alle 7 Bände beträgt: Mk. 39. — Die Bände sind auch einzeln verkäuflich.

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **1/2 Stunde von Frankfurt a. M.**

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. G. Schanz, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Lening, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt. Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. Besonders empfohlen für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Bergландschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 6. Juni 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes. Von Karl Blind. — Zur Tiefseemessung. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Victor Hugo. Von Theophil Zolling. — Zu Ludwig Feuerbach's Philosophie. Von Wilhelm Bolin. — Ausländische Operntexte im deutschen Gewande. Von Carl Winkler. — **Feuilleton:** Die Losung. Von E. Orzeszko. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes.

Von Karl Blind.

Ein Waffenstillstand ist zwischen Rußland und England eingetreten. Auf wie lange: wer vermöchte das zu sagen?

Wenn dem Heerführer, welcher vertragsbrüchiger Weise — mitten in den Verhandlungen über die Grenzfrage — die Bundesgenossen Englands niederstieß, ein diamantenbesetztes, goldenes Ehrenschwert vom Zaren übersandt wird; wenn der russische Bevollmächtigte, dessen Zusammentreffen mit Sir Peter Lumsden seit bald acht Monaten vergeblich erwartet worden war, seine freiwillige Muße dazu benutzt, in Tiflis Vorlesungen über die beste Art der Eroberung Herats zu halten: so muß man mit einer ganz ausnahmsweisen Kindsköpfigkeit gesegnet sein, um das wahre Ziel der Petersburger Politik zu verkennen.

Die Skobeleff'sche Schule ist heute mit der listigen alten Diplomatenschule der Nesselrode und Gortschakoff sonderbar verquickt. Skobeleff aber, dessen verrückt erscheinende Offenherzigkeiten nur die russische Art waren, den Gegner entweder einzuschrecken und zu verblüffen, oder durch so freies Bekenntniß der Absichten, daß man demselben keinen Glauben schenkte, irre zu führen, gestand einst einem englischen Parlamentsmitgliede rund heraus: Indien werde demnächst an die Reihe kommen. Neu war diese Bemerkung übrigens nicht. Es ist ein beliebtes Verfahren der Russen von der genannten Richtung, bald über die Befürchtungen eines von ihrem Angriff Bedrohten eine sarkastische Lauge zu ergießen, bald ihm auf den Kopf zu sagen: daß er binnen Kurzem ans Messer geliefert werde.

General Kireïeff, der Bruder der Frau von Novikoff, gab unlängst in der „Pall Mall Gazette" ein Pröbchen der sarkastischen Behandlung. Er wollte Indien nicht einmal geschenkt haben, da es für Rußland ein „weißer Elephant" wäre. Vor vierzehn Jahren schrieb andererseits Iwan Golowin in einem zu Leipzig deutsch erschienenen Werke („Rußland unter Alexander II."):

„Ungerechtigkeit gegen einen Herrscher, der eine so große Aufgabe hat, eine so schwere Bürde trägt, wie der Kaiser aller Reußen, wäre unverzeihlich. Auch ein Verbannter darf nicht aus den Augen lassen, daß er durch Umstände und nicht durch die Willkür eines Einzigen exilirt wurde .... Wenn ich übrigens auch sagen wollte, Kaiser Alexander II. habe das Pulver erfunden, würde es meine Stellung doch nicht bessern. Ich darf also immerhin schreiben, daß er nur bis Samarkand in die Fußtapfen Alexanders des Großen getreten ist, und daß es Alexander IV. vorbehalten bleibt, Indien zu erobern."

Iwan Golowin's erinnern wir uns aus den Tagen vor dem Krim-Krieg, von 1849 her, wo wir unter der damals noch bestehenden zweiten französischen Republik mit ihm, Alexander Herzen und anderen Russen in Paris zusammenkamen. Als Golowin 1870 obige Worte schrieb, stand Rußland noch weit von Merw entfernt. In gewaltigen Sätzen ist es seitdem vorgerückt, bis nahe ans Thor von Indien herangesprungen. Auf Alexander II. ist schon der Dritte dieses Namens gefolgt; und die Zaren nützen sich neuerdings etwas rasch ab. Vielleicht geschieht es in der Absicht, die Thronbesteigung seines Nachfolgers nicht allzu sehr zu beschleunigen, daß der jetzige Selbstherrscher — nach alter Tyrannen-Vorschrift, wie sie schon den Griechen bekannt war — der sich mehrenden inneren Schwierigkeiten durch neue Unternehmungen nach außen hin, durch abermalige Aderlässe an der Nation, Herr zu werden sucht.

Doch wozu den Beweis antreten, daß, trotz der augenblicklichen Absprache zwischen London und Petersburg, Indien zum Gegenstande kommenden Angriffs erkoren ist; daß Rußland jedenfalls an die Grenze des englisch-asiatischen Reiches zu gelangen trachtet?

Es trachtet mit den Waffen darnach. Es wäre auch geneigt, mit England vorläufig eine Theilung Afghanistans zu vollziehen. Männer, die im russischen Ministerium des Auswärtigen oder im dortigen kaiserlichen Senate eine Amtsstellung einnehmen, haben den Engländern schon längst diesen Gedanken nahe gelegt. Und Londoner Friedensfreunde, deren grundgütige Unschuld unendlich größer ist als ihr politischer Verstand, haben Neigung gezeigt, auf den groben Köder anzubeißen. In ihrer Herzenseinfalt lassen sie sich sogar „im kleinen Ausschuß" manchmal dahin vernehmen: man thäte besser daran, Rußland sogleich ganz Afghanistan zuzugestehen.

Der Zweck des Petersburger Planes, eine Zusammenlegung der russischen und englischen Grenzen in Asien herbeizuführen, liegt für jeden Denkenden klar zu Tage. Sobald die beiden Reiche so nahe an einander gekommen sind, vermag Rußland stets Indien derart zu beunruhigen, daß England gezwungen ist, den größeren Theil seiner an und für sich wenig zahlreichen Heeresmacht in Süd-Asien zur Vertheidigung bereit zu halten. Damit gewänne die russische Regierung freie Hand im europäischen Osten — am Bosporus und den Dardanellen. Sagen wir es gleich: bis nach Oesterreich-Ungarn hinein. Zu Oesterreich aber gehört das Böhmer-Land, der eigentliche Herd der slavischen Propaganda in Mittel-Europa. Und Böhmen liegt, so zu sagen, mitten in Deutschland: man ziehe nur eine Linie von Berlin über Prag nach Wien.

Digitized by Google

Ist es nun im Interesse der Sicherheit unseres Welttheils, insbesondere Dessen, was wir seit 1866 „Deutschland" nennen, daß Rußland so freie Hand gewinnt, indem England für die Vertheidigung des europäischen Orients förmlich lahmgelegt wird?

Hier kommen wir wahrlich auf die Bedeutung der mittelasiatischen Frage für unser eigenes Vaterland und auf die Stellung Englands zu den Mächten des Festlandes.

Eine große geschichtliche Gelegenheit ist im letzten russisch-türkischen Kriege verpaßt worden. Damals konnte dem bei Plewna festsitzenden Zarenthum mit Erfolg Schach geboten, eine immer wuchtiger heranbrängende Despotenmacht zurückgedrängt, den russischen Bewegungsmännern ein Anlaß zur Erringung einer Verfassung gegeben werden, durch welche Europa selbst Luft bekommen hätte. Sah man das in Ungarn, sah man das in den ehemals deutschen Bundesländern Oesterreichs, die seit 1866 so schwer vom Slaventhum bedrängt sind, nicht ein? War man es dort zufrieden, daß sich Rußland seinen Weg nach Ost-Europa ebenso hereinhieb, wie es dies in Mittel-Asien gegen Indien hin gethan hat?

Oesterreich-Ungarn war und ist durch die Beziehungen zum Deutschen Reiche gebunden. Im Beaconsfield'schen Cabinete saßen überdies Männer — Lord Derby voran —, welche die Thatkraft Englands lähmten. Derby besorgte Rußlands Geschäfte, während er diejenigen des Auswärtigen Amtes Englands zu besorgen vorgab. Er trieb dies so lange, bis der Zeitpunkt zum Handeln ganz vorüber war. Dann trat er aus. Er hatte seinen Zweck erreicht, die öffentliche Meinung mit der scheinbaren Aussicht auf einen kommenden wirklichen Widerstand gegen Rußland hinzuhalten — zu narren.

Bei solchem doppelt schwierigen Verhältnisse zu den Regierungen in Berlin und London konnte von Wien aus kein entscheidender Schritt geschehen. Wurde indessen gar nichts versucht? Uns ist aus bester Quelle damals berichtet worden, daß allerdings ein Versuch gemacht wurde. Wegen des erklärlichen Mangels an Vertrauen in den Grafen Derby erfolgte die Anknüpfung von Wien über Konstantinopel nach London. Nicht auf regelmäßigem Gesandtschaftswege, sondern durch einen Mittelsmann. Es war dies der conservative Abgeordnete einer nord-englischen Handelsstadt. Er überbrachte die Anfragen oder Anerbietungen persönlich aus Konstantinopel nach London, mit der Versicherung, daß dieselben ihre Grundlage in Wien hatten.

Dies ist ein Abschnitt aus der inneren oder geheimen Geschichte jener Zeit. Als Lord Derby — so lautet der Bericht weiter — von dem Vorgange hörte, ließ er sich heftig gegen Oesterreich aus; und die ganze Sache wurde zu nichte. Weit überboten wurde freilich Derby durch Gladstone in der rücksichtslosen Stellung gegen Oesterreich. Gladstone hat es fertig gebracht, durch den gewaltthätigen Angriff auf Egypten zugleich Frankreich mit Grimm zu erfüllen und Rußland die gute Gelegenheit zum Uebergriff in Asien zu bieten. Während er einst das Zarenthum zum Ziehen des Schwertes gegen die Türkei, zum Ansturm gegen Konstantinopel aufrief, hatte er für Oesterreich nur einen haßerfüllten Hinweis auf dessen Vergangenheit und ein: „Hände weg!" Den Türken hatte er als die „eine unsagbare Abart der Menschheit" verflucht. Von seiner Freundschaft für Deutschland war nichts Anderes zu melden, als daß er sich kurz vor Amtsantritt gerühmt hatte, 1863 unter Denen gewesen zu sein, welche im Verein mit Napoleon III. Deutschland wegen Schleswig Holsteins bekriegen wollten.

Wie sollte man da in Petersburg Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes nicht ganz hübsch geeignet für weitere russische Eroberungen in Mittel-Asien, endlich sogar für einen Einmarsch nach Afghanistan finden?

In der Politik immer nur nachzutragen, auf keine Veränderung der Lage, auf keine in dem Wesen oder Thun einer bedeutenden Persönlichkeit eingetretene Wandlung Rücksicht zu nehmen, ist eine Thorheit der verderblichsten Art. Als daher Gladstone am 27. April seine berühmte erste Montagsrede hielt, mochte man zwar mit Recht erst abwarten, ob auf das Wort die That folge. Hat er doch nachträglich die Flinte wieder ins Korn geworfen! Aber eine etwaige That zu mißbilligen, nur weil sie von ihm ausging, wäre höchst unsinnig gewesen. Denn über die Persönlichkeiten hinaus, gleichviel wie widrig ihr ehemaliges Gebahren sein mochte, sind immer die feststehenden Nothwendigkeiten im Staatsleben ins Auge zu fassen; und darnach ist zu handeln. Wissen die Ungarn, die Deutsch-Oesterreicher nicht, daß die slavische Propaganda, deren Moskau-Pilger mit den Orden des nordischen Selbstherrscherthums behängt sind, aus ihren Ländern gern ein Vorder-Rußland machte? Jeder Tag bringt den Deutschen im jetzigen, geschmälerten „Reich" die tiefe Schmach, die große Gefahr in Erinnerung, die ihnen von dorther droht.

Wahrlich, da gedenken wir eines Fürsten, wider dessen reactionäre Gottesgnaden-Politik wir einst zur Vertheidigung des Volksrechtes in Waffen standen, und dessen Siege wir es zu verdanken haben, in die Fremde getrieben worden zu sein. Wir gedenken seiner und sagen: — In Einem hatte er Recht. Ja, Recht hatte er, als er das ganze Deutschland wollte zusammengehalten wissen. Recht hatte er, als er ausrief: „man möge eine Karte von Deutschland vornehmen, unsere österreichischen Bundesländer darauf schwarz malen und sich dann das Bild genau ansehen. Das sei der Rumpf unseres Vaterlandes!"

Nicht um über Geschehenes vergeblich zu klagen, sei dieser Aeußerung gedacht, sondern um ein Mahnwort an Diejenigen zu richten, welche über den Siegen unseres heldenhaften Heeres von 1870—71 allzu sehr vergessen, daß sich die Gefahr für Deutschland im Südosten immer größer gestaltet, während im Nordosten eine ehrgeizige Despotenmacht stets bedrohlicher anschwillt und im Westen die Unversöhnlichkeit lauert. Haben wir da nicht allen Grund, der „Tyrannenwehre" England wohlzuwollen, falls es einmal zum Kampfe käme?

Wissen die Skandinavier nicht, daß, nachdem Finnland ihnen verloren gegangen, die Pläne der russischen Regierung auf Gewinnung Hammerfests, eines meist eisfreien Hafens an der norwegischen Küste, gerichtet waren, und daß man in Petersburg die Anwartschaft auf den dereinstigen Besitz von Dänemark gepflogen hat? Sehen sich die Finnen nicht neuerdings, gleich den Polen und den Deutschen der Ostsee-Länder Rußlands, in ihrem Volksthume bedroht? Ist es nicht klar, daß das Zarenreich nach allen Seiten hin vordrängt: in Europa ebenso wie in Asien? Und was ist da die natürliche Stellung der festländischen Völker — vom Bothnischen Meerbusen bis zu den Dardanellen — in der Frage der stets anwachsenden Herrschaftsgelüste eines außerhalb der wahren europäischen Cultur stehenden Reiches, dessen staatliche Einrichtungen auf denen seines Vorgängers, des Khanates der Goldenen Horde, ruhen?

Man ist sich im Kreise der russischen Kriegspartei sehr wohl der eigenen verwundbaren Punkte bewußt. Das Schwarze Meer und auch die Ostsee gehören vor Allem dazu. Kaum hat Rußland je einen Angriffskrieg geführt, in welchem es den Sieg nicht mit der knappsten Noth errungen hätte; oft nur nach den furchtbarsten Verlusten und in Folge schwerer Fehler des Gegners — nicht selten blos durch Verrath im feindlichen Lager. Dank den im Krim-Kriege begangenen Fehlern der Westmächte wurde in der Ostsee nichts ausgerichtet. Darauf sich stützend, suchten die Sendlinge und Preßsklaven der Petersburger Regierung jüngsthin den Gedanken an die Möglichkeit eines englischen Vorstoßes in der Ostsee zu verspotten. Nichtsdestoweniger warben sie eifrig umher, um die öffentliche Meinung sowohl für die Verschließung der Dardanellen gegen einen englischen Angriff, als auch für die „Neutralisirung der Ostsee" zu bearbeiten!

So verwickelten sie sich in einen Widerspruch, hinter welchem die Befürchtung klar hervorsah.

Um Englands Stellung bei dem etwaigen Versuche, ein Bündniß auf dem Festlande zu erlangen, noch weiter zu erschweren, schwadronirte man von der Feindseligkeit der Finnländer gegen England. Eine finnische Kaperflotte sollte ausgerüstet, der englische Handel durch sie zu Grunde gerichtet werden. Was geschah aber in Wirklichkeit?

Kaum hatte Gladstone seine kriegerische Rede gehalten, so wurde ihm in der unabhängigen Presse Finnlands merkwürdig hohes Lob zu Theil. Es zeigte sich unter diesem nicht-russischen Volke ein Geist, der am Hofe zu Gatschina

Digitized by Google

seitdem übel vermerkt worden ist. Die Handelsvorrechte des einst mit Schweden verbundenen Großfürstenthums sollen jetzt abgeschafft werden. Eine scharfe Verwarnung ist der finnischen Presse ertheilt. Wie? Deutet das nicht auf eine Möglichkeit, in der Ostsee etwas Erfolgreiches zu unternehmen, wenn eine mit Rußland kämpfende Macht sich nicht auf einen bloßen Cabinetskrieg wie in den Jahren 1854—1856, beschränken wollte? Wer, der die wahren Verhältnisse kennt, wollte zweifeln, daß England im Schwarzen Meere — der Achillesferse des Zarenreiches, so lange die polnische Frage aus naheliegenden Gründen nicht berührt werden kann — einen schweren Schlag zu versetzen im Stande ist? Träte ein Staatsmann an Englands Spitze, der zum Aeußersten entschlossen ist, so ließe sich dort eine Zurückrollung der Zarenmacht bewerkstelligen, welche unter den Bewegungsparteien Rußlands ihre unmittelbare Wirkung üben müßte.

An solcher Wendung hätte nicht bloß die Türkei, deren Bundesgenossenschaft ein zielbewußter englischer Staatsmann sicher erlangen könnte, ein großes Interesse. Auch für Oesterreich-Ungarn, für Griechenland, selbst für Italien wäre ein derartiges Ereigniß von hoher Zukunftsbedeutung. Sah doch schon Mazzini vor dreiundfünfzig Jahren die vom Anwachsen der Zarenmacht und ihrem Streben nach dem Adriatischen und Mittelländischen Meere für Italien entstehende Gefahr voraus. Warnende Worte schrieb er darüber 1832 in einer Abhandlung über Ungarn.

In der Ostsee und im Schwarzen Meere wäre Rußland von England zu treffen. Denn nicht bloß am Murgh-ab und Heri-Rud müßte der Kampf zwischen Cultur und staatlichem Fortschritt einer- und halbbarbarischer Willkürherrschaft andererseits ausgefochten werden. Die Ostsee und das Schwarze Meer in solchem Falle für England verschließen zu wollen, wäre von Seiten der europäischen Mächte eine wahre Ephialtes-That.

Man kennt Gortschakoff's ermunternden Zuruf an die Franzosen. Die Partei der Generäle aber, welche seitdem in Rußland in den Vordergrund getreten ist, mag augenblicklich sich wohl eher mit Mittel-Asien als mit Europa beschäftigen. Deutschlands Freund ist sie darum nicht mehr, als Gortschakoff es gewesen. Nein; sie ist es unendlich weniger. Das beständige Abwechseln der Petersburger Regierungspolitik — an welcher das russische Volk wahrlich höchst unschuldig, deren Opfer es sogar ist — zwischen Uebergriffen bald nach Asien, bald nach Europa hin, läßt die nicht allzu ferne Erneuerung eines russischen Ansturmes in unserem eigenen Welttheile als eine Gewißheit erscheinen.

Man denke sich einen solchen Ansturm nach erfolgter Ueberwindung und Lahmlegung Englands! Um wie viel bedrängter wäre dann die Lage Ost-Europas!

Möge die heutige Lage endlich als neue Warnung beherzigt werden! Nochmals sei es gesagt: nur ein Waffenstillstand ist eingetreten. Eine entscheidende Aenderung aber mag sich in Englands Regierung in nicht allzu ferner Frist vollziehen. Unerwartet kann sich Europa wieder einmal, wie vor acht oder neun Jahren, plötzlich vor eine große Aufgabe gestellt sehen. Da frage sich Jeder, was die ständigen Interessen der europäischen Culturstaaten gegenüber den autokratischen Nachfolgern der Goldenen Horde sind. Und wer sich dann noch von kleinlicher Eifersucht gegen England bewegen läßt, der wird nur zeigen, daß ihm an einem bedeutsamen Wendepunkt der Geschichte alles tiefere Verständniß abgeht, daß sein Blick nicht über den Sand der Mark Brandenburg hinausreicht.

Zur Tiefseemessung.

Von Otto Zacharias.

Die Wissenschaft kehrt sich bei ihrem siegreichen Fortschreiten nicht an das Dichterwort, welches dem Menschen räth, daß er Das nicht zu schauen begehren solle, was die Götter mit Nacht und Grauen bedecken. Es hat im Gegentheil für den forschenden Geist einen ganz besonderen Reiz, Verborgenes ans Licht zu ziehen, Unbekanntes zu enthüllen und Schwierigkeiten aller Art zu überwinden. Die Freude des Forschers, Erfinders und Entdeckers ist eins der schönsten und reinsten Gefühle, die ein Menschenherz bewegen können. Den Fuß zuerst in ein bisher unbekanntes Land gesetzt zu haben, oder der Erste gewesen zu sein, der seinen Mitmenschen eine neue Seite des Naturdaseins zugänglich machte — das sind Ziele erhabener Art, die des höchsten Ehrgeizes würdig sind.

Mit brennender Wißbegier hatte man schon in frühester Zeit die Frage nach der Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes aufgeworfen; aber erst die jüngste Epoche der wissenschaftlichen Forschung hat uns Mittel und Wege an die Hand gegeben, jene Frage zu lösen, resp. sie ein gutes Stück ihrer Lösung entgegenzuführen.

Unsere gegenwärtige Kenntniß von den Tiefseeverhältnissen datirt aus den letztverflossenen fünfundzwanzig Jahren. Den praktischen Anstoß zu wissenschaftlichen Arbeiten dieser Art gab die Legung des Telegraphenkabels, welches die alte Welt mit der neuen verbinden sollte. Das war im Jahre 1853. Seitdem sind alle seefahrenden Nationen bestrebt gewesen, ihren Antheil zur Klarstellung der Frage nach der Bewohnerschaft und den Gestaltungsverhältnissen des Meeresbodens beizutragen. Den Löwenantheil auf diesem Gebiet ist aber der berühmten Challenger-Expedition beizumessen, welche durch die Bemühungen englischer Forscher (Carpenter und Thomson) ins Leben gerufen und in den Jahren 1872—1876 zu glänzender Ausführung gebracht wurde. Die Dienste des „Challenger", eines prachtvoll und äußerst zweckmäßig ausgestatteten Schiffes, waren hauptsächlich zoologischen Forschungen geweiht — aber wir verdanken derselben Expedition auch eine reiche Belehrung über die physikalischen und topographischen Eigenschaften des Tiefseegrundes, insbesondere auch werthvolle Angaben über die größten Depressionen dieses letzteren. Nächst dem „Challenger" waren es die Fahrten der amerikanischen „Tuscarora", der deutschen „Gazelle" und des französischen „Talisman", wodurch wir unser jetziges Wissen von der Beschaffenheit der Tiefsee erlangt haben.

Auf Grund zahlreicher Lothungen, welche mit sogenannten Dredge-Apparaten ausgeführt wurden, läßt sich jetzt als erwiesen annehmen, daß die Oceane zwar im Ganzen tief, aber doch nicht so tief sind, wie es Capitän Denham und Lieutenant Parker nach ihren im Atlantischen Ocean angestellten Forschungen (welche jetzt vollständig antiquirt sind) behaupten zu dürfen meinten. Da sollte sich im südlichen Theile der Atlantis eine Stelle vorfinden, wo man bei 50 000 Fuß noch keinen Grund mit dem Senkblei constatiren könnte. Man fabelte von Abgründen, in welchen man Gebirge von der 3- bis $3^1/_2$fachen Höhe des Montblanc versenken könnte, ohne daß ihre Spitzen als Inseln über dem Wasser emportauchten. Derartige Messungsresultate müssen nach den neueren exacten Forschungen als auf irgend einer Fehlerquelle beruhend angesehen werden. Höchstwahrscheinlich hat die in Anwendung gebrachte Lothleine durch Wasserströmungen große Ablenkungen erfahren, so daß sie nicht mehr die directe Entfernung vom Niveau zum Grunde angab.

Die durchschnittliche Tiefe der Meere beträgt 4000 bis 5000 Meter. Durch die Mitte der ganzen Längenausdehnung des Atlantischen Oceans zieht sich von Norden nach Süden eine ganze Kette von untermeerischen Bergrücken, deren Tiefe unter der Oberfläche sich auf 1800—3600 Meter angeben läßt. Von ihnen aus erhebt sich eine Anzahl vulcanischer Inseln über den Meeresspiegel: Tristan, St. Helena, Ascension und die Azoren. In etwa 10° nördl. Br.

Digitized by Google

zweigt sich von jener submarinen Gebirgskette ein Höhenzug in westlicher Richtung ab, welcher nach der Küste von Südamerika hinläuft. So entstehen drei Atlantische Becken: ein Längenthal mit 4575 Meter durchschnittlicher Tiefe, ein nordwestliches und ein südwestliches Becken mit je 5490 Meter Tiefe.

Wir können diese Beschreibung noch dadurch vervollständigen, daß wir auf die große untermeerische Ebene (die sich zwischen Irland und Neufundland ausbreitet) hinweisen; dieselbe führt den Namen „Telegraphenplatte". Sie beginnt etwa 300 Kilometer westlich von der irischen Küste und hört 500 Kilometer von der neufundländischen wieder auf. Sie liegt in etwa 2000 Meter Tiefe unter der Oberfläche des Meeres.

Das Becken des Stillen Oceans stellt eine weit beträchtlichere Einsenkung dar. Es erstreckt sich von der nordamerikanischen Küste in nordöstlicher Richtung von den Sandwichs-Inseln bis zu einer Tiefe von 5000 Metern, um endlich in der Nähe der japanischen Küste 8000 Meter zu erreichen.

Gehen wir weiter nach Süden hin, so sehen wir, daß an der asiatischen Seite eine Anzahl Bodenerhebungen und Vertiefungen mit einander abwechseln. Von diesem nördlichen Theil des Stillen Oceans wird der südliche durch eine unterseeische Hochebene getrennt, welche sich von den Freundschaftsinseln bis nach Patagonien erstreckt. In diesem Bereich soll eine Anzahl von ringförmigen Wasserbecken vorkommen, welche durch submarine Höhenzüge abgesperrt sind.

Das Becken des Indischen Oceans hat im nördlichen Theile eine Tiefe von durchschnittlich 7000 Meter, wird aber weiter südlich flacher (2750 Meter).

Schließlich haben wir noch das ziemlich seichte Becken des südlichen Polarmeeres zu erwähnen, welches nirgends mehr als 1000 Meter sich einsenkt. Im Polarmeere der nördlichen Halbkugel dagegen ist in einem zwischen Grönland, Island, Norwegen und Spitzbergen gelegenen Bezirke eine Tiefe von 4850 Meter gelothet worden. An der amerikanischen und asiatischen Seite ist hinwieder der Boden flach, entsprechend den ausgedehnten Ebenen dieser beiden Continente, als deren untergetauchte Fortsetzung er betrachtet werden muß.

Die größten bis jetzt constatirten Meerestiefen beliefen sich auf 7086 Meter im nördlichen Atlantischen Ocean und auf 8513 Meter im nördlichen Stillen Ocean. Die mittlere Tiefe sämmtlicher Oceane wird (nach O. Krümel) auf 3438 Meter geschätzt. Das ist eine bedeutungsvolle Zahl, wenn wir sie mit der mittleren Höhe der Continente (440 Meter) in Beziehung bringen. Unter letzterer ist diejenige Höhe zu verstehen, welche man erhalten würde, wenn man die sämmtliche Masse des Festlandes gleichmäßig auf der Grundfläche des letzteren ausbreiten würde. Unter dieser Voraussetzung hat die Schweiz eine mittlere Höhe von 1300, ganz Europa dagegen nur eine solche von 297 Metern.

Nach alledem können wir noch die Frage aufwerfen, welche Erhebungsgröße den Continenten über den Meeresspiegel zukomme. Darauf ist Folgendes zu antworten. Die größte absolute Höhe der Erdoberfläche beträgt bekanntermaßen + 8839 Meter; der tiefste Punkt des Continents, am Todten Meere, hat — 392 Meter. Der größte Höhenunterschied auf dem Festland ist daher 9231 Meter. Dagegen haben wir vom tiefsten Punkte des Meeresgrundes bis zum höchsten des Landes 8,5 + 8,8 Kilometer = 17,3 Kilometer.

Nachzutragen wäre noch, daß die Umrisse der eigentlichen oceanischen Becken nur selten annähernd mit den Küstensäumen der Continente zusammenfallen. Um die meisten Festländer ziehen sich vielmehr flache Küstenzonen, welche als unter Meer gesetzte Continentalränder aufgefaßt werden können. Die Breite dieser Zone beträgt oft mehrere Meilen.

Außerdem wäre noch ein Wort über die geologischen Formationen zu sagen, welche den Meeresboden zusammensetzen. Dieselben können selbstverständlich nicht direct beobachtet, sondern nur aus den Formationen des Festlandes und der Inseln erschlossen werden, indem letztere sich submarin weiter fortsetzen. Auf dieser Grundlage finden aber fortdauernd neue Ablagerungen statt, welche theils aus den zugeführten Sinkstoffen der Flüsse, theils aus thierischen und pflanzlichen Bestandtheilen zusammengesetzt sind — wie die entnommenen Grundproben beweisen. Hauptsächlich sind es kleine, mit einem festen Panzer umgebene, mikroskopisch kleine Wesen (Globigerinen, Foraminiferen und Diatomeen), deren Reste die Ablagerungen auf der Meerestiefe bilden helfen. Die Foraminiferen sind so klein, daß man ihre Anzahl auf eine Unze Meeressand (vom Molo di Gaëta) auf 2½ Millionen bestimmt hat. Natürlich werden auch noch die festen Körpertheile von größeren Seethieren (Seesternen, Seeigeln und Muscheln) zur Schichtenbildung auf dem Meeresgrunde beitragen. —

Auf Grund der vorstehend mitgetheilten Thatsachen und Meßresultate können wir uns mit Hülfe der Einbildungskraft sehr leicht ein Bild von den mit ungeheuren Wassermassen bedeckten Theilen der Erdkugel machen; indessen wird ein solches Bild immer an Klarheit zu wünschen übrig lassen, und eine gute Bekanntschaft mit den geographischen Verhältnissen, welche zwischen den einzelnen Continenten obwalten, zur unabweislichen Voraussetzung haben müssen.

Da kommt uns nun ein neues Anschauungsmittel in Gestalt des von Prof. A. Rauber in Leipzig construirten anoceanischen Globus zu Hülfe, und durch dieses vortreffliche Modell einer Erdkugel mit ausgeschöpften Meeresbecken sind wir im Stande, uns ganz genau und schnell über den unterseeischen Theil der Oberfläche unseres Planeten zu orientiren. Der Rauber'sche Globus, welcher sich großen Beifalls bei hervorragenden Fachmännern auf geographischem Gebiet erfreut, stellt eine Kugel von ½ Meter Durchmesser dar, auf welcher die Elevationen und Depressionen des Meeresbodens (auf Grund der bisherigen Tiefseemessungen) thunlichst gewissenhaft wiedergegeben sind. Die Modellirung des Reliefs ist von der geübten Hand des Wachsplastikers Dr. Rud. Weisker in Leipzig ausgeführt worden. Um die Höhen und Tiefen, die Berge und Thäler des Meresbodens deutlicher hervortreten zu lassen, bedurfte es natürlich einer beträchtlichen Vergrößerung der bezüglichen topographischen Verhältnisse. Unser Erdball ist ja so groß, daß die höchsten Gebirge und tiefsten Oceane verschwindend klein werden, wenn wir die thatsächlichen Proportionen auf einen Globus von ½ Meter Durchmesser übertragen wollten. Es ist darum von Prof. Rauber eine hundertmalige Ueberschreitung der wirklichen Größenverhältnisse zu Grunde gelegt worden. Die Berge sind also ein hundert Mal zu hoch, die Thäler resp. die verschiedenen Einsenkungen der Erdoberfläche hundert Mal zu tief im Relief ausgeführt. Es war nur durch diesen Ausweg möglich, die an und für sich sehr gute Idee — welche auch den Beifall der Direction der deutschen Seewarte gefunden hat — zu realisiren.

Der anoceanische Globus zeigt die Erdtheile mit grüner Farbe markirt, die wasserlosen Meeresbecken hingegen mit gelblicher, so daß man das Verhältniß des Landes zur Wasserbedeckung recht deutlich abschätzen kann.

Mit einer Karte der Meeresströmungen in der Hand, werden wir uns an diesem Globus auch ein Urtheil darüber bilden können, in welchem Verhältniß (möglicher Weise!) diese Strömungen zu der Gestaltung des unter ihnen befindlichen Seegrundes stehen, oder werden umgekehrt in Erfahrung bringen können, ob der Einfluß des Meeresbodens in der Richtung jener Strömungen sich ausspricht. Dem neuen Anschauungsmittel wird also auch in heuristischer Beziehung ein großer Werth beigemessen werden müssen; wir werden durch dasselbe zu Fragen angeregt werden, welche bei einer bloß ziffernmäßigen Kenntnißnahme der Tiefseemeßresultate nicht in uns aufsteigen.

Es ist bloß zu wünschen, daß die Herstellung von Globen dieser Art künftighin eine recht billige sein möchte. Zur Zeit sind dieselben noch ziemlich kostspielig; aber — wie mir von den Herstellern versichert wird — sinnen dieselben auf Mittel, welche eine wohlfeile Herstellung ermöglichen. Wird letztere zur Thatsache, so ist die Anschaffung eines anoceanischen Globus für jede mittlere und höhere Schule eine einfache Nothwendigkeit. Der geographische Unterricht ohne dieses Hülfsmittel ist in unserer Zeit dann nicht mehr denkbar.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Victor Hugo.

I.

Während ich diese Zeilen schreibe, bestattet Frankreich mit festlichem Schaugepränge einen seiner größten Söhne. Victor Hugo, der schon bei lebendigem Leibe in die Unsterblichkeit eingegangen war, liegt jetzt gebrochenen Auges unter dem zu Ehren Napoleons errichteten Triumphbogen, auf dem auch der Name seines Vaters eingemeißelt steht, und wird in der Krypta des Pariser Ruhmestempels neben den geschändeten Särgen von Rousseau und Voltaire beigesetzt. Die Socialdemokraten, die in dem Dichter einen der Ihrigen verehren, werden es gewiß nicht wagen, einer Schilderung ihres Dichters in den „Armen und Elenden" zu folgen und die Todtenfeier in einen Straßenkampf zu verwandeln. Aber auch den Charakter einer frostigen officiellen Feierlichkeit von Staatswegen zum Ruhm und zur Ehre der bestehenden Regierungsform wird der entfesselte Vergötterungssturm hinwegfegen, der die Herzen der Franzosen aller Parteien ergriffen hat. Gilt es doch den Mann zu ehren, der die Gesammtheit der geistigen Eigenschaften seines Volkes als Mensch und Dichter zum vollkommensten Ausdrucke brachte; der fünfzig Jahre lang das Evangelium der Freiheit und Brüderlichkeit in ergreifenden Worten verkündigte; der, wie seine Landsleute glauben, dem neunzehnten Jahrhundert den Namen geben wird. Und weil sich die nationale Eitelkeit selbstgefällig in ihm spiegelt, so werden auch bei dieser Apotheose die Hetzer und Schreier nicht fehlen, denen er als die lebendige Revanche des französischen Geistes über die deutsche Barbarei galt. Sie vergessen immer, daß Victor Hugo halb germanischer Abstammung ist, wie schon sein Name beweist; daß er für das „edle und heilige Vaterland aller Denker" einstens „fast die Gefühle eines Sohnes" hatte; daß seine Wiege in der ehemaligen freien Reichsstadt Bisanz in der Freigrafschaft Burgund stand. Allerdings hatte in den letzten Jahren ja der Dichter selbst es auch vergessen und war bestrebt, jede Spur davon zu verwischen.

Ce siècle avait deux ans! Rome remplaçait Sparte ...
Alors dans Besançon, vieille ville espagnole (!),
Jeté comme la graine au gré de l'air qui vole,
Naquit d'un sang breton et lorrain à la fois
Un enfant sans couleur, sans regard et sans voix;
Si débile qu'il fut, ainsi qu'une chimère,
Abandonné de tous, excepté de sa mère,
Et que son cou ployé comme un frêle roseau
Fit faire en même temps sa bière et son berceau.
Cet enfant que la vie effaçait de son livre,
Et qui n'avait pas même un lendemain à vivre,
C'était moi ...

Seine Kindheit, die mitten in die Zeit der napoleonischen Kriege fiel, war bewegt, abenteuerlich, so recht gemacht zu unverlöschbaren Eindrücken auf das jugendliche Gemüth. Mutter und Kind folgten dem kriegerischen Vater, Oberst Sigisbert Hugo, der bald zum General und Grafen von Cifuentes avancirte, und so wurden sie aus dem heimathlichen Besançon nach Marseille, Elba, Paris, Italien und Spanien verschlagen. Es war ein wechselreiches, oft gefahrvolles Wandern hinter dem Donner der Schlacht her. Namentlich der Aufenthalt in Spanien wirkte auf des Knaben Phantasie. Oberst Hugo machte einst auch Jagd auf den berüchtigten Räuber Fra Diavolo, der später in dem hochherzigen Banditen Hernani nachklingen sollte. In Madrid wurde Victor in ein Kloster gesteckt und von Mönchen erzogen. Er hatte da viel zu leiden von den jungen Spaniern, welche die Franzosen verabscheuten. Noch später rächte er sich an einem seiner Mitschüler, indem er dessen Namen Belverana dem finstern Mordgesellen der Lucrezia Borgia gab. Hernani, der Name eines Dorfes, wo die Familie sich auf der Rückreise aufhielt, wurde der Name eines seiner Helden.

Nach Frankreich im Jahre 1812 zurückgekehrt, machte er sich schon in der Pariser Pension als Dichter bemerkbar. Mit dreizehn Jahren schrieb er Essays, Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Fabeln, Oden, Satiren, Charaden, Madrigale, Fragmente eines Dramas: Ines de Castro und eine Tragödie. Im Jahre 1817 betheiligte er sich an einem Preisausschreiben der Akademie mit einer Epistel über die Vortheile des Studiums, die man des Preises würdig fand, aber er wurde nicht gekrönt, weil man es für eine Mystification hielt und erst an die Wahrheit seiner Erklärung:

De trois lustre à peine ai vu finir le cours ...

glaubte, als er seinen Taufschein vorwies. Seine ersten Oden erhielten Preise, und so wurde er berühmt zu einer Zeit, wo die Meisten noch auf der Schulbank sitzen. Als Chateaubriand eine seiner Oden las, nannte er ihn un enfant sublime. Victor gehört aber zu den wenigen Wunderkindern, welche halten, was sie versprechen. In einem Literaturblatte, das er damals mit seinen zwei Brüdern herausgab, veröffentlichte er kritische und philosophische Aufsätze, und hier erschien auch die erste Redaction seines Erstlingsromans „Bug Jargal". Er war damals sehr katholisch und königlich gesinnt, besang die Geburt des Herzogs von Bordeaux, die Krönung Karls X., den Tod Ludwigs XVIII., die Ermordung des Herzogs von Berry, hatte Lamennais zum Beichtvater und unterzeichnete sich Victor Marie Hugo.

Bald darauf (1821) verlor er seine Mutter. Sein Vater wollte ihn auf die Polytechnische Schule schicken und bot ihm für diesen Fall ein Jahrgeld an. Victor lehnte es ab, denn die Literatur ernährte bereits ihren Mann. Zwei Bände Oden, „Bug Jargal", ein Band Balladen fanden starke Verbreitung. König Ludwig XVIII. setzte dem jugendlichen Hofpoeten der Bourbons eine Pension aus, sein Nachfolger Karl X. verdoppelte sie. Schon in seinen ersten Werken zeigte sich Hugo's Neigung, die classischen Formen zu brechen. 1827 veröffentlichte er das Buchdrama „Cromwell", dem er ein Vorwort als das Manifest der Schule beigab, welche man — die Stael hatte in ihrem Buche „De l'Allemagne" das Wort aus Deutschland mitgebracht — die romantische Schule nannte und deren Haupt Victor Hugo sein sollte.

Es ist schwer verständlich zu machen, was Victor Hugo und seine Freunde eigentlich unter Romantismus verstanden, und am allerwenigsten kann man eine präcise Definition aus der schillernden Vorrede zu „Cromwell" schöpfen. „Die Poesie," heißt es hier, „hat drei Zeitalter, deren jedes einer socialen Epoche entspricht: die Ode, das Epos, das Drama. Die primitiven Zeiten sind lyrisch, die antiken episch, die modernen dramatisch. Die Ode besingt die Ewigkeit, das Epos feiert die Geschichte, das Drama malt das Leben ... Eine spiritualistische Religion trat an die Stelle des materiellen und äußerlichen Heidenthums und schlich sich ein in das Herz der alten Gesellschaft, tödtete sie und legte in die Leiche der gebrechlichen Cultur den Keim der modernen Civilisation. Diese Religion ist stark, weil sie wahr ist. Als erste Wahrheit lehrt sie dem Menschen, daß wir ein doppeltes Leben haben: das eine vergänglich, das andere unsterblich, das eine auf Erden, das andere im Himmel. Sie zeigt ihm, daß er zwiefach ist, wie sein Geschick, daß in ihm ein Thier und eine Intelligenz ist, eine Seele und ein Leib ... Das Christenthum führt die Poesie zur Wahrheit. Wie das Christenthum, wird auch die moderne Muse die Dinge mächtiger und von einem höheren Standpunkt sehen. Sie wird fühlen, daß nicht Alles in der Schöpfung menschlich schön ist; daß das Häßliche neben dem Schönen, das Unförmliche neben dem Anmuthigen, das Groteske neben dem Erhabenen existirt ... Dies ist ein den Alten unbekanntes Princip, ein neuer Typus in der Poesie, eine neue Form in der Kunst. Dieser Typus ist das Groteske, diese Form ist die Komödie ... Während das Erhabene die Seele vorstellt, wie sie ist, gereinigt durch die christliche Moral, wird das Groteske die Rolle des menschlichen Thieres spielen. Im Gedanken der Modernen hat das Groteske eine unendliche Rolle. Es ist überall. Einerseits erschafft es das Unförmliche,

Digitized by Google

Schreckliche; anderseits das Komische und das Possenhafte (bouffon). Es verleiht der Religion einen vielgestaltigen originellen Aberglauben, der Poesie tausend malerische Einbildungen. Es sät mit vollen Händen in die Luft, ins Wasser, in die Erde, ins Feuer jene Myriaden Mittelwesen, die wir lebendig in den volksthümlichen Traditionen des Mittelalters wiederfinden."

Wie wir sehen, liegen hier Wahres und Falsches, Sinn und Unsinn hart neben einander, denn das Komische war den Alten so gut bekannt, wie das vermeintlich von Victor Hugo erfundene Groteske. Deutlicher und verständlicher wird er schon, wo er von philosophisch-ästhetischen Erörterungen absieht und von den positiven Mitteln seiner Kunst spricht. „Es gibt", orakelt er, „weder Regeln noch Modelle, oder vielmehr es gibt keine anderen Regeln, als die allgemeinen Gesetze der Natur, von denen die ganze Kunst abhängt, und die speciellen Gesetze, welche für jedes Werk aus den seinem Stoffe eigenen Existenzbedingungen hervorgehen ... Eine Sprache kann nicht fixirt werden. Der menschliche Geist ist immer in Bewegung und die Sprachen mit ihm ... Sobald die Sprachen sich fixiren, sterben sie. Deshalb ist das Französische gewisser Schulen eine todte Sprache." Diese abgenutzte Sprache will Victor Hugo farbig, poetisch, fruchtbar machen durch sein aus der Volksseele geschöpftes Wörterbuch, das klingende, malende, zeichnende Eigenschaftswort. Der übermäßige Gebrauch von Adjectiven ist, neben der Jagd auf Antithesen, der „Harmonie der Gegensätze," worin Hugo ein Hauptmittel der neuen Kunst sieht, ein wichtiges Charakteristikum der Schule, eines der wenigen Merkmale, das den Romantismus von dem verpönten Classicismus unterscheidet. Die Sehnsucht nach der Natur, womit die Romantiker kokettiren, die Behandlung moderner, nationaler Stoffe, das Vermeiden von Umschreibungen, das läßt sich alles auch bei den Classikern nachweisen. Diderot hat schon das meiste gefordert, was Hugo in seinem wortreichen Manifest als poetische Heilswahrheit verkündet, und er und Rousseau und sogar Voltaire sind der Natur entschieden weit näher gekommen, als die Romantiker von 1830. Ueberhaupt ist es sehr possirlich, wenn Hugo sich geberdet, als finge mit ihm eine ganz neue Literatur an. Wie viel fremde Einflüsse hat der Romantismus nicht auf sich einwirken lassen! Shakespeare wird von Hugo gepriesen, aber mehr als dem Britten verdankt der Romantismus Calderon, und E. T. A. Hoffmann wurde durch Victor Hugo und die Seinen in Frankreich populärer als bei uns. Werther und Faust, sogar Herder (durch Edgar Quinet) und Jean Paul (übersetzt von Philarète Chasles) wirkten ein. Am meisten aber Walter Scott, ohne den Hugo weder seine Romane noch seine Dramen geschrieben hätte. Daß er selbst nur immer Shakespeare, Dante und Calderon anruft, aber Scott vergißt, ist gerade verdächtig und ein Beweis, wie sehr er die Spuren, denen er folgte, zu verwischen bestrebt ist. In der That finden sich schon bei dem englischen Romancier die Verbindung des Grotesken mit dem Tragischen, die Virtuosität der Localfarbe und die derbrealistische Charakterzeichnung, die Victor Hugo und sein Troß in der Verzerrung zeigen.

Dieses Manifest fand einen begeisterten Widerhall. Die Anhänger der Classiker schäumten vor Wuth. Bald war der 25jährige Poet die Seele einer Vereinigung von jungen Talenten. Wenn übrigens die neue Schule sich über die Tyrannei der Classiker beschwerte, so trieb sie selbst es nicht viel besser. Mit dem Ungestüm der Jugend wurde ein Terrorismus ausgeübt, der nichts Anderes gelten lassen wollte. Der Romantismus war intolerant, ohne Respect. Racine wurde ein Polisson genannt. Vor allem galt es jetzt, die Bühne zu erobern. Nachdem er mit einer Dramatisirung von Scotts „Kenilworth" durchgefallen, schrieb Hugo in drei Wochen „Marion Delorme". Er las sein Drama zuerst in seinem Salon vor. Selten hatte wohl ein Poet ein besseres Auditorium, denn es waren u. A. anwesend Balzac, der Maler Delacroix, Alfred de Musset, Alexandre Dumas, Alfred de Vigny, Sainte-Beuve, Merimée, Soulié. Die Censur gestattete die Aufführung nicht. In sechs Wochen wurde hierauf „Hernani" gedichtet. Die erste Aufführung fand am 25. Februar 1830 statt, und der denkwürdige Abend lebt in der französischen Literatur unter dem Namen der großen romantischen Schlacht. Alle Parteigänger der neuen Schule hatten sich im Théâtre français eingefunden. Man trat mit einer Karte ein, auf die Hugo das spanische Wort: Hierro (Eisen) geschrieben hatte. „Von ein Uhr an sahen die Bewohner der Rue Richelieu eine Ansammlung von wilden und seltsamen Gesellen, bärtig, langhaarig, nach allen möglichen Schnitten, nur nicht nach der Mode gekleidet, in Joppe, in spanischem Mantel, in Robespierre-Westen, in Barretten à la Heinrich III., mit allen Jahrhunderten und allen Ländern auf den Schultern und auf den Schädeln. Die Spießbürger blieben verwundert und entrüstet stehen. Théophile Gautier vor Allen beleidigte die Blicke mit einer Weste von scharlachrothem Satin und durch den dichten Lockenwald, der ihm bis auf die Hüften reichte". Der Erfolg des ersten Abends war sehr groß, aber die Classiker kamen in die folgenden Aufführungen, und da gab es tumultuarische Auftritte. Man kann sagen, daß die Schlacht alle 45 Abende dauerte, an denen das Stück zur Darstellung gelangte. „Le Roi s'amuse", welches Drama am 22. Novbr. 1832 aufgeführt wurde, brachte den Dichter abermals in Conflict mit der Censur. Das Stück wurde verboten unter dem Vorwand der Geschichtsfälschung und der Herabsetzung des Königs Franz I. In Wirklichkeit hatte man aber Anspielungen auf Louis Philipp zu entdecken geglaubt. Dann schrieb Hugo für die Bühne nacheinander „Lucrezia Borgia", „Marie Tudor", „Angelo", „Ruy Blas" und die „Burggrafen". Die ersteren Stücke gefielen, aber nicht ohne starken Widerspruch der noch keineswegs entwaffneten Gegner. „Les Burgraves" fielen durch und verleideten dem Dichter die Bühne, die er von jetzt mit keinem neuen Stücke mehr betrat.

In fünf Monaten schrieb Hugo seinen besten Roman: „Notre-Dame de Paris". Der Erfolg war colossal. Nur Goethe, der seit 1825 mit großen Hoffnungen die Versuche der jungen französischen Literatur, sich aus dem engen Kreis ihrer akademischen Ueberlieferungen loszumachen, begrüßt hatte, war enttäuscht und nannte die neufranzösische Poesie eine Literatur der Verzweiflung.

In der Vorrede zu den „Oden und Balladen" hatte Victor Hugo den politischen Zweck seiner Dichtung über den literarischen gestellt, „denn die Geschichte der Menschheit ist nur dann poetisch, wenn man sie von der Höhe monarchischer Gesinnung und religiösen Glaubens betrachtet." Während er bis zu seinem Tode Deist blieb, der von keinem Dogma etwas wissen wollte, büßte er seine monarchische Gesinnung schon 1827 ein, als er sich wegen seiner „Ode an die Vendôme-Säule" mit der royalistischen Partei überwarf. Mit äußeren Ehren hatten sich freilich die Könige ihm sehr freigebig gezeigt. Karl X. ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, Louis Philipp zum Pair von Frankreich. Mit vierzig Jahren kam er in die Akademie. 1848 wurde er zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt und nahm seinen Sitz zwischen Leroux und Louis Bonaparte ein, und man schlug ihn gar zum Präsidenten der Republik vor. Daneben erschienen jedes Jahr ein oder mehrere Bände, die sein dichterisches Genie bestätigten. Sein Salon an der Place Royale wurde der geistige Mittelpunkt von Paris. Schon in verhältnißmäßig jungen Jahren war er der Abgott seiner Nation. Die Bewunderung und allgemeine Verehrung konnte unmöglich mehr wachsen. Sie mußte stationär bleiben, mit der Zeit sich vermindern ... Aber ein Ereigniß trat ein, das seinem Ruhm einen noch höheren Aufschwung gab.

Louis Napoleon machte den Staatsstreich. Auf der Liste der Proscribirten stand auch der Dichter, der durch seine Verherrlichung Napoleons die bonapartische Legende mitgeschaffen und dadurch dem Staatsstreiche vorgearbeitet hatte. Victor Hugo entfloh nach Belgien, lebte erst einige Zeit auf der Insel Jersey, dann auf Guernesey. Es mußte ein vom Ocean umbrandetes Eiland sein, das ihm als Postament diente und wo er Alleinherrscher sein konnte, wie Napoleon auf Elba und St. Helena. Auf seinem Felsen begann er nunmehr den Zweikampf mit seinem kaiserlichen Gegner. Er donnerte ihm das Pathos seiner Oden in's Ohr, er kitzelte ihn mit den Stacheln seiner mörderischen Satire, er rief das vernichtende

Digitized by Google

Gericht der Nemesis auf ihn herab. Die Amnestie von 1859 stolz verschmähend, denn er wollte keine Gnade dem Usurpator verdanken, kündigte er ihm unversöhnlichen Haß und einen Krieg bis zum Tod an.

J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer
Si quelqu'un a plié, qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devraient demeurer.

Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis. Si même
Ils ne sont plus cent, je brave encore Sylla;
S'il en demeure dix, je serai le dixième;
Et, s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!

„Les Chatiments", „Napoléon le Petit" heißen seine ersten Angriffe wider den Decembermann, eine wilde Poesie des Hasses von hinreißender Beredtsamkeit und beißendem Hohne, welche den großen Napoleon auf Kosten seines nachtretenden kleinen Neffen emporhebt:

Sa grandeur éblouit l'histoire,
Quinze ans il fut
Le Dieu qui traînait la victoire
Sur un affût:
L'Europe sous sa loi guerrière
Se debattit.
Toi, son singe, marche derrière
Petit, petit.

Die achtzehn Jahre des Exils im Hauteville-House auf Guernesey waren die fruchtbarsten. Er veröffentlichte 1856 „Les Contemplations", 1859 zwei Bände der „Légende des Siècles", die eine allgemeine Bewunderung erregten. 1862 folgte sein größtes Werk, der zehnbändige Roman „Les Misérables", der am selbigen Tage in neun Sprachen erschien. Eine illustrirte Volksausgabe wurde in 150,000 Exemplaren abgesetzt. Dann kam ein Buch über Shakespeare heraus, die „Chansons des Rues et des Bois" (1865), „Les Travailleurs de la Mer" (1866), „L'Homme qui rit" (1869). In diesem Jahre betheiligte er sich an der Gründung der radicalen Pariser Zeitung „Le Rappel", dem seine Söhne als Redacteure beitraten. Damit war der Kampf gegen das Kaiserthum nach Paris verlegt. Der Dichter selbst wartete auf seinem Meereiland ruhig den Sturz seines gekrönten Gegners ab. Hauteville-House wurde ein Wallfahrtsort der französischen Republikaner, wie Garibaldi's Caprera. Zu dem Lorbeer des Dichters kam das politische Märtyrerthum. Victor Hugo war im Exil fast ein französischer Nationalheiliger geworden.

Mit dem Sturze Napoleons III. beginnt die dritte Epoche in Victor Hugo's Leben: die Apotheose. Er hält im September 1870 seinen Einzug in Paris. Er will die Leiden seines Volkes in der belagerten Stadt theilen. Er bekämpft die feindliche Armee mit Manifesten. Der siegreiche Deutsche soll umkehren, die Deutsche Republik proclamiren und Paris, „die Lichtstadt", in Ruhe lassen, denn aller Grund zum Krieg habe aufgehört, sintemalen die Republik eingerichtet sei. „Das Kaiserthum war der Haß, wir sind die Liebe. Es war der Verrath, wir sind die Ehrlichkeit. Es ist war, die Preußen haben geschickte Generäle, die das Nützliche dem Großen vorziehen (!). Preußen hat in dem schrecklichen Kriege den Sieg, aber Frankreich den Ruhm. Wißt ihr, was der endliche Sieg für euch sein würde? Er würde die Schande sein." Und in Versen drückt er sich ähnlich aus:

Spectacle inoui! l'astre assiégé par l'Erèbe.
La nuit donne lassaut à la lumière...
La cécité combat le jour; la morne envie
Attaque le cratère auguste de la vie...
Et ce chaos s'acharne à tuer cette Sphère,
Lui frappe avec la flamme, elle avec la lumière.
Et l'abime a l'éclair et l'astre à le rayon.

Der patriotische Schmerz ist ihm ohne Zweifel zu Kopf gestiegen, und dieses Wuthgeschrei klingt ganz anders, als die deutschenfreundlichen Hymnen in seinen Reisebriefen: „Le Rhin", wo er u. A. schreibt: „Deutschland ist eines der Länder, die ich liebe, und eines der Völker, die ich bewundere; wenn ich nicht ein Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein." Von jetzt ab schämt er sich beinahe seines „nom saxon" und streicht das Wort „deutsch" aus seinem Wörterbuch.

Beim Ausbruch des Commune-Aufstandes war er den Insurgenten anfangs wohlgeneigt. Er wandte sich erst gegen sie, als sie die Vendôme-Säule stürzten. Bald mußte er vor dem Zorn der „Versailler" abermals aus der „heiligen" Stadt fliehen, und wiederum wurde er aus Belgien ausgewiesen. Als ein zweiter Staatsstreich drohte, veröffentlichte er seine „Histoire d'un crime", die schon 1852 verfaßt ward und jetzt mächtig zum Sturze der clerical-orleanistischen Coalition mithalf. Fortan lebte er ruhig in Paris mit der Familie seiner zum zweitenmale vermählten Schwiegertochter. Seine Brüder, seine Frau, die er in seinem zwanzigsten Jahre geheirathet, und seine zwei Söhne sind lange vor ihm gestorben; eine Tochter ertrank, eine zweite lebt noch in einer Irrenanstalt. Sein gastfreundliches Haus stand Jedermann offen. Leider war er von einem Ring unduldsamer Freunde und Streber umgeben. In jenen Kreisen sprach man nur in Hyperbeln von ihm, litt nur ekstatische Bewunderung; auch nicht die schüchternste Kritik wurde geduldet; immerfort Weihrauch, „nichts als Blumen", wie es in der Schönen Helena heißt. Ich wurde im Winter 1879 im Hause des greisen Dichters eingeführt und schrieb damals unter dem frischen Eindruck Folgendes nieder:

„Salon bei Victor Hugo . . . Die Welt der Politik und Kunst ist gleich stark vertreten. Neben dem Frack taucht der bürgerliche Gehrock auf. Echte Figuren aus vorstädtischen Wahlversammlungen tragen unter schlichter Joppe eine bunte, offenbar sonntägliche Weste. Dazwischen sieht man den gravitätischen Gambetta, den blassen kleinen Louis Blanc, den Schauspieler Coquelin. Die weißlockige Madame Drouet, die getreue Begleiterin des Dichters, und Madame Lockroy, die Mutter von Georges und Jeanne, die vielbesungenen einzigen Erben seines Namens, machen als Hausfrauen die Honneurs. Die Hände in den Hosentaschen, lehnt der Dichter mit dem Rücken am Kaminbord. Ob seinem herrlichen Kopf vergißt man seine vierschrötige, kleine Statur und den philiströsen Spitzbauch. Dichtes, blendend weißes Kopf- und Barthaar umrahmt das Gesicht. Die prächtige gewölbte Stirn ist wie aus Erz gegossen und von tiefen Falten durchfurcht. Sie hat am besten des Lebens Stürme überdauert. Die kräftige Nase senkt sich altersschwach zum Mund herab, und die Augen sind klein geworden. Ein feuchter Schleier verdeckt die schwimmenden Sterne, die von unbestimmter Farbe sind. Früher sprühten sie Feuer, jetzt verrathen sie die stille Beschaulichkeit des Alters. Sie versinken fast in den faltigen Höhlen, und im Affect, wenn der Dichter sie mühsam aufreißen will und die unendliche Stirne sich in tausend Runzeln und Linien bricht, zuckt es darin von Leben und Gluth, doch bloß auf einen Augenblick. Eine milde Hoheit ist über das ehrwürdige Greisenantlitz ausgegossen, und wer darin zu lesen versteht, dem erzählt es von einem reichen und guten Herzen, von heißen Kämpfen für Ehre und Recht, von tiefer Menschenliebe und hohem Gedankenflug und einer gewaltigen Poetenseele, deren Gluth noch nicht in Asche versunken ist . . . Er begrüßt einfach und herzlich die Freunde. Den Damen gegenüber ist er von ausgesuchter, fast altväterischer Galanterie: er liebt es, ihnen zu Willkomm und Abschied die Hand zu küssen. Ein ausgezeichneter Erzähler, kramt er gern in seinen Erinnerungen, wobei er vom jugendfrischen Gedächtnisse nie im Stiche gelassen wird. Er weiß die überraschendsten Anekdoten höchst anschaulich zu erzählen, und wenn er mit knappen Worten das Porträt irgend einer historischen Persönlichkeit aus den Zeiten Karl's X. oder des Bürgerkönigs entwirft, so glaubt der Hörer den Geschilderten leibhaftig vor sich zu sehen . . . Meist läßt er den anwesenden jungen Lyrikern das Wort; bitten ihn aber die Damen darum, so holt er wohl aus seinem Studirzimmer einige große Bogen holländischen Büttenpapiers, welche er in inspirirten Stunden mit seiner riesenhaften Kielfederschrift bedeckt. Hugo ist ein trefflicher Leser und bringt den herrlichen Wohlklang seiner Dichtung zur vollen Geltung. Und kommt eine jener zahlreicher Stellen, wo seine Poesie in

Digitized by Google

grellen Antithesen und leerem Wortgepränge unterzugehen scheint, dann glaubt man im Zauberbanne seiner gewaltig erhobenen Stimme einem mystischen Poeten zu lauschen, dessen Erhabenheiten kühlem Verstande, der nichts Uebersinnliches faßt, verschlossen bleiben, während sie gläubiger Hingabe eine Welt von Schönheit ahnen lassen . . . Was einem aber den Besuch des Salons verleiden kann, ist der überschwängliche Götzendienst, den seine Jünger mit ihm treiben. Jedes Wort wird wie ein Evangelium aufgenommen und — heimlich aufgeschrieben, denn viele der Gäste führen ein Hugo-Tagebuch, womit sie nach des Dichters Tode ein hübsches Stück Geld zu verdienen hoffen. Die unduldsamen Trabanten verbieten auch bei allerhöchster Ungnade, den Namen Goethe's auszusprechen. Hugo selbst vermeidet seit vielen Jahrzehnten in Wort und Schrift die Nennung des Weimaraner Jupiters. Schmerzt ihn noch immer das scharfe Urtheil in Eckermann's Gesprächen? Ist es Eifersucht auf den gefährlichsten Nebenbuhler um die Palme des Jahrhunderts?"

Die letzten Jahre Victor Hugo's waren eitel Vergötterung. Die Franzosen, die ihr Siegesprestige verloren, erwählten den Dichter zu ihrer neuesten gloire und ehrten und verhimmelten ihn zur eigenen größeren Ehre. Der Born seiner Phantasie schien unerschöpflich, und die Muse war ihm bis zuletzt hold. Fast jedes Jahr veröffentlichte er einen Band Verse, die zum Theil in früheren Jahren entstanden sind und die Löwenklaue zeigen, während seine letzten Erzeugnisse meistens von einer begreiflichen Erschlaffung Zeugniß geben. Die Prachtausgabe seiner Werke „ne varietur" ist vor einigen Monaten vollständig geworden, und die mit großem Lärm angekündigte Nationalausgabe soll zur Weltausstellung 1889 erschienen sein. Nebenbei war er seit 1876 lebenslänglicher Senator, Ehrenpräsident von zahllosen literarischen und politischen Gesellschaften und Friedenscongressen. Ab und zu forderte er in Episteln an die Souveräne Gnade für politische Verbrecher, wobei sein kurzer, antithetischer Briefstil den Spott herausforderte. Schon vor längerer Zeit taufte man die Avenue d'Eylau, wo sein Haus steht, auf seinen Namen um. Sein 80. Geburtstag gestaltete sich zu einem wahren Triumph: Hunderttausende defilirten an jenem Tage vor seinem Haus und brachten dem zu Thränen gerührten Greise die Huldigung seines Vaterlandes. Das Volk bewundert ihn, aber liest seine Werke wenig, denn sein Flug ist zu „hochwolkig", seine Sprache zu geschraubt, seine Visionen zu apokalyptisch. Aber es versteht, daß er ein Hoherpriester der Menschlichkeit war, und diesem wollen auch wir den Kranz nicht versagen. Ob er die literarische Weltstellung, welche er, in diesem Punkte nur mit Voltaire und Goethe vergleichbar, von Jugend auf und bis ins höchste Alter eingenommen hat, auch vor der Nachwelt behaupten oder das Schicksal Chateaubriand's theilen und bald vergessen sein wird, das soll ein Schlußartikel zu erörtern versuchen.

Theophil Zolling.

Zu Ludwig Feuerbach's Philosophie.

Von Wilhelm Bolin.

Es scheint ein wesentliches Merkzeichen der Geistesheroen verbleiben zu sollen, daß man erst spät dahin gelangt, ihre Bedeutung nach Gebühr abzuschätzen. Zur vollen Würdigung Kant's hat es eines ganzen Jahrhunderts bedurft. Erst beim Säculargedächtniß der Vernunftkritik war die philosophische Entwickelung so weit gediehen, dieses Werk mit der erforderlichen Unbefangenheit zu beurtheilen. Ueber 40 Jahre hat Schopenhauer, als Denker der hervorragendste unter den nächsten Nachfolgern Kant's, auf die ihm zukömmliche Anerkennung warten müssen, während eine Unzahl von Systemspinnern, welche alle mit Kant längst „fertig" zu sein wähnten, emporgetaucht und mehr oder weniger bald der Geschichte der Philosophie anheimgefallen sind. Als Denker diesen beiden durchaus ebenbürtig und in seinem Streben mit ihnen geistesverwandt — ganz unzweifelhaft wenigstens in Allem, was sie ihrerseits bekämpft — steht Ludwig Feuerbach da. Sein Name war allerdings von seinem ersten Auftreten an weit und breit bekannt geworden; über sein Wirken jedoch, wiewohl es schon seit 20 Jahren abgeschlossen gewesen, hat bisher eine nur mangelhafte und unvollständige, stellenweise auch eine ganz unrichtige Kenntniß geherrscht. Erst kürzlich ist es zum Gegenstande einer umfassenden, auf genauester Sachkenntniß ruhenden Würdigung gemacht worden: Ludwig Feuerbach, von C. N. Starcke ist selbige betitelt*) und in hohem Grade geeignet, die Aufmerksamkeit der gebildeten Leser diesem großen Denker aufs Neue zuzuwenden.

Ueberaus beachtenswerth ist das vorliegende Buch schon deshalb, weil es die Philosophie Feuerbach's zum ersten Male in ihrer Gesammtheit und mit Hinblick auf eine wesentliche Seite derselben darstellt, wodurch sie in einer bisher gar nicht beachteten Bedeutung dasteht. Ueber zwei Drittel seiner Monographie widmet der Verfasser einer Entwickelung der Metaphysik Feuerbach's und weist deren genauen Zusammenhang mit Kant und dessen Erkenntnißlehre auf. In dieser Beziehung haben es bisherige Gegner wie Anhänger Feuerbach's überaus leicht genommen, indem sie jedes Verhältniß zwischen diesen Denkern einfach geleugnet, die einen, um den Spätling aus der Reihe der Philosophen zu streichen, die andern, um mit ihm die rechte und wahrhafte Philosophie erst beginnen zu lassen. Für Starcke, dem es vor Allem um das wissenschaftliche Ansehen Ludwig Feuerbach's zu thun ist, besteht eine strenge Continuität innerhalb der philosophischen Forschung, und das Problem, welches durch Kant bezüglich der Möglichkeit einer giltigen Erkenntniß gestellt worden, erhält ihm erst durch Feuerbach seine schließliche Lösung. „Erst Feuerbach", heißt es in der vortrefflich über die neuere Philosophie orientirenden Einleitung, „thut der Forderung Genüge, indem er den nächsten Schritt über die Vernunftkritik hinaus macht."

Feuerbach solcherart mit Kant in Beziehung gebracht zu sehen, wird vielerseits nicht weniger befremden, als der Nachweis einer Metaphysik bei ihm, der von jeher als Materialist verschrieen worden. Mit seinem angeblichen Materialismus hat es freilich die eigenthümliche Bewandtniß, daß solcher ihm nicht nur von gegnerischer Seite her aufgebürdet, sondern von gewissen Anhängern auch als besonderes Verdienst angerechnet worden.**) Dem oberflächlichen Leser wird Feuerbach's Materialismus allerdings für ganz ausgemacht gelten, weil er stellenweise seine Lehre selbst so bezeichnet hat und in vielen Punkten, namentlich was die Bekämpfung des mit einer hohlen Begriffsphantastik spielenden Spiritualismus anbelangt, durchaus auf Seiten der Materialisten steht. Aber seine Lehre ist im Grunde durchaus nicht Materialismus, da er von einer an sich bestehenden und so irgendwie faßbaren Materie durchaus nichts wissen will; seine Lehre kennt keine andere Voraussetzung als die lebendige Natur, wie sie den Menschen hervorgebracht hat und diesem ein Gegenstand des Denkens und Erkennens ist. Mit Recht betont es daher der Verfasser, Feuerbach's Lehre wäre weit eher als Idealismus zu bezeichnen, weil sie keineswegs demjenigen Materialismus huldigt, wie er vom „Système de la nature" repräsentirt wird. Denn dort, wie überhaupt in allem materialistischen Denken, wird mit bloßen Abstractionen operirt, die nur scheinbar gehaltvoller sind als diejenigen, deren sich die Spiritualisten bei ihren begrifflichen Weltconstructionen bedienen. Wie er aber gegen diese die Unmöglichkeit eines außer dem Menschen und dessen Organen wirkenden Denkens und Wissens aufrecht hält, weil ihm ein solches nur als an materielle Substrate gebunden bekannt ist, ebenso widersetzt er sich der Annahme einer gleichsam vor aller Wirklichkeit bestehenden Materie; denn hier wie dort wird nach einem Wesen geforscht, welches

*) Stuttgart 1885, Verlag von Ferdinand Enke.

**) Einer darunter geht in seinem naiven Entzücken so weit, Feuerbach gar zum „Vater" des Materialismus zu machen, wiewohl die thatsächliche Herkunft desselben in die Anfänge der Philosophie zurückreicht!

Digitized by Google

„die wahre Wirklichkeit" im Gegensatz zu der durch den Menschen aufgefaßten und erkannten sein soll. Eben deshalb heißt es auch in Feuerbach's nachgelassenen Aphorismen: „Materialismus ist eine durchaus unpassende, falsche Vorstellungen mit sich führende Bezeichnung, nur insofern zu entschuldigen, als der (angeblichen) Immaterialität des Denkens, der Seele, die Materialität des Denkens entgegensteht. Aber es gibt für uns nur ein organisches Leben, organisches Wirken, organisches Denken. Also Organismus ist der rechte Ausdruck; denn der consequente Spiritualist leugnet, daß das Denken eines Organs bedürfe, während auf dem Standpunkt der Naturanschauung es keine Thätigkeit ohne Organ gibt. — Der Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens; aber er ist für mich nicht, was er für den Physiologen, den Naturforscher im engeren Sinne, z. B. Moleschott ist, und zwar nothwendig von ihrem Standpunkte und Berufe aus ist, das Gebäude selbst. Rückwärts stimme ich den Materialisten vollkommen bei, aber nicht vorwärts." Und gerade da, wo Feuerbach von den Materialisten sich lossagt, knüpft seine Lehre bei Kant an. „Die Kantische Philosophie", schreibt er nämlich, „führt mit unvermeidlicher Nothwendigkeit auf den Fichte'schen Idealismus oder — so sonderbar es auf den ersten Blick scheint, aber die Kantische Philosophie ist ein Widerspruch — auf den Sensualismus." Mit dem soeben gebrauchten Ausdruck meint er aber seine eigene Lehre, welche darauf ausgeht, zu zeigen, daß wahrhaftes Wissen und Erkennen einzig darin besteht, „das Evangelium der Sinne im Zusammenhang zu lesen."

Im Herbste des Jahres 1857 hat sich Feuerbach selbst mit dem Gedanken einer Schrift über Kant beschäftigt, die leider nicht zur Ausführung kam. Sein Verhältniß zu diesem Vorgänger ist aber, namentlich was die Metaphysik betrifft, ein durchaus wahlverwandtes. Für Beide gibt es kein Wissen von übersinnlichen, alle Erfahrung übersteigenden Dingen, und bei der Metaphysik fragt es sich bei ihnen nur, wie der Mensch in ein widerspruchsfreies Verhältniß zur Welt gelangen kann. Genau wie bei Kant handelt es sich auch bei Feuerbach's Metaphysik um die Grundbedingungen des Erkennens. Kant hatte die Verstandeserkenntniß auf die Sinnlichkeit beschränkt, diese jedoch als die Grenze der Wesenserkenntniß bestimmt, dadurch aber den unerträglichsten Dualismus auf den Thron gesetzt, indem die dem menschlichen Erkennen unzugänglichen „Dinge an sich" als die wahre Wirklichkeit bestehen blieben, zu deren Ermittelung das Aufstellen einer Metaphysik des Uebersinnlichen als unablässige Verlockung vorhanden blieb. Feuerbach's Philosophie geht aber darauf aus, in der Sinnlichkeit nicht die Grenze, sondern die Bedingung der Wesenserkenntniß zu finden, und dadurch eben stürzt er die Grenzen um, welche Kant's Vernunftkritik für die Erkenntniß gezogen. Und die Metaphysik, d. h. die Erkenntniß des Wesenhaften, die er solcherart wiederherstellt, baut er nicht im dogmatischen, sondern im kritischen Sinne. „Seine Philosophie", heißt es in dem vorliegenden Werk, „lehrt uns nicht, daß das Wesen der Natur Materie ist, auch nicht, daß es Vernunft ist. Sie ist nicht Materialismus, und auch nicht Spiritualismus; sie stellt nur außer Zweifel, daß das Wesen der Natur dasselbe ist, wie das Wesen des Bewußtseins", mit anderen Worten: sie gibt die Bedingungen eines widerspruchsfreien Erkennens. Aber dies hat man bisher übersehen oder mißverstanden, weil alles hierauf Bezügliche in Feuerbach's Philosophie von ihm nicht gesondert zusammengefaßt und in systematischer Ordnung dargelegt worden. Gerade diesen Mangel hat er selbst gefühlt und deshalb, wie gesagt, an eine Abhülfe gedacht, welche aber zu bringen ihm nicht vergönnt war.

Einsicht in Feuerbach's Metaphysik läßt sich nunmehr lediglich durch mühsames Zusammenlesen und Construiren gewinnen, und eben dies hat Dr. Starcke im ersten Abschnitt seines Buches sich zur Aufgabe gemacht. Es ist mit großem Fleiß und einem stets richtigen Verständniß Feuerbach's geschehen, was bei der in mancher Beziehung aphoristischen und unsystematischen Form seiner Philosophie keine leichte Sache ist. Namentlich was seine Metaphysik betrifft, die er eigentlich immer nur beiläufig gegeben, so sehr sie selbstverständlich die Voraussetzung seines Lehrgebäudes bildet, waltet für den Darsteller noch die besondere Schwierigkeit ob, daß alle hierher gehörenden Schriften ein Ringen nach Klarheit aufweisen, das Feuerbach während der ganzen Entwickelung seines Denkens begleitet hat, ohne daß er es zu einem äußerlich feststehenden Abschluß gebracht hätte. Es blieb dem Verfasser kein anderer Ausweg, als der Entwickelung Feuerbach's von der einen Schrift zu anderen zu folgen, wodurch der Umfang dieses Abschnittes auch erheblich wachsen mußte. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der Verfasser hierbei sich vorwiegend auf eine Darlegung und Entfaltung des Feuerbach'schen Denkens beschränkt und für alle hierauf bezüglichen Berührungspunkte mit Kant und den Theoremen früherer und späterer Denker auf dem Gebiete der Metaphysik im Kantischen Sinne sich mit Andeutungen begnügt.

Der zweite Abschnitt von Starcke's Buch behandelt Feuerbach's Religionsphilosophie, die mit Recht eine kürzere Fassung erhalten, weil dieser Theil von Feuerbach's wissenschaftlicher Thätigkeit verhältnißmäßig besser gekannt ist, wiewohl auch solchenfalls noch reichliche Mißverständnisse und falsche Deutungen vorhanden sind. Auch betreffs der Religionsforschung besteht zwischen den Ergebnissen Feuerbach's und denen der Vernunftkritik eine wesentliche Beziehung, wie sie dem mehrfach hier angegebenen Verhältnisse Feuerbach's zu Kant entspricht. Wenn es bleibender Hauptgewinn der Vernunftkritik ist, die Unmöglichkeit eines Wissens von jenen übersinnlichen Dingen nachgewiesen zu haben, mit denen die dogmatische Metaphysik sich befaßt, so ist der nächste Schritt in der von Kant solchenfalls eingeschlagenen Richtung erst durch Feuerbach geschehen. Der Bruch mit der dogmatischen Philosophie, wie ihn Kant anstrebte, betraf bekanntlich jenen Scholasticismus der ihm voraufgegangenen Denker, die sich in einer Speculation über Gott, Welt und Seele ergangen; die völlige Nichtigkeit des hier befolgten Beweisverfahrens hatte Kant allerdings aufgedeckt, doch mit keinem besseren Erfolg, als daß die ganze ihm unmittelbar folgende Philosophie wiederum einem Speculiren über eben die Dinge verfiel, welche die vorkantischen Philosophen von der mittelalterlichen Scholastik als Denkprobleme übernommen gehabt. Erst Feuerbach hat den Bann scholastischer Vorstellungen, wie sie das Denken des Abendlandes noch drei Jahrhunderte nach dem Mittelalter beherrscht, wahrhaft gebrochen, indem er nach dem Was eben dieser Dinge fragte, welche den übrigen Philosophen in ihrer für ausgemacht geltenden Thatsächlichkeit eine stete Voraussetzung der Denkthätigkeit gebildet hatten. Er fragte einfach nach der Bedeutung Dessen, was man sich bei den Vorstellungen einer Gottheit, einer Seele, zu denken habe und zeigte die Widersprüche darin auf, aber auch den einzig vernünftigen Sinn, den man damit verbinden könne. In diesem einfachen Verfahren, das allem dogmatistischen Unfug der Philosophie für immer ein Ende macht, liegt die eigentliche Bedeutung von Feuerbach's Philosophie. Sie duldet keine leeren Worterklärungen, welche nur angeben, was man bei ihnen zu denken glaubt; sie führt die von ihr untersuchten Begriffe auf ihre durch die Erkenntnißthätigkeit des Menschen bedingte Wurzel zurück und entwickelt sie von da aus mit Hinblick auf ihre sachliche Bedeutung allein bis zur vollen Anschaulichkeit. Denn Aufgabe der Philosophie kann nur sein, darüber nachzudenken, was ist, wie es ist, aber nicht über allerlei Anderes, von dem man wünschen könnte, daß es wäre. Und Das, was ist, umfaßt lediglich das Bereich der den Sinnen zugänglichen Erfahrung, welche nach Kant allein Gegenstand des Erkennens sein kann.

Auch der dritte und letzte Abschnitt der Starcke'schen Monographie, welche sich mit Feuerbach's Ethik befaßt, zeigt Feuerbach als Denjenigen, der den nächsten Schritt über Kant in den hierher gehörenden Denkbestimmungen gemacht hat. Um Feuerbach's Ethik, die freilich nur in ihren allgemeinsten Umrissen vorhanden und demnach auch hier nur eine geringe Seitenzahl umfaßt, hat man sich bisher kaum gekümmert. Das Wenige, was man etwa darum weiß, dürfte jedoch deren eben angedeutete genaue Beziehung zu Kant geradezu paradoxal erscheinen lassen. Feuerbach gründet nämlich seine Ethik auf den Glückseligkeitstrieb, welchen Kant bei seinem kategorischen Imperativ durchaus nicht hat zulassen wollen.

Digitized by Google

Und dennoch wird Kant's Sittlichkeitsprincip erst in der Ethik Feuerbach's lebendig, wobei noch eine ganz neue Darlegung des innersten Grundsatzes alles sittlichen Handelns hinzukommt und die Berechtigung aller darauf gegründeten Forderungen durch Feuerbach zur endgültigen Evidenz gebracht wird. Wie dies geschieht und worin Feuerbach's Ethik ihrem Wesen nach besteht, können wir hier nicht entwickeln; den hierfür sich interessirenden Leser müssen wir auf das Starcke'sche Werk selbst verweisen, wo er reichliche Belehrung und Anregung auch im Uebrigen finden wird, nicht zum Wenigsten in der Fülle herangezogener Literatur, welche ihrer Zeit polemisch gegen die Bestrebungen Feuerbach's gewirkt hat.

Zum Schluß, der Vollständigkeit und Verständigung wegen, nur eine Bemerkung. Die uns vorliegende Schrift ist ursprünglich dänisch verfaßt und wurde als akademische Dissertation am 21. December 1883 an der Universität zu Kopenhagen öffentlich vertheidigt. Der Leser wird bald gewahren, daß er es mit einer Uebersetzung zu thun hat, deren Urheber nicht hinlängliche Herrschaft über das Deutsche besitzt. Aber das Verständniß wird durch diesen unwesentlichen Mißstand keineswegs beeinträchtigt. Von der klaren, besonnenen und kenntnißreichen Darstellung selbst wird man bald ganz ergriffen, wenn anders man dem Verfasser die nöthige Unbefangenheit des Denkens entgegen zu bringen weiß, um seinen trefflichen Auseinandersetzungen zu folgen. Und wer ihn so gelesen, wird zudem seine besondere Freude haben an der einheitlichen, warmen Ueberzeugung des Autors, die ihn nicht behindert, die Schriften Feuerbach's, bei aller Verehrung für den großen Denker, mit einem stets kritischen Blick zu lesen und zu beurtheilen. Unter solcher Voraussetzung mußte sein Buch ihm glücken, und so wird es das richtige Verständniß der Philosophie Ludwig Feuerbach's in den weitesten Kreisen ganz unzweifelhaft fördern.

Ausländische Operntexte im deutschen Gewande.

Von Carl Winkler.

Die Klagen über sinnlose und unverständige Uebertragungen fremder Operntexte sind nicht neu; dieselben existiren, seit der Import geistiger Erzeugnisse ausländischer Componisten stattfindet, respective seit wir uns bemühen, Werke der deutschen Tondichter, die fremde Texte behandelt haben, in unserer heimischen Sprache aufzuführen.

Versuche, in den vorhandenen Uebelständen Abhülfe zu schaffen, scheinen leider ohne Erfolg geblieben zu sein, denn es wird in alter Weise fortgesündigt. Zum Theil mag das in den Schwierigkeiten der Abänderungen, dem neu Einstudiren der Partien, überhaupt in dem zähen Festhalten des Bestehenden seinen Grund haben; hauptsächlich liegt es aber daran, daß sich nicht die maßgebenden Persönlichkeiten der Sache annahmen und ihren Einfluß dahin geltend machten. Sollte nicht auch der Mangel an wirklich praktischen Vorschlägen Ursache dafür sein?

Eine gründliche Remedur der bisherigen Verhältnisse wird nur von Seiten der Bühnen-Vorstände erfolgen können, schon weil sie in erster Linie dabei betheiligt sind und ausreichendes Material zur Verfügung haben. Die Sache läßt sich leicht regeln, wenn die Leiter unserer angesehensten Opernbühnen unter sich die Herausgabe revidirter Texte veranlassen und an ihren Berufsstätten constant einführen wollten.

Mit der Bearbeitung müßte ein in der fremden Sprache und Literatur vollständig bewanderter Schriftsteller beauftragt werden; zur weiteren praktischen Beihülfe wäre ein Capellmeister und ein erfahrener Gesanglehrer zu wählen. Die Nothwendigkeit eines sprach- und formgewandten Uebersetzers ist Sache für sich; ein theoretisch gebildeter Capellmeister oder Componist wird in allen den Fällen zu Rathe zu ziehen sein, wo sich Abänderungen in der Composition als durch den Text bedingt, herausstellen; der Gesangmeister endlich wird nie fehlen dürfen, denn er allein kann beurtheilen, ob die Declamation richtig und sangbar ist und dem Charakter der betreffenden Stimmgattung entspricht. Daß die letzte Forderung bei den meisten Uebersetzungen nicht eingehalten zu sein scheint, ist die Ursache, weshalb viele Gesangspartien so unsinnige Anforderungen an die Ausübenden stellen. Der Sänger, als Interpret der Gedanken des Dichters und Componisten, ist selbst bei dem gewissenhaftesten Studium vom Augenblick abhängig; bei der Wichtigkeit, die seine Person für das Kunstwerk beansprucht, sollte man seine Thätigkeit nicht noch durch unpraktische Declamationen erschweren.

Die kostbaren Stilblüthen der verschiedenen Don Juan-Uebersetzungen, worunter die bekannten Buchbinder- und Thränenarien besonders hervorragen, sowie die wunderbaren Verdeutschungen aus „Joseph in Egypten" sind beinahe weltberühmt geworden. Mehr oder weniger weisen sämmtliche Uebertragungen fremder Operntexte eine leichtsinnige Behandlung auf, nicht zum Lobe der Verfertiger, die dem Gaste durch ihr Fabrikat hindernd in den Weg getreten sind. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß viele Originaltexte, besonders die der Italiener, in Bezug auf Seichtheit der Gedanken ihres Gleichen suchen; in diesem Falle wäre es aber Pflicht gewesen, der fremden Oper durch eine verständigere deutsche Sprache nach Möglichkeit entgegen zu kommen. Andererseits bezeugen doch einige Uebersetzungen, beispielsweise die mir bekannte zu Gounod's Faust, recht viel Geschicklichkeit und Verständniß für die Sache. Stellen freilich, wie: „stilles Asyl der frommen Einfalt" sind ja auch nicht gerade geistreich.*)

Wenn sich doch jeder Theater-Director einmal der Mühe unterziehen möchte und die anrüchigen Stellen, wie es kürzlich H. Ehrlich in diesen Blättern empfohlen, Wort für Wort mit der dazu gehörigen Mimik von seinen Sängern vordeclamiren ließe; der Eindruck müßte überwältigend sein. Sehr sind auch die armen Sänger zu bedauern, die nicht Geschicklichkeit genug besitzen, selbst nachhelfen zu können; sie gerathen dadurch in die schiefe Lage, daß denkende Menschen an ihrer Einsicht zweifeln.

Doch wieder zur Sache! Es wäre durchaus kein Fehler, wenn der Uebersetzer die Reime, wo nicht anders möglich, fallen ließe. Das Publikum nimmt die Flachheiten der Dichtung nur ruhig hin, weil die Musik durch ihre Zeitausdehnung die Eigenschaft hat, dieselben flüchtig zu verdecken. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß es auch oft ohne Reim gehen wird, wenigstens dürfte die Entscheidung, wenn man die Wahl hat zwischen einer an den Haaren herbeigezogenen Reimerei

---

*) Wir entnehmen dem Libretto zu Rossini's Wilhelm Tell, das sich dem des Don Juan würdig anreiht, folgende kleine Proben:

Mathilde betheuert: Dir erglühn, Dir glühn sie die Triebe
Der Dir allein geweihten Brust,
Dir erglühn, Dir glühn sie die Triebe,
Der ewig Dir geweihten Brust.
Wie erfüllt Zauber treuer Liebe
Mit wonnesel'ger Götterlust.

Nach nochmaliger Wiederholung dieser Stelle glaubt Arnold seine zärtliche Zustimmung geben zu können, indem er ihr zujubelt:

Dein Herz erwiedert meine Liebe,
O was gleicht dieser Stunde Lust!
Zum Himmel zaubern süße Triebe,
Was gleichet dieser Stunde Lust;
Mein Herz weiht ewig Dir die Liebe,
Der Wonne, der Wonne erliegt meine Brust . . .

Arnold: Ihr sprecht vom Vaterlande, ihm glüht nicht mehr die Brust!
Hinweg aus unsern Matten, wo Zwietracht, Hasseswüthen
nur noch walten, uns zum Hohn mit Ketten Ränke sich
gatten (!) . . .

Obendrein werden die einzelnen Strophen nach Rossini'scher Manier mit denselben Worten wiederholt, wodurch die sinnigen Dichtungen natürlich noch angenehmer wirken.

Digitized by Google

oder gar keiner, nicht schwer fallen. Daß die äußere Form des Versbaues gewahrt bleibt, dafür sorgt die schon vorhandene Musik, welche eine unpassende Declamation nicht zuläßt.

Der praktischen Anwendung des neuen Textes würden, wenn ernstlich beabsichtigt, nur geringe Schwierigkeiten entgegenstehen. Der einsichtsvolle Solosänger wird sich den neuen Wortlaut bald aneignen. Nicht so leicht wäre die Einführung im Theaterchor. Der Letztere besteht, wenigstens bei den größeren Bühnen, aus einem Stamm tüchtiger Mitglieder, die oft 20 Jahre und länger thätig sind und sich durch Abresp. Zugang rekrutiren. An die alten Traditionen gewöhnt, werden diese wenig geneigt sein, einen anderen als den üblichen Text zu singen, und man müßte sich deshalb schon begnügen, nur die krassesten Stellen auszumerzen und die Theile, welche eine Repetition der Solostimme vorstellen oder in welcher der Solist mit dem Chor den gleichen Text singt, umzuändern. Bei Arien und Chören von Händels Oratorien, die vorläufig nur im Concertsaal zur Aufführung gelangen, würde, wenn diese gleichzeitig einer Revision unterzogen werden könnten, diese Rücksicht wegfallen. Sollten sie, wie ursprünglich von Händel beabsichtigt und ausgeführt, wieder auf der Bühne erscheinen, was nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, so wäre die Bearbeitung von selbst geboten.

Am schwersten wird die Aenderung der Clavier-Auszüge zu ermöglichen sein. Indem dieselben nächst der Partitur die beste Einsicht in das Musikwerk geben und durch praktische Einrichtung und Billigkeit Jedermann zu Gebote stehen, machen sie im Verein mit den Bühnen-Aufführungen die Intentionen des Componisten der Allgemeinheit zugänglich und verständlich; zugleich dienen sie dem Kunstjünger als Studienwerk. Von dem Verleger nun neue Auszüge zu verlangen, hieße gleichzeitig an dessen Geldsäckel im ausgedehntesten Maße appelliren, denn die Herstellung neuer Druckplatten ist sehr kostspielig. Es giebt da vorläufig nur einen Ausweg, der einfach und zugleich billig ist. Der Verleger müßte veranlaßt werden, ein Textbuch aus dünnem Druckpapier in gleichem Formate des Clavier-Auszugs herstellen und dem Letzteren einheften zu lassen. In zwei Rubriken getheilt, wäre der neue Text Zeile für Zeile neben den alten zu stellen, und würde dadurch Jedem Gelegenheit geboten, den neuen Text nach Wunsch zu verwenden und sich von den Vorzügen desselben dem alten gegenüber zu überzeugen. Bei dem Druck neuer Auflagen könnten dann die Aenderungen berücksichtigt werden. Wir erhielten dadurch die Gewißheit, daß nach 15—20 Jahren der allgemeinen Anwendung einer verständigen und vortheilhaften Uebersetzung nichts mehr im Wege steht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß durchaus keine zwingenden Gründe vorhanden sind, die Verbesserungen von Jahr zu Jahr aufzuschieben und in dem alten Schlendrian fortzufahren. Sorgen wir doch wenigstens dafür, daß die Meisterwerke eines Mozart, Gluck und Händel uns in vollkommen sprachlicher Form geboten werden. Auch viele Compositionen von Bellini, Rossini, Méhul, Boieldieu, Auber u. A. sind es doch gewiß werth, daß man ihre Dichtungen nicht so geringschätzend wie bisher behandelt. Summirt man die hier in Betracht kommenden Repertoirwerke unserer Bühne zusammen, so ist deren Zahl wirklich nicht so groß, und die Mühe und Arbeit würden reichlich entschädigt durch die Beruhigung, daß man die deutsche Ehre gerettet und den fremden Gast nicht herabgewürdigt hat.

Feuilleton.

Die Losung.

Von E. Orzeszko.

(Fortsetzung.)

Lucius richtete seine geschmeidige Gestalt auf und erhob die schöne Hand mit der Bewegung eines Orators.

— Glaube nicht, daß ich lange Beweise für Das, was ich behauptet, suchen müßte, oder daß ich mich mit den Regeln, die wir bei unseren Lehrern der Rhetorik, bei Appolonius, Attikus, Fronto gelernt haben, langweilen werde, um sie zu erörtern. Ich habe schon lange vergessen, was mir die alten Herren damals in die Ohren geblökt haben. Aber ein viel stärkeres Argument als die ausgesuchteste Dialektik ist meine vollkommene Glückseligkeit. Ich besitze die Gesundheit, die Schönheit und die Fröhlichkeit. Die Eselmilch, in welcher ich jeden Tag meine Glieder bade, gibt ihnen die Weiße und die Glätte des Marmors, das kalte Wasser der Thermen, in welchem ich, mit der Gedankenlosigkeit eines Fisches plätschernd, herumschwimme, macht ihre Geschmeidigkeit und Kernhaftigkeit aus. Mein Auge funkelt, lacht, und meine Brust athmet weit und leicht, das Herz schlägt in ihr rhythmisch und melodisch. Ich fühle mich so leicht, daß ich manchmal hinblicke, ob aus meinen Armen keine Flügel herausgewachsen sind. Und wenn ich mich als Mensch so leicht wie ein Vogel fühle, rufe ich die Lautenspieler zusammen und lasse sie von ewiger Jugend, von einem Frühling ohne Ende, von einem mit unzählbaren Sonnen der Lust besäeten Himmel singen. Wenn mich mein schnellfüßiger Avis wie ein Wind durch die breite Via Appia zu dem buntbewegten Meeresstrande trägt, und die Seewinde mir auf das Gesicht und in die Arme belebende Küsse wehen, wenn ich in den prachtvollen Thermen den von meinen Gefährten geworfenen Ball mit meisterhafter Geschicklichkeit zurückwerfe, oder mit einem Wurfspieß die von ihnen in die Erde gesteckten Wurfspieße herunterschlage, wenn in meinen Adern feuriger Saft aus den auf den griechischen Inseln gepflückten Trauben rollt und aus meinem Horn die goldenen Würfel mit verführerischem Klang herausfallen, wenn ich mit meinen langen Haaren die Nacken der wundervollen Spanierinnen, Syrierinnen und Römerinnen streife, und ihre wollüstigen Lippen flüstern mir ins Ohr: „Du bist eine Blume, Lucius! Du bist ein Adonis, der Gott des unsterblichen Frühlings!“ dann danke ich meinen guten Genien, daß sie mich von Mühen und Sorgen abgelenkt und meinen Körper der Schwäche, dem Verwelken und der Betrübniß entrissen haben, diesen garstigen Plagen, aus welchen die höllischen Parzen den Faden des Lebens für solche Menschen, wie Du bist, spinnen!

Mit triumphirender Miene sprach er weiter: Ist etwa im Palatium noch ein Spiegel, welcher nicht von Cäsar für die Kriegskosten verkauft ist? So spiegeln wir uns Beide in ihm, Einer neben dem Andern stehend! Ich begrüße Dich, mein Ahn, der um nicht volle zweimal fünf Jahre vor mir auf die Erde gekommen bist. Der Gott der Zeit allein würde in uns Altersgenossen erkennen. Jeder Andere müßte mich für den Sohn Deines Sohnes halten, wenn er Deinen Ernst und meine Jugendfrische sieht. Womit haben Dich Deine liebenswürdigen Geliebten beschenkt? Die göttliche Philosophie! Die ehrwürdige Arbeit! Die rührende Humanität! Danke ihnen dafür, daß sie mit frühzeitigen Runzeln Deine Stirne durchfurcht und auf Deine Haare die graue Grabesrose gepflanzt haben. Danke ihnen für lange Reihen von schlaflosen Nächten, die von Deinen Wangen und Deinen Lippen die Schönheit vertrieben haben. Was hast Du denn mit der angeborenen Schönheit Deiner Formen gethan? Du hast sie unter die faltenreiche Toga gehüllt, und mit dem ewigen Nachgrübeln über den Pergamenten hast Du sie verkrümmt. Was hast Du mit dem Glanz Deiner Augen gethan? Du hast ihn mit den Sorgen verdunkelt und durch die

Digitized by Google

Thräne des Mitleids gefeuchtet. Du hast Deinen Blick in die Tiefe Deiner Seele zurückgezogen, und in dieser Tiefe, ganz wie Narcissus in dem Wasserspiegel, betrachtest Du Dich — aber nicht, um nach dem Beispiel der Anderen Deine Schönheit zu bewundern — sondern vielmehr um Deine eigenen Fehler und Mängel zu zählen und zu strafen. Du vervollkommnest Dich, Du, der Allerweiseste, und durch diese Vervollkommnung wirst Du schrecklich frühzeitig alt! Mögen Dich die guten Götter für das Glück der Welt erhalten! Denn Galenus redet halblaut etwas Bedenkliches vom Schlagen Deines Herzens. Das ist der gelehrteste Arzt der Zeit, und er runzelt seine Stirn, wenn er nur seine Hand an Deine Brust lehnt! Dein Herz ist groß, Du Unvergleichlicher! aber es ist menschlich, deshalb auch gebrechlich!

Lucius lachte nicht mehr. Der Glaube an Das, was er verkündet, leuchtete enthusiastisch aus seinen Augen, die Stirn war vom Triumph entflammt. Aurel aber lächelte sanft und sein Antlitz leuchtete in ungetrübter Heiterkeit, als er begann:

— In kindlicher Rede beweisest Du die Wahrheiten des Lebens. Du rühmst hoch den Körper und die Sinne. Kehre rasch zurück, kehre eilig zur Erinnerung an das zweite Element zurück, und dann wirst Du verstehen, worin ich mein Glück setze. Ich will, daß der Verstand und die Güte aus mir ein starkes und gerechtes Wesen machen, freundlich gegen die Menschheit, Herr über sich selbst und kühn wie ein Held, der beim Klang einer Kriegstrompete eilend sein Leben zum Opfer bringt für Das, was er für gut und wahr hält. Ich will ein Athlet der allererhabensten Kämpfe sein, der Sieger über die in der Seele brausenden Orkane — ich will immer gerade stehen, und wenn ich einmal schwanke, will ich mich gleich wieder aufrichten.

Mit einer lebhaften Bewegung erhob sich Lucius vom Lager.

— Ich habe Deine Worte begriffen, Du Allerweisester! Du hast von den Lebenskämpfen und von den in der Seele brausenden Orkanen gesprochen! Also Du begehrst, kämpfst, leidest. Du vergeudest das einzige Leben, nach welchem keines mehr kommt, und wirst früh sterben! —

— Auf den Strecken des Raumes und der Zeit ist der Mensch ein winzig kleiner Punkt. Seine Lüste sind ein dahinfließende Welle; Träume sind seine Leiden der Liebe und des Neides; die ruhmvollen Ehren sind forteilende Schatten. Kann ich im höchsten Preise Das erheben, was die Kleinheit des Atoms, die Zerbrechlichkeit des Krystalls, die Vergänglichkeit der Minute besitzt?

— Was schätzest Du denn also am höchsten?

— Das, was groß und dauerhaft ist! Die Tugend, die Gerechtigkeit und das Wohl der Menschheit!

Zornig und ungläubig lachte Lucius auf.

— Epikur und Lucrez haben uns den Glauben an die Götter abgewöhnt. Wird sich denn Keiner finden, der den Sterblichen die Last des Glaubens an die Menschheit abnehmen wollte?

— Die Natur selbst würde sich Dem widersetzen. Blicke Dich nur recht in ihr um. Ein Sandkorn vermischt sich mit dem Sand, ein Wassertropfen fließt mit dem Strom zusammen, ein Atom der Luft kreiselt in der Luft, ein Feuerfunke flammt und leuchtet mit dem Feuer zugleich. Und der Mensch allein sollte frei vom Rechte der Anziehung bleiben, welches über der Harmonie der Sphären waltet und dem kleinen Vögelchen befiehlt, mit gemeinsamen Kräften das Familiennest gegen den Rachen der Schlange zu vertheidigen? In meiner Jugend habe ich einmal einen Ameisenhügel, von einer zahllosen Menge dieser kleinen Wesen aufgebaut, gesehen, von denen jedes einzelne kaum einen kleinen Grashalm oder Strohhalm in die Höhe hätte heben können. Der Wirbelwind bewegte den schwachen Bau hin und her, die Wasser bespülten ihn von unten, Insecten anderen Geschlechts griffen ihn an. Dann rannten die kleinen Thiere, eins zu dem anderen, um sich bei der Verbesserung des Hauses gegenseitig beizustehen; die Kräftigen nahmen die Schwachen auf ihre Rücken, die Satten gaben sich den Hungrigen zum Saugen preis, und Alles war einig in der großen Gemeinschaft der Kleinen. Dieses Schauspiel sah ich mit meinem Freund Rusticus gemeinsam an und Beide riefen wir aus: „Dein Recht ist süß, o Natur!“ Rusticus frug mich: „Wie denkst Du? Was kann auf den Strecken des Raumes und der Zeit ein winziger Mensch thun für die menschliche Gemeinschaft, möge er ein Weiser, ein Held, ein Monarch sein?“ — „Das, Rusticus“, erwiderte ich, „was eine Ameise für die Ameisengemeinschaft wirkt: zum gemeinsamen Bau seine Seele mitbringen, welche in der Masse des Ganzen ein kleiner Halm bleiben, doch aber ihre Früchte dem Ganzen tragen wird.“

Lucius klatschte wie ein durch einen possirlichen Scherz erheitertes Kind in die weißen Hände.

— Du Weiser! rief er. Seht, ein römischer Imperator und ein bewunderter Philosoph schreibt sich eine Macht zu, die der Kraft einer Ameise gleich ist. Ich glaube, daß so eine Rolle auch nicht einmal einer von meinen Antiochischen Histrionen spielen möchte! Aber mag es auch so sein! Ich kümmere mich nicht darum! Ich möchte nur wissen, durch welche Tugenden die Ameisengesellschaft hervor leuchtet? Ob wohl der große Plinius die Redlichkeit, Offenherzigkeit und Dankbarkeit der Ameisen nicht erforscht hat? Du weißt es wahrscheinlich. Ich weiß es natürlich nicht, weil ich gegen jene Scharteken einen eben solchen Widerwillen fühle, wie der, welchen ich gegen häßliche Weiber und die Gesellschaft von Pedanten empfinde. Ich werde Dir dafür über den menschlichen Ameisenhügel eine lustige Geschichte erzählen, welche mich sehr viel lachen gemacht hat und welche Dir wiederum so nützlich sein kann, wie die von Galenus zusammengedrehten Pillen für einen an irrigen Luftbildern leidenden Kranken.

Mit leichter Anmuth an die weiße Säule gelehnt, und mit einem Gesicht, in dem Muthwille und ironisches Lächeln abwechselten, fing er zu erzählen an:

— Das war nämlich so. Vor kurzer Zeit wollte ein gewisser Gaukler, man sagte, es war ein Egypter, dem Volke eine Handvoll Obolen und Assen herauslocken und versprach, ihm den Anblick des allermerkwürdigsten Wunders zu gewähren. „Ihr werdet mich sehen“, sagte er, „sitzend auf dem Marsfelde auf einem Feigenbaum, und wenn ich vom Gipfel jenes Baumes auf die Erde heruntersteigen werde, dann öffnet weit die Augen, weil ich mich in einen Storch umwandeln, in den Himmel auffliegen und vom Himmel wieder als eine feurige Kugel herunterfallen werde, die euch die Schnäbel ein wenig beräuchern wird.“ Eine Schaar von neugierigen Thoren sammelte sich auf dem Marsfelde, der Gaukler unterhielt sie eine Zeit lang von der Spitze eines wilden Feigenbaumes mit seinen Späßen, dann hörte man ein Geräusch in den Zweigen, aus welchen in der That ein Storch herausflog und sich in die Höhe emporzuschwingen begann. Das Volk öffnete die Mäuler und blickte rasch in die Höhe. Die Einen klatschten und lärmten: Sophos! die Anderen erwarteten die feurige Kugel, sie waren schon bereit, durch die Flucht ihre Nasen vor ihr zu retten; sie begehrten aber doch sie zu sehen. Und indem sie so in Bewunderung und Neugier gafften, kroch der Gaukler, nachdem er aus seinem Gewande den Storch herausgelassen hatte, rücklings von dem Feigenbaum in ein gleich daneben wucherndes Gebüsch von Buxbaum und Myrthen. Er hätte sich darin ganz gut verstecken und mit dem empfangenen Gelde dann sicher aus der Stadt herauskommen können, wenn ihn nicht gerade Einer, der mehr Geistesgegenwart als die Anderen besaß, erblickt hätte. Der ergriff ihn bei dem Gewand und schrie: „Betrüger, er hat die feurige Kugel nicht herunterfallen lassen und kriecht jetzt hinter den Buxbaum! Er hat uns schmählich getäuscht!“ Plötzlich ergreift ein anderer von den Menschen den Nacken Dessen, der den Betrüger erwischt hat und schreit: „Hier bist Du, Du Dieb, endlich habe ich doch Den gefunden, der mir gestern aus dem Laden eine silberne Schöpfkelle gestohlen hat.“ Aber da springt wieder Einer aus der Versammlung heraus und fängt den Bestohlenen bei den Haaren: „Hier bist Du, Du Verführer! Wehe, Ihr Quiriten! Dieser Mann hat mir meine Frau entführt, o Bürger.“ Und da läuft ein Vierter hinzu, fängt den feierlich anklagenden Hörnerträger am Kleide und ruft: „Habe ich Dich erwischt, Du Säufer, Du bist es, der mich im betrunkenen Zustande vergangene Nacht in einer dunklen Quergasse blau geschlagen hat!“ — Es waren übrigens noch

Digitized by Google

Mehrere dort, die sich gegenseitig erkannten, und zwar erkannte Jeder in dem Anderen seinen Feind. So bildeten sie eine lange Kette, in welcher Einer den Anderen beim Gewand, bei den Haaren, am Hals oder an der Wade hielt und hin und her zerrte. Die Versammlung von Zuschauern wurde zuerst verdutzt, später brach sie in ein lautes Gelächter aus. Sogar die Aedilen lachten, und nur das Lachen verhinderte sie, Das zu thun, was ihres Amtes war, nämlich die Gefangennahme der entlarvten Rechtsübertreter. Ich weiß aber, daß ohne die beiden Masken, ohne die geschickte Heuchelei und höfliche Wohlanständigkeit alle Sterblichen, eine solche Kette bilden würden, in welcher Jeder, der seine Gegner bei den Haaren ergreift, seine Wade oder seinen Hals in der Hand des von ihm Beeinträchtigten fühlen würde. Siehst Du, Aurel, das ist eine sehr ähnliche Geschichte zu der Harmonie der Sphären und der kleinen Schaar von unschuldigen Ameisen, die mit gemeinsamen Kräften ihr Nest vertheidigen! Das ist der Moloch, in dessen Armen Du — vom Feuer verzehrt wirst.

Einen Augenblick lang schwiegen sie Beide. Ein Schatten der Betrübniß überzog das Gesicht Marc Aurel's. —

— Mein Lucius! Von den Schlechten zu forden, sie mögen nichts Schlechtes thun, das heißt, von einem wilden Apfelbaum zu verlangen, er müsse süße Früchte tragen, vom Pferd der Wüste, es dürfe nicht mit den Hinterfüßen ausschlagen, vom Säugling, er solle mit seinem Geschrei nicht die Ohren reizen, von gemeinem Thon, er solle die Weiße und Härte des Marmors besitzen. Ein in die Höhe geworfener Stein hat gerade so viel Verdienst, wenn er in die Höhe emporsteigt, als viel Schuld, wenn er auf die Erde fällt. Aber die Gärtner impfen auf wilde Bäume ausgezeichnete Pflänzlinge ein; eine sorgsame Pflege langer Geschlechter hat Deinen Avis ganz verschieden von seinen unbändigen Ahnen geartet; ein verständig erzogener Säugling wird ein Muster der Wohlanständigkeit; unter der Schicht des garstigen Thons entdeckt ein kenntnißreiches Auge eine Marmorlage, und die Hand eines Prariteles meißelt daraus Meisterstücke des Schönen. Das wird Dir erklären, warum ich, obwohl ich das Schlechte kenne, doch an das Gute glaube, und obwohl ich ein im Lehm herumwühlender Schuljunge bleibe, es doch vorziehen würde, ein Praxiteles zu sein, der aus der Menschheit ihren schönen Marmor herausschlägt.

Lucius zuckte mit den geschmeidigen Achseln in Verwunderung und Ungeduld. Er stellte seinen leichten Fuß auf die broncene Fußbank Cäsar's und legte liebkosend seinen Kopf an Cäsar's Brust.

— Phantasos, der Bote täuschender Träume, hat Deinen edlen Geist irregeführt. Ich liebe Dich, Aurel, und nur um Dich, den Einzigen inmitten der Sterblichen, ergreift mich manchmal eine tiefe Unruhe. Alles, was ich habe, hast Du mir gegeben und nie hast Du mich gequält. Dagegen habe ich seit der Zeit, da Du mich dem Volke und den Soldaten als zweiter Cäsar gezeigt hast, nie darnach getrachtet, Dich in der Herrschaft oder im Ruhm zu überflügeln; im Gegentheil, ich sitze bescheiden und verborgen in meinem Rosenkorb wie Cupido, dem man erlaubt hat, den Helm Minerva's anzulegen. Ich habe Dich als meinen Vater, Führer und Wohlthäter anerkannt, und wie könnte ich es unterlassen, Deine Augen den allersichtbarsten Wahrheiten zu öffnen? Ich werde Alles sagen, was ich nur weiß. Gestern, als ich in der Stadt spazieren ging, erblickte ich rings um das Colosseum einen Auflauf von Menschen. Ich blieb bei Seite stehen, um unbemerkt anzuhören, worüber sie plauderten. Vor den Thoren des Amphitheaters sich sammelnd, sprachen sie und schrieen, daß Du ein Tyrann seiest, weil Du ihnen für den Krieg an zehntausend Gladiatoren entrissen hast. Andere jammerten, daß Du sie ins Elend bringst durch das Gesetz, welches die Grausamkeit gegen die Sklaven verbietet und diese unter den Schutz der Gerichte stellt. Und wieder Andere, es waren die Besten! warfen Deiner Güte vor, daß sie die Schatzkammer Cäsar's verkaufte, um die Lasten des Krieges zu verringern: „Nero war besser, weil er für das Volk Unterhaltungen ersann, anstatt sie ihm zu schmälern!" „Der ist ein Philosoph und will uns mit Gewalt auch zu Philosophen machen." „Er verschwendet unseren Ruhm und unsere Augenweide! Wir werden nun an den Feiertagen die im Forum ausgestellten wunderbaren Schätze nicht mehr sehen, mit welchen seine göttlichen Vorgänger ihre Schatzkammer füllten." „Der eine Verus soll unser Herr sein, weil er Meister ist in der Art, wie er die Menschen unterhält und die kostbaren Weltwunder sammelt." So murmelten und drohten Dir diese niederträchtigen Mäuler, die Du so oft genährt und gegen Angriffe geschützt hast. Ich habe den Präfecten gerufen, er möge diese Bande augenblicklich auseinander jagen lassen, und von Zorn hingerissen, habe ich sie selbst mit schmähenden Worten überhäuft. Aber bei Tisiphona und dem ganzen Gefolge der Rachegöttinnen, Du hörst Dir das Alles so an, als ob ich Dir eine theokritische Idylle vordeclamiren würde!

Das funkelnde und scharfe Auge des Lucius blickte fest in das Antlitz seines Bruders. Die traurige Botschaft klang in dessen Ohren nicht gerade mit der Süßigkeit einer Idylle wieder. Die Runzeln seiner Stirn hatten sich ein wenig vertieft und ein Zucken flog zuweilen über seine blassen Lippen. Er wollte geliebt sein von Denen, die er liebte. Doch war seine Stimme ruhig, als er erwiderte:

— Das Volk irrt aus Unwissenheit, und Du hast Dich liebevoll und redlich gezeigt. Die Schmähungen der Blinden ärgern mich nicht, aber Deine Liebe und Rechtschaffenheit freut mich.

— Der Pöbel ist also der in der Dunkelheit faulende Thon, und die Aufgeklärten sind der Marmor in den schönen Meisterwerken eines solchen Praxiteles, wie Du bist! Gut. Aber ich sage Dir, daß, wenn jeder von den heuchlerischen Küssen, mit denen Dich die Aufgeklärten beschenken, nur ein Atom Deines Körpers aussaugen würde, müßtest Du schon lange als bloßes Skelett umherwandeln. Ist Avidius Cassius blind und unwissend?

— Er ist der Stolz Roms, Lucius, und ich nenne ihn meinen Bruder. Ihm habe ich die Front der Armee anvertraut und die Bewachung der Grenzen des Vaterlandes von der Seite Asiens.

In dem stillen Gemach erklang ein lautes, schrilles Lachen. Die zarten Züge des Lucius verzerrten sich; wie ein ungeduldiges Kind schüttelte er die langen Locken, aus welchen Veilchen herunterfielen, und trat mit dem in Gold und Perlen bekleideten Fuß auf das zierliche Fußbänkchen. Unter dem buntgestickten Kleide zog er ein kleines Stück Pergament hervor. Das Siegel war verletzt und die Spuren eines zerrissenen Schnürchens waren sichtbar. Es war ein Brief, der die Zeichen einer langen Reise an sich trug.

— Ich bin flatterhaft, ein Kind, welches nie reif wird, ein leichtsinniger Schwelger, nur den Tändeleien hingegeben. Gut. Doch weiß ich mehr als Du, o Kluger und Fleißiger, von den Fuchsfallen! Denn meinen Ohren nähern sich dreister die Lippen der Delatoren, welche Du von den Deinigen durch die Drohungen der strengsten Strafen fortgejagt hast. Ich liebe die Klatschereien. Sie erheitern mich und manchmal bringen sie mir auch Nutzen. Die sechs Millionen Sesterzien, die Du mir eben vorgeworfen, haben Früchte getragen. Einer von meinen Schmarotzern erfreute mich, nachdem er sich satt gegessen und getrunken hatte, durch ein kostbares Geschenk, er gab mir diesen Brief. Der gute arme Mensch! Er hat ihn gestohlen und mir gebracht! Das ist ein Brief von Cassius . . . ein kostbarer Brief! Er ist mehr als sechs Millionen werth, Cäsar!

Und er fing an, den Brief vorzulesen.

— Avidius Cassius begrüßt Druentian, seinen Schwiegersohn.

„Was hört man in Rom? Ist Fortuna noch immer der schlottrigen Philosophie und dem ausgelassenen Jungen aus Antonius' Geschlechte günstig? Ich habe Mitleid mit dem Vaterlande, welches die Beute dieser Menschen wird. Marc Aurel ist ein braver Mann, aber er regiert nach den Büchern, und seine Milde ist ekelhaft geworden; sie untersucht jede Wunde, die durch die Herren den Schultern eines Sklaven beigebracht ist. Schon in kurzer Zeit werden wir uns in alte Weiber umwandeln, die die Säuglinge wiegen und die Rache, den Haß und die Wollust nicht kennen, mit welchen das vergossene Blut des Feindes uns erfüllt. Die strengen Tugenden

Digitized by Google

unserer Ahnen: die Unerbittlichkeit und die Disciplin, werden schwinden. Fluch der jetzigen Regierung! Diejenigen, welche sich mit dem Handwerk der Philosophen beschäftigen, dürfen in durchlöcherten Mänteln unter den Bogen der Säulenhallen spazieren gehen, aber nicht die Welt regieren. Die Welt braucht eine Soldatenhand und ein Soldatenschwert. Aber es wird vielleicht bald anders werden. Das Militär vergöttert mich, viele Senatoren sind für mich gewonnen. Mögen nur die Götter meiner Sache günstig sein und ihr werdet mich in kurzer Zeit in Rom sehen, und zwar nicht so, wie ich weggzog, als ein Untergebener des den Rock der Minerva tragenden Imperators." . . . .

Lucius zerknitterte unmuthig das Papier.

— Ist das nicht klar? Siehst Du nicht, was dieser Mensch zu thun beabsichtigt? Was geht es mich an? ich herrsche nicht. Ich bin nur dem Namen nach Cäsar. Mich wird Cassius schonen, weil ein ausgelassener Schuljunge ihm nicht gefährlich sein kann. Aus dem Leben seine süßen Säfte saugen, werde ich so gut mit Cassius wie ohne ihn können. Aber Du, hüte Dich! Ich sage Dir, hüte Dich! Vertheidige Deine erhabenen Pläne, Deine theuren Kinder, schütze Dein Leben! Laß den Cassius tödten.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Am Herzogshof. Trauerspiel in 2 Abtheilungen von Carl Caro. — Funken unter der Asche. Plauderei in 1 Aufzuge von H. Stobitzer. — Papageno. Posse in 4 Akten von Rud. Kneisel.

Ein unverdient hartes Schicksal hat des jung verstorbenen Dichters C. Caro Trauerspiel „Am Herzogshof" in unserer Hauptstadt erlitten: es wurde von der Kritik der Tagespresse sehr unglimpflich behandelt, und mußte in Folge dessen frühzeitig wieder von dem Repertoire des Deutschen Theaters weichen, ohne daß seine Wirkungsfähigkeit erschöpft gewesen wäre. Nicht die Mißgunst der Menge hat es zu Fall gebracht; im Gegentheil: es schlug erschütternd wie ein Gewitter in die Herzen der unbefangenen Hörer ein und wirkte wie der Blitzstrahl, der zugleich zündet und betäubt. Aber wie so oft, haben auch diesmal lediglich Aeußerlichkeiten über das Loos dieses interessanten und packenden Dramas entschieden. Denn worin das Ueberraschende der Wirkung eigentlich begründet sei, welche es hervorbrachte, haben sich die Wenigsten klar zu machen versucht, und das dumpfe, unbehagliche Gefühl, welches sich jedes Zuhörers während der Vorführung unwillkürlich bemächtigen mußte, hat sich nur in dem Tadel von Kleinigkeiten Luft gemacht, welche den eigentlichen Kern jener Dichtung durchaus nicht berühren. Man hat gesagt: das Ganze sei ja lediglich eine Gerichtsscene; als ob eine solche nicht echt dramatisch verwerthet werden könnte! sei nur ein Hin- und Herwerfen des Verdachtes, ein Verbrechen begangen zu haben, zwischen mehreren Personen, ähnlich einem Fangballspiele; als ob nicht hierdurch die größte Spannung erzeugt werden könnte! sei in der Sprache nur ein Sammelsurium von Anklängen an Shakespeare; als ob hierdurch schon eine Dichtung unmöglich gemacht würde. Den Grundirrthum des Trauerspiels aber hat keiner jener Tadler mit diesen äußerlichen Einwänden berührt; er liegt zu tief, als daß man so obenhin über diese Dichtung, die mehr künstlerischen Gehalt hat, als Alles, was wir in diesem Winter von Neuschöpfungen sahen, absprechen dürfte.

Wie H. v. Kleist's „Zerbrochener Krug", gehört auch Caro's „Am Herzogshof" zu der Gattung von Dramen, deren eigentliche Handlung schon geschehen ist, wenn die Dichtung anhebt. Es kommt in ihnen nicht mehr darauf an, das Geschehene selbst oder auch nur seine Folgen dramatisch weiter zu entwickeln, sondern es wird lediglich eine Analyse jener Handlung gegeben mit dem bestimmten Zwecke, ihre Motive klar auseinanderzubreiten. Diese analytische Form der Dichtung birgt ihre besonderen, unermeßlichen Vortheile für den Dichter, freilich auch ihre großen Gefahren in sich. Die ersteren bestehen darin, daß man, wie Schiller einmal sagt, „die zusammengesetzteste Handlung, welche der Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann", und ferner darin, „daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas *geschehen sein möchte*, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte." Dies letztere ist aber doch nur deshalb der Fall, weil bei dieser dramatischen Analyse unsere Theilnahme an den Hauptfiguren des Stückes von vorneherein eine regere geworden ist, als bei der gebräuchlichen dramatischen Entwicklung: die Figuren treten schon mit einem Stück Lebensgeschichte vor uns hin, während sie sonst es noch vor sich haben, und je zusammengesetzter, je erschütternder dasselbe uns anfänglich erscheint, desto lauter regt sich in uns die Frage, *wie* sie es wohl erlebt und ertragen haben möchten. Es ist also dasselbe psychologische Interesse, welches uns im gewöhnlichen Leben die Menschen „mit einer bewegten Vergangenheit" am bemerkenswerthesten macht, das hier lebendig wird, und in Folge dessen ist diese dramatische Form der Analyse künstlerisch durchaus wirksam, ja sogar von höherem Werthe, als das erst sich vollziehende Geschehen vor unseren Augen. Es muß, wie leicht erklärlich, im Grunde bei ihrer Anwendung das Persönliche mehr in den Vordergrund treten, als das Thatsächliche, und wie im „Zerbrochenen Kruge" die Spannung nur durch unsere gleich im Anfange rege gemachte Vermuthung, daß Adam der Thäter gewesen sei, erzeugt und wachgehalten wird, hätte auch Caro eine Figur hervorheben müssen, auf deren Schultern er gleichsam die ganze Verantwortlichkeit des Geschehenen hätte häufen können. Daß er dies versäumte, daß er auf halbem Wege stehen blieb, ist der Grundfehler, aber auch der einzige Fehler seines Dramas. Mehrere Ansätze in demselben lassen noch nachträglich erkennen, daß er von vornherein nicht in diesen Fehler verfallen war. Carlotta, die jetzt noch im gewissen Sinne die Mittelfigur des Stückes ist, sollte die Trägerin der gesammten Tragik des Geschehens werden. Sie ist die Tochter des Leonato, eines der ersten Würdenträger am Herzogshofe und ist heimlich vermählt mit dem jugendlich-schönen Orsino. Ein dunkles Etwas in dem Leben dieses jungen Edelmannes verhindert ihn, Carlotta offen zu seinem Weibe zu erklären und giebt den Anlaß zu seiner Ermordung, von welcher wir in einem kurzen Vorspiele unterrichtet werden. Die Hauptscene wird eröffnet mit der Kunde von dem heimlichen Morde; die Verwandten des Orsino treten als Kläger auf, der Herzog besteigt seinen Thron und eröffnet das Gericht; die Gattin thront zu seiner Seite. Es beginnt nun eine förmliche Untersuchung des Thatbestandes, die allerdings mit wenigen Worten und doch demselben Resultate hätte abgethan werden können, denn das Interesse an der Handlung hebt für uns erst in dem Augenblicke an, als Carlotta's Person in die Verhandlung hereingezogen wird. Ein Dolch ist in der Leiche gefunden worden, der dem Leonato gehört; der Verdacht erhebt sich wider ihn, daß er der Mörder sei, zumal ein verrätherischer Dienstmann offenbart, daß Orsino mit Carlotta in heimlichem Verkehr gestanden. Carlotta wird gerufen, um über diesen Umstand, den ihr Vater nicht glauben kann und will, Zeugniß abzulegen. Sie erscheint, erkennt die Leiche des Geliebten und gesteht, daß sie sein Weib gewesen. Damit beginnt das eigentliche Persönliche der Handlung und von diesem Augenblicke an entfaltet sie sich in erhabener Tragik vor unseren Augen, sobald wir es nur verstehen, Carlotta als ihren Mittelpunkt im Auge zu behalten. „Wer hat *mir* das gethan", so lautet ihre erste Frage, nachdem sie die Leiche gesehen, und in der That, nur die Beziehung auf sie, das Juwel des herzoglichen Hofes, verleiht den weiteren Nachforschungen nach dem Mörder ein tieferes Interesse. Was kümmert es uns sonst, wer der Mörder war? Nur weil wir ahnen, daß Orsino um Carlotta's willen sterben mußte, daß jenes dunkle Etwas in seinem Leben mit der Liebe zu ihr im Conflict stand, verfolgen wir noch die

Digitized by Google

Spuren. Sie weisen schließlich, nachdem sie freilich sich allzu oft hin- und hergewunden, auf die eifersüchtige Nebenbuhlerin Carlotta's, auf die Herzogin hin, welche denn auch am Schlusse als Mörderin entlarvt wird und der Bühnengerechtigkeit verfällt. Es ist, wie schon oben bemerkt, der Fehler des Dichters, daß er über dem allzu breiten Ausspinnen der inquisitorischen Handlung das Hervorheben der Figur Carlotta's vernachlässigt; immerhin aber bleibt dieselbe auch so noch der Mittelpunkt des Trauerspiels, und wir müssen von demselben die echtesten dramatischen Wirkungen, Mitleid und Erschütterung, empfangen, wenn wir auf sie allein unsere Aufmerksamkeit richten. Ich bin fest überzeugt, daß schon manche Kürzungen in dem übrigens an Schönheiten reichen Texte jenen Grundfehler beträchtlich abschwächen würden, und kann um so weniger begreifen, wie man über diese Dichtung so leichthin den Stab brechen konnte, als die Vertreterin der Carlotta im Deutschen Theater, Fräulein Teresina Geßner, durch ihr hinreißendes Spiel diese Figur noch mehr, als es die Dichtung leider verlangte, in den Vordergrund zu stellen verstand.

Noch über zwei dramatische Kleinigkeiten, die für Berlin neu sind, bleibt mir einige Worte zu sagen übrig. Am selben Abend mit dem vorerwähnten Trauerspiele wurde im Deutschen Theater eine anmuthige und flott sich abwickelnde Plauderei von H. Stobitzer: „Funken unter der Asche", vorgeführt, deren Idee originell und frisch genug ist, um immer packend zu wirken. Zwei Liebende, auf deren Jugendleidenschaft das Leben seine Asche streute, finden durch die gemeinsame Lectüre ihrer früheren Liebesbriefe den Funken des Idealismus wieder, der beinahe in ihnen erloschen war, und beschließen, ihn fortan selbander zu neuer Flamme zu entfachen. — Die andere Neuigkeit ist eine Posse „Papageno", welche im Wallner-Theater ihre Herrschaft antrat. Der Lustspieldichter Kneisel, von dem wir schon wirklich gute Arbeiten kennen, hat in derselben das gesammte Possenpersonal unserer heutigen Bühne, tyrannische Väter, eifersüchtige Frauen, übermüthige Schwiegersöhne, vorlaute Dienstmädchen und verkappte Don Juans zu einem lustigen Carneval zusammengerufen, der wenigstens für einige Stunden erheitert, wenn es auch sinnlos genug auf ihm hergeht.

O. B.

Notizen.

In der „Collection Spemann" ist vor Kurzem ein Bändchen: „Novellen aus dem Musikanten-Leben" erschienen, welches schon um seines Autors willen allgemeinere Beachtung verdient. Es entstammt der Feder unseres Mitarbeiters, des Musik-Aesthetikers H. Ehrlich, der auch früher schon neben fachwissenschaftlichen Werken einige werthvolle Gaben seiner Muse veröffentlicht hat, und in den vier Novellen, welche jenes Bändchen enthält, uns abermals mit fein empfundenen, künstlerisch gut ausgeführten Dichtungen überrascht. Der Novellist Ehrlich zeigt uns in ihnen dieselben Grundzüge des Wesens, welche den Kritiker Ehrlich auszeichnen: genaue Uebersicht über die Gebiete, welche er behandelt, geistreiches Erfassen der charakteristischen Erscheinungen innerhalb derselben und vor Allem jenen unbesieglichen Idealismus in der Auffassung des Künstlers, wie des Kunstwerkes, welcher allein befähigt, über das „Gemeine" hinauszuheben, das uns alle bändigt. Diese letzterwähnte Eigenthümlichkeit der publicistischen Thätigkeit Ehrlich's zeigt sich in diesen vier Novellen gleichsam in dichterischer Potenzirung. In allen tritt ein Künstler in den Vordergrund der Handlung, welcher Gefahr läuft, durch irgend eine Aeußerlichkeit des Lebens von seinem eigentlichen idealen Streben abgezogen zu werden und hierdurch zu Grunde zu gehen, welchen aber schließlich das reine Erfassen der „heiligen, göttlichen" Kunst vom Untergang errettet. In der ersten Novelle: „Kunst und Gunst", ist es die Hofgunst, die Ambition um den Beifall der „höchsten Kreise", welche den Künstler eine Zeit lang an sich selbst irre macht, bis er mit einem energischen Entschlusse alle jene Zauberfäden zerreist und arm, aber frei sich der Kunst wiedergibt; in der dritten: „Leontine", ist es ein Weib, welches nach höchst abenteuerlichen Schicksalen nun in einer gewissen Exaltation ihrer Phantasie einen armen Künstler glücklich zu machen wünscht; auch ihn rettet das Ideal seiner Kunst vor diesem vermeintlichen Glücke. Die beiden anderen Novellen sind humoristischer Art, ohne jedoch jenes Grundzuges ganz zu entbehren. Die zweite „Auf der Concertreise" schildert uns einen fahrenden Capellmeister, der durch einen Eisenbahnunfall der ritterliche Beschützer einer jungen Dame wird, und um ihretwillen alsdann ein Concert in einem kleinen, mit köstlichem Humor gezeichneten Städtchen gibt. Auch er wird eine Zeitlang in den Conflict gestellt, entweder die Kunst oder das geliebte Mädchen aufzugeben, doch überwindet schließlich die Liebe alle scheinbaren äußerlichen Schwierigkeiten, und er darf beiden, der Kunst und der Geliebten, treu bleiben. Die letzte der Erzählungen endlich: „Der Gründer wider Willen", behandelt jene „traurige, schreckliche" Zeit, in welcher jeder Mensch „gründete". Auch ein Künstler scheint die Hand einer verehrten Dame nur erreichen zu können, wenn er ebenfalls Häuser und Grundstücke kauft. Er verschmäht natürlich dieses materielle Ansinnen, wird aber ohne sein Zuthun der Urheber der großartigsten Gründungen und dadurch schließlich der glückliche Besitzer seiner Laura. Auch in dieser Novelle sind, wie in den drei schon erwähnten, die gesellschaftlichen Verhältnisse mit einer Treue gezeichnet, welche des Verfassers große Beobachtungsgabe erkennen und auch die Breite der Darstellung, die zuweilen die Composition zu schädigen droht, im Großen und Ganzen vergessen läßt. Alle Novellen sind in einem lebhaften Tone geschrieben, den die Begeisterung des Künstlers durchglüht.

Der Pathe des Todes. Dichtung von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Es ist erfreulich, von Baumbach wieder einmal eine größere, ernste Dichtung zu erhalten an Stelle der ewigen Kneip- und Wander-Lieder, Grillen und Schwänke, die uns nun allmählich, besonders durch die unberufene Nachahmung, höchlichst verleidet sind. Ein schwermüthiger, ja düsterer Zug, den wir bisher an dem weinfrohen „Spielmann" nicht kannten, geht durch dieses neueste Buch und zeigt uns den Dichter von einer uns fremden Seite, an die wir uns erst gewöhnen müssen. Baumbach debütirt aber mit großem Glück auf diesem fremden Gebiete. Einzelne Partien des Buches sind von hoher, dichterischer Schönheit und zeugen von des Verfassers echter und tiefer Begabung. Das Ganze aber will uns weit weniger einheitlich, weit weniger aus einem Guße erscheinen, wie die älteren Dichtungen, besonders der prächtige „Zlatarog". Es gibt sich gleich eine gewisse Zerfahrenheit in der Erzählung kund, und die einzelnen Episoden erscheinen sehr ungleich behandelt, bald ungebührlich gedehnt, bald kurz skizzirt, worunter das Ganze leidet. Mit den lyrischen Intermezzi ist Baumbach diesmal sparsamer als sonst. Was er aber gibt, ist äußerst ansprechend und, wie immer, sangbar und melodiös. Etwas verblüffend wirken die Landsknechtslieder. Baumbach hat sehr Vieles in all' seinen Dichtungen von jeher „alten Meistern nacherzählt", auch wo dieser Zusatz auf dem Titelblatt seiner Bücher fehlt; die ganze Idee der neuen Dichtung ist gleichfalls nicht originelle Erfindung, aber die bekannten Landsknechtsfänge des Hans Sachs hier einzuflechten wirkt auf den ersten Blick frappirend. Nun, er hat „das Gute genommen, wo er es fand", und seinem Buche gereicht es nicht zum Schaden.

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Carl Konegen in Wien.

Die Musik als Ausdruck.

Von
Dr. Friedrich von Hausegger,
Docent an der Universität Graz.
13 Bogen. 8. Gebunden M. 3.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Gesammelte
Essays und Charakterköpfe
zur neueren Philosophie und Literatur
von **Dr. Moritz Brasch.**
Bd. I. Essays. Preis M. 4,50.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 5/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichen Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung
Berlin W., 29 Behrenstr.

Soeben erschien in zweiter Auflage:
Der Verklärte
von **Oscar Kresse.**
Motto: Geist des Menschen, was du zu fassen vermagst, zu vollenden
Gab die Natur dir Macht, suche
und finde den Weg!
Sehr gut recensirt! Preis eleg. geb. 2,75 M.
Verlag von Theod. Kalb in Leipzig.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Das jüdische Verbrecherthum
von **Dr. Ludw. Fuld.**
Preis: 1 Mark.
Auf amtl. statist. Material basirende, gegen E. v. Hartmann gerichtete Schrift.

Soeben erschien:
Friedrich Schiller.
Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.
Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.
Von
Richard Weltrich.
Erste Lieferung. (24 Bogen im Großoktav mit Vorrede.)
Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.
M. 4.—
Vollständig in 2 Bänden zu je 2 Lieferungen: Die zweite Lieferung erscheint noch 1885, der Schluß bis spätestens 1887.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** 1/2 Stunde von Frankfurt a. M.
Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Aesthetik.
Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst.
Von
Moriz Carriere.
Dritte Auflage. Zwei Theile. 8°. Geh. 18 Mark. Geb. 21 Mark.
Carriere's „Aesthetik" ist in der vorliegenden dritten Auflage von der Hand des Verfassers wieder vielfach erweitert und verbessert worden, namentlich wurden die Abschnitte über die Poesie und die Musik beinahe ganz neu gearbeitet. So wird das beliebte Werk sich die erhöhte Gunst aller Gebildeten erwerben.

Bad Reinerz
bei Glatz in Schlesien, Klimatischer Gebirgs-Kurort, 556 Meter über der Ostsee. Kohlensäurereiche alkalisch erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bäder, Molken- und Milch-Kuranstalt.
Angezeigt gegen: Tuberculose, chronische Catarrhe der Respirationsorgane, Magen- und Darmcatarrhe, sowie gegen chronisch-entzündliche Leiden der weiblichen Sexualorgane. **Besonders empfohlen** für Anämische und Reconvalescenten; ferner empfohlen als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt — **Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.**

In der **Stollbergschen Verlagsbuchhandlung** zu **Gotha** erschien und ist durch jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung des Betrags direct zu beziehen:
Die innere Kolonisation.
Eine Programm-Forderung des „Allgem. Deutschen Bauern-Vereins".
Von **Friedrich Wisser.**
(Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Bauern-Zeitung".)
Preis:
1 Exemplar 40 Pf., 10 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 20 M.
bei portofreier Zusendung.
Die fortschreitende Polonisirung unserer östlichen Provinzen hat auf's Neue die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der inneren Kolonisation gelenkt, so daß obige Schrift allen Gebildeten willkommen sein dürfte.

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.
Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23 1/2° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden und Osten** durch Hohenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Gewerbe-Inspection. Von Max Schippel. — Von der Ungarischen Landesausstellung. Von Conrad Alberti. — **Literatur und Kunst:** Literarische Phrasen. Eine Plauderei von Fritz Lemmermayer. — Japanische Märchen, Sagen und Lieder. Von Paul Schütze. — Victor Hugo. II. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Die Losung. Von E. Orzeszko. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Zur Gewerbe-Inspection.

Von Max Schippel.

Ueber die Industriezustände in verschiedenen Theilen Oesterreichs haben wir neuerdings eine ganze Reihe werthvoller Darstellungen erhalten. In erster Linie sind hier zu nennen die Werke von Bráf und Singer über böhmische Arbeiterverhältnisse, beide ganz ausgezeichnet und sich vielfach ergänzend. Eine große Bedeutung wird ferner auch den privaten Untersuchungen zuerkannt werden müssen, welche der bekannte katholische Socialpolitiker, Freiherr v. Vogelsang, über „die materielle Lage des Arbeiterstandes in Oesterreich" vornehmen ließ, mögen diese Untersuchungen auch durch Parteirücksichten angeregt worden sein, wie sie ja in der That schließlich zu einer heftigen Anklageschrift gegen das liberale Fabrikantenthum geführt haben. Das größte Beobachtungsgebiet umschließt endlich der vor Kurzem ausgegebene „Bericht der k. k. Gewerbeinspectoren über ihre Amtsthätigkeit im Jahre 1884", welcher seinem ganzen Ursprung und Zweck nach natürlich nur auf gewisse Seiten des Arbeiterdaseins eingeht, in dieser Richtung jedoch eine Fülle wichtigen Materials bietet.

Die Einrichtung der Fabrikinspection besteht in Oesterreich seit Beginn des vorigen Jahres; neben dem bereits früher ernannten Central-Gewerbeinspector Dr. Migerka wurden damals neun Inspectoren eingesetzt, welche in Wien, Linz, Budweis, Prag, Reichenberg, Brünn, Lemberg, Bozen und Graz wohnen. Ihre Thätigkeit umfaßt nach dem Gesetz vom 17. Juni 1883 „in der Regel alle gewerblichen Unternehmungen eines oder mehrerer Bezirke eines Landes", dem Handelsminister bleibt es jedoch vorbehalten, einelne Industriezweige unter die Aufsicht von Special-Gewerbeinspectoren zu stellen, deren Wirken sich alsdann auf mehrere Länder erstrecken kann. Letzteres besteht den Unternehmern und Arbeitern gegenüber „in der Durchführung der gesetzlichen Vorschriften, betreffend: 1. die Vorkehrungen und Einrichtungen, welche die Gewerbeinhaber zum Schutze des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter, sowohl in den Arbeitsräumen, als in den Wohnräumen, falls sie solche beistellen, zu treffen verpflichtet sind; — 2. die Verwendung von Arbeitern, die tägliche Arbeitszeit und die periodischen Arbeitsunterbrechungen; — 3. die Führung von Arbeiterverzeichnissen und das Vorhandensein von Dienstordnungen, die Lohnzahlungen und Arbeiterausweise; — 4. die gewerbliche Ausbildung der jugendlichen Hilfsarbeiter." Endlich hat der Gewerbeinspector den Gewerbebehörden bei der Handhabung der einschlägigen Bestimmungen der Gewerbeordnung als beaufsichtigendes, berichtendes und berathendes Fachorgan behilflich zu sein, er kann auch mit der Begutachtung der Gesuche um Genehmigung von Betriebsanlagen oder von Aenderungen an bereits genehmigten beauftragt werden, „insoweit hierbei Rücksichten auf das Leben und die Gesundheit der Arbeiter in Frage kommen".

Natürlich begegneten die neuen Beamten im Anfang ihrer Thätigkeit öfter falscher Auffassung und geringem Entgegenkommen seitens der Unternehmer, welche mehrfach sogar fiscalische Absichten hinter den Besuchen witterten und ausweichende, wenn nicht gar unrichtige Antworten für das Rathsamste hielten. Mit der Zeit hat sich das gebessert und man kann heute bereits sagen, daß sich die Unternehmer an die Beaufsichtigung gewöhnt haben. Hingegen sind die Arbeiter, für welche die Gewerbeinspection lediglich geschaffen wurde, noch immer äußerst zurückhaltend; meistens fühlen sie sich durch ihre abhängige Lage dazu gezwungen, sie befürchten, den Unwillen ihrer Arbeitgeber zu erregen, wenn sie regeren Verkehr mit den staatlichen Beamten pflegen, — aber in vielen Fällen ist ihnen auch der Werth des neuen Instituts durchaus unbekannt und es werden wohl Jahre vergehen, ehe hier eine wesentliche Aenderung eintritt.

Bei einem Ueberblicke über die vorliegenden Berichte wird sich Jedem die Ueberzeugung aufdrängen müssen, daß die Inspectoren mit äußerster Mäßigung aufgetreten sind, in der Mehrzahl sogar eine übertriebene Neigung besitzen, vorhandene Mißstände — nicht zu beschönigen, aber doch zu entschuldigen und begreiflich zu machen. Trotzdem ist das von der Arbeiterlage entworfene Bild vielfach ein recht unerfreuliches. „Es kann und soll nicht geleugnet werden" — heißt es in dem allgemeinen, einleitenden Bericht — „daß die Gewerbeinspectoren einzelne Fabriken vorfanden, deren Besitzer mit der menschlichen Arbeitskraft Raubbau treiben, die, jedes sittlichen Gefühles bar, dieselbe minderwerthig als ihre Maschinen ansehen und demgemäß behandeln, Conjunkturen unter äußerster Anspannung von Menschen und Maschinen ausnützen und die Sorge für die verbrauchten oder in ihrem Kern getroffenen Arbeiter, deren niedrige Löhne den Gedanken an Amortisirung der Arbeitskraft wie Hohn erscheinen lassen, gleichmüthig der Gesellschaft oder dem Staate anheimstellen. Schon die Beschaffenheit derartiger Fabriken charakterisirt in der Regel ihren Besitzer. Abgenützte Maschinen, überarbeitete Menschen, eine bis zum Aeußersten getriebene, der Sicherheit des Lebens Hohn sprechende Ausnützung des Raumes, ein Durcheinander der Transmissionen, Schmutz in Gängen, an Wänden, am Boden, elende Luft . . . . barscher Ton, unfreundliche, sich bis zur Rohheit steigernde Behandlung der Arbeiter, Schelt-

Digitized by Google

und Drohworte . . . . geben ein getreues Bild des auf rücksichtsloses Verdienen ausgehenden Besitzers."

Je länger die Arbeitsräume bereits benutzt sind, desto schlimmer ist im Durchschnitt ihre Ueberfüllung mit Menschen und Maschinen. Während in den neueren Fabriken gewöhnlich der Raum genügt und praktisch verwendet ist, haben die älteren Fabriken oft großen Mangel an Raum, an Luft und Licht und — was das Schlimmste ist — es haben viele derselben nicht einmal die Möglichkeit vor sich, dem Uebel abzuhelfen. In den Städten sind vielfach die Fabriksanlagen so zwischen die Wohnhäuser eingezwängt, daß ihr Umbau einem vollständigen Neubau gleichkäme. „Betrachtet man die Entstehung mancher Fabrik, so erkennt man bald die Ursachen der bemerkten Uebelstände. In einer ursprünglich im Wohnzimmer untergebrachten Werkstätte werden vorerst Maschinchen, dann Maschinen untergebracht, bis der Raum nicht mehr ausreicht, dann werden Mauern demolirt, andere aufgeführt, das Inventar an Maschinen steigt, endlich kommt noch eine Dampfmaschine dazu und das ehemalige Wohnhaus ist in eine Fabrik umgewandelt, in welcher die Maschinen in bunter Unordnung durcheinander stehen." Der Inspector Czerweny-Brünn fand in einer Knopffabrik, in der viele jugendliche Arbeiter und Kinder beschäftigt wurden, in einigen Räumen etwa 4 m³ Luftkubus per Kopf*) bei einer höchst mangelhaften Ventilation und bei einer Beleuchtung mit sehr vielen Petroleumlampen. Aehnliche Mißstände beobachtete Kulka in Wien. „Es mußten allmählich die etwa vorhandenen freien Plätze im Hof verbaut werden, und als die seitliche Ausdehnung, die Erweiterung der Fläche nach, nicht mehr möglich war, mußte man zur Vergrößerung der Fabrik nach Höhe und Tiefe seine Zuflucht nehmen, mußten häufig die Boden- und Kellerräume zur Benutzung als Werkstätten herangezogen werden. In den alten Fabriken Wiens kommt es demnach vielfach vor, daß sich der Betrieb nach dem Gebäude richten muß, und daß die Ausnützung der Betriebsmittel, die rationelle Aufeinanderfolge und Abwicklung der einzelnen Manipulationen erschwert und beeinträchtigt wird." Wegen Ueberfüllung der Arbeitslocale sinkt deshalb in Wien der auf die Person entfallende Luftraum mitunter bis auf 3 m³ herab. In einer Wäschefabrik waren in einem Zimmer von circa 150 m³ Inhalt 32 Mädchen, in einer anderen saßen in einem Saale von 192 m³ Inhalt 44 Mädchen. Im ersten Falle beträgt demnach der per Kopf entfallende Luftraum 5 m³, im zweiten Falle 4,4 m³. Die Schleiferei einer Meerschaumwaarenfabrik mit 56 m³ Inhalt war von 14 Mädchen besetzt; es kam demnach auf die Person nur 4 m³ Luftraum. In sehr mangelhafter Weise ist in den kleineren, aber auch in vielen großen Wiener Fabriken dafür gesorgt, daß sich die Arbeiter vor dem Verlassen der Fabrik reinigen können. In den Zündhölzchenfabriken war nirgends eine Waschvorrichtung vorhanden, auch nicht in den meisten Eisen- und Metallgießereien, Schleifereien und Schlossereien, mithin gerade in solchen Betrieben, wo derartige Einrichtungen besonders nothwendig wären. In einer größeren Schlosserei waren 65 meist jugendliche Arbeiter beschäftigt, von denen 45 im Hause ihre ganze Verpflegung hatten; weder in den Wohnzimmern, noch in den Werkstätten war ein Waschgefäß aufgestellt; „die Leute waschen sich angeblich beim Brunnen". „In einer Metallwaarenfabrik konnten sich circa 60 in der Schleiferei beschäftigte Frauenzimmer zu Mittag nicht waschen, weil angeblich der zufällig abwesende Hausknecht die Waschgeschirre eingesperrt hatte. Ein Theil der Arbeiterinnen ging beschmutzt fort, ein anderer Theil hockte im Hofe und verzehrte das Mittagessen. Da einige der letzteren sich scheuten, die Speisen mit den unreinen Händen anzufassen, so halfen sie sich nothdürftig mit Fetzen von Zeitungspapier. Die sogenannten Waschgeschirre, die mir später gezeigt wurden, waren einige mit Schmutz belegte Bütten (Schaffeln), die wohl zum Reinigen wenig geeignet erschienen." Für die Aufbewahrung der Oberkleider ist im Allgemeinen gleichfalls nur sehr nothdürftig gesorgt; auch wo durch eine Staub-, Gas- oder Dunstentwicklung die Kleider sehr leiden müssen, hängen sie doch unmittelbar bei den Arbeitsplätzen. Der Inspector Malek fand die gleichen Zustände im Reichenberger Bezirk. „Nicht bewilligte gewerbliche Anlagen, oft nur mit zwei Meter hohen Räumen von Holz aufgeführt, mit Petroleum oder Gas beleuchtet, voll von Maschinen, Riemen, Transmissionen, überfüllt mit Rohstoffen oft gefährlicher Art, dazu große Staubentwicklung und hohe Temperatur, das Gebäude stetig erschüttert, ohne einen zweiten Ausgang, oft nur mit einer steilen Treppe versehen, präsentiren sich hier und da als Fabriken." Ein Spinnsaal unter dem Dach war 1,9 Meter hoch, der Spinner mußte beim Zurückgehen der Maschine immer unter einen durch den Fußboden gehenden, in Betrieb befindlichen Riemen schlüpfen. In einem anderen Etablissement arbeiteten die Leute oberhalb einer Trockendarre bei mehr als 30° R.! In Galizien, wo eine Industrie überhaupt erst entsteht, scheinen die Verhältnisse am traurigsten zu liegen. „Schwarze Wände und Decken und seit Jahren nicht gereinigte Fenster verfinstern die Arbeitsräume; nie oder zum mindesten seit Jahren nicht getünchte Wände, höchst wahrscheinlich nie gewaschene Fußböden, endlich der übelriechende Tabaksqualm in den nicht ventilirten, oft auch schlecht erhellten Arbeitsräumen der Buchdruckereien machen einen geradezu ekelerregenden Eindruck. Selbst die primitivsten Ventilatoren in den Fenstern sind nur in wenigen Etablissements zu finden. Trinkwasser traf ich selten in den Arbeitsräumen oder nur in ekelhaft schmutzigen hölzernen Kannen, ohne Trinkbecher. . . Auch Waschvorrichtungen fand ich nur sehr selten und auch die wenigen stets ungenügend eingerichtet. . . Garderoben fand ich keine, nur in einer Fabrik Garderobekästen."

Wie lange sind die Arbeiter unter derartig ungünstigen Verhältnissen thätig? Auch hier sind die Verhältnisse in den verschiedenen Bezirken und in den verschiedenen Industrien und Betrieben desselben Bezirkes sehr verschieden, aber die Einführung des elfstündigen Normalarbeitstages wird sicher für einen großen Theil der österreichischen Arbeiterschaft eine wesentliche Erleichterung bewirken, eine viel längere Arbeitszeit ist heute in unserem Nachbarstaate nichts Seltenes. Im Budweiser Bezirk dauert in manchen Ziegeleien die Arbeit 14—16 Stunden, in einer Spinnerei wurde 14 Stunden täglich gearbeitet; Stückarbeiter in der Textil- und Bekleidungsindustrie arbeiten 15—18 Stunden täglich. Im Prager Bezirk sind die Arbeiter in der Textilbranche 12—13 Stunden angespannt. Bei ununterbrochenem Betrieb arbeitet beim Schichtwechsel, wenn die Tagpartie zur Nachtpartie wird, jede Partie 18 Stunden mit einer Stunde Ruhepause. In den Gemischtwaarenhandlungen stehen die Gehülfen und Lehrlinge von sechs Uhr früh bis zehn Uhr Abends in Dienst; Arbeitspausen werden zum Frühstück, Mittag und Abend nur so lange eingehalten, als zum Speisen unbedingt erforderlich ist; an Sonntagen sind in der Regel die Läden am Nachmittage gesperrt und wird so den Gehülfen und Lehrlingen ein halber Ruhetag freigegeben, „aber selbst diese schon kärglich genug bemessene Zeit gilt durchaus nicht von allen Geschäften". Der Brünner Inspector theilt mit: „Die Arbeitszeit in den Glasfabriken dauert von 12—18 Stunden; im letzteren Falle werden aber in der Woche nur vier, höchstens fünf Schichten gemacht. Hier könnte die Arbeit ohne besonderen Schaden auf sechs ziemlich regelmäßige Schichten der Woche vertheilt werden. Die nicht an den Oefen Beschäftigten, als: Schleifer, Mischer u. s. w. haben 12—13 stündige Arbeit mit unregelmäßigen Ueberstunden nach Bedarf. Die gewöhnliche Arbeitszeit der Webereien jeder Art beträgt 12 Stunden, wenn jedoch die Nothwendigkeit eintritt, wird die Arbeit auf 14—16 Stunden verlängert. Die Appreturanstalten arbeiten 12—16 Stunden." Die Spinner haben oft gar keine regelmäßige Arbeitszeit. „Am Montag früh sechs Uhr tritt der Spinner mit einem Bindejungen an die Maschine, später, etwa Abends, tritt der zweite Bindejunge an, während sich der erste hinter die Maschine auf einigen Wollsäcken schlafen legt; nach 6 bis 8 Stunden wird er geweckt und es begibt sich der Spinner auf dieselbe Lagerstätte zur Ruhe und so wechseln sie die ganze Woche mit einander ab bis Sonntag früh um vier Uhr, wo die Arbeit unterbrochen wird. Diese Leute kommen die ganze Woche nicht aus der Fabrik und die Zeit der effectiven Arbeit

*) Nowak verlangt in seinem Handbuch der Hygiene mindestens 15 kbm Luftraum pro Arbeiter.

Digitized by Google

betrug von Montag früh bis zum Schlusse, Sonntag früh, 96 Stunden, für den Spinner wohl noch mehr."*) In Galizien bedienten sich die Spinner der Kinder zur Nachtarbeit als Anknüpfer; diese Kinder waren 14 Stunden ohne Unterbrechung beschäftigt, während des Tages schliefen sie unter einer Mulejennymaschine, so daß sie fast fortwährend in der Fabrik blieben. In einigen Dampfsägen war die 24 stündige Arbeitszeit in drei Schichten getheilt, welche aber nur von zwei Partien Arbeiter besetzt waren, so daß die eine Partie nach achtstündiger Arbeispause 16 Stunden ohne Unterbrechung arbeitete. In allen Etablissements mit ununterbrochenem Betrieb, wie in den Getreidemühlen, Holzschleifereien, Papier- und chemischen Produktenfabriken wechseln die Tagesschichtenarbeiter mit den Nachtschichtenarbeitern jeden Sonntag früh, so daß jede Partie jede zwei Wochen 24 Stunden ununterbrochen arbeitet, respective ganze 24 Stunden frei hat. „Diese Arbeitseintheilung ist namentlich in Galizien für die Arbeiter geradezu schädlich, weil die Leute sich hierlands schlecht nähren, und daher ihre Kräfte in erhöhtem Maße aufreiben." Im Bozener Bezirk besteht in den Kunstmühlen die Gepflogenheit, daß die die Operation des Mahlens besorgende Hälfte des Personales durch volle 24 Stunden bei den Maschinen beschäftigt ist, hierauf durch 6 Stunden schläft, sodann das Einbringen des Getreides in die Mühle, sowie das Verladen des Mehles und Schärfen der Steine besorgt, (welche Arbeiten zusammen 3—6 Stunden in Anspruch nehmen), und endlich während der zur Vollendung des regelmäßigen 48 stündigen Turnus noch fehlenden 15--18 Stunden der Ruhe pflegt, worauf neuerdings die ununterbrochene 24 stündige Schicht beginnt. „Jeder Müller arbeitet somit während eines 48 stündigen Turnus durch 27—30 Stunden.

Kommen wir nun zum Schlusse auf die Vorrichtungen zum Schutz gegen Unfallsgefahr, so bleibt hier in Oesterreich noch unendlich viel zu thun. Im Wiener Bezirk war „bezüglich der Arbeitsmaschine, deren Bedienung nahezu alltäglich mehr oder minder schwere Opfer fordert, gar nichts oder nur wenig vorgekehrt". Von 48 Kreissägen, den anerkannt gefährlichsten Holzbearbeitungsmaschinen, besaßen nur zwei Schutzvorrichtungen.„ Man kann häufig" — schreibt der Inspector Feverfeil aus Budweis — „durch einfache und billige Maßnahmen Verletzungen ernstlicher Art vorbeugen; es fehlen jedoch nicht selten die nothwendigsten Schutzvorkehrungen, und deren Mangel wird zumeist mit der Aeußerung, „es sei hier noch nichts geschehen" zu begründen versucht. Dies gilt namentlich von den Geländern, deren mit einem geringen Geldaufwande verbundene Anbringung an Treppen, Passagen, Galerien, Bühnen, Laufbrücken, Treppen-, Fußboden-, Fahrstuhlöffnungen, Bassins, Bottichen u. s. f. so manchen schweren Unglücksfällen vorgebeugt hätte ... Schutzvorrichtungen an Kreissägen bemerkte ich nur in zwei Etablissements ... Schutzbrillen kommen selten, Respiratoren nirgends zur Verwendung." Bei den Petroleumgruben in Galizien werden „die durch die Sicherheit des Lebens gebotenen Vorkehrungen nicht beachtet."

Der Bericht der österreichischen Fabrikinspectoren bringt noch viel Werthvolles über die häusliche Lebensweise der Arbeiter, über die Unterstützungscassen, die Wohlfahrtseinrichtungen und Bildungsanstalten, die zu ihrer Verfügung stehen. Wir haben uns auf die Zustände, die sich innerhalb der Productionsstätten selbst entwickelt haben, beschränkt, um zu zeigen, wie nothwendig eine gründliche Ueberwachung der Arbeit und eine energische Arbeiterschutzgesetzgebung ist. Und zwar ist letztere nicht nur auf die Angehörigen der Großbetriebe auszudehnen; nein, gerade im Kleingewerbe liegen fast alle Verhältnisse ungünstiger für die Arbeiter: die Arbeitszeit ist länger und ungeregelter, die Arbeitsräume sind ungesunder und überfüllter, für den Schutz gegen Unfälle ist viel weniger gethan, das Cassenwesen ist viel unentwickelter. Der österreichische Bericht ist gerade deshalb von größter Bedeutung, weil er immer und immer wieder diese oft ganz falsch beurtheilte und dargestellte Seite unseres gewerblichen Lebens vor die Augen führt.

*) In England dürfen junge Personen und Frauen wöchentlich nicht mehr als 56 Stunden in den Textilfabriken arbeiten, die Arbeitszeit der Männer ist infolgedessen auch nicht höher.

Von der Ungarischen Landesausstellung.

Von Conrad Alberti.

Das Jahr 1866 hat Oesterreich und Ungarn mindestens ebenso reichen Segen gebracht, als den übrigen deutschen Staaten, denn es zwang beide Länder zur Einkehr in sich selbst, zur Erkenntniß ihrer Schwächen, ihrer Pflichten und Rechte gegen einander. Der „Ausgleich", welcher der Doppelmonarchie so reichen Segen gebracht hat, wäre ohne Königgrätz vielleicht noch jetzt nicht, vielleicht nie zu Stande gekommen. Freilich muß zugestanden werden, daß die östliche Hälfte des Doppelreiches die Vortheile desselben besser zu benutzen verstanden hat, als die westliche. Während Oesterreich in politischer und nationalöconomischer Hinsicht nicht eben bedeutend fortgeschritten ist, hat Ungarn seit dieser Zeit sich einen Landesfrühling herangezaubert, der geeignet ist, das Staunen der Welt zu erwecken. Auf allen Gebieten, industriellen, commerciellen, agronomischen, künstlerischen hat es sich mächtig emporgearbeitet, und man kann sagen, daß auch hier die Blüthe auf eine schöne Frucht deutet. Freilich wer offene Augen hat, sieht noch an vielen Stellen Cultur und Barbarei im Kampfe liegen, sieht gar manche geschickt übertünchte Gräber und für den Augenblick errichtete Potemkin'sche Dörfer. Im Allgemeinen gleicht der heutige Zustand der Ungarischen Cultur dem der Hauptstraße der Landeshauptstadt, der Andrassy-, früher Radialstraße. Eine halbe Stunde lang reiht sich ein Prachtbau an den anderen, einzelne derselben sind noch nicht fertig, werden noch ausgebaut und geputzt, aber zwischen den Hölzern der Gerüste schimmert auch da schon der künftige Glanz hervor. Alles ist schön, in sich abgeschlossen -- nur in die Neben- und Seitenstraßen darf man keinen Blick werfen, denn da sieht es zum Theil noch recht böse aus. Allein man muß sich einsichtsvollerweise damit begnügen, in Ungarn innerhalb weniger Jahrzehnte den Culturstandpunkt der übrigen Länder in der Hauptsache, in den meisten Punkten erreicht zu sehen und muß den guten Willen und die lebhaften Anstrengungen anerkennen, in jeder Hinsicht die Höhe der Zeit zu erklimmen. Man kann darum doch alle Ausschreitungen wie sie auch erst in jüngster Zeit wieder zu Tage getreten, verurtheilen und verlangen, daß das zahlreiche deutsche Element im Lande, welches vor sechshundert Jahren die Anfänge der Cultur erst in dasselbe hineingetragen, in seinen Rechten „respectirt und maintenirt" werde.

Aber dies ist eine Angelegenheit für sich, welche nicht in Betracht kommen kann, wenn es sich einfach um die Frage handelt, ob die ungarische Cultur auf der Höhe unserer Zeit steht. Um sie zu beantworten und zugleich in der geheimen Hoffnung, sie von allen Seiten mit „Ja" beantwortet zu sehen, hat die ungarische Regierung auf Grund eines Landesgesetzes im Stadtwäldchen von Budapest die „magyar országos kiállitás", die erste „ungarische Landesausstellung", veranstaltet, welche am 2. Mai d. J. eröffnet wurde, aber seit kurzer Zeit eigentlich erst als „fertiggestellt" zu bezeichnen ist.

Aeußerlich präsentirt sich die Ausstellung vortrefflich. Es wird wenige Orte geben, welche für ein derartiges Unternehmen so geeignet sind, als dieses Stadtwäldchen, das Bois de Boulogne von Pest, mit seinen lachenden grünen Baumgruppen, seinen breiten Wiesenmatten, seinen gondelbefahrenen Wasserflächen. Ueberall machen sich feiner Geschmack und geschicktes Arrangement bemerkbar. Die großen Ausstellungshallen, von denen namentlich das im edlen Renaissancestil gehaltene Industriegebäude, sowie die reich mit Majolikaornamenten — einem bisher noch wenig zur Anwendung gelangten

Digitized by Google

Decorationsmaterial — geschmückte Kunsthalle zu erwähnen sind, zeichnen sich eben so sehr durch edle Formen und vornehme Conception aus, als einzelne der kleineren Gebäude, welche für Separatausstellungen bestimmt sind, durch originelle Durchführung gewisser Ideen, so z. B. der in Eichenholzarchitektur ausgeführte Pavillon des Unterrichtsministeriums, der Forstpavillon in Gestalt eines ländlichen Jagdschlosses, die orientalische und kroatische Ausstellung. Ja selbst die kleinen Privatbauwerke zeigen theils das Bestreben, die nationalen Eigenthümlichkeiten in künstlerischer Durchführung harmonisch auszubilden, wie das „Széklerhaus", die verschiedenen Cárden, der bosnische Bazar, oder das Bemühen, Zweckmäßigkeit und weise Raumausnutzung mit vollendeter äußerer Eleganz zu vereinigen. Rechnet man hierzu das bewegte Leben und Treiben in der Ausstellung, das Durcheinander der verschiedenen Bevölkerungsklassen, der modisch gekleideten Großstädter und der einfachen Bauern vom Lande, welche in ihren bunten Nationaltrachten schaarenweise herbeiströmen, den Wirrwarr der verschiedensten durcheinander gesprochenen Idiome, des deutschen, magyarischen, slovakischen, serbischen, türkischen ꝛc. ꝛc., und einen Kranz der schönsten und üppigsten Frauen, wie sie kaum eine zweite Stadt der Welt in sich vereinigt, so wird man begreifen, daß die Ausstellung an schönen Tagen, einen reizvollen äußeren Anblick gewährt.

Ungarn gehört zu den an Naturproducten reichsten Ländern, unermeßliche Schätze liegen in den Adern seiner Berge, im Boden seiner Felder, in seinem Waldbestand, seinen Weinbergen, seinen Viehherden verborgen und es kann einen großen Theil seiner Vorräthe nach dieser Richtung hin an das Ausland abgeben, dagegen kann es die Rohproducte nicht genügend verarbeiten, es fehlt ihm in dieser Hinsicht an Intelligenz, Geschicklichkeit, theilweise auch an dem nothwendigen flüssigen Capital. Dieses Verhältniß war in früheren Jahren noch weit schreiender, es hat sich in den letzteren jedoch, dank der commerciellen und industriellen Anstrengungen der Kaufleute und producirenden Magnaten, welche miteinander Schulter an Schulter für die gemeinsame Sache stritten, außerordentlich gehoben. Ungarns vorzügliche Stärke beruht in der Landwirthschaft und theilweise in der Montanindustrie. Diese Partien der Ausstellung gehören denn auch zu den am vorzüglichsten gelungenen. Die landwirthschaftliche Halle gewährt einen erfreuenden Anblick. Insonderheit spielen hier Mais (Kukuruz) und Weizen eine hervorragende Rolle. Kolben von solcher Größe und Stärke, Halme von solcher Länge und Aehren mit so reichem Körnerinhalt dürften anderwärts nur selten gefunden werden. Prächtig gedeihen auch Erdäpfel und Futterrüben und gut der Roggen. In einzelnen Theilen des Landes wird Hopfen gebaut, und ausgestellte Modelle veranschaulichen die Art der Cultur desselben. Hier finden wir auch einen Theil der landwirthschaftlichen Gewerbe und Industrien ausgestellt, welche durch mannichfache neue Fortschritte in der letzten Zeit eine zwar etwas complicirte Fabricationsmethode erheischen als früher, aber dafür um so größere Erfolge erzielt haben: in erster Linie die Mühlenindustrie, die künstliche Fisch- und die Bienenzucht, die wir beide hier bis in ihre kleinsten Details dargestellt finden, sodann manch' andere, etwas minder wichtige Dinge, z. B. die Methode, Samen schneller zum Keimen zu bringen u. s. w. Sehr interessant ist auch die Ausstellung des Finanzministeriums, die ebenfalls in dieses Gebiet fällt: sie umfaßt Tabak- und Salzbetrieb, die staatlichen Gewerbe. Es ist bekanntlich in Ungarn noch immer brennende Streitfrage, ob die Monopolisirung des Tabaks dem Lande genützt oder geschadet habe. Hier beschäftigt uns diese Frage nicht, wir constatiren nur, daß die in der Ausstellung von schönen Händen angefertigten Cigarren und Cigaretten reißenden Absatz finden. Für die Bedürfnisse an Kochsalz sorgen hauptsächlich die Marmaroser Bergwerke, zumal das Szlatinaer, dessen aus Salz gehauenes Modell die Aufmerksamkeit aller Ausstellungsbesucher erregt. Was dem Fremden, wenn er den Namen Ungarn hört, sofort ein freudiges Lächeln auf's Antlitz zaubert, das ist neben der Erinnerung seiner landschaftlichen Schönheiten, seiner Frauen und seiner Freiheit der edle Wein, der an den Abhängen der Hegyalja, ja selbst in unmittelbarer Nähe der schönen Hauptstadt gedeiht, und der kräftige Slivovitz, den man aus den Kernen der trefflichen Pflaumen des Landes bereitet. Im landwirthschaftlichen Pavillon findet man die Cultur der Rebe in Ungarn bis auf's Kleinste erläutert, freilich sieht man zu seinem Bedauern auch zahlreiche Feinde derselben ausgestellt: die Phylloxera und ihre widerlichen Verbündeten. Für die Ausstellung der gewonnenen Producte ist ein eigener Pavillon gebaut, in dem tausende von Flaschen geschmackvoll arrangirt sind. Der echte Tokayer, welcher im Lande selbst sehr theuer bezahlt wird, gilt bekanntlich auch in neuester Zeit als sanitäres Mittel, und so ist der Schritt von ihm zur Ausstellung der Mineralwasser des Landes nur ein geringer. Wer kennt nicht das berühmte ungarische Bitterwasser, die Namen Sarlehner, Mattoni u. s. w.? Sie sind hier zahlreich vertreten. In einem eigenen schönen Gebäude, dem „Landespanorama", sind die von Brioschi, Burghart und Kautsky gemalten Ansichten aller Bäder und Heilstätten des Landes aufgestellt; der Preis landschaftlicher Schönheit gebührt wohl dem wildromantischen Schmecks und dem idyllischen Margarethenbad bei Ofen. Aber die Eingeweide des Landes bergen nicht nur Salze und heilendes Wasser, sondern auch andere mineralische Schätze: edle Metalle, edle und halbedle Steine, Erze und vor allen Dingen Kohlen. Das Salgó-Tárjaner Becken ist weitberühmt, sowohl wegen seiner Eisen- als wegen seiner Kohlengruben. Die Darstellung der Gewinnung der Rohproducte und ihrer Verarbeitung in geschickt angefertigten Modellen ist sehr anziehend. In Kremnitz wird Gold gewonnen, und auch diese Production findet sich hier erläutert, von dem goldhaltigen Felsentheile bis zum ausgeprägten 20 Francsstücke in allen Theilen dargestellt. An verschiedenen Stellen des Landes gräbt man Kupfer, Quecksilber u. s. w. Die mineralogischen Sammlungen auf der Ausstellung sind von seltener Vollständigkeit und geben, durch zahlreiche Karten, Modelle, Profile und Reliefs erläutert, ein anschauliches Bild von den Verhältnissen des Erdinnern dieses Landes. Groß und reich sind auch die Waldungen und Forste Ungarns. Das in denselben geschlagene Holz muß, wie zahlreiche plastische Darstellungen zeigen, oft mit den größten Schwierigkeiten bis hinab zu den Flüssen geschafft werden, und auch da stellen sich der Flößerei in den zahlreichen Stromschnellen, Untiefen ꝛc. Schwierigkeiten entgegen, deren Ueberwindung große Mühe kostet. Auch was der Wald sonst hegt und beherbergt, findet sich hier ausgestellt: Wild, Raubthiere und Gevögel aller Art laden muthige Jäger ein, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Allen voran steht Oesterreich-Ungarns waidkundiger Kronprinz, der ja seine Waidmannsfahrten auch selbst beschrieben; seine Jagdausstellung übt eine große Anziehungskraft auf die Besucher. Auch die Feinde des Waldes, Insecten, Vögel u. s. w., finden sich in einer schönen Sammlung vertreten. Das Köhlergewerbe ist in Ungarns Wäldern vielverbreitet: hier sehen wir den Aufbau der Meiler bis in die kleinsten Details im Modell wiedergegeben. Aber auch noch manch andere sonderbare, anderwärts wenig bekannte Industriezweige lehrt uns die Forstausstellung kennen, z. B. die Verarbeitung eines gewissen braunen, in Riesengröße vorkommenden Baumschwammes zu Taschen, Polstern, Hüten und hundert anderen Niaiserien. Daß man die Forstwirthschaft in Ungarn jetzt nicht mehr so unsinnig und räuberisch wie früher betreibt, sondern rationell wie bei uns, zeigen die ausgestellten Pläne und Modelle der Aufforstungen.

In der Viehzucht sucht Ungarn seines Gleichen. Wer die langen Ställe der Mastviehausstellung durchschreitet und diese schönen, silbergrauen, breitstirnigen, glatten Kühe mit ihren weitauseinanderstehenden Hörnern, diese kräftigen Zuchtbullen, die feinwolligen schweren Merinos, die schwarzen, wilden, gewaltigen Büffel anschaut, kann sich die Freude über diese wohlgenährten, rassereinen Thiere nicht versagen und begreift, daß die Söhne eines Volkes, welches so gesunde und gehaltvolle Nahrungsstoffe zu sich nimmt, wie sie ihnen sein Vaterland in überreichem Maaße bietet, auch gesunde und kräftige Menschen werden müssen. Ja, gesunde und ihrer selbst bewußte Kraft, das ist es, was die Signatur dieser ganzen Ausstellung bildet und mit welcher so eigenthümlich das weichliche, wollüstige Innere des orientalischen Pavillons con-

Digitized by Google

trastirt, der das Leben und die Lebensformen der Bewohner der occupirten Provinzen darstellt.

Freilich wird Ungarn wollen müssen, wenn es seinen schnell errungenen Platz in der Reihe der modernen Culturvölker nicht ebenso schnell wieder verlieren, sondern gleichen Schritt mit ihnen halten will. Es wird namentlich auf dem Gebiet der schwierigeren und complicirten Industrien noch viel und ernst arbeiten müssen, wenn es da nicht bloß seinen eigenen Bedarf decken, sondern womöglich noch ins Ausland ausführen will. In einigen Industriezweigen hat es allerdings in der letzten Zeit gewaltige Fortschritte gemacht, z. B. in der Majolikaindustrie. Hier kann es dreist mit den ersten Fabriken der Welt wetteifern. In anderen Beziehungen bedarf es dagegen nothwendig neuen Aufschwunges. Was es im Maschinenwesen, im Instrumentenbau, in aller Art Luxuswaaren (mit Ausnahme etwa der Fabrikation künstlicher Blumen) leistet, geht — nach den ausgestellten Proben zu urtheilen — über das Maaß des in anderen Ländern Gewöhnlichen nur selten hinaus. Man darf sich durch das geschickte Arrangement einzelner ausgestellter Gruppen dieser Gebiete nicht täuschen lassen, z. B. der mit vielem Geschmack und Humor arrangirten Leder-, Conserven-, Seifenausstellungen ꝛc. ꝛc., wo theilweise noch reizende Verkäuferinnen bemüht sind, das Auge des Beschauers zu blenden und abzulenken. Das Kunstgewerbe ist nach einzelnen Richtungen hin, z. B. in der Möbelfabrication, freilich sehr entwickelt, man braucht hier nur den weltberühmten Namen Thonet zu nennen, oder, wenn es sich um Parketeinlagen handelt, Adolf Engel in Fünfkirchen. Sehr zu loben ist es, daß einzelne Fabrikanten sich bei der Anfertigung von Tischen, Sesseln, Truhen, Schränken ꝛc. an nationale Motive, an vorliegende, ganz eigenartig stilisirte Formen und Muster der bäuerlichen Verzierungs- und Schnitzkunst anlehnen und dieselben künstlerisch zu verwerthen und auszubilden suchen, ohne sie doch ihres einfachen und wirkungsvollen Urcharakters zu berauben. Dergleichen Abweichen von der Schablone ist immer verdienstvoll und ersprießlich.

Daß in Ungarn die ländliche Hausindustrie überhaupt hoch entwickelt ist und sich in Malereien, Schnitzereien, Flecht-, Stick- und Webearbeiten von oft hochoriginelle Art und Charakter äußert, hat uns zu unserer großen Freude die Ausstellung gelehrt. Man betrachte nur jene hundert und aber hundert kleinen Arbeiten im Hausindustriepavillon, die ebendaselbst befindlichen Einrichtungen der Bauernstuben der verschiedenen ungarischen Comitate, die zahlreichen bunten und oft geschmackvollen Nationaltrachten, die hier wirklich auf dem Lande noch getragen werden — zum Unterschied von so manchen anderen europäischen Ländern — das aufgebaute Széklerhaus mit seinem köstlichen geschnitzten und bemalten Thor, die reiche Separatausstellung des mit Ungarn vereinigten Kroatien, und man wird überzeugt sein, daß hier noch unberechenbare Schätze für das ungarische Kunstgewerbe ruhen, daß es hier zahlreiche Anregungen empfangen, viele neue Motive aufnehmen und das Vorhandene, aber in seiner ursprünglichen Originalität oft bereits selbst zur Schablone Erstarrte zu neuem Leben erwecken und zum werthvollen Kunstproduct fortbilden kann. Einen ähnlichen Gang einzuschlagen, haben auf eigene Faust einzelne Gewerbe versucht, z. B. das der Anstreicher und Lackirer, welche einen kleinen Pavillon so reizend ausgeschmückt haben, daß man schier glauben möchte, hier seien nicht Handwerker-, sondern Künstlerhände thätig gewesen.

Doch hier haben wir die Hände der ungarischen Künstler nicht zu suchen, sondern etwas weiter drüben, in dem reizenden, mit Majolikaornamentik geschmückten Gebäude. Da freuen wir uns, die schon lange bestehende Bekanntschaft mit manchem hochberühmten Meister der Jetztzeit fortzusetzen, so mit den Bildhauern Tilgner, Jos. Engel, den Malern Munkacsy, Zichy, H. v. Angeli, Benczur u. a. m., die sämmtlich durch treffliche Werke vertreten sind, unter denen Munkacsy's „Kreuzigungsbild" das schönste, Zichy's „Sternschnuppe" unzweifelhaft aber das originellste ist. Wir lernen hier manches große und starke Talent genauer kennen, von dem wir in Deutschland schon viel gehört, aber noch wenig zu sehen erhalten haben: so die Bildhauer Kiß und Strobl, die Porträtmalerin Vilma Parlaghy und ihren begabten Collegen Horowitz, und sind endlich entzückt, ein paar neue, uns bisher so gut wie unbekannte Kunstjünger zu entdecken, von denen sich nach den hier ausgestellten Proben trotz mancher stark hervortretenden Schwächen und Mängel Schönes und Gutes erhoffen läßt, so in der Plastik Georg Zala, der eine edel gehaltene Gruppe „Maria und Magdalena", und in der Malerei Arpád Feßty, der ein echt modernes, packendes und doch ganz und gar nicht „naturalistisches" Bild „Grubenunglück" ausgestellt hat.

Literatur und Kunst.

Literarische Phrasen.

Eine Plauderei von Fritz Lemmermayer.

Auf keinem Gebiete menschlicher Thätigkeit nimmt die Phrase einen so breiten Platz ein, als auf dem literarischen. Wie eine böse Krankheit schleppen sich von Geschlecht zu Geschlecht gewisse Redensarten fort, welche wohl den Schein der Wahrheit besitzen, aber näher betrachtet sich als eitle Phrasen erweisen. Sie wandern von Zeitungsartikel zu Zeitungsartikel, von Buch zu Buch, und in den Salons, in denen Schöngeisterei getrieben wird, hüpfen sie, täuschend und bestechend, über manche schöne Lippe. Eine der schwunghaftest gebrauchten lautet: „heiter ist die Kunst". Die Pfleger und Förderer dieser Phrase wappnen sich mit dem unzerbrechlichen Schilde Schiller's und wissen gar nicht, wie geringe Berechtigung sie dazu haben. Hat der Nationaldichter nicht ausdrücklich gesagt, so vertheidigen sie ihre unwahre These: „heiter die Kunst"? — Nein, er hat so nicht gesagt, sein Vers lautet: „ernst ist das Leben, heiter die Kunst". Es ist wahrhaftig nicht ein und dasselbe, ob man den ganzen Satz oder bloß dessen zweite Hälfte citirt. Diese ist, aus dem Zusammenhange gerissen und für sich betrachtet, unsinnig, denn die Kunst ist nicht heiter. Unter allen Beschäftigungen ist die Beschäftigung mit der Kunst die ernsteste. Nicht allein die Grundlage, auf welcher sie beruht, Natur und Leben, ist tief ernst, auch ihre sinnenfälligen Aeußerungen, ihre Formen und Bilder, haben in den bedeutendsten Fällen einen ernsten, ja düsteren Anstrich. Und nicht minder die Menschen, welche sich ihr widmen, sei es nun productiv oder receptiv, sie sind in dem Kern ihres Wesens um so ernster, je befähigter sie sind, die Kunst zu schaffen oder zu genießen. Auch wer die Kunst, die große, echte, unsterbliche, voll genießen will, muß ein vom Ernst des Lebens erfülltes Individuum und tief in die unerbittlich strengen Gesetze des Daseins eingedrungen sein, sonst bleibt ihm das Wesentliche aller Kunst fremd und verschlossen, wie ein Buch mit sieben Siegeln. Nun erst der Künstler selbst, ob er Bildhauer oder Maler, Ton- oder Wortdichter sei, will er nicht Stückwerk schaffen, sondern was in den Jahrhunderten lebt, ja will er nur von den Besten seiner Zeitgenossen ernst genommen und geachtet werden, muß den Zwiespalt, der durch die Welt geht, geschaut und gefühlt haben und ihn wieder schauen lassen; die Unfreiheit des menschlichen Willens dort, die Grausamkeit des Schicksals hier, muß durchschauert worden sein von der peinvollen Vergänglichkeit alles Endlichen und erfaßt von namenloser Sehnsucht nach dem Unendlichen. Der Dichter insbesondere gleicht dem Finken. Der Fink soll am schönsten singen, wenn er geblendet im Käfig sitzt; der Poet dichtet am schönsten, wenn er herbstes Leid erfahren. Und wie sich Scheusale finden, welche die Aeuglein des Finkes ausbrennen, so findet auch der Dichter in den häufigsten Fällen Zeitgenossen, die ihm das nothwendigste Licht zu verhängen streben, und auch das Verhängniß thut das Seinige, damit ihm die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Zumal von den deutschen Dichtern sagt man, daß ihnen das Maal

Digitized by Google

des Unglücks, der „Kainsstempel", auf die Stirne gedrückt worden, und erinnert an die ergreifenden Schicksale eines Günther, Lenz, Bürger, Hölderlin, Kleist, Lenau, Heine oder an die theilweise allzu herben Lebensjahre eines Schiller und Hebbel — aber erging es den Dichtergenien anderer Völker besser? sind nicht auch sie Kinder des Erebus? Dante verfolgt und flüchtig, Milton blind und verlassen, Shakespeare verbittert und pessimistisch, Cervantes bettelhaft und gefangen, Tasso unglücklich in der Liebe und wahnsinnig, Swift so elend, daß er an seinem Geburtstage Hiob's Fluch „Die Verwesung heiße ich meinen Vater und die Würmer meine Mutter und meine Schwester" ablas, Byron im Innern zerrissen und die Welt verachtend, Leopardi trauernd und trostlos? Und die Dichter Rußlands, die verhungerten, in den Gefängnissen starben und erhenkt wurden? Ueberblickt man diese fürchterlich lange Reihe gepeinigter Dichterfürsten, so muß man, gleichgiltig ob ihr Unglück ihrem Temperament, ihrem Charakter oder einer verhängnißvollen Verkettung besonderer Umstände entsprang, sich sagen: der Dichter ist Prometheus. Es scheint ein Gesetz zu sein, daß der Weg in den Himmel durch die Hölle führt. Dante hat dies Gesetz dichterisch verklärt. Es heißt, sich ihm fügen, aber man sage nur nicht, die Kunst sei heiter.

Also hat Schiller Unrecht?

Nein; aber wer nur den halben Vers citirt, hat Unrecht und sagt eine Phrase. Der ganze Vers drückt allerdings eine Wahrheit aus. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst" — der Sinn ist, daß die Kunst, obzwar an sich tief ernst, heiter ist im *Vergleiche* zum Leben; denn das Leben ist Wirklichkeit, die Kunst nur *Schein* der Wirklichkeit. Im Leben ist Alles real, in der Kunst Alles ideal; Alles ist Bild, Alles ist Gleichniß, Alles beruht auf Illusion und Fiction. Aber Bild und Gleichniß, Illusion und Fiction, wären sie an sich noch so ernst, erscheinen wahrhaft heiter im Zusammenhalt mit dem *fühlbaren*, körperlich und geistig schmerzhaften Ernst des Lebens. Als das Haupt der Maria Stuart unter dem Schwerte des Büttels fiel, war das bitterer, realer Ernst, und *dagegen* erscheint es wie ein Scherz, wie traurig auch der Vorgang für sich betrachtet ist, wenn Schiller's Maria auf der Bühne ihr tragisches Schicksal würdevoll erfüllt. Wenn die Königin die Scene verläßt, um hinter den Coulissen enthauptet zu werden, so weiß Jedermann, daß kein Blut fließen werde. Am Ende athmet der Zuschauer, den der ernste Vorgang mächtig erschüttert hat, erleichtert auf, denn er erinnert sich, daß Alles nur Spiel war, daß sich die Königin in der Garderobe des Theaterflitters gemächlich entledigen werde. — Nur so däucht mich Schiller's Vergleich verständlich und schön, und „die Kunst ist heiter" bleibt eine Phrase nach wie vor.

Eine literarische Phrase hat nicht wenig zur Verbitterung Grillparzer's beigetragen. Wer sie zuerst ausgesprochen, war kein Geringerer als Gervinus, der Verfasser der Geschichte der deutschen Dichtung. Die Phrase bestand darin, daß er Grillparzer im Hinblick auf dessen „Ahnfrau" kurzweg als *Schicksalstragöden* verwarf. Diese Bezeichnung blieb an dem Dichter Jahrzehnte hindurch haften, denn sie wurde von Kritikern und Literarhistorikern acceptirt und an jedem Orte gedankenlos ausgesprochen. Grillparzer, hypochondrisch und zur Verbitterung neigend, hat unter dieser ungeschickten Classificirung auf das Heftigste gelitten, sie machte ihn ungerecht gegen Gervinus und die Kritik und vergällte sein gesammtes Schaffen. Schicksalstragödie — ein schlimmes Wort. Mag man es hingehen lassen, daß es Gervinus auf Grillparzer's Dichtung angewendet hat, denn obwohl er die dichterischen Werke seiner Zeitgenossen entweder ignorirte oder hochmüthig von oben herab behandelte, was mancher zünftige deutsche Professor noch heute thun zu müssen glaubt, er war doch ein großer Gelehrter und seine Literaturgeschichte wird, namentlich in den älteren Partien, nicht übertroffen werden; wenn aber all' die kleinen Abschreiber des Gervinus die Phrase weiter verbreiteten, so war das ein Vergehen, welches ernste Ahndung erheischte. Wie schwierig es sowohl für Publicum als Schriftsteller ist, sich von einer solchen zu emancipiren, davon kann sich Jedermann überzeugen, denn bis auf den heutigen Tag pflegt Grillparzer neben Müllner und Houwald, den mißachteten Schicksalstragöden, genannt und abgehandelt zu werden. Daß diese Bezeichnung auf den Dichter des „Ottokar", des „Traum ein Leben", der „Medea" nicht paßt, bedarf keiner Erörterung, aber daß sie auch auf den Verfasser der „Ahnfrau" im verwerflichen Sinne nicht anwendbar, ist keine allgemein giltige Ansicht.

Zwischen Schicksalstragödie und Schicksalstragödie besteht nämlich ein gewichtiger Unterschied, es gibt eine echte und eine falsche. Es gibt eine Art der Tragödie — sie gehört zum Erhabensten und Erschütterndsten —, wo der Held in dem dunklen und dumpfen Gefühl, er habe einen freien Willen und darum die moralische Verantwortlichkeit für sein Thun zu tragen, handelnd und kämpfend in die Scene tritt. Aber sein Wille ist unfrei, ihm gegenüber steht das Schicksal, gewaltig und feindselig, welches ihn zu Verbrechen zwingt, von denen er keine Ahnung hat, die seiner Natur nicht entsprechen, ihn, wie König Oedipus, den Vater modern, die Mutter freien läßt und ihn ohne sein Bewußtsein und seinen Willen einer Schuld theilhaftig macht, woran er, mindestens körperlich, zu Grunde gehen muß. Eine solche Tragödie, wo der Held keineswegs als that- und willenlose Puppe erscheint, sondern heroisch und groß neben der Macht und Größe des Schicksals, aber nicht völlig an seinem Charakter zu Grunde geht, sondern an tragischen Umständen, die außerhalb desselben liegen, ist eine Schicksalstragödie. Ihr gehört Schiller's „Braut von Messina" an, wo die Handlung auf fatalistischen Bahnen rollt, jedoch die Willensentschließungen der Menschen wenigstens, was sein muß, den *Schein* der Freiheit haben — sie glauben zu schieben und sie werden geschoben —; ihr gehört theilweise „Macbeth" an, denn der Held dieser Tragödie, eine ursprünglich nicht unedle Natur, wird durch den Willen der bösgesinnten Schicksalsschwestern in den Sumpf des Verbrechens getrieben; ferner Schiller's „Wallenstein", denn Wallenstein's Schicksal ist, obwohl ihm der Dichter die freie, sagen wir scheinbar freie Selbstbestimmung nicht geraubt hat, vorherbestimmt, an dieser Trilogie hängen, sogar schon im „Lager", die Bleigewichte ahnungsvoller Schwermuth; Hebbel's „Herodes und Mariamne", diese Tragödie der Willensunfreiheit, in welcher das Problem zur Gestaltung gelangt ist, daß ein Mensch, zweimal in die nämliche Lage gebracht, immer auf dieselbe Art handeln muß, von einer dunklen Macht geleitet; endlich auch Grillparzer's „Ahnfrau", ein Drama, das sich zwar an dichterischem Werthe mit den genannten nicht messen kann, aber mit der unechten Schicksalstragödie nichts gemein hat, denn der keimende Kern besteht im verstärkten Antrieb zum Bösen, der im ererbten sündigen Blute liegt, im Atavismus des Bösen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, welcher im Grunde mit Willensunfreiheit identisch ist: wer das Böse thut, weil er es von den Vätern ererbt hat, thut es nicht aus eigenem Willen, ohne deshalb in dieser Welt, wo Jeder nach seiner That gerichtet und verurtheilt werden *muß*, die sittliche Verantwortlichkeit nicht zu tragen. In der unechten Schicksalstragödie eines Müllner und Houwald ist Alles anders. In ihr handeln die Menschen nicht, wie in den genannten, wie in allen echten Tragödien, aus sich heraus, ihrer Natur gemäß, sie handeln überhaupt nicht, dem Willen dieser Menschen fehlt auch der *Schein* der Freiheit, sie gehen nicht einmal insofern an ihrem Charakter zu Grunde, als sie wenigstens nach *einer* Seite hin, entweder der guten oder der schlechten, ihr Instinct gewaltig treibt und drängt. Diese Menschen sind nicht so sehr *willensunfrei*, als *willenlos*, sie sind ohne Würde und Kraft; dem großen Schicksal stehen sie nicht, wenn auch macht- und hilflos, so doch auch groß und heldenhaft gegenüber; sie kämpfen nicht trotz des Schicksals, sie lassen es feige herankommen, denn sie kennen es voraus, sie sündigen nicht aus innerem Trieb, sondern aus Vorherbestimmung, sie freveln nicht, weil sie die Neigung zum Frevel besitzen, weil der Frevel in ihrer Natur liegt, sondern weil der 24. oder 29. Februar ist; Held und Schicksal spielen eine gleich kleinliche Rolle, erscheinen würdelos und läppisch. Nein, zu dieser verwerflichen Art der Schicksalstragödie gehört die „Ahnfrau" nicht, und es ist an der Zeit, diese Phrase ein- für allemal abzuthun.

Digitized by Google

Eine geschäftig colportirte, in Büchern, Zeitungen und Gesprächen wiederholte Phrase hat sich einer Gruppe neuerer Dichter angeheftet: einem Kleist, Grabbe, Hebbel und Ludwig. Sie lautet: Die Schöpfungen dieser Dichter sind „krankhaft". Es sollte Jedermann, der diese Phrase im Munde führt, dazu verpflichtet werden, sie zu erklären. Die Thätigkeit dieser Dichter, deren jeder in seiner Art groß ist, hat der Hauptsache nach der Tragödie gegolten — eine krankhafte Tragödie, was ist das? In gewisser Beziehung ist jede Tragödie krank, denn sie stellt eine Krankheitserscheinung dar, bald eine psychisch individuelle, indem sie uns mit dem Sonderschicksal eines kämpfenden, irrenden und leidenden Geschöpfes vertraut macht, bald eine typisch allgemeine, indem sie uns den irrationalen Bestandtheil zeigt, der in der Menschenwelt zwischen Schuld und Sühne besteht. Und dann: in jeder großen Tragödie, diesem Abbild des Lebens, handelt es sich um die dichterische Darstellung großer Leidenschaften, abnormer Laster und Verbrechen; unsere Psychologen und Psychiater haben uns aber längst gelehrt, daß große Leidenschaften, Laster und Verbrechen Krankheitserscheinungen an dem Körper der Menschheit seien und der Pathologie oder, richtiger gesagt, der pathologischen Psychologie angehören. Verbrecher werden heutzutage nicht selten von der Kerkerzelle auf's Beobachtungszimmer eines Irrenhauses gebracht, und die Irrenärzte beschäftigen sich mit Vorliebe mit Verbrechergehirnen. Die bedeutendsten tragischen Helden sind bekanntlich Wahnsinnige und Verbrecher, oder mindestens Verirrte, also Kranke, und in diesem Sinne ist jede Tragödie krank. Jedoch ist Kleist's „Käthchen" nicht kränker als Goethe's „Clavigo" und Hebbel's „Judith" nicht kränker als Shakespeare's „Hamlet". — Möchte auch diese literarische Phrase bald zu den Todten geworfen werden.

Eine vierte lautet: „Die Ruhe Goethe's!" Was soll man dabei denken? — Viele Leute können von Goethe nicht sprechen, ohne ihm die Eigenschaft der Ruhe lobend beizulegen; ob sie den Jüngling, Mann oder Greis Goethe meinen, sagen sie nicht. Daß der Dichter des „Werther" und „Götz" nicht ruhig gewesen, braucht wohl keines Beweises. Weiß doch jeder literarische Anfänger, daß der Fehler etwa des „Götz" in einer allzu großen Unruhe besteht. Der häufige, über Shakespeare hinausgehende Wechsel der Scene, das Hin- und Herspringen der Handlung, die raschen und schroffen Uebergänge — kaum haben wir Adelheid als junge Wittwe kennen gelernt, sehen wir sie als Gemahlin Weislingen's, um gleich darauf in ihr eine Ehebrecherin zu entdecken —, all' diese Umstände, welche Schuld daran tragen, daß „Götz", wenngleich eine an unvergänglichen Schönheiten überreiche Dichtung, doch ein schlechtes „Stück" ist, das die nächstbeste neue Mediocrität besser zu „machen" vermöchte, sind auf den unruhigen Charakter des begeisternden Werkes zurückzuführen. Und Goethe, der Mann. Man weiß, daß, als er von Italien in Weimar wieder angelangt war, sein Wesen eine Bitterkeit erfüllte, die ihn den Verkehr mit der Außenwelt als nicht wünschenswerth erscheinen ließ und ihn bewog, sich in sein Innerstes zurückzuziehen. Daß ein solcher Zustand nicht auf allzu großer Gemüthsruhe und -heiterkeit basirt, weiß Jeder, der ihm selbst einmal unterthan gewesen. Und Goethe, der Greis. Die Hauptthat des Greises war der zweite Theil des „Faust". Diese Dichtung mit ihrer bunten Fülle von Gestalten, den sich hastig drängenden und manchmal verwirrenden Bildern, den oft wechselnden Versmaßen, dem durch unnöthige Intermezzi häufig gestörten Flusse der Handlung, dem bewegten, hier und da unterbrochenen Gange der Gedanken, sie mag Alles sein, nur ruhig ist sie nicht. Fehlt ihr etwas, so ist es wie bei „Götz" die innere Einheit der Handlung, die ruhige Geschlossenheit der Form. Die „Ruhe Goethe's" ist eine Phrase; sie wird ausgesprochen, doch wird dabei nichts gedacht. Richtig wäre es zu sagen, Goethe hat danach ehrlich gerungen, das Gleichgewicht der Seele in guten wie in bösen Tagen zu bewahren. In „Dichtung und Wahrheit" erzählt der Altmeister selbst, wie er schon in jungen Jahren bestrebt war, häßlichen Eindrücken dadurch zu begegnen, daß er sich ihrer geflissentlich aussetzte. Die Anatomie war ihm schon deshalb werth, weil sie ihn den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte und ihn von aller Apprehension gegen widerliche Dinge befreite. Und wie gegen sinnliche Eindrücke, so suchte er sich gegen peinliche Anfechtungen der Einbildungskraft zu stählen, indem er sich ihnen so lange überließ, bis sie ihm gleichgiltig wurden. Der Erfolg dieser energischen Bestrebungen blieb auch nicht aus, er bestand in dem seelischen Gleichgewichte, das ihm, wenn auch manchmal gestört, im Ganzen und Großen zeitlebens treu blieb. Aber das ist denn doch etwas Anderes, als die oft rühmend erwähnte „Ruhe Goethe's", des Menschen wie des Dichters.

Unschwer wäre es, solcher literarischen Phrasen noch eine erkleckliche Anzahl anzuführen. Doch mögen die in dieser Betrachtung erwähnten genügen, deren Moral sich für Jedermann von selbst ergibt: der Originalschriftsteller werfe nicht leichtsinnig eine Phrase hin, der copirende Schriftsteller schreibe sie und der Leser sage sie nicht leichtsinnig nach. Alle sollten daran festhalten: erst denk's, dann sprich's.

Japanische Märchen, Sagen und Lieder.

Von Paul Schütze.

Nur fein organisirte, geistig schmiegsame, auch dem Kleinen liebevolle Betrachtung schenkende Naturen vermögen den Märchen- und Sagenschatz eines Volkes in seiner Lauterkeit zu heben. Unter der Hand kritisch angelegter Menschen geht der zarte Schmelz und die keusche Frische verloren. Der Märchensammler muß sich ein Kindesherz und Kindesaugen bewahrt haben, wie sie die Brüder Grimm besaßen, sie, die der Freude des Zusammentragens in der Vorrede zu ihren „Deutschen Sagen" in folgenden Worten schönen Ausdruck verliehen haben: „Das Geschäft des Sammelns, sobald es Einer ernstlich thun will, verlohnt sich bald der Mühe, und das Finden reicht doch noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kindheit, wann sie in Moos und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf seinem Nest überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstohlen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frisch gefallenem Regen riechende Natur blicken zu können."

Dem Vorbilde der Grimm bemüht sich ein jüngst erschienenes, ihrem Andenken gewidmetes Werk nachzueifern: „Japanische Märchen und Sagen gesammelt und herausgegeben von David Brauns".*) Es ist eine uns fremdartig anmuthende Welt, in die es blicken läßt, aber eine Welt, in der wir uns bald gerne näher umschauen, voll originellen Reizes in ihrer Mischung kindlicher Einfachheit und seltsamer Phantastik. Ein Volk, welches durch seine Intelligenz und Wißbegier unter den Nationen mongolischer Rasse eine hervorragende Stellung einnimmt und auch durch diese Eigenschaften schon längst in unseren Gesichtskreis gerückt ist, tritt uns in dieser Sammlung seiner Märchen und Sagen menschlich nahe. Ist dieselbe somit für die Erkenntniß des Charakters und der Denk- und Anschauungsweise der Japaner von höchstem Werth, so erschließt sie ferner der vergleichenden Sagenforschung und Mythologie ein neues reiches Material. Eine Reihe von Märchenmotiven begegnet uns hier, für die wir unschwer zahlreiche Analogien aus dem Sagenschatze anderer Nationen, namentlich auch unserer eigenen, beizubringen vermöchten und die uns entweder bestätigen, daß bei der im Wesentlichen überall gleichen geistigen Anlage des Menschen an mehreren Orten Gleiches unabhängig von einander entstehen kann, oder die einen Ausblick gewähren auf die sonst kaum merklichen Zusammenhänge der Völker. Im Einzelnen verleihen aber wieder Abweichungen und ein specifisch japanisches Gepräge diesen Märchen einen individuellen Charakter. Da finden wir das kinderlose Ehepaar, dem sein heißer Wunsch erfüllt und

*) Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1885.

Digitized by Google

ein Sohn beschcert wird: als die Frau gerade Kleider wäscht, kommt er in einem schönen Pfirsich angeschwommen. Der Knabe wird groß und stark, und nun zieht er, ein echter Märchenheld, aus, um für seine armen, alten Eltern Schätze zu erwerben. Auf seinem Wege schließen sich ihm Hund, Affe und Fasan an, deren Freundschaft er gewinnt, indem er seine Hirseklöße mit ihnen theilt. Unter ihrem Beistande besiegt er den Geisterkönig in seinem Palaste, gewinnt eine schöne Prinzessin zur Frau und kehrt so zu seinen Eltern zurück. Am Schluß der Ausblick in eine glückliche Zukunft. Dankbaren Thieren begegnen wir mehrfach. Ueberhaupt ist das Thiermärchen reich vertreten: die Liebesgeschichte eines Katzenpärchens, die Hochzeit des Leuchtkäfers und der Prinzessin Glühwurm, die Fehde zwischen dem Affen und der Krabbe werden anmuthig, oft humorvoll erzählt. Eigenthümlichkeiten der Thiere werden durch ein Märchen erklärt, z. B. weshalb die Qualle keine Schale hat. Auch Frosch, Ratte, Schlange, Fuchs erhalten ihre eigenen Geschichten. Letzterer spielt nicht die Rolle des Reineke. Nur vor dem Tanuki, einer Fuchsart, muß man sich hüten, da er sich verwandeln kann und zauberkundig ist. Die Menschen sondert auch das japanische Märchen in zwei große Kategorien, in Böse und Gute. Falschheit und Ueberhebung werden bestraft, Bescheidenheit und Herzensgüte belohnt. Dem Braven, Einfältigen wirft ein glücklicher Zufall in den Schooß, was der Schlaue, Habgierige bei allem Bemühen nimmer erringt. Diesen Gegensatz illustrirt besonders hübsch das Märchen „Die Warze und die Kobolde": Zwei Männer wohnen in einem Dorfe neben einander, der eine, trotz seiner Armuth immer fröhlich, der andere zänkisch und darum Niemandes Freund. Beiden gemeinsam ist eine große häßliche Warze, die Jener auf der rechten, Dieser auf der linken Wange hat; der Fröhliche macht sich nichts daraus, wohl aber der Zänkische. Der Fröhliche wandert eines Tages in den Wald, um Holz zu fällen, wird von einem Unwetter überrascht und sucht in einem hohlen Baume Zuflucht. Kobolde, die dort in der Nacht ihr Unwesen treiben, entdecken ihn. Der spaßhafte Alte belustigt sie; er muß versprechen, wiederzukommen; als Pfand wird ihm trotz seines Sträubens die Warze abgenommen. Nun wird der Zänkische neidisch. Er begibt sich ebenfalls in den Wald und zu den Kobolden. Diesen aber gefällt er wenig, und zu der einen Warze, die er schon gehabt, erhält er noch die von dem Fröhlichen als Pfand zurückgelassene dazu. In den Kreis zahlreicher verwandter Sagen stellt sich das schöne Märchen von dem jungen Fischer, der in den Palast der Meeresprinzessin gelangt, mit ihr in Wonne und Glück dahinlebt, plötzlich aber, von unbeschreiblichem Heimweh getrieben, auf die Erde zurückkehrt: fröhlich naht er seinem Dorfe; er sieht den Rauch von den Herden aufsteigen, er sieht die alten Strohdächer aus den Gebüschen hervorragen, er hört das Rufen der Kinder und die Klänge des Koto *) aus einer Hütte am Wege und voll Entzücken jubelt er laut. Aber je weiter er wandert, desto banger wird ihm ums Herz. Alles ist verändert, kein Mensch ihm bekannt. Er kommt zum Hause seiner Eltern: Niemand weiß von ihnen. Er eilt auf den Friedhof und findet ihre Gräber. Er verfolgt die Jahreszahlen auf den benachbarten Leichensteinen und findet, daß dreihundert Jahre verflossen sind, seit er seine Heimath verlassen. Entsetzt, matt schleppt er sich fort; aus einem Bache, zu dem er kommt, blickt ihm ein Greisenantlitz entgegen. Bald erlöst ihn der Tod.

Nicht ungestraft schaut ein Sterblicher einer Göttin Angesicht. Aehnlich ergeht es dem Holzhacker in einem aus China importirten Märchen. Anderswo ist es ein Vöglein, das immer tiefer in den Wald lockt. Hier folgt der Holzhacker einem Fuchse durch das Bambusdickicht, bis er auf eine grüne Wiese gelangt, wo er zwei wunderschöne Frauen Schach spielen sieht. Indem er ihnen zuschaut, verfliegt ihm mit Windeseile die Zeit. Endlich will er heimkehren; aber seine Kniee sind steif. Er stützt sich auf seine Axt; aber sie zerfällt in Staub. Und als er niederblickt, sieht er einen weißen Bart, der lang auf seine Brust herabfällt. Sieben Menschenalter sind verflossen, seit er in den Wald gegangen.

Den Märchen schließen sich die Fabeln an, im Tone von jenen kaum verschieden; nur die Moral tritt deutlicher zu Tage. Besondere Hervorhebung verdienen „Die Ratten und ihr Töchterlein" und „Der Steinhauer", Variationen desselben Themas: Strebe Niemand über seinen Stand hinaus! In der eigenen Haut ist Jedem am wohlsten.

Die niederen Schichten des japanischen Volkes sind es, in die uns diese Märchen und Fabeln führen. Im Dorfe, in Feld und Wald und auf der Landstraße spielen sie. Bambusdickicht und Cedernhain, der Kakibaum mit seinen saftigen Früchten, die Lotosblume auf stillem Teiche sind echt orientalisch anmuthende Bestandtheile der Scenerie.

In andere, höhere Sphären führen die Götter- und Heldensagen. Die Hütte des Dörflers weicht hier dem Tempel und dem Palaste. In den Göttersagen hat sich der religiöse Trieb des Volkes, das Streben, die Bedingungen für die bestehende Welt zu finden, Ausdruck geschaffen und indem die Phantasie die Kräfte der Natur personificirte und zu Gottheiten erhob, ein höchst eigenartiges Sagengespinnst sich zurechtgewoben. Die japanische Schöpfungsgeschichte läßt die erste Gottheit aus einer riesigen Schilfknospe entstehen, die über dem allgemeinen Chaos aufgesproßt war. Mehrere Göttergenerationen folgen dann aufeinander, ehe die Sonnengöttin Amaterasu (oder Tenjodaijin), die Hauptgottheit der Japaner und Stammmutter des Herrschergeschlechtes, geboren wird. Während sie von erhabener Höhe aus die Geschicke der Welt lenkt, wandeln nach der Anschauung der Japaner die sieben Glücksgötter unter den Menschen auf der Erde, theilen ihre täglichen Leiden und Freuden und wachen als gute Geister über dem gläubigen Menschenkinde und dem Hause, das sie ehrt. Es sind sechs Götter und eine Göttin, die alle ihre besonderen Attribute und ihren besonderen Wirkungskreis haben. Die Göttin Benten verleiht Schönheit und Liebesglück; zahlreiche Tempel sind ihr geweiht, oft inmitten malerischer Teiche gelegen, auf denen im Sommer die Lotosblume sich wiegt.

Im Märchen, in der Sage hebt das Volk sich gern über die Sorgen des Lebens hinaus. Hier entwirft es Bilder ungetrübten, ewigen Glückes, mag es dieselben nun materialistisch, wie in dem Märchen vom Schlaraffenlande, oder idealistisch, wie in den Erzählungen von den glücklichen Inseln ausmalen. Die Tendenz ist die gleiche. Auch das japanische Volk hat die Sage von einem Lande ausgebildet, wo allzeit die Blumen blühen, das Leben mit Tanz und Musik, im Gespräch mit weisen Männern, im Umgang mit schönen Frauen verfließt, ohne daß der Tod es endet. Aber nur Wenige finden den Weg nach „Horaisan".

Mit der Gründung des japanischen Reiches durch Jimmu Tenno, den ersten Kaiser von Japan, im Jahre 660 vor unserer Zeitrechnung, beginnt der Mythus in die Heldensage überzugehen, in der ein historischer Kern durch sagenhafte Umhüllung hindurchschimmert. Die Helden übernehmen die Functionen der alten Götter und wachsen so ins Uebermenschliche, Riesenmäßige. Uebernatürliche Ereignisse, Träume bestimmen oft ihre Handlungsweise. Dämonen und Unholde in mannigfacher Gestalt sind zu überwinden: ungeheure Erdspinnen, die der Held mit Reiswein betäubt und dann tödtet, oder ein Unthier mit dem Kopf eines Affen, dem Leib eines Tigers und einem Schlangenschweif, das er durch einen Pfeilschuß ins Auge erlegt; auch in Gestalt schöner Frauen suchen böse Geister die Helden zu verderben. In der Reihe der Recken ragt der Lieblingsheld der Japaner, Yamatoke, hervor, ausgestattet mit allen Tugenden, die das Volk am höchsten schätzt, besonders mit heldenhafter Kühnheit, die besinnungslos in die Gefahr stürzt, aber auch die List nicht immer verschmäht.

Allmählich wie der Uebergang des Mythus in die Heldensage vollzieht sich die Wandlung der Letzteren zur geschichtlichen Sage, in der das historische Moment deutlich erkennbar bleibt und nur mit Sagenzügen leise übermalt wird.

Der sechste Abschnitt der Sammlung vereinigt die nicht sehr zahlreichen Legenden. Es sind Erzählungen von Priestern

*) Nationales Saiteninstrument.

Digitized by Google

und Nonnen, deren Gebet die Gottheit wunderbar erhört, von der Ausbreitung des mit der urheimischen Religion allmählich verwachsenen Buddhismus, von den heiligen Thieren der Japaner. Eine interessante Analogie zu ähnlichen deutschen Sagen bildet die Geschichte von der Glocke, die ihre spiegelblanke Oberfläche in Falten zusammenzieht, als eine eitle Frau sich darin beschaut.

Unter den Localsagen, die lieber den Märchen hätten angereiht werden sollen, ist wohl das merkwürdigste Stück die Erzählung von der badenden Göttin, der ein junger Fischer das Federgewand raubt und die, um dasselbe zurückzuerhalten, verspricht, ihm den schönsten Tanz, den er je geschaut, vor zu tanzen.

Der letzte Abschnitt der Sammlung enthält Gespensterſagen, deren sich in Japan ein reicher Schatz aufgehäuft hat. Todte rächen sich an ihren Mördern oder treiben Schulden ein, die ihnen bei Lebzeiten nicht gezahlt sind. Junge Leute erzählen sich am Abend Spukgeschichten: ein Uebermüthiger macht sich anheischig, ein verrufenes Moor unbehindert zu durchschreiten; die Gespenster aber strafen den Verwegenen, indem sie ihn kahl scheeren.

Den eigenartigen Gebilden des japanischen Volksgeistes sei ein Stück japanischer Kunstpoesie gegenübergestellt, wie es uns das Buch von R. Lange bietet: „Altjapanische Frühlingslieder aus der Sammlung Kokinwakashu übersetzt und erläutert“.*) Die Einleitung belehrt uns über Entstehung, Inhalt und Charakter dieser Sammlung. Im 10. Jahrhundert nach Christi Geburt auf kaiserlichen Befehl veranstaltet, vereinigt sie in sich eine Reihe der besten Erzeugnisse aus der Blüthezeit der japanischen Lyrik. Ihr ist eine Vorrede von dem Dichter Tsuravuki vorausgeschickt, in welcher dieser seine Ansichten über Wesen und Ursprung der Poesie ausspricht und eine Kritik der alten Dichter und seiner Zeitgenossen gibt. Es sei gestattet, aus diesem merkwürdigen Denkmal japanischer Poetik und Kritik einige Sätze herauszuheben:

„Was man Poesie nennt, das hat seinen Ursprung im Gefühl des Menschen, das er in Worten ausdrückt. Mannigfach sind nun die Verhältnisse auf der Welt, die den Menschen berühren, und wenn er seine Gedanken dabei, z. B. bei sinnlichen Wahrnehmungen, in Worte bringt, so entsteht ein Gedicht. Die auf den Zweigen singende Uguisu,**) der quakende Frosch im Wasser, sie drücken ihr Gefühl auch aus, und auch das kann man ein Gedicht nennen. So gibt es kein lebendes Wesen, das nicht Gedichte machte.“

Ueber die zeitgenössische Lyrik läßt sich der Verfasser also aus:

„Die Menschen jetzt sind leichtsinnig und vergnügungssüchtig, und die Gedichte, die entstehen, erregen nur Wollust und sind ohne tiefen Inhalt. Die so bedeutungsvolle Poesie ist dabei so herabgekommen, daß sie nur lüsternen Leuten für ihre Heimlichkeiten dient und daß man die Gedichte an einem anständigen Orte nicht zeigen kann. So sollte es eigentlich nicht sein.“

Dann werden eine Reihe lyrischer Motive aufgeführt und die in der Sammlung vertretenen Dichter mit wenigen Strichen charakterisirt. So heißt es von einem: „Seine Sprache reicht nicht aus, um sein überfließendes Gefühl auszudrücken; es ist wie eine verwelkte Blume, die den Duft bewahrt, aber die Farbe verloren hat“; von einem anderen: „Seine Gedichte sind nicht uninteressant, aber seine Art und Weise ist nicht fein; es ist gerade, wie wenn ein Greis vom Lande, der Brennholz auf dem Rücken trägt, sich unter einem blühenden Baume ausruht“; von einer Dichterin: „Sie erscheint melancholisch und weich, was bei einer Frau nicht wunderbar; ihre Poesie ist wie eine schöne Frau in Trauer.“

Von den etwa tausend in bestimmter Weise geordneten Gedichten der Kokinwakashu hat Lange nur einen kleinen Bruchtheil, die Frühlingslieder, herausgegeben und übersetzt. Es sind kurze Gedichtchen, die in nur zwei Versen Bedingung und Schluß, Ursache und Wirkung, Bild und Gegenbild vereinigen. Zartheit der Empfindung und Anmuth der Form zeichnet sie aus. Was in den Märchen beobachtet wurde, begegnet uns auch hier: ein offener Sinn für die Natur. All' ihren Stimmen und Regungen, wenn sie aus dem Winterschlaf erwacht, lauscht der Japaner entzückt, athmet voll Wonne die Frühlingsluft ein und erfreut sich an den sprießenden Bäumen und den knospenden Blumen. Die Motive der Lieder werden schon durch die Ueberschriften angedeutet: „Gedichtet am Tage des Frühlingsanfangs; auf den Schnee, der die Bäume bedeckt; auf die Pflaumenblüthen in einer Frühlingsnacht; von . . ., als er bei dem Schreien der Wildgänse des fernen Freundes gedachte; von . . ., als sie krank und mißgestimmt zu Hause hinter einem Vorhang saß, um vor Zug geschützt zu sein, und von abgepflückten Kirschzweigen Blüthen abfallen sah“, 2c. Der Frühling wird durch alle seine Phasen, vom ersten leisen Aufathmen der Natur bis zum Welken der Lenzesblumen verfolgt. Der japanische Frühlingssänger ist die Uguisu. Sie singt mit Vorliebe in den Zweigen des Pflaumenbaumes mit seinen süßduftenden Blüthen. Die Uguisu im blühenden Baum ist ein Bild, das in den Frühlingsliedern häufig wiederkehrt. Wenn der Lenz zu Ende geht, klagt sie; dann wendet sich der Dichter an sie:

„Grolle mit Klagen nicht mir, der Sturm hat die Blüthen verwehet,
Uguisu! selbst mit der Hand rührt ich die Blumen nicht an.“

oder:

„Wen wohl klaget die Uguisu an? Die Blüthen zerstreut sie,
Hüpfend von Zweig zu Zweig, selbst durch der Fittiche Schlag.“

Die aufsteigenden Frühlingsdünste, die die Berge verschleiern und unter dem Hauche des Windes zerflattern, der Regen, der das junge Grün hervortreibt, der Duft der Lenznacht, Bäume im Mondesglanz, am Wasserfall -- das sind andere Motive dieser Frühlingslieder. Anschaulicher werden die Bilder, wenn der Mensch aus dem Rahmen der Natur selbstständiger hervortritt: die Leute ziehen hinaus, um junge Kräuter zu pflücken; der Dichter wandert auf die Berge, vergißt der Heimkehr unter dem blühenden Kirschbaum und singt:

„Leg' ich zur Frühlingszeit auf Bergeshöhe mich nieder,
Seh' ich im Traume sogar fallende Blüthen allein.“

Aber auch trübe Betrachtungen werden wach:

„Alles verjüngt sich im Lenz, wenn tausendfacher Gesang tönt;
Doch ich werde allein älter mit jeglichem Jahr.

Mit Wehmuth sieht der Japaner den Frühling scheiden, die Blüthen, die er gebracht, welken und fallen und vom Bach fortgetrieben. Er möchte ihnen zurufen: Verweilet noch! Ihr seid so schön! Er meint:

„Lieber solltet ihr, Blüthen, nicht blüh'n, als fallen so zeitig!
Denn so wäre selbst ich ruhig im Herzen und still.“

Aber da einmal auch der Blumen Loos Vergänglichkeit ist, so gilt es, sie zu pflücken, so lange sie blühen:

„Sind erst die Blüthen dahin, die Sehnsucht bringt sie nicht wieder,
Willst Du sie brechen, so brich heute, sonst ist es zu spät.“

Der Blume schneller Tod erinnert den Dichter an die Kürze des Menschenlebens. Bang wirft er die Frage auf:

„Jährlich kehret zurück die Pracht der blühenden Kirschen;
Ob Du wieder sie siehst, hängt vom Geschicke nur ab.“

*) Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.

**) Sie nimmt in der japanischen Lyrik die Stelle unserer Nachtigall ein.

Digitized by Google

Victor Hugo.

II.

Paris, Napoleon, das Volk heißen die drei Helden, die Victor Hugo's Muse verherrlicht hat. Frankreich, Spanien, Deutschland sind die gelobten Länder seiner Poesie, die ihn am meisten angeregt, aus denen er am liebsten seine Stoffe geholt hat. Seine Weltanschauung ist erst katholisch befangen, bewegt sich dann im Ideenkreise der Saint Simonisten, wird von einen großartigen pantheistischen Hauch erfüllt und klingt in einem dogmenfeindlichen Deismus aus. Noch stärkere Wandlungen hat seine politische Ueberzeugung durchgemacht. Erst royalistisch, aus ästhetischen und patriotischen Gründen Imperialist und Bewunderer Napoleons I. und dann plötzlich liberaler Anhänger der Republik, der Socialdemokratie. Viel einheitlicher ist seine poetische Entwicklung. Aus einem Nachahmer Chateaubriands geht schon in jungen Jahren der originelle, schöpferische Gründer des Romantismus hervor, anfangs von einem Troß jugendlicher Anhänger umgeben, am Ende der einzige und letzte Romantiker. Es ist sicher, daß die neue Schule in ihrer Reaction gegen die pseudoclassische Literatur ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, ein Verdienst für Frankreich war. Die Literatur erstickte in dem Redezwange Boileaus, der Alles ganz genau vorgeschrieben hatte: die Syntax, den Versbau, die Bildersprache. Bis dahin war es verboten, den Alexandriner zu zerhacken, den Satz zu unterbrechen, den Vers auszudehnen. Jetzt lehrte Hugo die Kühnheit des Reims, die Freiheit der Cäsur, die coupirten Sätze, den Wechsel im Tonfall. Sein Theater und Odenvers ist kein im langweilig cadenzirten Schritt einhertrabendes Schulpferd, sondern ein wildes Schlachtroß mit flammendem Blick, fliegender Mähne und stolzem Gewieher, ein edles „Wüstenroß aus Alexandria". „Durch Hugo", versichert Renan, „fand die französische Sprache, die nur noch gut schien, um geistreiche oder liebenswürdige Verschen zu reimen, mit einem Male Klang und Glanz. Der Dichter, welcher der Einbildungskraft und dem Gefühle neue Wege eröffnet hatte, offenbarte der französischen Poesie ihre Harmonie. Was nur eine bleierne Schelle war, wurde unter seinen Händen eine Glocke von Stahl." Hier auf sprachlicher Seite liegt für Frankreich Hugo's größte Bedeutung. Seine Rede ist wunderbar reich, markig und glänzend, sie klingt und malt mit ihren Beiwörtern, ist voll Leben und Bewegung, Relief und Farbe. Hugo wendet sich gegen die rhetorischen Umschreibungen der Classiker und weist auf die Natur, das mot propre zurück. „Ich habe", rühmt er sich in einem Gedicht, „statt „Nüstern" schlechtweg Nase gesagt, die „längliche, goldene" Frucht Birne und Vaugelas einen alten Esel genannt." Diesen wirklichen Verdiensten steht aber der ästhetische Grundirrthum Hugo's gegenüber, daß er den höchsten und eigentlichen Reiz der Poesie in der Wirkung des Contrastes sucht, in Folge dessen er seine ganze Dichtung von dem rhetorischen Spiel der Antithese abhängig macht. Er faßt das Schöne nur als Gegensatz zum Häßlichen, die Liebe nur als Gegentheil des Hasses auf. Daher seine Lust an grellen Wechseln der Stimmung, seine Uebertreibungen, seine Exaltation. Er geht fast immer dem Einfachen aus dem Wege. Die natürliche Größe genügt ihm nicht; er braucht stets das doppelte und dreifache Maß. Dem höchsten Ideal ist die tiefste Monstrosität, die physische oder moralische Verbildung, die Mißgestalt, das Ungeheuer gegenübergestellt. Seine Sucht, verblüffen zu wollen, bringt es mit sich, daß er oft um eines Effects willen die Wahrheit verschmäht und daß seine Poesie selten einen harmonischen Eindruck hinterläßt. Haben wir ihn eben bewundert, so müssen wir ihn nicht selten gleich wieder belächeln.

Die Reformen der Romantiker hatten die meiste Berechtigung im Drama. Die französische Tragödie wurde bis dahin von den Fesseln der drei „aristotelischen" Einheiten erdrückt, durch periphrastische Ausdrucksweise gelähmt; die Charaktere mußten einfach, gradlinig sein, die Leidenschaft sprach nur gedämpft. Hugo brach die Monotonie dieses pseudoclassischen Dramas, gab ihm Leidenschaft und Localfarbe, stellte das Komische neben das Tragische und die Antithese nicht nur in den Dialog, sondern auch in die Charaktere und die Handlung. Hernani ist Bandit und Fürst und sein Nebenbuhler ist der deutsche Kaiser; Ruy Blas, der „Lakai", erhebt sich zum Minister und Geliebten einer Königin; Lucretia, die fürstliche Courtisane, wird durch ihre Mutterliebe entsündigt; Triboulet, der krüppelhafte Helfershelfer eines gekrönten Wüstlings, ist ein zärtlicher Vater; Torquemada will die Menschen erlösen, indem er sie verbrennt . . .

Hugo kommt in seinen Dramen nicht über den einzigen Heldentypus hinaus, den uns Chateaubriand in René, Byron im Giaur gezeichnet hat. Es ist der weltschmerzliche, schicksalsverfolgte Kraftmensch, l'homme fatal. Hernani, Triboulet, Ruy Blas, Didier, Othbert — lauter Balladenhelden, unsicher in den Umrissen, ohne individuelle Züge. Was für ein lächerlicher Geselle ist nicht dieser sogenannte Bandit Hernani, der immer von Mord und Schaffot declamirt und Don Carlos tödten will, aber es niemals thut. Oder der sentimentale, gebildete, sogar dichtende Ruy Blas, der ganz gelähmt wird von der Idee, daß er einmal zufällig Secretair — keineswegs Lakai! — war und der sich seinen Verderber mit einem Degenstich leicht aus dem Wege räumen könnte. Ist es nicht bezeichnend, daß der italienische Librettist des „Rigoletto" Franz I. ganz so, wie ihn Hugo gezeichnet, in seinen Operntext hinübernehmen und Herzog von Mantua taufen konnte? Die Romantiker spotteten über den confident, den Vertrauensmann der Tragödie, aber was setzten sie an dessen Stelle? Noch viel unnatürlichere Monologe voll pathetisch donnernder Verse, glitzernder Antithesen und geschmackloser Auskramungen von Namen aus der Geschichte und Geographie. Die geistvolle Parodie hat vollkommen Recht, wenn sie einem Victor Hugo'schen Helden die Worte in den Mund legt:

. . . J'ai bien envie
De vous parler d'histoire et de géographie.
. . . D'abord, mes chers enfants,
J'éprouve le besoin de parler très-longtemps.

Victor Hugo ist nur theatralisch, nicht dramatisch. Die Maschinerie, das Costüm spielen bei ihm die erste Rolle. Prüft man den gordischen Knoten näher, so sieht man, daß es nicht der funkelnden Damascenerklinge bedurfte, womit Hugo in großartiger Pose ihn durchhaut, sondern daß er im Grunde von kindlicher Einfachheit und Lösbarkeit ist. Die Handlung entwickelt sich nicht, sondern geht sprungweise auf den Effect, die packende Situation, den Theatercoup, das farbige Tableau. Kein Wunder, daß die Componisten gierig nach diesen Dramen griffen, die in der That prästabilirte Opern sind. Schon jetzt lebt sein Drama fast nur noch mit der Musik von Verdi und Donizetti. Ich habe den Reprisen von „Hernani" und „Le Roi s'amuse" im Theatre française beigewohnt. Die Darstellung war ausgezeichnet, aber Hernani brachte es nicht über einen Achtungserfolg, während das poetisch schwächere, aber theatralisch geschickter gemachte zweite Stück entschieden mißfiel. Das Publicum spendete nicht dem Dramatiker seinen Beifall, sondern nur dem Dichter der lyrisch rhetorischen Glanzreden mit ihrer packenden Begeisterung für Freiheit und Ehre.

Stärker als der dramatische Puls ist der epische Zug bei Victor Hugo. Hier ist seine Frescomalerei besser am Platz, wenn er auch zu subjectiv ist, um historischen Sinn zu haben. Ihn reizt eigentlich nur die Anecdote, die Curiosität, das Fremdartige und Seltsame. Er hat wohl die richtige Anschauung einer bestimmten historischen Zeit, wie denn auch z. B. das Spanien des XVI. und XVII. Jahrhunderts in „Hernani" und „Ruy Blas", das Zeitalter Ludwigs XIII. in „Marion Delorme", das mittelalterliche Italien in „Lucretia Borgia", das feudale Deutschland des XII. Jahrhunderts in den „Burggrafen" im Allgemeinen getroffen ist. Aber im Einzelnen wie viele Verstöße gegen die Localfarbe, die geschichtliche Wahrheit! Wie unhistorisch ist der declamirende Karl V. mit seiner großartigen Geschichtsphilosophie oder der als ein Ludwig XV. dargestellte ritterliche Franz I.! In den „Burggrafen" werden wir mit der Nachricht überrascht, daß Anno 1200 Berlin von den Vandalen, Danzig von den Heiden er-

Digitized by Google

obert wurde. Hugo hat leider seine epische Kraft in Fragmenten verzettelt. In den Geschichtsbildern der „Légende du Siècle“ und der „Quatre vents de l'Esprit“ findet sich mancher colossale Torso. Die „Vier Tage Elzio's“ behandeln das juvenalische Thema, wie man einem Tyrannen die Wahrheiten ins Gesicht schleudert. Der Historiker muß sich dabei entsetzen, wie der große Otto III. hier gehudelt wird, aber man muß nicht vergessen, daß damit nur Napoleon III. gemeint ist. Die Geschichte des fünzigjährigen Herzogs Gallus, der das psychologische Problem durchführen will, wie in zwei Weiberseelen der angeborene Hang zum Bösen sich entwickelt, bis er schließlich von Margerite wie von Esca um seinen Triumph betrogen wird, klingt abstract in einen brausenden Hymnus auf die Frauentugend aus. Der Zweikampf zwischen den beiden Paladinen Karls des Großen, die fünf Tage und fünf Nächte lang eine Paukerei erst mit Schwertern dann mit Bäumen ausfechten und sich endlich versöhnen, indem Roland Oliviers Schwester heirathet, ist eine liebenswürdige mittelalterliche Aufschneiderei, die Hugo trefflich zu Gesichte steht. Großartig ist die gespenstige Vision, wie der eherne Heinrich IV. von seinem Roß am Pont-Neuf absteigt und das nächtliche Paris durchwandert; er kommt an den Standbildern seiner Nachfolger vorbei und hört vor jedem eine furchtbare Stimme, die ihm den Ruhm und die Schande seines königlichen Geschlechtes verkündet. Ein jeder seiner Thronfolger hat sich schwer an seinem Volke versündigt. Wie der ewig lachende leichtsinnige Heinrich das Volk durch Steuergesetze ausgesaugt hat, so ließ der Henkersknecht Ludwig XIII. eine barbarische Strafrechtspflege walten; Ludwig XIV. verspritzte in unnützen Kriegen das Blut seines Volkes, und Ludwig XV., der Mann der Hungersnoth, führte Krieg gegen die Mütter. Ein gräßliches Urtheil spricht der Dichter über Ludwig XV., den Vielgeliebten, aus.

Adieu le pur, le grand, le saint, le beau, le vrai!
Corruption, débauche, impudeur, arbitraire,
Un sinistre appétit de faire le contraire
De ce que veut l'honneur, un satyre à l'affût,
Boue et néant, voilà ce que que cet homme fut.

In der Schilderung des Leichenbegängnisses dieses gekrönten Wüstlings erhebt sich Hugo zu dantesker Höhe, wobei er zugleich das äußerste Ende des ästhetisch Gestatteten streift.

On vit tandis qu'autour du funèbre carosse
Les prêtres répandaient leur encens, vain brouillard,
Ruisseler de dessous le royal corbillard
On ne sait quelle pluie éclaboussant la roue,
Qui suintait du char sombre et qui tachait la boue;
C'était ce roi, ce maître et cet homme d'orgueil
Qui tombait goutte à goutte à travers son cercueil.

Auf dem Eintrachtsplatz aber findet Heinrich statt des zu Ehren des „Vielgeliebten“ errichteten Standbilds die Guillotine; eben fällt das Beil und rollt ein Kopf in den Korb. „Wer bist du, dessen Haupt da liegt, blaß, bleich und blutig, wie des Täufers Haupt auf der Schüssel?“ — Der Enkel deines Urenkelkindes. — „Woher kommst Du?“ — Vom Thron. — „Was bedeutet dies Werkzeug?“ — Das Ende. — „Wer trägt die Schuld?“ — Ihr, meine Väter. —

Wenn Victor Hugo seiner Nation nicht das Epos geschenkt hat, das sie noch immer entbehren muß, so hat er doch Romane geschrieben, welche man füglich Epopöen nennen kann. Der „Halbbruder des Dichters“ ist hier überall ein vollblütiger und ebenbürtiger Poet. Die Sprache ist hochpathetisch, breite Hymnen unterbrechen den epischen Fluß. Der Dichter ergreift jeden Augenblick das Wort. Die Phantasie gebietet unumschränkt, namentlich in seinen zwei ersten Romanen.

In seinem „Notre Dame de Paris“ hat er sich mehr zu beherrschen gewußt. Hier wird ein fünfzehntes Jahrhundert gezeigt, das der historischen Prüfung nicht stichhält, aber es ist ein farbenreiches Bild mit meisterhafter Schilderung des architektonischen Paris der Gothik. Mit Recht wundert sich Zola, daß Hugo von Notre-Dame nur die Thürme, die Glockenstube, die Fassade schildert, aber nie das Innere der Kirche, Schiff und Altar zeigt, die Priester, das Volk der Beter, die heilige Handlung. Viel weniger einheitlich ist des Dichters umfangreichster Roman: „Les Misérables“, worin er sein sociales Programm dichterisch zu gestalten versucht. Er erklärt den Krieg der „Entwürdigung des Mannes durch das Proletariat, des Weibes durch den Hunger, des Kindes durch die Unwissenheit“, protestirt gegen die Grausamkeit der Gesellschaft, wie sie sich namentlich in den Strafgesetzen ausspricht, und preist den Segen der Volksbildung. Das Recht auf Arbeit und andere Utopien werden als „Ziele, aufs innigste zu wünschen“, als sociale Allheilmittel empfohlen. Wir sehen die Entwicklung eines Galeerensträflings zum Wohlthäter der Menschheit. Mit grausamem Raffinement sind alle Härten der Gesellschaft aufgehäuft, die dem tugendhaften Verbrecher den Rückweg verwehren wollen, und erst auf dem Todbette wird die Seelengüte des Märtyrers anerkannt. Der Roman enthält viel Ergreifendes, aber auch endlose Wüsten und gefährliche Sophismen. Ein rhetorisches Prunkstück ist die Schilderung der Schlacht von Waterloo. Besser als der sich reinigende Valjean und die Grisette Fantine, die wie Lucretia Borgia durch ihre Mutterliebe gereinigt wird, sind zwei Nebenpersonen individualisirt: der Pariser Gamin, der auf den Barrikaden stirbt und der Polizeispitzel, der Fanatiker der Autorität. Die späteren Romane, die hymnischen „Meeresarbeiter“, der barocke „Lachende Mann“, das zum Theil großartige „1783“ reichen nicht an die beiden früheren Schöpfungen.

Am bedeutendsten ist Victor Hugo als Lyriker. Aechte Liederklänge, die das Herz treffen, finden wir zumal in den frühesten Gedichtsammlungen und in den „Contemplations“. Der glückliche Dichter besingt seine Jugend, seine erste Liebe, seine literarischen Erfolge und schwelgt im Naturgenuß. Aus den prachtvollen Liebesliedern — z. B. dem auch bei uns wohlbekannten „Si vous n'avez rien à me dire“ — und in den von sprudelnder Lebenslust eingegebenen „Elle était déchaussée“, „La fête chez Thérèse“ spricht eine gesunde Sinnlichkeit, die nie lüstern ist, aber auch nie wie bei Chateaubriand und Lamartine sich in mystische Verzückung verliert. Wie hübsch ist der Spaziergang mit der Geliebten geschildert:

Moi seize ans et l'air morose,
Elle vingt, ses yeux brillaient.
Les rossignols chantaient Rose,
Et les merles me sifflaient.
. . . Je ne vis qu'elle était belle
Qu'en sortant des grands bois sourds.
Soit, n'y pensons plus, dit-elle.
Depuis j'y pense toujours!

Auch das Innige und Herzliche gelingt ihm, zumal in den seine Häuslichkeit feiernden Liedern, z. B. dem berühmten Gedichte von der Mutterliebe. Die junge Frau hat ihren Erstgeborenen durch den Tod verloren und ist untröstlich. Als sie nun einem zweiten Kinde das Leben gibt, wagt sie es nicht, ihm zuzulächeln, um den Todten nicht eifersüchtig zu machen.

Non! non! je ne veux pas! non tu serais jaloux!
O mon doux endormi, toi que la terre glace,
Tu dirais: „On m'oublie, un autre a pris ma place;
Ma mère l'aime et rit; elle le trouve beau!
Elle l'embrasse, et moi je suis dans mon tombeau.

Da hört sie — o süßes Wunder! — aus den Vorhängen eine leise Stimme.

Elle entendit, avec une voix bien connue,
Le nouveau-né parler dans l'ombre entre ses bras,
Et tout bas murmurer: c'est moi. Ne le dis pas.

Kann der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele einen rührenderen Ausdruck finden? Auch in seinen Greisenjahren hat Victor Hugo, der mittlerweile Großvater geworden, gern das intime Familienglück besungen und ihm sogar ein eignes Buch „L'Art d'être grand-père“ gewidmet. Aber da hat er etwas Gezwungenes, Aufgeblasenes und wird im Bestreben, den kindlichen Ton zu treffen, oft kindisch und geradezu läppisch.

Digitized by Google

Doch Hugo ist nicht nur der Sänger stillen Glücks. In seinen „Orientales" entfaltet er eine wahrhaft morgenländische Farbenpracht; eine athemraubende Phantasie schwelgt in prachtvollen Accorden; das cyklopische Gepräge seiner Verse erscheint mit einem Male weich und zart. Da ist Alles frisch und keck, von erstaunlichem Schmelz der Sprache; es geht auch ohne Seufzer und Thränen und fast ganz ohne theatralische Pose ab. „Les Djinns" ist ein hochpoetisches metrisches Kunststück, das in der Weltliteratur seines Gleichen sucht. Die „Dämmerungslieder" bezeichnen eine zweite Manier des Dichters, die pessimistische. Der Poet tritt hier fester, männlicher auf als in seinen ersten Gedichten. Er sagt der Jugend und der Liebe Lebewohl und klammert sich angstvoll an den Glauben seiner Kindheit. Er ist nicht mehr Christ und noch nicht Pantheist. Alle Hoffnungen sind ihm entschwunden; er fühlt den Niedergang des Lebens; wilde Zweifel und unendliche Traurigkeit erfassen ihn. Sein Liebling ist jetzt „die Nacht, die von der Traurigkeit wie eine Schwester geliebt wird", und eine tiefe Melancholie spricht aus seiner Klage über die Vergänglichkeit.

Oublions, oublions! Quand la jeunesse est morte,
L'aissons-nous emporter par le vent qui l'emporte
A l'horizon obscur.
Rien ne reste de nous: notre oeuvre est un problème;
L'homme, fantôme errant, passe sans laisser même
Son ombre sur le mur.

Der Dichter hat einen durch nichts zu erschütternden Glauben an seine Mission; er weiß, daß er auf den Fittichen des Liedes immer höher steigt, aber er bedauert doch den Verlust seiner jugendlichen Sangeslust.

C'en est fait! son génie est plus mûr désormais;
Son aile atteint peut-être à de plus fiers sommets;
La fumée est plus rare au foyer qu'il allume;
Son astre haut monté soulève moins de brume;
Son coursier applaudi parcourt mieux le champs clos;
Mais il n'a plus en lui, pour l'épandre à grands flots,
Sur des oeuvres, de grace et d'amour couronnées,
Le frais échantement de ses jeunes années.

Wundervoll ist namentlich das Lied „La Cloche", wo der Dichter zur Glocke im Thurm emporsteigt, die einst blank und rein war und jetzt auf ihrem Silberkleid alberne oder unfläthige Worte trägt, welche die Vorübergehenden mit dem Messer oder einem rostigen Nagel eingekratzt haben. Und dieser geschändeten, aber noch immer erhabenen Glocke vergleicht der Poet seine Seele, die ebenso rein aus der Taufe hervorgegangen, jedoch von fremden und eigenen Leidenschaften befleckt wurde. Aber gleichviel! ruft er aus —

Mais qu'importe à la cloche et qu'importe à mon âme!
Qu'à son heure, à son jour, l'esprit saint les réclame,
Les touche l'une et l'autre, et leur dise: Chantez!
Soudain par toute voie et de tous les côtés
De leur sein ébranlé rempli d'ombres obscures,
A travers leur surface, à travers leurs souillures,
Et la cendre et la rouille, amas injurieux,
Quelque chose de grand s'épandra dans les cieux.

Neu ist der pantheistische Hauch seiner Lieder aus dem Exil, in denen das Meer wogt und donnert. „Nichts geht verloren in dieser Welt", heißt es in einer Vorrede, „nichts geht verloren am blauen Himmel, am grünen Baum, in der dunklen Nacht, im Windesrauschen, im Vogelgesang. Kein Wesen kann sich der Schöpfung entziehen. Alles bleibt erhalten, ist ein Ganzes, paart sich, ist fruchtbar". Er bewundert den mitleidigen Esel, der eine Kröte nicht zertreten will, und ruft pathetisch aus:

Respecte la fourmi autant que le lion,
Rêveur! Rien n'est petit dans la création.
De l'être universel l'atome se compose;
Dieu vit un peu dans tout, et rien n'est peu de chose.

Bald ist es aber nicht mehr nur persönliches Leid, das ihn drückt, sondern Kummer über die politische Verfinsterung, das sociale Elend. Die engere Familie, die er früher besang, erweitert sich zur Menschenfamilie. Victor Hugo wird Tendenzdichter oder, wie er sich ausdrückt: „kein unnützer Poet". Er singt für Freiheit und Gleichheit, Toleranz und Aufklärung. Er entsagt dem Cultus Napoleons und der Bourbons, und sein Tyrannenhaß wird bald zur Manie. Die gegen den Staatsstreichkaiser geschleuderten „Châtiments" und „Napoléon le petit" sind Muster-Pamphlete. Hugo ist wirklich im Jambenschleudern ein Archilochus, ein Zeus in seinem Silbenfall, ein Donnerer und kann von seinen Angriffen auf Napoleon III. mit Platen sagen:

„Indem sie blenden, treffen meine Pfeile dich,
Von mir getödtet, gaffst du noch Bewunderung."

Allerdings ist seine Polemik maßlos, schießt übers Ziel hinaus und sinkt mehrmals zu wüstem Schimpfen hinab. Hugo hat überdies keine Spur von Humor, wie wir schon an der frostigen Munterkeit Triboulets erkennen oder aus den Scenen der „Burggrafen", wo nicht weniger als drei Narren sich und uns langweilen. Zur Satire fehlt ihm die Leichtigkeit, der Sarcasmus, die Ironie. Er poltert und donnert nur, doch erhebt sich sein Pathos allerdings oft zu imposanter Höhe. Herrlich sind die markigen Schilderungen des Gemetzels auf den Boulevards und der Orgien der betrunkenen Soldateska. In seinen späteren Gedichten wird seine Satire oft kleinlich. Broglie, Fourtou, Buffet, der obscure spanische Bischof, der die „Misérables" auf offenem Platze verbrannte, der Sohn des belgischen Ministers, der ihm an der Spitze des Brüsseler Pöbels die Fenster einwarf — diese kläglichen Gesellen sind wahrlich nicht werth, auf die Nachwelt zu kommen! Auch in seiner „Année terrible", worin er uns manches Unverbindliche sagt, findet sich neben gewaltigen Tatzenschlägen des greisen Löwen viel Hohles und Unsinniges. Von unvergänglicherem Werthe sind die besseren seiner socialistischen Gedichte, worin er gegen die Todesstrafe — „weg mit dem Pfunde des Shylock!" —, gegen die pomphaften Gräber des Père Lachaise, gegen die Priester, die Päpste, die Tyrannen wettert und das „edle, unglückliche" Proletariat verherrlicht. Stolz nennt er seinen besten Ruhmestitel, ein Diener der Humanität zu sein.

Je n'ai
Qu'une idée en esprit: servir la cause humaine.
J'ai dans le livre, avec le drame, en prose, en vers
Plaidé pour les petits et pour les misérables . . .
J'ai réclamé des droits pour la femme et l'enfant
J'ai tâché d'éclairer l'homme en le rechauffant.
J'allais criant: Science! écriture! parole!
Je voulais résorber le bagne dans l'école.

Von den greisenhaften Producten seiner unerschöpflich fruchtbaren letzten Jahre müssen wir absehen, wenn wir Victor Hugo richtig würdigen wollen. Er, der in seiner früheren, guten Zeit stets nur aus einem Guß geschaffen, leimt später seine Gedichte mühevoll zusammen. Er schwebt nicht mehr, er taumelt. Alle seine Schwächen erscheinen markirter; die synonymen Redensarten häufen sich, und leerer Pomp, complicirte Perioden, gewaltsame Antithesen, schiefe Vergleiche, geschmacklose Bilderverschwendung werden chronisch. Aber das Eine kann man ihm zugestehen, daß er sich überall das höchste Ziel gesteckt und stets edel und patriotisch gezeigt hat. Seine Landsleute werden wohl bald von dem Wahne geheilt sein, daß er ihr größter Dichter sei und sich bald einen anderen Dalai Lama — etwa Lesseps, Pasteur, Augier, Dumas fils oder Renan — erwählen. Sie haben auch bereits angefangen, ihn objectiver zu würdigen, wenn es auch meist mit Rücksicht geschah. Renan, Taine machen in ihrer Anerkennung Vorbehalte. Doudan nennt ihn gar einen Charlatan. Zola will höchstens den Lyriker gelten lassen und sieht seine Hauptwirkung in der Rhetorik. Brunetière und Weiß sagen in klaren Worten, daß Dante und Corneille, Goethe und Racine größer sind; und erst kürzlich hat der „Figaro" die Hugolatrie eine Geschmacklosigkeit genannt; Victor Hugo sein ein Virtuose, kein Schöpfer, Paganini sei nicht Mozart.

Digitized by Google

Seine romantische Aesthetik ist freilich längst todt und begraben, und seine Philosophie, die sich von der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung grollend abwendet, wird dazu beitragen, seine Schöpfungen schnell veralten zu machen. Der Dramatiker ist schon vor fünfzig Jahren durch Ponsard und die Rachel entthront worden und vegetirt nur noch auf der Pariser Bühne. Den Romandichter hat der Realismus von Balzac, Flaubert, Zola und Daudet verdrängt. Auf die Weltliteratur hat Victor Hugo fast gar keinen Einfluß ausgeübt; außerhalb Frankreichs haben seine Stücke nie Fuß gefaßt und sind seine Romane ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen; nur in den Gedichten von Herwegh und Freiligrath erkennen wir einen Nachklang seines revolutionären Pathos, seiner erotischen Bilderpracht. Aber der Lyriker, wenn ihm auch Lamartine und Musset durchaus ebenbürtig sind, wird ewig leben. Wenigstens in seinen Jugendgedichten. Victor Hugo zeigt sich hier nicht als bloßer Sprachmeister, Verskünstler und Paradorenjäger, sondern als großer, genialer Dichter, ein Priester des Ideals, der das heilige Feuer der Menschenliebe treu gehegt hat und noch Millionen Menschen trösten begeistern, erheben wird.

Theophil Zolling.

Feuilleton.

Die Losung.

Von E. Orzeszko.

(Schluß.)

Im Gemach herrschte ein tiefes Schweigen. Die Stirn des Aurel senkte sich auf die Hand nieder. Er dachte nach. Dann sprach er mit trauriger aber fester Stimme:

— Ich ziehe es vor, auf die Gräber meiner Kinder zu blicken, als auf das ohne Gericht vergossene menschliche Blut.

— Dann befiehl dem Cassius, er möge sich vor das Gericht des Senats stellen.

— Gieb mir die Beweise seiner Schuld. Diese Worte, von einer leichtfertigen Hand hingeworfen, können wohl nie zur That werden. Der menschliche Gedanke ist frei und es schickt sich nur, die Thaten zu richten und zu strafen — nicht aber die Gedanken.

— So warte denn auf die That so lange, bis das Schwert der empörten Soldaten über Deinem Haupte droht!

— Ich ziehe es vor, den Kopf zu verlieren, als die Reinheit der Hände und der Seele.

— So rufe wenigstens den Cassius hierher, unter Deine Augen und nimm den gegen Dich sich erhebenden Händen das Commando über die Armee ab.

— Wenn die Barbaren die Grenzen des Vaterlandes bedrohen, so ist mir nicht gestattet, es des besten seiner Führer zu berauben!

Lucius zitterte vor Erregung. Mit dem geschmeidigen und trotz seiner Zierlichkeit starken Fuße warf er die kleine Sphinx um und stieß sie weit fort, als ob er seinen Zorn an dieser Figur auslassen wollte.

— Erhebe Dich, rief er, ich weiß nun, womit ich Dich besiegen werde! Folge mir!

Das einzige Fenster des Gemaches war hoch und eng, verdunkelt und zugleich funkelnd von der schillernden Färbung der Scheiben. Lucius öffnete es angelweit. Eine starke Welle duftiger Luft wehte die Gesichter der beiden Brüder an, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten voll ihre Gestalten und Gesichter, die einander so unähnlich waren, als wenn sie auf ganz verschiedenen Erdtheilen geboren wären und lebten.

Hinter dem Fenster zeigte sich eine lange und weite Säulenhalle mit blauem Gebälk anstatt des Daches, mit einer Reihe von Säulen, Statuen und großen Vasen, die weit sich hinstreckende Bäume und blühende Gewächse trugen. Aber der Arm des Lucius deutete nicht auf diese Meisterwerke der Kunst und der Natur hin. Er streckte ihn nach dem kleinen Speisesaal der Kaiserin aus, welches sich gegenüber dem Arbeitsgemach Cäsar's befand. Von dort aus sah man in die zahlreichen Gemächer der schönen Faustina: Triclinia von verschiedenen Größen und in verschiedenen Verzierungen; Spielzimmer, Ankleidezimmer, die Schlafzimmer ihrer Dienerinnen und Favoritinnen. Es webte in dieser langen Reihe von Fenstern und Eingängen hinter dem Geflecht von schlanken Säulen und unter den anmuthigen Bogen der Arkaden ein träumerisches Schweigen. Es war dort menschenleer und still. In den Tagen, auf welche kein Feiertag fiel, pflegte die Kaiserin ihre letzte Mahlzeit eben in diesem kleinen Triclinium zu nehmen, auf welches der ausgestreckte Arm des Lucius hindeutete. Jetzt war das Speisezimmer durch einen Vorhang von Teppichen geschlossen; wird aber die auserlesene Gesellschaft, die eben drin schmaust, nicht wünschen, noch ein wenig die würzige Abendluft zu genießen?

Lucius blickte ungeduldig auf die persischen Stickereien und Blumen des Vorhangs hin. Es schien, als ob er wünschte, ihn mit der Kraft seines Blickes fortziehen zu können. Da öffnete sich plötzlich der Vorhang — Lucius klatschte in die Hände wie ein erfreutes Kind.

Hinter dem fortgeschobenen Vorhang zeigte sich ein Bild, in der Breite der Säulenhalle, aber nicht so sehr entfernt, daß man nicht die Zeichnungen, Farben und Gestalten, aus welchen es bestand, hätte erkennen können. Das kleine Gemach war mit zweifachem Licht erfüllt, das eine fiel von den am Gebälk brennenden Lampen herab und das andere drang noch von der sonnigen Säulenhalle herein. In dieser Beleuchtung schien es, als ob die gemalten Schmetterlinge und Vögel sich in einem geflügelten Schwarm von dem Diamantgrund der Wände losreißen wollten, von der Decke fielen Blumen und kunstvoll geschnitzte Früchte herab. Drei Tische waren in diesem Gemach und an jedem von ihnen ruhten auf kostbaren hohen Bettlagern drei Personen. Von den Männern spielte einer auf der Harfe, der zweite flocht weiße Lilien in das Haar seiner Nachbarin, der dritte schlang um einen entblößten Hals Perlen. Die Frauen führten an ihre halb geöffneten Lippen Kelche in Form und Farbe der Tulpen, die Anderen träumten in wollüstigem Schweigen. Das Violett und die gelben Farben der Anzüge mischten sich mit der Weiße der Arme und mit dem Blinken der Diamanten und des Goldes. Die weichen und sanften Linien der Körper wanden sich mit halb träumerischer Grazie auf den Purpurlagern und verflochten sich in eine wunderbare Harmonie mit dem bläulichen dünnen Nebel des aus der Räucherpfanne emporsteigenden Rauchwerks und mit den jeden Augenblick einfallenden Klängen der Cither.

In dieser Gesellschaft hätte Jeder leicht die Faustina von den Anderen unterscheiden können. Sie allein umhüllte ein weißes Kleid, mit einem dichten Thau von Perlen übersäet. In ihrem rabenschwarzen Haar funkelte ein kostbares Diadem, das ein kaiserlicher Adler verzierte. Sie stützte den träumerisch auf die Seite geneigten Kopf auf eine Hand, die andere spielte mit einem Rosenkranz und schien darüber nachzusinnen, ob sie mit demselben den Kopf des Mannes kränzen solle, welcher, ihr sein verliebtes Gesicht zuwendend, mit dem auf den Tisch vergossenen Wein vor ihr irgend welche geheimnißvolle Zeichen malte. Die Frau, welche auf der anderen Seite ruhte, wendete dienstfertig ihre Augen ab und lockte mit ihnen Den, der auf der Cither spielte.

— Bei Bacchus und bei Venus! rief Lucius aus, ich würde es vorziehen, der Gast Faustina's als des berühmten Lüstlings Verus zu sein! Sieh' nur zu, Du Göttlicher, wie treu diese Frau Deine Sitten und Deinen Geschmack theilt! Ihr Triclinium und Dein Arbeitszimmer scheinen in der That ganz ähnlich zu sein! Erblickst Du in diesem Kreise einen Deiner Freunde? Ist das vielleicht der Bebius, der da auf der Cither klimpert, nach mir der berühmteste römische Schwelger? Und ist vielleicht der Andere Tertellius, der reich gewordene Sklavenhändler, die Du unter Deinen besonderen Schutz genommen hast? Oder liebst Du vielleicht den Uttilia, diesen schönen Knaben, der so viel Verstand besitzt, als

Digitized by Google

Wein in einer leeren Amphora ist, und es doch versteht, auf den Würfeln die Augen geschickt zu fälschen, was ihm ein bedeutendes Einkommen bringt! Eine wundervolle Gesellschaft für die Gattin eines der ersten Philosophen! Und erkennst Du in dieser Gesellschaft Deine Schwester Annia? Du hast ihr vor Jahren großmüthig Dein ganzes mütterliches Hab und Gut geschenkt. Wie dankbar sie Dir dafür ist! Nach dem Grade ihrer Würde, die sie durch Dich besitzt, ruht sie neben der Kaiserin und oh! wie artig sie ihre Augen und Ohren von den vertraulichen Blicken und Flüstern Faustina's und Orphid's abwendet. Orphid ist ja unser berühmter Citherspieler; ist Der, zu welchem Deine Gattin ihre Stirne herabneigt, indem sie die Zeichen liest, welche er mit dem Finger auf den Tisch zeichnet. Was zeichnet er da wohl auf? Ich glaube, es sind keine philosophischen Maximen. Das sind ganz andere Silben wie die, in welche Du Dich als Philosoph einstudirst, die Deinigen sind ganz verschieden von denen, die von dem weißen Finger herrühren, welcher es versteht, so zauberhaft die Saiten der Cither und des weiblichen Herzens zu bewegen.

O Götter! Sieh! Nun hat sie das Diadem von ihrem Kopfe genommen . . . wie ein schwarzer Strom fließen die Haare über den Busen . . .

Plötzlich schlossen sich rasch, obwohl ohne Geräusch, die Scheiben des Fensters: die schimmernden Bilder des Porticus verschwanden, die Klänge der Cither verhallten, das kaiserliche Gemach erfüllte wieder eine tiefe Stille und ein noch tieferes Halbdunkel.

Lucius war verstummt und wollte mit seinem durchdringenden Blick in dem Gesicht seines Bruders und in seiner Seele lesen, aber er sah das Antlitz nicht. Nachdem Aurel das Fenster geschlossen hatte, stellte er sich in den Schatten der Säule und lehnte seine Stirn an ihren kühlen Alabaster.

— Siehe, da habe ich Dich endlich getroffen, wie ein Arzt, der die Ader des Kranken, den er gesund machen will, mit der Lanzette durchschneidet. Kein Sterblicher hat je ein Weib so geliebt, wie Du diese Frau geliebt hast. Weiß ich es denn nicht! Habe ich etwa nicht gesehen, wie Du einmal mit ihr in die Albanischen Gebirge geflohen bist, und in dem bezaubernden Lavinium spannst Du, Herkules, Deine Gedanken, zu den Füßen dieser Omphale die Fäden himmlischer Träume und Entzückungen! Und sie verzehrte sich auch damals in Liebe zu Dir. Selbst Pytagoras könnte wahrscheinlich die zärtlichsten Liebkosungen und Schwüre, mit denen sie Dich beschenkte, nicht zusammenrechnen. Ich werfe ihr keine Lüge vor. Damals war sie offenherzig. Aber Du bist so bescheiden, schlicht, stets mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt, so ist in Dir nichts von der geschickten Schlauheit eines Gauklers und auch nichts von der Fröhlichkeit eines flatterhaften, leichtsinnigen, übermüthigen Menschen. In kurzer Zeit hast Du die Arme gelangweilt! Die Narren sind amüsanter, und angenehmer die Mannigfaltigkeit der Aufregungen, mit welcher ein Lüstling die Schale der Lust zu credenzen weiß. Diese nichtigen Gesellen wollen mit Dir, — Du Muster des Verstandes und der Güte — Das, was Dir das Theuerste ist, theilen! Es gibt in Rom keinen so dummen Schuljungen, der nicht auf ihre Liebhaber mit Fingern hinweisen könnte und Jedem sagen, daß Du von ihr vernachlässigt und verachtet wirst, daß sie über Dich . . . den Uttilia ohne Gehirn, den Orphid ohne Ehre stellt . . . Und was sagst Du dazu? Du entfernst sie nicht einmal von Deiner Seite, und mit schweigenden Mienen befiehlst Du Diesen zu schweigen, welche Dich warnen und sie schelten möchten? Die Menschen denken sogar, daß Du nicht weißt, was ein Schmerz ist. Man hat Dich als einen Stoiker erkannt und die Nachwelt wird aussprechen, daß die Stoiker, die den Göttern ähnlich sind, keine Leiden kannten. Thorheit! Ihr seid keine Zauberer, sondern nur Menschen. Was die Menschen beschämt, beleidigt, verletzt, berührt auch euch in derselben Weise: Man sieht es euch nur nicht an! Wenn Andere in Klagen ausbrechen, schließt ihr den Mund. Wenn Andere sich in die Rothlache oder ins Grab legen, so steht ihr gerade und blickt in die Höhe. Und das ist Alles! Aber Du selbst, Du Stoiker, hast doch die Seele mit dem Orkan und das Leben mit einem Kampf verglichen . . .

Lucius berührte mit der Hand den Arm seines Bruders.

— Aurel! Ich lade Dich in meine Villa zum nächtlichen Schmaus, den ich heute gebe! In ganz Rom kann nur die Fabia der Faustina an Armuth gleichkommen. Seit langer Zeit seufzt das bezaubernde Wesen nach Dir, und bei Deinem Anblick fällt sie in Ohnmacht vor Freude und Lust. Aber Du wolltest sie nicht sehen, Du, der treue Gatte der Geliebten Orphid's. Heute wird Fabia beim Abendmahl an Deiner Seite sitzen, und meine Pagen werden euch die Kelche mit einem Wein, der zur Zeit August's geboren ist, füllen. Wenn der Bacchussaft in Deinen Adern siedet, wirst Du die Schönheit Fabia's erblicken und wirst vergessen, daß Du noch mehr als ein Mensch sein wolltest! Ich habe jetzt auch eine griechische Gauklerin, deren Körper ein Wunder der Natur ist, weil er in sich die Kraft des Herkules mit der Weiße und Glätte einer Lilie vereinigt. Du wirst sehen, wie sie, auf dem Rücken liegend, aus einer Hand in die andere eiserne Kugeln wirft, und die Glieder mit der Geschmeidigkeit einer Schlange zusammen und auseinander rollt. Wir werden eine wundervolle Pantomime sehen, welche Elektus geschaffen hat und welche von meinen Schauspielern gespielt werden wird. Wir werden uns gewiß vor Lachen wälzen, so witzig, drollig und dabei so klug ahmt sie alle menschlichen Laster und Fehler nach. Aber nichts kann der Musik meiner Harfenspieler gleichkommen. Wenn sie mit ihren Fingern die goldenen Saiten harmonisch rühren, würdest Du sagen, daß die Genien der Liebe vom Himmel heruntergeschwebt sind, so sehnsüchtig, träumerisch, leise die Seele ergreifend sind sie. Ich werde Dir auch zeigen, wie meine schwarzhaarigen Andalusierinnen beim rhythmischen Klang der Castagnetten tanzen, und wie aus der kunstvoll eingerichteten Decke auf die Schmausenden ein Regenguß von Veilchen und Rosen herabströmt. Alles, was mein ist, wird sich zu Deinen Füßen beugen und die Räucherpfannen vor Dir schwingen. Und der Gesang, den wir Dir zu Ehren anstimmen werden, wird mit einem harmonischen Chor die Hallen des Lucius erfüllen, jenes flatterhaften Lucius, welcher vielleicht der Einzige auf der Welt ist, der Dich herzlich liebt! Wirst Du hinkommen? Mögen mir die Götter eingeben, was ich für ein Zeichen von Dir verlangen soll! Nun denn! In der ersten Stunde der Nacht wirst Du dem ganzen in Rom sich befindlichen Militär, nach Sitte der Cäsaren, die kaiserliche Losung geben! Ich werde aufmerksam mein Ohr hinhalten und aus ihrem Sinne werde ich erfahren, was für einen Entschluß Du gefaßt hast.

* * *

Nie hat noch Violus, der junge Grieche, so rasch Alle vor den kaiserlichen Thüren abgefertigt. Der dienstbare Knabe, aus der Sklaverei befreit und im Hause Marc Aurel's liebevoll erzogen, saß auf dem Fell eines Panthers und spielte mit einer metallenen Turteltaube, welche fortwährend mit dumpfem Klirren seinen Fingern auf den wie Glas glatten Fußboden entschlüpfte. Die geliebten Meister der Jugend Cäsar's, der Stoiker Rusticus und der Philantrop Fronto wollten schon den schweren Vorhang wegheben, aber Violus gab ihnen mit dem an die Lippen gedrückten Finger ein Zeichen, fortzugehen. Der gelehrte Anwalt Scaevola kam jeden Tag zu Cäsar, um mit ihm über die Verbesserung einer bedürftigen Staatsverfassung zu sprechen. Violus versperrte ihm mit seinem schlanken Arm den Weg. Der Kammerherr eilte mit der Meldung, daß die Heerführer und ältesten Senatoren sich im Saale des Palatin zur Berathung über den nahenden Krieg versammelt hätten. Aber auch er kehrte rasch zurück, um den Würdenträgern ehrenvolle Plätze anzuweisen und sie zu bitten, sie möchten noch ein wenig verweilen. Violus fing inzwischen, nachdem er schon lange genug mit der Turteltaube gespielt hatte, mit den weißen Zähnen Mandeln zu knuspern an; wie ein treuer und wachsamer Hund lag er an der Schwelle des Gemachs, in dem Grabesstille herrschte, ausgestreckt.

Im Palatium lief ein Flüstern umher.

Er ist eingeschlafen und schläft so lange . . .

Digitized by Google

Er denkt in der Stille über wichtige Staatsangelegenheiten nach ...

Er sinnt einsam über die großen Probleme der Natur, über das Wissen der Menschheit ...

Endlich hatten die Wasseruhren der Stadt die letzte Stunde des Tages zu künden. Durch die trübe erleuchteten stillen Portiken und Säulen des Palatiums ging ein Mann, gleichmäßigen und festen Schrittes, vom Scheitel bis zur Sohle in eine glänzende Rüstung gehüllt. Das war der Heerführer der prätorianischen Leibwache. Er konnte nicht warten. Er mußte in dem ersten Augenblick der ersten Morgenstunde dem ganzen in Rom sich befindenden Heere das aus dem Munde des Imperators vernommene militärische Losungswort geben. Ihn um diese Zeit aus dem kaiserlichen Gemach zu entfernen, hatte kein Mensch das Recht. Darum auch sprang Violus bei dem Anblick der Kommenden von der Erde auf und verschwand hinter dem Vorhang. Flink wie ein Eichhörnchen von einer Leiter zur anderen hüpfend, zündete er an der Decke des kaiserlichen Arbeitsgemaches das Lampenlicht an. In diesem Licht stand einen Augenblick der Prätorianer in seiner Erzrüstung, der Statue eines Ritters ähnlich, da. Aber wie in diesem Augenblick hatte er den Imperator noch nie zuvor gesehen. Mit einem Arm auf die Lehne des Stuhles sich stützend, hat Aurel seinen Blick in das Antlitz der Fortuna vertieft, und über sein mit Marmorblässe bedecktes Gesicht zuckten verächtliche Blitze des Hohns. Er glaubte nicht an die Macht der Göttin, die ihm goldene Blumen und Aehren vor die Füße streute. Er glaubte nicht an das aus dem Glanz des Metalls, aus dem menschlichen Herzen, aus den Schmeicheleien der stolzesten und schönsten Lippen empfangene Glück. Er glaubte nicht an die Dauer des Frühlings und an die Treue irgend eines Menschen. Er glaubte nicht, daß irgend Jemand die Tiefe seiner Seele ausmessen und einen stillen besänftigenden Balsam auf ihre Wunden legen konnte. Sein Herz fühlte er wie von einem Dolch durchbohrt und in der Brust eine unendliche Sehnsucht nach der vollkommen reinen Schönheit, von welcher die Träume seine Seele erfüllten und die er nirgends auf Erden gefunden hatte. So blickte er in die verführerischen Augen der Glücksgöttin.

Aber wenn auch ihre Gaben ihn nicht berauscht hatten — so hatten ihre Schläge ihn auch nicht gebrochen. Was er fühlte, was er dachte, wie er kämpfte und wie er litt in diesen langen einsamen Stunden, welche seit der Entfernung des Lucius bis zu der Ankunft des Prätorianers verflossen waren, sollte Niemand wissen. Jetzt stand er wieder ganz gerade mit der männlichen Ruhe der Gestalt und mit der resignirten Klugheit, die Jeder an dem Cäsar kannte! Wenn er seine Augenlider erhob, so leuchtete in seinen Augen die Heiterkeit des Glaubens, eines unerschütterlichen Glaubens an Das, womit Fortuna die Sterblichen nicht beschenken kann ... O Fortuna, eile Du auf Deinem schwindelnden Rade, Anderen die Blumen und Trauben auszutheilen .... Er wird glücklich sein ohne Dich!

Eine ernste männliche Stimme ließ sich an der Thür vernehmen.

— Lange lebe der Kaiser! Ich flehe Dich um die Losung an, Imperator!

Nach einer langen Pause des Schweigens antwortete Marc Aurel mit befehlender Haltung und in ruhigem Ton:

Parce et labora! (Verzeih' und arbeite.)

Der Prätorianer wiederholte mit ehrerbietiger Verbeugung die Losung und nahm Abschied von seinem Herrscher. Durch die Thür, aus welcher er fortging, kamen die Heerführer und ältesten Senatoren herein. Sie setzten sich alle auf die curulischen Stühle, und bis in die späte Nacht berieth Marc Aurel mit ihnen die Mittel der Zurückweisung des drohenden Feindes. Durch die Säle, die Portiken, die Vorhallen klang inzwischen von Munde zu Munde die heutige Losung des Imperators. Sie wälzte sich vom palatinischen Hügel herab immer weiter durch die schlafende Stadt und näherte sich der prächtigen Via Claudia, in welcher im Glanze zahlloser Lichter die Villa des Lucius Verus strahlte. Aus der Ferne hörte man auf den Basaltfließen der Straßen zahlreiche Tritte. Das war eine Abtheilung der Nachtwache, welche die Tageswache vor der Villa des kaiserlichen Bruders ablösen sollte. Auf der hohen, blumengeschmückten Terrasse erschien Jemand eilig und sich über die Umzäunung beugend, warf er den Ankommenden die ungeduldige Frage zu: Die Losung des Imperators?

Ein Chor männlicher Stimmen antwortete von unten: Parce et labora!

Von der Terasse herab ließ sich ein Seufzer hören und alsbald zerfloß er in ein langes silberhelles Lachen. Mit diesem flüchtigen und bitteren Lachen verschwand Lucius Verus in dem Gebüsch von Marmor und Blumen. Und wie einer Zauberbeschwörung gehorchend, begleitete ihn in diesem Lachen seine ganze Villa. Da ergießen die Harfen einen Regen sanfter Töne, menschliche Stimmen erschallen in fröhlicher Lust, mit einem neckischen Geflüster stoßen die Metallkugeln der Gaukler aneinander, die Castagnetten schlagen, die goldenen Würfel rollen auf den steinernen und gläsernen Mosaiktischen — draußen blinken die Lampen mit hundert Diamantaugen, die Kränze duften und in den breiten Vorhallen bricht auch die sich belustigende Dienerschaft in bacchantisches Lachen aus.

Durch die schlafenden Gassen und Plätze der Weltstadt klingt immer weiter und weiter die heutige Losung Marc Aurel's!

Parce!

Labora! antwortet das Echo aus anderen Windrichtungen.

Durch die schlafende oder schwelgende Welt strömen diese beiden Worte mit Süßigkeit und Kraft. Die erstere schien ihn zu segnen, die andere zu versöhnen. Das war wie ein Kriegsruf guter Genien, die in den Kampf mit den Bösen zogen, wie der Hauch einer großen Seele, der einer verblutenden Brust entströmt, die sich über das Elend der Welt emporschwingt, und die wie ein ewiger Stern an dem Himmel der Humanität aufgegangen ist.

Notizen.

Paul Marsop, Neudeutsche Capellmeistermusik. — Der Einheitsgedanke in der deutschen Musik. Berlin, Th. Bartsch. — Der Verfasser der beiden Schriftchen ist ein junger Doctor juris, der, seiner Liebe zur Tonkunst folgend, sich ganz deren Forschung und Beurtheilung widmete. Und als ein Vollberechtigter zeigt er sich gleich in den ersten selbstständigen Arbeiten, die er in kurzer Zeit nacheinander veröffentlichte. Die erstgenannte ist die denkbar witzigste Satire gegen die unglückseligen Nachahmer Wagner's; mit größter Zierlichkeit des Stiles und sprudelndem Humor werden sie geradezu vernichtet. Die zweite, ebenso geistreich geschrieben, aber auf ernsthaftester Grundlage unternommen, beweist den Ausfluß aller echt deutschen Musik aus Bach's Werken und tritt der „kosmopolitischen Musik", als deren Hauptvertreter der Verfasser Liszt bezeichnet, mit großer Schärfe entgegen. Die beiden Schriftchen bieten neben ihrem schriftstellerischen und musikästhetischen Werthe noch ein ganz besonderes Interesse: Marsop ist nämlich ein glühender Verehrer Wagner's; aber von der „Schule" und von all' Denen, die sich an den Meister anhängen wollen, als wäre ihr Schaffen von diesem eingegeben, will er nichts wissen. Wir empfehlen die beiden im Umfange sehr kleinen (29 und 52 Seiten), im Inhalt bedeutenden Schriftchen allen Freunden der Tonkunst und geistvoll-anregenden Lesens.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Briefe
einer
jungen Frau aus Indien.
Von
Antonie Herf.

Geh. Mark 3. 60., eleg. geb. M. 5.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Gesammelte
Essays und Charakterköpfe
zur neueren Philosophie und Literatur
von **Dr. Moritz Brasch.**
Bd. I. Essays. Preis M. 4,50.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Das jüdische Verbrecherthum
von **Dr. Ludw. Fuld.**
Preis: 1 Mark.
Auf amtl. statist. Material basirende, gegen E. v. Hartmann gerichtete Schrift.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben erschien:
Gustav Meyer, Dr. phil., Professor a. d. Univ. Graz,
Essays und Studien
zur
Sprachgeschichte und Volkskunde.
I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden Märchenkunde. III. Zur Kenntniß des Volksliedes. — 8°. VIII und 412 Seiten. Preis geh. Mk. 7,00, geb. Mk. 8,00.
Berlin W. — Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.
Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79
von **Dr. J. H. Jaworskij.**
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri**, Privatdocent in Bern.
Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.
Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers**, gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** **1/2 Stunde von Frankfurt a. M.**
Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park, Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Soeben erschien:
Friedrich Schiller.
Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.
Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.
Von
Richard Weltrich.
Erste Lieferung. (24 Bogen im Großoktav mit Vorrede.)
Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.
M. 4.—
Vollständig in 2 Bänden zu je 2 Lieferungen: Die zweite Lieferung erscheint noch 1885, der Schluß bis spätestens 1887.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.
Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23 1/2° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über 6000. Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. Kurzeit: 1. Mai bis October. **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

In der **Stollbergschen Verlagsbuchhandlung** zu **Gotha** erschien und ist durch jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung des Betrags direct zu beziehen:
Die innere Kolonisation.
Eine Programm-Forderung des „Allgem. Deutschen Bauern-Vereins".
Von Friedrich Wisser.
(Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Bauern-Zeitung".)
Preis:
1 Exemplar 40 Pf., 10 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 20 M.
bei portofreier Zusendung.
Die fortschreitende Polonisirung unserer östlichen Provinzen hat auf's Neue die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der inneren Kolonisation gelenkt, so daß obige Schrift allen Gebildeten willkommen sein dürfte.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage der Parteien. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Zu Alfred Meißner's Tod. Von Ernst Ziel. — Jean Jacques Rousseau als Musiker. Von H. Ehrlich. — Ein realistischer Roman. Von Theophil Zolling. — Karl V. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Wie Daniel ein Philister wurde. Von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstgewerbliches. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Lage der Parteien.

Von Eduard von Hartmann.

Um die gegenwärtige Lage der Parteien recht zu verstehen, muß man auf die geschichtliche Entstehung derselben, mindestens bis zur Conflictszeit, zurückgehen. Damals gab es in der Hauptsache nur zwei Parteien in Preußen, die conservative und die (liberale) Fortschrittspartei. Durch das Jahr 1866 trat in jeder von beiden eine Spaltung ein in einen solchen Theil, welcher der Bismarck'schen Politik zustimmte, und in einen, der ihr die Zustimmung versagte. Der rechte Flügel der Conservativen grollte über die Verletzung des Legitimitätsprincips durch die erfolgten Annexionen und über das Unbenutztlassen der günstigen Gelegenheit zur Beseitigung der Verfassung und zur Wiederherstellung des absoluten Regiments; der linke Flügel der Liberalen verweigerte die nachgesuchte Indemnität und die Verfassung des Norddeutschen Bundes, weil sein constitutionelles Gewissen ihm nicht gestattete, sich durch den Erfolg belehren zu lassen und mit einem Ministerium Compromisse zu schließen, das eigentlich nach seiner Meinung hätte unter Anklage wegen Verfassungsbruch gestellt werden müssen. Die Altconservativen oder Reactionäre traten schmollend bei Seite, um den Neuconservativen und Nationalliberalen den Ausbau des Norddeutschen Bundes und die Nachholung der so lange Zeit versäumten Gesetzgebung in Preußen zu überlassen.

Die Neuconservativen traten zum Theil nur unter dem Druck der Regierung auf den Boden der neuen Verhältnisse über, sie bildeten somit wesentlich eine gouvernementale Partei. Die Nationalliberalen blieben vorläufig der liberalen Doctrin der parlamentarischen Regierungsform getreu, begnügten sich aber mit der vorläufig erreichbaren Abschlagszahlung, arbeiteten auf ehrliche Probe mit und vertagten ihre Herzenswünsche auf die Zukunft. Zwischen beiden Standpunkten gähnte eine Kluft, welche der Ausfüllung bedurfte. Ein Häuflein Conservative, welche der Verfassung aufrichtig den Vorzug vor dem absoluten Regiment zuerkannten und einen Ausbau der Gesetze in einem freieren, der Gegenwart Rechnung tragenden Sinne als unumgänglich einsahen, constituirte sich als freiconservative Fraction (Deutsche Reichspartei), während die vereinzelten Nationalliberalen des rechten Flügels, welche den Glauben an die alleinseligmachende Kraft der parlamentarischen Regierungsform aufgegeben hatten, zu schwach waren, um eine eigene Fraction zu bilden. Die nationalliberale Partei dominirte ein Jahrzehnt derart, daß die Gesetzgebung dieser Zeit sich in der Hauptsache als eine Reihe von Compromissen zwischen ihr und der Regierung darstellt.

Da traten drei Aufgaben an die Regierung heran, welche dem liberalen Programm der nationalliberalen Partei schnurstracks zuwider liefen: der Erlaß von Ausnahmemaßregeln gegen die überwuchernde Socialdemokratie, die Nothwendigkeit, den Nachbarländern in der Erhöhung des Zolltarifs nachzufolgen, und die Aufgaben einer staatlichen Socialreform. Das erste widersprach der abstracten Gleichheit vor dem Gesetz, das zweite dem Princip der bedingungslosen Handelsfreiheit, das dritte dem vormundschaftsfreien Individualismus. Die Besinnung über den ersten Punkt kam zu spät; die Partei zerschellte an den beiden andern. Diejenigen Wähler, welche die freihändlerisch-individualistische Opposition gegen die Regierung billigten, wollten dieselbe auch in einer schärferen Tonart ausgedrückt wissen; diejenigen hingegen, welche sie mißbilligten, mußten nunmehr entweder einem Candidaten der conservativen Parteien ihre Stimme geben oder sich der politischen Bethätigung enthalten. Die Partei war dem Untergange geweiht, wenn sie nicht mit den genannten Punkten des ursprünglichen liberalen Programms brach und das Hand in-Hand-Gehen mit dem Fortschritt aufgab, der dieses doch nur dazu benutzte, sie schneller zu zerreiben. Diese Forderung war für die alten Führer der Partei zu stark; dieselben traten vom Schauplatz ab. Die Umwandlung des Parteiprogramms drang sich den Resten der Partei als offenbare Lebensfrage auf, nachdem der unbedingt freihändlerische Theil derselben zunächst die Secession und dann die Fusion mit dem Fortschritt zur liberalen Oppositionspartei vollzogen hatte. Der Anstoß ging von den süddeutschen Nationalliberalen aus, welche die freihändlerischen Neigungen ihrer norddeutschen Parteigenossen niemals getheilt hatten und dem staatlichen Gewerbebetrieb, den einträglichen Staatsmonopolen und der staatlichen Socialreform weit geneigter waren als diese. Der allgemeine Wiederhall, den das Heidelberger Programm in ganz Deutschland fand, und die Erfolge, welche die dem Verenden nahegerückte Partei auf Grund dieses Programms bei den letzten Reichstagswahlen erreichte, bewiesen, daß damit der richtige Weg eingeschlagen war, und sie braucht nur auf demselben zu verharren, um weiterer und größerer Erfolge sicher zu sein.

Erst jetzt ist die nationalliberale Partei Das geworden, was die neuen Verhältnisse von Anfang an von ihr erfordert hätten: eine religiös liberale, wirthschaftlich opportunistische,

Digitized by Google

staatserhaltende und staatsfördernde Partei.*) Sie ist thatsächlich jetzt eine conservative Partei, aber conservativ nicht im Sinne der Conservativen, die auf eine vergangene Zeit als auf die „gute, alte" zurückblicken, auch nicht conservativ im Sinne des unthätigen Stillstandes, sondern conservativ in Bezug auf die Erhaltung der wesentlich liberalen Reichsverfassung, welche bei ihrer offenbaren Unfertigkeit zu ihrer Erhaltung der stetigen Fortentwickelung bedarf. Die Einsicht, daß ein parteifreies königliches Beamtenministerium an der Spitze der Regierung in jeder Hinsicht bei weitem einem parlamentarischen Parteiministerium vorzuziehen ist, und daß unsre Zustände in dieser Hinsicht nicht eine tiefere, sondern eine höhere Stufe der politischen Entwickelung als die der westlichen Nachbarländer darstellen, diese Einsicht, wie sie z. B. von Bluntschli in überzeugender Weise in diesem Blatte (Sommer 1881) begründet worden ist, dürfte die gegenwärtige nationalliberale Partei so ziemlich durchdrungen haben. Was der Fraction augenblicklich noch fehlt, ist die Bewährung in der standhaften Durchführung des neuen Programms und in dem politischen Geschick parlamentarischer Taktik; erst durch diese kann ihr das volle Vertrauen des reichstreuen gebildeten Bürgerthums gewonnen und gesichert werden. Wie die Ausscheidung der Nationalliberalen aus dem Fortschritt im Jahre 1866 den Grund gelegt hat zu einer staatserhaltenden bürgerlichen Reichspartei, so hat die jetzige Selbstbestimmung und Regeneration dieselbe vollendet. Möge sie diesen Lehren treu bleiben, dann wird es ihr auch an zuströmenden jüngeren Talenten nicht fehlen, und der gebildetste und feinfühligste Theil unseres deutschen Bürgerthums wird seine Kraft von Neuem der Politik widmen.

Wenn man die Erziehung des ehemaligen rechten Flügels der großen liberalen Partei durch die Geschichte der letzten 20 Jahre als wesentlich vollendet betrachten darf, so hat leider die im Jahre 1866 begonnene Erziehung des linken Flügels der conservativen Partei keine Fortschritte, sondern bedauerliche Rückschritte gemacht, und die mit dem Ausnahmegesetz begonnene Erziehung der Socialdemokratie von einer anarchistisch-revolutionären zu einer positiv mitarbeitenden socialpolitischen Reformpartei steckt sogar noch in den ersten Anfängen. Nur in einem Punkte ist ein Fortschritt sichtbar: die Conservativen haben an der parlamentarischen Wirksamkeit Geschmack gefunden und würden jetzt weit weniger als vor 20 Jahren daran denken, diese Stätte der Einwirkung auf das Staatsleben und speciell auf die Regierung wieder aufzugeben. Was den Rückschritt herbeigeführt hat, ist wesentlich die Wiedervereinigung der Alt- und Neuconservativen zur Deutschconservativen Fraction, der dominirende Einfluß der ehemaligen Altconservativen in dieser Vereinigung und in Folge dessen die Gravitation der Partei nach der Seite der katholisch-clericalen Partei. So klärend und segensreich die Fusion der Secession mit dem Fortschritt zur Deutsch-freisinnigen Partei für unsere Parteiverhältnisse und unser ganzes politisches Leben durch die Bewahrung der Nationalliberalen vor jedem Gelüst des Rückfalls in principiellen wirthschaftlichen Liberalismus gewirkt hat, ebenso verwirrend und unheilvoll ist die Fusion der Alt- und Neuconservativen gewesen, durch welche die klärende Wirkung des Jahres 1866 auf die conservative Partei in der Hauptsache wieder aufgehoben wurde.

Der Grund für diese Wiedervereinigung lag wesentlich auf dem Gebiete der parlamentarischen Taktik. Die Conservativen hatten so lange Zeit der Zahl und dem Einfluß nach hinter den Nationalliberalen zurückstehen müssen, daß sie es vor Ungeduld nicht abwarten konnten, endlich einmal auch ihrerseits die erste Geige in den Parlamenten zu spielen, und als nun der schwindende Einfluß und die abnehmende Zahl der Nationalliberalen ihnen eine beträchtliche Verstärkung zuführten, da wurde der kleinliche Ehrgeiz zur Besetzung des Präsidentenstuhls zu dem äußeren Anstoß, welcher die Fusion zu Stande brachte. Die Folgen waren höchst bedauerlicher Art. Die freisinnige Opposition gewann hier, durch eine gewisse Berechtigung zur Aufregung des Volkes, durch ein Zetergeschrei über die hereinbrechende Reaction, wozu das Verhalten der Regierung keinen Vorwand geboten hatte. Das ganze Mißtrauen des Volkes, sein tiefer Widerwille gegen den reactionären Conservatismus, erwachte von Neuem und verbitterte und verschärfte die schon halb ausgeglichenen veralteten politischen Gegensätze von conservativ und liberal. Während der politische Liberalismus der Nationalliberalen sich anschickte, die Verquickung mit dem ihn corrumpirenden wirthschaftlichen Liberalismus abzustoßen, erneuerte der politische Conservatismus die schon halb aufgegebene Verquickung mit dem religiös-kirchlichen Conservatismus, durch welche allein er dem gebildeten Bürgerthum Furcht und Grauen einflößt. Hätte nicht die starke Hand und der besonnene Kopf des Fürsten Bismarck die conservativen Velleitäten zur Ohnmacht verurtheilt, so würde in der That die conservativ-clericale Mehrheit eine Reaction in Kirche und Schule über Deutschland und Preußen heraufgeführt haben, an deren Möglichkeit man als Deutscher nur mit der tiefsten Beschämung denken kann. Denn die evangelisch Orthodoxen, welche in der Deutschconservativen Partei, wenn auch nicht der Zahl nach, so doch dem Geiste nach, dominiren, waren ganz bereit, sich an die Rockschöße der katholisch Clericalen zu hängen, um nur für ihre widerstaatlich-kirchlichen Interessen so viel als möglich aus der Situation herauszuschlagen. Die Gewährung des Zusammengehens mit dem im Centrum vertretenen Erbfeind des deutschen Kaiserreichs hat das politische Bewußtsein der conservativen Kreise bis tief in die freiconservative Fraction hinein auch so schon schwer genug geschädigt und der Gesetzgebung dieser Periode einen nicht genug zu beklagenden Stempel aufgeprägt.

Es ist die nächste und dringendste Aufgabe unseres politischen Lebens, daß die deutschconservative Partei die Fusion der Alt- und Neuconservativen wieder rückgängig macht, daß sie die Altconservativen, gleich den Polen und Welfen, zu einem Anhängsel des Centrums werden läßt, was sie innerlich schon längst sind, und daß sie der regenerirten und von der freisinnigen Opposition nunmehr scharf geschiedenen nationalliberalen Partei die Hand reicht. Die Grenze zwischen neuconservativ und altconservativ liegt genau da, wo die Neigung zur Verbrüderung mit dem reichsfeindlichen Clericalismus und das Hindrängen der Regierung zu reactionären Maßregeln beginnt. Denn auch von den Neuconservativen erwartet Niemand entschlossenen Widerstand gegen etwaige reactionäre Gesetzesvorschläge der Regierung, aber man befürchtet wenigstens nicht, daß sie die Regierung zu solchen drängen werden. Ebenso traut man den Neuconservativen nicht zu, daß sie die Regierung von einem Zusammengehen mit den Clericalen abhalten würden, aber man glaubt auch nicht, daß sie das Bündniß des Centrums aus eigenem Antriebe aufsuchen würden. Die Staaten werden, nach Machiavelli, nur durch dieselben Mittel erhalten, durch welche sie gegründet wurden; nach diesem Grundsatz bedarf das deutsche Reich einer starken monarchischen Regierung, welche sich auf die reichstreuen und staatserhaltenden Bestandtheile sowohl der conservativen ländlichen Volksschichten, wie des gebildeten und frei denkenden Bürgerthums stützt. Ohne ein Zusammengehen von Neuconservativen und Nationalliberalen läßt sich auf die Dauer keine gesunde Reichspolitik und preußische Politik treiben. Die Nationalliberalen haben sich der nothwendigen Umwandlung unterzogen und mit der liberalen Opposition gebrochen; die dringende und nächstliegende nationale Pflicht der Conservativen ist es jetzt, an politischer Einsicht und Opferwilligkeit nicht zurückzubleiben, d. h. auch ihrerseits die entsprechende Umwandlung mit sich vorzunehmen und die dargebotene Hand der Conservativ-Liberalen zu ergreifen. Sache der Regierung aber ist es, diesen nothwendigen Umwandlungsproceß und speciell die Wiederauflösung der unheilvollen Verschmelzung ebenso zu unterstützen, wie sie dies seiner Zeit bei den Nationalliberalen

*) Hiermit sind diejenigen Forderungen im Princip erfüllt, welche ich vor vier Jahren an derselben Stelle als die unerläßlichen Bedingungen für den Charakter einer den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden Partei aufgestellt hatte, deren baldige Erfüllung aber damals wenig aussichtsvoll schien. („Unsere Parteien" im Jahrgang 1881 Nr. 27—28, wiederabgedruckt in der Broschüre „Die politischen

conservative Partei erhält, zu welcher das städtische Volk ohne beständige Furcht vor Reaction und Gewissenszwang aufblicken und Zutrauen fassen kann.

Gelingt es auf diesem Wege nicht, eine dauernde und feste Mehrheit in den Parlamenten zu schaffen, dann sind unsere Zustände derart, daß die Fortdauer der Verfassung unverträglich mit dem Staatsinteresse ist, und die Parlamente müssen entweder dem letzteren weichen, oder das Reich an ihnen zu Grunde gehen. Was jetzt unter der Regierung eines siegreichen Fürsten und eines Staatsmanns von unvergleichlicher Autorität noch eben möglich war, das Staatsschiff durch die Klippen widerspruchsvoller Parteipolitik unbeschädigt hindurchzusteuern, das wird in Zukunft schwachen Händen unmöglich sein. Bei der erdrückenden Menge reichsfeindlicher und preußenfeindlicher Elemente kann der enge Zusammenschluß aller rein politischen, staatserhaltenden Parteien nur gerade ausreichen, um eine Regierung mit den Parlamenten zu ermöglichen. Andererseits würde aber auch eine solche Vereinigung stark genug sein, um alle centrifugalen und widerstaatlich-individualistischen Tendenzen im Parlament zu überwinden, wofern nur erst die Vorbedingung derselben, eine Regeneration der conservativen Partei nach Analogie der nationalliberalen, und die völlige Ablösung derselben von den mit dem Centrum liebäugelnden Elementen, als unumgänglich erkannt und proclamirt ist. Das einmal theoretisch als nothwendig Erkannte würde unter dem nachhelfenden Druck der Regierung zweifellos auch praktisch durchgeführt werden, und die neuconservativ-nationalliberale Coalition würde unter den Auspicien gouvernementaler Begünstigung bei den Wahlen sicherlich eine stattliche Majorität erringen. Mit den heutigen Deutschconservativen können die Nationalliberalen noch kein allgemeines Wahlcartell abschließen, mit den regenerirten Neuconservativen würden sie es ohne Bedenken thun. Die Conservativen müssen vor allen Dingen aufhören, die Nationalliberalen zu bekämpfen, wozu sie jetzt in der That gar keinen politischen Grund mehr, sondern nur noch kirchliche Gründe haben.

Man hat eine Zeit lang es für das Natürlichste angesehen, daß der Fusion der Alt- und Neuconservativen und derjenigen der Secession und des Fortschritts als dritte die Fusion der Nationalliberalen und Freiconservativen folgen sollte, so daß unser politisches Leben sich triadisch aus einer conservativen, einer liberalen und einer Mittelpartei erbaute. Gegen diesen Gedanken wäre anscheinend nichts einzuwenden, wenn die deutschfreisinnige Partei eine staatserhaltende, positiv mitarbeitende Partei wäre. Da sie aber jedes Compromiß principiell von sich abweist und jeder nicht aus ihrer Mitte hervorgegangenen Regierung gegenüber in unfruchtbarer Negation verharrt, so ist jedes Zusammenwirken derselben mit den beiden anderen Gruppen als ausgeschlossen zu betrachten. Die Mehrheit könnte also doch immer nur aus der conservativen Partei und aus der freiconservativ-nationalliberalen Mittelpartei bestehen. Auf dieser Basis würde ich aber die Fusion der Freiconservativen und Nationalliberalen für das größte Unglück halten, und zwar deshalb, weil sie die Fusion der Alt- und Neuconservativen verewigen würde. Bleibt das geistige Uebergewicht der Altconservativen in der deutschconservativen Partei bestehen, so bleibt auch das Mißtrauen des Bürgerthums gegen die letztere und die Furcht vor ihren reactionären Gelüsten bestehen; löst sich dagen die fehlerhafte Verbindung wieder auf, so werden die Altconservativen zu einem einflußlosen kleinen Häuflein und verschwinden ganz von der Bildfläche, sobald ihnen keine Sonne von oben mehr scheint. Damit erst wäre der Alp der Reactionsfurcht vom deutschen Volke genommen, damit aber auch der deutschfreisinnigen Partei ihr wirksamstes Agitationsmittel und die ideale Grundlage ihrer Existenz in der Gegenwart unter den Füßen weggezogen.

Die Gruppe der Freiconservativen würde einerseits schwerlich entstanden sein, wenn damals schon die nationalliberale Partei anstatt einer „Fraction Lasker" Das gewesen wäre, was sie heute ist; der eine Theil ihrer Mitglieder würde alsdann vermuthlich den Nationalliberalen, der andere Theil den Neuconservativen beigetreten sein. Die Gruppe der Freiconservativen würde andererseits heute kaum noch eine Existenzberechtigung haben, wenn nicht die Fusion der Alt- und Neuconservativen auf conservativer Seite Das verdorben hätte, was die Umwandlung der nationalliberalen Partei auf liberaler Seite gut gemacht hat. Wie vorher zwischen den Neuconservativen und der Fraction Lasker, so klafft heute zwischen den Nationalliberalen und den Deutschconservativen eine Lücke, welche der Ausfüllung bedarf. Wenn mit der Regeneration der conservativen Partei diese Lücke aufhört, wird auch die Existenzberechtigung der Freiconservativen aufhören; diejenigen Mitglieder, welche allen etwaigen Reactionsgelüsten einer künftigen Regierung unbeugsamen Widerstand zu leisten entschlossen sind, werden zu den Nationalliberalen diejenigen, welche dies nicht sind, zu den Neuconservativen übertreten können. Die Scheidelinie zwischen conservativ und liberal liegt eben nicht zwischen den Freiconservativen und Nationalliberalen, sondern sie geht mitten durch die Freiconservativen hindurch und scheidet diese Gruppe in zwei Flügel, deren Incohärenz sich schon bei verschiedenen Gelegenheiten offenbart hat.

Die deutschfreisinnige Partei könnte sehr wohl eine nützliche Stelle in unserm Staatsleben ausfüllen. Nicht nur würde in ihrer Oppositionslust das Volk die sicherste Grundlage des Widerstandes gegen alle etwaigen künftigen Reactionsgelüste von oben finden, sie würde auch gegenüber den Interessen des conservativen Großgrundbesitzes und der Handwerksmeister, der nationalliberalen Großindustrie und des socialdemokratischen Arbeiterstandes die ebenfalls berechtigten Interessen des Handelsstandes, speciell des am Freihandel interessirten Exporthandels und den berechtigten Widerstand der ärmeren Volksclassen gegen unnöthige Vertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse wahrnehmen können. Aber sie müßte zu dem Zweck vor Allem Abstand nehmen von ihrem unpolitischen Doctrinarismus, der immer nur das zeitweilig Unerfüllbare fordert und, weil er dies nicht erreichen kann, wie ein schmollendes Kind das Mitspielen verweigert; sie müßte sich zu politischen Compromissen herbeilassen, ohne welche in der ganzen Welt und zu allen Zeiten nichts zu erreichen ist, und sich auf den Boden der realen Machtverhältnisse stellen, anstatt jeden historisch gegebenen Boden als unannehmbar abzulehnen, der nicht vollkommen ihrem abstracten Ideal des Staates entspricht. Sie müßte vor allen Dingen lernen, das Wohl des Ganzen höher zu stellen als die Verwirklichung ihrer Partei-Ideale, speciell der parlamentarischen Regierungsform mit Ministerverantwortlichkeit und Absetzbarkeit, und aufhören, die Schwächung der Regierung durch alle Mittel als das nächste und wichtigste Ziel ihrer gesammten Thätigkeit anzusehen, weil sie das alleinige Mittel zur Erzwingung der parlamentarischen Regierungsform ist.

Daß die Regierung nach dem Zusammenbruch der conservativ-nationalliberalen Mehrheit im Reichstag genöthigt war, mit dem Erbfeind des Reiches zu pactiren und sich von diesem seine Gesetze amendiren zu lassen, das war letzten Endes doch nur die Schuld des doctrinären Liberalismus, welcher das Zusammenarbeiten mit den Conservativen dadurch unmöglich machte, daß er Alles forderte, ohne die geringste Gegenconcession bewilligen zu wollen. Daß die Regierung auf die agrarischen Sonderinteressen des conservativen Großgrundbesitzes mehr Rücksichten nimmt, als aus dem Standpunkt des Gesammtinteresses zu rechtfertigen ist, das ist ebenfalls zuletzt die Schuld der Freisinnigen, weil schließlich doch eine Regierung, so lange sie keine Majorität und nur eine einzige Partei hat, auf die sie sich unbedingt verlassen kann, Bedenken tragen muß, die Lebensinteressen dieser einen Partei zu verletzen.

Wenn die freisinnige Partei bisher allen Steuerprojecten der Regierung zur Aufbesserung der Reichs-, Staats- und Gemeindefinanzen ein unweigerliches Nein entgegengesetzt und ihren Hintergedanken, durch die Finanzkalamität der Regierung die jährliche Bewilligung und Kürzung des Militäretats erzwingen zu wollen, hinter den Hinweis auf die Erhöhung der Maischraumsteuer versteckt hat, so war bei der Berathung der Kornzollerhöhung der geeignete Augenblick gekommen, um durch die Bewilligung dieser Erhöhung von den Conservativen

Digitized by Google

die Erhöhung der Maischraumsteuer als Gegenconcession zu verlangen, welche sie in diesem Falle vielleicht bewilligt hätten. Aber dieser Weg, welcher uns das unpraktische und bedenkliche Huene'sche Gesetz erspart hätte, würde der Regierung gerade die Mittel zugeführt haben, durch deren Verweigerung sie ausgehungert und für Zugeständnisse in Bezug auf die Parlamentsmacht mürbe gemacht werden soll; deshalb würden die Freisinnigen, selbst wenn die Conservativen ihnen ein solches Compromiß vorgeschlagen hätten, dasselbe unbedingt von der Hand gewiesen haben unter dem Vorwande, daß sie eine Mehrbelastung der ärmeren Classen durch Brodvertheurung keinenfalls bewilligen könnten. Und doch hätte es so nahe gelegen, diesen Einwand hinfällig zu machen durch Ueberweisung der Kornzollerträge, statt an die Kreise, an diejenigen Volksclassen, welche sie nach Ansicht der Freisinnigen aufzubringen haben, nämlich für die Zwecke der Socialreform; diese Auskunft hätte aber wiederum gegen die individualistische Doctrin der Freisinnigen verstoßen. So ist es letzten Endes immer der Doctrinarismus und die Principienreiterei, welche die Partei mit einem unzerreißbaren Netze umgarnen und ihr jeden Ausweg zur praktischen Mitarbeiterschaft versperren.

Dasselbe wiederholt sich bei der freisinnigen Interessenvertretung derjenigen Handelskreise, welche vorzugsweise auf Freihandel angewiesen sind, d. h. der Exporteure; denn es ist klar, daß gerade die Exporteure auch auf das Dringendste an der Aufschließung colonialer Absatzgebiete und der Aufpäppelung nationaler Dampferlinien interessirt sind, welche nur durch actives Eingreifen, beziehungsweise financielle Unterstützung des Staats möglich sind. Da nun aber die freisinnige Doctrin diese active Colonialpolitik und Subvention des Staates zu Gunsten der ausschließlich individualistischen Privatinitiative verwirft, so fängt dieselbe nachgerade selbst bei den Seestädten an, sich zu discreditiren, während der Handwerkerstand längst begonnen hat, zu den Conservativen, der Arbeiterstand zu den Socialdemokraten überzugehen. Wäre nicht das Mißtrauen im Volke gegen die fusionirten Conservativen allzu lebendig und gerechtfertigt, und wäre nicht einer unbedingten Oppositionspartei die Wahlunterstützung des Centrums allezeit gesichert, so würde schon jetzt die rührigste und rücksichtsloseste Agitation der Freisinnigen nicht mehr im Stande sein, ein breiteres Terrain gegen die doppelte Gegnerschaft von rechts und links zu behaupten. Mit der oben verlangten Regeneration der conservativen Partei und deren einmüthigem Zusammengehen mit den Nationalliberalen würde Hand in Hand mit der Reactionsfurcht auch der Boden der Deutschfreisinnigen im Volke mehr und mehr schwinden, und mit der Beendigung der Erziehung der Socialdemokratie zu einer auf gesetzlichem Boden stehenden Arbeiterpartei würde das Ende der freisinnigen Partei besiegelt sein.

Diese Aussicht ist höchst bedauerlich; denn nicht nur geht mit ihr eine Menge Capacitäten dem Staatsleben verloren, welche bei Abschüttelung der einschnürenden Doctrin von höchstem Werthe für dasselbe hätten werden können, sondern es geschieht auch den liberalen Ideen ein Abbruch im Volksbewußtsein, der leicht zu einem Rückschlag in banausisch realistischen Utilitarismus führen kann, während eine Reform des unpraktischen abstracten Liberalismus unter Anpassung an die realen Verhältnisse die ideale Grundanschauung durch Ueberführung in einen practischen concreten Idealismus hätte bewahren können. Wie gern wollte ich deshalb, daß der Gang der Dinge mich überführte, in diesem Puntte zu schwarz gesehen zu haben! Die Möglichkeit einer Selbstbesinnung innerhalb der deutschfreisinnigen Partei ist ja nicht abzuleugnen; denn bis zu den Wahlen dieses Jahres, und in ihnen vielleicht zum letzten Male, steht der Liberalismus am Scheidewege. Möge seine Entscheidung nicht so ausfallen, wie ich fürchte!

Was endlich die socialdemokratische Partei betrifft, so bedarf es für deren Erziehung durch die Zuchtruthe des Ausnahmegesetzes nichts als Zeit und abermals Zeit und zum dritten Male Zeit. Wird das Gesetz aufgehoben, bevor mindestens ein Menschenalter unter demselben gelebt hat und die ältere Generation internationaler Agitatoren völlig ausgestorben ist, so muß seine Gesammtwirkung eine mindestens unvollständige und durch die Nachwirkung überwiegend schädliche sein, weil die so lange unterdrückten, aber noch nicht ausgestorbenen revolutionären Tendenzen dann mit verdoppelter Energie hervorbrechen würden. Die unmittelbaren Folgen würde vor allen die Deutschfreisinnige Partei zu spüren haben, die ihre bis dahin etwa behaupteten Sitze an Socialdemokraten verlieren würde, demnächst alle Arbeitgeber, welche mit socialdemokratischen Arbeitern zu thun hätten; dagegen würde das Staatsleben unmittelbar darunter kaum leiden, weil es für dessen Gang ziemlich gleichgültig ist, aus welchen Motiven die Opposition Nein sagt, ob aus liberalem Doctrinarismus oder aus socialdemokratischem Fanatismus. Ich halte es für den Grundfehler des Ausnahmegesetzes und für den Hauptgrund seiner verhältnißmäßig geringen Wirkung, daß es nicht gleich für 30 Jahre gegeben worden ist, und statt dessen seine Fortdauer alle Paar Jahre von Neuem zur Discussion gestellt werden muß. Hätte nicht die revolutionäre Richtung der Socialdemokratie die Hoffnung, den Ausnahmezustand von Jahr zu Jahr erlöschen zu sehen, so würde die gemäßigte Richtung ihr längst den Rang abgelaufen haben, während jetzt noch beide in unentschiedenem Kampfe liegen. Deshalb halte ich es für die Aufgabe aller Parteien, bei der nächsten Gelegenheit das Gesetz nicht auf 2, sondern auf 22 Jahre zu verlängern, da es ja doch jederzeit aufgehoben werden kann, falls es vorher seinen Zweck vollständig erfüllt haben sollte.

Ueber die katholisch-clericale Partei, welche sich das Centrum nennt, kann man nur sagen, daß sie dem neuen deutschen Reich als ein Geschenk der Vorsehung in seine Wiege gelegt wurde. Wenn noch irgend eine Hoffnung bleibt, daß das deutsche Volk von seinem unseligen inneren Hader, von seinem Fractionstreiben, Particularismus, Individualismus, Doctrinarismus und abstracten Idealismus kurirt werden kann, so haben wir dies lediglich der Existenz des Centrums zu danken, und nur dies ist es, was uns geschichtlich aussöhnen kann mit der Rekatholisirung so vieler zuerst zum Protestantismus übergegangenen Deutschen Provinzen. Das kleine Häuflein von Polen, Elsässern, Dänen und Welfen würde viel zu ohnmächtig erscheinen, um die nationalgesinnten Parteien zur Einigkeit zu zwingen; aber die offenbare Unmöglichkeit, ohne diese Einigkeit gegen die Macht des Centrums mit seinen Anhängseln auf die Dauer das Reich verfassungsmäßig zu regieren, muß und wird schließlich die politische Erziehung des deutschen Michel vollenden.

Literatur und Kunst.

Zu Alfred Meißner's Tod.

I.

Der Du, verloren uns, doch unvergessen,
Nun schlummernd ruhst, den Todtenkranz im Haare,
Im Geiste bin ich heut' an Deiner Bahre,
Dies denkend, mit gesenktem Haupt gesessen:

Im Glanz der Ehren stehn, die Du durchmessen,
Der deutschen Größe stahlbehelmte Jahre —
Doch flog mit des Jahrhunderts stolzem Aare
Nicht gleichen Flug die Dichtung unterdessen.

Ach, düstrer ward die Landschaft, öder, enger,
In der Du einst entfaltet Deine Fahne —
Des Abends Schatten werden tiefer, länger.

Im Zwielicht standest auf der Dichtung Plane
Gleich uns auch Du, o mein geliebter Sänger,
Titanenenkel und — Pygmäenahne.

Digitized by Google

II.

Pygmäen sind wir allgemach geworden
Im zaubervollen Reiche des Gesanges;
Nicht wogt die Fluth kernhaften Ueberschwanges
Urkräftig mehr und gährt in ihren Borden.

An Dichtern fehlt es nicht — in ganzen Horden
Bevölkern den Olymp sie lauten Klanges,
Doch schlägt kein Puls beseelten Herzensdranges
In ihren fein erklügelten Accorden.

Vom Tageslorbeer nur ein Blatt zu rauben,
Ein Pfand des Ruhms, ein flüchtiges, banales,
Verkaufen sie ihr Denken und ihr Glauben.

Im Dunstkreis schreiten sie des engen Thales
Und lassen in des Molochs Dienst verstauben
Panier und Wappenschild des Ideales.

III.

Du aber warst, o Freund, der Wen'gen Einer,
Die, großgesinnt im Singen und im Sagen,
Des Ideales Banner hochgetragen
In armer Zeit und in gedankenkleiner.

Gluthvoller war Dein Sang, erhab'ner, reiner
Als sonst uns Sang erschallt in diesen Tagen,
Und wenn wir ach! um edle Todte klagen,
Erklingt mit stolzer Namen Klang auch Deiner;

Denn von des Menschthums Würde tief durchdrungen,
Ein starker Rufer in der Zeit Sahara,
Hast Schönheit Du und Freiheit uns gesungen.

Du hast, mißachtend Scepter und Tiara,
Mit Freimuth Deines Geistes Schwert geschwungen,
Der Du den „Ziska" sangst und die „Sansara".

Ernst Ziel.

Jean Jacques Rousseau als Musiker.

Von H. Ehrlich.

Die Kunstgeschichte bietet kein Lebensbild, in welchem die stärksten Gegensätze im Charakter wie in den äußerlichen Verhältnissen so übermächtig und so jäh wechselnd hervortreten, wie das von Jean Jaques Rousseau. Keiner ward so gelobt, geehrt, gepriesen, erhoben, Keiner getadelt, geschmäht, verfolgt, niedergetreten wie er. In alten und neuen Büchern ward bewiesen, daß all' sein Unglück aus seiner Schuld hervorgegangen ist. Und in nur sehr wenigen Schriften findet sich der schüchterne Versuch des Beweises, daß Rousseau's Mißgeschicke doch noch weit schwerer waren, als seine Schuld. Diese letztere beschönigen zu wollen, liegt unseren Absichten ferne; wir werden nur darzulegen versuchen, wie das Schicksal sich gefiel, fast gleichzeitig zwei Naturen zu schaffen, die vor dem Richterstuhl der Moral gleich schlecht bestehen: Rousseau und Voltaire, wie dieser in Glanz, Reichthum und Ruhm starb, und Jener fast vergessen in Armuth und Elend enden mußte.

In seinem lehrreichen, wenn auch oft weitschweifenden Buche, dem wir unsere Betrachtungen widmen,*) hat Professor Jansen sich die Aufgabe gestellt, Rousseau's Verdienste um die Musik darzuthun, sein Talent als Componist, als Textdichter und als musikalischer Schriftsteller; seinen Einfluß auf die richtige Auffassung der Tonkunst überhaupt, sein energisches Auftreten für Gluck; endlich seine merkwürdige Begabung für Notenabschreiben, das er in seinen letzten Lebensjahren als alleinige Erwerbsquelle pflegte. Die eigentliche Lebensgeschichte Rousseau's sowie seine Thätigkeit als Dichter, seine Hauptwerke, werden nur nebensächlich behandelt. Das Hauptgewicht der Darstellung liegt in der Waagschale des Musiklebens.

Durch die geschichtlichen Angaben und Aufschlüsse welche das Buch bringt, lernt man erst Rousseau ganz begreifen. Sein Hang zur Abenteuerlichkeit, seine Ueberspanntheit, seine Menschenscheu und krankhafte Stimmung in den letzten Lebensjahren wird erst ganz verständlich, wenn man erfährt, daß er bis zum 38. Jahre fast nur als Musiker gelebt hat, daß er von jedem anderen Berufe immer wieder zur Tonkunst zurückgekehrt war, und erst im vollen Mannesalter mit jener merkwürdigen Abhandlung über den Verderb der Moral durch die Künste hervortrat, die seinen Ruf als philosophischer Schriftsteller zuerst begründete und ihm so viele, und darunter manche nicht ungerechten Vorwürfe zugezogen hat.

Im Juni 1712 geboren, ward er im reformirten Glauben erzogen und erbte von der Mutter, die zehn Tage nach seiner Geburt starb, die Liebe zur Musik. Siebzehn Jahre alt, ging er ganz planlos auf die Wanderung, um als Musiker, als Troubadour, sein Glück zu versuchen. In Annecy findet er in der dreißig Jahre alten, aber noch schönen Frau von Warens eine Beschützerin, wie sie seine Troubadour-Phantasie nicht poetischer erdenken konnte. Sie sendete ihn nach Turin, wo er zum Katholicismus übertrat, und als er zu ihr zurückkehrte, ward sie ihm mehr als Beschützerin. Plötzlich verschwand sie aus Annecy und Rousseau tröstete sich mit ihrem Kammermädchen. Nach mancherlei Abenteuer — er wanderte bis nach Paris — verschaffte ihm Frau von Warens in Chambéry, wohin sie sich begeben hatte, eine Anstellung beim Kataster. Doch bald überkam ihn die Musik- und Wanderlust von Neuem, er ging mit großen Plänen nach Besançon; nach kurzer Zeit kam er wieder nach Chambéry und mußte nunmehr mit Unterrichtgeben seinen Lebensunterhalt gewinnen. Im Anfange gestalteten sich die Verhältnisse ganz leidlich; aber wenn man die Calvinistische Lehre von der Prädestination anwenden will, so kann man wohl sagen, es war Rousseau beschieden, niemals in guten Verhältnissen verweilen zu dürfen. Er wurde krank und mußte nach langen Leiden eine Anstellung als Erzieher in Lyon annehmen. Nun verliebte er sich wieder und ging nach Paris. Hier trug er sich lange mit dem Gedanken, eine neue Notenschrift zu verbreiten; die Denkschrift, welche er hierüber der Akademie unterbreitete, fand eine sehr kühle Aufnahme. Aber er fand Entschädigung auf anderer Seite; kam in Beziehungen zu einflußreichen Salons; die Damen nahmen lebhaften Antheil an ihm und Frau von Bosenval verschaffte ihm eine Stelle als Secretair des französischen Gesandten in Venedig. Nun ging es ihm wieder sehr gut bis (wir müssen hier dem Buche Jansen's unbedingt Glauben beimessen) der Neid und die Eifersucht gegen ihn rege wurden und selbst der Gesandte sich gemein und schlecht gegen ihn benahm. So verließ er die diplomatische Laufbahn. Wieder mußte er für das tägliche Brod sorgen — und wieder schien ihm das Glück zu lächeln. — Trotz aller Intriguen, trotz der wahrhaft teuflischen Bosheit, mit der ihn Rameau*) verfolgte, fand er als Musiker und als Schriftsteller Gönner und Beschützer. Und als seine Preisschrift über die von der Akademie in Dijon aufgestellte Frage erschien: Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste die Läuterung der Moral befördert habe? war er mit einem Schlage ein berühmter Mann. Die Entstehungsgeschichte dieser Schrift wird verschiedenartig erzählt. Rousseau behauptet, der Gedanke wäre ihm wie durch Eingebung auf einem Spaziergange nach Vincennes gekommen, wo er den „gefangenen Freund" Diderot besuchen wollte; der Letztgenannte dagegen hat erzählt, von ihm sei Rousseau

*) Jean Jacques Rousseau. Von Albert Jansen. Berlin, Georg Reimer.

*) Hier möge nun gleich ein Voltaire'sches Stücklein erwähnt werden. An einen Freund schrieb er: Rameau's Musik ist pedantisch und langweilig. Aber in der Oeffentlichkeit nannte er ihn den größten Musiker Frankreichs. Rousseau war höchst unzuverlässig in seinem Benehmen, launisch und reizbar — aber nie sprach er von Jemandem hinterrücks anders, als im directen Umgange.

Digitized by Google

der Rath gegeben worden, die Preisaufgabe im verneinenden Sinne zu lösen.

Eine Beleuchtung der Schrift widerspräche der Aufgabe dieses Artikels; nur im Vorübergehen sei der einen Bemerkung Diderot's gedacht, welche unter den vielen Entgegnungen das Richtigste getroffen hat. Er gesteht zu, daß die Cultur, die Künste und Wissenschaften der Moral manche Nachtheile gebracht haben mögen; aber wollte man sie deshalb zerstören, so wäre die Folge: „Die Laster würden uns verbleiben, und wir hätten die Unwissenheit obendrein".*)

Wenden wir uns wieder zu dem „Musiker" Rousseau. Nach Herausgabe der eben erwähnten Schrift fühlte er sich verpflichtet, nur mehr seinen moralischen Ueberzeugungen zu leben und verzichtete auf eine sehr einträgliche Stellung, die ihm ein Gönner verschafft hatte; er schrieb ihm: „Ich werde mein täglich Brod mir erarbeiten, und ich werde Mensch sein; ein höheres Loos gibt es nicht." Er kleidete sich auf das allereinfachste; und um „nie für Ruhm und Geld zu schreiben, sondern nur unter dem Drange seines Genius und im Dienste seiner idealen Aufgabe", wie sein Biograph sagt, wurde er Notencopist und schrieb täglich etwa 7 Seiten, um die zu seiner Existenz nothwendigen 40 Sous zu verdienen. „Bei dem Klange, den sein Name jetzt hatte, erwartete er gute Kundschaft", sagt das Buch weiter. Nun möchten wir wissen, was der abstracteste Idealist auf unsere folgende Behauptung entgegnen kann: Wenn ein allgemein anerkannter Schriftsteller und Musiker nur seiner idealen Aufgabe leben will, so mag er für seine geistigen Arbeiten die geringsten Ehrensolde verlangen, die seine Existenz sichern (und ihm allenfalls auch die Mittel an die Hand geben, seinen Kindern eine bescheidene Erziehung zu geben, anstatt sie ins Findelhaus zu schicken und nie mehr etwas von ihnen zu wissen). Aber die Arbeit des Notencopisten sich aufzuladen, bei welcher der Geist abgestumpft werden muß, sich zum Handlanger solcher Leute herzugeben, die ihm Aufträge ertheilten, um bei der Gelegenheit das Wunderthier zu sehen, — das ist nicht Idealismus sondern eitle Sucht nach dem Ungewöhnlichen. Weit besser, eines Mannes wie Rousseau würdig, war es, mit einem kleinen Einkommen sich irgendwo niederzulassen und fern vom Tagesgetriebe der „idealen Aufgabe" zu leben. Aber statt dessen blieb Rousseau in Paris und fing jeden Tag einen neuen Streit an, der mit der idealen Aufgabe in geringstem Zusammenhange stand; bald mit Voltaire (den er erst in den Himmel gehoben hatte) über die Pseudodelicatesse, dann mit Serre über musikalische, unwichtige Fragen, dann mit Rameau u. s. w.; daß es ihm überhaupt gar nicht möglich war, dieser „idealen Aufgabe" allein zu leben, beweisen am besten die zwei Werke, die am meisten Aufsehen erregten und ihm das meiste Geld eintrugen: sein Singspiel „le devin du village" und sein „dictionnaire de musique"; für das erste erhielt er neben einem Honorar der Académie de musique ein Geschenk von 50 Louisd'or von — — — der Marquise von Pompadour, welche in Fontainebleau die Rolle der Colette selbst gespielt hatte. Der Verfasser der Dijoner Preisschrift, der nur seinen Idealen leben wollte, nahm ein Geldgeschenk der Maitresse des nichtsnutzigsten Trägers einer Krone an, der je das monarchische Princip auf's tiefste erschüttert hat. Er schickt nun seiner ehemaligen Freundin Frau v. Warens ein Geldgeschenk, beschreibt ihr all' seine glänzenden Erfolge**) und rühmt sich zu gleicher Zeit, daß er „Notencopist geblieben sei, um unabhängig zu leben". — Nach seinen Kindern zu fragen, fiel ihm nicht ein.

Noch einer Bizarrerie müssen wir hier erwähnen, weil sie zeigt, wie vollständig haltlos Rousseau auch in seinen künstlerischen Angelegenheiten handelte. Er, der als Mitarbeiter der Encyklopädie seine Gegner mit den Waffen des Witzes und Wissens angriff, der da erklärte „la colere suffit et vaut un Apollon",*) der vom „Feuer des Hasses" sprach, wird von dem elenden Fréron und dessen Cumpanen Bonneval in hämischster Weise angegriffen, weil er, der Tugendheld, Opern und Lustspiele verfaßte und sich von dem Modemaler La Tour porträtiren ließ. Er schreibt „einen Brief, der ein Meisterstück ist" (wir citiren Jansen), „der die besten derartigen Leistungen von Voltaire an Witz erreicht und durch Bedeutsamkeit des Inhaltes übertrifft" — und — — er veröffentlicht ihn nicht — erst nach seinem Tode erschien das Schriftstück! Die „Selbstüberwindung", die Jansen als „bewunderungswürdig" preist, erscheint uns nur als eine muthlose Bizarrerie bei einem Manne, der die oben von ihm selbst bezeichnete Streitsucht nährte; wir würden die „Selbstüberwindung" bewunderungswürdig finden, wenn er früher niemals auf Angriffe geantwortet hätte. Aber im vorliegenden Falle war es fast Ehrenpflicht, solche „Insecten", wie er Fréron in seinen confessions nennt, abzuwehren.

Rousseau stand auf der Höhe seiner Berühmtheit durch das von ihm gedichtete und componirte Singspiel; da fiel ihm mit einem Male ein, sich in den Streit zwischen den Anhängern der italienischen Buffo-Oper (Pergolese, Leo, Rinaldo) und jenen der französischen Operettisten zu mischen. Im Anfange veröffentlichte er einen satyrischen Brief „eines Symphonisten der Königlichen Akademie an seine Collegen im Orchester", ein Meisterstück von treffendem Witze, das überall Anklang fand. Das genügte ihm jedoch nicht. Er schrieb seinen berühmten Brief über die französische Musik, worin er bewies, daß die französische Musik „weder Rhythmus noch Tactmaß noch Melodie" besitze, „weil die Sprache dem widerstrebt"; „daß der französische Gesang nur ein beständiges Gekläffe, daß die Harmonie dumm und ohne Ausdruck ist; daß die Franzosen keine Musik haben" u. s. w. u. s. w.

Mit diesen Worten (und wir geben nur einen oberflächlichen Auszug!) schließt seinen Brief der Mann, der kurz vorher „le devin du village" gedichtet und componirt hatte, und der später als der begeistertste Verehrer der französischen Oper Gluck's erschien. Er entschuldigte seine Heftigkeit, seine „erschreckende Rücksichtslosigkeit", wie sie Jansen nennt, freilich mit dem Paradoxon, daß nur einfältige Menschen behaupten könnten, daß die Liebe zum Guten bestimmen müßte, das Schlechte zu lieben." Aber diese Erklärung ist durchaus nicht stichhaltig. Denn erstens kann nicht gesagt werden, daß, wer die französische Sprache und Musik nicht so schlecht fand wie Rousseau, deswegen schon das Schlechte liebte; zweitens mußte es auch den besten, wärmsten Freunden des Verfassers sonderbar vorkommen, wenn er mit einer Schrift vortrat, die man in folgender Weise umschreiben könnte: Ich habe eben eine Oper gedichtet und componirt, die den größten Beifall gefunden und auch mir gefällt.**) Ich erkläre nunmehr, daß die Sprache, in welcher ich gedichtet habe, ganz und gar nicht für die Musik taugt, und daß die Musik der Componisten, welche Texte dieser Sprache erwählten, ein unharmonisches Gekläffe ist.

Eine Fluth von Entgegnungen erschien gegen den Brief; daß es auch an niedrigen Schmähungen nicht fehlte, war selbstverständlich. Darauf mußte Rousseau vorbereitet sein. Daß er wieder schwieg, daß er selbst die Angriffe Rameau's gegen die Herausgeber der „Encyclopädie" nicht abwehrte, mißbilligt selbst der sonst sehr nachsichtige Biograph; er sagt, Rousseau hätte es „als Pflicht empfinden" müssen, die Ehre der Männer zu vertheidigen, „welche ihn zum Mitarbeiter erkoren hatten, seine Freunde waren und so hochherzig für ihn einstanden". Aber statt diese Pflicht zu erfüllen, ging er nach

*) Viel schwächer hat der so witzige Voltaire in einer späteren Schrift das Theater gegen Rousseau vertheidigt, indem er auf Tamerlan und andere derartige Erscheinungen hinwies, die keine Bildung besaßen, daher auch das Theater nicht kannten und doch Wüthriche waren. Hätte Rousseau die Geschichte der italienischen Renaissance gekannt, so konnte er Voltaire beweisen, wie die allerschlimmsten Regenten jener Zeit die besten Freunde der Künstler waren, wie ein Cesare Borgia die tugendhafteste Frau der Zeit, Isabelle d'Este, am besten zu ehren gedachte, indem er ihr eine Statuette von Michel Angelo schenkte.

**) Wenn man Seite 171 die Beschreibung der Ehren liest, die Rousseau damals zu Theil wurden, wie er überall hoch gefeiert ward, so muß man an ein Fatum glauben, das diesen Mann zuerst in die glänzendste Höhe hob, um ihn dann — und theilweise unverschuldet — ganz tief zu erniedrigen!

*) Frei, aber dem Sinne nach am richtigsten übersetzt: Mein Dichtergott ist der Zorn.

**) Daß ihn der Erfolg sehr erfreute, gesteht er überall.

Digitized by Google

Genf und trat von der katholischen Kirche wieder zur reformirten zurück, um das durch seinen ersten Uebertritt verlorene Genfer Bürgerrecht wieder zu gewinnen. Gleichzeitig veröffentlichte er seine Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen, die sofort großes Aufsehen erregte, ihm von neuem Ehren und Ruhm brachte und die üble Wirkung des Briefes über die französische Musik fast vollständig beseitigte. Ueber die sieben Jahre, welche von dem Erscheinen der Abhandlung über die Ungleichheit bis zu dem des „Emile" verflossen, enthält die Biographie mehr Andeutungen als genaue Angaben. Nur in kurzen Sätzen berichtet sie, wie er in diesem Zwischenraume den Dictionnaire de musique schrieb, daß er immer mehr und mehr den unglückseligen Verfolgungswahn nährte, der seine letzten Lebensjahre so sehr verbitterte. Das fast wichtigste Ereigniß seines Lebens jener Zeit wird in zwei Zeilen abgethan: der vollständige Bruch mit den Encyclopädisten, seinen bisherigen besten Freunden und Beschützern. Wenn auch das Buch nur die Thätigkeit und das Wirken Rousseau's als Musiker behandeln will, so durfte dennoch unserer Ueberzeugung nach ein Ereigniß, welches eine gänzliche Umwandlung in der seiner literarischen und gesellschaftlichen Stellung herbeiführte, also den größten Einfluß auf seine seelischen Zustände ausüben mußte, nicht — ohne eingehende Prüfung — bloß angedeutet werden. Denn hier liegt ein psychologisches, mit den künstlerischen Anschauungen zusammenhängendes Problem vor, das dem Biographen Stoff genug gab zu eingehender Prüfung. Und wir bedauern, daß der sonst so gründliche Verfasser diese Prüfung unterlassen hat. Der Bruch Rousseau's mit den Encyclopädisten bedeutete nicht bloß eine Aenderung persönlicher Beziehungen. Er bedeutete das Verlassen der Grundsätze jener Männer, die mit den Waffen des Geistes für den möglichen Fortschritt, für die Entwickelung der Vernunft, für die Verbreitung der Bildung kämpften und wirkten und den Uebergang zu jenem aristokratischen Theile der Gesellschaft, die jeden Fortschritt, der dem Mittelstande zu Gute käme, mit ungünstigen Augen betrachtet, dagegen für jede poetische, unmöglich zu verwirklichende Utopie schwärmt, weil dieselbe nicht gefährlich ist. Daß der contrat social und solche Schriften zehnmal mehr zu den Gräueln der Revolution beitragen würden, als Alles, was die Encyclopädisten geschrieben, das ahnten freilich die neuen Freunde Rousseau's nicht. Auch änderte dieser Wechsel der Beziehungen nichts in seiner Lebensweise, noch in seiner Hypochondrie; sein Verfolgungswahn nahm zu, mußte ja zunehmen, da er nunmehr auch seine ältesten Freunde sich abwendig gemacht hatte. Das hinderte jedoch nicht, daß er als Componist mit einer Motette den größten Erfolg errang, daß sein Name wieder gepriesen ward, und Gelegenheit zu wahrer Befriedigung nicht fehlte.

Wir müssen die vielen Abhandlungen des fünften Buches der Biographie übergehen, von denen die „Rousseau und Gluck" und „Von Rousseau bis Richard Wagner"*) als die interessantesten hervorzuheben, während die vorhergehenden uns etwas lang erschienen sind. Wir wollen nur mehr den letzten Lebensjahren Rousseau's und seiner Thätigkeit während derselben einige Betrachtungen widmen.

Was immer gegen ihn und seine Sonderbarkeiten einzuwenden wäre — ein tiefes Mitleiden darf einem Manne nicht verweigert werden, der mit solchen Gaben, mit solchem Rufe nur im Noten-Copiren wahre Befriedigung fand. Mancher Leser wird dieses Wort vielleicht befremdlich finden; wir entgegnen: Wenn ein Mann wie Rousseau in sieben Jahren 11—12000 Seiten abschrieb, so muß er hierin eine Befriedigung gefunden, in diese Art der Beschäftigung mehr Eitelkeit gesetzt haben als in seinen Ruhm als Schriftsteller. Daß ehemalige Freunde wie Diderot und Grimm härter urtheilten, darf Niemanden Wunder nehmen. Denn auch die Besten unserer Zeit würden — und mit Recht — einen mit den höchsten Geistesgaben so reich Beschenkten hart tadeln, der, fähig, ja berufen, sich in ehrenhaftester Weise ein behagliches Dasein zu gestalten,*) das elendeste erwählt und zu gleicher Zeit an die Oeffentlichkeit appellirt, um für sich und seine Geliebte, Therese Levasseur, ein Asyl zu erbitten (Jansen citirt es S. 446); hier mußte eine vollkommen krankhafte Ueberreizung des Nervensystems vorherrschen. Und es war eine größere Befreiung von geistigen als von körperlichen Leiden, die ihm der Tod in der Einsiedelei von Ermenonville am 2. Julius 1778 brachte.

32 Tage vorher, am 30. Mai, war Voltaire in Paris gestorben, „von Rosen erstickt", wie er nach der „Apotheose"**) sagte, die ihm das Publikum am 30. März in der Akademie, auf den Straßen und zuletzt im Theater bereitete, als seine Büste auf der Bühne unter brausenden Vivats gekrönt wurde. Und hier sind wir auf den Punkt gelangt, wo eine Vergleichung der beiden merkwürdigen Männer angezeigt erscheint.

Rousseau und Voltaire haben beide viele Thaten gethan, die vor dem Richterstuhle der abstracten Moral unbedingt verwerflich, als Charakterlosigkeit höherer Potenz zu verurtheilen sind. Nur war Rousseau's Charakterlosigkeit meistens***) die Folge eines überreizten Idealismus, eines ungeregelten Gefühles; und „Ein leicht beweglich Herz ist ein elend Gut auf dieser Erde" hat schon der junge Goethe gesagt (Ode an Behrisch). Man kann mit vollem Recht behaupten, daß bei den meisten Charakterlosigkeiten Rousseau's seine Interessen gewiß nicht die Veranlassung waren; wenn er diese berücksichtigte, hätte er gewiß mit seinen Freunden, den Encyclopädisten, nicht so entschieden gebrochen und sie schmählich beleidigt, um in der aristokratischen Gesellschaft einen sehr zweifelhaften Ersatz zu suchen. Und er würde wenigstens seine Verbindungen mit dieser anders benutzt haben. Seine Haltung und seine Verkehrtheiten sind nur dann ganz erklärlich, sobald seine Gemüthsrichtung und die Zeit, in der er lebte, richtig ins Auge gefaßt werden. Jene Periode war die der Aufklärung, des Strebens nach Herrschaft des Geistes über die Vorurtheile, von denen Manches im Gemüthe wurzelte. Rousseau wollte in solcher Zeit der Mann der reinen Empfindungen, des Gemüthes sein, und so zu sagen aus diesem heraus die Welt umgestalten. Kein Wunder, daß er in Frankreich so oft anstieß, Andre oder sich selbst verletzte, und daß er zuletzt in Deutschland, wo damals die „Schöne Seelen"-Theorie im Schwange war, mehr Bewunderer fand, als im eigenen Lande.†) Bei Voltaire dagegen läßt sich nachweisen, daß die meisten seiner Charakterlosigkeiten aus Habsucht oder Neid entstanden

*) Unwillkürlich kam uns beim Anblicke der obenerwähnten Ueberschrift ein Satz aus unseren Tagebuch vom Jahre 1876 ins Gedächtniß: „Wie thöricht, aus den Schriften eines Mannes auf dessen Sinnesart, besonders aber auf seine Handlungsweise schließen zu wollen! Der Verfasser des „Emile", des Buches, das Erziehungsreform predigt, sandte seine Kinder ins Findelhaus; Richard Wagner predigt gegen den Luxus, preist das Volk als den einzigen Künstler der Zukunft, läßt die theueren seidenen Wandtapeten seines Wahnfried-Arbeitszimmers abreißen, durch andere ersetzen, um deren Farbe mit seiner Textstimmung in Einklang zu bringen. Und wer die sehr unhofmäßigen Ausdrücke liest, die Goethe in manchen seiner spätesten Gedichte niederschrieb, der mag sich den ernsthafteste Etiquette beobachtenden Geheimrath schwer vorstellen können."

*) Man lese auf S. 442—44 der Biographie die Darlegung der Besuche, welche Rousseau empfing, man urtheile, ob er im Stande war, sich eine ganz unabhängige Stellung zu schaffen, in welcher er nicht mehr gezwungen war, von der lästigen Neugier begafft zu werden.

**) Das Wort ist in Dav. Strauß' „Voltaire" auf dies Ereigniß angewendet. Wir folgen überhaupt in den weiteren Darlegungen dieser Biographie, weil sie die loberfüllteste ist.

***) Nicht immer — das Verhalten gegen seine Kinder erscheint uns durchaus verwerflich, trotz der platonischen Erklärung Jansens, die auf das 18. Jahrhundert nicht paßt.

†) Doch darf nicht vergessen werden, daß auch die edelsten deutschen Männer zu den größten Bewunderern Rousseau's gehörten. Höchst interessant war es uns, ein Urtheil Goethes über den Botaniker Rousseau zu lesen, das er zu einer Zeit schrieb, wo er alles Empfindsame schon lange abgestreift hatte (1824): „Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlechte verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet, und in echter geradsinniger Geisteskraft sich mit den stillwiegenden Naturkindern vertraut macht u. s. w." (Bildung und Umbildung organischer Naturen.)

Digitized by Google

sind; und wenn er sich einmal durch verletzte Eitelkeit, also durch ein Motiv, bei dem wenigstens eine gewisse sittliche Unterlage vermuthet werden kann, zu einer unbesonnenen That hinreißen ließ, so verstand er dabei immer, für seine Interessen eine kleine Hinterthür offen zu lassen. Es wäre jedoch ebenso ungerecht, Voltaire als einen schlechten Menschen hinzustellen, als es falsch wäre, Rousseau als einen unbedingt guten zu preisen. Es soll hier nur festgestellt werden, daß nicht die unmoralischen Thaten Rousseau's ihm so viel Feindschaft zugetragen haben, sondern die Schwächen, die Widersprüche, zu denen er sich manchmal durch Wandlung seiner moralischer Ueberzeugungen hinreißen ließ. Voltaire kam es gar nicht darauf an, eine von ihm verfaßte anonyme Schrift, die Anstoß erregte, gleich öffentlich mit allen möglichen Betheuerungen zu verleugnen, während er zu gleicher Zeit im Geheimen für deren stärkste Verbreitung sorgte und vielleicht eine neue, noch ärgere entwarf. Rousseau hat einige Male öffentlich seine früheren Ueberzeugungen widerrufen, aber niemals seine Meinung, geschweige denn seine Verfasserschaft versteckt. Und wenn ihn der gerechte Vorwurf trifft, daß er aus seinen geistigen Arbeiten nicht jenen Vortheil zog, den jeder Künstler schon um der Selbstbefriedigung willen anstreben soll; daß er aus Bizarrerie den Notencopisten abgab, um seine Existenz zu fristen, und sich tief erniedrigte, so kann man dagegen von Voltaire sagen, daß er kein Mittelchen zum Gelderwerbe verabsäumte, und sich immer als ein sehr, als ein zu gewandter Geschäftsmann bewährte. Daß er aber seinen Reichthum später benutzte, um einen kleinen, armen elenden Weiler, Ferney, zu einem behaglichen Wohnorte für zahlreiche arbeitsame Familien umzugestalten; und daß er mit dem ganzen Ansehen seines Namens, mit der ganzen Macht seiner Feder gegen die an den Familien Calas, Sirven und de la Barre verübten Grausamkeiten siegreich auftrat: das sichert ihm dankbare Unsterblichkeit; das beweist auch, wie ein Mann von scharfem Geiste und wenigem Gemüthe doch der Menschheit bessere Dienste zu leisten vermag als der idealistische reine Gemüthsmensch; jener sucht mit kluger Berechnung erst den richtigen Weg, dann aber schreitet er mit festem Schritte muthig auf das Ziel los; dieser folgt dem Drange des Herzens, stürzt in das Dickicht und muß verzweifelnd, von Dornen und Nesseln verwundet, umkehren, ohne ein Ziel gefunden zu haben. Er hat Anrecht auf unsere Bewunderung, auf unser tiefstes Mitgefühl, Jenem aber müssen wir Dank und Lob zollen, wenn wir ihm auch nicht Sympathie widmen.

Voltaire war bei all' seinen Perfidien immer liebenswürdig und beliebt, Rousseau war oft griesgrämig und unliebenswürdig, selbst wo er Treue und Verläßlichkeit bewies. Der Spötter Voltaire errichtete eine Kirche mit der übermüthigen Aufschrift „Deo erexit Voltaire". (Ueber den „reinen Religionseifer" lese man Strauß' Buch S. 282—83.) Er machte sich den Spaß, in seiner Kirche als Prediger aufzutreten; er schlug der Geistlichkeit überall ein Schnippchen, aber im Ganzen stand er auf leidlich gutem Fuße mit ihr. Und hätte er nicht die letzte Oelung verweigert, um „nicht wie ein Wagenrad geschmiert", in die andre Welt zu kommen, so hätte ihm irgend ein Würdenträger der Kirche eine schöne Leichenrede gehalten. Des wahrhaft frommen Rousseau bestes Werk wurde von Henkershand verbrannt, er selbst fand Jahre lang kaum ein Asyl vor den Verfolgungen der frommen Leute in Genf und Bern. -- Doch genug!

Das Buch des Prof. Jansen ist ein sehr dankenswerther Beitrag sowohl zur Culturgeschichte als zur näheren Kenntniß von Rousseau's Streben und Wirken. Es ist die Frucht sorgsamsten Studiums aller Quellen. Wenn wir auch den Wunsch nicht unterdrücken können, daß der Verfasser die verschiedenen Quellen besser in ein einziges übersichtliches Becken leitete, daß er nicht so oft bald vor-, bald zurückgriff in seiner Darstellung und dem Ganzen mehr organische Entwickelung gab, so dürfen wir andererseits mit gutem Gewissen das Werk allen Freunden gewissenhaftester und gründlicher Forschung und ernsten Lesens empfehlen: und nur für solche ist es ja geschrieben worden.

Ein realistischer Roman.

Unter den neu aufgetauchten Talenten hat sich Hermann Heiberg in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine geachtete Stellung erworben. Schon sein erstes Auftreten war glücklich. In den feuilletonistischen „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" pflegte er mit Geschick das Gebiet der novellistischen Skizze, wobei er sich namentlich die skandinavischen Erzähler, vor Allen Kielland, zum Muster nahm. Die späteren Werke bestätigten sein eigenartiges Talent für die sentimental-sarkastische Schilderung des Kleinlebens, welche sich einerseits in scharfer Wiedergabe der Wirklichkeit gefällt, aber doch wieder einer gewissen romantischen Phantastik huldigt. Eine Geschichte, wie die „Goldene Schlange", ist in unserer Welt ebenso unmöglich, wie die märchenhafte Abenteuer-Stimmung in „Ausgetobt". Das Beste bot Heiberg jedenfalls in seinen sonst recht unerquicklichen „Ernsthaften Geschichten", zumal in der Erzählung von dem an eine alte Frau geketteten Ehemann, der sich in ein Verhältniß mit seiner Gouvernante einläßt. Was mich bisher abhielt, in den Chorus von Heiberg's Bewunderern, zu denen sogar auch sein engerer Landsmann und Freund Theodor Storm gehört, einzustimmen, war die rohe, geradezu schülerhafte Form, das wenig entwickelte Stilgefühl dieses Autors. Bei der Lesung seiner letzten Erzeugnisse ist kaum eine Seite von meinem auf stilistische und logische Schnitzer fahndenden Bleistift frei geblieben, und mehr als einmal war ich versucht, die sogar von einem Karl Frenzel gelobten Bücher ungeduldig wegzulegen.

In seinem neuesten Roman: „Apotheker Heinrich",*) hat sich das wesentlich gebessert. Die vorherige Veröffentlichung in einem Familienjournal scheint sehr wohlthätig auf das Werk eingewirkt zu haben, denn ich finde nur mehr wenige der sonst für Heiberg typischen Stilblüthen und anspruchsvoll aufgebauschten Gemeinplätze. Dafür zeigen sich alle seine Vorzüge in vollstem Lichte. „Apotheker Heinrich" ist ohne Zweifel Heiberg's bestes Buch.

Es ist eine Alltagsgeschichte, die sich mit wenigen Worten erzählen läßt. Der Apotheker Heinrich hilft dem Physikus von Kappeln in Schleswig aus einer financiellen Bedrängniß und knüpft daran die Bedingung, dafür die Hand seiner Tochter, der um zwanzig Jahre jüngeren Dora, zu erhalten. Das hübsche Mädchen, dessen Backfischjahre nicht ohne die üblichen Liebeleien abgelaufen sind, das aber brav und edel geblieben ist, weiß, daß sie ihr Herzensglück dem Wohl ihres Elternhauses zum Opfer bringen soll und reicht dem egoistischen alten Junggesellen, der „so groß, ja selten" gehandelt hat, nach kurzer Weigerung wirklich die Hand. Ihr ehelicher Jammer fängt schon auf der Hochzeitsreise an. Die Verbindung bleibt kinderlos, und auch dieser Umstand mag zu ihrem Unglück beitragen, woran Heiberg sonderbarerweise mit keinem Wort erinnert. Dora wird von Heinrich geistig unterdrückt, körperlich mißhandelt, zu Tode gequält. Einmal erkrankt Heinrich lebensgefährlich; seine Frau pflegt ihn voller Aufopferung, aber das ändert gar nichts; kaum gesund geworden, plagt er sie von Neuem. Sie bäumt sich auf, trotzt ihm, vernichtet ihn moralisch, aber sie muß den Schmerz erleben, daß ihre eigenen Eltern ihr Unrecht geben und zum Frieden mahnen. Zuletzt tritt die physische Folge ihrer seelischen Qualen ein. Beim Vogelschießen erblindet sie plötzlich. Der jähe Uebergang aus der Hitze in den feuchtkalten Bierkeller ist daran schuld, meinen die Leute, in Wirklichkeit aber ist es eine Folge des jahrelangen Weinens. Doch ihr Elend ist noch nicht zu Ende. Die unheilbar Erblindete kommt mit dem Geliebten ihrer Jugend noch einmal zusammen, aber er befindet sich auf der Hochzeitsreise. Als ihr fürchterliches Schicksal ihren unmenschlichen Gatten nicht rührt und weicher stimmt und die Mißhandlungen ihren Fortgang nehmen, da verliert die Dulderin endlich den letzten Rest Lebensmuth. Sie tastet sich in ein Schiff, stößt vom Lande und treibt in die See hinaus. Dann kniet sie nieder, erhebt betend die

*) Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

Arme zum Himmel und gleitet sanft in die Tiefe hinab. „Für eine Secunde durchdrang ein heiliger Schauer die Brust ihrer Freunde“ heißt es in Heiberg's überschwänglichster Manier, „denn wie ein überirdisches Wesen, das unwiderstehlich angezogen wird, zurückzutauchen in den goldenen Feuerquell des Lichtes, das einst seinen Lebensfunken weckte, tauchte die Gestalt ins Meer.“ Die Strafe, die den „herzlosen Schurken in der Apotheke“ trifft, ist sehr gelinde. Heftige Stimmen, laute und versteckte Drohungen erheben sich, und diese werden so allgemein, daß von seiner Wahl zum Bürgermeister nicht mehr die Rede ist. Er verkauft sein Haus und Geschäft, verschwindet aus Kappeln, ohne Abschied zu nehmen

„Und büßet dort im fernen Land
Die Schuld als Tabaksfabrikant“,

wie man bei diesem glaubwürdigen Pröbchen echt irdischer Gerechtigkeit mit pessimistischem Behagen schließen möchte.

In der Wahl seines Stoffes und zum Theil in dessen Behandlung zeigt sich Heiberg als echter Realist. Die exacte Schilderung der Wirklichkeit, so wie wir sie namentlich bei den Franzosen dieser Richtung, aus Balzac's Meisterwerken „Eugénie Grandet“, „Les Parents pauvres“ und „Père Goriot“, aus Flaubert's „Madame Bovary“ und namentlich aus Zola kennen, ist auch Heiberg's Ideal. Da wird jede überraschende Erfindung, jede außerordentliche Intrigue, jedes romantische und romanhafte Element aus der Dichtung verbannt. Was sich immer und überall hat begeben, das allein veraltet nie, könnte das Credo der Realisten und Naturalisten heißen. Sie geben auch jeder Vergrößerung und Idealisirung aus dem Wege, zerfasern ihr Object in kleine Details und gießen die Lauge der pessimistischen Philosophie darüber aus. Das Alles trifft auch bei Heiberg's neuem Romane zu, besonders bei dem weitaus besseren ersten Theil. Die Schilderung der Backfischjahre ist vortrefflich. Hier möchte ich auch nicht einen Zug, keine Scene missen. Wie hübsch ist nicht die Schilderung des harmlosen Verhältnisses zu dem heimlich dichtenden Auguste Semmler, dann das weniger harmlose zum Vetter Bernhard und dem alten Junggesellen Heinrich! Die Eintragungen des jungen Mädchens in ihr Tagebuch treffen in Ausdruck und Anschauung den Backfisch-Accent. Das Kirschenpflücken, die Nußernte, die Besteigung des Thurmes sind gute impressionistische Bilder, en plein air gemalt. Trefflich sind ferner die komischen Nebenhandlungen, wie der Krieg in der Apotheke zwischen den beiden Angestellten Schubye und Semmler, die Charakterköpfe des Provisors Tibertius und des vierfingrigen Gehülfen Nordes und die Musterkarte der Kappeler Honoratioren, wie denn auch die von Melisse, Majoran und Pfeffermünz durchduftete Atmosphäre des Apothekerhauses, der ganze trostlose Dunstkreis des kleinstädtischen Spießbürgerthums das Buch durchdringt. Hier stellt sich Heiberg fast ebenbürtig neben Flaubert's Schilderung des Apothekers Homais, welcher, die griechische Mütze auf dem Kopfe, seine Droguen mischt und stolz darauf ist, ihre lateinische und griechische Benamsung zu kennen, und der ganzen provinzialen Dummheit, an der Madame Bovary zu Grunde geht.

Heinrich und Dora sind anfangs psychologisch gut durchgeführt. Da fügt sich logisch Zug an Zug, und Heinrich's schlauer Egoismus z. B. wird schon von seinen ersten Begegnungen mit Dora und seiner Abfertigung Semmler's und Schubye's abgeleitet. Die Charakterzeichnung verschlimmert sich erst später, wobei es besonders störend wirkt, daß der Verfasser zu sehr gegen Heinrich Partei ergreift. Dieser ist entschieden ein Lump, aber nicht der Schuft, den Heiberg aus ihm macht. Nicht alle Züge, um derentwillen Heiberg ihn verdammt, sprechen gegen ihn. Daß Dora z. B. drei, sage drei Dutzend Billets dem Schmierenkomödianten abnimmt, ist ebenso geschmacklos als leichtsinnig und verdient Heinrich's Rüge vollauf. Auch ist Dora's Sentimentalität und ihre Sehnsucht nach dem Geliebten ihrer Jugend für einen prattischen Ehemann mit Recht unausstehlich. Schuld gegen Schuld gemessen, ist Dora nicht minder belastet als ihr unwürdiger Ehetyrann. Ueberhaupt hat Heiberg seine Heldin stark idealisirt. Der wahre Realist hätte sie viel logischer sich entwickeln lassen. Empfindsam und empfindlich, der Liebelei nicht abgeneigt, wie sie sich in ihren Backfischjahren zeigt, kann sie im Elend einer unglücklichen Ehe unmöglich zu einem solchen Dulderideal heranwachsen. Der Ehebruch ist die logische Consequenz derartiger Anlagen und Verhältnisse. Dazu ist aber Heiberg, der für deutsche Familienblätter schreibt, viel zu ängstlich, obgleich auch ihm der logische Schluß ganz klar ist. Einen Augenblick hat es fast den Anschein, als ob Dora sich für Tibertius etwas lebhafter interessirte, aber nein, bewahre der Himmel! sie fühlt nur höchst platonisch für ihn und unterstützt sogar seine Heirathscandidatur bei Christine Lassen. Ebenso erweckt die Begegnung mit August Semmler auf dem Trockenboden manche verwandte Erwartung, die sich nicht erfüllt, und nach der überschwänglichen Schilderung des Widersehens mit Bernhard wird man durch die Notiz überrascht und - - beruhigt, daß der Vetter sich auf der Hochzeitsreise befinde und also an eine gute Lösung gar nicht mehr zu denken sei. Ein richtiger Realist wäre wohl schwerlich auf Heiberg's plumpen Effect mit Dora's Erblindung verfallen und hätte eher ihr häusliches Elend noch mehr ins Schwarze gezeichnet. Er hätte das intime Zusammenleben mit einem verabscheuten Gemahl gewiß mit reicherem physiologischen und psychologischen Detail ausgestattet. Vielleicht hätte Dora ein Kind geboren, und zu den Ehestandsqualen wäre auch noch der Kinderjammer gefügt worden. Heiberg erspart uns diese Martern, und wir danken ihm dafür. Dagegen ist eine Emma Bovary bei ihrem Selbstmord entschieden viel logischer, als Dora Heinrich. Jene nimmt aus dem Giftschranke des Apothekers Homais eine Dosis Arsenik, welche Dora, die in der That einmal daran denkt, viel bequemer haben könnte. Statt dessen tastet sich die Blinde melodramatisch in ein Schiff und ertrinkt. Dieser Unterschied bezeichnet ganz genau den Punkt, bis wohin der sentimentale Heiberg dem Realismus huldigt.

Mit der Haupthandlung sind einige mehr oder minder anmuthige Episoden verknüpft, wie die Liebe des vielleicht ursprünglich für Dora bestimmten Provisors Tibertius mit der Capitänstochter Christine und seine Kämpfe um ihren Besitz gegen die nur fürs Wasser schwärmende Capitänswittwe. Gegen den Schluß drängen sich auch zwei andere Nebenfiguren mit der Liebes-, Verlobungs- und Ehegeschichte des Barbiers Glitsch und der Schneiderin Mile Kuhlmann vor, die in dem Schützenkönigthum Glitsch's ihre Apotheose findet. Andere Nebenhandlungen sind weniger anmuthig und doch ebenso breit entwickelt. Heiberg trifft der Vorwurf, daß er die Bedeutung der einzelnen Scenen nicht abwägt. Ihm ist Alles gleichwerthig und gleich wichtig, und dadurch lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers ab und wirkt ermüdend. Auch die Einzelzüge, womit er zumal den Dialog ausstattet und die er gerne in Parenthese einfügt, mögen nur das Entzücken Derjenigen bilden, die nicht wissen, wie billig solche Anhäufung von Detail ist und daß dies keine besondere Beobachtungsgabe verlangt. Dabei führt Heiberg oft ganz gleichgültige Züge an, die nichts Charakteristisches haben. Dies gilt namentlich von einer unappetitlichen Gewohnheit Heinrichs, auf welche Heiberg immerfort zurückkommt. Einmal bleibt der Apotheker „noch eine Zeit lang nachdenklich gegen den Schreibtisch gelehnt, und während er nach einer schlechten Gewohnheit, die er neuerdings angenommen hatte, mit einem Schildpattfabricat (!) in den Zähnen stocherte, kamen ihm allerlei Gedanken.“ Ein andermal steht er, „die eine Hand mit Zahnstochern (?) beschäftigend, die andere in der Hosentasche bergend, mit seinem unbeweglichen Gesicht vor dem Ofen“ und ein drittes Mal putzt er sich „während des Sprechens die Nägel und knipst ein Fingerwürzelchen (?) ab.“ Offenbar carikirt ist es aber, wenn von einem „einzigen spitzen, weißen, impertinenten Schneidezahn“ gesagt wird, daß er zu lächeln schien. Dahin gehören auch gewisse immer wiederkehrende Bilder, die statt der angestrebten Anschaulichkeit nur den Eindruck der Dürftigkeit erwecken. So fliegt einmal „der zauberische Schatten des Liebesgottes“ über die Gesichter; bald darauf fliegen „lustig schelmische (?) Geister“ über Dora's Gesicht,

Digitized by Google

während „heimlich die Geister des Hauses in den Ecken sitzen und vergnügt kichern," und später umspielen abermals den Mund „reizende Geister der Schalkhaftigkeit." Auch sind Heiberg's Beiwörter selten von jener farbigen und plastischen Kraft, die der Realismus fordert. Nichtssagende Ausdrücke, wie „reizend" und „reizvoll" kehren immer wieder. Oder der Verfasser verfällt in seine alte Ueberschwänglichkeit, die so schlecht zu der realistischen Frische und Schärfe seiner Kleinmalerei paßt. Dann unterbricht er seine sonst anschaulichen und fesselnden Naturschilderungen, z. B. die schwungvolle des Schneesturms, mit den Ausrufen „Ah!" und „O!" und „Ha!" oder er geht ganz in Rührung unter und leistet die folgenden überspannten Stellen, die wie aus einem Blaustrumpfroman gezogen scheinen.

„Ah! Das littest Du, frommer lachender Himmel, mit Deinem goldenen Sonnenschein und Deinem Sommergepränge? So warfst Du in die heitere Luft Dein häßliches Grau und trafst Die, um die Deine Engel schon in sanfter Wehmuth sich härmten — — ?"

„O sündhafte Unnatur, die diese unschuldigen Augensterne vernichtet hatte, die den Spiegel einer solchen Seele zerstörte, die grausam und unerbittlich eines Kunstgebildes Zierde vernichtete. „O Du, Du" — stöhnte es dann so herzzerreißend, seelenzerrissen durch den Raum, daß selbst ein Teufel in allen seinen Fibern hätte erzittern müssen, wie hier ein Menschenleben zerfaserte — in Jammer zerfloß, sich auflöste, — hinstarb im letzten Aufzucken — —"

Derlei Stellen, die stimmungsvoll sein sollten, haben auch noch den Nachtheil, daß sie mit ihrer subjectiven Heftigkeit ein unkünstlerisches Sichvordrängen des Verfassers bedeuten. Im realistischen Roman soll sich aber der Schriftsteller nie zeigen, niemals in seinem Namen sprechen. „Die Moral von der Geschicht'" hat nur der Leser zu sprechen.

Theophil Zolling.

Karl V.

Von Bruno Gebhardt.

„Got hat uns ein iungs edliß blut zum haubt geben, damit viel hertzen zu groser guter hoffnung erweckt." Diese Worte Luther's sprechen die Stimmung des deutschen Volkes im Jahre 1520 aus; das „iungs edliß blut" war Karl V.

Die große Entscheidungsstunde hatte geschlagen, unter stürmischer Zustimmung seines Volkes hatte sich der Reformator von Rom losgesagt, der Kampf begann, dessen schicksalsschwere Gewalt auf Jahrhunderte hinaus die Geschicke Deutschlands, Europas bestimmte. In demselben Augenblick trat ein neuer Herrscher an die Spitze des Reiches, ein junger Mann von zwanzig Jahren, der in seiner Hand schon die Regierung über Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, die neuentdeckten Länder Amerikas und die Inseln Westindiens vereinigte. Als er jetzt nach langwierigen Intriguen zum Kaiser gewählt wurde, geschah es nicht zum wenigsten unter dem Druck der öffentlichen Meinung in Deutschland, unter dem Jubel der nationalbegeisterten Humanisten und der reformbegierigen Ritter, die in dem jungen Fürsten den Verwirklicher ihrer Wünsche und Pläne zu erhalten hofften. Mit seinem Regierungsantritt beginnt in der allgemein europäischen und in der deutschen Geschichte eine neue Epoche, mit deren Schilderung sich das Werk des Professors Hermann Baumgarten*) beschäftigt.

Es ist ein schwer Stück Arbeit, das der Straßburger Gelehrte begonnen hat, zu dem er aber, der treffliche Kenner deutscher und spanischer Geschichte, wie wenige Andere berufen ist. Die Literatur über diese Zeit ist außerordentlich reich, und doch wieder nicht reich genug, um wirkliche Vollständigkeit zu bieten; Quellen und Specialarbeiten existiren in Hülle und Fülle, und doch bleiben viele und wichtige Fragen ungelöst, weil das Material zu ihrer Beantwortung noch in den Archiven ruht. Sollte aber deswegen eine zusammenfassende Bearbeitung des Vorhandenen unterbleiben, weil noch keine Vollkommenheit zu erreichen ist? Sollte deswegen eine der wichtigsten und folgenschwersten Perioden in ihrem Zusammenhange für den Nichtfachmann unzugänglich bleiben, dem es nicht möglich ist, sich aus Monographien und Quellenpublicationen ein Bild zu componiren, während das einzige zusammenfassende Werk, Robertson's History of the reign of the emperor Charles V, im Jahre 1769 erschienen, längst veraltet ist? Gewiß nicht! Denn da wäre ja wirklich das Bessere der Feind des Guten. Wir unterschreiben mit Freude die Worte Baumgarten!s, die der nachhaltigsten Beherzigung werth sind: „Wenn die umfassendsten Publicationen, die scharfsinnigsten Forschungen Decennien hindurch so gut wie unbenutzt daliegen, wenn sie schließlich durch ihre Massenhaftigkeit sogar für den Historiker unerreichbar werden, der sich nicht in die Enge einiger Decennien einsperren mag, so ist das für das wirkliche historische Wissen wenig förderlich. Sie ins Grenzenlose zu vermehren, ohne den Versuch, die historische Summe aus diesen kostbaren Materialien zu ziehen, ist ein Unterfangen, das mit dem wahren Sinne wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche steht."

Eine unzweifelhafte Wahrheit! Wenn Ranke hätte warten wollen, bis das ganze Material für die Geschichte der Päpste lückenlos vorliege, sein bedeutendstes, in seinen Wirkungen so weit reichendes Werk wäre heute noch ungeschrieben. Die Geschichte ist eine Wissenschaft fürs Leben, nicht für die Gelehrtenstube. Bändereiche Publicationen von Chroniken und Actenstücken, die außer dem Gelehrten kein Mensch in die Hand nimmt, sind todter Stoff, der nicht aufs Leben wirken kann. Erst die auf diesem Material aufgebaute künstlerische Darstellung vermag über den gelehrten Kreis hinaus ihren Einfluß zu üben. Man sehe doch, worauf unsere großen Historiker ihre Ruhmestitel gründen: am wenigsten auf die Herbeischaffung des Materials, am meisten auf die zusammenfassende Darstellung. Sie ist die wahre Königsarbeit, während jene doch nur, wenn auch nothwendige, Kärrnerarbeit ist.

Die Zeit, in die Baumgarten's fesselnde Schilderung uns einführt, wird stets das höchste Interesse des Geschichtsfreundes erregen: sie ist die Geburtsstunde einer neuen Welt, die wir in ihrem Werden belauschen; wir betreten den Boden, in dem unsere politischen und kirchlichen Bildungen wurzeln, auf dem die moderne Cultur erwuchs.

Es war am 18. April des Jahres 1521, als Martin Luther vor Karl V. und dem versammelten Reichstage die von ihm verlangte Erklärung des Widerrufes verweigerte. Am folgenden Tage legte der Kaiser den Kurfürsten und Fürsten ein Schriftstück vor, in dem er auf das Energischste seinen Willen aussprach, die Ketzerei auszurotten. Es ist „das erste Schriftstück, von dem wir wissen, daß es das Erzeugniß seines eigenen Geistes war", es ist die erste selbstständige Regierungshandlung des jungen Fürsten. Wie war der einundzwanzigjährige Mann beschaffen, der diese Last von Kronen auf sich trug? Wir können nur wenig auf diese Frage antworten; wir wissen von seiner Jugend und seiner Erziehung so gut wie nichts — der einzige Charakterzug, der erkennbar hervortritt, ist eine streng kirchliche Gesinnung. Sie bewog ihn, der bis dahin in allen Angelegenheiten als ein bloßes Werkzeug in der Hand seiner Räthe erscheint, zu dieser Stellungnahme Luther und dem deutschen Volk gegenüber. Dahin waren in diesem Augenblick alle Hoffnungen, die ein in seinen Tiefen erregtes Volk auf ihn gesetzt hatte, dahin alle Erwartungen, die bei seiner Wahl in so lautem Jubel sich kundgethan. Aber wie hätte es anders sein können? Karl und Luther — „hier begegneten sich zwei Welten, die kein Verständniß für einander haben konnten. Der mächtigste Fürst der Erde, dessen Thun und Lassen die politische Berechnung vorschrieb, und der arme Mönch, der nur der Stimme seines Gewissens folgte; der Weltmonarch, der die Interessen von Nationen und Reichen gegen einander abzuwägen und zu

Digitized by Google

deutsches Volk lebte und strebte; der Herrscher Spaniens, der in diesem Augenblicke sein Land von den furchtbarsten Revolutionsstürmen durchtobt sah und nun erkannte, was ein Volk, das seiner Banden sich gelöst, vermochte, und der kühne Stürmer, dessen Unterfangen alle feststehenden Gewalten zu erschüttern schien; der Enkel der katholischen Könige und deutschen Kaiser, der auf den Höhen der Menschheit geboren, und der Eislebener Bauernsohn, der aus den Tiefen des Volkes emporgestiegen war; der gläubige Schüler Adrian's von Utrecht und der gebannte Verfasser des Büchleins „Von der Freiheit eines Christenmenschen", — welch' stärkere, sich ausschließende Gegensätze sind denkbar? Und dennoch gibt es einen Berührungspunkt zwischen beiden Männern, die ihrer Zeit den Stempel aufdrückten! Auch bei Karl war es der innerste Trieb seines Herzens, der ihn gegen Luther aufstachelte, auch ihm war es Gewissenssache, so und nicht anders zu handeln, auch er folgte der Ueberzeugung, die in ihm lebte, und nicht der politischen Berechnung und kühlen Ueberlegung. Diese hätte ihn nach der ganzen Sachlage von der raschen That zurückhalten müssen, hätte ihn hemmen müssen, sich in einen feindlichen Gegensatz gegen den größten Theil des deutschen Volkes zu stellen. Denn in demselben Augenblicke, in dem er aussprach, an die Ausrottung der lutherischen Ketzerei seine „Reiche und Lande" zu setzen, wankten diese auf die gefährlichste Weise: in Spanien wüthete der furchtbarste Aufstand, der Krieg mit Frankreich stand vor der Thür, die italienischen Besitzungen waren bedroht, weder England noch der Papst schienen Hilfe bieten zu wollen, der Geldmangel stieg aufs Aeußerste, die deutschen Stände zeigten sich, wie immer, schwierig in ihren Bewilligungen, im Volke gährte es Verderben kündend — ein Moment der höchsten Gefährdung. Er ging vorüber, aber was während der ganzen Regierung des Kaisers sich zeigte, was alle seine großen Entwürfe lähmte, was ihn vor der Zeit in seinem Muthe und seiner Kraft brach, das trat schon damals zu Tage: „Seine Macht war zugleich seine Schwäche." Ein großer Eroberer, wie Alexander oder Napoleon, der Länder und Meere unterworfen hat und in eherne Fesseln schnürt, kann daran denken, eine Universalmonarchie zu errichten. Der Usurpator fragt nichts nach Volksrechten oder verbrieften Privilegien und braucht nichts danach zu fragen, seine eiserne Hand hält Alle gleichmäßig nieder, gleiche Knechtschaft für Alle, die sein Schwert traf, ist die Signatur seiner Herrschaft. Gewiß trägt ein solches Staatswesen den Keim des Todes in sich, gewiß zerfällt es mit dem Moment, in dem der Herrscher von der Weltbühne abtritt oder durch die erste Niederlage seine Schwäche verräth, aber immerhin vermag eine mächtige Persönlichkeit mit Gewalt zu wahren, was mit Gewalt errungen ist, vermag das Widerspiel entgegenstehender Interessen niederzuhalten, weil sie überhaupt keine Interessen aufkommen läßt.

Anders der Herrscher, der auf dem gesetzlichen Wege der Erbschaft oder Wähl auf den Thron gelangt. Er muß den Völkern ihr Recht lassen, damit sie sein Recht anerkennen, er muß das Gesetz erhalten, weil auf ihm seine Macht beruht. Man könnte fast das bekannte Wort modificiren und sagen: Ein Herrscher bewahrt sich seinen Staat nur durch die Mittel, durch die er ihn erlangt hat.

Karl V. war Herrscher über viele Staaten, aber er war kein Universalherrscher im eigentlichen Sinne. Wie ganz anders war seine Stellung in den Niederlanden, in Spanien, in Deutschland! Und waren denn die Interessen aller seinem Scepter untergebenen Länder so gleiche, daß eine einheitliche Politik für alle gelten, für alle segensreich sein konnte? Widerspricht sich nicht aufs Aeußerste, was für Deutschland nothwendig war, und was Spanien bedurfte? Welchen Nutzen konnte das deutsche Reich von einem Kriege mit Frankreich erwarten, zu dem doch die Erhaltung der spanischen Monarchie in ihrer Integrität gebieterisch drängte? Wie mußten die Niederlande den Frieden fordern, der um Neapels willen unmöglich war? Im Grunde genommen kümmerte sich allerdings die damalige Politik nicht darum, was die Interessen der Völker wünschenswerth machten, sondern was aus dynastischem Interesse rathsam war, und dieses heischte scheinbar Erweiterung der Macht. Doch der Begriff der Macht war in jener Zeit ein anderer als heute. Man hat oft Karl V. und seinen Gegner Franz I., ja schon Ferdinand den Katholischen, Maximilian und Ludwig XII. als Staatsmänner im modernen Sinne bezeichnet. Ihrem Wesen nach waren sie es, den Zielen ihrer Bestrebungen nach gewiß nicht, ihr Intriguiren und Diplomatisiren mag modern genannt werden können, ihre Zwecke waren mittelalterlich-romantisch. Die Politik jener Zeit war in erster Reihe Eroberungspolitik, die der modernen Zeit verfolgt eine einigende und befestigende Tendenz. Damals galt es ausschließlich, möglichst viele Länder und Völker unter einem Scepter zu vereinigen, ob auch die Länder territorial noch so weit getrennt waren, ob auch die Völker national noch so verschieden waren und ihre Lebensinteressen sich widersprachen; heute sieht man die Kraft eines Staates in seiner territorialen Geschlossenheit und nationalen Einheit. Welchen Werth konnte Frankreich, das damals unzweifelhaft der im Innern am meisten konsolidirte Staat war, auf den Besitz Neapels legen, der doch nur mit Aufwand der Mittel, die der französische Staat bot, zu erlangen und zu erhalten war, für ihn aber von wenig reellem Nutzen sein konnte? Dieses Machtstreben über die den Nationen gezogenen Grenzen hinaus ist der eigentliche Kern aller politischen Tendenzen jener Epoche, und es ist merkwürdig, selbst politische Köpfe wie Machiavelli und Comines waren in diesen Idealen befangen, wie Baumgarten trefflich in dem Capitel „Machiavelli und Luther" und in einem Excurs nachweist. Allerdings halten wir das berühmte sechsundzwanzigste Capitel im „Fürsten" nicht für so bedeutungslos in der ganzen Schrift wie unser Autor, aber wir stimmen seiner Auseinandersetzung bei, daß auch Machiavelli „für den Fürsten überhaupt Macht und zwar möglichst ausgedehnte, auch über fremde Völker sich erstreckende Macht als höchstes Ziel betrachtete und diesem Machtstreben alle übrigen politischen Interessen, Aufgaben und Pflichten unbedingt unterordnete". Aus diesem Streben gingen die Kämpfe um Italien hervor, dieses Streben leitete Karls V. europäische Politik, dieses Streben bedingte auch in der Folgezeit seine Stellung dem deutschen Protestantismus gegenüber.

Baumgarten's Buch führt die Erzählung bis zum Ausbruch des ersten französischen Krieges. Es ist auf Grund des gesammten gedruckten und theilweise auch ungedruckten Materials aufgebaut, ist fesselnd geschrieben und ein wahrer Gewinn unserer historischen Literatur. Wenn auch die rüstig fortschreitende Forschung manche Lücke noch ausfüllen wird, für manches Detail Nachträge bringen möge, das Werk wird, wenn es so fortgeht, wie es begonnen hat, für diese Zeit ein standard work bleiben, wie es von anderem Standpunkt aus Ranke's Reformationszeitalter ist. Angelo de Gubernatis glaubt in seiner storia della storia in der allerdings höchst oberflächlichen Uebersicht über die moderne deutsche Historiographie sagen zu dürfen: Talvolta a quegli eruditi manca il sentimento artistico necessario per colorire la vasta mole di documenti spesso inediti da essi scavati e raccolti. Zu der großen Reihe historischer Werke, die dieses Urtheil antiquirt erscheinen lassen, tritt nun auch Baumgartens Karl V., dessen Lectüre auch um seiner äußeren Form willen ein wahrer Genuß ist.

Feuilleton.

Wie Daniel ein Philister wurde.

Von Wilhelm Berger.

Dieser Tage fiel mir ein altes Bild in die Hände: die Photographie der Mitglieder eines Vereins, zu welchen auch ich gehörte, eines Vereins, der aus jugendlichem Enthusiasmus für das „Wahre, Gute und Schöne" geboren wurde und nach kurzer Blüthe langsam dahinsiechte, bis er gestorben war, Niemand wußte, wann. Gegenüber der, nach unserer Meinung, in rohen Materialismus versinkenden Gesellschaft hatten wir uns zusammengeschlossen; wir wollten unsere Seelen rein er-

Digitized by Google

halten von dem Staube der Werkeltagswelt, worin die Geschöpfe Gottes mit gebeugtem Rücken für des Lebens Nothdurft schaffen; wir wollten das Gemeine mit heiligem Eifer bekriegen, wo wir es antrafen; wir wollten —

Ich habe vergessen, was wir alles wollten. Du lieber Himmel: wir waren eben alle jung, recht jung. Die Jahre des Studiums lagen eben hinter uns; Keiner aus unserem Kreise hatte Ursache, es schon mit seinem Berufe ernst zu nehmen. In den Häusern unserer Eltern gab es dreimal täglich volle Schüsseln, und wo der eigene Verdienst nicht zu Bier und Cigarren reichte, half Vater oder Mutter dem hoffnungsvollen Sohne aus. Warum sollten wir da nicht an unserer Bildung arbeiten und uns zur Belehrung und Besserung unserer dumpf dahinlebenden Mitmenschen in einer späteren Zeit tauglich machen? Denn wir schmeichelten uns, daß wir, wenn wir nur erst in allen Stücken auf der Höhe unfehlbaren Wissens ständen, nebenbei auch auf unseren verschiedenen Arbeitsfeldern mit geringer Anstrengung Bedeutendes hervorbringen würden. Daß uns von den Lebenden Keiner imponirte, verstand sich von selbst; dafür aber pflegten wir den Cultus der großen Todten, denen wir uns innerlich verwandt fühlten.

Wir, sage ich. In Wirklichkeit aber gehörte ich meiner Sinnesart nach nicht zu jenen Schwärmern. Meinem Jugendfreunde Daniel Bollenius zuliebe, den ich aus der Tiefe der Schulclassen immer bewundert hatte, während er in der Höhe weiterrückte, war ich unter die Idealisten gegangen. Aus meiner Verehrung für ihn erlaubte er sich, zu schließen, daß ich zu einem höheren Streben inclinire, und meinte wahrscheinlich, mich, trotz meines langsamen Kopfes und meiner im Grunde realistischen Natur, für einen untergeordneten Posten in jener Phalanx großer Geister allmählich dressiren zu können, in welcher er für sich eine Führerstelle ausersehen hatte. Ich fühlte mich durch das Vertrauen des talentvollen Freundes geehrt; geduldig zog ich in die Versammlungen des Vereins zur „gegenseitigen Förderung geistiger Interessen" und ließ mir schöne Worte ohne Zahl in die Ohren schwirren, mit der Empfindung eines Hungrigen, der den Versuch macht, sich durch Gerüche zu sättigen.

Daniel Bollenius! — Unter seinen Vorfahren befand sich eine Anzahl von Männern, die sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet hatten. So erzählte mir Daniel häufig, und da er mir gleichzeitig alte Kupfer und Holzschnitte von ihren Gesichtern vorwies, die sich vor den Titelblättern vergilbter Bücher, meist theologischen Inhalts, befanden, so hatte ich keinen Grund, an der Wahrheit seiner Aussage zu zweifeln, obgleich von dem Inhalt jener Bücher niemals weiter die Rede war. Da nun die männlichen Mitglieder der Familie Bollenius, wie ersichtlich, auf irgend einem Felde der Forschung sich hervorzuthun pflegten — in früheren Generationen wenigstens — so war es nur natürlich, daß auch Daniel, als er seine lateinischen Aufgaben mit ungewöhnlicher Leichtigkeit bewältigte, von seinem Vater für den Gelehrtenstand bestimmt wurde, damit er Gelegenheit habe, die traditionelle Größe der Familie einmal wieder vor den Augen der Zeitgenossen aufzufrischen. Denn er selbst, Daniel's Vater, war, da ihm die lateinische Sprache nicht in den Kopf wollte, als ein unechter Bollenius unter die Handelsleute verwiesen worden und hatte später, fortgesetzt aus der Art schlagend, eine reiche Frau geheirathet, was bei keinem seiner gelehrten Ahnen vorgekommen war.

Daniel, welcher, einmal auf den richtigen Weg gebracht, frei seiner Neigung folgen durfte, hatte sich den Naturwissenschaften gewidmet. Er folgte darin nur dem allgemeinen Zuge, der in der Zeit lag, und der am leichtesten die jungen Köpfe mit sich fortriß. Daß er, nach vollendetem Studium, die Erforschung lebender Organismen zu seiner Specialität erwählte, geschah unter dem nachwirkenden Einflusse eines Lehres, dem er auf der Universität näher getreten war. In der Wissenschaft herrschte damals eine radicale Richtung; dem Naturforscher schien die Aufgabe gesetzt zu sein, nachzuweisen, daß alles Leben nichts weiter sei als ein chemischer Proceß und das Vorhandensein einer Seele nur eine haltlose Annahme. Alle Bemühungen strebten nach diesem Ziele; Entdeckungen, aus welchen keine Stütze für die Theorie der mechanischen Weltanschauung zu schmieden war, wurden für werthlos gehalten. Diese Strömung hatte nicht nur eine Menge von Denkern ergriffen, sondern sie hatte sich auch auf einen großen Theil der gebildeten Laien ausgedehnt. Die neue Lehre empfahl sich dadurch dem „gesunden Menschenverstande", daß sie aus der Welt alles Unbegreifliche allmählich zu beseitigen versprach, während allerdings aus eben diesem Grunde sämmtliche religiösen Gemüther sich dagegen empörten.

Als Daniel, ein Streiter für die Schrankenlosigkeit des menschlichen Erkenntnißvermögens so zelotisch wie nur Einer, eine Zeitlang im Hause seines Vaters in voller Muße mikroskopischen Forschungen obgelegen hatte, erschien das erste Buch Darwin's. Von dem Inhalte desselben erhielten wir in unserem Verein bald genug durch Daniel Kenntniß. Erwiesen schien ihm Alles, was nur als Hypothese gemeint war; aus den vorsichtigen Andeutungen des britischen Gelehrten zog er die kühnsten Schlüsse. Durch die Kraft seines Wortes, durch den Ton innerster Ueberzeugung in seinen Ausführungen machte er bald seine näheren Freunde, mit wenigen Ausnahmen, zu begeisterten Darwinianern, die keinen Anstand nahmen, sich ihrer Abstammung von einem unbekannten Uraffen öffentlich zu rühmen. Daniel wurde gedrängt, die Grundzüge der Entwicklungstheorie vor einem größeren Kreise darzulegen und ließ sich dazu, obgleich von verschiedenen Seiten gewarnt, bereit finden. Schon während seines Vortrags, zu welchem sich ein zahlreiches Publicum eingefunden hatte, erhob sich bei seinen weitgehendsten Behauptungen Murren und Widerspruch; nach demselben aber, als erst vereinzelte seiner Aeußerungen entstellt und verschärft von Mund zu Mund gegangen waren, brach ein Sturm der Entrüstung gegen den „Atheisten" aus. Die Localblätter, nachdem sie Berichte über Daniel's Rede gebracht hatten, worin die anstößigsten Stellen geschickt zu einem organischen Ganzen verbunden waren, öffneten ihre Spalten den giftigsten Einsendungen anonymer Wütheriche und zwangen unserem empörten Freunde eine Polemik auf, die er mit schärfster Feder führte, sehr zum Schaden seiner Sache und, leider, auch seines guten Rufs bei unsern lieben Mitbürgern. Denn diese, unbekannt mit der richtigen Behandlungsweise wissenschaftlicher Fragen, vermochten den Menschen Bollenius nicht von dem Forscher Bollenius zu trennen, und weil der Letztere zu der Meinung gekommen war, Pflanzen und Thiere hätten sich, ohne Zuthun einer höheren Macht, allmählich aus einem Klümpchen Schleim entwickelt, hielten sie den Ersteren für ein verabscheuungswürdiges Subject.

Daniel kam sich in diesem Kampfe vor wie Luther in Worms. „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir!" war ein Citat, dessen er sich häufig bediente. „Ich verfechte die Sache der Wahrheit gegen Wahn und Aberglauben", erklärte er uns. „Die Dunkelmänner haben mich in die Acht gethan; das Licht, das ich verbreiten möchte, stört sie in ihrem Eulenleben. Meinetwegen. Ich werde deshalb kein Jota ablassen von meiner Ueberzeugung. Träger neuer Ideen werden immer zuerst verketzert; ich theile nur das Loos früherer Reformatoren. Man zwang Galilei, gegen die Wahrheit seiner Lehre zu schwören. Er that es, der alte Mann, wenn er auch der Formel ein leises ‚Und sie bewegt sich doch' anhängte. Mich wird man nicht zwingen, zu widerrufen, niemals!"

In dem trotzigen Muthe unseres Freundes war etwas Heroisches, das uns entzückte. Indessen machte ich die befremdliche Wahrnehmung, daß gerade Diejenigen, welche Daniel gegenüber sein Vorgehen am lautesten billigten, sich zuerst langsam von ihm zurückzogen. Es ist wahr: der Druck von außen auf uns, seine Freunde, war ein starker. Dem Einen wurde ernstlich zu bedenken gegeben, daß er durch seine notorische Intimität mit einem Gotteslängner das Vertrauen verscherze, dessen er in seinem bürgerlichen Berufe nicht entbehren könne; den Andern bestürmten, zitternd für sein Seelenheil, weibliche Anverwandte, er möge den Umgang mit einem Sendling Beelzebub's einstellen. Widerstand führte zu Unfrieden, zu Entzweiungen mit wohlwollenden Erbtanten. Die Erwägung lag nahe, daß man immer noch denken könne, was man wolle, wenn man auch die Verbindung mit Daniel aufgebe und

Digitized by Google

mit dem Bekenntniß seiner innersten Ansichten vorsichtig zurückhalte.

Daniel bemerkte recht wohl, daß es um ihn her immer einsamer wurde. Grimmig schalt er auf die „Halben", die nicht den Muth ihrer Meinung hätten, die um weltlicher Vortheile willen auf das höchste Gut des Menschen, die geistige Freiheit, Verzicht leisteten. Wie sich seine Eltern seinen Anschauungen gegenüber verhielten, ist mir nicht genau bekannt geworden. Daraus indessen, daß er allmählich aufhörte, für die Tagespresse unserer frommen Stadt Artikel über die natürliche Zuchtwahl und den Kampf um das Dasein zu liefern und sich dafür in Specialforschungen über die Schwimmhäute der Wasservögel vertiefte, darf wohl geschlossen werden, daß auch in seinem Hause der kleine Krieg zwischen alten, bequemen Vorurtheilen und einer neuen, lästigen Idee entbrannt war und mit einem Waffenstillstand geendigt hatte.

Ueber meine Mitbürger, die damals Daniel mit allen erlaubten Mitteln das Leben sauer machten, wird man in den gegenwärtigen toleranten Zeiten natürlich mit Entrüstung den Kopf schütteln, als über bornirte Finsterlinge und Geistesverwandte spanischer Inquisitoren. Sehr mit Unrecht, wie mir scheint. Denn meine Mitbürger waren keineswegs unempfänglich für jenen Heroismus, der für eine Idee gegen die ganze Welt Front macht; sie bewunderten die Glaubenstreue der Christen vor sechszehnhundert Jahren; sie hatten Luther ein Standbild gesetzt und erboßten sich weidlich im Theater über Philipp's des Zweiten blutiges Vorgehen gegen den wackern Marquis Posa. Alle, ohne Ausnahme, waren fest davon überzeugt, daß Kopernikus, wenn sie nur seine Zeitgenossen gewesen wären, leichtes Spiel gehabt haben würde. Was er lehrte, war ja so leicht zu begreifen, so selbstverständlich; wie dumm mußten die Menschen im Mittelalter gewesen sein, um darüber ein solch gewaltiges Gezeter zu machen! Ueberhaupt bestand in der Meinung meiner Mitbürger zwischen den großen Revolutionären der Vergangenheit und dem lebenden Daniel Bollenius der Unterschied, daß Jene, wie auch dem blödesten Auge ersichtlich, Recht hatten, Dieser aber, wie ebenso klar zu bemerken, sich im Irrthum befand. Und deshalb war es gewiß nur zu billigen, wenn sie sich bemühten, mit allen gesetzlich gestatteten Zwangsmitteln den Irrenden auf ihren eigenen, und folglich richtigen Weg zu führen.

Mein Freund Daniel indessen, starrköpfig wie alle Fanatiker, bestand darauf, den seinigen zu gehen, und wenn derselbe zum Holzstoß führen sollte. Er gefiel sich darin, die Rolle eines Märtyrers für seine Ueberzeugung zu spielen, auch dann noch, als der Darwinismus bereits von der Tagesordnung verschwunden war und die Gemüther seiner Stadtgenossen sich mit einer andern, inzwischen „brennend" gewordenen Frage beschäftigten. Um jene Zeit veröffentlichte er in rascher Aufeinanderfolge einige Abhandlungen, worin er die aus seinen Specialforschungen gewonnenen Resultate seinen Fachgenossen mittheilte. Es drang daraufhin aus der Welt der Gelehrten in die Welt der Laien auf allerlei Umwegen die Kunde, daß Daniel Bollenius sich durch irgendwelche strengwissenschaftliche Arbeiten, über die Genaueres nicht bekannt wurde, einen Namen gemacht habe. Man fing wieder an, ihn mit einem gewissen Wohlwollen zu betrachten, als einen Menschen, der wohl etwas zu leisten im Stande sei, wenn er nur von seinen Schrullen lassen wollte. Sogar die Erbtanten von Daniel's ehemaligen Freunden hörten davon munkeln, daß er auf dem Gebiete der Ornithologie oder Entymologie — eins von beiden war es — sehr gediegene Kenntnisse besitze, und ließen sich zu dem Zugeständniß herbei, der junge Mann könne es vielleicht noch zu etwas bringen, nur müsse er bei seinem Leisten bleiben und nicht mit seinem Kopfe durch die Wand rennen wollen.

Daniel lachte spöttisch, als ihm hinterbracht wurde, daß man in den maßgebenden Kreisen anfange, einige Hoffnungen für seine Zukunft zu hegen. „Die selbzufriedenen, eingebildeten Narren!" rief er aus. „Als ob ich ein Anderer geworden wäre, jemals ein Anderer werden könnte! Sie werden zu mir herübertreten müssen, wenn sie Gemeinsamkeit mit mir haben wollen. Das erste Buch Mose trennt uns; sie müssen glauben lernen, daß Gottes Hauch im Protoplasma die erste lebendige Urzelle schuf, aus welcher seitdem durch Evolution geworden ist, was daraus werden mußte — dann erst können wir miteinander geistig verkehren. Warum sollten sie nicht? Ein Glaube ist so gut wie der andere, wenn vom Unbegreiflichen nur eine Dosis darin ist."

Noch befand sich Daniel auf dieser Höhe stolzen Selbstgefühls, als sein Vater plötzlich starb. In der Stadt hieß es gleich, er habe sich selbst das Leben genommen; nur suchte man vergebens nach dem Grunde für eine solche That. Bald genug wurde derselbe offenbar; Bollenius Senior, der nach seiner eigenen Aussage nur einen sicheren Handel von mäßigem Umfange trieb, um sich zu beschäftigen, hatte in Wirklichkeit durch diesen Handel, verbunden mit den Kosten eines liberalen Haushalts und den Ausgaben für seinen Sohn, das ihm von seiner Frau zugebrachte Vermögen bis auf einen geringfügigen Rest vergeudet. Sobald Daniel zur klaren Erkenntniß dieser Thatsache gelangte, begriff er, daß er darauf bedacht sein müsse, seine Kenntnisse zu verwerthen, um den Lebensunterhalt für sich und seine Mutter zu gewinnen. Am liebsten hätte er in einem anderen Orte eine Lehrerstelle angenommen; aber Frau Bollenius, ohnehin tief erschüttert, wollte davon nichts wissen. Sie bestand darauf, in ihrer Geburtsstadt, unter Freunden und Bekannten zu bleiben; an neue Menschen könne sie sich nicht mehr gewöhnen, erklärte sie. Und Daniel dürfe sie nicht verlassen; nachdem er so lange nach seinem Belieben gelebt habe, sei es jetzt seine Pflicht, sein Leben für eine Weile nach ihren Wünschen einzurichten. Um so leichter könne er dies, als sie ihm nicht lange zur Last fallen werde. Die gutmüthige, leichtlebige Frau, welche im Wohlstande von Niemandem Unbilliges verlangte und den realen Verhältnissen willig Rechnung trug, war plötzlich verdrießlich und eigensinnig geworden und verharrte, allen Argumenten gegenüber, in weinerlichem Tone bei ihrem Verlangen, mit Daniel zu bleiben, wo sie war.

Nun traf es sich, daß gerade die Stelle eines Conservators der städtischen naturwissenschaftlichen Sammlungen frei wurde. Dieselbe war nicht eben reichlich dotirt; die Communalbehörde rechnete darauf, daß der Conservator genügende Muße haben werde, um sich durch literarische Arbeiten das Salz zu seinem Brot zu verschaffen und war auch wohl überhaupt der Ansicht, daß ein Gelehrter nicht das Bedürfniß habe, so gut zu leben wie andere Menschen. Daniel würde, unter anderen Umständen, nicht daran gedacht haben, sich zu dieser Stelle zu melden; jetzt indessen, da seine Mutter nicht müde wurde, ihm zu versichern, daß diese Vacanz eine spezielle Veranstaltung der Vorsehung zu seinen Gunsten sei, und da er in der That in unserer Stadt keinen anderen Weg offen sah, um zu einer sichern Einnahme zu gelangen, — jetzt sah er sich genöthigt, als Bewerber aufzutreten. Leicht wurde ihm der Entschluß nicht. „Die Väter der Stadt sind gegen mich eingenommen", sagte er mir um jene Zeit, als ich ihn einmal zufällig traf. „Ich muß betteln; ich muß mich katechesiren lassen; Gevatter Schneider und Handschuhmacher werden sich nicht enthalten können, dem Supplikanten einige Belehrung über die correcte Stellung der Wissenschaft zum Leben zu geben. Ich will es leiden, ohne aufzumucken; die Noth ist mächtiger als wir Menschen, und es ist keine Schande, der Noth zu gehorchen."

Ich sah, wie es war: Daniel hatte sich bereits innerlich mit dem Joche abgefunden, das er sich auf den Nacken legen lassen wollte. Er hatte sich überredet, mit der Zwanglage, worin er sich befand, vor seinem Gewissen sich rechtfertigen zu können, wenn er schweigend die Demüthigung ertrug, sein Verhalten als Forscher und Denker der Beurtheilung des Krämerverstandes zu unterstellen. Mein alter Freund mißfiel mir. Wir Andern, von Jugend an mit dem Gedanken vertraut, daß wir als Erwachsene dem Gelderwerb nachzugehen hätten, sind zu entschuldigen, wenn wir uns den bestehenden Vorurtheilen fügen, als realen Mächten, mit denen wir zu rechnen haben. Während wir aber dazu erzogen werden, uns in den Organismus der bestehenden Gesellschaft einzugewöhnen, wird uns doch gleichzeitig eingeprägt, daß im Reiche des Gedankens Freiheit herrscht und daß Diejenigen, welche in diesem Reiche sich mit Aufsuchung der Wahrheit beschäftigen, dies ohne Rücksichtnahme auf ihr persönliches Wohlergehen thun

Digitized by Google

müssen. Für einen solchen Diener der Wahrheit hatte ich Daniel Bollenius gehalten; es that mir weh, als ich sah, daß er Miene machte, zu uns Anhängern des Nützlichkeitsprincips abzuschwenken.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Kunstgewerbliches.

Der Erfolg, den die früheren Schüler des Kunstgewerbemuseums mit der Ausstellung ihrer Aufnahmen im großen Lichthof davongetragen, spricht sich am Klarsten in der Thatsache aus, daß den beiden hervorragendsten, A. Kips und M. Koch, die Herstellung des großen Panoramas übertragen ist, das eine Zugabe zu der nächstjährigen internationalen Kunstausstellung in Berlin bilden soll. Als höchst zeitgemäßer Vorwurf ist eine Ansicht von Pergamon gewählt, und schon sind die Vorbereitungen im Gange. Studien an Ort und Stelle werden noch im Laufe dieses Sommers in Angriff genommen.

Wir haben schon in unserer neulichen Besprechung auf die Wichtigkeit der Reorganisation des kunstgewerblichen Unterrichts in Berlin hingewiesen, die ihre Gesammtresultate zum ersten Mal in übersichtlichem Bilde durch die Lehrlingsausstellung vorgeführt hat. Die Ausstellung im Gewerbemuseum, die eine wesentliche Ergänzung zu der Veranstaltung im Glaspalast bildet, spricht in ihrem officiellen Titel nur von Aufnahmen früherer Schüler. In der That geht der Umfang der ausgestellten Studien nicht über diese Grenze hinaus, obgleich der erste Eindruck ein andrer, namentlich auf dem Gebiete des Landschaftlichen, doch handelt es sich auch hier, so bildmäßig auch oft die Wirkung, nur um Studien. Eigene Compositionen blieben ausgeschlossen, doch wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man dies auf eine absichtliche Beschränkung im Programm schreibt, wie die Umstände sie erheischten.

Es ist ein Vergnügen, die gründliche Veränderung des Standpunktes gegenüber den kunstgewerblichen und architektonischen Erzeugnissen der Vergangenheit zu beobachten, den das umfangreiche Material von Aufnahmen aus allen Perioden bezeugt. Noch ist es nicht so lange her, da stellte man sich bei uns in Berlin allen Epochen mit dem Maßstab des Classicismus gegenüber. Was mit diesem gemessen werden konnte, war zulässig, was nicht aufging, wurde verworfen. Von einem berühmten Lehrer wird erzählt, er sei mit seinen Schülern in die Schlösser zu Charlottenburg und Potsdam gegangen, um den jungen Leuten zu demonstriren, wie verabscheuenswerth die Decorationsprincipien des vergangenen Jahrhunderts seien. Noch ist der Sturm von Entrüstung, noch sind die boshaften Witzworte nicht vergessen, die einer der jetzigen Führer unter den Architekten hervorrief, als er es zuerst wagte, dem strengen Hellenismus ganz schüchtern einige Elemente der italienischen Frührenaissance beizumischen. Schmiedeeisen und Holzconstruction standen unter dem Interdict. War es da ein Wunder, daß dieser Richtung auch das unbefangene Studium kunstgewerblicher und decorativer Leistungen, die aus selbstständigen, von der Antike unabhängigen Epochen stammten, unmöglich fiel?

Jetzt haben wir einen völligen Umschwung erlebt. Man naht sich dem Barock und Rococo, um die verpöntesten Stilarten zu nennen, nicht mehr als Richter, sondern sucht an ihren Erzeugnissen so unbefangen wie möglich zu erfahren, welche Wirkung beabsichtigt war, welcher practische Zweck erreicht werden sollte. Ebenso hingebend verhält man sich allen übrigen Epochen gegenüber, und so sehen wir im Lichthof des Gewerbemuseums friedlich nebeneinander Decorationen aus Pompeji und aus gothischer Zeit, Palast- und Kirchenausstattungen aller Wandlungen der Renaissance, das Barock und Rococo, Werke des nahen und fernen Orients und Naturstudien aller Art von dem Act bis zur Landschaft. Ueberall wird die Wiedergabe der absoluten Erscheinung in Form und Farbe angestrebt, so weit dies menschenmöglich ist. Hier besitzt ja unsere Zeit in der vervollkommneten Photographie ein ehedem ungeahntes Hülfsmittel zu objectivem Sehen.

Als Technik tritt fast unbeschränkt herrschend die Aquarelle auf. Auch das ist in Deutschland ein Fortschritt der jüngsten Zeit. Welch einen radicalen Umschwung in der Technik wie in der Naturanschauung seit fünfzig Jahren die mächtige Entwickelung der Aquarelle in England und Frankreich hervorgerufen, wird erst aus der Perspective kommender Geschlechter richtig beurtheilt werden können. Wir hinken nach, wie in den meisten künstlerischen Dingen. Aber auch bei uns hat das frische Naturstudium der Aquarelle zu einer intimeren Auffassung der Wirklichkeit geführt, auch bei uns hat die gänzlich heruntergekommene Oeltechnik bereits den Weg gründlicher Regeneration einschlagen müssen, und neben der abstracten Zeichnung, welcher die jüngstvergangene Epoche hnldigte, ist das Malen wieder zur Geltung gekommen.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Ausbildung der Aquarelltechnik eine der bedeutendsten künstlerischen Thaten unseres Jahrhunderts ist. In dem Sinne und Umfang, in welchem wir sie pflegen, existirte sie früher nicht, obgleich ihr Ursprung bis dicht in die Zeit hinabreicht, wo an die Stelle des Pergaments das Papier trat. Schon Dürer verwendet die Aquarelle genau wie wir und in staunenswerther Sicherheit. Seine Landschaften konnten erst wieder richtigt gewürdigt werden, seit wir selbst die Natur von verwandtem Standpunkt anschauen und mit denselben Mitteln zu bezwingen suchen. Später verschwand die Aquarelle zwar nie ganz aus dem Kreise der Darstellungsweisen, aber sie trat doch so sehr in den Hintergrund, daß man sich auf die einzelnen Fälle besinnen muß. Nur die niederländische Kunst des siebzehnten Jahrhunders, die ja auch zuerst die Radirung malerisch ausgebildet, hat uns Beispiele virtuoser Meisterschaft in der Aquarelltechnik hinterlassen, ich erinnere vor Allem an Landschaften des van der Velde. Auch die Künstler des Rococo wußten die Effecte der Wasserfarben sehr wohl auszunutzen, leider können wir nur aus ganz vereinzelten Prachtstücken schließen, was uns durch die Gleichgültigkeit des Classicismus an Werken des achtzehnten Jahrhunderts verloren gegangen.

Die früheren Schüler des Gewerbemuseums beherrschen die schwierige Technik zum Theil mit hoher Virtuosität und wenden sie auf allen Gebieten an. Stoffe, Decorationen, Fresken, Landschaften werden in gleicher Sicherheit fixirt. Von der Zaghaftigkeit der Farbengebung, die früher der Aquarelle in Deutschland anhaftete, ist keine Spur mehr vorhanden.

Unter den vielen Namen mögen nur drei an dieser Stelle hervorgehoben werden. Es sind Paul Klinka, dessen zahlreiche Aufnahmen von Decorationen italienischer Kirchen und Paläste ungemein fleißig durchgeführt sind, und vor Allen A. Kips und M. Koch.

Kips zeichnet sich durch außergewöhnlich feinentwickelte Farbenempfindung aus. Seine Aufnahmen aus Pompeji werden in ihrer unerhörten Treue allgemein bewundert und sind als wichtiges Lehrmaterial vom Kunstgewerbemuseum angekauft worden. Ebenso objectiv gibt er italienische Malereien der Frührenaissance und des Barock wieder und glänzt vor Allem in der Landschaft. Hier hat er, wenigstens in der Aquarelltechnik, unter unseren Künstlern wenig Rivalen. Er scheint während seines Aufenthaltes in Italien die reichentwickelte Technik der dortigen Aquarellisten studirt zu haben, hält sich aber von der etwas süßlichen Manier seiner Vorbilder vollkommen fern. Die große Anzahl seiner Studien beweist, daß es ihm ungewöhnlich flink von der Hand geht.

Max Koch hat schon seit längerer Zeit sich durch seine auszeichneten Aufnahmen kunstgewerblicher Alterthümer und der Decorationen des Barock und Rococo einen Namen gemacht. Auch ihm ist ein überaus lebendiges Formen- und Farbengefühl eigen. Bei den wundervollen sogenannten persisch-rhodisischen Fayencen aus dem Cluny-Museum in Paris glaubt man die Originale vor sich zu haben und mit derselben Sicherheit ist das Colorit der lichten Fresken des Tiepolo in Würzburg und im Palazzo Labbia in Venedig getroffen. Die Aufnahme der Fayencen hat ebenfalls das Kunstgewerbemuseum erworben. Paul Klinka hat vorzugsweise die Decorationen italienischer Kirchen und Paläste aller Perioden studirt.

Für die Benutzer der Sammlungen des Gewerbemuseums sind von

Digitized by Google

besonderem Interesse die zahlreichen im Auftrag des Museums ausgeführten Aufnahmen alter Prachtstoffe, die in ganz derselben Weise montirt wie die Originalstoffe mit diesen aufbewahrt werden. Auf diesem Wege ist das Museum dazu gelangt, für die Geschichte der Weberei und Ornamentik ein Material zusammenzubringen, wie es in der Fülle und Vollständigkeit nirgend wieder beisammen ist.

A. L.

Notizen.

Als nachträgliche Gaben zu der Nationalfeier, welche das deutsche Volk am 1. April beging, müssen wir zwei Broschüren erwähnen, deren Inhalt sie aus der ungeheuren Masse der für jenen Tag erscheinenden Literatur an die Oberfläche hebt. Die eine betitelt sich: Fürst Bismarck und die deutsche Landwirthschaft (Minden, Bruns' Verlag) und enthält die vier großen Reden, welche der Kanzler am 10., 12., 14. und 16. Februar 1885 im Reichstag über die Holz- und Kornzölle hielt, mit einem kurzen, einleitenden und verbindenden Texte. Die andere bringt eine gedankenreiche Festrede: Fürst Bismarck als Reformator des deutschen Geistes (Barmen, Wiemann), welche Karl Theodor Reinhold bei der in Barmen veranstalteten öffentlichen Feier des 70. Geburtstages des Reichskanzlers hielt. Unseren Lesern ist der Name des Festredners aus seinen Beiträgen für die „Gegenwart" allzu gut bekannt, als daß wir sie auf die Gediegenheit eines von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen Vortrages, dessen Erlös noch obendrein zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist, noch ausdrücklich hinzuweisen brauchten.

Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Vierte Reihe. (Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.) Wie so manche unserer bedeutenden Feuilletonisten, hat auch der bekannte Münchener Kunstkritiker schon seit einiger Zeit seine einzeln veröffentlichten Aufsätze in Bücher zusammenzufassen begonnen und ihnen so die wohlverdiente Aussicht auf eine längerdauernde Aufmerksamkeit der lesenden Mit- und Nachwelt, als die Zeitungen zu gewähren vermögen, eröffnet. Pecht's Charakteristiken der großen Architekten und Maler unseres Jahrhunderts werden in der That auch in der ferneren Zukunft eine nicht geringe Werthschätzung beanspruchen können, denn sie bieten dem einstigen Kunsthistoriker ein überaus reiches Material für seine Forschungen dar. Der Münchener Feuilletonist schreibt immer mit dem Notizbuche in der Hand: er sucht sich den Stoff nicht aus Büchern zusammen, sondern er erlebt ihn selbst; fast alle die Männer, welche er schildert, hat er persönlich gekannt, ist mit ihnen täglich umgegangen, hat ihre Werke wenn nicht entstehen sehen, so doch immer durch die unmittelbarste Auffassung geprüft und kennt auch die intimsten Seiten ihres Schaffens und ihres Lebens. So kommt es, daß die Pecht'sche Schreibweise ungemein frisch, actuell und voll realer Beziehungen und Hinweise ist, wodurch auch bisher uns gänzlich unbekannte Gestalten für uns etwas Vertrauliches und Anheimelndes gewinnen. — Die vorliegende vierte Folge seiner Künstlerbiographien beansprucht durch ihr Hineingreifen in die unmittelbarste Gegenwart ein ganz besonderes Interesse. Wir begegnen in ihr den jüngeren Malern Anton von Werner, Arthur von Ramberg, Franz Winterhalter, Peter Janssen, Eduard Schleich, deren Werke uns so vertraut sind, ferner den älteren Friedrich Overbeck, Peter von Heß, Bernhard von Neher und Karl Rahl, finden den Schöpfer der classischen Bauten in Berlin, Schinkel, und den des modernen München, Leo v. Klenze, einander gegenüber gestellt und machen auch nähere Bekanntschaft mit den beiden Bildhauern Johannes Schilling und Ernst Hähnel, deren Namen ja heute oft genug genannt werden. Eine reiche Reihe von vertrauten Gestalten! Das Buch wird sich deshalb wohl, wie seine Vorgänger, einer recht günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

Offene Briefe und Antworten.

Victor Hugo und die Kinder.

Verehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen im Anschluß an Ihren Essay über Victor Hugo die Uebersetzung eines Gedichts aus der „Kunst, Großvater zu sein" zu unterbreiten, welches allerdings beweist, daß der greise Poet ab und zu noch den rührenden Kinderton zu treffen wußte.

LES ENFANTS PAUVRES.

Prenez garde à ce petit être;
Il est bien grand; il contient Dieu.
Les enfants sont, avant de naître,
Des lumières dans le ciel bleu.

Dieu nous les offre en sa largesse;
Ils viennent; Dieu nous en fait don;
Dans leur rire il met sa sagesse
Et dans leur baiser son pardon.

Leur douce clarté nous effleure.
Hélas! le bonheur est leur droit.
S'ils ont faim, le paradis pleure,
Et le ciel tremble, s'ils ont froid.

La misère de l'innocence
Accuse l'homme vicieux.
L'homme tient l'ange en sa puissance,
Oh! quel tonnerre au fond des cieux,

Quand Dieu, cherchant ces êtres frêles
Que dans l'ombre où nous sommeillons
Il nous envoie avec des ailes,
Les retrouve avec des haillons!

Die armen Kinder.

Mißachtet nicht dies kleine zarte Wesen:
O es ist groß, schließt in sich Gott den Herrn.
Eh' es die Erde sich zum Heim erlesen,
War es am blauen Himmelszelt ein Stern.

Will Gottes Güte uns ein Kleinod geben,
So kommt als ein Geschenk von ihm das Kind.
Des Kindes Lächeln ist der Allmacht Weben
Und seine Küsse Gottes Gnade sind.

Es hat ein Recht auf Glück, so sollt ihr wähnen,
Streift doch von ihrer Reinheit uns ein Strahl.
Wenn Kinder hungern, weint der Himmel Thränen,
Und, frieren sie, so bebt der Sel'gen Saal.

Daß Unschuld muß in's Elend niedersteigen,
Das klagt vor Gottes Thron die Sünder an;
Ein Engel gab den Menschen sich zu eigen:
Wie wird des Himmels Donner zürnen dann,

Wenn Gott die zarten Wesen sucht hienieden,
Und in dem Dunkel, das die Erd' erfüllt,
Sie, die auf Engelsflügeln von ihm schieden,
Hier wiedersieht, in Lumpen eingehüllt!

Gustav Dannehl.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.

Das jüdische Verbrecherthum
von **Dr. Ludw. Fuld.**
Preis: 1 Mark.
Auf amtl. statist. Material basirende, gegen E. v. Hartmann gerichtete Schrift.

Litter. Neuigkeit.
Soeben erschien im Verlage
von **Richter & Kappler**, Stuttgart
Alfred Graf Adelmann's
neuestes Werk
Beno Donzini.
Roman in 2 Bänden.
Elegant geheftet M. 7.— fein gebunden M. 8.50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln.

Verlag von Theodor Huth in Leipzig.
Gesammelte
Essays und Charakterköpfe
zur neueren Philosophie und Literatur
von **Dr. Moritz Brasch.**
Bd. I. Essays. Preis M. 4,50.

Soeben erschien:
Methode
des
akademischen Studiums
von
Prof. Dr. Friedr. Harms.
Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Heinr. Wiese.
Preis 1 Mk. 60 Pf.
Leipzig. Th. Grieben's Verlag.

Soeben erschien:
Gustav Meyer, Dr. phil., Professor a. d. Univ. Graz,
Essays und Studien
zur
Sprachgeschichte und Volkskunde.
I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden Märchenkunde. III. Zur Kenntniß des Volksliedes. — 8°. VIII und 412 Seiten. Preis geh. Mk. 7,00, geb. Mk 8,50.
Berlin W. — Verlag von Robert Oppenheim.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Die Erziehung
Friedrichs des Großen.
Aus dem Nachlaß
von
Ernst Bratuscheck.
Mit einem Vorwort
von
Professor **Dr. Ed. Mätzner.**
Preis: 3 Mark.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Verdeutschungs-Wörterbuch
von
Daniel Sanders.
Preis 5 Mk.
Bestens empfohlen von hervorragenden Fachmännern in vielen in- und ausländischen Zeitschriften.
Verlag von **Otto Wigand**
in **Leipzig.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ALLGEMEINES STAATSRECHT.
Von
J. C. BLUNTSCHLI.
Sechste Auflage, durchgesehen von E. Loening.
gr. 8°. VIII u. 690 S. M. 10. —

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland
von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.
Von
Franz Anton Specht.
(Eine von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift.)
gr. 8°. XII und 411 Seiten. M. 8. —

Die Politik der Republik Venedig
während des dreissigjährigen Krieges
von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst.
II. Band: Die Befreiung des Veltlin und der Mantuaner Erbfolgekrieg.
gr. 8°. VIII und 359 Seiten. M. 6. —

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Soeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Ludwig Feuerbach.
Von C. N. Starcke,
Dr. phil.
gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals
für
Dr. Gustav Nachtigal.

Am 20. April d. J. starb an Bord Sr. Majestät Schiff „Möve" der deutsche Generalconsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal.

Was er als Mann der Wissenschaft in unermüdlichem Forschungstrieb, in todverachtender Kühnheit für die Erschließung des schwarzen Erdtheils in Gegenden, die noch keines Europäers Fuß betreten hatte, geleistet, ist weit über Deutschlands Grenzen anerkannt und für immer in den Annalen der geographischen Wissenschaft aufgezeichnet; was er als deutscher Mann und Patriot im Dienste seines Vaterlandes für dessen Ehre, Macht und Ausbreitung auf verantwortungsvollem Posten in standhafter Selbstverleugnung mit Tact und Geschick, mit Zähigkeit und Entschlossenheit gewirkt, hat ihm ebenso die ehrende Anerkennung seines Kaiserlichen Herrn — deren letzten Beweis er leider nicht mehr erleben sollte — wie die verehrende Achtung und Liebe seines Volkes erworben und seinen Namen Allen ins Herz geschrieben, die den Anfang deutscher Colonialpolitik mit Freude und Stolz begrüßten.

Wir erfüllen nur eine Dankespflicht, wenn wir das Andenken des hochverdienten Forschers und Patrioten nicht bloß im Herzen tragen, sondern auch äußerlich durch ein bleibendes Denkmal ehren.

In dieser Erwägung sind die Unterzeichneten zusammengetreten, um ihm in **Stendal**, der Hauptstadt seiner altmärkischen Heimat, das er selbst als seine Vaterstadt bezeichnet hat, wo sein Vater und er selbst auf dem Gymnasium die wissenschaftliche Vorbildung erhalten, wohin auch jetzt noch die Beziehungen seiner Angehörigen reichen, ein

Denkmal

zu errichten. Sie wenden sich daher an Alle, welchen Nachtigal's Andenken theuer ist, mit der ergebenen Bitte, durch Sammlung und Einsendung von Beiträgen diese ihre Gesinnung zu bethätigen.

Der Bankier G. Hemptenmacher in Stendal ist zur Annahme derselben bereit.

Im Juni 1885.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1885. Band XXVII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Sonntagsfeier und Sonntagsarbeit. Von F. Boettcher, M. d. R. — Der gegenwärtige Stand der Cholerafrage. Von Dr. med. Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Alfred Meißner. Von Friedrich Schütz. — Georg Brandes. Von Wilhelm Goldbaum. — Ernesto Rossi als Schriftsteller. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Wie Daniel ein Philister wurde. Von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Gesammt-Gastspiel des Carl Schultze-Theaters. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Sonntagsfeier und Sonntagsarbeit.

Von F. Boettcher, M. d. R.

Solange es eine Geschichte der Menschheit geben wird, wird die mosaische Gesetzgebung ein Gegenstand höchster Bewunderung bleiben. Wie die unvergängliche Offenbarung der göttlichen Weisheit weht es uns aus ihr entgegen, fortwirkend durch die Jahrhunderte bis in die unmittelbare Gegenwart. Bedeutsamer und segensreicher aber ist keine ihrer Institutionen für die Menschheit geworden, als der Sabbath. Alle in der Geschichte aufgetretenen Völker haben religiöse Festtage gehabt, die zugleich eine Unterbrechung der Werktagsarbeit mit sich brachten; nirgend sonst aber findet sich die Wiederkehr des Ruhetages in derartig regelmäßigen, ganz gleich eingetheilten Perioden. Daß je der siebente Tag zur Ruhe und gemeinsamen Gottesverehrung bestimmt wurde — darin liegt die Eigenthümlichkeit und das Geheimniß des jüdischen Sabbaths.

Was hat man nicht Alles philosophirt über die Frage, warum der Gesetzgeber gerade den siebenten Tag gewählt habe! Thatsache ist, daß keine andere Eintheilung sich neben der jüdisch-christlichen Woche hat behaupten können. Sie entspricht offenbar am besten dem wirklichen Bedürfniß. Und welch' einem Bedürfniß! Daß sich die christliche Gesellschaft der antik-heidnischen an Dauerhaftigkeit so bedeutend überlegen zeigt, ist zu einem Theile sicherlich dem Sonntage zu verdanken.

Alles freilich, was dem mosaischen Volke der Sabbath gewesen, vermag uns der Sonntag nicht mehr zu sein. In einer Theokratie von so einfachen Verhältnissen mußten die religiösen und die staatlichen Angelegenheiten fortwährend in einander fließen. So war den alten Juden der Sabbath der Tag nicht nur der Erbauung des Herzens und der Erholung von der gewöhnlichen Arbeit, sondern auch der Berathung des öffentlichen Wohles, der Besorgung der Staatsgeschäfte, der Erziehung der Jugend zum Dienste des Vaterlandes. In dem complicirten Gemeinwesen unserer Tage finden diese letzteren Aufgaben ihre anderweitige Erfüllung. Nichtsdestoweniger ist der Sonntag auch für uns nicht hoch genug zu schätzen.

Wollte man lediglich das Bedürfniß einer regelmäßigen Erholung von der Arbeit ins Auge fassen, so könnte man der Ansicht sein, daß jeder beliebige Wochentag dazu geeignet wäre, daß also jeder Arbeitgeber sich einen solchen ganz nach seiner Bequemlichkeit, bezw. nach seinem individuellen Vortheil auswählen könnte. Dann würde der Eine heute seinen Rasttag haben, der Andere morgen, der Dritte übermorgen. An der Sonntagsfeier ist die Hauptsache die Gemeinsamkeit.

Daß der sonntägliche Gottesdienst ganz und gar auf diesem Princip beruht, bedarf nicht erst der Erwähnung. Aber auch die „weltliche" Seite der Sonntagsfeier hat ihr wesentliches Merkmal in der Gemeinsamkeit. Je härter der Mensch eine Zeit lang an eine einförmige Arbeit in eintöniger Umgebung gefesselt gewesen ist, um so stärker wird er am Ruhetage das Bedürfniß empfinden, aus der Enge seines gewohnten Daseins hinauszutreten, andere Leute zu sehen, mit ihnen über andere Dinge zu sprechen. Vollauf und durch alle Bevölkerungsschichten hindurch kann diesem Bedürfniß nur dann genügt werden, wenn das Volk an einem bestimmten Tage feiert. Das ist eben der Sonntag.

Unter diesem Gesichtspunkte hat derselbe für die Erhaltung und Förderung des socialen Friedens eine unermeßliche Bedeutung. In dem gemeinsamen Gottesdienste, der Reich und Arm, Hoch und Niedrig in demselben Raume und zu demselben Zwecke versammelt, liegt ohne Zweifel etwas tief Versöhnendes. Aber auch durch den übrigen Sonntag geht ein ähnlicher Zug der Gleichheit. Die Angehörigen der unteren Classen treten in ihren besseren Kleidern denen der oberen äußerlich näher, sie genießen mit ihnen dieselben oder doch ähnliche Vergnügungen, freuen sich mit ihnen derselben Naturschönheiten u. s. w. Kurz, auch der Aermste, der Geplagteste fühlt sich, wenn er den Sonntag feiert, im besten Sinne als Mensch, und dies Gefühl kann einen veredelnden, tröstenden Abglanz über die ganze Woche der Arbeit werfen.

Freilich, heutzutage wird solche Wirkung nur zu oft beeinträchtigt, theilweise sogar in ihr Gegentheil verkehrt durch das verhetzende, vergiftende Treiben einer gewissenlosen Demagogie. Aber auch auf der anderen Seite thut man nicht Alles, was man thun sollte. Die Vernachlässigung des Kirchenbesuches seitens der oberen Gesellschaftsschichten, wie sie namentlich in den evangelischen Landestheilen wahrgenommen wird, schmälert den social-versöhnenden Einfluß des Gottesdienstes. Nicht minder unrichtig ist es, wenn die oberen Classen sich von den allgemeinen sonntäglichen Vergnügungen vornehm zurückhalten zu sollen, wenn sie ihre eigene Erholung besser auf einen anderen Tag legen zu können meinen. So würde es z. B. sehr wünschenswerth sein, wenn in Berlin die Wohlhabenderen des Sonntagnachmittags, statt sich mit einem außergewöhnlich guten Diner und einer Spazierfahrt durch den Thiergarten zu begnügen, in erheblich größerer Anzahl, als es bis jetzt der Fall ist, die „Volksgärten" des Gesundbrunnens oder der Hasenhaide besuchen wollten. Und was könnte in kleineren Fabrikstädten nicht zur Milderung der socialen Gegensätze geschehen, wenn die Arbeitgeber sich ent-

Digitized by Google

schlössen, die Freuden des Sonntags mehr gemeinsam mit ihren Arbeitern zu theilen! Es ließe sich durchführen, ohne daß der eine Theil „sich etwas vergäbe" oder der andere sich „genirt" fühlte. Auch würde auf diesem Wege die vielbeklagte Verrohung der Vergnügungen am wirksamsten verhütet werden.

Bei so hoher Bedeutung des Sonntags ist es selbstverständlich das Interesse wie die Pflicht des Staates, diese Institution nicht verkümmern zu lassen. Nur kann er darin nicht so weit gehen, wie die mosaische Gesetzgebung. In ihr erscheint die Theilnahme an der Sabbathfeier, insbesondere an den Cultusverrichtungen, sowie die Enthaltung von der gewöhnlichen Arbeit als staatliche Pflicht. Unser auf ganz anderen Grundlagen beruhendes öffentliches Leben gesteht dem Staate eine so umfassende Zwangsbefugniß nicht zu. Die vollständige Freistellung der religiösen Bekenntnisse, ohne welche sich unsere Zeit nicht denken läßt, gestattet nicht, daß der Staat mit seinen Machtmitteln den Einzelnen zur Vornahme kirchlicher Handlungen zwinge. Ebenso würde ein staatliches Verbot jeglicher Erwerbsthätigkeit an einem bestimmten Tage mit den heutigen Begriffen von persönlicher Freiheit nicht verträglich sein. Dagegen rechtfertigt das Uebergewicht, welches die christlichen Confessionen thatsächlich besitzen, es durchaus, daß der Staat jede öffentliche Handlung verbietet, welche den Cultus derselben zu stören geeignet ist. Und ebenso rechtfertigt es die Rücksicht auf die Volksgesundheit, daß der Staat Alles thut, was er vermag, um dem arbeitenden Volke den Segen der sonntäglichen Erholung zugute kommen zu lassen.

Jenem kirchlichen Bedürfnisse haben die deutschen Einzelstaaten in ihren Gesetzen und Verordnungen über die Sonntagsheiligung stets Rechnung getragen. Dagegen ertönt heute aus allen Ecken und Enden der Vorwurf, daß für die Sicherung des Sonntags als eines Erholungstages für das arbeitende Volk die deutsche Gesetzgebung noch so gut wie nichts gethan habe. Nach jahrelanger Verwerthung dieses Themas für eine mehr oder weniger demagogische Agitation haben Ultramontane, Conservative und Socialdemokraten in der letzten Reichstagssession den Versuch einer praktischen legislatorischen Ausgestaltung desselben übernommen — freilich nur mit dem Erfolge, die entgegenstehenden Schwierigkeiten auf's Neue in recht grelle Beleuchtung gesetzt zu haben.

Unter dem Schwall der hochtönenden Phrasen, mit welchen die Angelegenheit auch im Reichstage behandelt wird, pflegt es zu einer nüchternen Erörterung der Fragen, in wie weit ein Bedürfniß für diesen Zweig des „Arbeiterschutzes" in unseren concreten Verhältnissen überhaupt vorliegt, und inwieweit dem Staate die Befriedigung desselben möglich ist, gar nicht zu kommen. Und doch dreht sich Alles um diesen Punkt. Ein Bedürfniß zu gesetzgeberischem Einschreiten kann nicht vorliegen bezüglich derjenigen Betriebe, denen das Arbeiten ohnehin durch die Vorschriften über die Sonntagsheiligung untersagt ist. Was sodann die Landwirthschaft anlangt, so wird, auch wo ein solches Verbot nicht in vollem Umfange bestehen sollte, der legislatorische Apparat schwerlich von irgend einer Seite in Anspruch genommen werden; denn bekanntermaßen werden in ganz Deutschland landwirthschaftliche Arbeiten, soweit sie nicht für die Viehhaltung und dergl. schlechterdings unvermeidlich sind, nur in Fällen äußerster Dringlichkeit vorgenommen. Auf gewerblichem Gebiete aber ist die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern, d. h. jungen Leuten bis zu sechszehn Jahren, in Fabriken an Sonn- und Festtagen schon jetzt verboten, und den Handwerkslehrlingen ist wenigstens die freie Zeit für den Kirchenbesuch garantirt. Es kommen also im Wesentlichen nur die erwachsenen gewerblichen Arbeiter in Frage. Bezüglich ihrer bestimmt die Gewerbeordnung, daß sie von den Unternehmern zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen nicht verpflichtet werden können. Der Gesetzgeber gibt dadurch dem Anspruche des Arbeiters auf Sonntagsruhe seine Sanction; aber er läßt den Gewerbeunternehmern, welche nicht von den Vorschriften über die Sonntagsheiligung betroffen werden, die Möglichkeit offen, Arbeiter, die freiwillig dazu bereit sind, an Sonn- und Festtagen arbeiten zu lassen.

Gegen diese Möglichkeit richten sich die Angriffe. Anzuerkennen ist, daß bei der wirthschaftlichen Abhängigkeit des Arbeiters vom Arbeitgeber die Bedingung der „Freiwilligkeit" leicht zum bloßen Scheine werden, daß der Arbeiter thatsächlich gegen seinen Willen zum Arbeiten am Sonntage gezwungen sein kann. In diesem Falle würde allerdings auf Grund der Pflicht des Staates, die Schwachen gegen ein selbstsüchtiges Ausbeutungssystem der Starken zu schützen, ein Einschreiten der öffentlichen Gewalt geboten erscheinen. Indeß wird dabei im Auge zu behalten sein, daß nicht gleichzeitig Diejenigen benachtheiligt werden dürfen, welche wirklich aus eigenem Antriebe Erwerb suchen.

Darin liegt der principielle Fehler der Beschlüsse, welche die clerical-conservativ-socialdemokratische Mehrheit in der betreffenden Reichstagscommission gefaßt hat. Nach denselben sollen gewerbliche Arbeiter an Sonn- und Festtagen überhaupt nicht beschäftigt werden. Warum nicht? Weil ihnen, sagte man, die Sonntagsruhe ein physisches und moralisches Bedürfniß ist, zu dessen Befriedigung sie selbst gegen ihren Willen gezwungen werden müssen. Nur begreift man dann nicht, warum der gleiche Zwang nicht auch gegenüber den selbstthätigen kleingewerblichen Unternehmern, ja gegenüber allen Arbeitenden, auch denjenigen der gelehrten Berufe, für welche zweifellos dasselbe Bedürfniß vorliegt, geübt werden soll. In einem Antrage auf ein allgemeines Verbot aller gewerblichen Arbeit an Sonn- und Festtagen ist dieser Gedanke in der Commission in der That einmal zum Ausdruck gekommen, man hat ihn aber alsbald wieder fallen lassen, weil man die Unzulässigkeit eines so tiefen staatlichen Eingriffes in die Privatverhältnisse einsah. Wo bleibt aber dann die Logik? Wenn eine derartige Bevormundung des für eigene Rechnung Arbeitenden unstatthaft ist, wie soll sie bei dem für fremde Rechnung Arbeitenden gerechtfertigt erscheinen? Will man consequent, will man gerecht sein, so darf ein staatliches Verbot der Beschäftigung erwachsener Arbeiter nur insoweit stattfinden, als die Letzteren selbst es verlangen.

Aber auch so umgrenzt, ist die Frage noch nicht erschöpft. Der Staat kann keinen Anspruch der Arbeiter auf das Verbot der sonntäglichen Beschäftigung anerkennen, bei — im Uebrigen erlaubten — Betrieben, welche ihrer Natur nach vorzugsweise auf den Sonntag angewiesen sind, oder überhaupt eine Unterbrechung bezw. einen Aufschub nicht gestatten. Von vornherein würden also Ausnahmen zu statuiren sein, von deren Menge man sich an der Hand der Verordnungen, die soeben in Oesterreich auf diesem Gebiete erlassen worden sind, eine Vorstellung machen kann. Des Weiteren ist zu berücksichtigen, daß die Controle der Durchführung eines Verbots der Sonntagsbeschäftigung in fast dem gesammten Kleingewerbe, einschließlich der Hausindustrie, eine baare Unmöglichkeit sein würde.

Es bleiben also, bei Licht besehen, als Gegenstand für ein neues gesetzliches Verbot der Sonntagsarbeit nur diejenigen Fabrikbetriebe, die nicht ohnehin durch die bestehenden Sonntagsvorschriften untersagt oder umgekehrt ihrer Natur nach unter allen Umständen erlaubt sind, auch diese jedoch nur betreffs derjenigen Arbeiter, welche ein solches Beschäftigungsverbot für sich verlangen. Hat Jemand nur eine annähernd deutliche Vorstellung von der Anzahl dieser Betriebe, dieser Arbeiter? Darüber müßte man doch zunächst im Klaren sein. Aber die von den Nationalliberalen beantragte Enquete hat die clerical-conservativ-socialdemokratische Mehrheit zurückgewiesen!

Von ihrem Standpunkte aus allerdings sehr kluger Weise. Denn eine nähere Untersuchung würde wahrscheinlich eine recht geringfügige Zahl von Arbeitern ergeben, denen durch ein ernstlich durchführbares Verbot der Sonntagsarbeit geholfen werden könnte. Aus den amtlichen Berichten der Fabrikinspectoren ist für die behaupteten „schreienden Mißstände" kein Anhaltspunkt zu entnehmen; sie wissen meistens nur anzugeben, daß Sonntagsarbeit außer in den naturgemäß unvermeidlichen Fällen und Betrieben so gut wie gar nicht vorkommt. In den Arbeiterkreisen werden die Klagen über Sonntagsbeschäftigung wohl ganz überwiegend aus denjenigen Gewerbszweigen stammen, die eben ihrer Natur nach die

Digitized by Google

Sonntagsarbeit nicht entbehren können. Diese wollten freilich auch die clerical-conservativ-socialdemokratischen Gesetzgeber von dem Verbote ausgenommen wissen. Aber die Festsetzung der Ausnahmen überließen sie dem Bundesrathe. Hätte nicht Fürst Bismarck sich mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit ihnen entgegengestellt, sie würden ihr „Sonntagsgesetz" im Plenum des Reichstages zur Annahme gebracht haben. Und dann wäre die Folge gewesen, daß die clerical-conservativ-socialdemokratische Majorität allen Sonntagsarbeitern als Wohlthäterin erschienen wäre, während der Bundesrath das Odium auf sich zu nehmen gehabt hätte, die meisten der erweckten Hoffnungen zu täuschen.

Man kann sich den leichtfertig-agitatorischen Charakter dieses ganzen gesetzgeberischen Vorgehens nicht besser veranschaulichen. Aber auf Seiten der Clericalen und Conservativen hat es doch noch einen anderen Beweggrund. So laut man auch den Arbeiterschutz im Munde führt, der eigentliche Zweck ist doch, die Menschen mit Hülfe des Staates wieder mehr in die Sphäre der Kirche zurückzuziehen. Man wird das Ziel auf diesem Wege nicht erreichen. Gewiß ist die zunehmende Entkirchlichung der Massen in den Städten zu beklagen; allein, wenn nicht die Kirche durch eigene Kraft, durch den Geist entgegenkommender Liebe sie zurückbringt, staatliche Zwangsmaßregeln, directe oder indirecte, werden es wahrhaftig nicht vermögen.

Maßgebender als alles Andere für die Gestaltung der Sonntagsfeier ist die Sitte, die Gewohnheit. Niemand wird behaupten wollen, daß Deutschland unter diesem Gesichtspunkte nichts zu wünschen übrig ließe. Ein gut Theil der Sonntagsarbeit im Handwerk und im Kleinhandel z. B. beruht lediglich auf schlechter Gewohnheit. Hier kann durch Beispiel und Belehrung viel gebessert werden, wie es thatsächlich auch bereits geschieht. Ueberhaupt könnten wir, wenn alle Schichten der Bevölkerung sich immer tiefer mit der Sache durchdrängen, aus dem Sonntag noch reicheren Gewinn ziehen als bisher. Aber die übertriebenen Declamationen von der „Verwüstung des deutschen Sonntags", mit denen besonders unsere protestantischen Fanatiker so freigebig sind, verdienen die derbste Zurückweisung. Man darf kühn behaupten: kein anderes Volk hat einen so das Gemüth ergreifenden Sonntag wie wir Deutschen. Noch heute, in dieser „materialistischen" Zeit, wird bei uns allerorten, in allen Schichten der Bevölkerung Uhland's mystisch-weihevolles Lied vom „Tag des Herrn" gesungen. Anderwärts wird man dergleichen vergebens suchen. Nein, das deutsche Volk im großen Ganzen hat noch ein tiefinneres Verständniß für den wunderbaren Segen des Sonntags, wenn es auch seine Empfindungen nicht gerade in die hochkirchliche Parteischablone hineinpressen lassen mag.

Der gegenwärtige Stand der Cholerafrage.

Von Dr. med. Moritz Alsberg.

Die zur Erörterung der Cholerafrage in der Reichshauptstadt zusammengetretene Conferenz, welche sich aus hervorragenden Vertretern der Deutschen medicinischen Wissenschaften und der Spaltpilzforschung zusammensetzte, hat vor Kurzem ihre Sitzungen geschlossen. Eine Einigung über die Frage: Wie haben wir uns das Zustandekommen der Ansteckung und die Verbreitung der Seuche vorzustellen? — eine Frage, welche naturgemäßerweise die Basis aller gegen die Verschleppung der Cholera zu ergreifenden Maßregeln bilden muß — ist bekanntlich nicht erzielt worden; es machten sich vielmehr bei den Verhandlungen der besagten Commission zwei verschiedene Anschauungen geltend, von denen die eine den contagiösen Charakter der Krankheit und die von Person zu Person stattfindende, resp. durch inficirte Gegenstände (Wäsche, Kleidungsstücke und dergl.) bewirkte Ansteckung als das wesentliche Moment betonte, während die andern den Einfluß des Erdbodens, sowie hiermit in Zusammenhang stehend die örtliche und zeitliche Disposition als den beim epidemischen Auftreten der Cholera besonders in Betracht zu ziehenden Factor hervorhob. Während die zuerst erwähnte Ansicht in Robert Koch ihren hervorragendsten Vertreter findet, wird die letztere Anschauung durch M. von Pettenkofer und einige andere durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der epidemiologischen (Entstehung und Verbreitung von Epidemien betreffenden) Forschung hochverdiente Persönlichkeiten befürwortet. — Bei Erwägung der Thatsachen und Umstände, welche für die eine oder die andere der besagten Ansichten sprechen, muß nun zunächst zugestanden werden, daß durch den Nachweis des im Darminhalt, stellenweise auch in der Darmwand von Choleraleichen, sowie in den Ausleerungen von Cholerakranken regelmäßig sich findenden kommaförmig gekrümmten Bacillus der Schluß, daß der besagte Spaltpilz den Krankheitserreger darstellt (wobei es einstweilen unentschieden bleiben darf, ob der besagte Pilz selbst das eigentliche Krankheitsagens darstellt oder ob derselbe erst ein Gift producirt, welches die Krankheitserscheinungen hervorruft), zwar nicht über allen Zweifel erhaben, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich gemacht ist — letzteres um so mehr, als auch die von Koch neuerdings mit Reinculturen angestellten Thierexperimente (Einspritzen von Kommabacillen enthaltenden Flüssigkeiten in den Magen von Meerschweinchen, die man zuvor durch Natronlösung und Opium für den krankheiterregenden Einfluß des besagten Spaltpilzes empfänglich gemacht hat) zu Gunsten dieser Annahme sprechen. Im Gegensatz zu Koch, welcher der Ansicht ist, daß im Blute und in den Organen von Cholerakranken und Choleraleichen keine Pilze zu finden seien, will zwar neuerdings Emmerich in neun von ihm zu Neapel beobachteten Cholerafällen aus den besagten Körpertheilen kurze stäbchenförmige Bacterien, welche er für die eigentlichen Krankheiterreger hält, gewonnen haben, während von Sehlen bei Untersuchung der Organe (Leber, Niere, Milz, Mesenterialdrüsen und Gehirn) von Choleraleichen vermittelst der Schnittmethode die nämlichen Spaltpilze aufgefunden haben will. Indessen dürfte den zuletzt erwähnten Untersuchungen gegenüber wohl die Frage berechtigt sein, ob Koch, der sich als zuverlässiger Beobachter und als Meister der zu Bacterien-Untersuchungen vor Allem erforderlichen Technik bewährt hat, derartige Organismen, wenn sie bei Cholerakranken oder in den Organen von Choleraleichen constant zu finden wären, übersehen haben würde, ob nicht vielmehr Emmerich's Stäbchen als bei nicht genügender Reinheit der Culturen accidentell auftretende Spaltpilze zu betrachten seien. —

Was ferner die schon oben berührte Frage nach der Entstehung der Choleraepidemien anlangt, so kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß die Verbreitung der Seuche unter gewissen Umständen durch Uebertragung von Person zu Person, resp. durch mit dem Bacillus inficirte Gegenstände zu Stande kommen wird. Wir sagen: unter gewissen Umständen; denn daß der soeben erwähnte Vorgang den gewöhnlichen Verbreitungsmodus darstellt — hiergegen spricht von vornherein Das, was von Koch selbst über die Natur des besagten Krankheitserregers festgestellt wurde. Da nämlich die Beobachtungen dieses Forschers ergeben haben, daß der Kommabacillus beim Austrocknen der Nährmedien innerhalb weniger Stunden völlig abstirbt und da anderseits Dauersporen (die mit großer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse begabten Fortpflanzungszellen, wie solche bei zahlreichen niederen Pilzen angetroffen werden) trotz der speciell auf diese Form des Pilzes gerichteten Untersuchungen nicht nachgewiesen werden konnten, so liegt der Schluß nahe, daß die Cholerabacillen nur in feuchtem Zustand verschleppt und dem menschlichen Körper wirksam einverleibt werden können. Aus letzterem Umstande würde aber, da Spaltpilze nur in trockenem Zustande der Athmungsluft sich beimischen und auf diese Weise Ansteckung hervorrufen können (in Flüssigkeiten oder auf feuchten Substanzen befindliche Bacterien haften, wie C. von Nägeli experimentell nachgewiesen hat, an diesen Substanzen und werden selbst durch starke Luftströmungen von denselben nicht losgerissen), weiter zu folgern sein, daß die Choleraerreger im Wesentlichen nur durch Einführung in Magen und Darmkanal, d. h. mit Trinkwasser oder Nahrung,

Digitized by Google

in den menschlichen Körper gelangen. Vorausgesetzt aber auch, daß eine Infektion von Trinkwasser oder von Speisen durch Cholerakranke, Choleradejectionen oder durch Gegenstände, an denen Cholerapilze haften, häufiger vorkäme als dies wahrscheinlich ist, so stellen sich der Annahme, daß der Verdauungscanal in der Regel die Eingangspforte für den Cholerapilz darstelle, auch insofern Bedenken entgegen, als durch Koch festgestellt wurde, daß das Wachsthum und die Vermehrung dieses Parasiten nur in alkalisch reagirenden Flüssigkeiten regelrecht erfolgt, woraus ferner zu schließen ist, daß der Säuregehalt des Magensaftes bei ungestörter Verdauung den Cholerapilz entweder zum Absterben bringen oder doch wenigstens seine Vermehrung innerhalb des Magens und Darmcanals verhindern müßte. Wenn daher auch, wie oben bemerkt, die Möglichkeit einer Ansteckung durch „Contagium" (Uebertragung des krankheiterregenden Pilzes von Person zu Person oder durch Vermittelung von inficirten Gegenständen) nicht in Abrede gestellt werden kann, so werden wir doch durch die soeben erwähnten Umstände zu dem Schlusse genöthigt, daß diese Art und Weise der Choleraverbreitung im Allgemeinen wohl nicht sehr häufig sich ereignen wird. Auch erhält die soeben erwähnte Folgerung ihre Bestätigung durch die Beobachtung, daß Aerzte, Krankenwärter und andere Personen, welche berufsmäßig mit Cholerakranken und Choleraleichen in Berührung kommen, doch im Ganzen nur sehr selten angesteckt werden.

Während also die im Vorhergehenden erwähnten Umstände zu dem Schlusse führen, daß die Verbreitung der Cholera durch „Contagium" keineswegs als die Regel, sondern vielmehr als ein exceptioneller Vorgang betrachtet werden muß, so ist andererseits zu berücksichtigen, daß die Beobachtungen, welche seit zwei Jahrzehnten von Pettenkofer und seinen Schülern über die dem Auftreten und der Verbreitung von Epidemien zu Grunde liegenden zeitlichen und örtlichen Bedingungen angestellt wurden, den Einfluß, welchen die Beschaffenheit des Erdbodens resp. der größere oder geringere Grad der Bodendurchfeuchtung auf das Auftreten und die Verbreitung der Cholera und anderer Seuchen ausüben, über allen Zweifel erhoben haben. Indem wir bezüglich aller diese Frage betreffenden Einzelheiten auf Das verweisen, was schon früher in diesem Blatte*) über die Beziehungen der Bodenpermeabilität und Bodendurchfeuchtung zu dem Auftreten von Epidemien bemerkt wurde, wollen wir hier nur daran erinnern, daß nach den Untersuchungen Cuningham's in Indien im Delta des Ganges und Brahmaputra die Frequenz der Cholera im umgekehrten Verhältniß steht zur Durchfeuchtung des Erdbodens durch die regenbringenden Monsunwinde und daß beispielsweise in Calcutta dieselbe während der heißen und trockenen Zeit (März und April) fünf Mal größer ist als während der heißen und nassen Zeit. So ist es ferner auch eine allgemein bekannte Thatsache, daß gewisse Städte und Ortschaften in Folge des Umstandes, daß sie auf einer für Spaltpilze undurchgängigen Fels- oder Erdschicht ruhen, auch in Zeiten, wo in benachbarten Städten und Ortschaften die Cholera auf's Heftigste grassirt, von der Seuche verschont bleiben; daß Lyon in Jahren, wo im übrigen Südfrankreich die Krankheit auf's Furchtbarste wüthete, trotz des ungehemmten Verkehrs mit von der Cholera inficirten Städten und ohne durch große Reinheit des Trinkwassers bevorzugt oder durch besondere sanitäre Maßregeln geschützt zu sein, dem unheimlichen asiatischen Gaste gegenüber seine Immunität behauptete; daß beim Auftreten der Seuche in München die epidemische Ausbreitung der Krankheit noch jedesmal vor dem Lehmrücken in Haidhausen Halt gemacht hat, obschon die Häuser auf ihm ebenso gebaut, eingerichtet und bewohnt sind wie die übrigen u. s. w. So weist endlich auch der Umstand, daß die in Kasernen, Gefangenanstalten u. dergl. auftretende Seuche nicht selten ihre Angriffe auf einen bestimmten Theil der betr. Gebäude beschränkt, während die Versorgung mit Trinkwasser, die Anlage der Aborte in allen Theilen des Gebäudes die nämliche ist, daraufhin, daß bei der Seuchenentstehung und Verbreitung gewisse locale Verhältnisse — nämlich die Beschaffenheit des Erdbodens, auf dem die betr. Gebäudetheile ruhen — den Ausschlag geben. — Um hier noch einer wissenschaftlichen Arbeit zu gedenken, welche zur Beantwortung der Frage, ob die Verbreitung der Cholera in contagiöser Form stattfinde oder ob dieselbe von der Beschaffenheit der Localität abhängig sei, Material liefert, so erhalten wir wichtige Information über die der Choleraverbreitung zu Grunde liegenden ursächlichen Momente durch ein soeben erschienenes Werk,*) in welchem der bereits erwähnte, seit 33 Jahren als Arzt und Medicinalbeamter in Indien thätige Dr. James Cuningham seine über die in Rede stehende Frage während dieses langen Zeitraumes gewonnenen Erfahrungen niedergelegt hat. In diesem Buche spricht Cuningham es unumwunden aus, daß Quarantänen, Inspectionen, Cordone, Isolirung der Cholerakranken und ähnliche Maßregeln sich in Indien ebenso wirkungslos erwiesen haben, „als ob man eine Reihe von Schildwachen gegen die Monsunwinde aufgestellt hätte"; derselbe hebt auch hervor, daß die Entwickelung des indischen Eisenbahnnetzes, von der man bei contagionistischer Auffassung der Choleraentstehung die einschneidendsten Folgen hätte erwarten sollen, thatsächlich auf örtliche und zeitliche Verbreitung der Cholera nicht den geringsten Einfluß ausgeübt hat, daß vielmehr in epidemischen Zeiten die Ausbreitung der Seuche in Richtungen erfolgt, welche mit den Verkehrslinien nicht zusammenfallen, ja sogar vielfach denselben entgegengesetzt sind und daß an einer und derselben Eisenbahn cholera-immune Orte — wie es deren in Indien ebensowohl wie in Europa gibt — mit solchen abwechseln, welche öfters von schweren Choleraepidemien heimgesucht werden. Auch sind, wie der besagte Gelehrte hervorhebt, die zeitweisen Choleraausbrüche an den indischen Wallfahrtorten ohne jeden Einfluß auf die Verbreitung der Seuche geblieben. Auf Grund der besagten und anderweitigen Erfahrungen sind denn Quarantänen und Cordone von der indischen Regierung geradezu verboten worden, weil sie eben nichts nützen und viele andere Nachtheile mit sich bringen. Auch hat sich als einzig erfolgreich — sofern ausführbar — beim Ausbruch der Cholera in Gefängnissen und Kasernen die zeitige Evacuation nach einem günstig gelegenen Platze erwiesen, selbst wenn man die ersten Cholerafälle mitnimmt und Proviant einschließlich des Trinkwassers vom Choleraorte her weiter bezieht. Ueberhaupt sollen nach den in Indien gemachten Erfahrungen die Choleraepidemien nie durch Trinkwasser verursacht werden und nur die sanitäre Verbesserung der für Cholera empfänglichen Orte — der „Choleralocalitäten" — wozu nicht nur Canalisation und Wasserversorgung, sondern überhaupt Fürsorge für Reinlichkeit, für gute Luft u. s. w. zu rechnen sind — Schutz gegen die Seuche versprechen.

So weit Cuningham — eine Autorität, deren auf langjährige im Heimathlande der Cholera gemachte Beobachtungen sich stützende Anschauungen wir hier anführen zu müssen glaubten, obwohl wir der Ansicht sind, daß gegen einzelne der von dem britischen Gelehrten aufgestellten Behauptungen — so vor Allem gegen die These, daß die Choleraepidemien niemals durch Trinkwasser hervorgerufen werden — gewichtige Einwände vorgebracht werden können. — Wenden wir uns von der Besprechung des Cuningham'schen Werkes noch einmal zurück zu Dem, was im Vorhergehenden über die der Entstehung und Verbreitung der Seuche zu Grunde liegenden Momente gesagt wurde, so drängen sich angesichts der Thatsache, daß einerseits die Verbreitung der Cholera durch Contagium keinesfalls als der gewöhnliche Vorgang zu betrachten ist, und daß andererseits der Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf die Entstehung und Verbreitung von Choleraepidemien nicht bezweifelt werden kann, obwohl der Kommabacillus bis jetzt im Erdboden noch nicht nachgewiesen wurde — angesichts dieses Sachverhalts drängen sich nunmehr die Fragen auf: Wie sind die soeben erwähnten Thatsachen mit einander in Einklang zu bringen? Gibt es eine Erklärung, welche, während sie den Kommabacillus als den Krankheits-

*) Vergl. den Artikel: „Der Erdboden und die menschliche Gesundheit" Bd. XXI Nr. 14 (8. April 1882.).

*) The Cholera. What can the state do to prevent it? Calcutta 1884.

Digitized by Google

erreger anerkennt, doch zugleich dem Umstande Rechnung trägt, daß der Erdboden auf die Entstehung und Verbreitung der Seuche einen Einfluß ausübt? — Eine solche Erklärung, welche geeignet ist, zwischen den beiden im Vorhergehenden dargelegten Anschauungen eine Uebereinstimmung herzustellen, gibt es nun allerdings — eine Theorie nämlich, welche von der Voraussetzung ausgeht, — daß der Cholerapilz als solcher im Erdboden noch gar nicht enthalten ist, daß vielmehr ein demselben verwandter Spaltpilz vom Erdboden aus dem menschlichen Körper zugeführt wird und sich erst in letzterem unter gewissen begünstigenden Umständen in den Choleraerreger verwandelt oder mit anderen Worten erst innerhalb des menschlichen Organismus krankheiterregende (pathogene) Eigenschaften annimmt. Was diese Erklärung anlangt, so entbehrt dieselbe freilich jeder Begründung, wenn man mit R. Koch und F. Cohn für die Constanz der Spaltpilzformen eintritt, d. h. annimmt, daß die einzelnen Spaltpilzarten morphologisch volle Selbstständigkeit besitzen und auch unter den verschiedensten Ernährungs- und Existenzbedingungen immer nur ihres Gleichen erzeugen. Dagegen gewinnt die Theorie einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man mit C. von Nägeli, W. Zopf, H. Buchner und anderen Pilzforschern der Ansicht ist, daß die verschiedenen Spaltpilzformen in einander übergehen oder wenn man gar mit dem zuerst erwähnten Gelehrten annimmt, daß alle parasitisch im menschlichen und thierischen Körper auftretenden Bacterien — also auch die krankheiterregenden Organismen — aus den gewöhnlichen, unschädlichen, saprophytischen Spaltpilzen (Fäulnißbacterien) hervorgehen. In der That häufen sich denn auch die Thatsachen, welche der Lehre von der Wandelbarkeit der Spaltpilzformen nach dem Substrat, wie sie W. Zopf in seiner binnen Kurzem in zweiter Auflage erschienenen Monographie*) durch nach Präparaten hergestellte Zeichnungen zu beweisen sucht, das Wort reden. Selbst wenn man den von H. Buchner vor einigen Jahren angestellten, zur Zeit noch nicht bestätigten Versuchen keine große Beweiskraft beilegen will — (derselbe behauptet, daß es ihm gelungen sei, die gewöhnlichen Heupilze durch Züchtung in gewissen Nährmedien in Milzbrandpilze umzuwandeln und umgekehrt letztere in Culturen dermaßen abzuschwächen, daß sie sich von den Heupilzen in keiner Weise unterscheiden) —, so gibt es doch noch anderweitige Beobachtungen, auf welche sich die Anhänger der zuletzt bezeichneten Lehre berufen können. So hat z. B. Grawitz gewöhnlichen Schimmelpilzen krankheiterregende Eigenschaften angezüchtet; so sind ferner die von dem hervorragenden Pilzforscher Oskar Brefeld neuerdings angestellten Untersuchungen — aus denen hervorgeht, daß die auf unserem Getreide schmarotzenden Brandpilze (Ustilagineen) durch Cultur in geeigneten Nährflüssigkeiten, wie z. B. in Mistdecocten, in Hefepilze (Saccharomyceten) umgewandelt werden können oder daß, was praktisch dasselbe ist, die Hefepilze nur ein bestimmtes Entwickelungsstadium der Brandpilze darstellen — wohl ebenfalls im Sinne der Nägeli-Zopf'schen Anschauung zu deuten. Wenn nämlich — so müssen wir argumentiren — die genetische Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft zwischen Pilzformen, die durch ihre botanischen Charaktere und ihre Existenzbedingungen so weit von einander abstehen wie Brandpilze und Hefepilze, als erwiesen gelten darf, so sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß die sich unter einander weit weniger unterscheidenden Spaltpilzformen durch Veränderung der Ernährung in ihren Eigenschaften modificirt resp. in einander übergeführt werden können. Auch sprechen, was speciell den Cholerapilz anlangt, die von Babesch neuerdings vorgenommenen Untersuchungen, über deren Ergebnisse R. Virchow in der vierten Sitzung der Choleraconferenz berichtete — (Babesch beobachtete langgestreckte und verhältnißmäßig breite Spirillen, welche in niederen Temperaturen entstehen, sich aber schnell wieder in die kurzen Kommabacillen überführen lassen, und ist zugleich der Ansicht, daß je nach der Verschiedenartigkeit der äußeren Bedingungen der Bacillus verschiedene Formen aufweise) — ebenfalls zu Gunsten der Annahme, daß auch für den Choleraerreger die Lehre von der Wandelbarkeit der Formen und Eigenschaften nach dem Substrat ihre Gültigkeit behaupte.

Muß es aber nach dem Gesagten als wahrscheinlich bezeichnet werden, daß ebenso wie hochorganisirte pflanzliche Organismen, so auch die Spaltpilze bei Veränderung der Existenzbedingungen Veränderungen ihrer Formen und Eigenschaften erleiden, so lassen sich der Vermuthung, die wir im Vorhergehenden aussprachen — nur als Vermuthung möchten wir dieselbe einstweilen betrachtet wissen — daß der Cholerapilz als solcher im Erdboden noch nicht existire, sondern erst aus einem innerhalb des menschlichen Körpers eine Umzüchtung erleidenden Pilze hervorgehe, keinerlei erhebliche Bedenken entgegenstellen. Die Thatsache des asiatischen Imports wäre dann wahrscheinlich so zu deuten, daß nicht der eigentliche Krankheiterreger, sondern vielmehr jene Pilzform, aus welcher der pathogene Pilz hervorgeht, aus dem Orient bei uns eingeführt, im Boden unserer Städte sich einniste und unter begünstigenden Umständen (beim Austrocknen gewisser Bodenschichten, wie es beim Sinken des Grundwasserstandes regelmäßig stattfindet) der Luft unserer Wohnungen sich mittheile und auf diese Weise Choleraausbrüche hervorrufe. Auch darf die Theorie von der Entstehung des Choleraerregers aus einer Spaltpilzform, welcher krankheiterregende Eigenschaften nicht zukommen, sich wohl auch auf die Thatsache berufen, daß Choleraepidemien bisweilen unter Umständen auftreten, wo an eine von inficirten Localitäten ausgehende Verschleppung der Seuche nicht gedacht werden kann.

Um zum Schluß über die Cholera-Schutzimpfung, wie sie neueren Nachrichten zufolge der spanische Arzt Dr. Ferran in Anwendung bringt, noch ein paar Worte zu sagen, so möchten wir davor warnen, sich in dieser Beziehung großen Erwartungen hinzugeben. Denn wenn auch die Herstellung eines abgeschwächten Cholera-virus an und für sich nicht unmöglich erscheint, so dürften doch, wie die von Koch über die Milzbrandimpfung Pasteur's angestellten Versuche beweisen, einer derartigen Procedur, wenn sie gefahrlos ausgeführt werden und doch zugleich ihren Zweck erreichen soll, sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

*) Die Spaltpilze. Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet von Dr. W. Zopf. 2. Auflage. Breslau, Verlag von E. Trewendt, 1884.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Alfred Meißner.

Von Friedrich Schütz.

Zu Füßen der Bregenzer Bergriesen, denen ewiger Schnee die ehrwürdigen Häupter krönt, dort, wo die silbernen Wogen des Bodensees deutsche und österreichische Erde umspülen, ist Alfred Meißner gestorben. Der Tod schloß sein sinnig-träumerisches Auge, beendigte völlig unerwartet die Laufbahn eines fahrenden Dichters, der unstät sich in aller Herren Ländern umhergetrieben hat, bis er in hohen Jahren eine Heimstätte des Glückes und der Ruhe fand. Alfred Meißner war 1822 zu Teplitz, in dem deutschen Theile Böhmens geboren. Mißstimmung der Teplitzer gegen seinen Vater, einen tüchtigen Mediciner, der das Herannahen der Cholera prophezeit hatte und hierdurch „eine Saison bedrohte", trieb die Familie nach Karlsbad. Im Waldgrün dieses Badeortes wuchsen Meißner's Jugendeindrücke. Nicht lange und das finstere Prag umfing ihn; Meißner sollte Medicin studiren. Er schleicht sich mißmuthig aus den Hörsälen der Prager Universität, die Poesie der alten Stadt lockt ihn, die moosbedeckten Steine ihrer Paläste werden lebendig und summen ihm verschollene Melodieen ins Ohr. Der Dichter Meißner wird geboren. Sein erster Sang ist ein Trutzlied, das zornig gegen die herrschende Macht des Tages schmettert, Meißner tritt

Digitized by Google

als politischer Dichter auf die Bühne, um es zeitlebens zu bleiben. In seinem „Zizka" hat er dem Hasse gegen die Tyrannei Roms Ausdruck gegeben, seine Dramen suchten — freilich vergebens — die Bühne für die Lösung socialer Probleme zu erobern, in seinen Romanen hat er seiner Zeit — seinem Vaterlande insbesondere — den Spiegel vorgehalten. „Schwarzgelb" und „Babel", die besten seiner erzählenden Werke, geben ein Bild Oesterreichs, des Staates, der durch Jahrhunderte vergeblich nach einheitlicher Gestaltung ringt, in dem heute noch Pfaffen- und Schranzenwesen mächtig die Entwickelung der Völker beeinflußen, Geist und Intelligenz in ewige Opposition gebannt erscheinen. „Ich werde", schreibt Meißner einem Freunde, „durch die Vorliebe, mit der ich meine Stoffe in Oesterreich suche, an die Maler erinnern, die nicht aus Luft und Licht moderner, städtischer Entwickelung ihre Motive holen, sondern sie nur draußen am finstern Walle finden können, wo der Strom des Lebens stockt, düstere, verfallene Ruinen in die Lüfte starren, Noth und Armuth ihr Viertel gefunden haben und uns hohläugig ansehen." Gewiß, sein Vaterland hat keinen aufrichtigern Tadler gefunden, als er gewesen. Von frühester Jugend auf war sein politisches Auge geschärft worden. Die deutsche Grenze lag seinem Vaterhause so nahe, es war so leicht, Vergleiche zu ziehen zwischen Oesterreich, das unter Metternich der höchste Ausdruck des Absolutismus und Ultramontanismus war, und Deutschland, das selbst im Bannkreise der Reaction ein Eldorado im Vergleiche mit den österreichischen Zuständen schien. „Der baare Absolutismus, die Herrschaft eines mit der Geistlichkeit verbündeten übermüthigen und eingebildeten Adels, der ewige Stillstand, die Verfolgung jeder freien Gedankenäußerung innerhalb der chinesischen Mauer, welche die Regierenden erbaut hatten, das argusäugige, Wort und Thun controlirende Polizeisystem, das war unser Vaterland." So klagte Meißner. Es zog ihn fort aus dieser so eigengearteten Welt, die sich innerhalb der schwarzgelben Pfähle entwickelt hatte. Er floh über die Grenze — aber bald tönte ein Lockruf, der gebieterisch Meißner's Wiederkehr ins Vaterland forderte. In Prag hatte das Volk die Macht der herrschenden Gewalten gebrochen, ein verhaßtes Joch abgeworfen, der Lärm der Revolution tobte in den Straßen. Meißner kehrte in seine Heimath zurück. Er wollte verkörpern helfen, was ihm als politischer Jugendtraum vorschwebte, Oesterreich den Bildungsverhältnissen Deutschlands nähern, Unterricht und Schule vom Drucke geistlicher Macht emancipiren, dem Worte eine Tribüne errichten, die Macht der verhaßten Censur brechen. Vorerst verbanden sich Deutsche und Czechen, aber bald schoß der nationale Gegensatz zwischen beiden Nationen in hellen Flammen auf. Die Frage, ob das Frankfurter Parlament zu beschicken sei, trennte die politisch Denkenden Böhmens in zwei Lager. Meißner war mit Hartmann in den Nationalausschuß, eine Art Regierung, die dem Statthalter an die Seite gesetzt war, gewählt worden. Beide legten ihre Mandate als Ausschußmitglieder nieder, als die Beschickung des frankfurter Parlamentes abgelehnt war. Deutsche und Czechen entsendeten nun eine Deputation nach Wien an die Regierung, ihren Standpunkt vor der Regierung zu vertreten.

Gleichzeitig reisten die Deputationen nach Wien und gleichzeitig wurden sie zum Minister Pillersdorf beordert. In dessen Vorzimmer trafen sich die „feindlichen Brüder." Die Einen hatten schwarzrothgoldene Cocarden aufgesteckt, die Anderen schmückten sich mit slavischen Farben. Wild kochte der Haß beider Parteien auf, vor den erstaunten Thürhütern begann eine erregte Debatte. Vergiftete, scharfgespitzte Pfeile flogen durch die Luft. Da tönt ein Glockenzeichen. Der Minister rief, die Diener liefen geschäftig hin und her, der deutschen Deputation Einlaß gewährend. Der Streit hatte ein Ende. Ein Theil dieser Vertretung wollte bis zum Kaiser gehen, um die deutsche Anschauung hier zur Geltung zu bringen. Kaiser Ferdinand verweigerte den Empfang. Man beschied die böhmische Vertretung zum Vater des nachmaligen Kaisers, zum Erzherzog Franz Karl. In der Verwirrung hatte man die Deutschen als „Böhmen" gemeldet. Der Erzherzog war gestimmt worden, den „slavischen Herren" Erfüllung ihres Wunsches zu verheißen. Nun sah die kaiserliche Hoheit Deutsche vor sich. „Sie san Deutsche!" meinte er verlegen und erstaunt, „ja und was wollen's?" Er hörte ruhig die deutsche Klage an und lächelte, wie von einem Alp befreit, als der Sprecher die deutsche Treue betonte. „Ja, ja", meinte er stockend, „gute, gute Unterthanen sans die Deutschen, i habs immer gsehn und immer glaubt. In Böhmen bin i halt nur in aner deutschen Stadt gwesen, in — Reichenberg." Man schilderte nun dem Erzherzog die deutsche Gesinnung des böhmischen Volkes in den Grenzbezirken, das lieber von Oesterreich sich losreißen, als seine deutsche Stammesart lassen würde. „Jeses", rief der Erzherzog im Tone größten Schreckens, „davor soll uns Gott bewahren, das wer ja entsetzlich, aber die Habsburger san ja auch Deutsche, gehns nur zum Pillersdorf und sagen sie ihms, er wird schon machen, es wird alles gehen und wieder gut werden, gehns nur zum Pillersdorf!" Nur wenige Monate, und eine Bewegung, die zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt hatte, war vernichtet. Meißner irrte, ein Flüchtiger, von Frankfurt, wo er begeistert den Berathungen des deutschen Parlamentes gefolgt war, an den Rhein, nach Brüssel und Paris, wo er in sein enges, oft von ihm geschildertes Verhältniß zu Heinrich Heine trat. In seiner Heimath wurde das Heer zum bewaffneten Arm des absoluten Monarchen. Zu schwach, auf den Schlachtfeldern Ungarns siegreich zu sein, war es doch stark genug im Kampfe gegen Demagogen und Revolutionäre. Das alte System, welches man völlig zusammengebrochen glaubte, suchte und fand neue Formen. Ein Heer von politischen Märtyrern wurde geschaffen. Auch Meißner wurde bedroht. Einer seiner Jugendfreunde, der Schriftsteller und Staatsanwalt W. A. Ambros, der dem neuen Zeitbrauche entsprechend fromm geworden war und täglich die Kirche aufsuchte, hatte einen Proceß gegen Meißner angestrengt, in dessen Dichtungen der reactionäre Staatsanwalt eine Unzahl von Verbrechen fand, aber eine freundliche Hand führte die Wolke der Gefahr an Meißner's Haupt glücklich vorüber. Der Proceß wurde niedergeschlagen. Meißner kehrte in die Heimath zurück. Er ließ sich in Prag nieder. Der Jammer des Absolutismus zwang Deutsche und Czechen zu einem Compromiß.

Die interessanteren Individualitäten beider Nationen suchten sich einander zu nähern. Täglich fand man sich in bunter Gesellschaft: Schriftsteller, Künstler, Advocaten, Schauspieler. Das Gespräch suchte nach hoffnungskündenden Ereignissen, die Abhülfe der drückenden Verhältnisse versprachen. Meißner war einer der Führenden dieses Kreises geworden; neben ihm that sich Palazky, der Historiker, Rieger, der spätere Czechenführer hervor, unter den Schauspielern, die sich regelmäßig eingefunden hatten, fiel die scharfgeschnittene Physiognomie Wolf's auf, der später als Nachfolger Laube's ans Burgtheater berufen wurde. Täglich hatte durch acht Jahre dieser Kreis von Gesinnungsgenossen sich für Stunden zusammengefunden, seinen Rednern, die mit zugespitzten Lippen das Wort leise vor sich hin lispelten, lauschend, ängstlich die Nachbartische beobachtend, an denen regelmäßig zwei oder drei Geheimpolizisten als Vertreter der Regierung Platz genommen hatten.

Die Ereignisse in Italien gegen Ende der fünziger Jahre sprengten diesen Kreis. Oesterreich hatte wieder die Freiheit versprochen, erhalten, und wieder standen sich Deutsche und Czechen in Böhmen feindlich gegenüber. Meißner trat heftig gegen Bestrebungen und Absichten der Czechen in Böhmen auf. In einer Novelle voll beißenden Humors schilderte er die Lage der Deutschen in Böhmen. Er erzählt die Leiden eines deutschen Hausherrn, dem sein czechischer Miethsherr das Leben vergällt und zum Usurpator und Bedrücker wird. Meißner hatte die Genugthuung, sich bald vom Hasse der nationalen Gegner verfolgt zu sehen. Für Augenblicke beschwichtigten sich die Wogen nationalen Kampfes in Böhmen. Meißner nützte sie, um den slavischen Prätensionen Boden abzugewinnen. Er trat in Vers und Prosa wider sie auf. Wie ehedem Dichter, wurde er nun Schriftsteller des Tages und ein so glänzender, daß ihm der Antrag wurde neben Friedländer und Etienne in Wien publicistisch zu wirken. Er sollte im Feuilleton die Richtung vertreten, welche die Deutschen zur herrschenden im Reiche zu machen suchte. Er lehnte ab, unausgesetzt wirkte er jedoch an seinem alten Plane, „an der Brücke zimmern zu

Digitized by Google

helfen, die deutsches und österreichisches Gedankenleben vereinigt". Gutzkow war erkrankt, Geist und Gemüth des berühmten Dichters hatte ein garstiger Dämon berührt. Meißner entflammte die Deutschen in Oesterreich in einem Aufrufe, Gaben für den kranken Poeten zu sammeln, er wurde zum Theaterdirector, lud berühmte Künstler ein zu Gunsten Gutzkow's zu spielen, veranstaltete sogenannte Mustervorstellungen, in denen das Zusammenspiel berühmter Virtuosen auf Neugierde und Theilnahme des Publikums zu wirken bestimmt war. Er scenirte wie oft den „Uriel" und das „Urbild des Tartuffe". In Prag sollten seinem Plane gemäß als Molière Emil Devrient und als Lamoignon Friedrich Haase neben einander spielen. Haase kam und sah erzürnt, daß dem Rivalen lauterer Willkommsruf ward als ihm. „Ich werde nicht spielen", herrschte er erzürnt, „ich reise ab". Meißner, ein verzweifelter Director, entwickelt eine nie von ihm gekannte Beredsamkeit. Vergebliche Mühe! Jedes Wort prallt an dem verletzten Künstlerstolze ab. „Wohlan denn", ruft Meißner verzweifelt, „sie haben die Wahl zwischen Ruhm und seinem Gegenbild. Ueberlegen Sie, während ich einen Festruf für Sie dichte, zu welchem von beiden Sie greifen wollen". Es war späte Nacht geworden, aber Meißner dichtet im Lärmen und Poltern einer Wirthsstube ein Gedicht, das begeistert zu Haase's Ruhmesstern wie zu den Lichtern des Himmels emportönt. Es schlägt Mitternacht, als sich Dichter und Schauspieler wiederfinden. „Hier das Werk meiner Muse" und Meißner liest, wie er zu lesen pflegte, stockend: „Diese Verse jubeln Ihnen zu, wenn Sie spielen". Beglückt horcht Haase auf: „Musik! Musik! lieber Meißner — aber ich bin krank, meine Entscheidung sollen Sie hören, wenn ich genesen bin". Er hat in der That dennoch nicht gespielt, aber die Vorstellung fand statt, und als Gutzkow genesen war, empfing er aus Meißner's Munde die Schilderung der komischen Scene, die sie eingeleitet hatte.

Zwischen Gutzkow und Meißner bestand seither ein enger Verkehr. Meißner, der Gutzkow nahe gestanden war in dessen Auffassung der politischen Entwicklung des Tages, pflegte mit Vorliebe zu erzählen, wie Gutzkow ihn zuerst gemahnt hatte, der Freiheits-Aera in Oesterreich zu mißtrauen. Meißner hat das „Bürgerministerium" freudig begrüßt. „Wien", jubelte er, „ist eine andere Stadt geworden. Ueberall tönt der Werderuf erwachten Schaffensdranges der neugeborenen Freiheit. In der Regierung sitzen zwei mir nahestehende Freunde, Giskra und Berger, Collegen aus Frankfurts Ruhmeszeit. Oesterreich wirft seine Vergangenheit ab."

Gutzkow mahnte, nicht allzu enthusiastisch die Dinge zu beschauen, das Auge zu schärfen, ob wirklich eine neue Zeit an Stelle der alten getreten sei, ob nicht bald hinter der volksthümlichen Richtung der alte Jammer sich wieder aufthun werde, die verhaßten alten Gewalten nicht wieder aufstehen. Solche Einrede erschien alsbald nur zu berechtigt. „Gutzkow! Gutzkow! Er hat es vorhergesagt", rief Meißner bei den Nachrichten, die zeigten, daß es wieder Nacht werde in Oesterreich und daß der deutschen Herrlichkeit wieder slavische Herrschaft folgen solle. „Es ist ein Staat, den man nicht lieben kann. Oesterreicher sein heißt sein Heimathsgefühl verlieren", lautete sein politisches hartes Urtheil. Er ist ein echte Kleindeutscher gewesen. Später dachte er sich die Zukunft der deutsch-österreichischen Erbländer in irgend einem Zusammenhange mit dem neugeeinigten deutschen Reiche. Schon 1870 sang er von dem „österreichischen Elsaß." Als die Wirren im Orient losbrachen, erklärte er, daß in der Türkei der Boden liege, der dem österreichischen Herrschergeschlecht Entschädigung für die Verluste bringen müsse, die ihm in den Erbländern drohen müssen. In der letzten Zeit ist Meißner minder redselig gewesen. Er schwieg wie in Vorahnung des Todes, der jäh an ihn herangetreten war und aus unsern Reihen einen Streiter riß, der als Dichter und Politiker einen hohen Namen führte und in unserer Erinnerung noch lange fortleben wird.

Georg Brandes.

Von Wilhelm Goldbaum.

. . . Es ist in einem der literarischen Cirkel von Wien. Man erwartet den berühmten Dänen, der in die österreichische Hauptstadt gekommen ist, um in einigen Vereinen Vorträge zu halten, über das Junge Deutschland, über die nordische Literatur, über Goethe in Dänemark. Die Pause bis zu seinem Erscheinen wird mit lebhafter Conversation ausgefüllt über die Bedeutung seiner Bücher, seine politische Stellung in seinem Vaterlande, seinen Einfluß auf die zeitgenössische literarische Production. Die Meinungen gehen nicht wesentlich auseinander; er gilt Allen als eine ebenso interessante wie hervorragende schriftstellerische Persönlichkeit, und neckend fragt schließlich ein Kritiker die Frau des Hauses, ob im anstoßenden Bibliothekzimmer auch die Schriften des dänischen Gastes vorhanden seien, damit es ihr mit diesem nicht etwa so ergehe wie einst einer schöngeistigen Schwäbin mit Berthold Auerbach. Man kennt die drollige Anecdote. Berthold Auerbach ist während eines mehrtägigen Aufenthaltes in einer Stadt seines Heimathlandes zu einer Soirée eingeladen, die zu seinen Ehren veranstaltet worden. Um sich erkenntlich zu zeigen, will er der versammelten Gesellschaft eine seiner Dorfgeschichten selbst vorlesen, und er bittet zu diesem Zwecke um den entsprechenden Band seiner Werke. Die Verlegenheit ist ungeheuer; die schwäbische Auerbach-Enthusiastin besitzt seine Werke nicht und erst nach einer langen, bangen Pause wird aus der Leihbibliothek der gewünschte Band herbeigeschafft, aber in so zergriffenem, defectem Zustande, daß der Dichter es vorzieht, sich den sonderbaren heimischen Bewunderern als Vorleser nicht zu präsentiren. Die Wiener Brandes-Verehrerin braucht glücklicherweise eine solche Katastrophe nicht zu besorgen; triumphirend bringt sie einen ganzen Stoß von Büchern herbei, die „Hauptströmungen", die „Modernen Geister", und mit echt weiblicher Koketterie erhebt sie dabei die Klage, daß sie vier von den sechs Bänden der „Hauptströmungen" leider nur in der Strodtmann'schen Uebertragung besitze, da Brandes selbst bisher nur zwei Bände ins Deutsche umgeschrieben.

Endlich tritt der Gast aus Dänemark ein, und er bildet sofort den Mittelpunkt des Kreises. Er spricht viel und — man verkennt es nicht — er sagt auch viel. Dem Einen oder Anderen mag seine persönliche Erscheinung eine kleine Enttäuschung bereitet haben; er ist schmächtig und von einer erstaunlichen Beweglichkeit, seine Hände sind in einer fortwährenden Gesticulation, sein vorgebeugter Kopf mit dem bleichen überwachten Gesicht und dem kohlschwarzen Bart und Haar deutet eher auf südliche als auf nordische Herkunft, an jedem seiner Worte merkt man den Fremden, sein Organ ist dünn, hochliegend und von merkwürdig durchdringendem Klange. Aber eine solche Enttäuschung ist unerheblich, wenn sie sich blos auf das Aeußere erstreckt; man kann sie sogar als eine habituelle hinnehmen, da erfahrungsgemäß in den meisten Fällen die Schriftsteller und Poeten den Vorstellungen nicht entsprechen, die sich phantasievolle Leser von ihrem Exterieur gebildet haben.

Jedoch der dänische Gast spricht auffallend wenig von seinem Metier.

Er erzählt von seiner Frau und seinen beiden Töchterchen daheim in Kopenhagen und producirt mit begreiflicher Selbstgefälligkeit ihre Photographien. Die kleinere von den zweien hat neulich, von den Eltern belauscht, sich bei der größeren über die Sparsamkeit von Vater und Mutter beschwert. „Wie sie arm thun", hat sie dabei gespottet, „und doch sitzt Papa zwölf Stunden des Tages bei der Arbeit und gestern erst habe ich sein Portemonnaie gesehen, das von dem vielen Gelde darin beinahe zersprang." Dann kommt er auf sich selbst zu reden, auf eine Audienz bei dem dänischen Kronprinzen, der ihn wegen seiner Ansichten über die Emancipation der Frauen interpellirte und dabei sich höchlichst über die Zahmheit des verschrienen Demokraten Brandes verwunderte, der sich dagegen verwahrte, als ob er etwa die Frauen im Ministerium und

Digitized by Google

im Parlamente sehen wollte. Auch von seinen persönlichen Beziehungen zu Oesterreich berichtet er, die freilich nicht sehr erbaulicher Natur sind. Als er vor Jahren auf einer italienischen Reise Wien passirte, erschien bei ihm im Hotel ein österreichischer Minister und trug ihm unter den schmeichelhaftesten Complimenten eine Professur für moderne Literaturgeschichte an der Wiener Hochschule an; er sträubte sich ein wenig und verwies auf seine damals noch mangelhafte Kenntniß des Deutschen, aber am Ende, da er entschlossen war, sein Vaterland zu verlassen, willigte er, wenn auch unter sehr kargen Bedingungen, ein und die förmliche Berufung sollte abgemachtermaßen poste restante nach Rom in seine Hände gelangen. Doch der Poste restante-Brief aus Wien kam und kam nicht, und als er endlich doch kam, da enthielt er die knappe Anzeige, daß kein Geld für eine neue Professur der Literaturgeschichte — es handelte sich um ganze 1500 Gulden — dem Ministerium zu Verfügung stehe . . So plaudert der interessante Fremde unermüdlich fort, bis man zur Tafel geht, und dann plaudert er weiter, vom Hundertsten zum Tausendsten gleitend, immer geistvoll, anregend, kenntnißreich, aber auch nicht selten — paradox. Er bringt einen Toast aus auf die anmuthige Liebenswürdigkeit der Wienerinnen und spitzt denselben zu einer leichten politischen Causerie zu über das deutsch-österreichische Bündniß, in dem die norddeutsche Würde mit der süddeutschen Anmuth vereinigt sei. Dabei fällt ihm das sehr gewagte Aperçu von den Lippen, man gönne den Oesterreichern überall das Beste, weil man sie nirgends fürchte. Er kritisirt die „gedankenlosen" Moralisten, welche sich vor dem Satze bekreuzigen, daß der Zweck die Mittel heiligt, und doch in der Praxis oft nicht umhin können, selbst nach jenem Satze zu handeln. Er charakterisirt eine deutsche Verlagsfirma, die eine von ihm verfaßte Schrift über Berlin zur Edition in deutscher Uebersetzung begehrte, ihm aber dieselbe mit einem wenig schmeichelhaften Begleitbriefe zurücksendete, weil er darin beiläufig gesagt hatte, dem jungen Deutschen Reiche falle die Pickelhaube noch zu tief ins Gesicht, und weil ferner in dem Büchlein eine artige Erzählung Windthorst's, wie er zu seiner schönen Hand gekommen sei, wiedergegeben war . . .

An Fülle und Mannichfaltigkeit fehlt es, wie man sieht, der Conversation des Dänen nicht; aber es ist just nicht der berühmte Literarhistoriker, den man hört.

Ist man nun enttäuscht oder nicht? Man weiß es selbst kaum, da man von ihm scheidet, aber man wirft den Anderen fragende Blicke zu, man möchte sich bei ihnen vergewissern, welcher eigenen Meinung man sein soll. Schließlich citirt man, gedankenvoll mit dem Kopfe nickend und wie zustimmend, das Dictum, das er der Frau des Hauses auf ihren Fächer geschrieben: „Es gibt in der Kunst des Worts scheinbare Virtuosen, die eigentlich nur Stimmer sind. Sie stimmen und bestimmen aber bisweilen Geister und Literaturen".

Ein Stimmer? . . Ist diese Selbstcharakteristik, falls sie eine sein soll, erschöpfend? . . . Ja und nein. Es kommt darauf an, was man sich unter einem „Stimmer" denkt. Der Stimmer, der mir die Saiten meines Claviers in Ordnung bringt, ist kein Virtuose, aber er ist mir unentbehrlich, mir und dem Clavier. Auf die Literaturgeschichte und die literarische Kritik angewendet, bedeutet diese Würdigung des „Stimmers" aber noch etwas mehr und Anderes; da regulirt er den Ton, reinigt er die verstaubten und schrill klingenden Saiten einer ganzen geistigen Gesammtheit, und das wäre am Ende eine Aufgabe, mit deren Erfüllung sich auch Georg Brandes zufrieden geben könnte. Fragt sich nur, ob das, was wir unter einem Literarhistoriker verstehen, mit dem Begriffe des „Stimmers" zu vereinbaren ist. Man wird dies nicht unbedingt verneinen können. Gervinus war ein „Stimmer"; er stimmte unsere literarhistorischen Auffassungen auf das Politische, das Nationale; er war es aber in anderem Sinne wie Brandes, insofern er systematischer, methodischer war als der Däne, der sich zu ihm verhält wie der Essayist zum Geschichtsschreiber. Wie der Essayist . . . das wird vielleicht das Richtige sein. Der Historiker wirkt auf das Urtheil, der Essayist auf die Stimmung; der Historiker verknüpft eine Reihe von Thatsachen zu einem inneren Zusammenhange, der Essayist ergründet einzelne Erscheinungen nach den Bedingungen ihres Ursprungs und ihres Effectes.

Brandes selbst, der ziemlich früh zu seinem Ruhme gekommen ist — er zählt erst dreiundvierzig Jahre — bezeichnet sein maßgebendes Werk „Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen" als eine „literaturpsychologische Arbeit". Er hätte ganz das Nämliche von seinen übrigen Büchern, von den „Modernen Geistern", von den Schriften über Ferdinand Lassalle, Sören Kierkegaard, Lord Beaconsfield und Holberg sagen können. Fast immer ist es das Persönliche, das ihn überwiegend interessirt, und der allgemeine Hintergrund der Zeit kommt nur insofern zur Erscheinung, als in ihm die psychologischen Wurzeln der Individualität aufzuzeigen sind. Nicht Bücher, sondern Menschen, nicht Werke, sondern Autoren sind ihm Literatur, gradezu umgekehrt wie bei Gervinus. Es ist der Unterschied zwischen dem Historischen und dem Psychologischen, zwischen der Methode und dem Aperçu, zwischen der Kritik und der Untersuchung. Unwillkürlich erinnert man sich dabei an das merkwürdige Zusammentreffen, daß die beiden bedeutendsten Essayisten der letzten Jahre nach ihrer Bildung, aber nicht nach ihrer Abstammung Deutsche und daß beide, wenn wir nicht irren, von jüdischen Eltern geboren sind: der Däne Georg Brandes und der Pole Julian Klaczko, letzterer von besonderer Feinheit in dem seinerzeit vielbesprochenen Essay über die „beiden Kanzler" und in den von dem verstorbenen Hermann Hettner laut gepriesenen „Florentiner Plaudereien".

Wer einmal einen Vortrag von Georg Brandes angehört hat, weiß, wie es sich mit diesen „Stimmern" verhält, welche „bisweilen Geister und Literaturen bestimmen." Es ist eine fast unheimliche dialektische Geschäftigkeit, die man beobachtet. Ein Ton wird angeschlagen, aber er klingt nicht aus, denn sofort folgt ihm ein anderer, und so geht es weiter, halbe Töne, verblüffende Dissonanzen, Accorde, die einander bekämpfen, bis man schließlich eine ganz eigenthümliche Melodie zu hören glaubt, deren Zauber man sich wollend oder nicht wollend gefangen gibt. Unter einem anderen Bilde schildert Brandes selbst in dem Capitel über Balzac diese Art zu arbeiten: „Er moralisirt und verdammt niemals, er ist niemals Prediger und Rhetor, er vergißt nie, weder aus Ekel noch aus Begeisterung, wahrhaft darzustellen, es gibt für ihn wie für den Naturforscher nichts, was zu klein, und nichts, was zu groß wäre, um analysirt und erklärt zu werden. Durch das Mikroskop gesehen, ist die Spinne größer und reicher organisirt als der größte Elephant, wissenschaftlich betrachtet ist der Löwe nur ein Paar Kiefer, das auf vier Beinen geht. Die Art der Ernährung, die Form des Zahns zieht die des Kiefers, des Schulterblatts, der Muskeln und der Klauen nach sich und erklärt die Majestät." Das natürliche dialektische Mittel dieser Betrachtung ist das Gleichniß. Heinrich Heine wird mit Rembrandt verglichen; bei beiden ist Lichtwirkung die Absicht: bei Heine findet man nur Visionen, bei Rembrandt das Clair-obscur; was bei Rembrandt das Licht, ist bei Heine der Witz. Oder die dänische Auffassung vom Genie wird der deutschen gegenübergestellt. Das Genie nach dänischer Auffassung braucht sich nicht mühsam abzuquälen, es hat, wie Oehlenschlägers Aladin, in der Zauberlampe den Geist, der alle Hindernisse überwindet und dem Alles gelingt, es ist das geborene Glückskind, dem die reichsten Gaben und Güter des Lebens von selbst zufallen; von dem Genie nach deutscher Auffassung begehrt man tiefe Forschung, methodische Arbeit, unermüdliche Thätigkeit. Das dänische Genie hat einen naiven, einfachen, kindlichen Charakter, aber es erweitert und entwickelt sich nicht; der Ernst, die Kaltblütigkeit und Gründlichkeit des deutschen Geistes sind ihm fremd. Man möchte gegen solche Gleichnisse Einspruch erheben, man vermißt den eigentlichen Vergleichungspunkt, aber da steht der Zaubermann mit dem Mikroskop, und er verkündet in so bestrickender Form, was er unter demselben sieht, daß man schließlich ohne Einwand von dannen geht. Man ist „gestimmt", wie er es beabsichtigt hat.

Im Vortrage ist Georg Brandes natürlich nicht anders wie in seinen Schriften. Was er bietet, sind Essays, auf eine gemeinsame Formel zurückgeführt. Er hat eine hervorragende

Digitized by Google

literarische Erscheinung, Victor Hugo, George Sand, Iwan Turgenjew, Paul Heyse, unter dem Glase, er analysirt sie Faser für Faser und unterbricht die Demonstration durch passend gewählte Citate; hier ist die gemeinsame Formel die Reaction gegen das achtzehnte Jahrhundert, dort heißt sie „moderner Geist". Eine Personalbeschreibung, eine historische Reminiscenz, ein philosophischer Excurs vermitteln den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen. Man möchte wiederum sich da und dort aufbäumen, protestiren, aber dieser Prosector macht von seiner Universalität der Beobachtung einen so unbarmherzigen Gebrauch, daß man ihm gegenüber sich in die Alternative Gambetta's versetzt fühlt: „se demettre ou se soumettre". Diese Darstellungs- und Betrachtungsweise ist so concret, so anscheinend sachlich und erschöpfend, daß sie siegt, auch wo man sie entkräften könnte. Doch Literaturgeschichte im deutschen Sinne ist es nicht; ihr Geheimniß ist das Essayistische, das Aphoristische, das mit dem naturwissenschaftlichen Experiment die größte Aehnlichkeit hat und wie dieses dem Geiste unserer Zeit entspricht. Um mit Heinrich Heine zu reden: es ist Norwegs Tanne in die Lava des Aetna getaucht, nordische Kälte mit südlicher Glut vermischt, Licht, das wärmt, und dann wieder Licht, das nur leuchtet. Also auch Etwas von einem Luministen, einem Rembrandt der Literaturgeschichte, wie Brandes selbst sich ausdrücken würde.

In ihrem innersten Wesen ist eine solche Literaturauffassung polemisch, wenn sie auch äußerlich mit den Waffen der Polemik nicht hantiert. Und zwar polemisch in doppeltem Sinne: polemisch in sich selbst und polemisch nach außen hin. Mit sich geräth sie in Zwiespalt, weil sie die Anwendung der Psychologie vom Einzelnen auf ganze Zeitalter überträgt und dabei doch nicht umhin kann, die Zeitalter nur als Summen von Individualitäten zu betrachten. „Es sieht oft aus", sagt Brandes irgendwo, „als würden Die, welche in der Literatur zu früh fortgehen, ein wenig früher oder später ersetzt. In strengerem Sinne ersetzt aber nie eine Individualität die andere." Nach außen hin aber ist diese Literaturauffassung polemisch, weil sie von zwei Voraussetzungen unzertrennlich ist: sie ist skeptisch und kann nicht anders als selbstbewußt sein. Jener „Unglaube an ein gewisses zusammenfassendes Ganzes, das den einzelnen Fall in sich begreift", den Brandes an Prosper Merimée hervorhebt, haftet auch an ihm selbst; er kann sich seiner nicht erwehren als Naturforscher, als Mikroskopiker auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Und dieser Unglaube ist ohne ein starkes Selbstvertrauen nicht denkbar; wer an die Individualität glaubt, glaubt an sich selbst, wem die Individualität der Mittelpunkt der Welt ist, der muß, wie Hesiod, den Theil höher als das Ganze schätzen. Das thut auch der Experimentator im Laboratorium, wie wenig er sich davon auch Rechenschaft geben mag. Wer Neues sucht und findet, hat das Alte zum Feinde, und diesen Feind wird er erst los, wenn das Neue alt geworden.

An Georg Brandes ist diese Erfahrung so wenig vorübergegangen wie an Anderen seinesgleichen. Als Politiker wollte er das stagnirende öffentliche Leben in seinem Vaterlande modernisiren und, von französischen Anregungen erfüllt, gedachte er durch Beispiel und Lehre dem Liberalismus eine neue Stätte zu gründen. Dieser Liberalismus mit seinem weltbürgerlichen Beigeschmack und seinem Stich ins Socialdemokratische war aber nicht Dasjenige, was die Mehrheit des dänischen Volkes sich wünschte, und bis zum heutigen Tage ist die von den Brüdern Brandes, von Georg und Eduard, begründete „europäische Linke" in dem Kopenhagener Folkething die wenigst zahlreiche unter den Parteien. Die Dänen fühlen sich gern als Nation und sträuben sich dagegen, daß an den Schranken gerüttelt werde, welche ihren engen Patriotismus umschließen. Für Brandes kann aber, seiner ganzen geistigen Entwickelung gemäß, der Begriff des Vaterlandes nur etwa in dem Lessingschen Sinne eine Geltung haben; das Vaterland ist ihm nicht mehr und nicht weniger als dem Naturforscher die Zelle. Das nationale Pathos ist ihm eine psychologische, eine dialektische, eine literarische Form, die er fühl und ohne innere Betheiligung untersucht, prüft und kritisirt; aber wirksam in ihm scheint nur das kosmopolitische Element zu sein, das er, in seiner Weise ein nicht minder guter Däne als etwa Lessing ein guter Deutscher war, in seinem Vaterlande zur allgemeinen Herrschaft zu bringen strebt. Man kann sagen, es sei nicht viel Idealismus, nicht viel Pietät in einer solchen Richtung, aber man wird, wenn man den Politiker Brandes mit dem Schriftsteller Brandes zusammenhält, gestehen müssen, daß es der Persönlichkeit, die sich aus den beiden zusammensetzt, nicht an innerer Geschlossenheit, an Consequenz und Festigkeit gebricht. Die Individualität hat ihre eigenen Gesetze, es kommt immer nur darauf an, ob sie dieselben den Gesetzen einer größeren Gemeinschaft entgegenstellt oder unterordnet. Brandes ordnet sich nicht unter, er geht nicht in Reih und Glied, weder als Politiker, noch als Literarhistoriker. Mit seinen „Hauptströmungen" entfesselte er in seinem Vaterlande, wo die Genies nach seinem Ausspruche nur naiv, einfach, kindlich — soll heißen altväterisch -- sein dürfen, einen Sturm, der durch sein praktisches, politisches Wirken nicht beschwichtigt werden konnte; man verketzerte ihn als einen politischen und literarischen Neuerer, das hat ihn vielleicht ein wenig hart, bitter und spöttisch gemacht. Glücklicherweise hatte ihn seit dem Jahre 1872 seine Gattin, eine thatkräftige Hannoveranerin, zur Beschäftigung mit der deutschen Sprache hingelenkt, und als nun seine literarischen und politischen Gegner allzulaut und allzumächtig wurden, konnte er nach Berlin übersiedeln, ein nordischer Wundermensch, der schon nach wenigen Jahren so gut deutsch wie dänisch schrieb. Im Exil fand er das Verständniß, dessen er bedurfte. Nach Deutschland verbannt zu sein — man könnte sagen, es sei ein Glück, soweit Exil und Glück sich mit einander vertragen. Brandes hatte lange in Paris gelebt, aber die Franzosen kannten ihn nicht und kennen ihn auch heute noch nicht, obwohl seit Sainte Beuve Niemand über die neuere französische Literatur so wie er geschrieben hat, so kenntnißreich und so -- duldsam. Von Deutschland ging sein Ruf aus, der Ruf eines Mannes, der „das Herz der Zeit in seiner Brust pochen fühlt und die Gedanken der Zeit in seine Intelligenz aufnimmt". Mit dem rathlosen Vehikel seiner dänischen Muttersprache wäre er nicht weit über die Königsau hinausgekommen. Jetzt lebt er wieder in Kopenhagen; er hat über die Bornirtheit seiner Landsleute gesiegt -- „aber so, wie man geistig zu siegen pflegt". Man bleibt vereinsamt, denn Ueberwundene vergessen nicht. Die Geburtsstätte seines Ruhmes ist Deutschland, das Werkzeug seiner Arbeit die deutsche Sprache. Draußen am Berliner Thiergarten, in der Nachbarschaft des Generalstabsgebäudes, hat Brandes den zweiten Abschnitt seiner Lern- und Lehrzeit verbracht. Moltke war sein Nachbar. Der berühmte Feldherr stammt ebenfalls aus Dänemark und ist mit Deutschland groß geworden.

Ernesto Rossi als Schriftsteller.

Von Oskar Bulle.

Nichts gewährt einen erfreulicheren Anblick als ein denkender Schauspieler. Man genießt denselben freilich nicht allzu häufig, denn mehr als in jeder anderen behaupten in der dramatischen Kunst die Tradition und die unmittelbare Inspiration der Natur ihre Vorherrschaft; die Reflexion über die Gesetze der Kunst wie über das Wesen des gerade vorliegenden Objects der Darstellung tritt vor jenen meistens gänzlich in den Hintergrund, und zwar oft gewiß nicht mit Unrecht: denn die praktische Beobachtung bietet gerade für das mäßige Talent einen Schatz von Regeln dar, welche für die meisten Lagen ausreichen dürfte; und auch große, geniale Darsteller kann man sich recht gut ohne jenes reflectirende Element des Geistes denken; sie erfassen eben ihren Gegenstand durch eine stark ausgebildete Intuition und werden um so weniger fehlgreifen, je mehr auch den Dichter bei seinem Schaffen jene unmittelbare intuitive Auffassung leitete. Aber im Allgemeinen muß man doch annehmen, daß erst das Vertiefen in das Werk des Dichters, welches sie darzustellen haben, und das Nachdenken über die Absichten des Ganzen und die Zwecke

Digitized by Google

des Einzelnen in jenem Werke die dramatischen Künstler fähig machen, die Gestalten der Dichtung entsprechend zu verkörpern, und daß der Künstler um so größer genannt werden muß, je mehr ihm jenes Vertiefen gelungen und das Verständniß des Werkes aufgegangen ist.

Für diese Behauptung bietet sich uns ein bedeutsamer Beleg in der Wirksamkeit des großen italienischen Shakespeare-Darstellers, Ernesto Rossi's, dar. Niemand wird in diesem gottbegnadeten Künstler jene Inspiration der Natur vermissen, die „allein" das große Talent ausmachen soll; man wird im Gegentheil, sobald man seinen „Hamlet", seinen „Lear" gesehen, geneigt sein zu glauben, daß ihm auf dem ersten Wurf, gleichsam durch höhere Eingebung, die Verkörperung dieser Gestalten so gelungen sei, wie wir sie jetzt bewundern, daß auch hier die spontane Macht des Genies jede mühevolle Kleinarbeit überflüssig gemacht habe. Denn wie aus einem Gusse, ohne eine der Lücken und Fugen aufzuzeigen, welche nur allzu oft das durch berechnendes, künstelndes Einstudiren erzeugte schauspielerische Mosaikwerk an sich trägt, tritt uns in seiner Darstellung die Shakespeare'sche Gestalt entgegen und nimmt unsere Empfindung wie unser Urtheil mit überzeugender Gewalt gefangen. Aber wir täuschen uns, wenn wir annehmen, daß diese Gestalt so fertig und so plötzlich wie Minerva aus Jupiter's Haupt sprang, in des Künstlers Seele auftauchte. Gerade Rossi hat mit den mächtigen Gebilden des Shakespeare'schen Muse auf das härteste ringen müssen, ehe er sie in ihrer Darstellungsfähigkeit so vollständig wie jetzt beherrschen konnte, und hat Jahrzehnte des eifrigsten eingehendsten Studiums dazu gebraucht, um sich ganz in die Tiefen der Lebensweisheit des britischen Dichters zu versenken. Es wird diese Mühe uns begreiflich, wenn wir uns klar machen, wie gering die Auffassungsfähigkeit der südlichen Völker, also auch des italienischen Volksgeistes, gegenüber der ernsten Majestät und Größe des nordischen Dichters schon an und für sich ist, und wenn wir bedenken, daß bei dem ersten Auftreten Rossi's Shakespeare auf der italienischen Bühne vollständig unbekannt war, daß also nicht einmal eine schauspielerische Tradition jenes Eindringen in das Verständniß des Dichters erleichterte. Wie fremd dem italienischen Publicum der Ton des englischen Dichters klang, beweist der mißglückte Versuch des Schauspielers Modena (der Rossi's erster Lehrer war), den „Othello" auf die Bühne zu bringen. Schon nach den zwölf ersten Versen des Dialogs brach das Publicum in ein schallendes Gelächter aus, das sogleich in Zischen und Pfeifen überging und verhinderte jede weitere Aeußerung der Schauspieler, so daß das Stück ganz unaufgeführt bleiben mußte. Vor einem auf Shakespeare so unvorbereitet gebliebenen Publicum unternahm es Rossi, den „Hamlet" und den „Othello" zu spielen.

Jahre lang hatte er sich auf die Anregung jenes Modena hin schon mit dem Plane getragen, hatte, da ihm die vorhandenen Uebersetzungen nicht genügten, den Giulio Carcano vermocht, den „Othello" für ihn nochmals in's Italienische zu übertragen, hatte in Paris Shakespeare'sche Stücke studirt und selbst die Reise nach London nicht gescheut, um den jüngeren Kean als „Richard III." zu sehen, und hatte schließlich ein festes Engagement in Turin aufgegeben, nur um mit einem Häuflein junger Leute, das er um sich sammelte, jenen Plan ausführen zu können. Wahrlich, eine dauerhafte Begeisterung! Sie trug Früchte. Nachdem die Italiener zum ersten Male den „Othello" und vierzehn Tage darauf den „Hamlet" ruhig ertragen hatten (es war im Jahre 1856), begann ihr Vorurtheil, daß Shakespeare ein Barbar sei, zu weichen; sie fingen an, in ihm einen Dichter von ächt menschlicher Denkungsweise zu sehen und ihn in seiner Riesengröße zu bewundern. Rossi hat also seinem Volke zuerst das Verständniß für den britischen Dichter eröffnet. Wäre das wohl möglich gewesen, ohne daß er selbst ganz in die Schönheiten und in die Lebensfülle desselben sich versenkt hätte? Gewiß nicht! Durch einen Theatercoup, durch eine rasch aufflackernde nnd bald wieder erlöschende Begeisterung hätte er niemals eine so merkwürdige, literarhistorische That vollbringen können; eine solche erforderte dauerndes Leben in den Werken des Dichters, den er in seinem Volke einbürgerte, und ein tieferes Eindringen in seine Eigenthümlichkeiten, als es für den Schauspieler allein nöthig sein würde. Durch die Darstellung allein würde Rossi niemals den britischen Dichter für sein Volk erobert haben; er mußte zugleich als Kritiker und Essayist auf ihn aufmerksam machen. Das that er schon in zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen fast seit zwei Jahrzehnten und das thut er jetzt auf's Neue in einer Schrift, welche er „Shakespeare-Studien" betitelt und deren erster Theil, Abhandlungen über „Julius Cäsar", „Romeo und Julie" und „Hamlet" enthaltend, seit einigen Wochen vorliegt.*) Dem Bändchen ist eine Vorrede von Angelo de Gubernatis und eine Autographie Rossi's in Form von Briefen, die er an de Gubernatis schrieb, beigegeben.

Wollen wir aus diesem Buche Rossi als Schriftsteller gerecht beurtheilen, so dürfen wir nicht von unserem deutschen Standpunkte aus an dasselbe herantreten. Bei uns ist die literarische Shakespeare-Interpretation bei weitem der schauspielerischen überlegen; die Kritik der Werke des Dichters, die unsere Forscher und Denker geübt haben, ist, wenn auch nicht erschöpfend, so doch so inhaltsreich, daß die Verkörperungen, welche wir auf unseren Bühnen zu sehen gewohnt sind, immer nach schon anerkannten und längst gehegten Grundsätzen sich zu vollziehen pflegen. Dem deutschen Volke ist, begünstigt durch meisterhafte Uebersetzungen, der britische Dichter schon längst zugehörig geworden. Anders ist das bei dem Publikum, für welches Rossi seine literarischen Interpretationen schuf. Er hat das italienische Volk daran gewöhnt, die Shakespeare'schen Gestalten so aufzufassen, wie er sie ihnen verkörperte; er fühlt sich verpflichtet, eine Rechtfertigung dieser Auffassung zu geben und muß hierfür natürlich auf eine Analyse der Dramen Shakespeare's zurückgreifen, welche uns schon als selbstverständlich und überflüssig erscheint. Deshalb wird das Rossi'sche Buch manchem deutschen Leser als weitschweifig, übermäßig breit und vielleicht auch als etwas zu enthusiastisch geschrieben erscheinen, denn eine Bewunderung, die wir schon seit lange hegen, pflegen wir nicht mehr mit so vielen Worten und so feurig auszudrücken. Dazu kommt ein etwas bizarrer Stil, der den Schauspieler verräth, welcher viel in Hyperbeln zu sprechen gewöhnt ist. Auch das Hinneigen der Natur des Schriftstellers zur Reflexion, welche den Schauspieler zu einem so vorzüglichen Hamlet-Darsteller macht, berührt uns in dem Buche zuweilen unangenehm, weil es den Gang der Gedankenentwicklung oft aufhält. Gleichwohl verdient es mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden, denn es ist nicht nur der geistreiche Mensch, der aus ihm zu uns spricht, sondern der erfahrene Praktiker, der einen schauspielerischen Entwickelungsgang voll reicher innerlicher Arbeit hinter sich hat und nun von den geheimnißvollen Zwiegesprächen berichtet, die sein beweglicher, nach plastischem Ausdrucke ringender Geist mit dem unsterblichen Dichter hatte.

Ueber die Autobiographie Rossi's können wir kurz hinweggehen. Sie enthält im Großen und Ganzen lediglich eine oft in überschwänglicher Weise durchgeführte Schilderung der schauspielerischen Aspirationen, die sich schon in seiner Knabenzeit in ihm regten. Aus einer früher wohlhabenden angesehenen Familie Livornos stammend und anfänglich für den Advocatenberuf bestimmt und ausgebildet, verließ der Tragöde mit 19 Jahren heimlich sein elterliches Haus und ging zur Bühne, wo er bald genug große Erfolge davontrug. Der obenerwähnte bedeutende Schauspieler Gustavo Modena war sein fruchtbarster Lehrer und regte in ihm die Begeisterung für Shakespeare an. Mit den ersten thatkräftigen Aeußerungen dieses Enthusiasmus in den Aufführungen des „Hamlet" und „Othello" in Mailand schließt die skizzenhafte, wenig thatsächliche Angaben enthaltende Schilderung von der Jugendzeit des Künstlers.

Der Eindruck, den diese 14 autobiographischen Briefe machen, bleibt deshalb ein wohlthuender und warmer, weil der Schriftsteller es verstanden hat, seine eigene Person ganz im Lichte der sie umgebenden Verhältnisse, also möglichst

*) Studien über Shakespeare und das moderne Theater nebst einer autobiographischen Skizze von Ernesto Rossi. Deutsch von Hans Merian. Leipzig. Verlag von Edwin Schloemp.

Digitized by Google

objectiv, hinzustellen. Eine überall hervortretende Scheu vor etwa ruhmrednerisch klingenden Aeußerungen ist dabei bemerklich und läßt den Autobiographen als den bescheidensten Menschen erkennen. Als sei er es nicht gewesen, der durch die Macht seiner Darstellung den Erfolg an seine Fersen heftete, sondern irgend welcher nebensächlicher Umstand, so stellt er jene Zeiten des Emporstrebens dar, und der Schluß dieser Briefe ist bezeichnend für den ganzen Ton, der in ihnen herrscht: er erzählt, daß er bald nach jenen Mailänder Vorstellungen nach Wien ging, um auch dort „Hamlet" zu spielen und fügt dabei hinzu: „die Schauspieler des Burgtheaters, Anschütz, Rettig, Keller, La Roche, Lewinsky, waren meine Freunde und nannten mich . . . nein, ich will es Dir sagen, obwohl ein Gefühl der Dankbarkeit meine Feder vorwärts treibt . . . Du oder Andre könnten mich hochmüthig nennen."

Die Untersuchungen, welche Rossi in dem zweiten wissenschaftlichen Theile seines Buches über drei Dramen Shakespeare's anstellt, verrathen insofern nicht den schriftstellernden Schauspieler, als er sich in denselben nicht etwa nur auf die Analyse einer Figur, des Helden, beschränkt, sondern dem Gedankengange des Werkes in allen seinen Beziehungen nahe zu treten sucht. Er breitet das Gewebe der Dichtung behaglich und weit vor uns aus, durchforscht alle Falten desselben und sucht die Fäden heraus, welche die einzelnen Ereignisse und Personen unter einander in Zusammenhang halten. Er geht ganz kunstgerecht und kritisch vor. Zunächst untersucht er die Quellen, aus denen Shakespeare geschöpft hat, vergleicht die ursprüngliche Gestalt der Fabel mit der durch den Dichter geänderten und geht dann gründlich auf die dramatischen Nothwendigkeit dieser Aenderungen ein. Auf diese Weise und durch zahlreiche eingeflochtene Bemerkungen über des Dichters Art und Eigenthümlichkeiten gewinnt er einen breiten thatsächlichen Untergrund, in dem seine interessanten psychologischen Folgerungen mit starker Wurzel haften. Diese Art der Untersuchung ist wirklich fein und geistreich; sie ist daneben von einer uns Deutschen zwar nicht ungewohnten, die Italiener aber sicherlich packenden Gründlichkeit und Folgerichtigkeit. Wie treffend ist in „Julius Cäsar" die Vergleichung der römischen Verschwörer mit den französischen Revolutionshelden: Cassius ist der leibhaftige Jakobiner, Brutus der Girondist des alten Rom; Casca vertritt den Skepticismus und den Materialismus, die unbedacht Alles, was hoch steht, niederzureißen streben. Geistreich ist ferner der Hinweis auf das immerwährende Eingreifen des Cäsar, auch des todten, in die Tragödie, um die Titelbezeichnung Shakespeare's zu rechtfertigen; er ist das „böse Gewissen" des Brutus, dessen reflectirende Geistesanlage ihn stets über sich selbst nachzudenken zwingt. Die Entwicklung des Characters des Brutus ist überaus gelungen und richtig. Rossi gewinnt die Conturen seines Bildes fast lediglich aus Vergleichen mit den anderen Figuren, mit dem Antonius und Cassius, und aus der philosophischen Lebensanschauung des Stoikers; dadurch werden dieselben so bestimmt und klar, daß wir hier am besten das Nachdenken des Schauspielers, die grübelnde Arbeit, durch welche er zu der endgültigen Auffassung seiner Rollen gelangte, erkennen und bewundern können.

In „Romeo und Julia" fragt sich Rossi mit Recht zunächst: wie ist das plötzliche Aufflammen des Romeo in der Liebe zu Julia und das rasche Vergessen der vorher angebeteten Rosalinde psychologisch zu motiviren? Er schickt zur Beantwortung dieser Frage einen gediegenen philosophischen Excurs über das Wesen der Liebe voraus und gewinnt ebenso aus diesen allgemeinen Anschauungen, wie aus dem localen Colorit der Tragödie, welches er gründlich erörtert, die einzig mögliche Erklärung für diesen räthselhaften und doch so wahren Liebesgesang. Lehrreich ist in dieser Abhandlung, was der Schauspieler über die Darstellung mancher Scenen aus „Romeo und Julia" bemerkt: „Die erste Begegnung zwischen „Romeo und Julia", so schreibt er, „am Feste der Capuletti ist nicht nur ein sehr gewagter Wurf des Dichters, sondern bietet auch den Darstellern außerordentliche Schwierigkeiten. Sie müssen sich streng innerhalb der Grenzen der Wahrheit halten; ein Schritt mehr nach der oder jener Seite, mehr oder weniger Uebertreibung in den Gesten, größere oder geringere Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks geben der Scene eine völlig veränderte Physiognomie, und dieser Wettstreit gesellschaftlicher Eleganz, zärtlicher Blicke, sanft geflüsterter Worte, welcher dieser Scene einen so unvergleichlichen Reiz verleiht, kann durch ein Nichts ins Lächerliche und Vulgäre verkehrt werden". Ebenso bedeutsam ist das, was er über die Mordscene zwischen Tybalt und Romeo sagt: „Diese Scene muß sich rasch abspielen, damit sie in Romeo auch nicht der kleinsten Ueberlegung Raum gewähre. Es wird blank gezogen, die Schwerter kreuzen sich, und Romeo's Degen dringt sofort in Tybalt's Brust." In solchen feinen Bemerkungen offenbart sich das tiefe und anhaltende Nachdenken, welches Rossi dem Gange der Tragödie bis ins Einzelste hinein gewidmet hat. Die Balkonscene und die Vorgänge im Grabgewölbe sind nach dieser Seite hin von ihm mit bewunderungswürdiger Schärfe durchgegangen worden, und man möchte sagen, daß er wie ein kritischer Regisseur allen Worten des Dichters ihren richtigen Platz anzuweisen bemüht war.

Die Abhandlung über „Hamlet", diese Tragödie, mit der Rossi sich wohl am längsten beschäftigt hat, nimmt in dem zweiten Theil des Buches auch den größten Raum ein und ist am reichsten an feinen psychologischen Andeutungen. Wieder untersucht der Schriftsteller auf's Genaueste die Grundlagen der Fabel und gibt, von den tiefsten Wurzeln dieses Bodens ausgehend, die Analysen der einzelnen Personen. Es ist dabei wunderbar, welche tiefeingreifenden Fragen Rossi dabei stellt und zu beantworten sucht. So kann er sich das Wesen der Königin nur erklären, nachdem er untersucht hat, warum sie wohl Ehebrecherin wurde und sich vom Apoll zum Satyr wandte? Von diesem Punkte aus greift er dann wieder über auf die Art, in welcher Hamlet über seine Mutter urtheilen muß und auf die Folgerungen, die der Prinz aus diesem Urtheile auf das ganze weibliche Geschlecht zieht. Um den Sinn des einen Verses „Schwachheit, dein Name ist Weib!" oder die richtige Auffassung des „Geh' in ein Kloster, Ophelia!" zu ergründen, vertieft er sich nicht allein in philosophische Abwägungen, sondern auch in weite psychologische Erörterungen über alle dabei in Betracht kommenden Personen. Diese Art, die Einzelheiten, jeden Ausspruch, jede Geste aus dem Zusammenhange, aus dem Gefüge des Ganzen zu erklären, gibt der Rossi'schen Darstellung einen inneren Adel, welcher sie weit über viele andere seichte Analysen erhebt. Aus ihr allein können wir schließen, wie ernst es der Schauspieler mit seiner Kunst nahm, wie er, trotz der unerhörtesten Erfolge, nie zu lernen und nachzudenken aufhörte, bis er es wagen durfte, auch als Schriftsteller die Früchte dieser geistigen Arbeit zu sammeln. Uns muß diese Arbeit um so bedeutender erscheinen, als sich in ihr das kritische Nachdenken und Abwägen mit der künstlerischen Inspiration vereinigte, und wir müssen dem „Schriftsteller" Rossi unsern Dank und unsere Bewunderung deshalb zollen, weil er in seinem Buche diese Vereinigung zum vollen Ausdrucke gebracht hat. Ich will mit einer Stelle schließen, welche recht treffend dieses Zusammenwirken des Nachdenkens und der Inspiration bezeichnet. Es ist die Erzählung Rossi's von seiner ersten Darstellung der Kirchhofsscene im „Hamlet": „Als ich den „Hamlet", so schreibt er, „vor meinem Auftreten in dieser Rolle studirte (es war im Frühling 1856 in Mailand) konnte ich mir über den Grund dieser Kirchhofsscene nicht recht klar werden. Sie schien mir etwas gesucht und nicht recht natürlich. Und noch als ich mich in der Garderobe ankleidete, war ich, wie ich mich noch heute erinnere, ganz mit diesem Gedanken beschäftigt. Trotzdem die vier ersten Acte eingeschlagen hatten, wurde ich von großen Zweifeln und heftiger Ungewißheit gepeinigt und schenkte den Freunden, welche mir zu dem schönen Erfolge der, wie sie sagten, fremdartigen Tragödie Glück wünschten, kaum Gehör. Als sich aber der Vorhang hob und die Kirchhofsscenerie des fünften Actes sich zeigte, so hatte ich gleich bei den ersten Schritten nach der Bühne das Gefühl der höchsten geistigen und körperlichen Abspannung. Wie nun erst der Todtengräber sein Lied sang und gedankenlos mit Schädeln und Knochen spielte, die zwar blos aus Pappe waren, mir aber wie wirkliche Menschenknochen vorkamen, da lief ein Schauer durch alle meine Glieder und eine kalte Thräne hing

Digitized by Google

an meiner Wimper. Mein Fuß führte meinen Körper und nicht der Wille meinen Fuß. „Gottlob!“ rief es jubelnd in mir, „da haben wir's! Das Räthsel ist gelöst, die Zweifel aufgelöst. Hier ist alles Natur und keine Künstelei. Hamlet ist müde, wie ich es bin, der Kirchhof ist sein Haus, der verdiente Zufluchtsort — Friede, Stille, Vergessen. Zuerst kommt Ophelia an die Reihe, dann Hamlet. Im Leben sich entzweiend, vereinigen sie sich im Tode .... Von jenem Abend an zählte die Kirchhofsscene zu meinen schönsten künstlerischen Triumphen.“

Feuilleton.

Wie Daniel ein Philister wurde.

Von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Bollenius machte seine Besuche bei jenen Personen, welche bei Besetzung der Conservatorstelle das entscheidende Wort zu sprechen hatten. Der Erste, zu dem er kam, war ein älterer Herr, der sich in seiner Jugend nach sechsjährigem Studium der Rechtswissenschaft den Doctortitel erworben, dann aber, durch diese Anstrengung erschöpft, privatisirt hatte, bis das Vertrauen seiner Mitbürger, erklärlich aus dem Umstande, daß er einer alten, reichen Familie angehörte, ihn auf den Posten eines städtischen Senators berief. Dieser Herr Senator genoß des wohlverdienten Rufes, die feinsten Essen in der Stadt zu geben, denen er mit priesterlicher Würde präsidirte, als ob er über die angemessene Vollziehung eines religiösen Actes zu wachen hätte. Im Gefühle seiner Wichtigkeit als einer der höchsten Würdenträger im Gemeinwesen war es sein Bestreben gewesen, sich eine diplomatisch reservirte Haltung anzugewöhnen, welche hinter der banalsten Aeußerung, die er that, eine Fülle der schwerwiegendsten Hintergedanken vermuthen ließ. Er empfing Daniel mit gemessener Freundlichkeit und geruhte, sich huldvollst zu erinnern, daß er einstmals mit dem „leider zu früh abberufenen“ Herrn Bollenius, dem Vater des Bittstellers, auf einer Schulbank gesessen habe. Was die Stelle betreffe, um welche Daniel sich bewerbe, fuhr er fort, so sei er allerdings der unmaßgeblichen Meinung, daß derselbe sich dafür in eminentester Weise qualificire; auch sei ja anzunehmen, daß er extreme Meinungen nicht wieder vor die urtheilslose Menge bringen werde, da doch das Ansehen, welches er sich bei derselben bereits verschafft habe, seinem berechtigten Ehrgeiz genügen könne; indessen sei es immerhin wünschenswerth, daß er ausdrücklich verspreche, im Falle seiner Anstellung sich fernerer öffentlicher Vertheidigung solcher Theorieen zu enthalten, die noch auf keiner Hochschule Deutschlands gelehrt werden dürften. Natürlich werde Niemand etwas dagegen haben, wenn er sich an irgendwelchen Discussionen betheilige, die in strengwissenschaftlichen Zeitschriften geführt würden; nur stehe es einem Manne, der ein öffentliches Amt bekleide und aus dem Stadtsäckel besoldet werde, nicht an, daß er im Gemüthe der Laien das Fundament aller Autorität erschüttere.

Den letzten, niederschmetternden Satz hatte der Senator mit leicht erhobener Stimme gesprochen, als ob er aus einem Katechismus der Regierungsweisheit citirte. Daniel hatte Mühe, seine Ruhe zu bewahren. Er verbeugte sich mit ironischem Lächeln und erwiderte: „Ich versichere Ihnen, Herr Senator, daß ich nicht geredet und geschrieben habe, um mich in den Mund der Leute zu bringen. Es ist lediglich um der Sache willen geschehen. Wer ein neues Licht sieht, das verspricht, uns das Labyrinth aufzuhellen, worin wir uns befinden, hat naturgemäß den Wunsch, Anderen davon mitzutheilen.“

„Sie werden mit der Zeit schon mißtrauischer gegen die Eigenschaften eines neuen Lichtes werden, junger Freund“, sagte der Senator überlegen. „Das alte Licht, in welchem wir wandeln, mag ja manchen Winkel unerhellt lassen; aber man kann ganz behaglich darin leben. Der Fortschritt in der Erleuchtung findet sich ganz von selbst; der Ungeduldige verdirbt sich nur den Genuß der Gegenwart. Aus Ihren Kenntnissen können Sie vieles mittheilen, was allen Menschen Freude macht; es wird Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie sich darauf beschränken.“

Von dieser Säule conservativer Gesinnung begab Daniel sich zu einem ehemaligen Kaufmanne, der jetzt Rentier war und eine Anzahl von städtischen und kirchlichen Ehrenämtern in seiner Person vereinigte. Dieser Herr Stadtrath gefiel sich darin, einen Liberalismus von unbestimmter Farbe zur Schau zu tragen und pflegte häufig zu erklären, daß er in allen Dingen für den „gesunden Fortschritt“ sei, durch welche Redensart er seine Popularität bei der überwiegenden Menge seiner stimmfähigen Mitbürger kostenfrei immer wieder auffrischte. Bei ihm hoffte Daniel Verständniß und Theilnahme für seine Bestrebungen im Dienste der Aufklärung zu finden. Auch machte ihm der Stadtrath einige Complimente über sein muthiges Auftreten; dann aber bemerkte er, nicht ohne Verlegenheit: „Ich bin gewiß für den Fortschritt auf allen Gebieten, wie Jedermann weiß, der meine Thätigkeit im öffentlichen Leben beobachtet hat; zugleich jedoch bin ich ein Feind jeder Ueberstürzung. Was wir Gebildeten wissen, taugt nicht alles für die Masse des Volks. Wenn wir unter uns sind, können wir manches zugeben, was wir als kluge Leute auf öffentlichem Markt nicht über die Lippen bringen. Positive weitgehende Behauptungen werden fast immer mißverstanden und kommen in veränderter Gestalt auf das Haupt des Urhebers zurück. Wir müssen vorsichtig sein, mein lieber Herr Doctor, sehr vorsichtig. Die letzte Folgerung ziehen, das letzte Wort sprechen soll man nur unter erprobten Gesinnungsgenossen. Diese neue Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen mag viel für sich haben; es ist nicht unmöglich, daß ich sie für mich selbst adoptire; niemals aber würde ich billigen können, daß Jemand versucht, sie an die Stelle der Schöpfungsgeschichte zu setzen, wie die Bibel sie gibt, und welche für das Volk vollständig genügt. Ich rechne darauf, daß Sie als Conservator unserer Sammlungen nicht etwa uns compromittiren, die wir durch Ihre Anstellung doch eine gewisse Garantie für Ihre Besonnenheit übernehmen würden. Im Uebrigen glauben Sie mir, daß ich mit der freisinnigen Tendenz Ihrer Bestrebungen von ganzem Herzen sympathisire.“

Als Daniel noch einige weitere Besuche mit ähnlichem Erfolge gemacht hatte, kehrte er mit einer Einsicht in die „realen Verhältnisse des Lebens“ nach Hause zurück, die ihn mit Ekel erfüllte. Dennoch aber bohrten die Argumente des conservativen Senators und des liberalen Stadtraths unablässig in ihm weiter. Die Leute hatten am Ende von ihrem Standpunkte aus gar nicht so Unrecht. Dieser Standpunkt freilich war ein niedriger; doch der behagliche Genuß der Gegenwart, den der Eine predigte, ließ sich vielleicht mit geistigem Streben recht wohl vereinigen, und die Vorsicht, die der Andere empfahl, schloß durchaus keinen Verzicht auf die innerste Ueberzeugung in sich. „Man muß mit den Wölfen heulen“, sagte sich Daniel und hatte damit die Formel gefunden, die ihn absolvirte. Und als Frau Bollenius ihn ängstlich fragte: „Du hast die Herren doch nicht vor den Kopf gestoßen? Du bist in praktischen Dingen so ungeschickt —“ da konnte Daniel erwidern: „Sei ohne Sorge, Mutter, was die Herren verlangen, ist nicht unbillig. Wir werden uns schon verständigen.“

Der neue Conservator gab zu Klagen keine Veranlassung. Er that, was seines Amtes war, hütete seine Zunge und machte nur zuweilen in Fachzeitschriften sich Luft. Als unsere Mitbürger bemerkten, daß er zahm geworden war und von seiner Seite keine Störung des gemüthlichen Einvernehmens zu befürchten stand, welches bei ihren geselligen Vereinigungen zu herrschen pflegte, ließen sie ihm Einladungen zu Schmausereien in Fülle zu Theil werden und demonstrirten ihm durch das Medium seines Gaumens, daß es für einen modernen Gelehrten am vortheilhaftesten sei, mit dem Strom zu schwimmen. Und nachdem Daniel ein paar Winter seinen Geschmack für

Digitized by Google

feste und flüssige Delicatessen ausgebildet hatte, durfte ihm der Senator einmal beim Dessert auf die Schulter klopfen, ihn verständnißinnig anblinzeln und ihm zuflüstern: „Grau, lieber Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum.“ — Daniel aber erwiderte lächelnd: „Und doch schleicht sich jene Theorie, von deren Herrschaft Sie ein Ende jeder Autorität erwarteten, allmählich in alle Köpfe ein, ohne daß die Gefängnisse deshalb voller werden.“ Der Stadtrath, welcher diese Bemerkung gehört hatte, fiel ein: „Das ist eben die Art und Weise, wie jeder gesunde Fortschritt zu Stande kommt. Neue Meinungen zeigen meist ein abschreckendes Gesicht; wir gewöhnen uns erst daran, nachdem wir's ein paar dutzendmal gesehen haben, und inzwischen ist es auch ein anderes geworden.“

Einige Zeit später war an einem unserer Vereinsabende — die allerdings nur noch spärlich, und von Daniel niemals mehr besucht wurden — die Rede davon, daß unser Freund, der Conservator, sich verlobt habe, und zwar mit einem armen Mädchen. Wir jungen Weltweisen schüttelten natürlich mißbilligend die Köpfe; glaubten wir doch zu wissen, daß uns dergleichen nicht passiren würde. Wie ein anspruchsvoller Mensch mit der knappen Jahreseinnahme Daniel's es wagen könne, ohne jede Aussicht auf Mitgift zu heirathen, war uns in allem Ernste unbegreiflich. Dennoch war es so. Daniel, in der besten Gesellschaft der Stadt verkehrend, wo sich ihm die vorzüglichsten Partien darboten, hatte sich in das hübsche Gesicht eines Mädchens aus dem Mittelstande vergafft, dem er einigemale auf der Straße begegnet war. Ich kannte diese Flora Sanders; sie war allerdings ein „Knalleffect der Natur“. Aber ich wußte auch, daß sie keine jener Romanheldinnen war, die, obgleich in den beschränktesten Verhältnissen aufgewachsen und fortwährend nur niedrigen Lebensanschauungen begegnend, dennoch im heirathsfähigen Alter eine innere Noblesse zeigen, die sie zur Gattin eines Prinzen von Geblüt tauglich macht. Nein: Flora war kein weißer Rabe; sie hatte die Bildung und Gesinnungen ihrer Umgebung. Von Jugend an sah sie, daß in ihrem Hause ihr Vater nur als Versorger galt, als ein Arbeitsthier, dem es oblag, für seine Familie möglichst viel herbeizuschaffen. Nach dieser Beobachtung bildeten sich ihre Ansichten über den eigentlichen Beruf des männlichen Geschlechts, und mit zwanzig Jahren war sie vollständig zur Ausbeutung desjenigen Mannes vorbereitet, der vor Gott und Menschen die Verpflichtung auf sich nahm, fortan ihren Unterhalt zu bestreiten.

Von den Charaktereigenschaften der schönen Flora besaß Daniel, der lediglich mit den Augen gewählt hatte, nicht die geringste Kunde, als er sich mit ihr verlobte. Daß seine Braut weder von dem Nutzen seiner Wissenschaft überhaupt, noch insbesondere von demjenigen seiner persönlichen Anstrengungen darin sich einen Begriff machen konnte, erklärte er, als er dies ausfand, für entzückende Unwissenheit. Und daß sie, nach nicht gar langer Zeit, ihm mit immer neuen Vorschlägen kam, wie er seine Einnahmen verbessern könne, daraus schloß er nur, daß er an ihr eine umsichtige, sorgsame Hausfrau haben werde. Er seinerseits war bereit zu Allem: ein solcher Engel wie Flora mußte zeitlebens auf Blumen wandeln, und zwar in den feinsten Schühchen und bekleidet mit den schönsten Stoffen. Es war dies eine Ansicht, die Flora durchaus theilte; sie aber wußte besser als er, welche kostspieligen Bedürfnisse Engel haben, und da sie in ihrem Budget vorsichtiger Weise nur mit gewissen Einnahmen rechnete, so drang sie darauf, daß Daniel, mit Beibehaltung seiner Conservatorstelle, sich als Lehrer der Naturwissenschaften an einer der höheren städtischen Lehranstalten anstellen lasse. Nun haben Lippen, die man gern küßt, eine fast unwiderstehliche Beredtsamkeit, und Daniel opferte mit lächelndem Heroismus die Stunden seiner Muße, in denen er bisher seinen privaten Studien obgelegen hatte. Freilich nahm er sich vor, für dieselben künftighin einen Theil der Nacht zu benutzen; als ihm jedoch wirklich, durch des Senators Vermittelung, der Unterricht in Chemie, Physik und Botanik am Realgymnasium übertragen worden war, fand er bald aus, daß der beste Kopf auch in einer Reihe von kleinen Tagesgeschäften ermüdet, wenn diese Reihe nur lang genug ist. Noch glaubte er, nach der Hochzeit, bei durchaus geregeltem Leben, die nöthige Zeit gewinnen zu können, um in seinem Fache auf der Höhe zu bleiben — weiter reichte sein Ehrgeiz schon nicht mehr —; merkwürdiger Weise indessen schienen dem jungen Ehemann die Tage kürzer, als sie je gewesen waren, und die interessantesten Novitäten, die der Buchhändler sandte, häuften sich auf dem Tische und den Stühlen seines Arbeitszimmers an, ohne daß er dazu kam, Kenntniß von ihrem Inhalt zu nehmen.

Es muß Flora zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie als Frau es in der Pflege ihres Mannes an nichts fehlen ließ. Am liebsten hätte sie ihn alle acht Tage wiegen lassen, um über die Beständigkeit in der Zunahme seines Körpergewichts vollständig beruhigt zu sein. Sie wachte über ihn mit der besorgten Aufmerksamkeit, die der Pflanzer seinem werthvollsten Sklaven zu Theil werden läßt. O, er führte ein angenehmes Leben um diese Zeit, mein alter Freund Daniel; er gedieh und bekam volle Wangen. Mit Stolz zeigte Flora ihren Mann vor; alle Welt sollte sehen, was sie aus ihm gemacht hatte. Und Daniel ließ sein gutes Aussehen bewundern und glaubte wirklich zuweilen ein paar Wochen lang, er sei der glücklichste Mensch auf Erden, bis ihn dann plötzlich einmal die Erinnerung an seine früheren Lebenspläne überfiel und melancholisch machte. Seine vortreffliche Frau entdeckte sofort den Schatten in seinen Zügen und ängstigte sich, annehmend, daß er nicht wohl sei. Er konnte ihr nicht sagen, was ihn verstimmte; er litt geduldig, daß sie ihn kosend umschmeichelte, bis unter dem Einfluß ihrer blühenden Schönheit der finstere Geist von ihm gewichen war.

Ich traf ihn einmal auf einem seiner täglichen kurzen Spaziergänge, die ihm seine häusliche Vorsehung verordnet hatte. Er empfand meinen Anblick wie einen Vorwurf und glaubte, sich vor mir rechtfertigen zu müssen. „In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling“, begann er nach einer Weile, indem er zu lächeln versuchte. „Es wäre schlimm, wenn er erst als Greis, still, auf gerettetem Boot, den Hafen erreichte. Ich wenigstens bin glücklicher gewesen; aus dem Sturm und Drang, der Unmögliches will und deshalb sein Pulver nutzlos verschießt, bin ich in einen Wirkungskreis geführt worden, der mir positive Aufgaben stellt und meine Kräfte zu sichtlich ersprießlichen Zwecken in Anspruch nimmt. Wie unreif waren wir doch, als wir noch glaubten, besser zu sein als andere Menschen! Jetzt wissen wir's: alle Wahrheit ist nur relativ, und das Gute und Schöne ist überall. Glück aber ist nur in weiser Beschränkung zu finden. Enge und kurz ist das Leben; wer etwas davon haben will, muß sich bei Zeiten schicken.“

Es war nichts gegen diese Philosophie einzuwenden; sie macht zufriedene Menschen und gute Staatsbürger. Auch ist sie so weit verbreitet wie der Sauerstoff in der Luft. In den Bekenntnissen erscheint sie allerdings niemals rein, sondern nur mit fremden Bestandtheilen vermischt, die ihre Schärfe mildern; in den Handlungen dagegen, in der Lebensführung wird sie überall sichtbar. Daniel war weltklug geworden; er hatte sich denjenigen Menschen zugesellt, die grosweise gezählt werden und war genau so glücklich, wie dieselben sein können — ich hatte keine Berechtigung, ihm daraus ein Verbrechen zu machen.

Daniel's Familie vergrößerte sich; nach dreijähriger Ehe wurde ihm der zweite Knabe geboren. Nun hatte die Mutter auch noch für ihre Jungen zu sorgen. Flora mit ihrem eminent praktischen Sinn faßte die Möglichkeit ins Auge, daß sie Wittwe werden könne. Die kärgliche Pension, auf welche sie in diesem Falle zu rechnen hatte, genügte nicht, um davon sich und ihre beiden Kinder standesgemäß zu erhalten und die Erziehungskosten der letzteren zu bestreiten, wobei außerdem noch ihre Schwiegermutter mit durchzuziehen war. Nachdem die Doctorin Bollenius einmal diesen Gedanken bei sich eingelassen, blieb er ihr Tag und Nacht gegenwärtig und verdarb ihr die Freude am Dasein, auf welche sie doch, nach ihrer natürlichen Empfindung, einen unbestreitbaren Anspruch hatte. Endlich wurde ihr klar, daß ihr Mann sein Leben versichern müsse. „Es ist Deine Pflicht, Daniel, gegen mich und Deine Kinder“, sagte sie ihm; sie hatte bereits gelernt, daß dieser Begriff der Pflicht bei einem Manne Wunder

Digitized by Google

wirkt, obgleich ihr nicht recht klar war, auf welche Weise dies zugeht. Auch hatte Daniel nichts gegen den Vorschlag seiner Frau einzuwenden als das Bedenken, woher denn die jährliche Prämie kommen solle, da doch bisher von ihren Einnahmen nichts übrig geblieben sei. „Du mußt eben mehr verdienen", entschied Flora. „Hast Du nicht früher für Blätter geschrieben? Dies kannst Du ja wieder thun."

In der That, nichts schien Flora einfacher. Sie begriff nicht, weshalb ihr guter, fügsamer Mann ärgerlich auffuhr. „Ich schreiben?" sagte er bitter. „Was hätte ich wohl zu sagen? Meine Weisheit ist veraltet; die Leute, zu denen ich früher geredet habe, sind mir in den letzten Jahren weit vorausgekommen; Niemand würde mir eine Arbeit honoriren." — Flora sann nach; sie hatte einen Platz in einem Lesezirkel und traute sich deshalb in literarischen Dingen ein Urtheil zu. „Du hast zu wenig Selbstvertrauen, Daniel", rügte sie. „In meinen Blättern stehen eine Menge von interessanten Artikeln, z. B. über das Wachsen der Korallen, über Austernzucht, über die Herkunft unserer Gemüse und dergleichen, die Du ganz gut geschrieben haben könntest." — „Tagelöhnerarbeit!" rief Daniel unwillig aus. Flora sah ihn mit ihren schönen Augen verwundert an. „Aber", wandte sie ein, „ist denn Deine sonstige Arbeit vornehmer?" — Daniel schwieg betroffen; er sah sich plötzlich, wie er Andern erschien. Und diese Erkenntniß machte ihn demüthig und nachgiebig; er fügte sich ohne weitere Widerrede. Fortan nahm er Abends nach dem Thee seinen Weg zum Schreibtische und verarbeitete wissenschaftliche Schnitzel und Abfälle zu belletristischen Nippsachen. Flora trieb ihn nicht mehr, wie bisher, um zehn Uhr zu Bett, mit der Erinnerung, daß er sich für sie und die Kinder rüstig und frisch erhalten müsse; vielmehr war sie sichtlich unzufrieden, wenn er es sich einmal auf dem Sopha bequem gemacht hatte und gesonnen schien, die Süßigkeit des Nichtsthuns auszukosten. Sie pflegte dann nach kurzer Zeit aufzustehen, die Lampe anzuzünden und in Daniels Arbeitszimmer hinüberzutragen, und ihr gewissenhafter Sklave folgte, obgleich heimlich seufzend, ihrer stummen Aufforderung zum Fleiß.

Unmerklich, im Laufe der Jahre, kam Daniel sein altes Selbst abhanden; sein Standpunkt für die Beurtheilung abstracter Dinge sank tiefer und tiefer. Seine Ansichten unterschieden sich schließlich nicht mehr von denjenigen der Herren Müller und Schulze, die er täglich beim Frühschoppen traf, zu welchem ihm Flora die Mittel bewilligt hatte. Von seinen alten Freunden war er abgetrieben; nur mit mir fand er sich noch gelegentlich zusammen. Und einstmals — Flora hatte ihm gerade das fünfte Kind geboren — wandelte ihn das Bedürfniß an, sich mir gegenüber auszusprechen. Es war doch etwas wie wehmüthige Resignation in seinem Tone, als er mir die Geschichte seiner allmählichen Wandlung erzählte; aber er bestand mit rechthaberischer Schärfe darauf, daß seine Art und Weise, sich in die Welt zu finden, die einzig richtige sei, und das Glück, das ihm geworden, ein solches, wie es Keinem gezieme, sich besser zu wünschen. „Häuslicher Heerd, geregelte Thätigkeit, genügendes Einkommen", meinte er, „welcher vernünftige Mensch könnte mehr wollen? Ein Bischen Vergnügen, soweit dasselbe zuträglich ist, fällt nebenher auch noch ab. Daß man sich um Dinge quält, die, so oder so entschieden, das persönliche Wohlgefühl gänzlich unberührt lassen, ist Thorheit. Nur bemitleiden kann ich die Idealisten, die niemals sehen, was ist. Ich stehe auf dem Boden des gesunden Menschenverstandes, der sich genügen läßt an Dem, was er begreift, und jede Meinung abweist, die nicht die Majorität für sich hat. Im Uebrigen thue ich meine Schuldigkeit in meinem Beruf als Familienhaupt, als Bürger — wer hätte das Recht, mir einen Vorwurf zu machen?"

Niemand, in der That. Daniel Bollenius ist ein sehr respectabler Mann. Daß aus ihm nicht geworden ist, was er versprach — kann er dafür? Von der Blüthe bis zur Frucht ist ein langer Weg; so viele subtile Einflüsse sind darauf thätig, daß es meist gar keiner Katastrophe bedarf, um das Wachsthum der schwellenden Kerngehäuse an einem Punkte zu hemmen, der weit jenseits der erreichbaren Vollendung liegt. So scheint es die Natur zu wollen, und wir müssen zufrieden sein, daß sie immer neuen Samen züchtet, der wenigstens die Anlage zur vollkommenen Entwickelung seiner Art in sich birgt.

Das alte Bild, welches mir schließlich diese Lehre gegeben hat, habe ich wieder an seinen Ort gelegt, wo es vergilben und verstauben mag. Seitdem sehe ich im Geiste manchen Photographen thätig, Gruppen von jungen Leuten aufzunehmen, die zu höherem Streben sich hoffnungsvoll vereinigt haben. Gott walte, daß sie nicht alle als Philister enden, wie Daniel Bollenius!

Aus der Hauptstadt.

Gesammt-Gastspiel des Hamburger Carl Schultze-Theaters.

Als vor einem Jahrzehnt zum ersten Male das niederdeutsche Drama in Berlin sich zeigte, eroberte es wie im Sturme die Herzen der Reichshauptstädter. Das Woltersdorff'sche Vorstadttheater, auf dem damals Carl Schultze mit seinen Leuten gastirte, wurde für sechs Wochen Mode in Berlin und bildete den Anziehungspunkt für Tausende auch aus jener Welt, die sich die bessere nennt. Alle Zeitungen und Zeitschriften waren gefüllt mit Besprechungen und Erörterungen über die niederdeutsche Bühne; die begeistertsten Lobeshymnen wechselten mit den Prophezeiungen, daß jenem Dialectdrama eine ebenso große Zukunft bevorstehe, wie dem Dialektromane Fritz Reuter's; man dachte sogar schon an ein ständiges plattdeutsches Theater auch für Berlin. Jene Prophezeiungen haben sich leider nicht erfüllt. Selbst in Hamburg, auf dem Boden, dem sie entsprossen und auf dem allein sie sich natürlich und kraftvoll hätte entwickeln können, hat heute die plattdeutsche Komödie keine dauernde und sichere Stätte mehr. „Wieder wandert sie von Thür zu Thür und findet blos dann und wann Einlaß und Aufnahme bei einem der kleineren Theater auf St. Pauli. Na, denn good Nacht!" so klagt ihr Historiograph Karl Theodor Gaedertz am Schlusse seines vortrefflichen Buches. Und wie still ist auch hier in Berlin der Empfang gewesen, jetzt, da sie auf ihrer Wanderung abermals Einzug in die Hauptstadt hielt! Ein Häuflein Getreuer aus der Schriftsteller- und Künstlerwelt hatte sich allerdings versammelt, um die altbekannten und längst liebgewonnenen plattdütschen Darsteller warm zu begrüßen, das berühmte Dreigestirn, Lotte Mende, Heinrich Kinder und Carl Schultze, wurde mit Jubel empfangen, aber die allgemeine und rege Theilnahme des Publicums fehlt; das Central-Theater, auf dem jenes Ensemble gastirt, ist bis jetzt stets kaum bis zur Hälfte gefüllt gewesen. Ist hieran die Hitze allein Schuld, die seit einiger Zeit die Berliner Theater entvölkert? Nein, die Gründe liegen doch etwas tiefer. Vor Allem muß man sie in der nur höchst spärlichen Bereicherung des Repertoires suchen, welche das plattdeutsche Theater seit jenem Triumphzug von 1874 erfahren hat. Es fristet auch in Hamburg nur sein Dasein mit drei bis vier großen Localstücken, die alle schon viele Winter alt sind und mit etwa einem Dutzend kleiner Snake, von denen auch nur wenige eigentlich neu sind. Von einer stetigen, etwa jährlichen Ausbreitung des Repertoires, von einer regelmäßigen Zufuhr dramatischen Stoffes, aus dem das Beste herauszunehmen und für die Zukunft aufzubewahren wäre, ist momentan für die plattdeutsche Bühne nichts zu verspüren. Es ist das bedauerlich, weil es ein Anzeichen von geringer Lebens- und Treibkraft ist, und muß umsomehr beklagt werden, als die jetzigen Haupt- und Zugstücke nicht derartige sind, daß sie verdienten, länger als ein Jahrzehnt auf der Bühne zu weilen. Das Stinde'sche Localstück „Hamburger Leiden", mit dem, wie 1874, auch diesmal das Ensemble sein Gastspiel eröffnete, hat doch nur höchst mäßigen Werth und beginnt allmählich an Wirkungsfähigkeit nachzulassen. Und auch das Burenspill mit Singsang in eenem Uptog „De Leev in Veerlane", welches zu den schon seit 1869 auf dem Repertoire stehenden Stücken gehört, vermag nur noch durch die unvergleichliche Meisterschaft und Ursprünglichkeit, mit welcher Heinrich Kinder die Rolle des Klas durchführt, zu fesseln. Nicht viel besser steht es um die beiden

Digitized by Google

neuen Stücke, welche die Truppe mitbrachte, um das fünfactige Localstück: „Hamburg an der Alster“ von Otto Schneider und H. Hirschel und den einactigen plattdütschen Snak „De lütt Heckenros“ von Auguste Danne. Auch diese beiden Stücke sind nur für Berlin neu; in Hamburg werden sie schon seit Jahren gegeben. Das letztere, der einactige „gemüthliche“ Snak ist eine wahr und warm empfundene Dorfidylle, bei der das nicht geringe Maß von Sentimentalität, das eingemischt ist, durch die frische Natürlichkeit der Darsteller und durch das herzige Plattdeutsch gemildert wird. Eine Bäuerin will ihrem Sohn nicht ein armes Mädchen zum Weib geben, welches in ihrem Hause aufgewachsen ist, wird aber durch die eindringlichen Ermahnungen ihres Großknechtes und durch das unvermuthete Aufblühen einer schon welken Heckenrose erweicht und umgestimmt. Die Plauderei gewinnt ihr eigentliches Leben erst durch die Darstellung: Lotte Mende als Bäuerin und Heinrich Kinder als Großknecht müssen sie uns erst verständlich und schmackhaft machen. Dasselbe gilt auch von dem Localstück: „Hamburg an der Alster“, dessen possenhafter Inhalt an und für sich zu schwächlich angelegt ist, als daß er ohne die Dialektkünste eines Carl Schultze und der Lotte Mende genießbar sein würde. Ein sehr alltägliches Thema, der Conflict zwischen Liebe und Standesvorurtheilen wird fünf Acte lang hindurch ausgesponnen; es ist von vorneherein klar, daß dabei nur die eingestreuten zahlreichen Episoden von Interesse sein können. Die Hauptfigur ist der Buchbinder Kaspar Wehnke (Carl Schultze), Vater zweier Töchter und Besitzer einer resoluten, aber gutherzigen Frau (Lotte Mende); die eine Tochter wird von dem Sohne eines reichen Kaufherrn, die andere von dem Bodenmeister desselben geliebt; der Kaufherr (Heinrich Kinder) ist mit einer adligen Dame verheirathet, die natürlich eine Verwandtschaft mit einem Bodenmeister nicht sehr herbeisehnt und ihres Stiefsohnes Neigung zu bekämpfen sucht. Das ist die ganze dramatische Verwicklung, die sich natürlich, weil der alte Kaufmann ein vernünftiger Mann ist, glücklich löst. Kaspar Wehnke, mit seinen immer gut angebrachten Redensarten „Dat sall woll sin“ und „Na, denn good Nacht“, ist eine behagliche, komische Figur, neben ihm steht der Laufjunge des Kaufmanns, der stets mit classischen Citaten um sich werfende Kunstaspirant Wilhelm (Ottilie Eckermann), im Vordergrund; die Scene, in welcher Beide auf dem Speicherboden mit Beistand des Hauspersonals Julius Cäsar aufführen, und das prächtige Hamburger Messingsch, in welchem sie die Verse Shakespeare's declamiren, werden immer wirkungsvoll bleiben und gehören in der That zu den besseren Leistungen unserer heutigen Possenliteratur. Daß das Werk daneben an manchen Längen und Trivialitäten leidet, war nicht gut zu vermeiden; diese Detailmalerei gehört nun einmal zum Wesen des Localdramas, und gerade die behaglich ausgemalten Ehestandsscenen im Buchbinderhause oder das Kleinleben hinter der Tribüne auf dem Rennplatze sind die bezeichnendsten und ursprünglichsten Partien des neuen Stückes. O. B.

Notizen.

Das Niederrheinische Musikfest in Aachen. Die Niederrheinischen Musikfeste haben den zahlreichen ähnlichen Institutionen gegenüber entschieden schätzenswerthe Charakterzüge voraus. Ihr Höflichkeit forderndes Alter, ihre von einem wirklich idealen Zuge durchwehte Entstehungsgeschichte, die vornehme, exclusive Haltung ihrer Programme und die künstlerische Würdenstufe ihrer Mitwirkenden lassen sie ihren nachgeborenen Namensvettern, deren Erzeugung wir in den meisten Fällen einem Enthusiasmus heuchelnden Cliquenwesen und nacktem Egoismus zu danken haben, als leuchtende, nachahmenswerthe Musterbilder erscheinen. Dennoch weisen auch sie, wie alles Erdentsprossene, ihre Mängel und Fehler auf. Dieselben scheinen mir hauptsächlich in der Abwesenheit einer einheitlichen, wirklich kunstverständigen und vernünftigen Gesammtleitung zu liegen. Jede der drei als Festorte der „Niederrheinischen“ fungirenden Städte — Köln, Düsseldorf, Aachen — besitzt ihr besonderes, aus Dilettanten, notablen Jüngern und dem städtischen Capellmeister zusammengefügtes Musikfestcomité, das über Programme, Solisten und Dirigenten seine willkürlichen, uncontrolirten Bestimmungen trifft. Das ist immer gefährlich, und bei Dilettanten erst recht. Quot capita, tot sensus! Der Dilettantismus in der Kunst ist ein nothwendiges Uebel, und echte Dilettanten sind gewiß weit verehrungswürdiger, als mittelmäßige Künstler — aber wo findet man heutzutage echte Dilettanten? Scheinen doch selbst die echten Künstler sich auf dem Aussterbeetat zu befinden! Kurz und gut: das Programm des diesjährigen Festes machte dem Geschmack und den künstlerischen Kenntnissen des Aachener Comités ein sehr schlechtes Compliment. Wie sie sagten, wollten die guten Leute durch das verflossene Fest die 200jährigen Geburtstage der beiden Musikriesen Bach und Haendel feiern. Auf dem Titelblatt des Festbuches prangten die Namen des großen Dioskurenpaares; bei dem Dirigentenpult standen ihre Büsten — von ihren Werken aber erblickte man wenig und jedenfalls bei Weitem nicht genug, um dem Publicum, wie dies bei einer solchen Erinnerungsfeier doch zu fordern, ein Bild ihrer Totalität, ihres geistigen Vollwesens zu entwerfen. Von Haendel gab man uns den „Judas Maccabäus“, den ersten Theil des ziemlich verzopften „Alexanderfestes“, das „Hallelujah“ aus dem „Messias“ und — die Violinsonate in A-dur, von dem erhabenen Thomascantor einen kleinen Chor aus dem „Weihnachtsoratorium“, die Osterfestcantate, das G-dur-Concert für 9stimmige Streichmusik und eine Arie aus der Pfingstfestcantate. Die übrigen Programmnummern stammten von Beethoven, Schumann, Mendelssohn, Reinecke, dem Festdirigenten, Viotti, Liszt („Prometheus“) und Wagner (drittes Finale aus den „Meistersingern“). Antike Statuen, Rococo-Figuren und indische Götzenbilder, den Tempel von Aegina, den Kölner Dom und moderne Barockbauten wild durcheinander! Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig gewesen wäre! Um das Maaß voll zu machen, debütirte dann ein Comitémitglied in dem Vorworte des Festbuches noch mit der ernsthaften, eine Entschuldigung jener tragikomischen Buntscheckigkeit versuchenden Betheuerung, daß es schwer sei, ein Säcularfest der beiden Musikfürsten zu veranstalten, ohne „eine gewisse Einförmigkeit“ hervorzurufen. (sic!) Und dies Angesichts der brutalen, ärgernißerregenden Thatsache, daß Haendel als Instrumental- und Operncomponist so gut wie gar nicht, und der universelle, colossale Bach, der Dichter der beiden erhabenen Passionsmusiken und der monumentalen H-moll-Messe, der unerreichte Beherrscher der Königin der Instrumente: der Orgel, weder als solcher, noch als Symphoniker und Kammermusikcomponist, vertreten war. Und doch hätte man bloß mit den Werken, die der Meister auf diesen Kunstgebieten schuf, Programme für 3 Säcularfeste ausfüllen können, und zwar hochinteressante, gewiß nicht an Einförmigkeit leidende Programme. Es stimmt traurig, bei solchen Gelegenheiten einer derartigen Unkenntniß zu begegnen.

Auf die Festaufführungen an sich läßt sich ebenfalls nur mit gemischten Empfindungen zurückblicken. Die Chöre der verschiedenen Gesangwerke waren durch den städtischen Musikdirector Julius Kniese, welcher Taktstock und Lorbeern an den Festtagen unbilligerweise fast ausschließlich Karl Reinecke abtreten mußte, ganz ausgezeichnet einstudirt und offenbarten eine Sicherheit, innere Festigkeit und Ausdrucksfähigkeit, welche man bei gleicher Massenbesetzung nur höchst selten findet. Das Orchester leistete ebenfalls Vortreffliches. Die Solisten hingegen befriedigten hohe Ansprüche durchaus nicht.

Statt der ganzen, hohen Vollgestalt der beiden Riesenkünstler zeigte man uns in Aachen, wie in einem Reliquienkasten, nur einzelne Gliedmaßen, ihren Rock, ihren Perrückenzopf! Zu einer wahren, der Bedeutung der beiden unsterblichen Geburtstagskinder wirklich entsprechenden Säcularfeier hat Deutschland sich im Jahre 1885 nicht emporzuschwingen vermocht. Nur das kühle, als unmusikalisch verschrieene Albion trägt der Bedeutung des Jahres Rechnung und weiht wenigstens dem Andenken des großen Haendel demnächst im Londoner Crystal Palace eine 200jährige Geburtstagsfeier, welche die im Jahre 1785 gefeierte 100jährige in jeder Beziehung tief in Schatten stellen dürfte.

Bonn a. Rh. Joseph Schrattenholz.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Nachtrag zu **Othmer's Vademecum** für Literaturfreunde. Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur" aus den Jahren 1878-1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und Leopold Ost.

8° VI. 368 Seiten. Preis 8 Mark.

Hannover. Fr. Cruse's Buchhandlung.

Verlag von **Gustav Fischer in Jena.**

Der Ursprung der

Gewitter-Elektricität

und der gewöhnlichen

Elektricität der Atmosphäre.

Eine meteorologisch-physikalische Untersuchung

von

Dr. Leonhard Sohncke

ord. Professor der Physik a. d. Univers. Jena.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Dorè Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Dorè.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Rigi-Unterstätten.

Eröffnung am 25. Juni.

Schöne Aussicht.

Pensionspreis 5½ Frcs.

Baptist Steiner.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

3000 Abbildungen im Text.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ALLGEMEINES STAATSRECHT.

Von

J. C. BLUNTSCHLI.

Sechste Auflage, durchgesehen von E. Loening.

gr. 8°. VIII u. 690 S. M. 10. —

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland

von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Von

Franz Anton Specht.

(Eine von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift.)

gr. 8°. XII und 411 Seiten. M. 8. —

Die Politik der Republik Venedig

während des dreissigjährigen Krieges

von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

II. Band: Die Befreiung des Veltlin und der Mantuaner Erbfolgekrieg.

gr. 8°. VIII und 359 Seiten. M. 6. —

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von R. Baumbach.

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von Heinr. Seidel.

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von Julius Lohmeyer.

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von Hans Grasberger.

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von Emil Peschkau.

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein in Berlin.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google